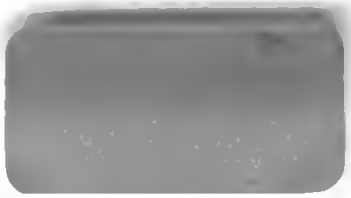
Germ.g. 350

Pfahler



Digitized by Google

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Geſchichte der Deutſchen

von den

älteſten Zeiten bis auf unſere Tage.

In drei Bänden.

Erſter Band.

Von den älteſten Zeiten bis auf Carl den Großen.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Georg Pfahler.

Stuttgart.
Gebrüder Scheitlin.
1861.

Geſchichte der Deutſchen

von den

älteſten Zeiten bis auf Carl den Großen.

Von

Georg Pfahler.

Stuttgart.
Gebrüder Scheitlin.
1861.

...THECA
...LA
...CENSIS.

Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Vorwort.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Das Buch, dessen ersten Theil wir hiemit der Oeffentlichkeit übergeben, und das in drei Bänden die Geschichte unseres Volkes von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage umfassen wird, ist die Frucht vieljähriger, oft und vielfach unterbrochener Studien.

Wenn dasselbe einen Beitrag liefern wird zum Beweise, mit welch wachsendem Eifer die Vergangenheit unserer Nationalgeschichte durchforscht wird zu Rath und Trost in den so drohenden und schwer lastenden Verhältnissen der Gegenwart, so sollte es auch den Fleiß in Ergründung der Quellenschriften und das unbestochene, unpartheiische Urtheil in Schilderung von Personen und Verhältnissen nicht unbezeugt lassen.

Die verzögerte Erſcheinung des erſten Bandes liegt außer Schuld des Verfaſſers, die zwei nächſten Bände werden bald möglich folgen.

Im Juli 1861.

Der Verfaſſer.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Die alte Zeit.

Erstes Buch.

Herkunft, Gesetze und Sitten der alten Deutschen.

Kap. 1. Die Herkunft des deutschen Volkes 1
„ 2. Der deutsche Urwald 9
„ 3. Charakterschilderung der alten Deutschen 14
„ 4. Unterschied der Stände 21
„ 5. Besitz und Eigenthum 26
„ 6. Die Landesgemeinde und die Obrigkeiten 29
„ 7. Gesetz und Herkommen 32
„ 8. Gericht und Strafe 39
„ 9. Die Sippe und das Haus 45
„ 10. Die Ehre der Frauen 48
„ 11. Leben und Sitten 52
„ 12. Götterlehre 60
„ 13. Opfer und Priesterthum 73

Zweites Buch.

Die Römerkriege.

Kap. 1. Die ältesten geschichtlichen Nachrichten 79
„ 2. Die Cimbern und Teutonen 83
„ 3. Arioviſt der Sueve 96
„ 4. Armin der Cherusker 125
„ 5. Civilis der Bataver 150
„ 6. Deutschland am Anfang des zweiten Jahrhunderts 182

STAATS MUSEUM

Drittes Buch.

Die Völkerwanderung.

		Seite
Kap. 1.	Der Marcomannenkrieg	188
„ 2.	Die Alemannen	192
„ 3.	Die Franken	207
„ 4.	Die Gothen	217
„ 5.	Alarich	237
„ 6.	Geiserich	255
„ 7.	Attila der Hunnenkönig	267
„ 8.	Odoachar der Heruler	281

Viertes Buch.

Das Christenthum unter den Deutschen.

Kap. 1.	Was seiner Ausbreitung entgegenstand	290
„ 2.	Was sie begünstigte	293
„ 3.	Die Ausbreitung des Christenthums	297

Fünftes Buch.

Die wachsende Macht der Franken.

Kap. 1.	Theodorich der Große	306
„ 2.	Chlodwig und seine Söhne	315
„ 3.	Gelimer	337
„ 4.	Vitiges	362
„ 5.	Die Longobarden	419
„ 6.	Brunhilde und Fredegunde	450
„ 7.	Reccared	484
„ 8.	Die Angelsachsen und Normannen	518

Sechstes Buch.

Das römisch-deutsche Kaiserthum.

Kap. 1.	Die fränkischen Hausmeier	530
„ 2.	Carl Martell	545
„ 3.	Pippin der Kleine	559
„ 4.	Bonifacius	580
„ 5.	Carl der Große	630
„ 6.	Die Sachsenkriege	643
„ 7.	Carl, römisch-deutscher Kaiser	662

Digitized by Google

Die alte Zeit.

Erſtes Buch.

Herkunft, Geſetze und Sitten der alten Deutſchen.

Quellen: Julius Cäſar, Horaz, Strabo's Geographie, Seneca, Tacitus Germania, Plinius Naturgeſchichte, Ammian Marcellin, Procopius von Cäſarea.

Wiſſenſchaftliche Bearbeitungen: F. Walter, deutſche Rechtsgeſchichte. Bonn 1853. — Jakob Grimm, deutſche Rechtsalterthümer. 2. Aufl. Göttingen 1854. — Deſſen deutſche Mythologie. Göttingen 1835. — H. Leo, Vorleſungen über die Geſchichte des deutſchen Volkes und Reiches. 1. Bd. Halle 1854.

Kapitel 1.

Die Herkunft des deutſchen Volkes.

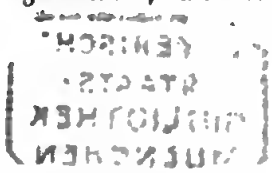
1) Die Fragen, woher unſere Nation ſtamme, wo ſie früher gewohnt, und welche Schickſale ſie erlebt, hängen mit der älteſten Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts zuſammen. Wenn die Weltgeſchichte beſtimmte Angaben darüber nicht enthält, ſo hat ſie uns doch Manches erhalten, woraus Licht über jene alten Zeiten und Erkenntniß jener Zuſtände gewonnen wird. Kein menſchliches Auge hat die Erſchütterungen und Umwälzungen geſehen, welche die Erde erlitten und ihr die jetzige Geſtalt gegeben, und dennoch mangelt uns darüber nicht alle Kenntniß, ſeit es dem menſchlichen Geiſte gelungen, die Schrift des kalten Steines zu leſen, und jene Steintafeln zu entziffern, in denen eine untergegangene Welt, Pflanzen und Thiere, ſterbend ihre Zeichen unauslöſchlich eingegraben haben.

Was Licht und Zuſammenhang in die Geſchichte der alten Zeit und der einzelnen Völker bringt, das ſind vor allem die Mythen und Legenden, die ein Geſchlecht dem andern, die Väter den Enkeln begeiſtert und mit lebendigem Worte zugeſungen, das iſt die Sprache, die, wie klarer Quell oft dem härteſten Stein entſpringt, auch die furchtbarſten nationalen Prüfungen ſiegreich überſtanden, das

BAYERISCH' STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

sind endlich Sitten und Gesetze, auf denen die Geschichte eines jeden Volkes, wie auf Säulen und granitnem Unterbau charakteristisch sich auferbaut.

2) Was aus diesen Vergleichungen und den gelehrten Forschungen als das Wahrscheinliche sich ergibt ist, daß unser Volk jenem großen Völkerstamme angehört, welcher der indogermanische genannt, von Indien aus durch Persien über ganz Europa sich ausgebreitet hat, daß ihnen voran aus denselben Urſitzen des Menschengeschlechts die Pelasger hervorgebrochen, welche den Süden von Europa bevölkerten und jene berühmten Reiche schufen, die Pflanzstätten hoher Cultur für alle Zeiten, daß von dorther auch dasjenige Volk, welches den Südwesten von Europa und die Inseln bevölkert hatte, nicht ohne Bildung, und lange vor den Germanen den Römern ein Schrecken, die Celten, gekommen, und daß endlich unsere Nation lange, bevor der Namen der Germanen in der Geschichte genannt wurde, getheilt in viele Stämme und unter verschiedenen Namen von den Völkern bewundert und gefürchtet, dorther seinen Ausgang genommen hat. Wann jene große Völkerwanderung vom Osten gegen den Westen begonnen, aus welchen Ursachen, wie viele Jahrhunderte sie gewährt, ist gänzlich unbekannt. Der römische Geschichtschreiber Tacitus, einer der Ersten, der über Ursprung und Abstammung des deutschen Volkes geschrieben hat, ist zwar der Meinung, daß es ein eingeborenes, nicht aber ein eingewandertes Volk sei, einmal, weil die, welche ihre Wohnsitze zu wechseln trachteten, einst nicht zu Land, sondern auf Flotten genaht seien, der unermeßliche, und wie einer andern Welt angehörende, Ocean aber nur selten von Schiffern aus einer andern Zone besucht werde, und dann ganz abgesehen von den Gefahren und Schrecknissen eines stürmischen und unbekannten Meeres, wer wohl Asien, oder Afrika oder Italien verlassen habe, um nach Deutschland zu ziehen, ein Land ohne Schönheit, mit rauhem Klima, unerfreulich dem Bebauer wie dem Beschauer, es wäre denn sein Vaterland? Aber der große Geschichtschreiber hätte schon an dem Schicksal des damaligen römischen Reiches ersehen können, daß es Zeiten gibt, in welchen auch mächtige Nationen in der Hand einer unsichtbaren Macht wie dürre Blätter beim losgebrochenen Sturme sind, daß so manche Erfindung und Entdeckung auch der alten Welt der Noth und der Bedrängniß abgerungen wurde, und daß die Bevölkerung der Erde nicht bequemer Ueppigkeit, sondern dem herben Schicksale Einzelner, wie ganzer Völker zu danken ist. Die Römer nannten unser Volk Germani, was so viel bedeutet als Brüder. So habe man, wie Tacitus sagt, zuerst die, welche den Rhein überschritten und die Gallier zurückdrängten, Germanen genannt; was so eines Stammes, nicht des Volkes Namen gewesen, sei allmählig zu größerer Geltung gekommen, so daß zuerst der Sieger, um sich furchtbarer zu machen, bald das Volk selbst den erfundenen Gesammtnamen „Germanen" gebraucht habe. Andere leiten den Namen von „Wehr", Andere von „Ger", soviel als Lanze, Speer, daher Kriegsmänner, und wieder Andere von „Heer", Ehre.



Leo und Grimm, zwei um die Geschichte unseres Volkes und seiner Sprache hochverdiente Männer, haben dem Namen Germanen auch noch eine andere Ableitung gegeben. Es sei nämlich ein celtischer Name, den die Celten ihren von Osten her drängenden feindlichen Nachbarn gegeben, und zwar leite sich der Name ab vom Stamme „gair" oder „gairm" d. h. schreien, daher gairmon ein Schreier, ungestümer, tobender Krieger, wie auch ihr furchtbarer Schlachtgesang den Römern Todesschrecken eingejagt hat. Es ist unbestritten, daß wir der Erforschung fremder Sprachen und ihrer Vergleichung unter einander für das Verständniß unserer Geschichte Außerordentliches verdanken, aber das Streben, auf diesem Wege die dunkelsten, geschichtlicher Kenntniß weit entrückten, Zeiten aufhellen zu können, hat auch gründliche Gelehrsamkeit nicht vor Verirrungen geschützt.

Der von den Römern gebrauchte Name Germanen verschwand wieder, wird aber jetzt noch gebraucht zur Bezeichnung aller mit dem deutschen Volk verwandten Nationen. In den Stürmen der Völkerwanderung fehlt ein Gesammtname der Nation, dafür wurden um so häufiger die einzelnen Stämme der Gothen, Franken, Alemannen, Angeln, Sachsen u. a. m. genannt. Das Wort deutsch, abgeleitet von *diuta* oder *diota*, der Stamm, das Volk, *diutisk*, was dem Stamme, dem Volke angehört, kam erst seit der Zeit Ludwig's des Frommen in Gebrauch, also etwa seit dem Anfang des neunten Jahrhunderts, wo das deutsche Volk überhaupt erst mehr in seiner Bestimmtheit aus der Masse der germanischen Völker heraustritt, wo die Theile des Frankenreiches, in denen romanische Dialekte geredet werden, sich schärfer scheiden von den Theilen, wo deutsch geredet wird, wo die lingua romana der lingua theodisca oder gentilis entgegentritt, und allmählig wird *Theodisci* Gesammtbezeichnung der Bewohner des Frankenreichs, welche deutsche Dialekte sprechen.

3) Unsere Vorfahren besangen in alten Liedern, wie Tacitus erzählt, den Gott *Thuisko* als den Stammvater der Nation. Sein Sohn Mannus habe drei Söhne gezeugt, und sei durch diese der Gründer der drei deutschen Hauptvölker geworden, nämlich der Ingävonen, Istävonen und Hermionen. Die Ersteren wohnten an der Nordsee, die zweiten am Rhein, die Hermionen zwischen ihnen und im übrigen Deutschland.

Zu den Istävonen, den Westgermanen, zählt Tacitus, nachdem er von Trevirern und Nerviern angeführt, daß sie mit Stolz auf die Ehre deutscher Abkunft Anspruch machen, als ob dieser Adel des Bluts sie vor Gleichstellung mit den schlaffen Galliern schütze, die Vangionen, Triboker und Nemeten auf der linken Seite des Oberrheins, im Elsaß, der Pfalz und in Rheinhessen: die Vangionen wohnten bei Worms, borbetomagus die Triboker um Straßburg, argentoratum; ihren Namen leiten Einige her von drei Buchen; die Nemeten zwischen beiden um Speier, noviomagus. Ihr Land nannten die Römer Oberdeutschland, germania superior oder

prima im Gegenſatz zu Niederdeutſchland, germania inferior oder secunda. Rheinabwärts ſaßen die Ubier, die aus ihren frühern Wohnſitzen vertrieben am linken Ufer des Rheins ſich anſiedelten, die treueſten Bundesgenoſſen der Römer, die aber eben deßwegen den unabhängigen Stämmen am meiſten verhaßt waren; ihre Stadt war *Colonia Agrippina*, Köln. Als die tapferſten von allen dieſen Stämmen werden die Bataver genannt auf der Inſel, d. h. dem Stück Landes, welches die Maas und derjenige Arm des Rheins umfloß, der Vacalus Wahl hieß, heute noch die Betuve genannt. Einſt eine Völkerſchaft der Chatten trieb ſie ein Aufſtand in der Heimath an den Rhein, wo ſie ein Beſtandtheil des römiſchen Reiches werden ſollten. Die Römer wußten ihre Tapferkeit zu ſchätzen. Denn ſie durften weder Tribut zahlen, noch zehrte an ihnen das verhaßte Geſchlecht der Zollpächter. Dafür mußten ſie Hilfstruppen ſtellen, die im römiſchen Heere wegen ihrer Kühnheit und Tapferkeit in großer Achtung ſtanden, wurden alſo, frei von Laſten und Steuern nur zum Gebrauch in der Schlacht zurückgeſtellt, und wie Geſchoſſe und Waffen auf den Krieg geſpart. In gleicher Abhängigkeit befand ſich auch der Stamm der Mattiacer am Taunus, in deren Land Mattium lag, wahrſcheinlich Wiesbaden. Die mattiſchen warmen Quellen waren den Römern bekannt, daraus geſchöpftes Waſſer blieb drei Tage lang warm; am Rande ſetzten ſie Bimsſtein an. Die Chatten, Heſſen, die Cäſar zu den Sueven zählt, hatten nach Tacitus ihre Wohnſitze vom hercyniſchen Wald bis an den Main. Der Stamm zeichnete ſich aus durch größere Abhärtung, gedrungenen Gliederbau, drohenden Blick und lebhafteren Muth; auch beſaßen ſie größere Klugheit und Gewandtheit in Führung des Krieges, als andere Stämme. Sie wählten ihre Anführer, hörten auf ſie, kannten jeder ſeine Reihe, auf dem Zuge ſicherten ſie ſich Nachts durch einen Wall; auch legten ſie dem Anführer mehr Bedeutſamkeit bei, als dem Heere. Ihre Stärke beruhte auf dem Fußvolk, das außer den Waffen noch mit Eiſengeräth und Proviant beſchwert war, ſo daß man ſagen konnte, die Andern zogen in die Schlacht, die Chatten in den Krieg. Aber auch ihre Reiterei war ſehr gewandt und geübt. Bei ihnen war es allgemeine Sitte, Haar und Bart lang wachſen zu laſſen und nur dann wie ein Gelübde zur Tapferkeit abzulegen, wenn ſie einen Feind getödtet hatten. Sie enthüllten alſo unter Blut und Leichen ihre Stirne, indem ſie dann erſt, wie ſie ſagten, den Preis für ihre Geburt entrichtet und des Vaterlandes und der Väter würdig ſeien. Die Feigen und Unkriegeriſchen blieben in jener Tracht. Die Allertapferſten trugen überdieß noch einen eiſernen Ring, ein Zeichen der Schmach bei dem Volke, bis ſie durch Tödtung eines Feindes ſich davon losmachten. Dieſen ſtand es allezeit zu, die Schlacht zu beginnen; ſie ſtanden in den erſten Reihen, den Römern oft ein befremdender Anblick.

Nächſt ihnen am Rhein wohnten die Uſipeter und Tenkterer. Von den letztern rühmt Tacitus, daß ſie außer dem gewöhnlichen Kriegsruhm, noch

durch die Meiſterſchaft im Reiten ſich ausgezeichnet. Ihre Reiterei war eben ſo berühmt geweſen, wie bei den Chatten das Fußvolk. Reiten war das Spiel der Knaben, der Wetteifer, die Beſchäftigung der Alten. Mit Hof und Heerde und den Rechten der Nachfolge wurden die Pferde vererbt. Es bekam ſie von den Söhnen nicht der älteſte, wie das Uebrige, ſondern der tapferſte und beſte.

Neben den Tenkteren wohnten einſt die Bructerer. Grenzpunkte ihres Landes waren Ems, Lippe und der Teutoburger Wald. Ihren Namen leiten Einige von Broek, Bruch, d. h. Bruchbewohner, ab, nach Andern bedeutet er ſo viel als die glänzenden. Als geſchworene Feinde der Römer hatten ſie an allen ihren ſchweren Niederlagen ſich betheiligt. Darum richtete ſich beſonders gegen ſie der Zorn und die ſchlaue, giftige Kunſt der Römer, um durch Andere Rache an ihnen zu nehmen, was nur zu gut gelang. An ihrer Grenze ſtand das römiſche Caſtell Aliſo, das Viele für das heutige Elſen bei Paderborn halten, Andere aber im Kirchſpiel Liesborn ſuchen am Zuſammenfluß der Liſe und Glönne in die Lippe. Nach Strabo wurden ſie in die kleinern und größern eingetheilt; eine Theilung, die ſich bei andern Schriftſtellern nicht findet. Wie Tacitus erzählt, wurde der Stamm zur großen Freude der Römer durch innere Kriege faſt ganz ausgerottet. O möge doch, ruft er dabei aus, bei dieſen Völkern, wo nicht Liebe zu uns, wenigſtens Haß unter ſich herrſchen und fortwähren, zumal bei des Reiches drängenden Verhängniſſen das Schickſal uns nichts Höheres mehr gewähren kann, als der Feinde Zwietracht! Da aber ſpäter noch Plinius und Ptolemäus von den Bructerern berichten, ſo mag wohl Tacitus vorgefallene Kämpfe zu lebhaft geſchildert haben, die Macht des Stammes geſunken ſein, und er einen Theil ſeines Gebietes an die Chamaver und Angrivarier verloren haben. An die Angrivarier und Chamaver ſchließen ſich die Dulgitubiner und Chaſuarier und andere nicht ſehr bekannte Stämme an.

Zu den Ingävonen, Nordſeegermanen, gehörten die Frieſen, welche in dem nordweſtlichen Küſtenſtrich von den bataviſchen Inſeln bis zur Ems wohnten, und nach dem Maße ihrer Macht in große und kleine eingetheilt wurden. Die Wohnſitze der kleinen Frieſen werden Süd- und Nordholland, Oſtfriesland, die der großen das jetzt noch ihren Namen tragende Friesland und Oſtfriesland geweſen ſein. Oeſtlich von ihnen zu beiden Seiten des Niederrheins ſaßen die Amſivarier. Das Land der Chauken, eines der ſtärkſten Stämme der Ingävonen, umfaßte die ganze Krümmung, welche die deutſche Küſte vom Lande der Frieſen bis zur Elbe bildet. Ein Theil ſcheint tiefer in's Binnenland eingedrungen zu ſein und den Cheruskern einen Landſtrich abgerungen zu haben, aus Gründen, die Plinius in einer ergreifenden Schilderung uns aufbewahrt hat. Wir haben im Norden, erzählt er, die Stämme der Chauken geſehen, die größern und kleinern genannt. Dort dringt Tag und Nacht zweimal in ungeheurer Weite der Ocean mit unermeßlichem Wogenſchwalle gewaltig an und begräbt

unter ſeinen Fluthen den ewigen Streit der Schöpfung: ob Meer, ob Land, Keiner vermag es zu ſagen. Dort hat das unglückliche Volk Höhen oder Erdhügel inne, die es mit eigener Hand aufgeworfen hat — es weiß ja aus Erfahrung, wie hoch die höchſte Fluth ſteigt. Darauf ſtehen ihre Hütten: Seefahrern gleichen ſie, wenn die See das Land umher bedeckt, Schiffbrüchigen, wenn ſie zurückgetreten iſt. Rings um ihre Hütten machen ſie Jagd auf die Fiſche, welche mit dem Meere entfliehen. Nicht iſt es ihnen geworden, Vieh zu halten und von Milch zu leben, wie ihre Nachbarn, ſelbſt nicht einmal den Kampf mit wilden Thieren zu beſtehen, denn weit umher gedeiht kein Strauch. Aus Schilf und Sumpfgras flechten ſie Stricke, um Netze für die Fiſche auszuſpannen. Mit den Händen ſammeln ſie Schlamm, den ſie dann mehr am Wind, als an der Sonne trocknen; mit dieſer Erde kochen ſie ihre Speiſen, damit erwärmen ſie ſich, wenn ihre Glieder vor Froſt ſtarren. Ihr einziges Getränk iſt das Regenwaſſer, das ſie in Gruben in dem Vorhofe des Hauſes aufbewahren. Und wenn dieſe Stämme heute von dem römiſchen Volke beſiegt werden, ſo klagen ſie über Sklaverei! So iſt es fürwahr: Viele ſchont das Geſchick, um ſie zu ſtrafen. Taeitus aber rühmte an ihnen ihren Edelſinn und ihre Gerechtigkeit, daß ſie keine Verheerungszüge unternahmen und nicht auf Raub und Plünderung auszogen, daß ſie aber deſſen ungeachtet die Waffen in Bereitſchaft hielten, und wenn es die Umſtände erforderten, ein Heer, Männer und Roſſe in Menge, in's Feld ſtellen konnten.

Zu beiden Seiten der Weſer wohnten die Cherusker, groß durch den Ruhm, die Freiheit des Vaterlandes gerettet zu haben. Jenſeits der untern Elbe werden die Cimbern und Teutonen, die Sachſen und Angeln, die letztern erſt in ſpäterer Zeit genannt.

Zum dritten Hauptſtamme, den Hermionen, werden vor Allen die Sueven gezählt. Den Erklärungen, wonach ihre Namen bald von „See", bald von „ſchweifen", als nomadiſch und kriegeriſch herumſchweifend, bald von den an dem Kopf zuſammengebundenen und lang herabfallenden Haarſchweifen herkommen ſoll, haben Neuere eine andere hinzugefügt, wonach der Name mit dem altnordiſchen *suæfa* oder *sæfa*, ſchlafen machen, opfern, zuſammenhänge, ſo daß alſo *Sueri, suapa, suæfa*, ſo viel heiße, wie Opferer. Sie hatten den größten Theil Deutſchlands inne. Bezeichnend für den Stamm war, daß ſie das Haar nach hinten zurückgeſtrichen und dann auf dem Kopf in einem Knoten zuſammengebunden trugen, und das Alles, um beſonders dem Feinde um ſo größer und ſchrecklicher zu erſcheinen. Sie wohnten von dem Rhein und der Donau bis an die Karpathen und der Weichſel. Auch Julius Cäſar nennt ſie das größte und am meiſten kriegeriſche Volk von ganz Deutſchland. Ihr Land beſtand aus hundert Gauen, aus dem jährlich hunderttauſende Bewaffnete außer Landes in den Krieg zogen, während die Uebrigen in der Heimath zurückblieben, um ſich und dem Heere die nöthige Nahrung zu ſichern. Im folgenden Jahre zogen dann zur Abwechs-

lung die Letztern in's Feld, während die Andern zu Hauſe blieben. Auf ſolche Weiſe wurde weder der Feldbau unterbrochen, noch die Kenntniß des Kriegsweſens und die Uebung in den Waffen vernachläſſigt. Uebrigens gab es bei dieſem Volke kein beſonderes und durch Grenzmarken getrenntes Grundeigenthum, da ſie ſich des Ackerbaues wegen nie länger, als ein Jahr an ebendemſelben Orte aufhielten. Auch ernährten ſie ſich weniger von Getraide, als von der Milch und dem Fleiſche ihrer Heerden und gaben ſich viel mit der Jagd ab. Dieſes freie ungebundene Leben von Jugend auf verlieh ihnen, vereint mit ihrer ſtärkenden Nahrung und täglichen Waffenübung, große Kraft, und entwickelte Menſchen von ungeheurer Körpergröße. Deßhalb waren ſie auch ſo abgehärtet, daß ſie bei dem kalten Klima des Landes als Kleidung blos Felle trugen, die ſehr klein waren und den größten Theil des Körpers unbedeckt ließen; zum großen Staunen der an warme Bäder gewöhnten Römer badeten ſie ſich in ihren Flüſſen. Mit Kaufleuten verkehrten ſie zwar, aber nicht aus Luſt nach fremden Waaren, ſondern um die Kriegsbeute an ſie verkaufen zu können. Ausländiſche Pferde, für die man in Gallien große Vorliebe hegte und große Summen zahlte, traf man keine bei ihnen. Die einheimiſchen, obwohl von unanſehnlicher Geſtalt, wußten ſie durch tägliche Uebung ſo abzurichten, daß ſie die größten Anſtrengungen ertragen konnten. In den Reitertreffen ſprangen ſie oft von ihren Pferden und kämpften zu Fuß, während die Thiere in Folge der Abrichtung auf demſelben Punkte ſtehen blieben; erforderten es aber die Umſtände, ſo zogen ſie ſich ſchnell zu denſelben zurück. Sich beim Reiten des Sattels zu bedienen, galt in ihren Augen für die größte Schmach und Feigherzigkeit. Wenn ihrer deßhalb auch noch ſo wenige waren, ſo wagten ſie es doch, den größten Haufen ſolcher Sattelreiter anzugreifen. Wein durfte durchaus keiner in ihr Land gebracht werden, weil ſie glaubten, daß durch Genuß desſelben die Kraft zur Ertragung der Mühſeligkeiten verſchwinde, und die Tapferkeit abnehme. Man hielt es für den größten Ruhm der Völkerſchaft, wenn ihr ganzes Gebiet von Einöden umgeben war, ein Beweis, daß viele andere Stämme ihrer Macht weichen mußten. Zu den Sueven gehörten auch die Hermunduren, deren Sitze von der Donau bis zur Elbe ſich ausbreiteten. Wie Tacitus von ihnen rühmt, waren ſie den Römern treu ergeben. Sie allein trieben nicht nur am Ufer Handel, ſondern im Lande ſelbſt und in der prachtvollen Colonie der Provinz Rhätien, *Augusta Vindelicorum*, Augsburg. Nach Belieben, ſagt er, hie und da und unbewacht kommen ſie herüber, und während wir den andern Stämmen nur unſere Waffen und Lager ſehen laſſen, haben wir dieſen unſere Häuſer und Villen aufgethan, ohne daß ſie darnach begehrten. Bei den Hermunduren entſprang die Elbe, *Albis*. Neben den Hermunduren wohnten die Nariscer, ſodann die Markomannen und Quaden. Die erſtern wohnten früher am mittlern und obern Main, zogen ſpäter unter Marbod nach Böhmen, *Bojohemum*, wo ſie ſich nach

Vertreibung der Bojer, daher der Name Böhmen, niederließen, und auch nach Marbod's Ende Könige aus ſeinem Geſchlecht hatten. Ihre königliche Macht und Gewalt mußten aber die Römer ſtützen, ſelten durch Waffen, häufiger durch Geld, das die wirkſamſte Unterſtützung geweſen zu ſein ſcheint. Beide Stämme nannten die Römer die Stirne Germanien's, ſoweit die Donau die Grenzſcheide war. Als die Edelſten und Aelteſten unter den Sueven wurden die Semnonen genannt, zwiſchen der Elbe und der Oder, *Viadrus*. Bei ihnen befand ſich das Hauptheiligthum des ganzen Stammes. Zu feſtgeſetzter Zeit kamen in einem Walde, geheiligt durch die Weihen der Väter und altherkömmliche Scheu, alle Völkerſchaften desſelben Bluts durch Geſandtſchaften zuſammen, opferten von Gemeinde wegen einen Menſchen und begingen nach den Worten des Römers grauenvolle Weihen. Es widerfuhr dem Haine noch eine andere Ehrfurchtsbezeigung. Niemand betrat ihn anders, als mit einer Feſſel gebunden, im Gefühl der Niedrigkeit und zum Zeugniß göttlicher Allmacht. Stürzte einer zufällig, ſo war ihm nicht geſtattet, ſich aufheben zu laſſen, oder aufzuſtehen; auf dem Boden liegend, mußte er ſich hinauswälzen.

An der untern Elbe oſtwärts wohnten die Longobarden, klein zwar an der Zahl, aber durch Muth und Tapferkeit ausgezeichnet und beſtimmt, in ſpäterer Zeit mit Macht in die Weltgeſchichte einzugreifen. Ihren Namen haben die Alten von den langen Bärten abgeleitet. Neuere haben, weil die in jenen Gegenden vom Volke der Longobarden Zurückgelaſſenen Bardi heißen und die Landſchaft derſelben Bardengove, ihre Stadt Bardonwik, nicht blos daher und nicht blos von der Börde, einer fruchtbaren Ebene an dem Elbufer, ſondern namentlich auch von dem Laingau und Bartengau links der Elbe den Namen der Longobarden abgeleitet. Nach Ptolemäus gingen ihre Wohnſitze ſüdlich von Hamburg bis Salzwedel.

Außer den angeführten Völkerſchaften nennt Tacitus noch im Norden und Nordoſten durch Flüſſe und Wälder geſchützt die Reudigner, Avionen, Anglen, Variner, Endoſen, Suardonen und Nuithonen, unter denen beſonders die Rugier, durch das Heiligthum auf der nach ihnen benannten Inſel Rügen und dann die Anglen durch ihre Seezüge berühmt geworden ſind. Dieſſeits der Oder wohnten die Heruler, jenſeits der Volksſtamm, deſſen Namen ſich bis auf uns erhalten hat, die Burgunder. Nächſt ihnen wohnten die Gothonen oder Gothen, die einſt die Welt erſchüttern ſollten. Nach ihnen werden noch genannt die Skiren und Gepiden an der Weichſel, im heutigen Schleſien die Ligier, die Vandalen, Burier u. a. m.

Neben den drei Hauptſtämmen führt der römiſche Naturforſcher Plinius, dem wir für die Geſchichte des Alterthums unſchätzbare Beiträge verdanken, noch zwei große Hauptvölker an, die Vindilen an der Oſtſee und die Peucener von der Donauinſel Peuce in Ungarn. Wir ſind im Allgemeinen Tacitus

gefolgt, der uns die wichtigsten Aufschlüsse über die Geschichte der damaligen, sowie der längst vergangenen Zeit getreu überliefert hat. Mit ihm stimmen sämmtliche griechische und römische Schriftsteller, welche über unsere Nation und ihre Geschichte geschrieben haben, im Wesentlichen überein.

Kapitel 2.

Der deutsche Urwald.

1. Wenn wir davon reden sollen, wie Deutschland in den alten Zeiten ausgesehen, wie es angebaut und was es hervorgebracht habe, so können wir allerdings das nicht bieten, was die Römer damaliger Zeit von ihrem Vaterlande rühmten, sonnige Fluren, die Wein und Korn und Oel im Ueberfluß erzeugt, Auen mit grünen Myrten, die der lockern Erde entsprießen, Haine und Gärten bei Tibur, von lebendigen Bächen bewässert, geschmückt mit Rosen, so sanft, wie der Schlummer, wo zweimal trägt das Vieh, wo zweimal fruchtbar der Obstbaum ist. Wir können nicht das Geringste von dem bieten, was Plinius die Schätze und Güter der italischen Erde nennt. „Ich verhehle mir nicht", ruft er aus, „daß man mich mit Recht eines undankbaren Gemüthes zeihen könnte, wenn ich nur kurz und im Vorbeigehen von einem Lande rede, das die Ernährerin und zugleich die Mutter aller Länder ist, das die Götter ausgewählt haben, um selbst dem Himmel mehr Glanz zu verleihen, um die zerstreuten Reiche zu vereinigen, die Sitten zu mildern, die verschiedenartigen und rohen Sprachen so vieler Völker in eine gemeinsame Sprache zu verschmelzen, die Menschen Geselligkeit und Bildung zu lehren, kurz um das alleinige Vaterland aller Völker des ganzen Erdkreises zu werden. Aber wie soll ich es anfangen, auch nur die einzige Stadt Rom würdig zu beschreiben? Wie könnte ich nur allein die Küste Campaniens, dieses glückliche und anmuthige Land genugsam preisen, um Jedem klar zu machen, daß es das Werk einer sich dieser Stelle mit besonderer Vorliebe freuenden Natur sei? Wie belebend und fortwährend gesund ist überhaupt die Witterung unter dem italischen Himmel! Wie fruchtbar sind die Gefilde, wie sonnig die Hügel, wie gefahrlos die Forste, wie schattig die Haine, wie reich an Gaben alle Arten von Waldungen! Wie heilsam die Bergluft, wie groß der Ueberfluß an Früchten, Reben und Oelbäumen, wie ausgezeichnet die Wolle des Schafviehes! Wie feist sind die Hälse der Stiere, wie groß ist die Menge der Seen, wie groß der Reichthum an Flüssen und Quellen, die allenthalben Italien durchströmen und bewässern, wie gastreich sind die Meere, Häfen und die von allen Seiten dem Verkehr offenen Busen des Landes, welches sich selbst wie zum Frommen der Menschen gierig in die Meere hinausstreckt!" Solcher Milde und Lieblichkeit des Himmels, solchem Reichthum süßer irdischer Früchte haben wir in jenen Tagen nichts gegenüber zu stellen,

als die Armuth der heimathlichen Erde an allen edlen Erzeugnissen, nichts als den Reichthum an Wald und Sumpf, und was aus ihnen sich erzeugen kann. Aber wie ganz anders in unsern Tagen! Während dort so viele Haine und Gärten verschwunden, die Häfen versandet, Wald und Fluren ihres schützenden Schmucks beraubt, auf so mancher einst blühenden Landschaft Sonnenbrand sich lagert, hat deutscher Fleiß die Wälder gelichtet, die Sümpfe getrocknet, die Flüsse in ihre Ufer gebannt, Städte und Dörfer erbaut und das Land in einen reichen blühenden Garten umgeschaffen. Was würden sie sagen, wenn sie ihren Gräbern entsteigen und das Land sehen könnten, das ihnen einst kaum ein erträglicher Aufenthalt für Thiere schien?

2) Wir beginnen mit der Schilderung des alten Deutschlands. Nach dem einstimmigen Bericht all Derer, welche es einst gesehen, war es ein Land beinahe ganz mit Wald und Sumpf bedeckt und nur wenig angebaut. Nach Tacitus war das Land, obwohl von ganz verschiedenem Aussehen, im Ganzen voll starrer Waldung und schmutziger Sümpfe, feuchter gegen Gallien, windiger gegen Norikum und Pannonien, ziemlich fruchtbar an Getraide, für Obstbäume untauglich, reich an Schafen, die aber meistens unansehnlich waren, selbst am Rindvieh vermißte man die ihm eigene Schönheit und die Zierde der Stirne, d. h. jene prachtvollen Hörner, wie sie jetzt noch an den italienischen Stieren bewundert werden.

Von der wilden Pracht der Wälder, in der noch nie die Axt erklungen war, gibt Plinius eine anziehende Schilderung. In der nördlichen Gegend, sagt er, übertreffen die gewaltigen in Jahrhunderten unberührten und mit der Welt entstandenen Stämme des hercynischen Waldes, denen das Loos der Unsterblichkeit, möchte ich sagen, zugefallen ist, alle Wunder. Mag auch Anderes, dem man doch keinen Glauben schenken würde, unberührt bleiben, so steht doch fest, daß die Wurzeln, wo sie sich begegnen, das Erdreich zu ganzen Hügeln auftreiben; daß da, wo das Erdreich nicht nachgab, die Wurzeln hohe Bogen bilden, die bis zu den ebenfalls in einander gewachsenen Aesten emporsteigen, daß dadurch förmliche Thore entstehen, durch welche ganze Schwadronen hindurchreiten können. Man glaubt, Schilderungen aus Amerika zu lesen, wie da Riesenstämme durch den Sturm in die Ströme geschleudert, Inseln gleich dahintreiben und die größten Schiffe in den Grund bohren. Noch ein Wunder, fährt er fort, bieten die Wälder. Sie bedecken das ganze übrige Germanien, und steigern die Kälte durch ihren Schatten. Die höchsten finden sich aber nicht weit von den oben genannten Chauken, hauptsächlich um zwei Seen. Das Gestade selbst ist mit Eichen besetzt, die ein ungeheures Wachsthum haben. Von den Fluthen untergraben oder vom Sturm gefällt, reißen sie im Falle große Inseln mit sich fort, welche ihre Wurzeln umfassen. So treiben sie gerade stehend auf dem Meere, wie Taue und Segel erscheinen ihre gewaltigen Aeste. Oft sind durch sie die römischen Flotten in Schrecken gesetzt worden, wenn sie

von den Fluthen, als ob es Absicht wäre, bei Nacht gegen die Schiffe getrieben wurden, die dann, da man kein anderes Mittel wußte, den Bäumen eine Seeschlacht liefern mußten!

Es ist begreiflich, daß in diesen Wäldern Thiere in unermeßlicher Anzahl hausten, wie Wölfe, Füchse, Wildschweine, Hirsche u. a. Julius Cäsar nennt außer diesen noch Elenthiere und Rennthiere, deren Beschreibungen zum Theil in's Fabelhafte gehen. Die Letzteren waren nach seiner Erzählung dem Hirsch nicht unähnlich, hatten auf der Stirn mitten zwischen den Ohren ein Horn, das aber höher und gestreckter war, als die bekannten Hirschgeweihe. Ganz oben an der Krone liefen, wie Ruderschaufeln oder Palmblätter, Aeste aus. Beide Geschlechter der Thiere waren sich in ihrer Beschaffenheit, in der Gestalt und Größe des Geweihes gleich. Das Elenthier glich an Gestalt und Farbenwechsel des Felles dem Rehe, war aber etwas größer, seine Hörner waren nur ein Rumpf, und seine Beine ohne Knöchel und Gelenke. Wenn es ausruhen wollte, legte es sich deshalb nicht nieder, und konnte sich, wenn es durch einen Zufall niederstürzte, nicht aufrichten oder aufhelfen. Bäume vertraten ihm daher die Stelle des Lagers, an sie lehnte es sich an, und so, etwas rückwärts gebeugt, ruhte es aus. Wenn nun die Jäger aus der Spur wahrnahmen, wo es sich hinzubegeben pflegte, so untergruben sie entweder alle Bäume in der Wurzel, oder hieben sie so an, daß sie nur noch dem Scheine nach standen. Lehnte sich dann das Thier seiner Gewohnheit gemäß an einen solchen Baum, so drückte es ihn durch seine Last nieder und fiel selbst mit zur Erde.

Als dritte Gattung seltener Thiere wird der Ur, Auerochs genannt, der in seinem ganzen Aeußern, namentlich an Gestalt und Farbe dem Stier nahe kam, aber fast so groß als ein Elephant war. Diese Thiere besaßen eine gewaltige Stärke und Hurtigkeit, jeder Mensch und jedes Thier, das ihm begegnete, war verloren. Man gab sich deßhalb viele Mühe, sie in Gruben zu fangen und zu tödten, ein Jagdgeschäft, durch dessen Mühe sich die jungen Leute übend abhärteten; großes Lob erhielt deßhalb, wer die meisten erlegt hatte, und zum Beweis der That die Hörner dem Volke zeigen konnte. Der Auerochs wurde übrigens nie zahm und gewöhnte sich nie an die Menschen, auch wenn man ihn ganz jung fieng; seine Hörner waren an Umfang, Gestalt und Ansehen überhaupt von den Hörnern anderer Ochsen sehr verschieden. Man suchte sie sorgfältig zusammen, faßte den Rand in Silber ein und bediente sich ihrer bei glänzenden Festmahlen als Becher.

Das durch Wälder und Sümpfe rauhe und kalte Klima konnte edlere Gewächse nicht erzeugen. Am besten gediehen Hafer und Gerste. Wenn Tacitus Deutschland Obstbäume abspricht, so konnte er darunter nur die edleren Obstarten verstehen. Denn unter den Nahrungsmitteln der alten Deutschen nennt er selbst wilde Baumfrüchte und Plinius weiß von Kirschen, die an beiden Rheinufern gediehen, außer einer besondern Art von Aepfeln im belgischen Lande.

Vieh, obſchon klein und unanſehnlich, ernährte Deutſchland in großen Heerden, ſeine Weiden waren geprieſen. Als einen beſondern Handelsartikel aus Deutſchland nennt der Letztere die Federn, vielmehr den Flaum der Gänſe. Dieſe waren weißer, als die in Italien, aber kleiner und hießen Gantä. Außerdem erzählt der mehr erwähnte Naturforſcher, daß hauptſächlich im Winter Droſſeln in Germanien ſich ſehen laſſen, und daß im hercyniſchen Wald eine ungewöhnliche Vogelart ſich aufhalte, deren Gefieder des Nachts wie Feuer leuchte. Einige Erklärer wollen dieß auf den Seidenſchwanz, *ampelis garrulus* deuten, von dem das hornartige Blättchen am Ende der hintern Schwanzfedern ſcharlachroth ſei und wohl bei Nacht leuchten könne.

3) Der gemeinſchaftliche Name für die deutſchen Waldhöhen war hercyniſcher Wald, *hercynia*, der ſich, wie Cäſar berichtet, der Breite nach für einen guten Fußgänger neun Tagreiſen weit erſtreckt; eine andere Beſtimmung ſei nicht möglich, da man im Lande von Meilen und Stunden nichts wiſſe. Der Anfang ſei an der Gränze der Helvetier, Nemeter und Rauraker, dann laufe das Gebirge in gerader Richtung mit dem Donauſtrome bis zu den Dakern und Quaden; von hier aber ziehe es links hin, indem ſich ſeine Richtungen und Verzweigungen von dem Laufe des Fluſſes trennen, und da das Ganze ſo groß ſei, viele Völker und Gebiete berühre. Niemand in dieſen Gegenden Deutſchlands, ſelbſt wenn er ſechzig Tage auf der Reiſe geweſen, könne behaupten, daß er den Anfangspunkt des Gebirges geſehen oder etwas Beſtimmtes darüber erfahren habe. Nach dieſen Worten wäre alſo unter dem hercyniſchen Wald zu verſtehen der Schwarzwald, abnoba mons und silva marciana, die Alb, alba mons, der Böhmerwald, gabreta, die kleinen Karpathen, luna m., das Rieſengebirg, asciburgius m., die Sudeten und das ſächſiſche Erzgebirge, sudetus m., der Thüringer Wald, semana m., der Taunus, d. h. Höhe, tauuus; ferner nennen die Römer noch den Harz, silva bacenis, melibocus und den Teutoburger Wald, saltus teutoburgensis.

Von den Flüſſen kannten die Römer die Donau, danubius, auch ister, den Rhein, rhenus, mit ſeinen Nebenflüſſen auf dem rechten Ufer: Neckar, nicer, Main, moenus, Lahn, logana, Sieg, siga, Ruhr, rura, Lippe, luppia, Waal, vahalis; auf dem linken Ufer: Maas, mosa, welche Plinius ausdrücklich zu Deutſchlands Flüſſen zählt, Moſel, mosella, Saar, saravus; die Ems, amisia, die Weſer, visurgis mit der Eder, adrana, die Elbe, albis, die Oder, viadrus, die Weichſel, vistula.

Der größte der deutſchen Seen hieß bei den Römern lacus brigantinus oder brigantius, Bodenſee. Seine wilde Pracht, umgürtet mit undurchdringlichen Wäldern und Sümpfen, hat einſt Ammian Marcellin geſehen und ihn und die den Alten ſo merkwürdige Strömung des Rheins beſchrieben. Nach ihm entſpringt der Rhein in den Krümmungen hoher Berge, bricht ſchon in ſeiner Quelle ſtark hervor und ergießt ſich dann über ſteile Felſen, ohne einen andern Strom

aufzunehmen, so wie der Nil über seine Wasserfälle in jähem Absturz daher rauscht. Schon von seiner Quelle an könnte er bei seinem eigenthümlichen Wasserreichthum beschifft werden, wenn er nicht mehr einem reißenden Waldbach, als einem Fluß ähnlich dahinströmte. Zum Strome geworden und hohe Ufer bespielend und begrenzend, ergieße er sich in einen wundergroßen See, welchen der rhätische Anwohner Brigantia nenne, vierhundert und sechszig Stadien lang (1 Stadium gleich 125 Schritte oder 625 Fuß) fast ebenso breit, unzugänglich durch den Schauer finsterer Wälder — die breite Heerstraße ausgenommen, die jener alte und bedächtige Hochsinn der Römer angelegt, und durch die mannigfachen Hindernisse, welche die Barbaren selbst, sowie der Boden und das rauhe Klima entgegenstellen. Wirbelnd ergieße sich der Fluß mit schäumenden Wogen in diesen See und wandere, wie durch die Richtschnur abgemessen, gerade mitten durch das stehende Gewässer hindurch, und als wäre das Element durch ewige Zwietracht getrennt, die Wassermasse, die er hineinführe, weder vergrößernd noch verringernd, behalte er beim Ausfluß die nämliche Stärke und den nämlichen Namen, und ergieße sich, ohne auch in der Folge sein Wesen zu verändern, in die Fluthen des Weltmeeres. Das Wunderbarste dabei ist, fährt Ammian fort, daß die stehende Fläche vom reißenden Durchzuge des Gewässers sich nicht bewegt, und daß der eilende Strom durch das Schlammwasser nicht aufgehalten wird, noch mit demselben sich vermischt; zeigte dieß nicht der Anblick selbst, so würde man schwerlich glauben, daß beide so getrennt bleiben können. Wie aber die römische Lüsternheit den Erdkreis durchsuchte um Leckerbissen, so mußte auch der See Fische, die jetzt noch sehr geschätzten Treischen, *gadus lota*, für die römische Tafel liefern. Einen ganz besondern Rang auf der Tafel behauptete nämlich nach Plinius die Leber der Treischen, welche ihm wunderbar genug auch zwischen den Alpen der brigantinische See in Rhätien eben so vorzüglich wie das Meer hervorbrachte. Es ist die alte Erfahrung: wo es gilt, eine der menschlichen Leidenschaften zu befriedigen, da werden die Schrecken des Meeres und der Wüste für nichts geachtet und wird dem Furchtbarsten getrotzt. Man hört aus den Worten Ammians den Schrecken und das Entsetzen des Römers vor dem mit Wald und Sumpf umgürteten brigantinischen See, — aber um Fische für die Tafel zu erhalten, wurden auch die Schauer deutscher Wälder überwunden und seine Sümpfe für nichts gehalten. So sehr ist der Mensch zu allen Zeiten ein Knecht seiner Lüste gewesen! Was würden aber diese Alten sagen, wenn sie jetzt an den Ufern dieses Sees stünden, und nach allen Seiten hin diese so fleißig angebauten Fluren, diese große Zahl reinlicher Dörfer und Städte, die Pracht der Landhäuser und auf ihm selbst die mit der Schnelligkeit des Windes dampfenden Feuerschiffe sähen! Und das Alles durch den Fleiß jener Barbaren, an denen Varus kaum etwas Menschenähnliches finden konnte!

Wie schon erwähnt, war das den Römern unterworfene Deutschland eingetheilt in Oberdeutschland, Germania superior oder prima, und Nieder-

Deutſchland, Germania inferior oder secunda. Dieſes, römiſche Provinz, geſchieden durch die Nahe, nava, umfaßte in unbeſtimmter Breite den Landſtrich am linken Ufer des Rheins hinab. Oberdeutſchland reichte den Rhein herauf bis zu den Grenzen der Rauraker, weſtlich bis zu den Vogeſen. Städte und Ortſchaften in dieſer Provinz waren: Alt-Breiſach, m. brisiacus, Straßburg, argentoratum, Zabern, tabernae, Altſtadt bei Weiſenburg, concordia, Harburg bei Colmar, argentoraria, Speier, noviomagus, ſpäter spira, Worms, borbetomagus, Oppenheim, bonconica, Mainz, moguntiacum. Das römiſche Niederdeutſchland, Germania inferior oder secunda, zog ſich von der Nahe längs des Rheines hinab bis an's Meer. Der wichtigſte Ort von Niederdeutſchland war Köln, colonia agrippina. Außerdem werden noch genannt: Bingen, bingium, Neuß, novesium, Dormagen, durnomagus, Bonn, bona, Rheinmagen, rigomagum, Andernach, autumnacum, Koblenz, confluentes, Boppard, baudobriga, Oberweſel, vasalia. Was endlich die Römer germaniſches, auch ſueviſches, Meer nannten, mare germanicum, suevicum, darunter iſt in verſchiedener Zeit bald die Nord- bald die Oſtſee zu verſtehen.

Kapitel 3.

Charakterſchilderung der alten Deutſchen.

1) Jedes Volk, das einſt in ſeinen Händen die Geſchicke der Welt getragen und mit Opfern jeder Art der Weltgeſchichte neue Bahnen gebrochen, hat mit Selbſtgefühl die glorreichen Thaten der Voreltern gerühmt und oft damit die Schande unwürdiger Enkel zu verhüllen geſucht. Der Grieche konnte beſonders zu der Zeit, wo ſein Name als die Summe alles Unwürdigen galt, nicht ſatt werden, die Tage zu rühmen, in denen Griechenland glorreiche Siege über Aſien erfocht, als Zehntauſende vor Hunderttauſenden nicht erblaßten, die griechiſchen Meere mit Perſerblut ſich färbten, und die Ufer mit zahlloſen Trümmern feindlicher Schiffe ſich bedeckten. Und der Römer hat mit Recht jene Zeiten beſungen, wo ſeine Väter die Frevel auch eines Königs blutig ſtraften, und ihre Töchter eher todt, als in der Gewalt verworfener Wüſtlinge ſehen wollten, wo ſeine Conſuln und Dictatoren ihren Acker ſelbſt beſtellten, und mit Strenge die feindlichen Boten ſammt ihrem Golde über die Schwelle wieſen, wo es ihnen an Feinden zu mangeln ſchien und der Tritt römiſcher Legionen an den äußerſten Grenzen wiederhallte. Aber Griechen und Römer hatten ihr Lob geſchrieben, als die Gegenrede verſtummt und die Feinde vernichtet waren; es würde vielleicht manches Wort anders lauten, und wäre mancher Satz mit umgekehrtem Griffel auszutilgen, wenn Suſa und Perſepolis, Pyrrhus und Porſena, wenn Hannibal und Karthago auch noch reden könnten.

Das kann von der Geſchichte unſeres Volkes nicht geſagt werden. Was wir wiſſen von unſerer Vorzeit, was an unſern Altvordern als Nationaltugend gerühmt worden, das wiſſen wir durch unſere Feinde. Es war das ein Theil ſchwerer Demüthigung, daß die Sieger den ſo oft Beſiegten ſo große Vorzüge zuerkennen mußten, und der Ahnung ſich nicht mehr erwehren konnten, die Welt werde einſt dieſen Barbaren wie eine reife Frucht zu Füßen fallen. Daß uns doch nur ein Theil jener ſtolzen Freiheitsliebe, jener vielgerühmten Tapferkeit und ſittlichen Kraft geblieben ſei, um der Nation und dem Vaterland die ihm gebührende Stellung unter den Nationen zu erringen und zu erhalten!

2) Was von dem ganzen Alterthum an den Germanen gerühmt und bewundert wurde, das waren, wie Cäſar ſagt, ihre wunderſchönen Körper. Sie maßen meiſtens ſieben Fuß, die Weiber den Männern an Größe und Stärke faſt gleich. Im Vergleich mit ihrer Größe kamen ihnen die Römer klein und verächtlich vor. Teutobod, der gefangene Führer der Teutonen, überragte beim Triumphzug in Rom die Siegeszeichen. Sie hatten blendend weiße Haut, langes blondes Haar. Dieſes wurde in Rom bald ſo beliebt, daß beſonders römiſche Frauen ihre Haare roth färbten und daß mit blonden Haaren Handel nach Rom getrieben wurde, um dort zu Perüken verarbeitet zu werden. Das aber am meiſten an den Deutſchen von den Römern Gefürchtete war das Feuer und der Trotz ihrer blauen Augen. Als Cäſar das erſtemal den Deutſchen gegenüberſtand, befiel plötzlich das ganze römiſche Heer eine ſolche Furcht, daß die Gemüther Aller in einem hohen Grade außer Faſſung kamen. Die Römer nämlich erkundigten ſich bei den Galliern und den Kaufleuten nach den Deutſchen, und hörten zu ihrem nicht geringen Schrecken, daß die Deutſchen von gewaltiger Körpergröße ſeien und unglaubliche Tapferkeit und Gewandtheit in den Waffen beſäßen; oft hätten ſie es mit ihnen aufgenommen, aber nicht einmal ihren Blick und das Feuer ihrer Augen ertragen können. Da faßte die Furcht zuerſt die Hauptleute. Wer von ihnen aus Freundſchaft für Cäſar mit in's Feld gezogen und nicht durch ſtrengen Dienſt gebunden war, ſuchte unter irgend einem Vorwand der großen Gefahr zu entgehen und bat um Urlaub. Mancher ließ ſich jedoch durch Schamgefühl zurückhalten, um den Schein der Feigheit zu vermeiden. Dabei konnten ſie aber ihr Geſicht nicht verſtellen und zuweilen nicht einmal die Thränen zurückhalten; in den Zelten verſteckt beklagten ſie entweder ihr eigenes Geſchick oder jammerten vereint mit ihren Genoſſen über die gemeinſame Gefahr. Allenthalben im ganzen Lager wurden Teſtamente gemacht. Dieß wirkte im ganzen Heere ſo anſteckend, daß von den Hauptleuten Cäſar erklärt wurde, die Soldaten würden, wenn er den Befehl zum Aufbruch und zum Ausrücken gebe, keinen Gehorſam leiſten und aus Furcht nicht aufbrechen. Ihren Schlachtgeſang verglich Ammian Marcellin mit dem Donner der Wellen, die ſich an Felſen brechen. Nach Tacitus nannten ſie ihn Barditus, durch deſſen Anſtimmung ſie die Gemüther anfeuerten, und aus

deſſen bloßem Schalle ſie den Ausgang der nahen Schlacht ahnten; ſie hielten dabei die Schilde vor den Mund, auf daß der abprallende Ton um ſo voller und kräftiger anſchwelle.

3) Blickte ein in allen Sünden ausgewaſchenes Geſchlecht mit Neid auf dieſe von ungeſchwächter Geſundheit und Kraft erfüllten Glieder der Barbaren, ſo mußten die Tugenden des öffentlichen und häuslichen Lebens die der Knechtſchaft und dem Verderben geweihte Welt mit Bewunderung erfüllen und an die ſchönſten, längſt vergangenen Tage der eigenen Geſchichte erinnern. Vor Allem war es ihre ſtrenge, ernſte Religioſität, welche die Ausgelaſſenheit jener Zeit nicht mehr begreifen konnte, weil Opfer und Götterdienſt in den Händen der Ueppigkeit, des Unrechts und der Gewalt zum leeren Gaukelſpiel geworden, nur noch geübt, zu lügen und zu trügen. Dort waren keine Schilde zu verehren, die vom Himmel gefallen, noch viel weniger kunſtvolle Tempel zu bewundern; denn die Götter in Tempelwände einzuſchließen, oder der Menſchengeſtalt irgend ähnlich zu bilden, das hielten ſie nach Tacitus für unverträglich mit der Größe der Himmliſchen. Wälder und Haine weihten ſie ihnen und unter den göttlichen Namen riefen ſie jenes unerforſchliche Weſen an, das nur ihr ehrfurchtsvolles Gemüth erkannte. Dieſes zum Theil ſchauervolle Gefühl, in geheimnißvollem Halbdunkel des Waldes die Gottheit als gegenwärtig zu verehren, war auch den Römern jener Zeit wohlbegreiflich. — „Betritt", ſagt Seneca, „einen Hain voll alter Bäume von ungewöhnlicher Größe: ein Zweig bedeckt den andern, und das dichte Laub wehrt den Aufblick zum Himmel; dieſer hohe Wuchs des Waldes, die geheimnißvolle Stille, die Verwunderung über den dichten, nirgends unterbrochenen Schatten, weckt in Dir den Glauben an die Gottheit." Auch Plinius nennt die Andacht, mit der man zu den Götterbildern flehe, ſtrahlend von Gold und Elfenbein, nicht größer, als die, mit welcher man die Haine und in ihnen das tiefe Schweigen ſelbſt anbete. In demſelben Gefühl haben unſere chriſtlichen Voreltern Kirchen und Kapellen gern im Schweigen und Halbdunkel des Waldes errichtet. In den Gewölben unſerer gothiſchen Dome iſt ſein Laubdach künſtlich nachgebildet.

Wenn Gottesfurcht und Gottesdienſt die Grundlage des Lebens und der Geſchichte eines jeden Volkes bilden, ſo iſt umgekehrt das Leben und die Geſchichte eines jeden Volkes ein treues Abbild ſeiner Religion und ſeiner Göttter. Was darum das germaniſche Heidenthum, nach dem Urtheile eines unſerer Geſchichtſchreiber, vor dem keltiſchen und ſlaviſchen Heidenthum charakteriſirt, was ihm auch unter afrikaniſchem Himmel ſeinen eigenthümlichen Weg gezeichnet haben würde, — was das germaniſche Heidenthum in der Gebirgswelt der norwegiſchen Alpen, wie auf Weſtphalens Ebenen, wie in der Wogengewalt der Meeresküſten trotz allen verſchiedenen Wegen, die verſchiedene Stämme gingen, doch als eine einige Religion in ihren Grundzügen erhalten hat — das, was dasſelbe in ſeiner

ſittlichen Wirkung in ſo mancher Hinſicht dem Chriſtenthum ſchon entgegengeführt und bewirkt hat, daß die germaniſchen Völker, ſeit ſie das Chriſtenthum angenommen haben, auch deſſen tiefſte und heldengeiſtige Träger geworden ſind, das iſt, daß in dieſer germaniſchen Religion der ungebrochene, gottbewegte, perſönliche Heldenſinn über Alles Andere geſtellt und zum höchſten Gegenſtand der Verehrung und des ſittlichen Strebens gemacht iſt. Während andere Heidenvölker die ſtille, ſtarre Ordnung der Himmelskörper, der Geſtirne, über alles Andere gefeiert und das Leben des Menſchen zu einem Abbild dieſer ſtillen, ſtarren Ordnung der Sterne zu machen geſucht haben, während wieder Andere das in den Entwicklungen der Dinge bemerkbare harmoniſche Ebenmaß und die Schönheit des lebendigen, organiſchen Maßes, die Harmonie, gefeiert haben, — hat die germaniſche Glaubenslehre an die Spitze aller Götterfiguren eine Perſonification geſtellt des ungebrochenen, raſtlos jagenden, ſiegenden, todesverachtenden Heldengeiſtes, den Wuotan. Ja, das war der Geiſt, der die germaniſche Welt charakteriſirt, und von Anfang an erfüllt und bewegt hat, — ein raſtlos jagender, ungebrochener, todesverachtender, über Alles ſiegender Heldengeiſt! Und ſolchen wuotaniſchen Weſens bedurften ſie auch in aller Weiſe. Denn auf welchen Wegen und unter welchen Schickſalen die Germanen in den Nordoſten eingerückt ſind, auf keinen Fall geſchah es, ohne früher dageſeſſene Völker zu drängen, ohne von andern nachrückenden gedrängt zu werden, — ganz abgeſehen von den Menſchen, ſchon die Thierwelt und der verhältnißmäßig doch noch ſo wilde Zuſtand dieſer Länder erforderte eine ganz andere Tapferkeit, einen ganz andern Trotz gegen die Natur, als welchen wir kennen. Nicht blos die alten Sagen berichten von Ungeheuern der Thierwelt, auch die Reſte in der Natur geben davon noch Kunde; furchtbares, krokodilartiges Gethier wird noch verſteinert in Deutſchland gefunden, von rieſigen Hirſchen, rieſigen Hyänen, rieſigen Bärenarten u. ſ. w. ſind noch Ueberbleibſel vorhanden; Fußtapfen der ungeheuerſten Thiere ſind noch in nachher überdeckten Schichten des Bodens unſeres Vaterlandes entdeckt worden, — alles Spuren, welche die Sage von Drachen und Lindwürmern wohl begreiflich machen — und wie ſchwach ausgerüſtet mit Mitteln trat der Menſch in den Kampf mit dieſen Ungeheuern ein! Wie ſelten, wie roh gearbeitet waren noch die eiſernen, ſchneidenden Werkzeuge! wie ſchwach und kraftlos die Geſchoße der damaligen Zeit! und nun abgeſehen wieder von dem Kampfe mit der Natur — wie grauſig mußten auch in jener Zeit die Kämpfe der Völker ſein im Vergleich mit unſern Kriegen und Eroberungen! die ſelbſt in ihren herbſten Begleiterinnen noch human und zahm erſcheinen, gegen jene alten Völkereroberungen gehalten, wo im Geleite jedes Beſiegtwerdens der Tod oder die härteſte Sklaverei gingen und wo man ſich alſo auch mit dem Muthe der wildeſten Verzweiflung wehrte. Was mußte da geſchehen, gewagt, gelitten werden, ehe ein beſiegtes Volk zu Elend und Knechtſchaft bis zur Widerſtandsloſigkeit unterging! Wir haben nur die letzten Ausgänge der Kämpfe der Germanen nach Landſitz noch deutlicher vor

Augen — welche Tapferkeit und welchen Trotz erforderten ſie! Wie noth thut auch damals noch jener gewitterſturmgeborne wuotaniſche Heldenſinn! ganz abgeſehen von der todesverachtenden Kühnheit, welche damals Seefahrten, Kämpfe gegen die Wogen des Weltmeeres in ſo ſchwachen Kielen, wie die Fahrzeuge jener Zeit, erforderten, zumal es an einem Kompaß fehlte. Kurz, wir ſehen an der ſittlichen Faſſung, in welcher unſere germaniſchen Vorfahren auftraten, ebenſo natürlich ein Produkt ihres innerſten, religiöſen Denkens und ein Produkt, wie es die Umſtände erzogen und gebieteriſch forderten, als ein Zeugniß der Kraft, in welcher die Germanen dieſen Forderungen wirklich entſprachen.

Sie Alle beſeelte ein ſtolzer, trotziger Freiheitsſinn, Freiheit aber hieß ihnen nur den Obrigkeiten gehorchen, die ſie in der Landsgemeinde gewählt, nur von ihres Gleichen nach dem Herkommen und den Geſetzen gerichtet werden, die ſie gemeinſchaftlich beſchloſſen hatten. Der höchſte Schmuck des freien Mannes war das Waffenrecht. Jene Lüſte und Genüſſe, die freie Männer verweichlicht und zu zitternden, kriechenden Sklaven gemacht, kannten ſie nicht. Sie tranken keinen Wein und Gold wußten ſie nicht zu ſchätzen. Ihre Luſt war es, auf ungemeſſenen, ungebahnten Pfaden das Wild zu jagen. Daher jene nie geſättigte Gier, nach Abenteuern hinauszuziehen, Gefahren aufzuſuchen und mit dem Furchtbaren zu kämpfen. Das wußten die Römer, darum ruft Seneca aus: „Wer hat mehr Muth, als die Germanen? Wer ſtürmt mit größerer Gewalt? wer liebt leidenſchaftlicher die Waffen, mit denen ſie gleichſam geboren, in denen ſie erzogen werden? Die allein ſind ihre Sorge, alles Andere kümmert ſie wenig. Wer iſt abgehärteter, Alles zu ertragen? Sie ſind doch großentheils nicht darauf bedacht, ihren Körper zu bedecken, nicht ſich eine Zuflucht zu verſchaffen gegen die ſtete Strenge des Klima's.“ Deutſchland war im Verhältniß zu den Ländern Südeuropa's ein armes Land, und dennoch litten ſo oft die, welche freiwillig oder gezwungen ſüdwärts wanderten, ſo entſetzliches Weh. Sie ſtarben, wenn auch umgeben von milder Luft, aus Sehnſucht nach Wald und Einſamkeit, nach dem erfriſchenden, kalten Wellenbad.

Treue und Redlichkeit der Germanen haben die Feinde anerkannt. Es iſt ein Volk, rühmt Tacitus, ohne Liſt und Trug. Alſo hat der Spruch: „Ein Mann, ein Wort“ ein hohes Alter. Schildern ſpätere Berichte unſere Vorfahren mit düſtern Farben, ſo vergeſſen ſie nur die Urſachen anzuführen, welche dieſe Aenderung herbeigeführt haben. Die Treuloſigkeit römiſcher Politik, die jedes Mittel gegen Barbaren für gerecht hielt, hatte ſich bald gelehrige Schüler erzogen und wahrhaft dämoniſche Rachehandlungen gegen ſich heraufbeſchworen.

Was endlich als eine ganz beſondere Tugend des deutſchen Volkes von ſeinen erbittertſten Feinden auch noch in ſpätern Jahrhunderten anerkannt und angeſtaunt wurde, das waren ſeine reinen Sitten und ſein keuſches Leben. Hätten ſie einſt nur die der Verweſung anheimgefallene Welt in Trümmer geſchlagen, ſo hätten ſie an ihr gethan, was dem Verweſenden gebührt. Daß ſie aber im

Stande und berufen waren, eine neue Welt zu ſchaffen, das vermochten ſie nächſt dem Chriſtenthum durch ihr unbeflecktes, reines Familienleben.

4) Wir haben bis jetzt das angeführt, was Andere in fremder Zunge von unſerm Volke zu rühmen wußten; wir würden noch ganz Anderes zu erzählen haben, wäre uns nur ein Theil ſeiner Geſchichte in unſerer Sprache überliefert worden. Die Sprache iſt das Ureigenſte eines jeden Volkes, der Wiederklang ſeines geiſtigen Lebens, ſeiner Denk- und Sinnesart, der Abdruck ſeiner ganzen Geſchichte. Von all dem iſt beinahe nichts geblieben, als mehrere Tauſende von Eigennamen, die einſt der Zunge der Römer ebenſo ſchwierig waren, als ſie dem Ohr barbariſch klangen. Man kann fragen, was ſollen uns jetzt noch dieſe Namen? Sie ſind das Aelteſte, was unſere Sprache beſitzt und da die Eigennamen eines Volkes, je weiter ſie in das Alterthum hinaufſteigen, um ſo ſinnvoller ſind, ſo werden wir ihren Glauben, ihren Kampf und ihren Streit, einen Theil ihrer Geſchichte, darin abgeſpiegelt finden. Sie gleichen den Verſteinerungen urweltlicher Thiere, die aus den Umwälzungen von Jahrtauſenden allein als Zeuge deſſen geblieben ſind, was einſt geweſen iſt. Wir verſuchen deßwegen einen Einblick in dieſes reiche Leben der allerälteſten Zeit unſeres Volkes zu geben, an der Hand einer Schrift von O. Abel: „die deutſchen Perſonennamen.“ Gegenüber der Armuth der Römer in Rückſicht der Perſonennamen und deren armſelige Aushülfe durch zufällige Bezeichnungen, bietet das deutſche Alterthum eine Fülle und Mannigfaltigkeit, die in Erſtaunen ſetzt. Nun in dieſen Namen, ſagen wir, ſind die Anſchauungen und Begriffe des ganzen, vielbewegten Lebens unſerer Altvordern niedergelegt. Was ſich in den meiſten Namen abſpiegelt, das iſt die Beziehung des Menſchen zu Gott, und dann ſein Kämpfen und Ringen nach allen Seiten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die einfachen die älteſten, aber auch die weniger zahlreichen ſind, als Bruno, Egino, Karl, Bertha, Ida, Giſela.

Alſo finden wir unſer uraltes und ureigenes Wort Gott in Gotthard, Gottſchalk, Godebald, Godemar, Godegiſil, Gotellnt. Der oberſte Gott ſelbſt, Wodan, wird nie zu Perſonennamen gebraucht, auch die übrigen Götter und Göttinnen kommen nur ausnahmsweiſe in zuſammengeſetzten Namen vor. Deſto häufiger die untergeordneten und unter dieſen vor allen die Aſen oder Anſen, angelſächſiſch Os, daher Anſelm, Ansgar, Oskar, Ansbald, Asmund, Answald, Oswald, Oswin, Anſa, Anſilt. In das geheimnißvolle Reich der Naturgeiſter, der Alben oder Elfen führen uns die Namen Alberich, Albuin, Alford; Albdrut, Albſulut, Albgunt. An den Gegenſatz zu dieſem kleinen, aber liſtigen, bald gutmüthigen, bald boshaften Elfenvolk, an das rohe, naturkräftige Geſchlecht der Rieſen oder Hünen erinnern: Hunibert, Hunimund, Hunfried. Von den Namen der drei großen Stämme, Iſtävonen, Ingävonen und Hermionen oder Irmionen begegnen uns Ingulomar, woraus dann ſpäter Hinkmar, In-

gulf, dann Irmino, Ermanarich, Irminfrid, Ermenger; Irmengard, Irmendrut, Ermelint. Auf Gottesverehrung beziehen ſich die mit Alah, Tempel, zuſammengeſetzten Namen Alarich, Alamund, Alahulf, doch kann mancher von All, ſo viel als ganz, abgeleitet werden. Hieher gehören auch die Vorſtellungen von der Heiligkeit einzelner Thiere, die entweder Gottheiten zugeſchrieben wurden, oder in deren Geſtalt ſich gern die Götter hüllten; ſolche dann zu Namen gebrauchte Thiere ſind Bär, Wolf, Eber, Adler, Schwan, Rabe, Schlange. Vom erſten, als dem König der Thiere des Nordens ſind die Namen Berno, Bernhard, Bernold, Berengar; Bereſwind, Ellenbirin. Von Aar, Adler, ſind Arno, Arnold, Arnulf. Noch wichtiger in deutſcher Mythologie iſt der Wolf, als ſiegverkündendes Thier, daher die ſo oft genannten Namen Adolf, Rudolf, Ludolf, Giſulf, Ingulf, Aiſtulf, Rodulf, Wolfger, Wolfhard; Wulfhilt, Wolfgunt, Wolfrun. Gleich den Wölfen ſind auch zwei Raben Odins ſtete Begleiter, daher Hraban, Rambert, Guntram, Ratram, Watram. Von ganz beſonderer Bedeutung für die alte Götterlehre war die Schlange, Wurm, und vornehmlich Lint genannt, davon Theodelinde oder Dietlinde, Siglint, Fridelint, Gotelint. An die hohe Verehrung des Weibes bei den Germanen knüpfen die Namen Itis und Drud; das erſte urſprünglich ſo viel als Weib, dann aber ein übermenſchliches, weibliches Weſen, woher Alfdis, Waldis. Drud, anfangs Jungfrau, dazu kam aber bald der Begriff des Göttlichen; daher die zahlreichen Weibernamen, Gertrud, Himildrud, Regindrut, Irmindrut. Frauen verſtanden vorzugsweiſe das Deuten der geworfenen Looſe, konnten jene geheimnißvollen Zeichen, die Runen, leſen: Runhilt, Rundrut, Gudrun, Sigirun.

Wenn wir nichts wüßten von dem kampferfüllten, ruheloſen Leben unſeres Volkes in der Vorzeit, die zahlreichen Namen von Männern und Frauen würden es uns ſagen. Ausdrücke für Streit, Schlacht und Krieg ſind Patu, Gunt, Hild, Hadu, Wig, die freilich jetzt ungebräuchlich ſind. Die meiſten Zuſammenſetzungen finden wir mit Gunt und Hild, wie Guntram, Gundoald, Guntbert, Guntamund, Günther; Gundiberga, Guntrada, Hildegunde, Adelgunde, Kunigunde, Fredegunde; dann Hildebrand, Hilderich, Hildebert, Hildemund, Hildolf; Hilda, Hildegard, Hiltrud, Grimhilde, Brunhilde, Chlothilde. An den Streit ſchließt ſich der Sieg, daher Sigehard, Sigfried, Sigmunt, Sigbert; Siglint, Sigitrud. Unſer Ger, Wurfgeſchoß, gothiſch *gais*, bildete Gero, Gerhard, Gerold, Gerbert, Gernot, Giſulf, Giſelher, Geiſa, Geiſerich, Godegiſil, Adalgis, Willegis; Giſa, Giſilberga, Gerhilt, Gerlint. Altnordiſch heißt Grima der Helm; daher Grimhilt, Iſengrim, Lohengrim. Unſer deutſches Helm von hehlen, ſchützen, findet ſich in Helmigis, Anſelm, Rothelm, Wolfhelm; Helmſwind. Das

Kriegeriſche, Werhafte bedeuten, die mit Warin, Werin zuſammengeſetzten Wörter, als Werinher, Werner, Werinbald, Wernhart, Wernulf. Reich bedeutet in den älteſten Zuſammenſetzungen Herrſchaft, Gewalt: Richard, Richbert, Richwin, Erich, Athanarich, Ermanarich, Theodorich; Richlint, Richilt.

Die Geſammtheit der ſtreitbaren Männer iſt das Heer, altfränkiſch *chart*, gothiſch *hart*, davon Herlbert, Gerlbert, Herold, Heribrand, Herimund, Guntachar, Authari, Rothari, Giſelher, Sigeher. Faſt gleichbedeutend mit Heer iſt das Wort Volk, daher Fulko, Volkmar, Folkrat. Das alte Wort für Volk war deut, gothiſch *thiuda*, angelſächſiſch *Theod*, althochdeutſch *diot*, dem eine Menge Namen entfloſſen ſind, als Theodo, Theodorich, Theobald, Theodulf, Diethelm, Dietwin; Theudelinde, Dietlinde. Von ähnlicher Bedeutung iſt Liut, Luit, Leut, woraus Luitpold, Luitprand u. a. Im Volke iſt der unterſte der Schalk, daher Marſchalk, Gottſchalk. Adal bedeutet urſprünglich nichts mehr als Geſchlecht: Adalbert, Adelger, Adalgis. Urverwandt damit iſt Uodal, das Stammgut, des Geſchlechts und Ot, Gut, daher Al-od, im Gegenſatze zum Feod, ganz reines Eigen, daher Uodalrich, Odo, Otto, Otgar, Ottmar, Otbert; Oda, Otila. Das Wort Mund bezeichnet den vom Mann über Kinder und Frauen ausgeübten Schutz, Vormundſchaft und wird nur von Männern gebraucht: Sigmund, Faramund, Kunimund, Boemund. Dieſe wenigen Beiſpiele beweiſen hinlänglich, wie charakteriſtiſch die Namen unſerer deutſchen Voreltern waren. Sie ſind ein Beleg dafür, was die Geſchichte uns von ihren Göttern, von ihren Leiden und Leben berichtet, führen in jene ſchauervolle Wildniß, in der ſie mit den Elementen und den Thieren rangen, zeigen uns ihren Muth und Sieg in einem verzweiflungsvollen Kampfe, mit einem Worte die Tugenden ihres häuslichen und öffentlichen Lebens.

Kapitel 4.

Unterſchied der Stände.

1) Man hat eine lange Zeit unſere nationale Geſchichte ſo ſehr vernachläſſigt und Fremdes für ſo wichtig gehalten, daß das Wiſſen, in wie viel Kaſten die Egyptier ſich theilten, wie viel Vermögen eine jede Klaſſe des römiſchen Volkes beſaß, welche Geſtalt die Stiftshütte einſt hatte, Ehre und Achtung, dabei aber die gänzliche Unkenntniß der Geſchichte unſeres Volkes keine Unehre brachte. Als man dann die ſchweren Nachtheile ſolcher Gelehrſamkeit fühlte und den Schaden zu beſſern ſuchte, wurde meiſt von den Urwäldern Deutſchlands ein Bild entworfen, das mehr dem Leben auf den Inſeln der Seligen glich, als der ſtrengen, harten Wirklichkeit. Es mag darum unangenehm be-

rühren, wenn das täuschende und reizende Bild, das man sich entworfen hat, vor der nüchternen Welt, wie sie in den alten Gesetzen und Urkunden auftritt, verschwinden muß. Allein diese Welt der Nüchternheit, sagt Walter, einer unserer hochverdienten deutschen Rechtslehrer, zeigt neben dem Vorzuge der historischen Wahrheit doch auch soviel Gemüth, Kraft und gesunden Verstand, daß, wenn man sie zu erforschen und zu verstehen sich nur die Mühe geben will, den allerdings leichten Weg der Verschönerung durch Dichtung nicht bedarf.

Das Volk bestand aus den freien, waffenfähigen Männern, die Grund und Eigenthum besaßen. Zur Waffenfähigkeit gehörte die Geburt von freien Eltern und die Wehrmachung. Waffen anzulegen, war Keinem erlaubt, bevor ihn die Gemeinde nicht für wehrhaft erklärt hatte. Dann schmückte in der Versammlung entweder einer der Fürsten, oder der Vater, oder ein Anverwandter den Jüngling mit Schild und Frame. Dieß war ihr Feierkleid, der Jugend erste Ehrenstufe. Von jetzt an legte er die Waffen nicht mehr ab, selbst in die Erde folgten sie ihm nach. Kein öffentliches oder besonderes Geschäft wurde anders verhandelt, als in Waffen. Wer aber kein Grundeigenthum besaß, hatte in der Gemeindeversammlung auch keine Stimme, er regierte nicht mit, sondern wurde regiert. Der wehrhaft erklärte Sohn erhielt nur dadurch Stimme in der Versammlung, wenn der Vater ihm Land abtrat. Aeußere Auszeichnung des freien Mannes gegenüber den Unfreien war noch langes wallendes Haar.

2) Unter den Freien ragten die edlen Geschlechter hervor. Ihr Ursprung ist in das Dunkel der ältesten Geschichte gehüllt, und die Meinungen darüber sind sehr verschieden. Während Einige den Adel mit den priesterlichen Einrichtungen verbinden, leiten ihn Andere von den erblich gewordenen Anführerstellen im Heerbann, oder aus der Macht des größern Grundbesitzes, und wieder Andere aus den Königsgeschlechtern ab. Es sind die Geschlechter, will Leo, die sich in unvordenklichen Zeiten durch Landreichthum über den Stand der Freien erhoben hatten, die vermöge jener glücklichen Ereignisse, durch welche sie reich wurden, dann durch diesen Reichthum selbst, der ihnen ein breiteres gesellschaftliches Dasein, eine Art Hofhaltung möglich machte, zu besonderen Ehren gekommen sind, so daß Leute aus ihren Geschlechtern immer wieder an der Spitze stunden, wenn neue Ansiedlungen, neue Eroberungen unternommen wurden. So wie in der norwegischen Heimath die Reichen allein es waren, welche die Ansiedlerzüge nach Island möglich machten und führten, dann aber auch die Landoccupation dort vornahmen und in der Folge davon Tempel und Gerichtsstätten in den einzelnen Landstrichen für sich und ihr Gefolge gründeten und bei denselben in einer Art Erblichkeit Priester und Gerichtsvorsteher blieben — wie die sächsischen, englischen und jütischen Edlen, welche Ansiedlerzüge nach England führten, hier zu Königen wurden, so scheint es ähnlich überall in der germanischen Welt gewesen zu sein. Auf diese Weise schließt sich dieser alte germanische Adel an eine in unvordenklichen Zeiten beginnende Reihe von Glücks-

fällen und Gewinnſtellungen an — und nun iſt der Reichthum nicht mehr das, was ihn allein von den Freien ſcheidet, denn auch freie Männer konnten ja größern Güterbeſitz unter beſonders glücklichen Umſtänden erwerben. Auch dieſe Ehrenſtellen ſcheiden ſie nicht allein von den Freien, denn auch dieſe Ehrenſtellen alle mit Ausnahme der königlichen Würde können Freie erwerben. Feldherrn, Richter, Prieſter können auch freie Leute werden. Aber der Stand, die Abkunft ſcheidet nun, — die Abkunft, auf deren Erhaltung damals ſehr geſehen werden mochte, und die man auch damals ſchon in Deutſchland, wie früher in Indien, wie ſpäter die Gothen, Sachſen und Skandinavier mit den Göttern in Verbindung bringen mochte. Sobald wir die Verhältniſſe näher durchſchauen können, ſehen wir bei allen deutſchen Stämmen den Glauben, daß ihr Adel von den Aſen oder Anſen, oder doch von übermenſchlichen Weſen, namentlich häufig daß er von Wuotan abſtamme. Wenn übrigens die edlen Geſchlechter einen von den gemeinen Freien im Eherecht, ſo daß ſie nur unter ſich Ehen ſchloßen, und durch ein höheres Wehrgeld unterſchiedenen erblichen Stand bildeten, ſo gewährte die edle Abſtammung in der Verfaſſung nicht mehr, als jeder Freie durch perſönliches Verdienſt erwerben konnte. Neben den edlen Geſchlechtern werden noch Fürſten, principes, genannt. Dieſe waren erwählte Beamte, Obrigkeiten, um als Gerichtsvorſtände eines Gaues Recht zu ſprechen, dann aber auch Häuptlinge mit Kriegsgefolge, comitatus. Nicht als ob nur aus den edlen Geſchlechtern die Obrigkeiten gewählt wurden und nur ſie fähig geweſen wären, Häuptlinge von Kriegsgefolgen zu ſein. Auch gemeine Freie konnten zu Obrigkeiten gewählt werden und Häuptlinge ſein. Die Gaufürſten wurden ohne Rückſicht auf den Adel des Geſchlechts gewählt, aber auch nur ſie allein konnten Kriegsgefolge halten. Wenn aber auch Häuptlinge mit Kriegsgefolge vorkommen, ohne amtliche Vorſteher des Volkes zu ſein, ſo waren es Edle, die ſich an die Spitze eines kriegeriſchen Auszugs geſtellt haben, und nun Land und Beute ſuchen, vielleicht vertriebene, vom natürlichen Erbe ausgeſchloſſene Edle, die ſich eine neue Heimath und Unterhalt mit den Waffen ſuchen. Ein ſolcher Gefolgsführer mag Arioviſt geweſen ſein.

3) Den Gegenſatz der Freien bildeten die Unfreien. Dieſe ſchieden ſich in zwei Hauptklaſſen, in völlig Unfreie und Halbfreie. Die Halbfreien waren eine zahlreiche Mittelklaſſe zwiſchen den Freien und den Knechten oder Sklaven und hieß bei den Salfranken, Ripuarlern, Alemannen, Frieſen und Sachſen *leti* oder *liti*, Leute, bei den Sachſen, auch bei den Longobarden und in einem Theil von Bayern auch *aldii* oder *aldiones*. Sie bildeten, wie die Knechte und Sklaven, einen eigenen Stand, unterſchieden ſich aber von jenen dadurch, daß ſie nicht Eigenthum ihres Herrn waren, ſondern nur in deſſen Schutzgewalt ſtanden. Sie leiſteten von den Gütern, auf denen ſie ſaßen, ihrem Herrn gewiſſe Dienſte und Abgaben, obwohl ſie nicht geradezu ein Gut beſitzen mußten, ſondern ſchon von ihrer Perſon eine gewiſſe

Abgabe bezahlten und beſtimmte Dienſte entrichten. Sie hatten ein höheres Wehrgeld, als die Sklaven, während z. B. bei den Salfranken das der Freien 200, des Sklaven 35 Solidi waren, betrug das des Liten 100 Solidi. Wehrgeld, Leudis, Leodis, Widergelt hieß die beſtimmte wegen Todtſchlags an die Blutsfreunde zu entrichtende Buße, ſie bezeichnet gleichſam den Werth, wonach Jeder geſchätzt war. Solche Bußen waren auch für andere Vergehen und Friedensbrüche feſtgeſetzt. Die Leibeigenen durften ſich verehlichen, wie andere Freie, doch nicht außerhalb ihrer Genoſſenſchaft eine Frau wählen. Zu ihrer Ehe mußte der Herr ſeine Einwilligung geben. Geſchah dieß nicht, ſo war die Ehe zwar nicht ungültig, mußte aber dafür eine Buße erlegt werden. Von Hof und Gut konnten ſie nichts rechtskräftig veräußern. In die Klaſſe der Liten oder Aldionen kam man entweder durch Geburt, oder dadurch, daß ein Unfreier zum Litus oder Aldio freigelaſſen wurde, oder durch Ehe, indem eine Freie einen Liten heirathete oder durch freiwillige Ergebung. Einige verſtehen unter den Liten nichts anderes, als *liberti*, Freigelaſſene, die urſprünglich freien Eigenthümer, die nach der Eroberung ihres Landes weder ganz geknechtet, noch als freie Gleichberechtigte zugelaſſen wurden, und denen ein Theil ihres Eigenthums verblieb, unter Verpflichtung zu Dienſten und Abgaben gegen die Eroberer. Darauf ſcheinen auch die Worte von Tacitus ſich zu beziehen, daß nämlich die Germanen die übrigen Sklaven nicht nach Römerart gebrauchen, ſo daß die Geſchäfte unter die Dienerſchaft vertheilt wären, ſondern Jeder von ihnen waltet in eigener Wohnung, an eigenem Heerde. Der Herr legt ihm, wie einem Pächter, eine Abgabe auf an Getraide, Vieh oder Kleiderſtoff.

Das Loos der völlig Unfreien war ein hartes. Der Sklave oder Leibeigene hieß Knecht, Manahonpit, Schalk, Theo, weiblich Theu, Thiarna, Diorna. Sie hatten kein Recht und keine Obrigkeit gegenüber ihren Herrn, waren ohne Stimme in der Gemeinde und wurden nur durch den Mund ihres Herrn vertreten. Der Herr hatte über ſie eine Strafgewalt bis auf Leben und Tod, mußte ſie zwar mit ihren Kindern verſorgen, hatte bei ihrer Verheirathung entſcheidend mitzuſprechen, verfügte aber über ſie, wie über eine Sache. In die Unfreiheit gerieth man entweder durch Geburt, durch Gefangenſchaft im Krieg nach dem allgemeinen Kriegsgebrauch damaliger Zeit, durch das Strandrecht gegen Schiffbrüchige, durch Spiel und Verſchuldung. Aeußerlich unterſchieden ſich die Leibeigenen von den Freien durch geſchorenes Haar und durch enge kurze Kleider. Ihre Beſchäftigung war verſchieden. Einige hatten die knechtiſchen Haus- und Felddienſte, andere waren über beſondere Wirthſchaftszweige geſetzt, wie der Seneſchalk, Marſchalk, Aufſeher der Zuchthengſte, Keltermeiſter, Schwein-, Schaf- und Ochſenhirt, in ſpäterer Zeit Gold- und Silber-, Waffen- und Hufſchmiede u. a. waren dann zum Theil auf kleine Güter des Herrn angeſiedelt und entrichteten ihren Leib- und Gutszins in ihren Arbeiten. Die weiblichen Unfreien waren in ihrer Weiſe

und zwar entweder abgeſondert oder in gemeinſchaftlichen Häuſern, *genicea*, beſchäftigt. Die Knechte begleiteten oft den Herrn auch in den Krieg. Sie galten als Vermögensſtücke des Herrn wie Haus und Vieh und wurden auch wie dieſes nach ihrem Geldwerth geſchätzt. Dieſer betrug gewöhnlich zwölf, fünfzehn Solidi; ſtieg aber auch höher nach ihren Eigenſchaften und Fertigkeiten. Der Herr konnte ſie verkaufen, verſchenken, vertauſchen und an Leib und Leben züchtigen. Hierin hat beſonders das Chriſtenthum Milde und Linderung gebracht. Mit Rückſicht auf römiſche Unmenſchlichkeiten gegen Sklaven kam es bei den Germanen ſelten vor, daß ſie gegeißelt oder mit Feſſeln und Zwangsarbeit beſtraft wurden, häufiger brachte man ſie um, nicht zur Strafe und aus Strenge, ſondern aus Ungeſtüm und Jähzorn, gleichſam als Feinde, nur daß es ungeſtraft geſchah. Den Freien, wie den Halbfreien und Freigelaſſenen war die Ehe mit Leibeigenen bei Verluſt der Freiheit verboten, den Unfreien aber unter einander nur mit Zuſtimmung ihrer Herrn geſtattet. Die Sprüchwörter: unfreie Hand zieht freie nach ſich, das Kind folgt der ärgern Hand, ſind uralt und mögen wohl dieſen Verhältniſſen ihren Urſprung verdanken. Die Verbindung einer Freien mit dem Knecht eines Andern wurde bei den Sachſen mit dem Tode beider beſtraft, bei den Burgundern, Longobarden und Weſtgothen ebenſo, und an der Frau, wenn ihre Verwandten ſie nicht tödten wollten, mit Heimfall in öffentliche Knechtſchaft. Die Ehe einer Freien mit ihrem eigenen Knecht wurde an ihm mit dem Tode, an ihr mit der Rechtloſigkeit, bei den Weſtgothen an beiden mit dem Feuertod beſtraft.

Daraus iſt zur Genüge erſichtlich, wie groß die Kluft zwiſchen dem freien Mann und dem Leibeigenen dem Rechte nach geweſen iſt. Aus dieſem Stande der Knechtſchaft erlöste ſie die Freilaſſung. Sie geſchah, zum Zeichen, daß der geweſene Knecht nun gehen könne, wohin er wolle, bei offenen Thüren oder auf dem Kreuzweg. Das einfachſte Symbol dabei war, den Knecht mit der Hand zu faſſen und aus der Hand loszulaſſen. Bei den Franken hieß das Hantrada. Nach dem Recht der Longobarden mußte der Loszuſprechende, wenn er völlig frei werden ſollte, durch die Hände mehrerer Freien gehen, von dem Herrn und jedem der zugezogenen Zeugen alſo zwölfmal aus der Hand gelaſſen werden. Außer dieſer Handverlaſſung waren bei den einzelnen Stämmen noch andere Feierlichkeiten giltig. So wurden dem Freigelaſſenen bei den Longobarden ein Pfeil, bei den Franken ein Denar, bei den Angelſachſen Lanze und Schwert, die Waffen des freien Mannes eingehändigt. Nach norwegiſchen Verordnungen mußte er ein feierliches Mahl anſtellen, wozu ein Widder geſchlachtet wurde, deſſen von einem Freigebornen abgeſchnittenen Kopf der Herr als eine Haislöſung empfing. Das Chriſtenthum verband die Freilaſſung mit kirchlichen Feierlichkeiten. Sie geſchah am Altar und bei den Franken hieß der in der Kirche oder vor dem Altar Freigelaſſene Tabularius. Der Knecht wurde nämlich in die Kirche gebracht und

mit einer leeren Tafel dem Biſchof übergeben, der dann die Freilaſſung darauf ſchreiben ließ. Daß die Kluft zwiſchen Freien und Knechten im Leben weniger fühlbar war, dafür zeugen die Worte deſſelben römiſchen Geſchichtſchreibers, wo er von der Erziehung der deutſchen Jugend ſpricht. Keine Weichlichkeit der Erziehung, ſagt er, unterſcheidet Herrn und Knechte. Unter eben dem Vieh, auf eben dem Boden leben ſie, bis die Freigebornen das Alter abſondert, Tapferkeit ſie heraushebt. Aber gleich viel, wie hart das Loos der Unfreien bei unſern Altvordern war, bei den Barbaren, wie ſie von den Römern genannt wurden, Sklaven an's Kreuz zu ſchlagen, Hunderte zum Tode zu führen, weil Ein Schuldiger unter ihnen nicht gefunden werden konnte, der Sklavin, die halb entblößt vor der Herrin ſtund, und ihr zum Ankleiden die Gewänder bot, zur Qual die Nadel in die Bruſt zu ſtoßen, Sklaven zu tödten, ihr Fleiſch zu zerſtücken und in die Teiche zu ſtreuen, um das Fleiſch der Fiſche ſchmackhafter zu machen, davon weiß die Geſchichte unſeres Volkes nichts, ſolcher Thaten konnte ſich nur die römiſche Bildung rühmen.

Kapitel 5.

Beſitz und Eigenthum.

1) Es iſt unſerer Kenntniß entrückt, in welcher Weiſe Deutſchland ſeinen frühern Bewohnern von unſern Altvordern entriſſen wurde. Daß es nicht ſehr angebaut ſein konnte, die Stämme wenig Ackerbau trieben, eigentlich Nomaden waren, erhellt beſonders aus Julius Cäſar, wornach Niemand ein beſtimmt abgemeſſenes Feld beſaß, Niemand eigene Grundſtücke hatte. Nur ganze Stämme und Geſchlechter, welche zuſammenhielten, bekamen von ihren Obrigkeiten und Häuptlingen alljährlich ſo viel, und wo dieſe es für gut fanden, Feld angewieſen, mußten aber im folgenden Jahre anderswohin ziehen. Für dieſe Sitte führte man ſchon damals viele Gründe an, unter andern, damit ſie nicht, durch die ununterbrochene Bewohnung und Bebauung derſelben Gegend verlockt, den Hang zum Krieg mit dem Ackerbau vertauſchten, noch nach ausgedehntem Landbeſitz trachteten und die Schwächern von den Mächtigern aus ihren Beſitzungen verdrängt würden; ſie ſollten nicht, um Kälte und Hitze zu meiden, gemächliche Wohnungen bauen; endlich geſchah es auch, um die Geldbegierde nicht aufkommen zu laſſen, woraus Parteiung und Zwiſtigkeiten entſtehen, und um den gemeinen Mann zufrieden zu erhalten, wenn er ſah, daß auch der Mächtigſte nicht mehr im Beſitz habe, als er ſelbſt. Alle dieſe Gründe hielten in der Länge der Zeit nicht aus, daß das Nomadenleben allmählig aufgegeben wurde und feſte Wohnſitze dafür eintraten. Das Eigenthum des freien Mannes hieß Alod. Nach Grimm bedeutet dieß ächt deutſche Wort, das zwar in den alten Denkmälern unſerer Sprache nirgends, nur in den lateiniſchen Volksrechten vorkommt,

ſo viel, als ganz eigen. Man verſtand darunter den geſammten Nachlaß eines Verſtorbenen, dann auch die als freies Eigenthum beſeſſenen Grundſtücke.

Das bewegliche Vermögen hieß im Gegenſatz zu dem liegenden die fahrende Habe. Als Hauptgegenſtände des beweglichen Vermögens gelten im Alterthum Hausvieh, Waffen und Kleider. Die fahrende Habe wurde deßwegen in Heergewäte und Gerade eingetheilt. Heergewäte bezieht ſich auf Bewaffnung und Rüſtung des Mannes, dazu gehört Pferd, Schwert und Kriegsgewand, welche Stücke auch, wenn ein Held gefallen war, eingeſendet wurden. Die Gerade, Wiwerade, Frauenrade iſt der weibliche Schmuck, all das, was die Frau in ihrer Kiſte verſchließen kann. Dabei unterſcheidet man eine doppelte, die nämlich, welche die Frau nach des Mannes Tode als Wittwe aus der Verlaſſenſchaft ererbt, und die, welche nach ihrem Tode von der Tochter und ihren weiteren Verwandten geerbt wird. Das dem Halbfreien gehörige Gut, wofür er ſeinem Herrn, wie ſchon erwähnt, gewiſſe Dienſte und Abgaben zu leiſten hatte, hieß zum Unterſchied vom freien Alod, Feod. Das Wort leiten Einige von Feo, Fe, Gut, Habe, Andere vom romaniſchen Fe, *fides*, her. Es iſt altdeutſche Sitte jetzt noch in vielen Gegenden bewahrt, daß, wie der Heerd der Mittelpunkt des Hauſes war, ſo das Haus inmitten desGutes lag, ringsumher Acker, Wieſe und Wald. Ein Hof mit den dazu gehörigen Gütern hieß bei den Franken ein *mansus*, der Hof für ſich Hoveſtat, Hubeſtath, das Land für ſich Hoba, Hnopa. Zu einem größern Hof gehörten eine Anzahl kleinerer Nebenhöfe. Auf dem Haupthof befand ſich die Wohnung des Eigenthümers, Sala, mit den nöthigen ſonſtigen Wohnzimmern, Kaminatä, Kemenaten genannt; das zum Haupthof unmittelbar gehörige und von dort aus bebaute Land hieß Salland. Außer dieſen Privatgütern blieb immer noch ein großes Gemeingut: Wald, Waide und Haide, Waſſer, Wege und Stege, das Land, wohin nicht Pflug noch Senſe geht, zur gemeinſchaftlichen Benützung, Allmand genannt. Mehrere Höfe, mansi, und Alode bildeten eine Flur, Gemarkung, Maracha, die Markgenoſſen aber eine Gemeinde. Die Behauptung, daß die Marken oder Gemeinden wieder nach zehn, in Decanien, abgetheilt geweſen, läßt ſich nicht erweiſen. Sie gehört dem ſpätern fränkiſchen Reiche an, und war auf den größern, dem König, dem Adel und der Kirche gehörigen Gütern der Verwaltung wegen eingeführt. Bei allen germaniſchen Stämmen findet ſich die Eintheilung nach Hundertſchaften, *centenae*, nur iſt Streit darüber, ob ein Diſtrikt eine Hundertſchaft genannt wurde, weil er zum Krieg hundert bewaffnete Männer ſtellte, oder weil er hundert Landgüter umfaßte. Tacitus Worte vor Augen: jeder Gau ſtellt hundert, nämlich Bewaffnete; eben dieſe Bezeichnung führen ſie unter den Ihrigen und was Anfangs Zahlbeſtimmung war, iſt nun Ehrenname — ſo ſcheint der Name daher gekommen zu ſein, weil der Diſtrikt hundert Mann zum Kriege ſtellt. Leo dagegen iſt der Meinung, daß vielmehr hundert volle Landgüter die urſprüngliche

Grundlage dieſer Einrichtung bildeten. Denkt man ſich nämlich, ſagt er, in Folge der Eroberung eine Theilung der Landbeute, ſo iſt natürlich, daß, da das erobernde Heer in Hundert zerfiel, auch das eroberte Land oft nach dieſen Hunderten des Heeres in Beutetheile zerlegt und jedem Hundert ein Landdiſtrikt zugeloost, ein ſolches Diſtriktsloos aber wieder nach den Mitgliedern der Centena, alſo wenn dieſe noch vollſtändig war, in hundert einzelne Beuteloose oder Landtheile zerſchlagen und jedem Hundertſchaftsgenoſſen ein ſolcher Landtheil zugeloost ward. Dann war zunächſt die militäriſche Hunderttheilung und die Landtheilung dieſelbe. Aenderte ſich aber mit der Zeit die Ordnung des Aufgebotes, ſo konnte es zwar ſpäter kommen, daß von den hundert Landgütern doch vielleicht nur zwanzig oder fünfundzwanzig Mann den Auszug bildeten.

Das von den germaniſchen Stämmen beſeſſene Land wurde in Gaue, *pagi*, eingetheilt, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe urſprünglich den Abtheilungen des Volkes nach Hunderten, Hundertſchaften, entſprachen.

2) Die Art und Weiſe, wie erobernde Deutſche in einem Lande ſich niederließen und feſtſetzten, konnte nach den Berichten römiſcher Schriftſteller, und wie ſie in unſern alten Heldenliedern ſelbſt beſchrieben wird, auf eine dreifache Weiſe geſchehen. Das für die frühern Bewohner des eroberten Gebietes Schlimmſte war Einnahme des ganzen Landes, Verbrennung der öffentlichen Gebäude und Wohnungen, ſo daß die Einwohner ſelbſt mit vernichtet, vertrieben, oder zu Knechten und Sklaven gemacht wurden. Das Beſte noch für die Unterliegenden war ein Vertrag zwiſchen Sieger und Beſiegten, wonach dieſen perſönliche Freiheit und ein Theil des Landes als freies Eigenthum und zu gleichem Recht mit den Siegern gewährt und gelaſſen wurde. Zwiſchen dieſen beiden Formen der Eroberung gab es noch eine mittlere, wonach vom Eroberer Land und Herrſchaft eingenommen, die Beſiegten weder ganz geknechtet, noch als Freie und Gleichberechtigte zugelaſſen wurden, die Stellung freigelaſſener Knechte erhielten, ihre eigene Gemeindeangelegenheit ordneten und von dem ihnen überlaſſenen Land Zins entrichten mußten.

Als die Burgunder im Jahr 443 von Savoyen aus, wo ſie ſich um dieſelbe Zeit niedergelaſſen und angeſiedelt hatten, über das ſüdöſtliche Gallien ſich ausbreiteten, nahmen ſie im Jahr 456 eine Landtheilung mit den galliſchen Senatoren vor. Wie dieſe ausgeführt wurde, ob ſie ausreichend war, und wie die nachher einwandernden Burgunder verſorgt wurden, iſt ungewiß. Als ſie ſpäter im Jahr 473 eine nochmalige Vertheilung vornahmen, wurde jedem freien burgundiſchen Hausvater ein beſtimmtes römiſches Landgut angewieſen. Dadurch erhielt er von Hof und Garten die Hälfte, von Ackerland zwei Drittheile, von den Knechten ein Drittheil, Wälder und Waldeland konnten gemeinſchaftlich bleiben oder häftig getheilt werden; Freigelaſſene bekamen ein Drittheil. Der Römer und Burgunder hieß einer des Andern *hospes* — Gaſt, das Zugetheilte *sors* — Loos, das Recht darauf *hospita-*

litas. Beide Nationen waren einander gleichgestellt. In den Städten und Landschaften ſtanden Richter und Verwalter aus beiden Nationen.

Nachdem die Weſtgothen ihre Reich über das ſüdöſtliche Gallien und faſt ganz Spanien ausgedehnt hatten, fanden ebenſo wie bei den Burgundern zu verſchiedenen Zeiten Landtheilungen ſtatt. Von Ackerland und Waldungen erhielt der Gothe zwei Drittheile, der Römer ein Drittheil, doch konnten Waldungen gemeinſchaftlich bleiben, das Weiderecht blieb gegenſeitig. Die Römer im weſtgothiſchen Reiche waren, wie bei den Burgundern, bei ihren Rechten gelaſſen worden.

Als die Heruler, germaniſche Miethſoldaten des Reiches, einen Drittheil des italiſchen Bodens für ſich verlangten und dieß nicht erhielten, wählten ſie Odoaker zum König, der unter Anerkennung des oſtrömiſchen Kaiſers die verlangte Landtheilung durchführte und ſich nur den Titel Patricius beilegte. In der Verfaſſung wurde nichts geändert. Theodorich, König der Oſtgothen, dem Odoaker weichen mußte, begnügte ſich mit dem Drittheil, welchen ſchon die Heruler ſich zugeeignet hatten. An der Verfaſſung wurde nichts geändert. Gothen und Römer hatten gleiche Rechte, nur das Kriegsweſen lag allein in den Händen der Gothen. Härter und gewaltſamer verfuhren die Longobarden. Die Einwohner, welche dem Schwert entgingen, wurden unter die Longobarden in der Weiſe vertheilt, daß Jeder an ſeinen Hospes ein Drittheil ſeiner Früchte abliefern mußte. Die Römer blieben perſönlich frei, und da Wechſelehen zugelaſſen wurden zwiſchen Römern und Longobarden, trat allmählig eine Verſchmelzung beider Nationen ein. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Franken bei ihren Eroberungen nicht milder verfahren ſind.

Kapitel 6.

Die Landesgemeinde und die Obrigkeiten.

1) Unſer Volk war ein Volk von Kriegern und darum bezog ſich zunächſt Alles, Sitte und Geſetz, Verfaſſung und Recht auf den Krieg. Wurde ein germaniſcher Stamm durch Angriff oder Vertheidigung in einen Krieg verwickelt, ſo wählte man zur Leitung deſſelben ein Oberhaupt, mit Macht über Leben und Tod. Im Frieden hingegen hatten ſie keine gemeinſchaftliche Obrigkeit, ſondern die Häuptlinge der einzelnen Gegenden und Gaue ſprachen unter den Ihrigen Recht und vermittelten die Streitigkeiten. Ehe wir nun zur bürgerlichen Verfaſſung übergehen, werde mit wenigen Worten der Kriegsverfaſſung gedacht. — Jeder freie Germane war nach der Werhaftmachung waffenfähig und kriegspflichtig. Jeder Gau ſtellte deren Hundert, woher der Name der Schaar eine Centene, Hunderte. Dieſe wurden nicht künſtlich gemiſcht oder zuſammengeſtellt, ſondern Familienbande und Verwandtſchaften bildeten auch in der Schlacht be-

ſondere Haufen oder Rotten. Aus ihnen allen wählte man die aus, welche mit den Reitern vermiſcht im Vordertreffen kämpfen ſollten. Im Ganzen beſtand aber ihre Hauptſtärke im Fußvolke. Anführer des Heeres war der, den die Landesgemeinde gewählt oder das Loos unter den Tüchtigſten bezeichnet hatte, er wurde auf den Schild gehoben und mit Jubel umhergetragen. Unteranführer ſind wahrſcheinlich die auch in bürgerlichen Dingen dem Gau Vorgeſetzten geweſen. Auch die Prieſter zogen mit in den Krieg, um beſonders, wie auf Befehl der Gottheit, die Kriegszucht zu handhaben. Zur Belebung des Muthes wurden aus den heiligen Hainen Zeichen und allerlei Bilder hervorgeholt und vorangetragen. Nach Tacitus waren die Heerführer es mehr durch Beiſpiel, als durch Oberbefehl; vorleuchtend und an der Spitze kämpfend herrſchten ſie durch Bewunderung. Uebrigens durfte Niemand tödten, binden, nicht einmal ſchlagen, denn allein die Prieſter, nicht als zur Strafe, noch auf des Heerführers Geheiß, ſondern, wie ſchon erwähnt, als auf der Gottheit Befehl.

Neben dieſem alle freien Männer verpflichtenden Kriegsdienſt, gab es noch einen andern, im Gefolge eines Gaufürſten. Wie nur die Angeſehenſten und Tüchtigſten zu Gaufürſten berufen wurden, ſo war es ehrenvoll, im Gefolge, comitatus, eines ſolchen zu dienen und ihn ſtets zu umgeben. Jeder Fürſt ſelbſt zog Jünglinge vornehmer Abkunft, oder deren Väter große Verdienſte hatten, ſchon früh hervor, ſtellte ſie den Stärkern und ſchon Erprobten gleich und nahm ſie gleich dieſen in ſein Gefolge auf. War unter den Fürſten ein Wettſtreit, durch tapferes und zahlreiches Gefolge zu glänzen, ſo wetteiferten unter dieſen Alle, durch Tapferkeit und Verdienſte nach dem Urtheile des Fürſten in der Rangordnung eine vornehme Stelle einzunehmen. Kam es zur Schlacht, ſo war es eine Schande für den Fürſten, an Tapferkeit nachzuſtehen, Schande für das Gefolge, nicht dem Fürſten an Tapferkeit gleich zu kommen. Ehrlos und geſchändet ſein Lebenlang war derjenige, welcher den Anführer überlebend aus der Schlacht zurückkehrte. Ihn zu vertheidigen, zu ſchützen, ja eigene Heldenthaten ihm zum Ruhme anzurechnen, war die höchſte, heiligſte Pflicht. Ausrüſtung des Gefolges lag dem Fürſten ob; Gaſtmähler und Bewirthung dienten ſtatt des Soldes. Deßwegen löſten ſich auch ſolche Gefolgſchaften bei langem Frieden und Mangel an Unterhalt auf. Dann zogen Schaaren edler Jünglinge auf eigene Fauſt und unter einem bewährten Führer auf Abenteuer aus, oder zu Völkern, die gerade Krieg führten.

2) Die Waffen wurden aber auch im Frieden nicht abgelegt, und kein öffentliches oder beſonderes Geſchäft anders verhandelt, als in Waffen. Eine gemeinſchaftliche Obrigkeit gab es im Frieden nicht. Ueber geringere Sachen beriethen die Gaufürſten, über wichtigere Alle, doch ſo, daß auch dasjenige, was beim Volk ſtand, von den Gaufürſten vorberathen wurde. Die wichtigſten Angelegenheiten wurden vor die große Landesgemeinde gebracht. Das war die Verſammlung der freien, waffenfähigen Männer. Sie beriethen und beſchloßen über neue Geſetze, über Krieg und Frieden und vor die Volksverſammlung kamen

Rechtshändel und Anklagen auf Leben und Tod. Die Landesgemeinde verſammelte ſich unter freiem Himmel, an Orten, welche heilig waren, und an denen man Opfer den Göttern darzubringen pflegte, auf Bergen, in Wäldern, unter Bäumen, beſonders großen Eichen, Eſchen oder Linden, bei großen Steinen. Der Ort hieß Walſtatt oder das Thing. Wenn nicht ein unvorgeſehener oder plötzlicher Fall eintrat, ſo kam die Landesgemeinde an beſtimmten Tagen beim Neu- oder Vollmond zuſammen, denn dieß ſchien ihnen zu Verſammlungen der günſtigſte Zeitpunkt. In der Regel waren des Jahres drei große Thing im Winter, Frühling und Herbſt im gemeinſamen Heiligthum, wo dann den Göttern zugleich die großen Opfer dargebracht wurden. Eine üble Folge der Freiheit, nach Tacitus, war, daß nicht Alle zugleich oder auf Befehl ſich einfanden, ſondern daß der zweite und dritte Tag über dem Zaudern der Kommenden hinging. So wie nun die Schaaren zahlreich genug erſchienen, ſetzten ſie ſich bewaffnet nieder. Dann geboten die Prieſter, denen auch hier das Zwangsrecht zuſtand, Stillſchweigen. Darauf nahm der König oder der Gaufürſt, wie ihn Alter oder Adel, Kriegsruhm oder Wohlredenheit auszeichnete, das Wort; übrigens mehr durch Ueberredung eindringend, als durch Macht gebietend. Mißfiel der Vorſchlag, ſo wurde er mit Gemurmel verworfen; Waffengeklirr galt als Zuſtimmung. Völkerſchaften deſſelben Stammes oder Namens unterhielten dadurch Verbindung unter einander, daß Abgeordnete derſelben regelmäßig zu einer Tagſatzung zuſammentraten.

3) Da im Frieden keine gemeinſchaftliche Obrigkeit beſtand, ſo ſprachen die Hauptleute der einzelnen Gegenden und Gaue unter den Ihrigen Recht und vermittelten die Streitigkeiten. Dieſe Gaue waren ſehr wahrſcheinlich nichts anderes, als die oben angeführten Hundertſchaften, althochdeutſch Huntari, angelſächſiſch Hundrede. An der Spitze jeder Hundertſchaft ſtand ein Gaufürſt, ſächſiſch und fränkiſch Hunno genannt, der in der großen Landesgemeinde, wahrſcheinlich auf Lebenszeit gewählt, im Gau die Streitigkeiten zu ſchlichten hatte. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß auch nach dem Mondwechſel regelmäßige Gauverſammlungen gehalten wurden. Jedem Gaufürſten waren hundert Mann mit berathender und entſcheidender Stimme beigegeben. Was ihren Unterhalt betrifft, ſo war es nach Tacitus Sitte, daß die Gaue Mann für Mann den Gaufürſten freiwillige Gaben an Vieh oder Feldfrüchten zuſammenlegten, was als Ehrengeſchenke angenommen wurde und zugleich dem Bedürfniß abhalf.

Neben den Stämmen, die ſich durch freie Landesgemeinden ſelbſt regierten, werden auch ſolche genannt, die von Königen beherrſcht wurden. Der Anfang des Königthums, Chunni das Geſchlecht, Chunnig, der zu einem edlen Geſchlechte gehört, der König, mag bei Verſchiedenen verſchieden geweſen ſein und iſt bei den Wenigſten mehr genau nachzuweiſen. Piſiſtratus in Athen, Saul und David bei den Juden u. a. können uns Fingerzeige ſein. Wenn Parteikämpfe im Innern, Gefahren von Außen, Wanderungen und Heereszüge, wenn

auch das Beiſpiel benachbarter Völker die Erhöhung manches glücklichen Heerführers oder eines Geſchlechtes veranlaßten, ſo war es in ſpätern Zeiten beſonders jene germaniſcher Freiheit ſo verderbliche römiſche Staatskunſt, welche die in den deutſchen Wäldern ſo koſtſpielige Pflanze königlicher Gewalt hegte und ſchützte. Denn ſo lauten die Worte von Tacitus: Die Könige verdanken ihre Macht und Herrſchaft römiſcher Einwirkung, ſelten werden ſie durch unſere Waffen, öfter durch unſer Geld unterſtützt! Eine ſolche Gewalt, wenn ſie zudem noch von ſo fremdem Einfluß unterſtützt wurde, mußte nothwendig ebenſo Fremdartiges in die Verfaſſung des Volkes hineintragen, die Rechte der Einzelnen und Aller ſchmälern, um die eigenen wachſen zu ſehen. Auch dafür gibt derſelbe römiſche Schriftſteller einige Andeutung, wenn er ſagt: Die Freigelaſſenen ſind bei den Deutſchen nicht viel mehr als Sklaven, ſelten von einigem Einfluſſe im Hauſe, niemals im Staate, es ſei denn bei Völkern, wo Könige herrſchen; denn dort ſteigen ſie über die Freigebornen, ja über die Edeln empor! Bei den Uebrigen iſt gerade der Abſtand der Freigelaſſenen ein Beweis der Freiheit. Doch mögen die Grade der königlichen Gewalt verſchieden geweſen ſein. Während im Oſten und Norden Stämme ſich fanden, bei denen Könige uneingeſchränkt herrſchten, ſo war bei den meiſten die königliche Gewalt keine willkürliche, vielmehr durch die Rechte Aller, beſonders der Landesgemeinde ſehr beſchränkt. Die Wahl der Könige beſtimmte die Geburt, d. h. das Volk wählte, die königliche Würde war aber an ein edles Geſchlecht gebunden.

Kapitel 7.

Geſetz und Herkommen.

1) Die Geſetze waren urſprünglich nicht geſchrieben, ſondern wurden, wie wohl bei allen Völkern mündlich fortgepflanzt, erſt in ſpätern Zeiten geſammelt, und ſind uns in einer fremden Sprache überliefert worden. Als Recht und Geſetz galt deßwegen von Anfang das von den Vätern auf die Enkel fortgeerbte Herkommen. Es war in das Gedächtniß der Völker eingeſchrieben und keine Gefahr, vergeſſen oder gefälſcht zu werden. Zur lebendigen Unterſtützung ſeines Gedächtniſſes hatte es aber eine Menge Zeichen und Symbole, Worte, Reim und Gleichlaut, von denen die meiſten dem Volk bis zur Gegenwart bekannt und ſogar vor Gericht geläufig ſind. Die Symbole und Zeichen reichen in das höchſte Alterthum, Reim und Gleichlaut ſind jüngerer Zeit, da ſie aber zuſammen tiefe Blicke in das Leben der ältern Zeit gewähren, ſo gehen wir nach Grimm's deutſchen Rechtsalterthümern in's Einzelne. Gleichklänge zur Bezeichnung des alten Rechts ſind: Erbe und eigen, Bank und Bette, Bann und Gebot, Feuer und Flamme, Fell und Fleiſch, Gras und Grein, Hals und Hand, Hehle und Heimlichkeit, Herz und Hand, Hirſch und Hind, Haus und

Heim, Haus und Hof, Haut und Haar, Land und Leute, Leib und Leben, Mann und Mage, Schade und Scham, Rath und Recht, See und Land, Statt und Stuhl, Stock und Stamm, Waſſer und Weide, Wind und Wetter, Werke und Worte, Zaun und Zimmer; erblich und ewiglich, braun und blau, frank und frei, friſch und froh, huldig und hörig, los und ledig, rechtlich und redlich; Geboten und gebannen, geben und gelten, hegen und halten, huſen und heimen beſchlagen und beſchloſſen, beſteckt und beſtimmt.

Es finden ſich aber auch Tautologien und Wiederholungen, in denen der Gedanke des erſten Wortes durch den gleichen oder verwandten eines zweiten oder dritten an Stärke und Feſtigkeit gewinnt, oder aber ſollen durch das zweite und dritte Wort beſtimmte Beſonderheiten hervorgehoben werden. Solche ſind: Buße und Wandel, Wechſel und Tauſch, Hilfe und Steuer, Hand und Mund, ſchuldig und pflichtig, weiſen und erkennen; Gebiet, Grund und Boden; Grundherr, Lehnherr und Vogt; Schützen, Schirmen, Märken; Fried, Bann und Schirm; Herrlichkeit, Freiheit, Gerechtigkeit; Brauch, Herkommen und Gewohnheit; Friede, Freiheit und Recht; Folge, Hilfe und Steuer; Eid, Gür und Hilfe; Willen, Rath und Gunſt; Schelm, Dieb und Böſewicht; echt, recht und frei; getreu, hold und gehorſam; ledig, frei und los; ab, todt und kraftlos; treulos, ehrlos, meineidig; vereinen, verbinden, verſtricken; gerichtet, geachtet und geſchätzt; geſagt, erkannt, geweiſt; rufen, heiſchen, fordern; handhaben, ſchützen und ſchirmen; verhüten, wehren und warnen. Reimende Sprüche ſind: Weib und Kind, Sand und Wind; Stock und Stein, Gras und Grein; Bürgen ſoll man würgen; wie viel Mund, ſo viel Pfund; gehet der Buſch dem Reiter an die Sporn, hat der Bauer ſein Recht verlorn; gezwungener Eid iſt Gott leid; Hehler ſind Stehler; wohin der Dieb mit der Stange, dahin auch der Hirſch mit dem Fange.

Außerdem finden ſich eine Menge wiederkehrender Formeln, Sprüche und Redensarten ohne Reim und Gleichlaute. Bei Abgaben heißt es, weder das Beſte noch das Schlechteſte, Meer und See heißt wild und ſalzig, der Hunger ſcharf oder heiß. Formeln für das Unermeßliche der Zeit und des Raumes ſind: So weit der Himmel blau iſt; gehen, ſo weit der Wind weht, Hahn kräht, Mond ſcheint. Kürzere Formeln für Verbannung und Verfehmung: ſein Leib ſoll frei und erlaubt ſein allen Leuten und Thieren, allen Vögeln in den Lüften, den Fiſchen im Waſſer; ich ertheile ſein Eigenthum und Lehen ſeinen Herren, ſeine Frau zu einer Wittwen, ſeine Kinder zu Waiſen, ſein Fleiſch den Raben. Einweiſung in Grundherrſchaft und Gerichtsbarkeit: über Eigen und Erb, Schuld und Schaden, Waſſer und Weide, Wald und Wort; oder Gebot über Hals und Haupt, über Leib und Leben, über Ehre und Glimpf; oder Gebot und Verbot, Zug und Flug, Mann und Bann, Berg und Thal, den Fiſch uf'm Sand, das Hochwild uf'm Land weiſen. Die Formel eines Freiſchöffen aus ſpäterer Zeit lautet: Daß er wolle bewaren, helen und halten die Veme

vor Manne, vor Wibe, vor Torfe, vor Zwige, vor Stock und Stein, vor Gras, vor alle guete Wichte, vor alle Gottes Geschichte, vor allem das zwischen Himmel und Erden Gott habe lassen werden, wan vor dem Mann (der das Reich hütet und) der die Veme waren, heben und halten soll, daß er auch wolle bringen vor den freien Stuhl und die heilige heimliche Acht des Königs, was er fürwahr wisse oder von wahrhaftigen Leuten höre, das denn femrügig sei, daß es werde gericht nach Recht des Kaisers und der Sachsen oder nach Gnaden mit Willen des Klägers und Gerichts; und wolle das nicht lassen noch um Liebe noch um Leide, noch um Silber noch um Gold noch um Edelgestein, noch um Vater, Mutter, Schwester, Bruder, Magschaft oder Schwägerschaft noch um kein Ding, die Gott hat werden lassen: daß er wolle fördern und stärken dieß Gericht und Recht mit all seiner Macht, dazu ihm Gott helfe und die Heiligen.

Die seltsamsten Bestimmungen finden sich bei Ländererwerb und Abmarkung der Grenzen. Es sind Maße für die Größe, Höhe, Weite, Ferne u. s. w. Ein solches Maß war der Wurf mit Hammer, Beil, Speer, Pfeil, Stein und Erde; also ging die Fischerei in einem Fluß so weit, als man mit einem Hammer hineinwerfen kann. Dieser Gebrauch ist uralt und findet sich im Süden wie im Norden bei allen Stämmen. Einige Bestimmungen bezeichnen nicht blos den Wurf, sondern die Stellung der Füße und Hände des Werfenden in der Art, daß ihm die rechte Hand unter dem linken Beine her zu thun hat. Wie durch Wurf geschah auch durch Berührung mit Hammer, Speer, Art, Beil, Sichel u. s. w. die Abmarkung der äußersten Grenzen, das Behauen überhängender Aeste auf öffentlichem Weg oder Privatgrundstücke. Ausmessungen der Weite finden auch nach dem Schimmer fernleuchtender Gegenstände statt, z. B. so weit man ein weißes Pferd, das Vieh so weit von dem Gerichtsplatze anbinden, als man den Gerichtsbalken sehen kann. Wie das Gesicht als Maßbestimmung galt, so auch das Gehör. Die Lebens- und Erbfähigkeit eines neugebornen Kindes ward darnach beurtheilt, daß man es die vier Wände beschreien hörte. Für die Höhe eines einzuschlagenden Wasserpfahls findet sich folgende Bestimmung: Das Wasser soll also gerichtet sein und der Müller sein Wehr nit höher erheben, daß ein Bien auf des Nagels Kopf, so mitten im Pfahl steckt, fliegen, sich darauf enthalten und des Wassers, ungenetzt und unverletzt seine Füße und Flügel, trinken und genießen kann. König Karl gab einem longobardischen Spielmann das Recht, auf einen hohen Baum zu steigen und sein Horn stark zu blasen, soweit der Schall gehört werde, sollen ihm Land und Leute zu eigen werden. Verwandt mit dem Erwerben durch Wurf ist das Umgehen oder Umpflügen eines Stückes Land. So gab König Dagobert dem heiligen Florentius so viel Land zu eigen, als er mit seinem Esel umpflüge, bis er aus dem Bade gestiegen sei und seine Kleider angethan habe. Nach deutschem Recht wird ein Acker, den sein Eigenthümer verwildern läßt, Mark und Gemeingut, sobald sich Busch und Gesträuche darauf erheben. Das heißt

nach altem Spruch: Wenn der Buſch den Relter erreicht an die Sporn, hat der Bauer ſein Recht verlorn, oder wenn Jemand ſeine eigenen Güter verwachſen laſſen wollte, Hecken und Bäume ſo groß wären, daß zween Ochſen ſich darin verbergen könnten, ſoll ſolches Gut zur gemeinen Mark gezogen und gehalten werden. Für die Nothwendigkeit einer eilends vorzunehmenden Handlung galt z. B. die Beſtimmung, wenn Jemand auf dem Gut verſtürbe und der rechte Erbe außer Landes wäre, ſo ſoll er auf die erſte Nachricht davon, wenn er am Tiſche ſäße, ſein Meſſer unabgewiſcht beiſtecken, auch auf der Reiſe an keinem Ort zwei Nächte bleiben. Wäre es aber Sache, daß die Erben nicht einheimiſch wären, ſondern in fremden Landen und ſo ſie in Jahr und Tag wieder heim kämen und ſolches erforſchten, und ob ſie den einen Schuh ausgethan hätten, ſollten ſie den andern Schuh nicht austhun, ſondern den andern wiederum anziehen und den Weinkauf hinter das Recht legen. In vielen Fällen ſind die verſchiedenen Glieder des Körpers nach ihrer Länge, Höhe und Ausſpannung die natürlichen und einfachen Maße, wie ſie meiſt jetzt noch gebraucht werden, als handbreit, fingerslang, daumenlang, ſpannenweit, kopfhoch, mundvoll, armvoll, handvoll. Der Zehentherr z. B. ſoll nicht mehr als einen Böten Flachſes aus dem Garten mögen zehenten und der ſoll ſo groß ſein als ein Mann mit ſeinem Arme, wenn er den Daumen auf die Harpfe ſetzet, umfangen kann. Die Breite eines Weges ſoll ein Reiter beſtimmen, mit quer über den Sattel gelegtem Speer. Für das hohe Alter dieſer und ähnlicher Beſtimmungen möchte beſonders auch das noch ſprechen, daß ſie mit den Gebräuchen von andern alten Völkern übereinſtimmen.

Neben dieſen Maßbeſtimmungen finden ſich noch eine Menge Symbole, gleichſam als bildliche Zeichen bei Abſchließung eines Geſchäfts. Sie heißen zum Theil jetzt noch beim Volke Wahrzeichen, beziehen ſich auf Grund und Boden oder perſönliche Verhältniſſe und ſollen Sachen oder Perſonen ſinnlich oder bildlich darſtellen. Von dem Grundſtück wird ein Aſt gebracht zum Zeichen ſeiner wirklichen Theilnahme; auf den Acker wird ein Stuhl geſetzt, ein Feuer angezündet, zum Zeichen der Beſitznahme; der Mann wirft ſeinen Handſchuh, die Frau löst ihren Gürtel, um verſchiedene Handlungen rechtlich damit zu bezeichnen. Während jene Maße längſt nicht mehr im Gebrauch ſind, gelten noch eine Menge von dieſen Symbolen fort. Eines der älteſten bei allen deutſchen Stämmen, im Süden wie im Norden, war das des Graſes und der Erde und wurde auf mannigfaltige Weiſe gebraucht, zur Feierlichkeit des Bündniſſes, der Schwüre, der Grenzſtreitigkeiten, der Uebertragung von Grund und Boden, als Zeichen der Beſiegung und Unterwerfung. In Alamannien ſtießen die Kämpfenden die Schwerter in die Erde und ſchwuren darauf. Im Norden wurde ein wenig Erde von dem verkauften oder verpfändeten Grundſtück in den aufgehaltenen Rockſchoß oder Mantel des neuen Erwerbers geſchüttet; das ſollte ihn in den Beſitz einweihen. Bei ſolchen oder ähnlichen Anläſſen gebraucht das

ſaliſche Geſetz das Wort Chrenecruda, über deſſen Sinn und Bedeutung viel geſtritten wurde. Während Einige es als grünes Kraut deuten, will Grimm es für reines Kraut genommen wiſſen, und ſucht ſeine Meinung durch ähnlichen altrömiſchen Gebrauch zu rechtfertigen. Mit dem Gebrauche der Erde und des Graſes trifft in vielen Fällen der des Halmes zuſammen, und darunter iſt nicht die Aehre, ſondern der geknotete gegliederte Stengel des aufgeſchoſſenen Korns zu verſtehen. Ein ſolcher Halm ward nun zum Zeichen feierlicher Entſagung oder Kündigung mit der Hand geworfen, gereicht, gegriffen, bald von den Betheiligten, bald von dem Richter. Der, auf den der Halm geworfen wurde, bewahrte ihn und ging damit vor Gericht, wenn der andere Theil ſeine Verpflichtung nicht erfüllte. Karl den Einfältigen verwarf das Volk durch feierliches Halmwerfen. Seine Hauptanwendung war aber bei Verkauf und Verpfändung von Grundſtücken. So findet man in deutſch abgefaßten Urkunden die Formel mit Mund und Halm, d. h. mit ausgeſprochenen Worten und geworfenem Halm. Aehnlichkeit mit dem Gebrauch der Erde und dem des Halmes hat der Gebrauch des Aſtes. Wurde Ackerland oder Wieſe übertragen, ſo genügte die Erdſcholle oder das Raſenſtück, war es aber Baumgarten, Weinberg, Waldgrund, ſo wurde ein Baumzweig, eine Rebe gebrochen, in die Erde geſteckt, oder auch allein dargereicht. Mehr als eine ſymboliſche Bedeutung hatte der Stab, die Ruthe. War er das Zeichen der Güterabtretung, ſo wurden meiſt größere Landſchaften mit dem Stab, kleinere Felder mit dem Aſt oder mit den Waffen übergeben. Er war aber auch Symbol der Landflüchtigkeit, Erniedrigung und Knechtſchaft, weßhalb er nicht geworfen oder gereicht, ſondern in der Hand getragen wurde. Die ſich auf Gnade oder Ungnade ergaben, Verurtheilte, trugen weiße Stäbe in den Händen. Umgekehrt war er aber auch Zeichen höchſter Gewalt. Die Richter, Könige, des Königs Boten und Herolde, auch die Boten des Richters, trugen weiße Stäbe. Solche wurden dann von den Bittenden und Schwörenden angerührt. Ueber dem Haupt des Verurtheilten wurde der Stab gebrochen und die Theile ihm vor die Füße geworfen. Das natürlichſte und einfachſte Zeichen der Gewalt und des Rechts war die Hand, wie ſchon die Ausdrücke anzeigen, aus der Hand geben und in der Hand halten. So war das Symbol, daß der eine in des andern hingehaltene Hand ſchlug, der Handſchlag, allgemeine Bekräftigung der Gelübde und Verträge. Bei Huldigungen legte der Lehensmann beide Hände zuſammen und der Lehensherr nahm ſie zwiſchen die ſeinen. Beim Eidſchwur mußte die Hand etwas halten oder berühren, im Heidenthum die Männer das Schwert, im Chriſtenthum die Reliquien, Frauen die linke Bruſt. Eigenthümlicher iſt das Symbol des Ohrs. Es iſt nämlich eine uralte deutſche Sitte und im ripuariſchen Geſetz vorgeſchrieben, bei Legung eines Grenz- und Markſteines Knaben beizuziehen, ſie an den Ohrläppchen zu ziehen oder ihnen Ohrfeigen zu geben, damit ſie ſich ihr ganzes Leben daran erinnern ſollten. Dieſen Gebrauch haben wir ſelbſt mitgemacht.

Es war in meiner Vaterſtadt Sitte, von zehn zu zehn Jahren an beſtimmten Tagen mit den Knaben, eine Deputation des Magiſtrats an der Spitze, die ganze Markung zu begehen und von ihnen die Markſteine gegen die umliegenden Ortſchaften aufſuchen zu laſſen. Wer einen ſolchen auffand, ſetzte ſich darauf und erwartete den Heranzug der Väter der Stadt. Ward er als richtig befunden, ſo hob ihn einer derſelben vom Stein auf, ſetzte ihn wieder hin, gab ihm eine Ohrfeige, mit ſchwarzer Kohle einen Schnauzbart und ein Geldgeſchenk. Am Schluſſe wurde an alle Brod und Wein ausgetheilt und mit grünen Zweigen geſchmückt, Muſik voran, in die Stadt gezogen. Nach bayriſchem Rechte wurden aber nicht blos die Knaben, ſondern die Erwachſenen, welche als Zeugen anweſend waren, an den Ohren gezupft. Es iſt ſchon erwähnt, daß freie Männer durch Haar und Bart von Unfreien ſich auszeichneten. Abſchneiden des Haupthaars, bei Erwachſenen des Barts, war bei Gothen, Franken, Longobarden das Zeichen der Annahme an Kindesſtatt. Wer ſich Bart und Haar abſchneiden ließ, unterwarf ſich der Gewalt des Abſchneidenden und ein freier Mann ergab ſich durch Darreichen ſeiner abgeſchnittenen Haare der Gewalt eines andern. Schwörende Männer berührten auch Bart und Haare, ſchwörende Frauen legten die Finger der rechten Hand auf ihre Haarflechten. Der Hut, nach einigen Urkunden auch Barret und Mütze, iſt ein Zeichen der Uebertragung von Gut und Lehen. Der Uebertragende mußte den Hut halten, der Erwerbende hineingreifen oder einen Halm hineinwerfen. Mit Aufrichtung des Huts wie der Fahne wurde das Volk aufgeboten und verſammelt. Mit dargereichtem oder hingeworfenem Handſchuh wurden bei Franken, Alamannen, Longobarden und Sachſen Güter übergeben, gleichſam ausgezogen und abgelegt, wir erinnern beſonders an Konradin vor ſeinem Tode. Zum Zeichen ausgeſprochenen Bannes warf der König oder Richter ſeinen Handſchuh hin. Bei Annahme an Kindesſtatt kommt im altnordiſchen Recht der Schuh als Symbol vor. Der Vater ſoll nämlich ein Mahl anſtellen, einen dreijährigen Ochſen ſchlachten, deſſen rechtem Fuß die Haut ablöſen und daraus einen Schuh machen. Dieſen zieht er zuerſt an, dann der Angenommene, darnach die Erben und Freunde. Daſſelbe geſchah nach altdeutſcher Sitte auch beim Verlöbniß. Der Bräutigam brachte ihn der Braut; ſobald ſie ihn angelegt hatte, galt ſie als ſeiner Gewalt unterworfen. Mächtige Könige ſandten geringern ihre Schuhe, welche ſie dann als Zeichen ihrer Unterwerfung tragen mußten. Eine ſinnbildliche Bedeutung hatte auch der Gürtel. Frauen, welche auf die Erbſchaft ihres verſtorbenen Mannes verzichteten, warfen entweder ſogleich auf ſein Grab oder löſten ſpäter vor Zeugen ihren Gürtel. Der Mantel, beſonders bei Königen und Fürſten, galt als Zeichen des Schutzes. Bei Aufnahme an Kindesſtatt wurden die Angenommenen Mantelkinder genannt. Brach der Feind in das Land, geſchah ein Raub oder Mord, wurde im Norden ein Pfeil herumgeſchickt und dadurch allem Volke geboten, ſich zu verſammeln und den Thäter aufzuſuchen. In andern

Gegenden diente dazu der Hammer. Bei den Longobarden aber war der Speer Zeichen der Freilaſſung. Speer bedeutet in der alten Sprache Mann und Mannsſtamm im Gegenſatz zu Spindel oder Kunkel; daher Spermage, Germage, Swertmage die Verwandtſchaft von Seiten des Mannes, dagegen Spindelmage, Spillmage, Kunkelmage die Verwandten von Seiten des Weibes. Sonſt diente der Speer auch wie Hut und Pfeil zur Anſage des Krieges. Das Schwert, wie ſchon oben angeführt, beim Schwur gebraucht, war ſonſt ein Symbol der peinlichen Gewalt über Leben und Tod und wurde, wie jetzt in vielen Gegenden noch Sitte iſt, der Braut vorangetragen, zum Zeichen, daß der Mann Gewalt über ſie habe. Im Alterthum kam es vor, daß, wenn ein Mann bei einer Frau ſchlief, die er nicht berühren durfte, ein blankes Schwert zwiſchen beide gelegt wurde. Wechſel der Ringe war Zeichen des geſchloſſenen Verlöbniſſes: iſt der Finger beringt, iſt die Jungfrau bedingt. Gerichtliche Uebergabe eines Hauſes wurde ſinnbildlich angedeutet, daß der Frohnbote einen Span aus dem Thürpfoſten hieb, und dem neuen Beſitzer einhändigte. Ob der Gebrauch, Jemanden einen Stein in den Bau, in den Garten zu werfen, um ihm dadurch Schimpf oder ſeinem Bau Einhalt zu thun, altdeutſche Sitte oder dem römiſchen Recht entnommen ſei, darüber iſt Streit. Ein Land mit dem Wagen oder Pflug befahren, auch Feuer auf dem Grundſtück anzuzünden, war Zeichen von Beſitznahme. Auch durch den Stuhl wurde der Beſitz eines Grundſtücks angetreten, als ſolches Zeichen hatte er aber ſtets nur drei Beine. Den Stuhl vor die Thüre ſetzen hieß Jemanden aus dem Hauſe weiſen. Einer der älteſten Gebräuche war zur Bekräftigung feierlicher Verträge wie Friedensſchlüſſe, Ausſöhnungen, Erbſchaftstheilungen und Hochzeiten Wein (Bier und Meth) zu trinken. Jünger iſt die Sitte zur Feier eingegangener Käufe, Wein zu trinken, Weinkauf. Nach Beiſpielen aus der älteſten heidniſchen Zeit werden feierliche Eide, Gelübde und Bündniſſe mit Blut bekräftigt. Bei Schließung der Brüderſchaft ließen Beide ihr Blut in eine Grube rinnen, ſo daß es ſich mit der Erde vermiſchte.

3) Außer den Symbolen und bildlichen Zeichen finden ſich ebenſo bedeutungsvolle Zahlen, wie: drei ſind frei, drei Stücke Obſt, Rüben mag ein Vorübergehender nehmen; drei Eichen am Gerichtsplatz; drei Worte, drei Rufe, drei Fragen; drei Gerichte, drei ungebotene Gerichte; drei Jahre; drei Jahre und drei Tage, drei Nächte, drei Stuhlbeine. Vier Orte, man ſoll ihn heiſchen an vier Orten; vier Ecken und Wände, vier Wege, vier Pfähle, vier Bänke des Gerichts, vier Gerichte; ſieben Schöffen, ſieben Schuh höher aufhängen, ſieben Zeugen, ſieben Heerſchilde, ſieben Frieden für Haus, Weg, Ding, Kirche, Wagen, Pflug und Teich, ſieben Jahre. Neun Hufen, neun Urtheiler, neun Schritte von der Gerichtsſtätte ſollen die ſtehen bleiben, die eine leibeigene Frau haben, neun Jahre, neun Tage. Eilf, zwölf Schöffen, dazu der Richter als zwölfte oder dreizehnte Perſon. Vier und zwanzig Heimburgen eines Gerichts. Dreißig

Jahre bestimmen den Ablauf der Verjährung: Unfug und Unmaß dauern keine dreißig Jahre. Vierzig Tage und vierzig Nächte, eine alte Fristbestimmung. Sechzig Fuß vom Gericht stehen bleiben. Zwei und siebenzig Eideshelfer. Bei Zeit- und Fristbestimmungen galt eine besondere Rechnung, so daß die Frist nicht als verstrichen galt, wenn der bestimmte Termin abgelaufen, sondern man schon in die außer ihm liegende Zeit eingetreten war. Weil unsere Vorfahren nach Nächten rechneten, so geht der Termin erst mit dem Eintritt des auf die letzte Nacht folgenden Tags zu Ende, also begriff eine wöchentliche Frist sieben Nächte und einen Tag, eine zweiwöchentliche vierzehn Nächte und einen Tag. Als denn später nach Tagen gezählt und der dazu gegebene mitgezählt wurde, sagte man dann fünfzehn Tage. Nach den ältesten Gesetzen gab es dreinächtige, siebennächtige, vierzehnnächtige Terminen. Auch sechswöchentliche, d. h. fünf und vierzig Tage, sind sehr verbreitet und beruhen auf dreimaliger Wiederholung der vierzehntägigen Frist mit Zugabe von drei Tagen. Jahresfrist ward ausgedrückt durch die Formel Jahr und Tag; so wurde für einen Knecht nach altfränkischem Recht auf Jahr und Tag als gesund garantirt. In bayrischen Urkunden finden sich öfters zehn Jahr und ein Tag. Eine uralte Bestimmung ist dreißig Jahr und ein Jahr. Fünfzig Jahr und ein Tag bestimmte den Begriff eines Hagestolzen. Hundert Jahr und ein Tag war die Formel für ewige Verbannung.

Kapitel 8.

Gericht und Strafe.

1) So kriegerisch gesinnt die Nation war, so sehr die Liebe zu den Waffen Alle beseelte und so leicht die Grenzen von ihnen überschritten wurden zu Einfällen in Feindesland und schweren Verwüstungen, eben sosehr waren sie bestrebt und ihre Verfassung dahin gerichtet, unter sich den Frieden und für den gebrochenen Frieden Sühnung und Buße zu erhalten. Das Gemeinwesen schützte Personen und Vermögen oder jedem wurde Leben, Freiheit, Ehre und Besitz gefriedet und ihm für Schädigung deren Entschädigung zugesichert. Der Inbegriff dieser durch das Gemeinwesen geschützten Verhältnisse an Personen und Vermögen bildete das Recht der Freien; von dem des Unfreien ist überall keine Rede. Warum? Die freien waffenfähigen Männer verbürgten sich gegenseitig Friede und Schutz mit ihrem Vermögen, wer kein Vermögen besaß, konnte, weil er Schutz nicht geben konnte, auch die Rechte eines freien Mannes nicht fordern. Sie bedurften aber den Schutz eines solchen, und deßwegen wurden Kinder und Ehefrauen von dem Mann und Vater, Knechte und abhängige Leute durch den Herrn geschützt und gegen Andere vertreten. Was ganz besonders durch den öffentlichen Frieden verbürgt sein sollte, war das Leben. Das Leben eines jeden war nämlich nach seinem Stande in der Gemeinschaft geschützt und gegen

Tödtung verſichert. Der Werth dieſer Schätzung oder die gegen Todtſchlag an die Blutsverwandten zu entrichtende Buße hieß Werigeld, Leudis, Leodis, Widergelt. Ebenſo waren auch für andere Vergehen und Friedensbrüche Bußen feſtgeſetzt. Neben dem öffentlichen Strafrecht ſtand ſeit den älteſten Zeiten die Privatrache, die der Verletzte nehmen konnte, und die von den ſpätern Geſetzen bis auf einen gewiſſen Grad anerkannt wurde. Der Verletzte aber war in der Regel die ganze Familie, die Verwandten unter ſich, welche bei beſondern Kränkungen einer einzelnen Perſon oder der Ehre des Hauſes Privatrache nehmen mußten. Es entſtand die Fehde, oft blutige Fehde zwiſchen der Familie des Thäters und der des Verletzten. Sowohl die Feindſchaften des Vaters oder des Verwandten als ſeine Freundſchaften zu übernehmen war nach Tacitus Pflicht; ſie dauerten aber nicht unverſöhnlich fort. Denn ſelbſt der Todtſchlag wurde mit einer beſtimmten Anzahl Rinder oder Schafe gebüßt und das ganze Haus nahm die Genugthuung an; ſo will es, ſagt er, die allgemeine Wohlfahrt; denn doppelt gefährlich ſind die Feindſchaften, wo ſie Hand in Hand mit der Freiheit gehen. Dem Verletzten gegenüber wurde der Thäter, der den Frieden gebrochen, friedlos, faidosus, und konnte erſchlagen werden, wenn er ſich nicht flüchtete; er konnte nur dann zurückkehren, wenn er die That geſühnt und den Frieden wiederhergeſtellt hatte. Die Verletzten konnten aber auch auf die Rache verzichten und auf die Buße vor Gericht klagen, vor dem der Thäter ſich ſtellen mußte, widrigenfalls er als des Schutzes des Gemeinweſens ganz unwürdig, friedlos gemacht, jedes Beiſtandes und Obdaches entblößt und der Tödtung Preisgegeben wurde. Eine ſolche Formel der Verbannung und Verfehmung aus ſpäterer Zeit lautet: Des urtheilen und achten wir Dich und nehmen Dich von und aus allen Rechten und ſetzen Dich in alles Unrecht und wir theilen Deine Wirthin zu einer wiſſenhaften Wittwen und Deine Kinder zu ehehaften Waiſen, Deine Lehen dem Herrn, von dem ſie rühren, Dein Erb und Eigen Deinen Kindern, Dein Leib und Fleiſch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften, den Fiſchen in den Wogen; wir erlauben Dich auch männiglich allen Straßen und wo ein jeglich Mann Fried und Geleit hat, ſollſt Du keins haben und weiſen Dich in die vier Straßen der Welt. Es gab übrigens Fälle der Tödtung wie bei unverſchuldeter Tödtung oder durch ein Thier, wo keine Rache, ſondern nur Klage auf Buße, und wieder andere wie bei der Tödtung des ertappten Ehebrechers oder aus Nothwehr, wo weder das Eine noch das Andere geſtattet war.

2) Es wurde angeführt, daß in den älteſten Zeiten die Landesgemeinde unter Leitung der Obrigkeit Rechtshändel und Anklagen auf Leben und Tod entſchied, ebenſo daß die Verſammlung der Gemeinde, das Gericht, unter freiem Himmel gehalten wurde. Der Name des Gerichts iſt althochdeutſch Mal oder Mahal, daher dann Malſtatt, Ring eigentlich der Kreis, in dem ſich die Menge verſammelt, auch Ding, das was gedingt, gehandelt, ausgemacht wird,

daher zu Ring und Ding gehen. Das alte Gericht konnte nie anders als im Freien gehalten werden, im Wald, unter einzelnen Bäumen, häufig Eichen, meistens Linden, selten andere Bäume, auch bei großen Steinen. Die alten März- und Maiversammlungen scheinen auf großen freien Auen, meist in der Nähe eines Flusses gehalten worden zu sein, Gau- und Landgerichte fanden Raum auf Anhöhen. Der Richter saß auf einem Stuhl, das Angesicht gegen Osten gewendet, den weißen Stab in der Hand, die Beine kreuzweise gesetzt, zum Zeichen der Ruhe und des Ernstes, zu seiner Rechten der Kläger, zu seiner Linken der Beklagte, jener also gegen Süden, dieser gegen Norden gewendet, um ihn her und ringförmig im Kreis die Schöffen. Die Gerichtsstätte umgab ein Ring von Steinen oder dünnen Haselstäben, diese noch mit Schnüren zusammengehalten; außerhalb desselben stand das Volk nach alter Sitte in Waffen. Die Gerichtszeit war zwischen Sonnenauf- und Sonnenuntergang; vor Sonnenaufgang wurde keines eröffnet, mit Sonnenuntergang jedes geschlossen. In den ältesten Zeiten gab es im Jahr drei große Versammlungen, ungebotene Gerichtstage, zu dem alle freie Männer erscheinen mußten, zum Unterschied von den gebotenen, welche nur von solchen, die etwas zu verhandeln hatten, besucht wurden, obgleich auch andere freie Männer, wenn sie wollten, sich einfinden durften. Eines der Beweismittel zur Auffindung der Schuld oder Unschuld war der Eid eines jeden freien unbescholtenen Mannes und der seiner Blutsverwandten, daher Eideshelfer genannt. Solcher Eideshelfer konnten es bei den Ripuariern bis zu zwei und siebenzig sein. Diese beschworen aber nicht die Sache selbst, sondern nur ihre Ueberzeugung, daß derjenige, dem sie beistanden, eines falschen Eides nicht fähig sei. Die Eideshelfer wurden nicht immer vom Beklagten selbst gewählt, hälftig wählte sie der Kläger aus den Blutsverwandten des Beklagten, hälftig der Beklagte, zuweilen hatte sie der Kläger alle zu ernennen. Die Eideshelfer mußten freie Männer sein. Wer einmal einen falschen Eid geschworen hatte, wurde nie mehr zum Eide für sich oder Andere zugelassen. Rechtlose konnten nicht schwören. Die Schwörenden waren gegen die Sonne gewendet. Neben den Eideshelfern wurden aber auch noch solche zugelassen, welche bezeugten, was sie selbst gesehen und gehört hatten. Höher aber als der Glaube an die Wahrhaftigkeit des Eides eines unbescholtenen Mannes stand das Vertrauen auf die Wahrhaftigkeit der Gottheit, und der Glaube, daß, wenn sie in bestimmten Formen darum befragt wurde, auch ihr Zeugniß für die Wahrhaftigkeit abgeben würde. Dieß war der Grund der Gottesurtheile oder Ordalien. Sie ruhten auf dem festen Glauben, daß jedesmal der Schuldlose siegen, der Schuldige unterliegen werde. Dahin gehörte für freie Männer der Zweikampf, ursprünglich nur ein Recht freier Männer. In der Regel mußte man in Person kämpfen, doch gab es bei einzelnen Stämmen Ausnahmen. Als Waffen dienten Schwerter, auch Schild und Kolben. Ein anderes Gottesurtheil, besonders für Unfreie, für Männer, die keinen Eideshelfer, für Frauen, die keine Kämpfer für

ſich finden konnten, war die Feuerprobe. Der zum Urtheil Zugelaſſene mußte ſeine bloße Hand eine Zeit lang in's Feuer halten; war ſie beim Herausziehen unverſehrt, ſo galt er für unſchuldig, ſonſt für ſchuldig. Oder er ging im bloßen Hemd durch einen entflammten Holzſtoß. Gewöhnlich aber mußte ein glühendes Eiſen mit bloßen Händen getragen oder mit bloßen Füßen beſchritten werden. Es wurden z. B. neun Pflugſchaaren geglüht und in Zwiſchenräumen von einander gelegt, über die der ſich Reinigende barfuß gehen mußte. Bei dem Waſſerurtheil, von den Frieſen Keſſelfang genannt, wurde Waſſer in einem Keſſel ſiedend gemacht und ein Stein oder Ring hineingeworfen, den der Zugelaſſene mit bloßem Arm unverſehrt herausholen ſollte, wenn er Recht hatte. Oder aber der Angeſchuldigte wurde, ein Seil um den Leib gebunden, in's Waſſer geworfen; ſchwamm er oben, ſo war er ſchuldig, ſank er unter, unſchuldig. Bei der Kreuzesprobe mußten beide Theile mit aufgehobenen Händen an einem Kreuze ſtehen, welchem von beiden zuerſt die Hände ſanken, ward die Schuld zugemeſſen. Das Bahrgericht endlich fand beim Todtſchlag ſtatt, wenn der Thäter unentdeckt, aber Verdacht gegen Jemand vorhanden war, dann ließ man den Verdächtigen an den Todten herantreten, ihn berühren, im Glauben, daß bei der Annäherung des Schuldigen der Leichnam zu bluten beginne.

3) Bei den Strafen der alten Deutſchen drängt ſich die Unterſcheidung auf, daß für Verbrechen gegen das Gemeinweſen ſelbſt, wodurch der erregte Zorn der Götter zu ſühnen war, Strafen an Leib und Leben eintraten, bei andern der einem Jeden zugeſicherte Frieden durch Vermögensbußen geſchützt wurde. Auch nach Tacitus waren die Strafen verſchieden, je nach dem Verbrechen. Verräther und Ueberläufer hing man an Bäume auf; Feige, Kriegsſcheue und körperlich Geſchändete verſenkte man mit übergeworfenem Flechtwerk in Schlamm und Sumpf. Die Verſchiedenheit der Todesart ſollte nach ihm andeuten, daß die Strafen offenbare Schandthaten verbergen müſſen. Die Strafen an Leib und Leben bei freien Männern bildete die Ausnahme, die Vermögensbuße die Regel. Bei den Vergehen, die durch Strafen am Vermögen geſühnt wurden, iſt wiederum Doppeltes zu unterſcheiden und zwar, das dem Andern zugefügte Unrecht und die Verletzung des gemeinſamen Friedens. Demgemäß fiel ſchon in den älteſten Zeiten ein Theil der Strafe am Vermögen zur Genugthuung an den Verletzten, der andere Theil zur Sühne des gebrochenen Friedens an das Gemeinweſen, ſpäter an den König. Nach Tacitus wurden die Ueberwieſenen um eine Anzahl Pferde oder Schafe gebüßt; ein Theil der Buße fiel dem König oder der Gemeinde, ein Theil dem Beleidigten oder den Verwandten zu.

Das höchſte Wergeld für einen freien Mann hatten die Weſtgothen, nämlich 300 Solidi, bei den Sachſen betrug es 240, bei den Franken 200, ebenſo bei den Angelſachen, bei den Bayern und Allemannen 160, bei den Burgundern und Longobarden 150 Solidi. Bei leiblichen Verletzungen und Verwundungen aber wurde der Werth nach den einzelnen Gliedern,

nach der Größe der Wunde und nach andern Bestimmungen ermittelt. Es kam z. B. darauf an, ob das Blut zur Erde gefallen war, ob der verletzte Augendeckel noch eine Thräne halten konnte, ob der lahme Fuß den Thau im Grase streifte, ja die Größe des Wergeldes stieg nach dem Klang, welchen der aus der Wunde genommene Knochensplitter, auf einen Schild geworfen, von sich gab. Für die Tödtung durch Hausthiere legen die Gesetze der Westgothen ganzes Wergeld, die fränkischen nur halbes auf und für die andere Hälfte soll das Thier dem zum Wergeld Berechtigten hingegeben werden. Bei der Tödtung eines Menschen durch einen Hund bewilligt das alamannische Gesetz halbes Wehrgeld, fordert der Verwandte des Getödteten aber das ganze, so soll ihm der Hund ausgeliefert, von ihm aber über seiner Hausthür aufgehangen werden, von wo er ihn bei Verlust des an Geld empfangenen Wergeldes nicht abnehmen durfte, bis das Thier gänzlich verwest war. Für einen getödteten guten Hund galt im Sächsischen die Buße, den getödteten Hund bei dem Schwanze aufzuhängen, so daß er mit dem Kopfe die Erde berührte, und dann mit rothem Waizen zu begießen, bis er ganz bedeckt war. Nach erlegtem Wergeld für einen Freien fand öffentlich die Versöhnung statt. Wir haben aus dem Altnordischen eine solche schöne und bedeutsame Formel. Der Mörder und die Erben des Ermordeten sollen mit einander theilen Messer und Braten und alle Dinge wie Freunde und nicht wie Feinde. Wer das bricht, soll landflüchtig und vertrieben sein, so weit Menschen landflüchtig sein können, so weit Christenleute in die Kirche gehen und Heiden in ihren Tempeln opfern, Feuer brennt und Erde grünt, Kind nach der Mutter schreit und Mutter Kind gebiert, Holz Feuer nährt, Schiff schreitet, Schild blinkt, Sonne den Schnee schmelzt, Feder fliegt, Fohre wächst, Habicht fliegt den langen Frühlingstag und der Wind stehet unter beiden seinen Flügeln, Himmel sich wölbet, Welt gebaut ist, Winde brausen, Wasser zur See strömt, und die Männer Korn säen. Ihm sollen versagt sein Kirchen und Gotteshäuser, guter Leute Gemeinschaft und jederlei Wohnung, die Hölle ausgenommen. Aber die Sühne soll bestehen für ihn und seine Erben, geborene und ungeborene, erzeugte und unerzeugte, genannte und ungenannte, so lange die Erde ist und Menschen leben. Und wo beide Theile sich treffen zu Wasser und zu Lande, zu Schiff oder auf Klippen, zu Meer oder auf Pferderücken, sollen sie theilen mit einander Ruder und Schöpfe, Grund oder Diele, wo es noth thut, und freundlich gegen einander sein wie Vater und Sohn, und Sohn gegen Vater in allen Angelegenheiten.

Bei den Vermögensstrafen unterscheiden die spätern Gesetze die Composition oder Buße in dem Gesetze der Sachsen, mulcta, auch faida genannt und fredum oder Wette. Die Composition ist das Strafgeld, das an den Verletzten fiel. Seine Größe wechselte nach dem Vergehen. Die Compositionen waren bei den Franken in Denarien und Solidi bestimmt, so daß vierzig Denarien auf einen Solidi gingen; später kam eine Rechnung in Silber, wornach

auf einen Solidus nur zwölf Denarien zu zahlen waren. Die Veränderung war aber blos gedacht, denn es gab keine verſchiedene Denarien. Zwanzig fränkiſche Solidi machten ein Pfund, libra. Im Mittelalter wurde dieſe Buße durch Pfunde, Schillinge und Pfennige berechnet, das Pfund zu zwanzig Schillinge, der Schilling zu zwölf Pfennige. In den Zeiten, wo die Deutſchen noch kein geprägtes Geld hatten, wurden die Strafen, wie ſchon erwähnt, in Vieh, Getreide, Waffen und andere Geräthſchaften berechnet. In der Regel war ein Rind zu ein bis zwei, ein Pferd zu ſechs Solidi geſchätzt. Neben der Compoſition kam bei den Franken und Angliern noch die Entrichtung von Capitale und Delatura vor; erſteres bezeichnete den Erſatz des durch das Vergehen entſtandenen Schadens am Vermögen, die Delatura halten Einige für eine Belohnung, die dem Ankläger zu Theil wurde, Andere für die Gerichtskoſten und wieder Andere für ein Strafgeld, das in beſtimmten Fällen an den Fiskus bezahlt werden mußte. Das Freddum war das Strafgeld, das zur Sühne des verletzten gemeinſamen Friedens früher an das Volk, ſpäter an den König entrichtet wurde. In dem Geſetz der Burgunder heißt es Muleta, ſonſt auch Fredus, Freda, Fridus, im Mittelalter Wette, Wedde, Gewedde, im Schwabenſpiegel Buße. Das Fredum betrug bei den Franken gewöhnlich ein Drittheil der Compoſition, bei den andern Stämmen zwölf Solidi, konnte aber nach der Größe des Vergehens höher ſteigen. Mit dem Königthum wird beſonders häufig der Bann genannt. Das Wort bannus bezeichnet Befehl, Gebot oder Verbot, welches der König zur Erhaltung der Ordnung und zur Ausführung der Geſetze ergehen ließ, deſſen Nichtbefolgung eine Buße nach ſich zog, daher dann die Buße ſelbſt Bann genannt wurde. Der Königsbann betrug regelmäßig ſechzig Solidi, im Mittelalter ſechzig Schillinge.

Strafen an Leib und Leben waren nicht unerhört, aber doch ſelten; ſie trafen ſolche Verbrechen, die gegen das Gemeinweſen gerichtet waren und durch deren Strafe beſonders der Zorn der Götter geſühnt werden ſollte. Sie ſind oben aus Tacitus angeführt. Erſt die ſpätere Zeit iſt ſo furchtbar erfinderiſch geweſen im Erſinnen der Qualen für Leib und Leben. Es iſt ein langes Verzeichniß entſetzlicher Strafen, als da ſind: Rädern, Viertheilen, Pfählen, Einmauern, Verhungern, lebendig Vergraben, Verbrennen u. ſ. w. Außer den Strafen am Vermögen und an Leib und Leben finden ſich auch noch ſolche an Recht und Ehre, doch äußerſt ſelten. Durch ſolche Strafen ging die Freiheit und mit ihr alle Rechte der Genoſſenſchaft verloren. Ihre Wirkung war, daß dem Friedloſen ſein Vermögen genommen wurde, Niemand Brod und Obdach reichen und er von Jedem getödtet werden durfte.

Kapitel 9.

Die Sippe und das Haus.

1) Das ſtärkſte Band und die innigſte gegenſeitige Verbindung umſchloß die Blutsverwandten. Dieſes Band war nicht blos das der leiblichen Abſtammung, ſondern auch der innern geiſtigen Verwandtſchaft — nach ihrem Glauben nämlich, daß mit dem Blute auch die Eigenſchaften der Seele mitgetheilt würden. Sie glaubten jedoch nicht, daß edle Eigenſchaften nur durch edles Blut fortgepflanzt werden könnten, ſondern erkannten auch den Erwerb edler Eigenſchaften durch eigenes Verdienſt an und ließen dieſe gemäß derſelben Anſchauung auch auf die Nachkommen übergehen. Durch dieſe glückliche Miſchung wurde der Adel des Geſchlechts mit dem des Verdienſtes beſtändig ergänzt und beide zueinander in einen heilſamen Wetteifer gebracht. Die Nähe der Verwandtſchaft wurde nach der größern oder geringern Gemeinſchaft des Blutes gemeſſen. Die nächſten waren die, welche den nächſten Stammhalter gemeinſchaftlich hatten, was man eine Sippe nannte. Das althochdeutſche Wort Sippia oder Sibba bedeutet eigentlich Frieden, Freundſchaft. Die Verwandtſchaft dachte man ſich wie einen zuſammengehörigen enggegliederten Leib und rechnete nach Staffeln, Fächern, Gliedern. Das ripuariſche Geſetz kennt fünf Stufen, das ſaliſche ſechs, andere ſieben. Mann und Frau, die beiden Eltern, bilden das Haupt; ſie ſind, wie die Angelſachen ſagen, Hauptverwandte. Geſchwiſter ſtehen im Halſe, die Geſchwiſterkinder im Buſen, althochdeutſch Buoſam, ſie ſind mit einander im Buſen verwandt, ſie heißen Baſo und Baſa, wovon nur das weibliche, die Baſe, noch gebräuchlich iſt. Die Blutsverwandten, insbeſondere Seitenverwandten, hießen Magen, und dabei wurde die väterliche und mütterliche Abſtammung, die Schwert- und Spillſeite unterſchieden. Die Blutsverwandten theilten Freud und Leid, und ſo groß ihre Rechte waren, ebenſo groß auch ihre Pflichten. Sie wohnten meiſtens nachbarlich beiſammen, und hatten zunächſt die Pflicht, Leben, Ehre und Eigenthum aller Blutsverwandten zu ſchützen, aber auch für alle Verletzungen, die aus ihrer Mitte gegen andere hervorgingen, einzuſtehen. Zunächſt band Alle die Verpflichtung nach dem Todtſchlag eines Blutsfreundes, die Blutrache zu übernehmen. Dieſe traf zunächſt den, der das Landeigenthum geerbt hatte, die andern Blutsfreunde mußten ihm aber hierin Beiſtand leiſten. Dafür fiel ihm dann das Wergeld zu, das nach genau beſtimmten Verhältniſſen zwiſchen den Erben und den andern Blutsverwandten getheilt wurde. Bei den Salfranken bekam der Sohn die Hälfte, die andere die Verwandten und zwar drei der väterlichen, drei der mütterlichen Linie. In jeder Linie aber bekam der nächſte jener drei zwei Drittheile, das andere Drittheil die zwei Andern. Wie die Blutrache, ſo traf das ganze Geſchlecht auch die Blutſchuld und konnte von

den Blutsverwandten des Erſchlagenen befehdet werden. Demgemäß mußten die Verwandten des Thäters das Wergeld erlegen oder dafür haften, und dieſes wurde wiederum dazu angewendet, um der mit dem Volksfrieden unverträglichen Privatrache entgegenzuwirken. War der Thäter zahlungsunfähig, ſo mußten bei den Salfranken die drei nächſten zahlungsfähigen Blutsfreunde von der väterlichen und ebenſo drei von der mütterlichen Seite für ihn eintreten. Ferner hatten die Blutsfreunde die Pflicht, einander vor Gericht als Eideshelfer beizuſtehen und endlich bildeten ſie geſonderte Streithaufen in der Schlacht, was nach Tacitus eine ganz beſondere Anelferung zur Tapferkeit war, da jeder Einzelne unter den Augen ſeiner nächſten Verwandten kämpfen mußte und Feigheit doppelte Schande geweſen wäre. Die enge Verbindung der Blutsverwandten erſtreckte ſich auch auf die Vermögensverhältniſſe des Geſchlechts. Wenn es Ehrenſache war, den Glanz und das Anſehen der Sippſchaft zu erhalten, ſo war es ebenſo ſehr Pflicht, den Wohlſtand eines jeden von ihnen zu wahren, da ſeine Selbſtſtändigkeit und damit die Ausübung ſeiner Rechte in der Gemeinde bedingt waren. Vor den Blutsverwandten wurde die Ehe geſchloſſen. Als Wächter der Ehre des Geſchlechts hatten ſie auch die Pflicht, die Jungfrau oder Frau welche ſich vergangen hatte, zu züchtigen, zu tödten oder zu verkaufen. Mit abgeſchnittenen Haaren, ſagt Tacitus, entkleidet, in Gegenwart der Verwandten ſtößt der Mann die Ehebrecherin aus dem Hauſe und treibt ſie mit Schlägen fort.

2) Wie das Haus in Mitte des Gutes eines freien Mannes ſtand, ſo war der Hausvater der Mittelpunkt des Hauſes und der ganzen Familie. Die Tugenden des deutſchen Familienlebens haben die Feinde einſt ſchmerzlich angeſtaunt und den Ihrigen wie ein makelloſes Muſterbild vor Augen gehalten, drohend, daß Zucht und Strenge dieſen Barbaren die Herrſchaft der Welt überliefern werde. Um die Zeit, als der deutſche Name in den Straßen Roms wiederum von bleichen Lippen genannt wurde und die Todesſtrafe verkündet werden mußte, um die Kriegspflichtigen unter die Fahne zu ſammeln und an den Rhein zu ſchicken, klagt ein römiſcher Dichter über die Entartung des römiſchen Volks und leitet ſie geraden Weges aus dem entſetzlich zerrütteten Familienleben. Schon längſt, klagt er, habe das an Miſſethaten ſchwangere Jahrhundert Ehen, Häuſer und Familien befleckt; aus dieſer Quelle fließe das Verderben über Volk und Land. An die Stelle keuſcher Sitten und ſtrenger Zucht ſei ein ausgelaſſenes, zucht- und ſchamloſes Leben getreten. Es gebe keine Schande, keine unbefleckte Ehe mehr. Die einſt das Meer mit punſchem Blute gefärbt, Pyrrhus und den großen Syrer beſiegt, ſeien von andern, von ſtrengern Eltern gezeugt geweſen und zwar von einem kriegeriſchen Volk, das mit ſchwerem Karſt die harte Scholle gebrochen. Damals habe der Befehl einer ſtrengen Mutter im Haus gewaltet, und der Sohn auf ihren Wink, wenn ſchon längſt dem ermüdeten Stier das Joch abgenommen und der Tag ſich geneigt, die geſpaltenen Scheite an den Herd getragen! Und als hätte Gott ihm einen hellen Blick in die nächſten Jahr-

hunderte verliehen, wo deutſche Schaaren in Rom als Sieger einzogen, ſingt er klagend an einer andern Stelle:

Ach! Barbaren als Sieger betreten die Aſche, und Reiter
Zerknirſchen mit dem lauten Hufſchlag unſ're Stadt
Und des Quirinus Gebein', die vor Wind und Sonne geſchützt ſind.
O welch ein Blick! — zerſtreut der Feind im Uebermuth.

Aber die Barbaren eroberten nicht blos die Welt, ſie bauten ſie neu aus ihren Trümmern auf. Und dieſe neue, wahrhaft ſittliche Ordnung ruhte nächſt der erneuernden Kraft des Chriſtenthums auf den Tugenden ihres häuslichen Lebens. Der Familienvater herrſchte unbeſchränkt in ſeinem Haus, verlangte und erhielt unbedingten Gehorſam, vor Allen von ſeinen Kindern. Weit entfernt von Weichlichkeit, aber ebenſo weit entfernt auch von geſuchter und gezierter Quälerei war die Erziehung der Kinder ſtreng und rauh. Darin unterſcheiden ſich die Kinder der Germanen von den eben ſo ſtreng, aber oft bis auf's Blut gepeitſchten und gequälten Kindern der Spartaner. In Sparta wurde außerdem die Familie zerriſſen, den alten Deutſchen blieben die natürlichen Rechte der Eltern auf ihre Kinder gewahrt und unverletzt und was weder die Blutſuppe noch das Schilf des Eurotas geben konnte, das ſahen die deutſchen Kinder an ihren Eltern: Zucht, Ehrbarkeit und keuſche Sitte. Söhne und Töchter ſtanden, ſo lange jene nicht mit dem Willen des Vaters ein ſelbſtſtändiges Haus gegründet, dieſe nicht verehlicht waren, unter der Gewalt des Familienvaters. Die Pflichten der Ehrfurcht und kindlichen Liebe wurden nicht gelehrt, ſie waren das Erzeugniß des Lebens und der Sitten des ganzen Volkes. Die väterliche Gewalt über Frauen, Töchter, Schweſtern und Söhne, ſo daß er ihr Bürge wie ihr Fürſprecher war, aber auch die ihnen zugefügten Verletzungen verfolgen mußte, hieß Mundium. In den älteſten deutſchen Dialekten, altnordiſch Mund, althochdeutſch Munt, bedeutet es Hand; in Jemandes Munt, in ſeiner Hand und Gewalt ſein, war alſo ſo viel als keine ſelbſtſtändige Stellung haben, obwohl man frei war. Der Hausvater hieß darum Mundwalt und jetzt noch heißt bei uns derjenige, welcher die Stelle der Eltern vertritt, Vormund. Unmündige, deren Vater geſtorben war, kamen in das Mundium ihres erwachſenen Bruders oder ſonſt des nächſten ebenbürtigen Schwertmagen. Ueber die Erbfolge enthalten die älteſten Nachrichten nichts Gewiſſes. In den ſpätern Zeiten trat der Grundſatz deutlich hervor, das Vermögen beim Geſchlecht zu erhalten und daher die Söhne vor den Töchtern entſchieden zu begünſtigen. Darum ſchloß bei den meiſten Stämmen der Sohn und Enkel die Tochter vom ganzen Nachlaß aus. Bei den Franken galt der Vorzug der Söhne für das Landeigenthum, in das übrige Vermögen theilten ſich die Kinder ohne Unterſchied des Geſchlechts. Ueber die Erbfolge, wenn kein Sohn oder Enkel da war, galt bei den einzelnen Stämmen Verſchiedenes als Recht. Bei den Thüringern fiel das Landeigenthum ſelbſt mit Uebergehung der Töchter an den nächſten männlichen

Verwandten vom Mannsſtamm. Ebenſo konnte bei den Franken kein Weib das Landeigenthum erben, ſo lange ein Verwandter männlichen Geſchlechts vorhanden war. Bei andern Stämmen erbten die Töchter in Ermanglung von Söhnen Alles. Nach dem longobardiſchen Recht erbte die Tochter in Ermanglung von Söhnen ein Drittheil, mehrere Töchter die Hälfte, das Uebrige kam an die andern Blutsfreunde.

Kapitel 10.

Die Ehre der Frauen.

1) Von der großen Achtung, in welcher die Frauen ſtanden, führt Tacitus wie als Grund an: ſie ſehen im Weibe etwas Heiliges, Vorahnendes, achten ihres Raths, hören auf ihre Ausſprüche, und unterſchieden ſich dadurch von jenen Völkern, welche Frauen wie Sachen und Sclaven behandelten, ſowie von jenen, bei welchen Ausgelaſſenheit der Sitten, beſonders des Frauengeſchlechts, das öffentliche Wohl nicht zu gefährden ſchien. Bei Beurtheilung der Lebensfähigkeit eines Volks, bei Aufzählung der Gründe, warum Herrſchaft und Macht einer Nation ſo erſtaunlich gewachſen, warum die eines andern Volkes ſo ſchnell abgenommen, iſt in der Regel das die vorherrſchende Betrachtung, in welchem Verhältniß die öffentlichen Gewalten gegenſeitig abgewogen waren, wie die Befehlenden und die Gehorchenden, wie Bürger und Senat, wie Volk und Königthum zu einander ſtanden, wer das Recht hatte der Geſetzgebung, der Verwaltung und des Richteramtes, wie groß die Zahl der Beſitzenden, wer ihnen entgegengeſtanden und welcher Art Beſitz und Eigenthum geweſen. Das Alles ſind unſtreitig wichtige Geſichtspunkte bei Beurtheilung der Geſchichte eines Volks, aber ihnen an Wichtigkeit kommt die Frage gleich, in welcher Achtung ſtand das Weib bei einem Volke, oder was zuletzt gleichbedeutend iſt, welche Rechte hatte Haus und Familie, dem Allgemeinen und dem Staate gegenüber. Und es wird ſich herausſtellen, daß Völker, bei welchen die Rechte des Staates die der Familie gänzlich verſchlang, bei ſchweren Kathaſtrophen bis in's Herz getroffen wurden, beinahe ohne Hülfe bei all den oft ſo künſtlich abgewogenen und ſich ergänzenden Gewalten, daß aber dort, wo die Rechte der Familie neben dem allgemeinen Wohl anerkannt waren, die furchtbarſten Erſchütterungen überwunden und gerade aus jenen die reichſten Hilfsmittel geſchöpft wurden. Wenn das von der Römerwelt nicht geſagt werden kann, ſo wiſſen wir doch von ihnen, daß die Zeiten, in welchen die bedrohte Ehre einer Frau den ganzen Staat erſchütterte, glücklicher waren, als jene, in denen eine Meſſalina und Poppäa auf der Bühne erſchienen, denn von da an begannen ſich die Schickſale des Reiches zu erfüllen.

Ehre und Würde deutſcher Frauen beruhte auf einem makelloſen Leben und keuſchen Sitten. Die Mädchen wurden unter den Augen einer züchtigen Mutter ſtrenge erzogen. Jedes Kind, nach Tacitus begeiſterter Schilderung, nährte an eigener Bruſt die Mutter und die Kinder wurden nicht an Mägde und Säugammen abgeliefert. So lebten ſie unter der Obhut reiner Sitten, nicht durch verführeriſche Schauſpiele, noch durch wolluſtreizende Gaſtmähler verdorben. Wegen der Ehe übereilte man ſich nicht mit ſeinen Kindern, ſie mußten vollkommen mannbar geworden ſein. Aus ſolchen Ehen leiteten ſchon die Römer die blühende Geſundheit der Kinder und die Kraftfülle des deutſchen Volkes ab. Preisgegebene Jungfräulichkeit fand keine Schonung noch Beſchönigung; nicht Schönheit, nicht Jugend, noch Reichthum gewann ihr einen Mann. Denn dort, klagt der alte Römer mit deutlichem Hinweis auf ſein geſunkenes Vaterland, lacht Niemand des Laſters; verführen und verführt werden heißt nicht Zeitgeiſt! Verbrechen gegen weibliche Ehre, Gewalt an Jungfrauen, Not und Nothnumft wurden mit entehrendem Tode beſtraft, mit lebendig Begraben, ſpäter mit Pfählen, in der Weiſe: „man ſoll einen dürren eichenen Pfahl ſpitzen, und dem Nothzüchter auf ſein Herz heften, den erſten, andern und dritten Schlag ſoll die Jungfrau, der Gewalt geſchehen, thun, den andern der Henker.“ In den im Mittelalter geſammelten Geſetzen iſt die Strafe enthalten, daß das Haus, in dem das Verbrechen geſchehen, abgebrochen und alle Thiere darin enthauptet werden ſollen. Zum Beweis der That war es jedoch weſentlich, daß die, welche Gewalt erlitten, alſogleich mit zerriſſenem Gewande und fliegenden Haaren, Jedermann, wer ihr begegne, ihr Leid klage und um Hilfe aufſchreie. Ebenſo ſchwer wurde der Raub an Jungfrauen geſtraft. Nur das ſpätere frieſiſche Recht verordnete ein eigenthümliches Verfahren, nach welchem der Ausgang der Sache in die Wahl der Geraubten gelegt war. Die Entführte ſoll nämlich aus dem Hauſe des Entführers genommen und drei Nächte lang dem Fronboten übergeben werden. Den dritten Tag mußte ſie der Fronbote auf den Gerichtsplatz bringen und zwei Stäbe in die Erde ſetzen. Bei dem einen ſtellten ſich ihre Verwandten, bei dem andern der, welcher ſie geraubt, und es wurde ihr frei gegeben, zu gehen, wohin ſie will. Ging ſie zu dieſem, ſo galt die Ehe und es fand keine Strafe ſtatt, ging ſie zu ihren Verwandten, ſo mußte der Entführer doppelte Buße erlegen. Friedensſchlüſſe und Bündniſſe, bei denen man edle Jungfrauen als Geißeln auslieferte, wurden ganz beſonders für unverbrüchlich und heilig gehalten.

2) Tacitus nennt die Deutſchen die einzigen Ausländer, die ſich mit Einem Weibe begnügen. Gleichwohl war das Ehebündniß, Ewa, verkürzt Ea, ſo viel als Geſetz, Bund, ſtrenge und rein und in keinem Punkte ihre Sitten lobenswürdiger. Vielweiberei widerſtrebte der Reinheit deutſcher Sitten und nur von Fürſten kennt das Alterthum Beiſpiele, wie die beiden Frauen Arioviſt's. Eine der weiſeſten Einrichtungen unſrer Altvordern war, daß den Töchtern kein Vermögen gegeben, ſie vielmehr ihrer Tugend und Schönheit willen begehrt und

wie gekauft wurden. Die Ausſtattung brachte nicht das Weib dem Manne, ſondern der Mann dem Weibe zu. Die vielgenannte Stelle bei Tacitus lautet wörtlich: „Eltern und Verwandte ſind zugegen, die Geſchenke zu muſtern: Geſchenke nicht ausgeſucht zur weiblichen Tändelei noch zum Aufputz der Neuvermählten; Rinder vielmehr, ein aufgezäumtes Roß, ein Schild ſammt Frame und Schlachtſchwert. Auf ſolche Gaben hin wird die Gattin angenommen, auch ſie bringt wieder dem Mann etwas von Waffenrüſtung zu. Dieß iſt ihnen das ſtärkſte Band, dieß die geheimnißvolle Weihe, dieß die Götter des Ehebundes. Und damit nicht die Gattin von Geſinnungen des Heldenmuths und den Schickſalen des Kriegs ſich losgezählt wähne, ſo mahnt ſie die Eintrittsfeier des beginnenden Eheſtandes ſelbſt, ſie komme als Genoſſin der Arbeiten und Gefahren, um Gleiches im Frieden, Gleiches im Kriege zu tragen und zu wagen: dieß kündigen das Rindergeſpann, das aufgezäumte Roß und die dargebrachten Waffen an, ſo müſſe ſie leben, ſo ſterben, was ſie empfange, müſſe ſie unverletzt und unentweiht den Kindern hinterlaſſen; von ihr müſſen es die Schwiegertöchter empfangen und wiederum den Enkeln überliefern. So leben ſie unter der Obhut reiner Sitten. Des Briefwechſels Heimlichkeit iſt Männern ſowohl als Frauen unbekannt. Aeußerſt ſelten bei ſo zahlreicher Nation iſt der Ehebruch, ſeine Beſtrafung ſchnell, und dem Ehemann anheimgeſtellt. So wird ihnen Ein Mann gleich wie Ein Leib, Ein Leben zu Theil, auf daß kein Gedanke ferner, kein weiteres Verlangen, damit nicht Liebe zum Ehemann ſie mehr, als zum Ehebunde beſeele. Die Kinderzahl beſchränken oder eines der Nachgebornen tödten, iſt ihnen Gräuel und mehr gelten dort gute Sitten, als anderswo gute Geſetze. Kinderloſigkeit gewährt keine Vorzüge."

Was aus dieſer Schilderung nicht erſichtlich iſt, war, daß die Braut, als in der Gewalt, Mundium, ihrers Vaters, Bruders, oder ſonſtigen männlichen Verwandten, daraus von dem Bräutigam gelöst werden mußte. Das für die Braut Entrichtete hieß bei den Alemannen Widamo, Widemo, bei den Burgundern Wittemo, betrug bei dieſen für die gemeinen Freien 15 Solidi und gehörte zu zwei Drittheilen den Verwandten; bei den Longobarden hing die Größe des Mundiums von der Uebereinkunft ab und gehörte den Verwandten ganz. Bei den Franken beſtand es in einem Solidus und einem Denarius, bei den Sachſen aber waren es 300 Solidi. Daher bis tief in das Mittelalter der Ausdruck, ſich eine Frau kaufen. Wurde das Mundium eingelöst, ſo wurde die Ehe eine ächte und die Kinder folgten dem Vater, wenn aber der Ehemann das Mundium nicht an ſich gebracht hatte, blieb dieß dem Vater oder Blutsverwandten, und der Ehemann mußte, ſobald die Ehefrau oder die mit ihr erzeugten Kinder ſtarben, an jene das Wehrgeld entrichten.

Der Ehe ging immer das feierliche Verlöbniß in Gegenwart der Verwandten voran mit Auswechslung der Ringe, daher der oben angeführte alte Spruch: iſt der Finger beringt, ſo iſt die Jungfrau bedingt. Vermählen, Gemahl,

Gemahlin, leitet Grimm davon ab, daß die Verlobung im feierlichen Mallum, Mahal, Verſammlung ſtatt fand. Wie das Verlöbniß, ſo geſchah auch die Abſchließung öffentlich vor den Verwandten. Am Morgen nach der Heirath überreichte der Mann der jungen Frau ebenfalls vor den Verwandten ein Geſchenk, welches Morgengabe heißt, als Anerkennung der Jungfräulichkeit. Die Neuvermählte ließ nicht mehr das Haar fliegen, ſondern band es in Knoten zurück, band ihr Haupt. Ehen zwiſchen Freien und Unfreien waren ſtreng verboten, fanden ſie ſtatt, ſo gerieth, wer ſich aus freiem Stande mit einem Unfreien ehelich verbunden hatte, dadurch ſelbſt in Knechtſchaft. Eine freie Frau, welche ſich mit einem Sclaven verband, gebot das burgundiſche Geſetz mit dem Knechte zu tödten. Erſt das Chriſtenthum vermochte ſolche Geſetze zu mildern und aufzuheben. Ehebruch wurde meiſt mit dem Tode beſtraft. Der Ehemann konnte ſie ungeſtraft auf der Stelle erſchlagen. Wollte er das nicht, ſo wurde ſie entkleidet mit geſchorenen Haaren vor den Verwandten aus dem Hauſe geſtoßen und fortgepeitſcht, ſo daß ſie nirgends Aufnahme fand und elend umkommen mußte. Die Auflöſung der Ehe geſchah durch Tod oder Scheidung. Daß in den alten Zeiten die Frau dem Mann im Tode nachgefolgt und ſich freiwillig das Leben genommen habe, dafür zeugt der griechiſche Geſchichtſchreiber Procopius, der dieß als Sitte bei den Herulern anführt. Der Name des Ueberlebenden, Wittwer, Wittwe, hängt mit dem lateiniſchen *viduus, vidua*, d. i. getrennt, beraubt, zuſammen. Eine zweite Ehe war in den älteſten Zeiten, nach dem Zeugniß des Tacitus, nicht geſtattet. In den ſpätern Zeiten büßte die Wittwe, welche, wie Grimm ſagt, ihren Stuhl verrückte, Gütergemeinſchaft mit den Kindern erſter Ehe ein, ſie konnten ihr den Stuhl vor die Thüre ſetzen. Geſchieden wurde die Ehe wegen leiblicher Gebrechen oder begangener Verbrechen. Bei den Burgundern durfte der Mann ſeine Frau nur in drei Fällen verſtoßen, wegen Ehebruchs, Giftmiſcherei und Zerſtörung der Gräber; eine Frau, die ihren Mann aufgab, traf der Tod. Bei den Longobarden ſollten, wenn Einer die Ehefrau eines Andern heirathete, beide getödtet werden, und wenn Eine den Ehemann einer Andern ehelichte, dieſe ihr ganzes Vermögen einbüßen und der Mann zur erſten Frau zurückkehren.

3) Der Werth und die hohe Achtung vor den Frauen erhellt beſonders aus der Höhe des Wergeldes, daſſelbe betrug beinahe bei allen Stämmen wenigſtens das Doppelte des Mannes. Bei den Franken war das Wergeld der Frauen und Jungfrauen vor und nach dem Alter, wo ſie Kinder haben konnten, daſſelbe wie bei Männern, 300 Solidi, während dieſes Alters das Doppelte, 600 Solidi. Bei Tödtung einer ſchwangern Frau kamen zu ihrem Wergeld noch 100 Solidi weiter für das Leben des Kindes. Aehnlich bei den Angliern. Bei den Sachſen hatte die gebährfähige Jungfrau und Frau das doppelte Wergeld, ſpäter das einfache des Mannes. Bei den Alemannen und Bayern hatten die Franken doppeltes Wergeld. Wenn Schwangere nach den älteſten Geſetzen höheres

Löſegeld hatten, weil zugleich auch auf das Kind Rückſicht genommen wurde, ſo hatten ſie ſchon in alten Zeiten die Vergünſtigung, ungeſtraft ihr Gelüſte nach Obſt, Gemüs und Wildpret zu befriedigen. Komme eine Frau in einen Baumgarten und ſie nach Obſt eine beſondere Luſt hätte, ſo möge ſie, oder wer immer ihretwegen es herabbrechen oder ſonſt herab thun. Ebenſo durften in einem Haus, wo eine Wöchnerin lag, die Zinshühner nicht eingefordert werden. Deßgleichen, wenn eine Frau, die eines Kindes geneſen, in das Haus eines Wirths oder Bäckers Botſchaft ſende und Wein und Brod begehre um Geld und gut Pfand, es ſei Tag oder Nacht, ſo ſoll der Wirth gehorſam ſein, und Wein und Brod geben, wollte er aber das nicht thun, ſo möge der Bote Wein und Brod ſelber nehmen und ſo viel Geld oder gut Pfand auf das Faß legen und liegen laſſen, und er habe nicht gefrevelt. Wenn dieſe Gebräuche und Verordnungen auch aus ſpäterer Zeit kommen, ſo ſind ſie doch im Zuſammenhang mit den alten Sitten und jener hohen Achtung vor dem Geſchlecht der Frauen. Sie war aber nicht eine markloſe ſüßliche Empfindelei, vielmehr eine innige Liebe, die auch dem Tode und allen ſeinen Schrecken in das Angeſicht ſehen konnte, ſie war ſtärker als der Tod. Deutſche Frauen zogen mit ihren Männern in die Schlacht, verſcheuchten Furcht und begeiſterten zur Tapferkeit ſchon durch ihre Gegenwart. Zu den Müttern und Gattinnen brachten die Kämpfenden ihre Wunden und dieſe ſcheuten ſich nicht, ſie zu zählen und zu prüfen. Sie trugen Speiſe zu und ermunterten ſie durch begeiſternden Zuruf. Sie waren es, die wankende und ſchon weichende Schlachtreihen herſtellten, und oft ohne Waffen den Sieg miterringen halfen. Aber ſie waren es auch, die, wenn der Feind geſiegt und ihre Söhne und Männer todt das Schlachtfeld bedeckten, mit Muth die Wagenburg vertheidigten und eher ſich und ihre Kinder tödteten, als der Schande der Sclaverei zu verfallen. Wenn endlich nach derſelben Quelle ganze Völkerſchaften dem Ausſpruche einer Jungfrau lauſchten und ihrem Rathe folgten, ſo geſchah es nicht aus Schmeichelei, aus Thorheit und Unverſtand, als könnten ſie etwa Gottheiten machen — es war die Vorahnung und das Erlebniß jener Wahrheit, die das Chriſtenthum ausgeſprochen, daß ein reines unbeflecktes Herz der Gottheit näher ſei!

Kapitel 11.

Leben und Sitten.

1) Es iſt ſchon erwähnt, daß Deutſchland in den älteſten Zeiten weder Städte noch Dörfer hatte. Der dem Volke eingeborne Sinn für Stille und Einſamkeit des Waldes, nicht minder die eiferſüchtige Liebe für Freiheit und Unabhängigkeit, widerſtrebten Jahrhunderte lang dem gemeinſamen Zuſammenwohnen und Zuſammenbauen der Wohnungen. Ein Jeder ſiedelte ſich an, wie Quelle,

Flur und Wald ihn einlud. Die Häuser waren unscheinbar, und, wie jetzt noch in Ober- und Niederdeutschland oft die wohlhabendsten Bauernhäuser, meist aus Holz gebaut. Es ist nicht erweisbar, aber bei dem strengen Haften an das Althergebrachte wahrscheinlich, daß in dem weithin gedehnten niedern Dach, unter dem das Vieh, das Gesinde und die ganze Familie wohnen, ein treues Bild der ältesten einfachen Bauart immer noch besteht. Zudem, wenn auf unsere Altvordern bezogen werden darf, was Plinius in seiner Naturgeschichte von den Völkern des Nordens sagt, daß sie mit Rohr ihre Häuser bedeckten, und das hohe Dach lange Zeit Sturm und Wetter trotzte. Doch liebten sie äußerlich einige Stellen des Hauses mit einer so reinen und glänzenden Erdart zu übertünchen, daß es wie Malerei und Farbenzeichnung aussah.

Die gemeinsame Kleidung war ein Mantel, der mit einer Spange oder in Ermanglung mit einem Dorn zugesteckt wurde. Die Angesehensten trugen nach Tacitus ein Kleid, das nicht wie bei den Sarmaten und Parthern weit und wallend war, sondern enge anschloß und die Glieder gleichsam abformte. Gern trug man, besonders in kalter Jahreszeit, Thierfelle, die mit andern buntgefleckten verbrämt waren, den größten Theil des Körpers aber unbedeckt ließen. Die weibliche Tracht war von der männlichen nicht verschieden, nur daß die Frauen sich häufiger in leinene Gewänder kleideten, die mit Purpurstreifen geziert waren. Die Gewänder hatten keine Aermel, so daß Schultern und Arm nackt und die Brust von oben herab unverhüllt blieb.

Die beständige Vorübung für den Krieg war die Jagd, die mit Leidenschaft betrieben wurde und worin die Jugend sich üben und abhärten mußte. Es galt namentlich, den starken und schnellen Auerochsen zu erlegen. Wer die meisten erlegt hatte, und zum Beweis der That den gewaltigen Kopfschmuck der Thiere aufweisen konnte, erndtete das größte Lob. Die Hörner, gewaltig an Umfang, Gestalt und Ansehen, dienten, später meist mit Silber eingefaßt, als Becher bei den Gastmählern. Worüber aber die Römer, an die verweichende Ueppigkeit ihrer Bäder gewöhnt, am meisten sich verwunderten, war das Baden der Deutschen in ihren Flüssen. Ja, in Flüssen baden sie sich, ruft Cäsar aus! Sie liebten aber auch das Baden im warmen Wasser. Der größere Theil ihrer Nahrung bestand in Milch, Käse und Fleisch. Ohne große Zurüstungen, ohne Leckereien stillten sie den Hunger. Es war aber nicht die gewöhnlich rohe ärmliche Nahrung wilder Völker, sondern eine kräftige Nahrung, welcher verbunden mit täglicher Waffenübung ihre große Kraft und ungeheure Körpergröße zuzuschreiben ist. Damals schon bereitete man aus Haber das jetzt noch unter dem Landvolke so beliebte und stärkende Habermus. Nicht so mäßig waren sie im Trinken, ein Vorwurf, den der Deutsche sich Jahrhunderte hindurch bei allen Nationen wahrhaft eifrig erworben hat. Tag und Nacht ununterbrochen fortzuzechen war keine Schande. Da sie auch zu den Trinkgelagen mit ihren Waffen zusammenkamen, so entstanden als unter Betrunkenen Zänkereien, die

nicht ſelten mit Schmähworten, öfter mit Wunden und Todtſchlag endigten. Aber auch wechſelſeitige Ausſöhnung von Feinden, Abſchluß von Ehebündniſſen, Wahl der Häupter und endlich Frieden und Krieg wurden meiſtens beim Gaſtmahle verhandelt, als ob zu keiner Zeit für aufrichtige Gedanken offener die Seele, oder für große feuriger ſei. Dieſes Volk, ohne Liſt und Trug, ſagt Tacitus, öffnet noch das Innere der Bruſt bei zwangloſer Fröhlichkeit! Hat nun Jeder ohne Rückhalt ſeine Meinung dargelegt, ſo wird derſelbe des folgenden Tags neuerdings vorgenommen und unverkümmert bleibt jeder Zeit ihre Geltung. Sie rathſchlagen, wo keine Verſtellung im Beſchließen, wo keine Bethörung Statt findet. Aber, fügt er hinzu, wollte man der Trinkluſt willfahrend ihnen herbeiſchaffen, ſo viel ſie begehren, ſie würden ebenſo leicht durch Ausſchweifung als durch Waffengewalt bezwungen. Wenn nach Cäſar einſt bei den Sueven die Einführung des Weines verboten war, weil ſie nämlich glaubten, daß durch den Genuß deſſelben die Kraft zur Ertragung der Mühſeligkeiten verſchwinde und die Tapferkeit abnehme, ſo kauften zu den Zeiten des Tacitus ſchon die, welche zunächſt am Rheine wohnten, auch Wein — ſolchen und noch viel verderblichern Einfluß übte die Nähe römiſcher Cultur, wie in ſpätern Jahrhunderten die Entdecker der Südſeeinſeln ihren glücklichen Einwohnern nichts brachten als Krankheiten und Laſter aller Art! Das Getränk bei den deutſchen Gaſtmählern war ein Saft aus Gerſte oder Waizen zu einer Aehnlichkeit des Weines erkünſtelt. So urtheilte nämlich der feine römiſche Gaumen. Daſſelbe Urtheil fällt auch Plinius in ſeiner Naturgeſchichte. Aus Getraideſrucht, ſagt er, wird auch Getränke gemacht, Zythum, Cider in Aegypten, Cälia und Ceria in Hiſpanien, Cereviſia, und zwar mehrere Sorten in Gallien und andern Provinzen. Der Schaum von allen dieſen Getränken thut der Geſichtshaut der Frauen ſehr wohl, denn, was das Getränke ſelbſt betrifft, ſo iſt es beſſer, gleich zum Wein überzugehen! Meth iſt übrigens ein altdeutſches Getränk und ihn zu miſchen war ein Geſchäft der Frauen. Auch war Deutſchland nicht arm an Bienen. In den nördlichen Gegenden fanden ſich Honigſcheiben von anſehnlicher Größe und beſonders bewunderte man zu den Zeiten Nero's in Deutſchland eine von acht Fuß Länge, die auf der innern Seite ſchwarz war.

Schauſpiele, wie ſie anderswo durch ihre Ausgelaſſenheit zur Entſittlichung des Volks beigetragen, kannte man bei der Einfachheit des Volkes nicht. Sie kannten nur ein Schauſpiel, und bei jeder Zuſammenkunft immer daſſelbe — den Waffen- oder Schwertertanz. Nackte Jünglinge tanzten in kühnen und ſchnellen Wendungen zwiſchen den aufgeſteckten Schwertern und Spießen, ohne ſich zu verletzen. Deſto unerſättlicher wurde das Würfelſpiel getrieben. Sie trieben es nüchtern wie ein ernſtes Geſchäft und mit ſolcher Kühnheit bei Gewinn und Verluſt, daß ſie, wenn alles hin war, Perſon und Freiheit auf den äußerſten Wurf ſetzten. Der Verlierende begab ſich ohne Klagen in die Knechtſchaft und ließ ſich, wenn auch jünger und ſtärker, ohne Widerrede binden

und verkaufen. Sclaven dieſer Art verhandelte man, um ſich zugleich der Schande des Gewinns zu entledigen, in die Fremde. So groß, ruft Tacitus aus, iſt ihre Beharrlichkeit in einer ſchlechten Sache, ſie ſelbſt nennen es Treue!

Eine der ſchönſten Sitten unſerer Vorfahren war die Gaſtfreundſchaft, ſo daß ſelbſt ihre Feinde anerkannten, daß kein Volk das Gaſtrecht freigebiger und heiliger übe als die Germanen. Das Gaſtrecht zu verletzen galt als ein ſchweres Verbrechen. Wer immer zu ihnen kam und in welcher Angelegenheit es ſein mochte, genoß Schutz als unverletzlich gegen jede Beleidigung. Jedes Haus ſtand ihm offen, jeder reichte den nächſten Unterhalt. Ging der Vorrath aus, ſo ging man, der bisherige Wirth nun Wegweiſer und ſein Gefährte, in's nächſte Haus und auch da harrte ihrer dieſelbe Freundlichkeit. Bekannt oder unbekannt machte in Anſehung des Gaſtrechts keinen Unterſchied. Es war Sitte, dem Weggehenden mitzugeben, was er ſich etwa ausgebeten, und eine Gegenforderung machte man mit gleicher Unbefangenheit. Sie lieben Geſchenke, ſchließt Tacitus die Schilderung dieſer ſchönen Sitte, aber das Geben hat nicht Anſprüche, das Nehmen nicht Verbindlichkeit zur Folge.

3) Alle Nachrichten ſtimmen darüber überein, daß die deutſchen Stämme den Ackerbau kannten. Den freien Männern dünkte aber Trägheit und Erſchlaffung, mit Schweiß zu erwerben, was mit Blut zu gewinnen war. Die Sorge für Haus, Heerd und Feld blieb den Frauen, Greiſen und Knechten. Kunſt und Fleiß wurde beim Ackerbau nicht angewandt, nur von den Ubiern wird erzählt, daß ſie ihre Aecker durch Mergel zu verbeſſern ſuchten. Sie gruben nämlich die Erde drei Fuß unter der Oberfläche aus und ſchütteten etwa einen Fuß hoch auf. Die Wirkſamkeit einer ſolchen Schichte währte zehn Jahre. In den fruchtbaren Boden pflanzte man am früheſten Haber, dann Gerſte und Waizen, auch fand man Hirſe im tiefen Norden und Kaiſer Kommodus konnte den Deutſchen Getraidetribut auferlegen. Auch erwähnt Plinius, daß auf den Inſeln des nördlichen Oceans, wie Burchana, Borkum, der Emsmündung gegenüber, eine Art Bohnen wild wuchs und jene deßwegen von den Römern Fabaria, Bohneninſel genannt worden ſei. Rettige gediehen ausnehmend, ſo daß ſie die Größe eines kleinen Kindes erreichten. Und wie die Fiſche des Bodenſee's römiſche Ueppigkeit als etwas Vortreffliches zu rühmen wußte, ſo ließ ſich Kaiſer Tiberius jedes Jahr eine Ladung von Mohr- oder Gelbrüben, sisa, liefern, die in der Nähe von Gelduba, Gelb unterhalb Köln, von vorzüglicher Güte waren. Der Flachsbau wurde ſchon erwähnt. Das Geſchäft des Webens trieb man in Deutſchland, wie Plinius ſagt, unter der Erde und vergraben, d. h. in unterirdiſchen Werkſtätten, wahrſcheinlich weil man glaubte, Hitze und Kälte wirke nachtheilig auf den Lein, eine Meinung, die an manchen Orten jetzt noch herrſcht, zum großen Nachtheil für die Geſundheit derer, welche weben müſſen. Ueber die Art, die Körner des Getraides zu gewinnen, haben wir aus Deutſchland keine Nachrichten. Strabo erzählt in ſeiner Geographie von den Britanniern,

daß ſie das Getraide, weil ſie keinen reinen Himmel haben, in großen Häuſern ausdreſchen, indem man die Aehren dahin bringt. Denn die Tennen auf freiem Felde ſeien aus Mangel an Sonnenlicht und durch den Regen unbrauchbar. Zum Aufbewahren der Feldfrüchte wurden unterirdiſche Höhlen ausgegraben, und oben dick mit Dünger belegt, einmal weil ſolche Oerter von der Strenge des Winters weniger leiden und wenn etwa der Feind einbrach und nur das Offenliegende verheerte, Verſtecktes und Eingegrabenes unbemerkt blieb und gerade darum verfehlt wurde, weil man es ſuchen mußte.

Der Handel mit den Nachbarvölkern war in der alten Zeit von keiner großen Bedeutung. Kaufleute hatten bei den meiſten Stämmen keinen Zutritt. Wein und andere Gegenſtände des Wohllebens durften bei ihnen nicht eingeführt werden, aus Beſorgniß, Muth und Tapferkeit werde durch dergleichen Dinge abgeſchwächt, und ſonſt war das Land nicht reich an Producten des Handels, dafür bei den Einwohnern überhaupt weder Luſt noch Verſtändniß. Mit Kaufleuten verkehrten ſie zwar nach Cäſar, aber nicht aus Luſt nach fremden Waaren, ſondern um die Kriegsbeute an ſie verkaufen zu können. Die Gegenſtände des Handels waren meiſt Pelze und Thierhäute, Gänſe und Gänſefedern, deutſches Haar und die ſchon erwähnte Pomade, auch Sclaven. Nach Plinius beſtand jene aus Talg und Aſche, die beſte aus Buchenaſche und Ziegenfett. Davon gab es zwei Arten, feſte und flüſſige. Beide Arten waren in Germanien mehr bei den Männern als bei den Weibern in Gebrauch. Größerer Handel wurde an den Grenzen getrieben, beſonders in der Nähe römiſcher Colonieen. Der Anblick römiſcher Paläſte und Landhäuſer, eines bequemen und genußreichen Lebens, übte ſeinen Einfluß, meiſt aber einen ſehr verderblichen. An den Oſtſeeküſten war der Bernſtein, von den Römern Gleſſum, Glas, genannt, und an Werth dem Golde gleich, ein koſtbarer, eifrig geſuchter Gegenſtand des Handels. Da über ihn und ſeine Entſtehung viel Fabelhaftes erzählt wurde, ſo bemerkt Tacitus, daß er lange unter den Auswürfen des Meeres unbenützt dagelegen, bis römiſche Prachtliebe ihm einen Namen gegeben habe; in Deutſchland brauche man ihn nicht, er werde roh aufgeleſen, unverarbeitet ausgeführt und mit ungeheurem Preiſe gekauft, worüber die Barbaren ſich nicht genug verwundern können. Daß er Baumſaft ſei, erſehe man daraus, daß zuweilen kriechende, ja ſogar fliegende Inſekten durchſchimmern, welche in der Flüſſigkeit anklebend bei der Verhärtung in die Maſſen eingeſchloſſen worden ſeien. Er denke ſich, daß, wie im Innern des Morgenlandes, wo Weihrauch und Balſam aus den Bäumen ſchwitze, ſo auch auf den Inſeln und Küſten des Abendlandes fruchtbare Wälder und Haine ſeien, wo Baumſäfte durch die Strahlen der nachbarlichen Sonne ausgezogen und verdünnt, in's nahe Meer abfließen, und durch Sturmesgewalt an's gegenſeitige Ufer geſchwemmt werden. Unterſuche man des Bernſteins Eigenſchaften am Feuer, ſo brenne er wie Kien und nähre eine fette duftende Flamme, dann verdicke er zu Pech und

Harz. Auch nach Plinius wurde damals allgemein angenommen, daß der Bernstein auf den Inseln des nördlichen Oceans entstehe; wegen seines deutschen Namens Glessum wurde eine jener Inseln von den Römern Glessaria genannt. Nach seiner Meinung entstehe er aus dem Marke einer Fichtenart, welches von diesen Bäumen abfließe, wie der Gummi von den Kirschbäumen und das Harz von den Fichten. Ueberfluß an Feuchtigkeit dränge es hervor und es werde dann durch Kälte verdichtet. Deßhalb sei es von den Alten *succinum* genannt worden. Daß es von der Fichte stamme, beweise der Geruch und die Brennbarkeit. Von Frauen wurden damals Halsbänder von Bernstein getragen, sowohl der Zierde als der Heilkraft wegen. Die größte Masse in einem Stück, dreizehn Pfund schwer, brachte ein Ritter unter Nero's Regierung nach Rom. Der weiße Bernstein, berichtet Plinius, habe den vortrefflichsten Geruch. Aber weder dieser, noch der wachsgelbe, hatte großen Werth. Der kostbarste war der hochgelbe, röthliche oder dunkelfarbige. Unter Nero's Regierung wurde eine so große Menge nach Rom gebracht, daß man im Circus die ausgespannten Garne zur Abhaltung der Bestien mit Bernstein versah, ja daß an Einem Tag im Circus die Waffen, das Leichengeräth und die ganze Zurichtung des Festes aus Bernstein bestanden. Den höchsten Werth hatte der durchsichtige Bernstein. Im höchsten Ansehen stand der Falerner, der von der Farbe des mit diesem Namen bezeichneten Weins so genannt wurde, und sich durch einen sanften Schein auszeichnete. Andern gefiel an ihm die Farbe des abgekochten Honigs. Er wurde auch auf verschiedene Weise künstlich gefärbt. Den Preis des Bernsteins betreffend, so wurde das kleinste Bild eines Menschen aus diesem Stoffe theurer bezahlt, als ein lebendiger kräftiger Mensch.

Zur Schifffahrt bediente man sich ausgehöhlter Baumstämme, von denen manche dreißig Mann trugen, wahrscheinlich auch der Kähne aus Weidenflechten, die mit Leder überzogen waren. Die Suionischen Völkerschaften, in Schweden und Norwegen, besaßen nach Tacitus außer der Landmacht auch starke Flotten. Die Gestalt ihrer Schiffe hatte das Eigene, daß beide Ende Vordertheile, und immer zum Anlanden tauglich waren; sie wurden nicht mit Segeln regiert und hatten keine Reihen Ruder an den Seiten. Das Steuer war unbefestigt, und wie auf einigen Flüssen nach Erforderniß hin und her beweglich. Auch nach Procopius hatten die Schiffe der Angeln keine Segel, sondern wurden durch Ruder in Bewegung gesetzt. Die Elbe, die Ems, der Rhein wie der Bodensee wurden mit Schiffen befahren. Das römische Volk sollte bald mit Schrecken inne werden, daß keine noch so entlegene Meeresbucht vor der Kühnheit nordischer Freibeuter sicher sei.

Der werthvollste und einzige Reichthum der Deutschen waren ihre Heerden. Gold und Silber, schreibt Tacitus, haben die Götter — soll ich sagen aus Huld oder Zorn? — ihnen versagt. Dennoch wolle er nicht behaupten, daß Deutschland keine Aber Silber oder Gold erzeuge, denn wer habe nachge-

forſcht? Beſitz oder Gebrauch reize ſie nicht ſehr. Man ſehe bei ihnen ſilbernes Geſchirr, womit ihre Geſandte und Häupter beſchenkt worden, nicht in höherem Werthe ſtehen als irdenes. Im Innern war, wie ſchon erwähnt, einfacher alterthümlicher Tauſchhandel, die Münzen, die allmälig unter ihnen in Umlauf kamen, waren meiſt römiſche. Im Verkehr nahmen ſie nicht ſo gern Gold als Silber, am liebſten die alten guten Münzſorten, Serraten und Bigaten, d. h. gerändete oder gezackte Münzen und ſolche, worauf ein Doppelgeſpann geprägt war. Silber war ſchon deßwegen geſuchter als Gold, weil die Silbermünzen zum mannigfachen Kleinhandel bequemer waren. Ueber Sprache und Schrift unſerer Nation in den älteſten Zeiten ſind wir beinahe ohne alle Kenntniß. Das älteſte ſchriftliche Denkmal unſerer Sprache, Ulfilas Bibelüberſetzung, ſtammt aus dem vierten Jahrhundert nach Chriſtus. Was ſich uns aus früherer Zeit erhalten hat, ſind Steine und Stäbe, auf denen eine ſchwer zu leſende Schrift, Runen genannt, eingegraben oder eingeſchnitten iſt. Da dieſe Zeichen beſonders in Stäbe von Buchenholz eingeſchnitten wurden, ſo iſt daher unſer Name Buchſtabe abzuleiten. Weil die Schrift, als Eigenthum von wenigen Eingebornen, dem Volke unbegreiflich blieb, ſo hielt man die Kunſt für Zauberei und die Runenſtäbe, auf denen ſie eingeſchnitten war, galten als Mittel dazu.

4) Die Waffen beſtanden in der alten Zeit, bei dem Mangel an Eiſen und der Unkenntniß, es zu verarbeiten, meiſtens aus Holz und Stein. Der wachſende Verkehr mit den Römern, die zunehmende Bildung unter den Stämmen ſelbſt brachte auch hierin Vervollkommnung. Altdeutſch iſt der ſteinerne Streithammer, Streitkeil, Donnerkeil, auch Thors'keil genannt. Sie waren gewöhnlich aus Feuerſtein, Baſalt oder Serpentin, roh und ungeglättet, ohne Stiellöcher, andere haben ſolche mehr in der Mitte oder gegen das Ende und ſind mit großem Fleiße auf Schleifſteinen polirt. Zugleich mit ihnen findet man in altdeutſchen Gräbern Meſſer, Lanzen, Pfeile, ſogar Senſen aus Feuerſtein. Gräber, in denen Eiſen gefunden wird, ſind jünger als jene, in denen man Bronze findet. Was ſie an Metallarbeiten und Metallwaffen beſaßen, war bei ihrer Unkenntniß im Bergbau von den Grenznachbarn, beſonders den darin viel weiter vorangeſchrittenen Celten, erhandelt. Die eigenen Metallarbeiten aus ſpäterer Zeit laſſen ſich leicht an ihrer noch rohen Form erkennen. Noch zu den Zeiten Armins waren die Waffen ſehr einfach, als Schutzwaffen Schild, Helm und Panzer; zum Angriff dienten Speer oder Lanze, Ger oder Wurfſpieß, *framea*, Keule, Streitart, Schwert und Dolch, Schleuder, Bogen und Pfeil. Die Schutzwaffen waren denen der Römer gegenüber unbedeutend, ſie kämpften faſt nackt, oder im leichten Kriegsmantel. Aber darum war ihr Anblick nicht minder furchtbar. Manche erſetzten den Helm dadurch, daß ſie mit der Kopfhaut der Thiere, deren Fell ſie wie einen Mantel trugen, das Haupt bedeckten und Ohren oder Hörner emporragen ließen. Der Schild, meiſt ſchmal und ſehr lang, aus Geflecht und Holz,

mit Leder überzogen, wurde bei den Ariern ſchwarz, bei den andern Germanen mit auserleſenen Farben bemalt. Die Frame war ein Spieß mit kurzem ſchmalem Eiſen, ſcharf und geſchickt in der Nähe wie in der Ferne damit zu kämpfen. Von der Frame ſcheint die deutſche Wurfwaffe, Ger genannt, verſchieden geweſen zu ſein. Speer oder Lanze war eine lange, ſchwere, hölzerne Stange mit einer ſtarken ein bis ein und ein halb Schuh langen, handbreiten zweiſchneidigen Eiſenſpitze, im nahen Kampf unbrauchbar, für die Ferne aber eine furchtbare Waffe. Das Schwert, kurz, zweiſchneidig, mit einem kleinen Griff, wurde mit einer Kette über der Schulter auf der rechten Seite getragen, da die linke durch den Schild verdeckt war. Noch häufiger als das Schwert findet man in den Gräbern den Dolch, ſeltener die Streitart, urſprünglich aus Stein, ſpäter aus Eiſen, auch aus Erz, berühmt als Waffe der Franken, Franziska genannt. Endlich gebrauchte man auch im Feuer gehärtete Keulen. Das lange Kriegsmeſſer der Sachſen hieß Sachs.

Im Ganzen beſtand die Hauptſtärke des deutſchen Heeres in Fußvolk; die Reiterei war nicht zahlreich, die Pferde, wenn auch nicht ſchön, waren abgerichtet und ſehr ausdauernd. Vermiſcht mit der Reiterei focht in der Regel eine gleiche Zahl Leichtbewaffneter, die beim Anfang der Schlacht voranſtehend im vollen Laufe neben den Pferden herliefen und zugleich mit denſelben ſich zurückzogen, indem ſie ſich an den Mähnen der Pferde hielten; ſie eilten den Reitern zu Hülfe, wenn ſie in's Gedränge kamen und nahmen, wenn ein Reiter ſchwer verwundet vom Pferde fiel, ihn in ihre Mitte. Im Gefechte ſprangen die Reiter oft von ihren Pferden, die dann auf demſelbdn Punkte ſtehen blieben und kämpften zu Fuß oder drängten ſich unter die Pferde des Feindes, ihnen den Bauch aufzuſchlitzen. Beim Reiten ſich des Sattels zu bedienen, galt für die größte Schmach und Feigherzigkeit; ſie fürchteten ſich nicht, wenn ihrer auch noch ſo wenige waren, den größten Haufen Sattelreiter anzugreifen. Als Fahnen und Feldzeichen dienten Thierbilder auf Stangen getragen. Die Schlachtordnung war in der Regel die keilförmige. Sonſt zog der Germane mehr das einzelne Gefecht der regelmäßigen Schlacht vor und liebte die Kriegsliſt, für die ſein an Waldungen und unwegſamen Gegenden ſo reiches Vaterland wie geſchaffen war. Hinter der Schlachtlinie ſtanden die Wagen in Ordnung aufgefahren, mit dem Gepäck und den Lebensmitteln, mit den Frauen und Kindern, die Wagenburg. Hieher brachte man auch die Verwundeten und Todten, hier erholten ſich die weichenden Schaaren unter dem Zuruf der Ihrigen zu einem neuen Angriff und hier kämpften die Frauen bei unglücklichem Ausgang der Schlacht bis auf's Aeußerſte und tödteten ſich und ihre Kinder, um dem Loos der Sclaverei zu entfliehen.

Nach Tacitus war das Verbrennen der Todten die allein übliche Beſtattung, aber ohne alle Prunkſucht. Nur das werde beobachtet, daß die Leichname ausgezeichneter Männer mit beſondern Holzarten verbrannt werde. Auf den Holz-

ſtoß werden weder Prachtdecken noch Wohlgerüche gehäuft, wie nämlich die römiſche Ueppigkeit zu thun gewohnt war. Jedem werde ſeine Rüſtung, manchem auch ſein Streitroß in's Feuer mitgegeben. Die Grabſtätte bildete ein Raſenhügel. Stolze, hoch aufgethürmte Denkmäler verſchmähe man als für die Abgeſchiedenen drückend. Klagen und Thränen lege man bald ab; langſam aber Betrübniß und Schmerz. Frauen zieme Klagen, Männern treues Andenken. Solche Grabhügel, vom Volk in der Regel Hünengräber genannt, finden ſich in den meiſten Gegenden Deutſchlands. Viele enthalten die Aſche, manche auch die Gebeine der Todten. Die Geräthſchaften, welche aus ihnen ausgegraben werden, zeugen von ſehr verſchiedenem Alter, je nachdem ſie aus Stein, aus Erz oder Eiſen verfertigt ſind. So glaubt man, daß die meiſten der Gräber, welche nur Steingeräth und auch manche, welche Erzarbeiten enthalten, aus der Zeit herrühren, in welcher Tacitus gelebt hat. Haben die alten Deutſchen wirklich deßhalb ſtattliche Denkmäler verſchmäht, weil ſie den Todten drückend ſeien, ſo wäre hier ein Beitrag für ihren Glauben nicht nur an eine Fortdauer nach dem Tode, ſondern ſogar an eine Fortdauer des Gefühls in dem todten Körper.

Kapitel 12.

Götterlehre.

1) Dieſelben Quellen, aus denen wir genaue Nachrichten über Sitten und Gebräuche unſeres Volkes ſchöpfen, fließen ſehr dürftig in Betreff der Frage des Götterdienſtes und was damit zuſammenhängt. Nach Cäſar kümmerten ſie ſich nicht viel um Opfer, hatten keine beſondern Prieſterkaſte, wie die Gallier in den Druiden und verehrten nur die Sonne, den Vulkan und den Mond, die ſie ſahen, und deren offenbaren Einfluß ſie wahrnahmen; die übrigen Götter ſeien ihnen kaum dem Namen nach bekannt. Nach Tacitus verehrten ſie unter den Göttern am höchſten den Merkur, welchem ſie an gewiſſen Tagen auch Menſchenopfer darzubringen für Pflicht hielten; dem Herkules und Mars brachte man Vieh dar. Ein Theil der Sueven opferte auch der ägyptiſchen Iſis. Ueber Urſache und Entſtehung dieſes fremden Götterdienſtes habe er wenig in Erfahrung gebracht, außer daß ſchon das Bild in Geſtalt eines leichten Schiffs auf ferne Herkunft hindeute. Die Götter in Tempelwände einzuſchließen oder der Menſchengeſtalt irgend ähnlich zu bilden, war nach ihrer Meinung unverträglich mit der Größe der Götter. Darum waren dieſen Wälder und Haine geweiht. Die Kürze und Armuth dieſer Nachrichten erklärt ſich daraus, daß beide, Cäſar und Tacitus, einem Stande und einer Zeit angehörten, in welcher den Glauben an die Götter abgelegt zu haben für Bildung galt, ſo daß ſie es demgemäß für ziemlich werthlos hielten, die unfaßbaren, unſchönen

Göttergeſtalten armer Barbaren aufzuzählen, wie ihnen auch der fremde Aberglaube gegenüber der Pracht des römiſchen Götterdienſtes und der dichteriſchen Verklärung ihrer Götter nichts Reizendes bieten konnte, ganz abgeſehen davon, daß dem Einen mehr daran lag, die Kriegsverfaſſung des tapfern Volkes zu ſchildern, dem Andern mehr, deſſen häusliche und öffentliche Tugenden ſeiner eigenen Nation zur Beſchämung und Warnung vor die Augen zu ſtellen. Auch die Chroniken des Mittelalters ſind arm an Nachrichten. Sie verſchmähen es, den überwundenen, altheidniſchen Aberglauben zu beſchreiben; nur wo ſeine letzten Reſte in den Gebräuchen und Sitten des Volkes ſich wiederholt blicken laſſen und nicht ſterben wollen, wie Schößlinge aus den Wurzeln eines mächtigen längſt gefällten Baumes, nehmen ſie Veranlaſſung, von den unbegreiflichen Irrthümern der Altvordern zu reden. Vor dem ſiegreichen Chriſtenthum, das jede Spur des alten Aberglaubens zu tilgen ſuchte, war das Heidenthum mit ſeinen Göttern bis in den äußerſten Norden zurückgewichen, und von daher ward uns wieder Aufſchluß über die alte Götterlehre. Es iſt uns nämlich eine Sammlung von Religions- und myſtiſchen Schriften der Skandinavier erhalten, Edda genannt. Die ältere Edda, auch Sämundr Edda, wird dem isländiſchen Prieſter Sämundr im elften Jahrhundert als Verfaſſer zugeſchrieben, und enthält theils die Geſchichte der alten Götter, theils das Leben und die Thaten der alten Helden; der Verfaſſer der jüngern Edda iſt Snorre Sturleſon im dreizehnten Jahrhundert. Die Frage, ob der Götterglaube und der Götterdienſt der alten Germanen und der Skandinavier weſentlich einerlei geweſen, hat gelehrte Forſchung dahin entſchieden, daß beide Culte wie beide Glaubensſyſteme im Weſentlichen übereinſtimmen, im Einzelnen auseinandergehen. Alle Germanen nannten die Hauptgötter mit denſelben Namen, bei allen Stämmen derſelbe Aberglaube, dieſelben Gebräuche, Mährchen und Sagen. Wie aber die Sprache bei den einzelnen Stämmen Verſchiedenheit zeigt, ebenſo finden ſich religiöſe Abweichungen, die ſich entweder an einzelne Stämme und Oertlichkeiten knüpfen, und dann war das Heidenthum im Norden, das vor dem Chriſtenthum lange geſichert war, ausgebildeter und kunſtreicher. Unſere Denkmäler, ſagt Jakob Grimm, der eigentliche Schöpfer einer deutſchen Mythologie, ſind ärmlicher und älter, die nordiſchen jünger und reicher.

2) Nach Tacitus gab es bei den Semnonen ein Heiligthum, das er geradezu die Wiege des Volkes nennt, in welchem ein allwaltender Gott, dem Alles unterworfen und gehorſam war, geheimnißvoll verehrt wurde. Und nach der Edda heißt Gott Allvater, der allen Dingen Ziel und Maß verlieh, aus dem die übrigen Götter hervorgingen, der ſie mit der übrigen Welt vernichten und dann eine neue Welt ſchaffen wird.

Einſt war, erzählen die Lieder der Edda, Alles nicht, nicht Sand, noch See, noch ſalzige Wellen, weder Erde noch Himmel, nichts als ein öder unerfüllter Raum, Ginnungagap genannt, wörtlich Gaffen der Gähnungen. Im Süden

dieſer ungeheuren Kluft lag Muspelheim, die Lichtwelt, im Norden Niflheim, die Welt der Kälte und der Nacht. In Niflheim lag ein Brunnen Huergelmir, aus ihm ergoßen ſich zwölf Ströme und erfüllten die dann ſpäter zu Eis erſtarrte Kluft Ginnungagap's, da flog ein Feuer- und Funkenregen auf das Eis, es begann lau und warm zu werden; in den ſchmelzenden Tropfen regte ſich Leben und es entſtand ein Menſchengebild, der Rieſe Ymir genannt, ein Sinnbild des rohen Stoffes, er war böſe wie alle von ſeinem Geſchlecht. Von ihm wird nun erzählt, daß er in Schlaf und Schweiß fiel. Da wuchs ihm unter dem linken Arm Mann und Weib, und ſein rechter Fuß zeugte mit ſeinem linken einen ſechsköpfigen Sohn. Daraus entſtand das Geſchlecht der Hrimthurſen, der böſen Eis- und Froſtrieſen. Neben dem Rieſen Ymir war auch eine Kuh entſtanden, Audhumbla genannt, aus deren Euter vier Milchſtröme rannen: davon ernährte ſich Ymir. Die Kuh beleckte die ſalzigen Eisblöcke. Da kamen am Abend des erſten Tags Menſchenhaare hervor, am andern eines Mannes Haupt und am dritten ein ganzer Mann. Er war ſchön, groß und ſtark und ſein Name Buri. Sein Sohn Bör zeugte mit Beſtla oder Belſta, eines Rieſen Tochter, drei Söhne, Odin, Wili und We, Götter, welche Himmel und Erde beherrſchen. Dieſe drei tödten den Rieſen Ymir. Als er fiel, floß ſo viel Blut aus ſeinen Wunden, daß ſie darin das ganze Geſchlecht der Eis- und Froſtrieſen ertränkten, bis auf Einen, Bergelmir, der mit ſeinem Weibe in ein Boot ſtieg und von ihm ſtammt das neue Hrimthurſengeſchlecht. Den getödteten Ymir warfen Börs Söhne mitten in Ginnungagap und ſchufen aus ihm die Welt: aus ſeinem Blut Meer und Waſſer, aus ſeinem Fleiſch die Erde, aus ſeinen Knochen die Berge, aus ſeinen Zähnen, Kinnbacken und zerbrochenen Gebeln die Felſen und Klippen. Aus des Rieſen Schädel wurde der Himmel, aus dem Hirn die Wolken. Den Himmel ſtützten die vier Zwerge Auſtri, Weſtri, Nordri, Sudri. Funken aus Muspelheim ausgeworfen, ſetzten ſie an den Himmel, um Himmel und Erde zu erhellen. Das Meer war kreisrund um die Erde gelegt. Aus zwei Bäumen, Eſche und Erle, ſchufen die drei Götter Mann und Frau. Der Erſte gab Geiſt und Leben, der Andere Verſtand und Bewegung und der Dritte Antlitz, Sprache, Gehör und Geſicht. Dieſe germaniſche Welterſchaffung hatte ſich nach Einführung des Chriſtenthums unter dem Volke noch erhalten, nur mit dem Unterſchiede, daß an die Stelle der Söhne Böhrs Adam treten mußte — der das Fleiſch aus der Erde bildete, das Blut aus Feuer, die Thränen aus Salz, den Schweiß aus Thau, die Augen aus Blumen, das Gemüth aus Wolken, den Athem aus dem Winde, und den Gedanken aus der Gnade Gottes; oder nach einer andern Quelle das Fleiſch aus Erde, den Schweiß aus Thau, die Gebeine aus Stein, aus Kräutern die Adern, aus dem Meer das Blut, aus den Wolken das Gemüth und die Augen aus der Sonne.

Das ganze Weltgebäude war vorgeſtellt unter dem Bilde der Eſche Yg-

draſil. Ihre Zweige breiten ſich über die ganze Welt und reichen hinauf über den Himmel. Drei Wurzeln halten den Baum, die eine reicht zu den Aſen, die andere zu den Hrimthurſen, die dritte erſtreckt ſich nach Niflheim; an jeder Wurzel eine Quelle, und zwar der Urdsbrunnen, nach der älteſten der drei Nornen Urd, die Quelle der Zeit, Mimirs Brunnen, worin Weisheit und Verſtand verborgen, die andere Huergelmir, die dritte Nidhöggr. Ein Drache nagt unaufhörlich an ihren Wurzeln. Die drei Nornen, welche an Urdsbrunnen wohnen, ſchöpfen täglich Waſſer aus ihm, die Eſche zu beſprengen, damit ihre Zweige nicht faulen. An ihren Zweigen weidet die Ziege Heidrun, aus deren Euter täglich ſo viel Milch fließt, daß die in Walhalla aufgenommenen Helden und Könige ſich davon ſatt trinken können. Hoch in dem Wipfel aber ſitzt der Adler. Ein Eichhorn ſpringt auf und nieder an der Eſche, geſchäftig Zank zu ſtiften zwiſchen dem Adler oben und dem Drachen unten. Wenn dieſer einſt die Wurzeln abgenagt hat, dann ſtürzt der Baum und alles Irdiſche hat ein Ende.

Mehrfach iſt in den Quellen von neun Welten die Rede und zwar je drei unten, auf und über der Erde. Unter der Erde iſt Niflheim, die nördliche Nebelwelt, kalt und dunkel. Von ihr verſchieden iſt Niflhel, das unter Niflheim liegt, aber mit ihr durch Huergelmir, aus welcher die urweltlichen Ströme hervorbrechen, verbunden. Um zu dem Giöllfluß zu gelangen, welcher Niflhel oder das Todtenreich beſpült, muß man neun Tage durch tiefe, dunkle Thäler reiten. Dort iſt das Reich der Hela. Ihr Saal heißt Elend, Hunger iſt ihre Schüſſel, Gier ihr Meſſer, Träg ihr Knecht, Langſam ihre Magd, Einſturz ihre Schwelle, ihr Bett Kümmerniß, und ihr Vorhang dräuendes Unheil. Jene dunkeln Thäler ſcheinen von den ſchwarzen Elfen, Schwarzelfen, bewohnt und da die dritte Welt, Swartalfaheim zu ſein. Wenn die Rieſen als Feinde der Götter erſcheinen, ſo ſind die Schwarzelfen den Göttern verbunden, in deren Dienſt ſie wirken und ſchmieden. In ihnen iſt die Triebkraft der Erde dargeſtellt, die ſtillwirkende Kraft der Natur, die Gras und Halm hervorſchießen läßt und im Schooße der Tiefe die koſtbaren Erzadern wirkt, die freilich auch das verführeriſche Gold und das mörderiſche Eiſen enthalten. Drei andere Welten ſind auf der Erde und zwar Jötunheim, die Rieſenwelt, dann Mitgard oder Mannheim, die Menſchenwelt und Wanaheim, das Reich der Wanen, Götter ſeeanwohnender Völker. Himmel und Erde verbindet die Regenbogenbrücke, Bifröſt, auch Aſenbrücke genannt. Sie hat drei Farben und iſt mit mehr Kunſt und Verſtand gemacht, als andere Werke. Aber ſo ſtark ſie iſt, wird ſie einſt zuſammenbrechen. Die drei Welten über der Erde ſind Aſenheim oder Asgard mit ſeinen zwölf Himmelsburgen, darunter die ſchöne Walhalla, dann Liosalfaheim, die Welt der Lichtelfen und endlich Muspelheim. Walhalla, die prachtvolle Wohnung Odins, hat fünfhundert und vierzig Thore, jedes ſo groß, daß achthundert Helden zumal hindurchreiten können, ihr Dach iſt mit Lanzen beſteckt

und überdeckt mit Schilden, ringsum Panzer und Schwerter. Dahin kommen die Seelen der im Kampfe gefallenen Helden, Einherier genannt, Aël oder Meth mit den Aſen zu trinken und Fleiſch von dem Eber Sährimnir zu eſſen, der, ſo viel von ihm täglich abgeſchnitten wird, am Abend wieder ganz iſt. Jeden Morgen wappnen ſie ſich und gehen in den Hof und fällen einander. Und wenn es Zeit zum Mittagsmahl iſt, reiten ſie heim gen Walhalla, zu trinken und zu ſchmauſen, bedient von den reizenden Walküren. Aber all' dieß ſoll nicht von Dauer ſein. Götter und Menſchen, Himmel und Erde werden untergehen, an ihre Stelle wird eine neue Welt treten, Sünde und Schuld das Verderben bringen. Als ſie Sonne und Mond ihren Sitz angewieſen, den Sternen ihren Lauf beſtimmt, der Nacht und dem Neumond Namen gegeben und die Zeiten angeordnet hatten, verſammelten ſie ſich auf dem Idafelde, ein Haus und Heiligthum ſich hoch zu wölben, bauten Eſſen und ſchmiedeten Erz. Sie warfen im Hofe heiter mit Würfeln, und kannten die Gier des Goldes nicht, bis drei Thurſentöchter aus Rieſenheim kamen, die ihnen die goldenen Runentafeln raubten. Gemeinſchaft mit den Rieſen aus Ymir's Geſchlecht und Liebe zu Gold beendigt nach den Worten der Edda die Unſchuld der Götter, das goldene Zeitalter. Sie ahnen das drohende Verderben, beſonders nach Baldurs Tode, des weiſeſten, beredteſten, mildeſten von allen Aſen, der ſo ſchön von Antlitz und glänzend war, daß ein Schein von ihm ausging — ein Bild des alles erfreuenden Lichtes. Zuerſt ſuchten ſie Loki, einen der Rieſenſöhne, von dem bisher alles Unheil ausgegangen war, unſchädlich zu machen. Er hatte, außer zwei Söhnen von ſeinem Weib Sigya, mit Angurboda, einem Rieſenweibe, drei Kinder gezeugt; das erſte war der Fenriswolf, das zweite die Midgardſchlange, das dritte Hel. Als die Götter durch Weiſſagungen kannten, daß ihnen von dieſen Geſchwiſtern großes Unheil drohe, wurden die Kinder aus Jötunheim, wo ſie erzogen wurden, herbeigeholt, die Schlange in die tiefe See geworfen, welche alle Länder umgibt, wo ſie zu ſolcher Größe wuchs, daß ſie mitten im Meer um alle Länder liegt. Die Hel aber wurde nach Niflheim hinabgeſtoßen mit der Gewalt über die neunte Welt, daß ſie denen bei ihr Wohnungen anwies, die vor Alter und an Krankheiten ſtarben. Den Wolf erzogen die Götter bei ſich, aber nur einer von ihnen, Tyr, hatte den Muth, zu ihm zu gehen, und ihn zu füttern. Als ſie ſahen, wie er mit jedem Tage wuchs, und aus den Weiſſagungen wußten, daß er zu ihrem Verderben beſtimmt ſei, wollten ſie ihn mit ſtarken Feſſeln binden. Aber ſo ſtark eine jede war, er zerbrach ſie. Da fertigten Zwerge ein Band, ſchlicht und weich, wie ein Seidenband, und doch feſt und ſtark. Es war aus ſechs Dingen gemacht: aus dem Schall des Katzentritts, dem Bart der Weiber, den Wurzeln der Berge, den Sehnen der Bären, der Stimme der Fiſche und dem Speichel der Vögel. Der Wolf ahnt Zauber und Betrug. Sie belügen ihn, und verſprechen, ihn zu löſen, wenn er es nicht zerreißen könne. Aber er läßt ſich nicht

eher das Band anlegen, als bis Einer von ihnen, Tyr, die Hand in seinen Rachen legt zum Unterpfand, daß sie ohne Falsch handeln. Aber kaum ist es angelegt, so härtet es und wird um so stärker, je mehr er sich anstrengte, es zu zerreißen. Da lachen Alle, außer Tyr, denn er verlor die Hand. An Loki, den sie mit seinen zwei andern Söhnen, Wali und Narwi, gefangen, nehmen sie eine furchtbare Rache. Sie verwandeln den Wali in einen Wolf, da zerreißt er seinen Bruder. Mit seinen Därmen binden sie Loki über drei Felsen, über ihn aber befestigen sie einen Giftwurm, der Gift auf ihn träufelt. Sein Weib Sigya steht neben ihm, in einem Becken das Gift aufzufangen, wenn die Schaale voll ist, und sie geht, es auszugießen, träuft ihm das Gift in's Angesicht. Sein Sträuben dagegen erschüttert die Erde.

Trotz den Vorkehrungen der Götter naht der Weltuntergang. Ueberall erkennen sie, nach den Worten Uhland's, die Zeichen des hereinbrechenden Verderbens: im Einbruche der Nacht, in der jährlichen Abnahme des Lichts, im Welken des Sommergrüns, im Siege des Winterfrosts ahnen sie den Tod ihrer Schöpfung, empfinden sie ihr eigenes Altern. Loki bezeichnet nach Raum und Zeit Ziel und Ende der Götter Macht. Es ist die allgemeine Entsittlichung, welche das Ende herbeiführt, die Verfinsterung der Zeit und der waltenden Götter. Alles löst sich in Haß und Feindschaft auf, in äußerster sittlicher Verwilderung. Brüder befehden sich und streiten wider einander, Blutsverwandte, die Sippe brechend, wüthen aus Habsucht unter sich — Schrecken und Jammer überall; Beilalter, Schwertalter, Sturmzeit, Wolfszeit. Drei Jahre lang ein entsetzlicher Winter, Schnee von allen Seiten, Frost und Sturm, kein Sommer dazwischen; zuvor aber noch drei andere Jahre, die Welt mit Krieg und Blut erfüllend. Da beginnt die Erde zu beben und zu wanken. Der Drache hat die Wurzeln durchnagt, die Esche Ygdrasil beginnt zu fallen. Das Giallarhorn ertönt mit aller Macht und weckt die Götter, Alles erschrickt im Himmel und auf der Erde. Da reißt der Fenriswolf an seinen Banden und zerreißt sie. Loki reißt sich von den Felsen los. Schlange und Wolf kämpfen mit Feuer und Gift einander zur Seite. Die Eisriesen stürmen über das Meer. Der Riese Hrym steuert das Schiff, Naglfar genannt, weil es aus den Nägeln der Todten erbaut ist. Von diesem Getöse birst der Himmel, da kommen Muspels Söhne hervorgeritten, Surtur an ihrer Spitze, vor ihm und hinter ihm glühendes Feuer. Sie reiten über die Regenbogenbrücke, sie bricht entzwei, das Zeichen des Bundes zwischen Himmel und Erde. Die Asen wappnen sich zum letzten Kampf und alle Einherier eilen zur Walstatt in die Ebene Wigrid, hundert Rasten breit nach allen Seiten. Zuvorderst reitet Odin mit dem Goldhelm, dem schönen Harnisch und dem Spieß, der Gungnir heißt. So eilt er dem Fenriswolf entgegen Thorr an seiner Seite. Tyr kämpft mit Garm, dem Höllenhund, und bringt einer den andern zum Fall. Dem Thorr gelingt es zwar, die Midgardschlange zu tödten, aber kaum ist er neun Schritte gegangen, so

fällt er todt zur Erde von dem Gift, das der Wurm auf ihn geſpieen. Freyr wird von Surturs Feuer verſchlungen. Loki kämpft mit Heimdall und fällt Einer den Andern. Der Wolf verſchlingt Odin. Da wendet Widar ſich gegen den Wolf, ſetzt ihm den Fuß in den Unterkiefer und reißt ihm den Rachen entzwei. Endlich bricht Surturs Feuer über die Erde und ſetzt die ganze Welt in Flammen. Aber Allvater wird eine neue Welt ohne Sünde ſchaffen, oder wie die Worte der Edda lauten, da werden unbeſät die Aecker tragen, Alles Böſe ſchwinden und Baldur wiederkehren, da werden ſich die wunderſamen goldenen Scheiben im Graſe wiederfinden, die in Urzeiten die Aſen hatten.

3) Der erſte unter den Göttern iſt Wuotan (Odin). Er iſt der Gott des „lebendigen, raſtlos bewegten, ſiegenden Geiſtes, der bis zum Untergang dieſer Welt ſie durchdringt, leitet, ſchirmt und erleuchtet, überall iſt er es, der geiſtiges Leben weckt, der den irdiſchen Heldengeiſt zu höherem Berufe, zur künftigen Theilnahme an dem großen Götterkampfe heranzieht in ſeine Halle, nach Walhalla, wohin die Seelen der tapfern und treuen Edlen und Helden gehen, um in täglichem Geſpräche und Geſang beim Göttermahle, im täglichen Kampfe nach dem Mahle ein immer erneuetes Heldenleben zu führen.“ Adam von Bremen ſagt bei der Beſchreibung des goldenen Tempels in Upſala von ihm: Wodan, d. h. die Wuth, führt Krieg und gewährt den Menſchen Tapferkeit gegen ſeine Feinde.. Das althochdeutſche Wort Wuoti bezeichnet urſprünglich nicht Wuth, unmächtige Leidenſchaft, ſondern aufgeregtes, höheres Gemüthsleben jeder Art und das angelſächſiſche *woda* die Aufregung, den Sturm. Wuotan bezeichnet alſo den erweckenden, aufregenden Geiſt. Ihm iſt darum das Alles durchdringende Sonnenlicht heilig und der in den Wolken jagende Sturm. Heilig iſt ihm das gleich dem Sturmwinde dahinbrauſende Roß und der aller Kreatur feindliche, unbezähmte Wolf. Er iſt einäugig; ſein Auge die Sonne. In Walhalla nimmt Wuotan den Hochſitz ein, von dem er die ganze Welt überſieht, das Antlitz nach Süden gewendet. Zwei Raben, Hugin und Munin, Gedanke und Erinnerung, ſitzen dem Gott auf den Schultern und flüſtern ihm in's Ohr; denn jeden Tag ſendet er ſie aus, die Zeit zu erforſchen; zu ſeinen Füßen zwei Wölfe, denen er das Fleiſch des Ebers reicht, da er der Speiſe nicht bedarf. Als Schlachtengott erſcheint er meiſt in herrlicher Geſtalt mit dem Goldhelm, dem ſchönen Harniſch und dem Spieß. Sonſt erſcheint er auch im weiten blauen Mantel, tief herabgedrückten breiten Hut, den Goldring Draupnir am Arm. Wie er alles Leben weckt und erregt geiſtig wie in der Natur, ſo iſt er ganz beſonders der ungebrochene germaniſche Heldengeiſt, der es mit Schmerz und mit Tod aufnimmt, die Welt erſchüttert und noch lange als *furor teutonicus*, als *furia tedesca* von andern Völkern mit Zittern genannt wurde. Als Gott des Krieges und der Waffen lehrt er die Kriegskunſt, die Rotten keilförmig aufzuſtellen. Auf Wuotan als Kriegsgott bezieht ſich jetzt noch der Auszug des wüthenden Heeres, d. i. ſtreitender oder zum Kampf ausziehender Krieger und

damit verwandt der wilden Jagd. Er zieht gewöhnlich an der Spitze seiner Schaaren aus einem der Berge, in welchem er nach der Sage mit seinem ganzen Heer versunken ist; aber nicht mehr er wird genannt, sondern einer der Heldengestalten der Kaiserzeit. So thut sich, ehe ein Krieg ausbricht, der Odenberg bei Gudensberg auf, Kaiser Karl kommt hervor, stößt in sein Horn und zieht mit seinem Heere aus; oder Barbarossa erwacht bei drohendem Krieg im Untersberg und stürmt mit Rittern und Knappen auf feurigen Rossen in flammenden Waffen dahin. Als Gott des Lichtes und des Geistes ist Wuotan auch Erfinder der Runen und aller Künste und Wissenschaften. Auch die Dichtkunst und die Beredtsamkeit soll er erfunden haben, indem er als Adler den Meth, der die Dichtergabe verlieh, dem Riesen Suttung entwendete und nach Asgard brachte. Hart von ihm verfolgt ließ er aber, schon auf der Schwelle der Götterburg, einen Theil von hinten fahren, davon genießen die schlechten Dichter, die guten empfangen den reinen Meth im Palaste der Götter.

Wuotans Sohn ist Baldur, eigentlich das alles erfreuende Licht, von ihm ist nur Gutes zu sagen, er ist der beste und wird von Allen gelobt. Er hat die Eigenschaft, daß Niemand seine Urtheile schelten kann, und bewohnt im Himmel die Stätte, die Breidablik, Weitglanz, heißt. Da wird nichts Unreines geduldet. Erschreckt über seine Träume, daß seinem Leben und damit allen Göttern Gefahr drohe, hielten sie Rath und beschlossen, ihm Sicherheit gegen alle Gefahren zu erwirken. Da nahm Frigg Eide vom Feuer und Wasser, Eisen und allen Erzen, Steinen und Erden, von Bäumen, Krankheiten und Giften, dazu von allen vierfüßigen Thieren, Vögeln und Würmern, daß sie Balburs schonen wollten, nur von einer Staude östlich von Walhalla, Mistiltein genannt, als zu jung, nahm er keinen Eid. Als die Götter mit Baldur, der mitten im Kreis von ihnen stand, Kurzweil trieben, und nach ihm schoßen, hieben und Steine warfen, ohne daß es ihm schadete, verdroß es Loki. Er erfuhr von jener Staude, riß sie aus und gab sie Hödur, dem blinden Bruder Balburs. Hödur nahm den Mistelzweig und schoß damit auf Baldur nach Lokis listigem Rath. Baldur, damit getroffen — sank todt zur Erde. Als das die Götter sahen, standen alle sprachlos und aus Schmerz vergaßen sie ihn aufzuheben. Da begannen sie so heftig zu weinen, daß keiner dem andern seinen Schmerz klagen konnte. Balburs Leiche ward von den Göttern auf Hringhorn, das größte aller Schiffe, gebracht. Als sie es vom Straude stoßen und Balburs Leiche verbrennen wollten, ging das Schiff nicht von der Stelle, bis ein Riesenweib, aus Hötunheim herbeigerufen, das Schiff im ersten Anfassen so vorwärts stieß, daß Feuer aus den Walzen fuhr und alle Länder zitterten. Bei diesem Anblick brach Nanna, die Blüthe- und Blumenwelt, dem Weibe Balburs vor Jammer das Herz, daß sie starb. Da ward auch sie auf den Scheiterhaufen gelegt und Feuer darunter angezündet. Auch Baldurs Hengst ward mit allem Geschirr zum Scheiterhaufen geführt. Baldur pflegt man als das

Licht in ſeiner Herrſchaft zu deuten, ſeinen Tod, als die Neige des Lichts, wo die Tage am längſten ſind, nun aber wieder das Licht ſich zu neigen beginnt. Sein Bruder Hödur, als das Dunkel des Winters, iſt blind, lichtlos, die einzige Waffe, erklärt Uhland, die an ihm haftet, iſt ein Symbol des düſtern Winters. Die Miſtel, die im Winter wächst und reift, die darum auch nicht das Licht zu ihrem Gedeihen zu befördern ſcheint, iſt allein nur für Baldur nicht in Pflicht genommen.

Thorr oder Donar, der Gott des rollenden Donners, iſt den Menſchen freundlich und hold geſinnt. Sein Antlitz iſt roth, roth ſein Haar, roth ſein Bart. Heilig iſt ihm die rothe Flamme, der rothe Fuchs, der goldroth glänzende Hahn. Miölnir, ſein alles zermalmender Hammer, hat die Eigenſchaft, daß er von ſelbſt in des Gottes Hand zurückkehrt. Und noch jetzt nach dem Volksglauben ſchleudert der Blitz Donnerkeile, Donnerſteine, die Kirchenthurm hoch in die Erde fahren, bei neuen Gewittern der Oberfläche der Erde näher ſteigen und nach ſieben oder neun Jahren vermag ſie ein Hahn aus der Erde zu ſcharren. Statt des Hammers führt er nach Einigen die Keule, was ihn dem Herkules ähnlich macht. Außer dem Hammer trägt Thorr noch Eiſenhandſchuh, womit er die Blitze ſchleudert, und um ſeine Lenden den Gürtel der Stärke und der Kraft. Wie der Donner dem Schall dahin raſſelnder Wagen gleicht, ſo fährt er im Wagen, ſchwarze Böcke davor, durch die Luft. Den Winter hindurch wird er im öſtlichen Lande der kalten Winde abweſend gedacht, den Froſtrieſen mit ſeinem Hammer die Köpfe zu zerſchmettern. Im Frühjahr, wenn warme Regen wiederkehren und der Doner zu rollen begann, ſagten unſere Voreltern: Donar kehrt wieder. Sein Hammer trifft auch die Berg- und Felsrieſen, zerklüftet das unfruchtbare Geſtein des Hochgebirges und erſchließt es der Feuchtigkeit und der Fruchtbarkeit. Seine ungebändigte Gewalt zwingt die wilden Ströme in Bett und Rinnſal, bricht das Geſtein zur Wölbung der Brücken aus dem Leib der Rieſen, darum ſind ihm Brücken, die künſtlich gebauten, gewaltſam zerſprengten, Wege und Pfade heilig, nach allen Seiten ein holder Freund der Menſchen. Als Gott der Ehe, die er mit ſeinem Hammer weiht, iſt er der Gründer eines ſittlich geordneten Lebens, von Staat und Familie, beſonders aber denen nahe, die der Erde ihre Gaben abzuringen nicht müde werden. An ihn erinnert jetzt noch der fünfte Wochentag — der Donnerſtag und manche örtliche Benennung, wie Donnersberg in Rheinbaiern; Irmin und Irmenſäule, werden von vielen auf Donar, als Herkules gedeutet, denen entgegen, die jene auf Wuotan beziehen.

Der ſtärkſte nach ihm, auch ein Sohn Wuotans, iſt Tyr, Zio, Heru und Er, auch Sarnot, Schwertgenoſſe, genannt, Gott des Schwertes und des Krieges. An ihn erinnert der dritte Wochentag, Dienſtag, der in Schwaben Zinstag heißt, in Bayern aber Ertag, Erctag oder Erichtag. Tyr als Kriegsgott wurde unter dem Zeichen des Schwertes verehrt, daher Schwerttänze der Jünglinge. Die göttliche Verehrung des Schwertes, von

dem Glanz und Ruhm ausgeht, ist altdeutsche Sitte und bei dem Schwerte zu schwören blieb herkömmlich durch das ganze Mittelalter. Und an das Schwert des Kriegsgottes knüpfte die Mythe die Herrschaft über die Welt. Das Schwert Cäsars wurde einst im Tempel des Kriegsgottes Mars in Köln aufbewahrt und später dem zum Imperator ausgerufenen Vitellius als Zeichen der Herrschaft überreicht. Der Tempel des Mars ward später eine Kapelle des Erzengels Michael, und jetzt noch soll man zu beiden Seiten der Straße in Cöln, Marspforten, wo er einst stand, die Bilder des Mars und des hl. Michael sehen. Auch Attilas furchtbare Herrschaft knüpfte sich der Sage nach an den Besitz eines skythischen Schwertes, das ein Hirte durch die Verwundung einer Kuh in der Erde aufgefunden und ihm gebracht hatte.

Andere Götter waren Wali, auch Ali, ein Bruder Baldurs, der ernährende, segenspendende Frühlingsgott, und Widar, mit den Eisenschuhen, Gott der schnellen, unvergänglichen Kraft, auf den die Götter in allen Gefahren vertrauen — beide Götter der erneuerten Welt, Uller, auch Wol genannt, Gott des Winters, nach der Edda mit Bogen und Schrittschuhen, aus den Knochen von Pferden und Rindern verfertigt. Forseti, Gott des Rechts und des Friedens, dessen Urtheile Niemand schelten konnte; auf Helgoland, das nach ihm Fositesland hieß, war ein ihm geheiligter und von ihm geschaffener Brunnen, aus dem man nur schweigend schöpfen durfte: man solle nachdenken, ehe man Urtheile schöpft. Bragi, Gott der Beredtsamkeit und Wortfertigkeit, seine Frau Idunn verwahrt in einem Gefäß die Aepfel, welche die Götter genießen, wenn sie altern. Niördr beherrscht den Gang des Windes und stillt Feuer und Meer. Heimdall ist der Schöpfer des Menschengeschlechtes und gründete, als er einst die grünen Wege der Erde wanderte, die menschlichen Stände, bedarf als Wächter der Himmelsbrücke weniger Schlaf als ein Vogel, sieht sowohl bei Tag, als bei Nacht hundert Rasten weit und hört das Gras der Erde und die Wolle auf den Schafen wachsen.

Nach Tacitus verehrten die Aestyer im heutigen Estland, welche an Sitten und Tracht den Sueven, an Sprache den Britanniern gleich kamen, die Götter Mutter und führten als Sinnbild des Gottesdienstes Gestalten von Ebern. Dieses diente statt Waffen und jeder Art Schutzwehr und sicherte den Verehrer der Göttin, selbst in Mitte der Feinde. Von sieben andern Stämmen in Norddeutschland schreibt er, daß bei allen nichts Bemerkenswerthes sey, als daß sie insgesammt Nerthus, nach Andern Herta, das ist Muttererde, verehren, von der sie glaubten, sie walte über die menschlichen Schicksale und besuche die Völker. Auf einer Insel des Oceans, wahrscheinlich Rügen, war ein heiliger Hain, und darin ein geweihter, mit einem Teppich bedeckter Wagen, den nur der Priester berühren durfte. Er ahnte die Gegenwart der Göttin im Heiligthum und folgte ihrem mit Kühen bespannten Wagen in tiefster Ehrfurcht nach. Fröhliche Tage alsdann, Feste an allen Orten, welche die Göttin ihres

Beſuches und Aufenthalts würdigte. Kein Krieg ward geführt, keine Waffen ergriffen, jedes Schwert war verſchloſſen; Friede und Ruhe dann, bis derſelbe Prieſter die Göttin, gleichſam des Umgangs der Sterblichen ſatt, dem Heiligthum wieder gab. Hierauf wurde Wagen und Göttin, und wenn man es glaublich finden will, ſagt Tacitus, die Gottheit ſelbſt in einem verborgenen See gewaſchen. Den Dienſt verrichteten Sclaven, welche alsbald derſelbe See verſchlang. Daher geheimer Schauer und fromme Unwiſſenheit, was das ſein möge, das nur dem Tode Geweihte ſchauen durften. An einer dritten Stelle ſagt derſelbe Geſchichtſchreiber, daß ein Theil der Sueven auch der Iſis geopfert habe. Von der Urſache und der Entſtehung dieſes Gottesdienſtes habe er wenig in Erfahrung gebracht, außer daß ſchon deſſen Sinnbild in Geſtalt eines Schiffs auf ferne Herkunft deute. Von dieſem Gottesdienſte haben ſich noch bis in die ſpäteſten Zeiten Gebräuche erhalten, die als Ueberbleibſel heidniſchen Aberglaubens oft und bitter genug bekämpft wurden. Außer Wagen und Schiff als Bild der Götter findet ſich ein drittes Zeichen von gleicher Bedeutung, der Pflug. Die Zeichen ſind verſchieden und doch mit einander verwandt, Symbole Einer großen mütterlichen Gottheit, die, wie der Liebe und der Ehe, ſo dem Ackerbau und der Schifffahrt hold, auch dieſe friedlichen Künſte lehrte. Es war da im Mittelalter noch Sitte, daß bei dieſen Umzügen unverheirathete Mädchen gezwungen wurden, den Pflug der Göttin zu ziehen, eine Strafe der Eheloſigkeit, denn die mütterliche Gottheit begünſtigt die Ehe. Ihr Schiff ziehen die Weber, einſt die Prieſter der Gottheit, welche die Webekunſt gelehrt habe; neben ihnen erſchienen bei andern deutſchen Feſten die Metzger, die wahrſcheinlich die Opferung zu vollziehen hatten.

Die deutſchen Göttinnen Nerthus, Freya und Frigg, Berchta und Holda u. a. m. ſcheinen urſprünglich Alle aus Einer ſich entwickelt zu haben, und ſind nur verſchiedene Erſcheinungen der geheimnißvoll wirkenden Göttin der Erde, der großen Lebensmutter, die Segen und Fruchtbarkeit ſpendet, zu der aber auch alles Lebendige zurückkehrt. Sie iſt zugleich auch Mutter der Götter, wie Tacitus berichtet. Sie war vermählt mit Wuotan, dem Gott des Lichts, und beide die Quelle alles Lebens. Freia, Frouwa, Frau, war Schweſter und Gemahlin Freyrs, der über Regen und Sonnenſchein und das Wachsthum der Erde gebietet, den man anrief um Fruchtbarkeit und Frieden, auch Gott der Wolluſt und des Eheſegens, ihm iſt der goldborſtige Eber eigen. Sie war die Göttin der ſchönen Jahreszeit und der Liebe in reinem wie im unreinen Sinn. Ihr Andenken trägt noch der ſechste Wochentag, der Freitag. Ebenſo will man in Oſtern den Namen einer einſt ſtrahlenden, jetzt verdunkelten Göttin Oſtara, finden, da ihr Name zur Bezeichnung eines der höchſten chriſtlichen Feſte genommen werden mußte.

Wenn es ſchwer iſt, die Namen und Eigenſchaften der Götter und Göttinnen auseinander zu halten, ja wenn ihre Thätigkeiten wirr durcheinander zu

gehen ſcheinen, wenn da mit dem Tode bezeichnet wird, was dort als Quelle und Wurzel des Lebens erſcheint, ſo iſt das Alles nicht ſo widerſprechend und ſo ſinnlos, als es erſcheinen will — es ſollte auf das Geheimniß hingewieſen ſein, wie Tod und Leben, Lieben und Sterben, Anfang und Ende im Menſchenleben, wie in der Natur, unzertrennlich verbunden ſind. Wenn Hel, die verborgene Erdenmutter, als Todesgöttin ſelten an das Licht ſich wagt, aber dann, wenn ſie auf dreibeinigem Roß einherreitet, ſchweres Weh über die Menſchen bringt, ſo iſt das Erſcheinen Holda's und Berchta's erwünſchter, doch erzeigen ſie ſich dem Neidiſchen und Faulen finſter und unfreundlich. Sie mögen beide urſprünglich die Gegenſätze von Licht und Finſterniß ausgedrückt haben. Berchta iſt die Königin der Heimchen und Elfen, auch Holda hat Elben im Gefolge, die nach ihr die guten Holden heißen. Beide ziehen mit der wilden Jagd, beide wohnen bald im See, bald im hohlen Berge. Eine Göttin niedern Ranges war Tanfana, deren berühmter Tempel im Lande der Marſen von den Römern zerſtört wurde; gelehrte Erklärungen deuten ſie als Göttin des Heerdes. Aehnlicher Art iſt Hludana, von deren Dienſt am Niederrhein ein ſteinernes Denkmal gefunden wurde. Hnoß, die Tochter Freyrs, iſt ſo ſchön, daß nach ihrem Namen Alles genannt wird, was ſchön und koſtbar iſt. Siöfn ſucht die Gemüther der Menſchen, Frauen und Männer ſich zuzuwenden; nach ihr heißt die Liebe Siafni. Loſna verbindet Männer und Frauen, was auch für Hinderniſſe entgegenſtehen. Wara hört die Eide, welche Männer und Frauen ſich ſchwören, und ſtraft die, welche ſie brechen, ſie erforſcht Alles, ſo daß ihr nichts verborgen bleibt. Snotra iſt artig und züchtig und ſchamhaft, und ſo heißen alle, die das ſind.

4) Die deutſche Mythologie kennt mehrere Klaſſen von Göttern, Aſen und Wanen, Rieſen und Alfen (Elben). Wenn die beiden erſten allein noch als die eigentlichen Götter erſcheinen, und ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen ihnen nicht aufgefunden werden kann, ſo bilden die Rieſen die älteſte, aber früh geſtürzte Götterdynaſtie. Zwiſchen Göttern und Rieſen herrſcht ein erbitterter Kampf, der bis an's Ende der Welt dauern und ſie vernichten wird. Sie ſind die feindſeligen Dämonen der äußern Natur, des kalten und nächtlichen Winters, des ewigen Eiſes, des unwirthbaren Felsgebirges, des Sturmwindes, der ſengenden Hitze, des verheerenden Gewitters, des wilden Meeres, ihnen iſt Alles zuwider, was den Himmel mild und die Erde wohnlich macht. Denn die Elemente haſſen das Gebild der Menſchenhand, wie Schiller ſagt. Sie begegnen uns als Berg und Waldrieſen, deren Reich mit Hilfe der Götter immer mehr eingeengt wird; daher vielleicht der Ausdruck ſteinalt, alt wie das Steinreich. Neben ihnen begegnen uns Reifrieſen, Reif hier im weitern Sinn als Kälte, Schnee und Eis. Von dem Winterrieſen heißt es, daß unter ſeinem Tritt Gletſcher dröhnen, ſein Kinnwald iſt gefroren, die Säule zerſpringt vor ſeinem Blick. Fornjotr, der alte Rieſe, hatte drei Söhne, Kari, Oegir und Logi,

entſprechend den Elementen Luft, Waſſer und Feuer. Kari iſt Sturmgott und unter ſeinen Nachkommen erſcheinen Froſti, Jökull Eisberg, Snör Schnee, Fönn dichter Schnee, Driſa Schneegeſtöber, Miöll feiner und glänzender Schnee. Oegir der zweite Sohn Fornjotrs, Waſſerrieſe, ſteht in einem freundſchaftlichen Verhältniß zu den Göttern. In ſeiner Halle, die er mit Goldlicht erleuchtet, trinken die Götter im Herbſt bei'm Wehen milder Winde Ael. Seine Tochter ſoll Gerda ſein, von deren weißen Armen Luft und Waſſer wiederſtrahlt. Logi, der dritte Sohn Fornjotr's, Feuerrieſe, iſt von ſeinem hohen Wuchſe, Halogi, Hochlohe, genannt. In Loki erſcheint das ſonſt ſo wohlthätige Feuer nur als verderbenbringend. Der furchtbarſte unter den Feuerrieſen iſt Surtur, der Schwarze, der einſt zum letzten Kampfe mit Muspels Söhnen hervorbrechen wird. Auffallende Erſcheinungen der Erdbildung, z. B. zerſtreute Steinblöcke, abgeriſſene Inſeln u. ſ. w. ſchreibt die deutſche Sage den Rieſen, ihrer Gewalt und ihrem Muthwillen, ſpäter dem Teufel zu.

Neben den Rieſen erſcheinen die Elben oder Alfen, und zwar als Lichtelben und Schwarz- oder Dunkelelben. In allen Elben iſt, wie ſchon angeführt, die Natur von der milden Seite aufgefaßt, das ſtille und geheimnißvolle Keimen, Treiben und Weben der Erde und ihrer Kräfte. Zu ihnen gehören die Zwerge, Erdgeiſter, Erdmännchen, Bergmännchen, die eigene Königreiche bilden. Ein berühmter deutſcher Zauberkönig iſt Laurin. Sie alle ſind lichtſcheuer Natur, tragen darum, um vor dem Lichte ſich zu ſchützen, Nebelkappen, Tarnkappen, die ihnen aber auch beſondere Stärke verliehen, ſo daß, wer ſie ihnen entreißt, ſie in ſeiner Gewalt hat. Zu den Elben werden auch die Waſſergeiſter, Waſſerholde, Brunnenholde gerechnet. Den Namen des Neckar's leiten Einige von Nek oder Nix, einem Waſſergeiſt ab. Der älteſte Name der Waſſergeiſter iſt Nichus. Es gibt männliche und weibliche Niren, der Oberleib von blendender Schönheit, der Unterleib durch einen fiſchartigen Schwanz entſtellt. Die Grauſamkeit der Waſſergeiſter zeigt ſich beſonders darin, daß ſie jährlich Menſchenopfer verlangen, weßwegen von den Ertrunkenen geſagt wird, ſie ſeien hinabgezogen worden. Endlich gehören zu den Elben die Feuergeiſter, nicht eigentlich im Feuer lebend, nur dem Feuer verwandte Geiſter, wie Irrlichter oder Irrwiſche, auch Feuermänner, Wieſenhüpfer genannt.

Nun dieſer gewaltige Baum altdeutſcher Mythologie mit ſeinen Aſen und Wanen, Göttern und Rieſen, Licht- und Schwarzelfen iſt längſt gefällt, aber ſo weit hatte er ſeine Aeſte ausgebreitet, ſo tief ſeine Wurzeln hinabgetrieben, ſo fein und ſo ſtark das ganze Leben des Volkes umſponnen und durchwoben, daß Jahrtauſende zwar den Baum fällen, die Aeſte brechen, aber alle jene feinen Bande nicht zu zerreißen vermochten. Opfer und Prieſterthum ſind verſchwunden, die geheiligten Haine gelichtet, — jene Runen zum Räthſel geworden, jene geheimnißvollen Zeichen und Symbole längſt nicht mehr, ja ein Theil des Gött-

lichen iſt zum Häßlichen herabgeſunken, — das ſchwarze Roß, auf dem einſt Odin dahingeſtürmt, iſt verſchwunden bis zum Pferdefuß, jetzt Zeichen einer furchtbaren Gewalt; der Stab der Prieſterinnen, Alles, was einſt Holda geſchmückt, mußte jenem gräßlichen Aberglauben dienen, dem Tauſende zum blutigen Opfer gefallen. Aber in unzählbaren Mythen und Legenden, Liedern, Sagen und Gebräuchen, die auch der Bettler kennt, die den Kindern vorerzählt, den Säuglingen zum Schlummer zugeſungen werden, hat ſich die alte Götterlehre, haben ſich die Splitter jener Göttergewalten erhalten. Alles hat ſie im Wandel der Zeiten vergeſſen, nur das Herz des Volkes iſt dankbar geblieben!

Kapitel 13.

Opfer und Prieſterthum.

1) Man hat in den Berichten der Alten über Opfer und Prieſterthum bei den Deutſchen Widerſprüche finden wollen. Julius Cäſar ſchreibt nämlich, daß man bei den Germanen keine Prieſter finde, wie bei den Galliern die Druiden, und daß ſie ſich auch nicht viel um Opfer kümmern. Nach Tacitus aber war die Macht der Religion und die Gewalt des Prieſterthums bei den Germanen eine ſehr große. Die Prieſter führten in der Volksverſammlung mit den Vorſitz, zogen mit in den Krieg, handhabten den Ding- und Heerfrieden und hatten das Recht, den, der ſich dagegen verging, am Leibe zu züchtigen und zwar an Gottes ſtatt. Dieſe Widerſprüche ſuchte man bei der kalten und ruhigen Betrachtungsweiſe eines Feldherrn und Staatsmannes, wie Cäſar war, dadurch zu löſen, daß man annahm, Tacitus habe ſich eine dichteriſche Ausſchmückung erlaubt, die jeder thatſächlichen Begründung entbehre. Allein abgeſehen davon, daß in den hundert Jahren und darüber, d. h. von Cäſar bis auf Tacitus, bei den vielfachen Kämpfen und Berührungen der Deutſchen mit den Römern, Entwicklung und Fortſchritt in verſchiedenartigen Verhältniſſen ſtattgefunden haben wird, löst ſich der ſcheinbare Widerſpruch viel einfacher. Cäſar ſagt nicht, daß es bei den Germanen keine Prieſter, ſondern nur keine geſchloſſene Prieſterkaſte gab, wie die der Druiden bei den Galliern. Und was den ſpärlichen Opferdienſt der Germanen betrifft, ſo möge man nicht vergeſſen, daß er ſeine Bemerkungen zu einer Zeit machte, wo lange Zeit hindurch die Stämme und Völkerſchaften, die er zunächſt kennen lernte, durch erbitterten Krieg in ſteter Unruhe und Bewegung waren, und daß er germaniſche Sitten und Gebräuche wahrſcheinlich nur an den Schaaren Arioviſt's beobachtete. Dieſe aber bezeichnet Arioviſt ſelbſt als tapfere Germanen, die vierzehn Jahre lang unter kein Dach gekommen waren, ſo daß dann die Worte Cäſars, die Germanen kümmern ſich wenig um Opfer, vollkommen auf ſie Anwendung finden.

Das Anſehen und die Macht der germaniſchen Prieſterthums war im Frieden wie im Kriege gleich groß. Wie und aus welchem Stande die Prieſter ernannt wurden, iſt nicht mehr mit Gewißheit zu erkennen. Wenn Tacitus über das Befragen der Gottheit durch Looſe ſagt, daß bei öffentlichen Berathungen der Prieſter, bei beſondern der Hausvater Gebete zu den Göttern verrichtet habe, ſo iſt das eine ſchwache Andeutung, daß Amt und Würde des Prieſterthums urſprünglich aus der väterlichen Gewalt ſich entwickelt hat. Daß die germaniſchen Prieſter keine abgeſchloſſene Schule und Kaſte gebildet haben, wie bei den Galliern die Druiden, iſt durch Cäſar ausdrücklich erwieſen. Ihre Gewalt und ihr Anſehen ſtand aber dem der Könige in keiner Weiſe nach. Wie das Volk ſich in der Regel an Oertern verſammelte, die den Göttern geweiht und geheiligt waren, ſo führten ſie auch in der Verſammlung den Vorſitz, ſie handhabten die Ordnung und den Frieden in derſelben. Sie allein durften tödten, binden, ſchlagen, nicht aus einer von den Menſchen übertragenen Befugniß, nicht als zur Strafe, ſagt Tacitus, ſondern als auf der Gottheit Befehl. Sie hüteten und bewachten auch die Heiligthümer des Volkes. Von ihnen ſelbſt wurden die Zeichen und Symbole der Götter den Hainen und den heiligen Oertern entnommen und beim Ausbruch des Krieges in den Kampf getragen. Da dieſe Zeichen meiſt Bilder der den Göttern geweihten Thiere waren, ſo dienten ſie auch als Heerzeichen, welche den einzelnen Heerhaufen vorangetragen wurden. Wie aber dieſe Streithaufen nicht willkührlich zuſammengeſtellt waren, ſondern aus Freunden und Verwandten beſtanden, ſo blieben dieſe Symbole Erkennungszeichen ihrer Verwandtſchaft, daher der Urſprung des Gebrauchs der Wappen und Wappenſchilder. Bei öffentlichen Berathungen und Verhandlungen des Volkes lag dem Prieſter ob, Gebet und Opfer darzubringen. Keinem Volke waren Looſe und Wahrzeichen wichtiger, als den alten Germanen. Die Art zu looſen war ſehr einfach. Ein abgehauener Zweig von einem Fruchtbaum, auch von einer Eiche oder Buche, wurde in Reiſer geſchnitten und mit gewiſſen Merkmalen bezeichnet auf ein weißes Tuch, wie ſich's traf, hingeworfen. Dann verrichtete bei öffentlichen Berathungen der Prieſter, bei beſondern der Hausvater ein Gebet zu den Göttern, — blickte zum Himmel empor, hebt drei Reiſer nacheinander und deutet die zuvor eingeſchnittenen Zeichen. Waren dieſe ungünſtig, ſo konnte an demſelben Tag die Gottheitin derſelben Sache nicht zum zweitenmal durch das Loos befragt werden. Man kannte auch die Deutung des Fluges und des Geſchreis der Vögel. Den Germanen eigenthümlich war, von Pferden Weiſſagungen und Mahnungen herzunehmen. Man unterhielt nämlich öffentlich in den heiligen Wäldern und Hainen weiße Pferde, die zu keiner Arbeit verwendet werden durften. Dieſe wurden vor den heiligen Wagen geſpannt, von dem Prieſter, dem Könige oder Vorſteher des Gaus begleitet und von ihnen ihr Wiehern und Schnauben beobachtet. Kein Wahrzeichen ſtand in höherm Anſehen, als dieſes. Galt es aber den Ausgang eines ſchweren

Krieges zu erforſchen, ſo gab es noch eine andere Art, Vorbedeutungen einzuholen. Aus dem Volke, mit welchem Krieg bevorſtand, ſuchte man irgend einen Gefangenen aufzuheben und ließ ihn dann mit einem Auserleſenen des eigenen Volkes, jeden in ſeiner Landesrüſtung kämpfen. Der Sieg des einen oder andern ward als Vorentſcheidung angenommen.

Neben den Prieſtern gab es auch Prieſterinnen. Zu dieſer Würde war das Frauengeſchlecht ganz beſonders berufen, durch die hohe Achtung, welche das Volk vor ihm hatte. Nach den ſchon angeführten Worten des römiſchen Geſchichtſchreibers ſahen die Germanen in dem Weibe etwas Heiliges, Vorahnendes, achteten darum auf ihren Ausſpruch. Damit ſtimmt Julius Cäſar genau überein, wenn er berichtet, daß es Gewohnheit der Germanen ſei, von den Frauen durch Looſe und Weiſſagungen beſtimmen zu laſſen, ob es vortheilhaft ſei, ein Treffen zu liefern oder nicht. Und geſtützt darauf, daß dieſe verkündet hatten, es ſei nicht der Wille der Götter, daß die Germanen ſiegten, wenn ſie ſich vor Neumond in einen Kampf einließen, zwang er die aus Scheu vor dem göttlichen Willen Zögernden zur unglücklichen Schlacht. Nach Strabo waren unter den Weibern, welche die Cimbern auf der Heerfahrt begleiteten, weiſſagende Prieſterinnen, grau vor Alter, in weißen Gewändern, darüber Mäntel aus feinſtem Flachs mit einem ehernen Gürtel und unbeſchuht. Dieſe traten den Kriegsgefangenen mit Schwertern in der Hand im Lager entgegen, bekränzten ſie und führten ſie an einen ehernen Keſſel, der etwa zwanzig Maß faßte. Dann beſtieg eine von ihnen einen Tritt, und durchſchnitt, über den Keſſel gebeugt, dem Gefangenen, welcher über den Rand emporgehalten wurde, den Hals; aus dem Blut, das in den Keſſel ſtrömte, weiſſagten ſie. Andere ſchnitten ihnen den Leib auf, durchſuchten die Eingeweide und verkündeten den Ihrigen den Sieg. Dieſer ganz beſondere Vorzug des Frauengeſchlechtes zu Prieſterthum, Opferdienſt und Weiſſagung — hat nach dem Sturze der Götter und dem Sieg des Chriſtenthums darin ohne allen Zweifel Nachklang gefunden, daß Frauen mit böſen Mächten im Bunde ſeien und die Zukunft vorausſagen können.

2) Die Opfer waren meiſtens blutig und geopfert wurden Thiere verſchiedener Gattung. Der Gräuel der Menſchenopfer wäre etwas gemildert, wenn man annehmen dürfte, daß vor Allem ſchwere Verbrecher geopfert wurden. Als Opfer fielen aber auch kriegsgefangene Feinde, die man oft vor der Schlacht dem ſiegverleihenden Gott geweiht hatte. Es wird aber auch von Menſchenopfern bei Flußübergängen berichtet, die Frauen und Kinder trafen. Dietmar von Merſeburg erzählt von einem großen Opfer auf Seeland, das alle neun Jahre im Monat Januar, um die Zeit, wo wir die Erſcheinung Chriſti feiern, den Göttern dargebracht wurde und zwar 99 Menſchen und ebenſoviel Pferde nebſt Hunden und Hühnern, die man in Ermangelung der Habichte darbrachte, indem man für gewiß hielt, daß dieſe ihnen bei den Göttern der Unterwelt Dienſte leiſten und dieſelben wegen ihrer begangenen Miſſethaten mit ihnen

ausſöhnen würden. Opferthiere waren beſonders Ziegen, Böcke, Kühe, Rinder, Lämmer, Schweine und Federvieh, auch Eſel, vom Wilde nur die größern Raubthiere nicht, allen voran aber das Pferd. Das Roß durfte noch keinen Reiter getragen, das Rind noch kein Joch geduldet haben. Auch die Farbe war von Bedeutung; bald wird fleckenloſe Reinheit, bald rabenſchwarze Farbe verlangt. Das Pferdeopfer war den Deutſchen ganz beſonders eigen, das Fleiſch wurde gegeſſen. Das Chriſtenthum verbot Opfer und Genuß von Pferdefleiſch als eine ganz beſonders heidniſche Handlung bei Todesſtrafe, daher jetzt noch der Eckel und Widerwille des Volkes gegen den Genuß des Fleiſches vor einem ſonſt ſo reinen Thiere. Das Blut fing man in Opferkeſſeln auf, und beſprengte damit die Opferſtätte und alle Umſtehenden. Die Köpfe und Häute größerer Opferthiere, namentlich der Pferde, wurden an den Bäumen aufgehängt, welche den heiligen Ort umgaben, wie Adam von Bremen von dem Feſte zu Upſala erzählt, das alle neun Jahre gefeiert wurde. Dabei opferte man neun von jeder Gattung männlicher Geſchöpfe, um mit deren Blut die Götter zu verſöhnen. Die Körper aber wurden in dem Haine aufgehängt, der zunächſt am Tempel lag. Da hingen Hunde und Pferde neben den Menſchen und von ſolchen vermiſcht durcheinander hängenden Körpern zählte ein Augenzeuge zwei und ſiebenzig.

Wie ſchon erwähnt, hielt es der Germane für unwürdig, die Götter in Tempelwände einzuſchließen. Die Tempel ſeiner Götter waren heilige Wälder und Haine. Eigentliche Tempel finden ſich erſt in ſpäterer Zeit, aber ſehr beſcheidener Art, da ſie leicht zerſtört wurden. Es waren auch einzelne große und uralte Bäume, unter denen der Dienſt der Götter gefeiert wurde, wie die große Eiche zu Geismar in Heſſen, welche der hl. Bonifacius fällte. Ebenſo finden ſich heilige Berge als Lieblingsſitze der Götter. Und ganz beſonders waren Opferſtätten an Seen, Flüſſen und Quellen, ſo am Bodenſee bei Bregenz und in der Nähe des Rheinfalls — das Waſſer vielleicht in doppeltem Sinn als Bild des Lebens und der Reinigung gedacht. Der italieniſche Dichter Petrarka erzählt in einem Briefe an Johann Colonna im Jahr 1333 noch von einer alten Sitte der Frauen und Jungfrauen in Köln, ſich am St. Johannis Abend im Rhein zu waſchen, um von den Sünden frei zu werden. An demſelben Abende allda angekommen, ſah er das ganze Ufer weithin mit einer herrlichen Schaar von Frauen bedeckt, ein unglaublicher Zudrang, jedoch ohne Verwirrung, überall Heiterkeit. Sie waren mit duftenden Kränzen geſchmückt, hatten die Aermel zurückgeſtreift und wuſchen die weißen Hände und Arme im Strome. Auf ſeine Frage, was das bedeute, erhielt er die Antwort, man begehe eine uralte Volksſitte. Die Einwohnerſchaft, beſonders die weibliche, ſchreibe dieſer Reinigung namentlich die Wirkung zu, alles Unheil des kommenden Jahres wegzuſpülen und jährlich werde, um glückliche Zeiten zu erlangen, dieſes Feſt mit dem gläubigſten Eifer begangen. Lächelnd

erwiderte ich, ſagt Petrarca: „o ihr allzuglücklichen Bewohner des Rheins, der euch euer Unglück wegſpült! bei uns vermögen Po und Tiber nichts. Die Wellen des Rheins tragen eure Uebel zu den Engländern; wie gerne würden wir die unſrigen den Afrikanern und Illyriern ſenden, aber unſere Flüſſe ſind träger.“

3) Wie es in den älteſten Zeiten keine Tempel gab, aus demſelben Grunde gab es auch keine Götterbilder. Statt der Bilder hatten ſie Zeichen und Symbole: den Speer Odins, den Hammer Donars, das Schwert des Zio und Heru, ein Schiff bedeutete die Iſis, Eberbilder den Gott, welchem der Eber geheiligt war. Der nach Adam von Bremen ganz goldene Tempel zu Upſala mit ſeinen drei Götterbildern iſt aus ſpäterer Zeit. Anſchließend an Tacitus Worte, daß unſere Altvorderen das Jahr nicht in vier Zeiten theilten, daß nur Winter, Frühling und Sommer bei ihnen Sinn und Bedeutung hatten, und der Name des Herbſtes, wie ſeine Gaben ihnen unbekannt geweſen ſei, gab es drei hohe Feſtzeiten, mit denen auch die Abhaltung von drei ungebotenen Gerichten zum Unterſchied von den beſonders gebotenen verbunden war. Ungeboten kamen nämlich alle Freien auf beſtimmte Zeit; das beſondere Gericht, das ausdrücklich angeſagt oder geboten wurde, beſuchten nur die, denen es galt, obgleich auch andere Freie kommen durften. Die heiligſte Zeit war das Julfeſt, unſer Weihnachten. Es hat eine doppelte Seite, einmal als die dunkelſte Zeit des Jahres, die Mitternacht, wo die Erde den Winterrieſen verfallen iſt und in ihr alle Säfte, alles Leben, erſtorben ſcheint. Zugleich wird in ihr aber auch die Sonne wiedergeboren, nach den zwölf dunkelſten Nächten wächst das Licht, das den Frühling bringen ſoll. In dieſer Zeit ſteigen die Götter zur Erde, Holda und Berchta halten ihre Umzüge. Das zweite Feſt feierte man meiſtens im Mai, zuweilen im Juni, im Norden um Oſtern, im Süden um Johannstag. Wie die germaniſchen Mythen keinen andern Inhalt haben, als das Naturleben im Kreislauf des Jahres darzuſtellen, ſo war auch die Freude über die Wiederkehr des Lichtes und die Ankunft des Frühlings in allen Gauen groß und wahrhaft kindlich. Um dieß zu begreifen, muß man ſich erinnern, mit welcher Härte der Winter einſt, ſichtbar durch Kälte, Schnee und Eismaſſen auf der vaterländiſchen Erde gelegen, wie aller Verkehr gebunden war und vielleicht oft ſchwere Noth auf dem Volke ſich gelagert hatte. Daher ſeine Freude, wenn keimendes Grün, knoſpende Blumen, oder ankommende Vögel ihm die vorausgeſendeten Boten des Frühlings waren, daher die Oſterfeuer im Norden, die Johannisfeuer im Süden. Man tanzte um das erſte Veilchen, holte den erſten Maikäfer feſtlich ein und es verdiente ſich einen Lohn, wer die erſte Schwalbe, den erſten Storch erblickt hatte. Es war die ungekünſtelte Freude über den Tod des mörderiſchen Winters, an deſſen Stelle dann in ſpäterer Zeit das Bild der Peſt und des Hungers getreten iſt. Es wurden da die Feſte mit großem Gepränge gefeiert, der Vorſteher hieß in Schweden Blu-

mengraf, in Sachſen und Franken der Maikönig, es ſind die Pfingſtſpiele, der Pfingſtritt in Schwaben. Bei ſolchen Spielen rangen Sommer und Winter mit einander, jener in grünes Laub, dieſer in Stroh oder Moos gekleidet. Der Beſiegte wird ausgetrieben, in's Waſſer geworfen oder auch verbrannt. Das dritte große Jahresfeſt fiel gegen den Herbſt. Es iſt die Erntefreude und unſere heutige Kirchweih. Das große Herbſtopfer bezog ſich zunächſt auf die Ernte. Auf dem Acker ließ man Aehrenbüſcheln ſtehen, eine Garbe zurück, Nothhalm genannt. In einigen Gegenden ſprang man über die mit Bändern geſchmückte Garbe. Bei der Obſternte wurde der Baum nicht all' ſeiner Früchte beraubt, damit er das nächſtemal wieder trage. Es fehlte aber auch nicht an Opfern und Brod, indem man die Götter oder die ihnen geheiligten Thiere in Teig nachbildete, daher wohl jetzt noch die Sitte, an gewiſſen Feſten fabelhafte Geſtalten von Menſchen und Thieren in Backwerk zu formen. Aber das Jahr hatte auch die Heerde vermehrt, Pferde und Rinder, Lämmer und Ziegen, Schweine und Federvieh gebracht. Wer erinnert ſich da nicht blos der Martinsgans, ſondern der Sitte, am Schluß der Ernte, beſonders aber zur Zeit der Kirchweih Gänſe, Schweine, Kälber und Rinder zu ſchlachten! Noch iſt vielfach der Gebrauch, den Nachbarn und Verwandten Fleiſch und Würſte zu ſchicken, wie zur Erinnerung an die Sippe und die alte Opfergemeinſchaft.

Das Chriſtenthum hat im verſtändigen Sinne die Sitten und Gebräuche eines ſo reich begabten Volkes, ſoweit grundſätzlicher Widerſpruch nicht vorlag, milde geſchont und in ſeine Feſtkreiſe zu verweben gewußt. Papſt Gregor, der Große, warnte die Mönche, welche den Angelſachſen das Evangelium predigten, vor fanatiſchem Eifer und befahl ihnen, die eigenthümlichen Sitten und Gebräuche des Volkes, wo immer möglich, zu ſchonen und durch nichts zu verletzen. Sie ſollten die Götzentempel nicht niederreißen, ſondern dem Chriſtenthum erhalten, und ſei das Volk gewohnt, beim Dienſte ſeiner Götter Thiere zu ſchlachten, ſo ſoll dieſe Sitte mit einer andern kirchlichen Feier verbunden werden; ſo zwar, daß am Tage der Kirchweihe oder der hl. Märtyrer um jene früher den Göttern geweihten Kirchen Hütten aus Baumzweigen errichtet und das Feſt in religiöſen Gaſtmählern gefeiert werde. Nur Unverſtand hat ſo manche Sitte und ſo manches Spiel für unwürdig unſerer Zeit und Polizeigewalt manche Zeichen und Symbole eines einſt ſo großen und freien Volkes beinahe für ſtaatsgefährlich erklärt, ſich aber glücklicherweiſe oft vergeblich bemüht, dem Volke dieſe aus alter Zeit ſtammende, unſchuldige Freude zu verbittern. Noch jetzt iſt es in Süddeutſchland dort, wo der Spiegel des Bodenſees die Schweiz und Schwaben trennt, ein erhebender Anblick, wenn beim Herannahen der Oſterzeit in milder Nacht ringsum und ſo weit das Auge reicht, tauſende von Feuern aufflammen. Vom Bregenzer Wald über das Rheinthal hin, die Berge von Appenzell, St. Gallen bis tief in's Thurgau, dem ſchwäbiſchen Ufer entlang, hinab in's Hegau, auf der fernſten Spitze der

Alb beginnen plötzlich wie auf ein gegebenes Zeichen tauſende von Flammen aufzuleuchten. Es mag wahrhaftig ſchon lang her ſein, ſeitdem dieſe Feuerſignale, dieſe Freudenfeuer von allen Bergen in alle Thäler hinab geleuchtet haben, wohl damals ſchon, ehe der ſchwere Tritt der Legionen in den Thälern Helvetiens wiederhallte; und auch dann noch, als nach ihrer Flucht fremde Mönche eingezogen und ihre Hütten bauten; ſie leuchten jetzt noch, nachdem zwei Jahrtauſende hingegangen ſind, trotz aller Schranken, mit denen Land und Volk, einſt Ein Ganzes, von einander geſchieden — ſo feſt haftet, was eine Nation in ihr Herz und in ihr Gedächtniß eingeſchloſſen hat!

Zweites Buch.

Die Römerkriege.

Quellen: Herodot, Plutarchs Marius, Julius Cäſar, Horaz, Vellejus Paterculus, Dio Caſſius, Florus, Suetonius, Tacitus Annalen und Hiſtorien, Plinius Briefe.

Wiſſenſchaftliche Bearbeitungen: Die Geſchichtſchreiber der deutſchen Vorzeit in deutſcher Bearbeitung von Prutz, Grimm u. a. Berlin 1849 ff. — Leo a. a. O.

Kapitel 1.

Die älteſten geſchichtlichen Nachrichten.

1) Wenn Sprache, Religion und Sitte, häusliches und öffentliches Leben auf den Oſten als das Vaterland unſerer Nation hinweiſen, ſo iſt die Geſchichte nicht ſo arm an zerſtreuten Nachrichten, welche das geradezu beſtätigen. Dieſe Nachrichten ſtammen aus den Jahrhunderten vor Chriſtus, in welchen die Völker in Mittel- beſonders in Vorderaſien auf einander ſtürmten und wie Rieſenwellen des bewegten Weltmeers ſchäumend ſich durchbrachen. Im Kampfe mit den Skythen, die von Norden her mit dem damals mächtigen Reiche der Egypter zuſammenſtießen und bald als Sieger, bald als Beſiegte genannt werden, wird ein Volk erwähnt, deſſen Namen in der ſpätern Zeit für die Römer einen furchtbaren Klang bekam. Es ſind die Cymmerier, die wir nach einigen Jahrhunderten an der Nordſee als Cymbern wieder finden. Dänemark ward von ihnen die cymbriſche Halbinſel genannt. Von den Skythen aus ihren Wohnſitzen gedrängt, waren ſie im ſiebenten Jahrhundert vor Chriſtus um die Oſtküſte des ſchwarzen Meeres, das von ihnen cymmeriſcher Bos-

porus hieß, nach Kleinaſien gezogen; auch da von den drängenden Skythen vertrieben, wendeten ſie ſich nach dem Weſten, wo wir ſie wieder finden werden.

Ungefähr zwei Jahrhunderte ſpäter, als der Perſerkönig Darius mit einem ungeheuren Heere von Aſien nach Europa überſetzte, dieſes ſich zu unterwerfen, werden unter den Völkern, die er bezwang, auch die Geten genannt. Nach der Erzählung des griechiſchen Geſchichtſchreibers Herodot wohnten ſie damals auf dem rechten Donauufer zwiſchen Donau und Balkan, während ſie ſpäter nur das linke Donauufer inne haben von der Theiß bis zum ſchwarzen Meer. Alles, was nun von dieſem Volke uns berichtet wird, ihr Name, Leben, Sitten und Gewohnheiten, geben die Gewißheit, daß es einer der vielen Stämme des großen germaniſchen Volks geweſen iſt. Herodot rühmt die Geten als die tapferſten und gerechteſten unter den Thraciern und was er von dieſen beſonders erzählt, hat mit Recht die Meinung beſtärkt, daß die Thracier ein den Deutſchen verwandtes Volk geweſen ſeien. Nach ihm war das thraciſche Volk, wenigſtens nach den Indiern unter allen Völkern das größte. Ebenſo wäre es nach ſeiner Meinung, wenn es Einen Herrn gehabt oder zuſammengehalten hätte, unbeſiegbar und bei weitem das mächtigſte unter allen Völkern geweſen. Weil jenes ihnen aber auf keine Art und Weiſe möglich geworden, ſo ſeien ſie demgemäß auch ſchwach geblieben. Die Namen, die ſie haben, ſeien viele je nach den Landſchaften, die ſie bewohnen. Ferner erzählt er von ihnen, daß ſie ihre Weiber um theures Geld von den Eltern kaufen und daß beim Tode des Mannes diejenige, welche den Vorzug vor Allen gehabt, ſich ſelbſt tödte, um mit ihm alsdann begraben zu werden. Nichts zu arbeiten, ſei anſtändig, das Feld bebauen tief verachtet, von Krieg aber und Raub zu leben, ſei löblich. Dazu noch andere Tugenden wie Untugenden. Er trinkt wie ein Thracier, war in Griechenland ſprichwörtlich; aber Thracien iſt auch die Heimath des Kriegsgottes Mars. In dem Krieg zwiſchen Perſeus und den Römern erzählt der römiſche Geſchichtſchreiber Livius von den Thraciern, den Bundesgenoſſen des macedoniſchen Königs: allen voran ſtürmten die Thracier, nicht anders, als wilde Thiere, die lange in Käfichten eingeſchloſſen waren, von Zorn entbrannt mit ungeheurem Geſchrei auf den rechten Flügel der Römer ein, und brachten die ſo kriegsgeübte und unerſchrockene italiſche Reiterei in Verwirrung. Es iſt, als hörte man den furor teutonicus ſchildern, die deutſche Kriegswuth, welche die Feinde ſo oft erbleichen machte.

2) Nun die tapferſten und gerechteſten unter den Thraciern waren die Geten. Sie glaubten an eine Unſterblichkeit der Seele und den Gott, zu welchem die Geſtorbenen gingen, nannten ſie Zamolxis oder Zalmoris, welcher nach dem Glauben von Einigen von ihnen auch Gebelizis hieß. Wer bei ihnen ſtarb, ging zu Zamolxis, wie bei den Germanen die, welche den Heldentod ſtarben, zu Odin gingen oder fuhren. Alle fünf Jahre feierten ſie dem Gott ein Feſt, bei welchem ſie einen Boten an ihn ſandten, d. h. einen Menſchen

opferten und zwar ſo, daß ſie ihn bei den Händen und Füßen faßten, ihn in die Höhe ſchleuderten, und auf drei Lanzen auffingen, in denen er ſich zu Tode fiel. Von dieſen Menſchenopfern verlautet ſpäter nichts mehr. Doch erzählt Tacitus von den Sueven, ihren nördlichen Nachbarn, daß zu feſtgeſetzter Zeit alle Völkerſchaften deſſelben Blutes in einem Walde, geheiligt von der Väter Weiſe und altherkömmlicher Scheu, durch Geſandtſchaften zuſammen kamen, von Gemeindewegen einen Menſchen opferten und nach barbariſchem Brauche ſchauervolle Weihen begingen. Als einen mit den Germanen gleichen Sittenzug der Geten zeichnet der Dichter Ovid, der in ſeiner Verbannung an der Küſte des ſchwarzen Meeres lebte, die Haare ungeſchoren und wie zur Zierde lang und wallend zu tragen und ihre Liebe zu den Waffen, von denen ſie ſich nie trennten. Beinahe mit denſelben Worten eines Tacitus ſchildert ſchon Horaz ihre Feldwirthſchaft: wie ihnen das Feld, das nicht abgeſteckt, frei Getraide und Früchte bringe: da beſtelle Jeder das Land nur ein Jahr, bis der Nachbar nach gleichem Loos ihm die Mühen entnehme. Ebenſo von ihrer Sittenſtrenge, da reiche dem mutterverwaisten Kinde das andere Weib ohne Verrath den Krug und nicht beherrſche den Mann die reich ausgeſtattete Frau. Als Brautgeſchenk bringe ſie Elterntugend und Schamhaftigkeit, züchtig und treu wiſſe ſie nichts von Buhlkünſten; ihr ſei ſündigen Schmach, lieber der Untergang. Zu dieſer Reihe gleicher Sitten und Gewohnheiten mit den Germanen kommt endlich noch der Name. Daß die Geten nichts anders waren als die Gothen der ſpätern Zeit, dafür ſprechen die Mittheilungen der römiſchen Geſchichtſchreiber Kapitolin und Vopiscus, welche Gothen und Geten wie gleichbedeutend gebrauchen, beſonders aber Jornandes, der gothiſche Geſchichtſchreiber, der dieß geradezu behauptet und Prokopius, der griechiſche Geſchichtſchreiber des Gothen- und Vandalenkriegs, nach deſſen Erzählung man zu ſeiner Zeit die Gothen für das getiſche Volk gehalten habe. Er ſelbſt gibt Gothen, Vandalen, Weſtgothen und Gepiden eine und dieſelbe Abſtammung; früher habe man ſie Sarmaten und Melanchlänen, Andere aber dieſe Völker Geten genannt; Alle zuſammen ſeien zwar durch den Namen, ſonſt in keinem Stücke von einander unterſchieden. Denn alle hätten weiße Körper und blonde Haare, ſeien lang gewachſen und von gutem Ausſehen, hätten dieſelben Geſetze, gleiche Gottesverehrung und eine und dieſelbe Sprache. Für die Annahme eines innigen Zuſammenhanges der Geten und Gothen ſprechen endlich dieſelben Wohnſitze, die ſie Jahrhunderte lang inne hatten. Die früheſten Nachrichten von den Gothen erhalten wir durch Herodot. Sie wohnten damals auf dem rechten Donauufer, zwiſchen Donau und Balkan, während ſie ſpäter nur das linke Donauufer inne haben, von der Theiß bis zum ſchwarzen Meere, alſo das öſtliche Ungarn, Siebenbürgen, Wallachei, Moldau und Beſſarabien. Dieß ſind beinahe genau dieſelben Wohnſitze, welche ſie nach der Angabe griechiſcher und römiſcher Schriftſteller, — wie vierhundert Jahre vor, ſo zweihundert Jahre und

darüber nach Christus — inne hatten; es sind dieselben Grenzen, aus denen sie beim Einfall der Hunnen hervorbrachen. Wenn die Sueven durch die besondere Art das Haar zu tragen, es nämlich rückwärts zu streichen und dann in einen Knoten zusammen zu binden, von andern Stämmen und bei ihnen besonders die Freien von den Sklaven sich unterschieden, so haben neuere Geschichtsforscher gerade von der Haartracht den Namen Geten und Gothen abgeleitet. Klaudian und andere Schriftsteller nennen die Gothen vielfach *capillati*, crinigeri, so viel als die Langhaarigen, Kassiodor gebraucht das Wort *capillati* als dem Namen Gothen gleichbedeutend, und Jornandes nennt die Freien unter den Gothen capillati. Gestützt darauf hat Leo das Wort aus dem Sanskritwort gat, das Haar flechten, das Haar ordnen, abgeleitet. Darnach hieß der, welcher aus religiöser Andacht eine besondere Haartracht hatte, gotin oder gotinga. Daraus sei von den Griechen zunächst Geten und Getinen, dann von den Römern Gothen und Gothonen geworden, so daß also die Haartracht bei den Gothen, wie bei den Sueven, das Bezeichnende des Stammes gewesen.

3) Wie alle diese germanischen Stämme im Südosten anfangs von den Perserkriegen, später von den Kriegen der macedonischen Könige berührt und mit hineingeflochten wurden, so kamen und blieben ihre Brüder im Norden und Südwesten in fortwährender feindlicher Berührung mit der wachsenden Macht Roms. Was sie wie ihre Nachkommen einst zu ihrem Verderben nach Süden zog, das war altgermanische Wander- und Eroberungslust, die lachenden Fluren, die goldenen Früchte des Südens, das waren die Pflichten der Waffenbrüderschaft, bedrängten Stämmen gegen einen unerbittlichen Feind Hilfe zu leisten. Und so viele Tausende hinabzogen, die Alpen erstiegen, auch gegen Osten plündernd und zerstörend vordrangen und nie mehr wiederkehrten, die Kraft des Volkes, gleich den geheimnißvollen Quellen der Erde, war unerschöpflich; an die Stelle von Tausenden traten Hunderttausende. Nach Livius begannen schon im 6. Jahrhundert vor Christus die Bewegungen von Norden nach Süden, in deren Folge Oberitalien von den Ausgezogenen besetzt und bevölkert wurde. Er zählt fünf große Züge, zuerst die Cenomanen, dann die Salluvier, dann die Bojer und Lingonen, und zwei Jahrhunderte später die Senonen. Dem Römer waren sie alle Gallier, allein es spricht sehr viel dafür, daß ein größerer Theil dieser kriegerischen Schaaren unserer Nation angehörten. Suidas z. B. nennt die Senonen ausdrücklich Germanen. Ebenso hatten sich im zweiten Jahrhundert vor Christus an die großen Verheerungszüge derselben Völker nach Griechenland und Kleinasien Germanen angeschlossen.

Die Römer waren allmählig bis an die Alpen gerückt: da erschien Hannibal und wurde von einem Theil der Gallier und den Alpenvölkern mit Freuden empfangen und thatkräftig unterstützt. Die drohende Herrschaft der Römer war aber von den meisten germanischen Stämmen noch zu weit entfernt, und es ist ein nicht kleiner Theil deutscher Geschichte, daß die Gefahr brennend,

die Einbuße an nationaler Ehre, an Hab und Gut groß gewesen sein mußte, ehe sie wach gerüttelt wurden. Nachdem die Römer am Ende des zweiten Jahrhunderts festen Fuß in den Alpen gefaßt, einen Theil der Alpenvölker förmlich ausgerottet, andere zu Bundesgenossen gemacht und sich unterjocht hatten, brachen sie über die Westalpen in Gallien ein und begannen im Osten über Illyrien sich auszubreiten, die deutschen Donauvölker zu bedrohen und sich zu unterwerfen. Wiederum werden die Geten genannt. Der macedonische König Perseus rief sie und die im Nordosten von ihnen wohnenden Bastarner gegen Rom zu Hilfe, um dem drohenden Verhängniß zu entgehen. Sie zogen heran, aber über den Geiz des Königs erbittert, der ihnen nicht genug Sold bezahlte und seine Schätze lieber für die Feinde sparte, zogen sie trotzig und feindlich zurück, ganz Thracien verwüstend. Nun in der Zeit, in welcher Rom alle seine Feinde gedemüthigt, die gefährlichsten vernichtet hatte, und seinen Adlern kein Flug zu hoch oder zu weit schien, erhob sich im Norden von Italien eine Wolke, die weithin ihren düstern Schatten warf und auch römische Größe an Sterblichkeit mahnte; es erschienen die Cimbern und Teutonen.

Kapitel 2.

Die Cimbern und Teutonen.

1) Es war im Jahr 113 vor Christus, als in Italien und Rom die Nachricht sich verbreitete, es wälzen sich fabelhafte Massen nordischer Barbaren von der Donau her gegen die Alpen. Was von ihrer Zahl und Leibesgröße von ihrer Bewaffnung und Tapferkeit, von ihrem Ungestümm in der Schlacht erzählt wurde, fand anfangs gar keinen Glauben, erregte aber bald nichts als Schrecken und Entsetzen. Sie nannten sich Cimbern und Teutonen, kamen aus dem fernen Norden, von wo sie durch große Wasserfluthen verdrängt worden seien. Ihr Verlangen war Land, hinlänglich, eine solche Masse zu ernähren. An streitbarer Mannschaft zählten sie über 300,000 Mann. Die Cimbern hatten 15,000 Reiter, alle in ehernen Panzern, mit weißen, weithin leuchtenden Schilden, Helme wie seltsame Thierköpfe mit fürchterlich gähnendem Rachen; die Federbüsche, die darüber empor ragten, ließen ihre Gestalten noch höher erscheinen; als Wurfgeschoß führten sie einen Speer mit doppelter Spitze, im Handgemenge brauchten sie lange und breite Schwerter. Sie waren alle von riesenhafter Größe, mit wallenden blonden Haaren und blauen Augen. Größer noch als die der streitbaren Männer waren die Schaaren der Kinder und Weiber, welche sie auf Wagen mitschleppten. Der größte und streitbarste Theil von ihnen hauste nach den fabelhaften Erzählungen am Ende der Welt, am äußern Meere, und bewohnte ein Land, schattig und baumreich und weit und breit den Sonnen-

ſtrahlen unzugänglich wegen der tiefen und düſtern Waldungen, die ſich landeinwärts bis an den hercynischen Wald erſtreckten; vor ihrem Muth und Ungeſtümm höre aller Widerſtand auf, in der Schlacht ſeien ſie an Schnelligkeit und Gewalt dem Feuer gleich. Vieh und reiche Beute aller Art ſchleppten ſie in unabſehbaren Zügen mit ſich fort.

Gewiß iſt, daß ſie von der Küſte der Oſtſee, ungewiß aus welchen Urſachen ausgewandert waren. Denn daran, daß ſie als Bewohner der Meeresküſten von der Meeresfluth vertrieben worden ſeien, wollten ſchon die Alten nicht glauben; obwohl es nicht unwahrſcheinlich iſt, daß außerordentliche Naturereigniſſe, durch die ja auch ſchon ganze Küſtenſtrecken verſchlungen wurden, ſie dazu genöthigt haben konnten. Die Römer hatten unter Papirius Carbo ein Heer nach Norikum abgeſchickt, die Gebirgspäſſe zu beſetzen und den Abfall der Alpenvölker zu verhindern. Da die Deutſchen aber nicht einmal den Verſuch machten, in Italien einzudringen, gieng er ſelbſt auf ſie los, ſchickte Geſandte an ſie mit dem Vorwurfe, ſie hätten die Noriker, Roms Gaſtfreunde angegriffen. Die Teutonen antworteten durch eine Geſandtſchaft, ſie hätten von einer Gaſtfreundſchaft Roms mit den Norikern nichts gewußt, und würden ihnen ferner nicht mehr nahe treten. Der römiſche Feldherr zeigte ſcheinbar Freundlichkeit, lobte die Geſandten und gab ihnen Wegweiſer, insgeheim aber hatte er dieſen den Befehl gegeben, ſie auf einem weiten Umweg irre zu führen. Er ſelbſt legte in Eile den kürzern Weg zurück und überfiel plötzlich die Teutonen, die von ihren Anſtrengungen ausruhten. Sie bezahlten ihm aber ſeine Treuloſigkeit mit ſo ſchwerem Verluſt, daß er ſein ganzes Heer eingebüßt hätte, wenn nicht Regen und gewaltige Donnerſchläge, die gerade losbrachen, als die Schlacht furchtbar entbrannt war, ſie von einander getrennt, und das Entſetzen über den Kampf der Elemente ihrem Kampf ein Ende gemacht hätte. Die Römer flohen auseinandergeſprengt in die Wälder und fanden ſich mit Mühe und Noth erſt am dritten Tag zuſammen. Dieß geſchah bei Noreja, in der Nähe von Aquileja. Die Deutſchen zogen nach Gallien, neue Wohnſitze zu erwerben. Wahrſcheinlich mochte es ihnen trotz der römiſchen Niederlage leichter erſcheinen, ſie im Weſten, als im Süden zu finden. Auf ihrem Zuge durch die Schweiz, damals Helvetien genannt, ſchloſſen ſich zwei Gaue an ſie an, die Tiguriner und Tuginer (Zürich, Zug und Toggenburg?). Sie giengen dann über den Rhein und drangen in Gallien ein. Unter furchtbaren Verheerungen wurde das ganze Land erobert. Die Gallier drängten ſich in die feſten Plätze zuſammen und ſollen in ſolche Noth gerathen ſein, daß die Alten und Schwachen den Kampffähigen zur Nahrung dienten. Nur die Belgier wußten den Feind von ihren Grenzen abzuhalten und erwarben ſich dadurch großen Ruhm. Was bei den Belgiern nicht zu erobern war, verſuchten ſie im Süden, in dem Theil von Gallien, welcher römiſche Provinz war. Hier bewachte Marcus Silanus die Grenze vergebens. Das Heer wurde

niedergehauen; er ſelbſt konnte ſich nur durch die Flucht retten. 109 v. Chr. Um dieſe Zeit iſt wohl die denkwürdige Geſandtſchaft der Germanen an den Senat in Rom anzuſetzen. Ihr Auftrag lautete: Das Volk möchte ihnen Land als Sold geben, ſonſt ſich ihrer Waffen nach Gutdünken bedienen. So mäßig dieſe Forderung war, ſagt der römiſche Schriftſteller Florus ſehr richtig, konnte ſie nicht gewährt werden; denn welche Ländereien hätten ihnen die Römer anzuweiſen vermocht, die bald ſelbſt unter ſich mit Ackergeſetzen kämpfen ſollten? Einem der Geſandten zeigte man auf dem Forum die mit großer Kunſt verfertigte Statue eines Hirten. Aber ſeine Antwort war: einen ſolchen Menſchen möchte er ſelbſt lebendig nicht geſchenkt haben. Zwei Jahre nach des Silanus Niederlage gelang es zwar dem Conſul Lucius Caſſius, die Tiguriner zurückzudrängen, aber bald darauf erlitt er eine furchtbare Niederlage. Er ſelbſt fiel mit dem einen Theil des Heers in der Schlacht, der andere Theil, der glücklich das Lager erreichte, mußte einen ſchimpflichen Vertrag ſchließen, Geißeln ſtellen, die Hälfte aller Habe den Siegern ausliefern und zur unauslöſchlichen Schmach, wie zum Hohn durch das Joch, d. h. unter einer Lanze hindurch kriechen, die auf zwei niedere Pfähle gelegt war. 107 v. Chr. Nicht glücklicher war Aurelius Scaurus mit einem in aller Eile zuſammengerafften Heere. Er ſah die Flucht und die Niederlage ſeines Heeres und wurde ſelbſt gefangen. In den Kriegsrath der Germanen geführt, hatte er die Kühnheit, ihnen das ſtolze Wort zu ſagen: ſie würden die Römer in Italien niemals bezwingen. Da erhob Bojorix, einer der germaniſchen Anführer, im Zorn ſein Schwert und ſtieß den Tollkühnen nieder. Unterdeſſen hatten die Tektoſagen ſich den Siegern angeſchloſſen. Zwar gelang es den römiſchen Feldherrn Manlius und Cäpio, ihre Hauptſtadt Toloſa wegzunehmen, aber Haß und Feindſchaft zwiſchen beiden machten gemeinſchaftliche Berathung unmöglich. Cäpio plünderte überdieß in Gallien und verſchonte auch die Tempelſchätze der Stadt nicht. Zu ihrem eigenen Verderben hatten ſie das Heer getheilt und die Rhone zur Grenze ihrer beiderſeitigen Thätigkeit gemacht. So vorbereitet begann die Schlacht. Cäpio wollte allein ſiegen. Da rief er in furchtbarer Bedrängniß Manlius herbei; es war zu ſpät und die Niederlage der Römer eine vollſtändige. Sie verloren 80,000 Mann und 40,000 Troßknechte. Alles, Menſchen und Thiere, wurde dem Schwerte preisgegeben, beide Lager fielen mit großer Beute in die Hände der Germanen. Kaum zehn entrannen mit Cäpio dem Tode, um die ſchreckenvolle Nachricht nach Rom zu bringen. 105 v. Chr.

Nach ſo vielen Niederlagen war in Rom Furcht und Entſetzen auf den höchſten Grad geſtiegen. Der Weg nach Italien und Rom lag offen und nichts ſchien im Stande, das Schickſal abzuwenden, daß Rom verbrannt und das Kapitol zum zweitenmal belagert werde. Alles was man von Sitten und Gebräuchen der Feinde hörte, gab die Gewißheit, daß man es nicht mit plündernden, habſüchtigen Galliern zu thun habe. Alle Beute der letzten Schlacht

hatten ſie vernichtend den Göttern geweiht, Gold und Silber in die Rhone verſenkt, die Panzer und Waffenſtücke zerhauen, die Pferde erſäuft, die Menſchen an Bäume aufgeknüpft oder hingewürgt. Was das Grauenhafte noch erhöhte, war, daß unter den Weibern, welche ſie auf der Heerfahrt begleiteten, weiſſagende Prieſterinnen ſich befanden, welche aus dem ſtrömenden Blut der geopferten Kriegsgefangenen, die ſie vorher bekränzten, weiſſagten und nach den Anzeichen des Sieges forſchten. Dazu kam noch, daß die Streitbaren jubelnd in die Schlacht zogen, voll Freude, daß ihnen ein ruhmvolles, glückliches Ende beſchieden ſei. Welche Schonung konnte von ſolchen Feinden erwartet werden!

2) Aber noch war die Zeit nicht gekommen, in der die appiſche Straße unter dem Hufſchlag der Roſſe der Barbaren erdröhnen und nach Horaz „die Aſche des Quirinus“ in den Wind zerſtreut werden ſollte, Rom hatte ſeine Aufgabe noch nicht erfüllt. Allen unerwartet und jetzt noch unbegreiflich wendeten ſich die germaniſchen Schaaren ſtatt gegen den Süden über die Pyrenäen nach Spanien und geriethen dort namentlich mit den Celtiberiern in Krieg. Nach dreijährigen, vergeblichen Mühen kehrten ſie aus Spanien zurück; fanden aber jetzt den Weg nach Italien, der ihnen früher offen ſtand, verſchloſſen. Die Römer hatten ſich von ihrer Betäubung erholt, und was noch mehr war, den rechten Mann und durch ihn die Mittel gefunden, ihr Vaterland thatkräftig zu vertheidigen und vom gewiſſen Untergang zu retten. Dieß war Cajus Marius, ein Mann des Volkes. In Arpinum in Italien geboren, war er im Hauſe ſeiner Eltern unter harter Arbeit als Bauer aufgewachſen. Ohne Bildung und ohne Liebe zu den Wiſſenſchaften betrachtete ihn die Maſſe des Volks mit Stolz als einen der Ihrigen. Streng, hart und unbeugſam bis zum Starren war er einer jener eiſernen Charaktere, die ſich und ihrem Glück Alles verdanken. Mit einer rauhen Stimme, einem wilden Blick und einer eiſernen Strenge gegen ſich ſelbſt ertrug er ausdauernd Hunger und Durſt, Hitze und Kälte, Mühen und Strapazen jeder Art. Er war unbeugſam im Strafen, übte aber eine rückſichtsloſe Gerechtigkeit im Urtheilſprechen. Dieſem Mann übergab das römiſche Volk das Steuer, aus dem furchtbaren Wogendrang des Krieges das Gemeinweſen zu retten, nachdem Keiner aus den reichen und adeligen Familien es auf ſich zu nehmen getraute. Marius hatte eben erſt Jugurtha, einen der gefährlichſten Feinde Roms, gefangen genommen, in Ketten im Triumph aufgeführt und damit dem Krieg in Afrika ein Ende gemacht, als er mit unumſchränkter Macht zum alleinigen Feldherrn gegen die Germanen erhoben wurde. Bald hatte er nach ſo großen Verluſten wie durch Zauberkünſte ein neues großes Heer hervorgerufen, indem er, was bis dahin unerhört war, den niederſten Pöbel, Sklaven und Fremdlinge bewaffnete. Es war für Rom ein großes Glück, daß durch den Wegzug der Germanen nach Spanien ihm Zeit blieb, ſein unlenkſames Heer Tag für Tag in allen Künſten und Gefahren des Krieges zu üben, ſeinen Sinn zu neuem Muth zu kräftigen und beſonders

ſich ihm bekannt zu machen. Als nun die Cimbern und Teutonen aus Spanien ſich wieder näherten, rückte Marius ſchnell über die Alpen und ſchlug an der Rhone, Rhodanus, ein feſtes Lager. Dahin führte er reichlichen Mundvorrath zuſammen, damit er nie durch Mangel an Nothwendigem gezwungen werden könnte, ohne Rückſicht auf ſeinen Vortheil ſich zur Schlacht zu ſtellen. Den wegen der Beſchaffenheit der Seeküſte umſtändlichen und koſtbaren Transport deſſen, was das Heer bedurfte, wußte er zu erleichtern und zu beſchleunigen. Die Mündung der Rhone nämlich, an der durch das Zurücktreten des Meeres viel Schlamm und Sand abgelagert war, und woraus die andrängenden Wellen einen tiefen Moraſt gebildet hatten, verſtattete den Getraideſchiffen nur eine ſchwierige, mühſelige und langſame Einfahrt. Er ließ darum ſein Heer, das unbeſchäftigt war, die Sache angreifen, zog einen großen Graben, leitete einen bedeutenden Theil des Fluſſes in ihn ab, und führte ihn bis an eine geeignete Stelle des Ufers, ſo daß er eine Mündung in das Meer bekam, tief und geräumig genug, auch große Schiffe aufzunehmen, dabei aber vor Sturm und Wogen geſichert. Dieſen wohlüberlegten Zurüſtungen kam noch die Unklugheit der Germanen zu gut. Sie beſchloſſen, ſich zu trennen. Die Teutonen wollten ſogleich Marius angreifen, die Cimbern aber zogen durch Tyrol, um von da in Italien einzufallen. Plötzlich zeigten ſich die Teutonen den angſtvoll harrenden Römern, ihnen unermeßlich an Zahl und grauenvoll an Anſehen, wie kein anderes Volk. Ueber einen großen Theil der Ebene vor den Römern ausgedehnt, ſchlugen ſie ein Lager und forderten Marius zur Schlacht heraus. Der aber kümmerte ſich darum nicht, ihm lag daran, ſeine Soldaten zuerſt an den Anblick der Feinde zu gewöhnen. Anfangs hielt er ſie ſtill innerhalb des Walles und ſchalt alle, die ihren Muth zur Schau trugen: denn keinen Wettkampf um Triumph und Trophäen gelte es, ſondern des Krieges ſchwere Wolken und Blitze zurückzuſchleudern und Italien zu retten. Das ſagte er einzeln zu den Anführern und Oberſten; die Soldaten aber ließ er einen nach dem andern auf den Wall treten und hieß ſie ſich umſchauen. So gewöhnte er ſie den Anblick der Feinde zu ertragen, ihr Geſchrei, das ganz fremdartig klang, auszuhalten und ihre Rüſtungen und Bewegungen kennen zu lernen. Denn er meinte, die Neuheit ſpiegle den Furchtſamen Vieles vor, was gar nicht vorhanden wäre, durch die Gewohnheit verlöre auch das wirklich Entſetzliche ſeine Furchtbarkeit. Den Soldaten ſchwand durch den täglichen Anblick nach und nach die Beſtürzung, und ſie begannen von ihrem Muth zu ſprechen. Marius griff noch zu andern Mitteln. Es verlautete, er warte nur, einem Orakel zu Folge, Zeit und Gelegenheit zum Siege ab. Zugleich ließ er ein ſyriſches Weib, Martha mit Namen, die im Rufe einer Wahrſagerin ſtand, in einer Sänfte feierlich hertragen und brachte Opfer auf ihr Geheiß. Sie war früher aus Rom ausgewieſen worden, als ſie ſich in ähnliche Angelegenheiten miſchen wollte und die Zukunft verkündete. Da ſie ſich aber an die Weiber

gemacht und Proben abgelegt hatte, besonders an Marius Frau, zu deren Füßen sitzend sie unter den Gladiatoren richtig den zukünftigen Sieger vorher bezeichnete, ward sie von ihr zu Marius geschickt und fand Bewunderung. Meistens ließ sie sich in einer Sänfte tragen; zum Opfer aber erschien sie, angethan mit einem doppelten Purpurgewand, das durch Spangen zusammengehalten ward, in der Hand eine Lanze mit Bändern und Kränzen umwunden. Dieß Benehmen erregte damals viel Streit, ob Marius wirklich aus Ueberzeugung oder aus Verstellung und eingeweiht in den Trug die Person zur Schau gestellt habe.

Als Marius sich im Lager fortwährend ruhig verhielt, versuchten die Teutonen das Lager zu stürmen; ihre Wuth und Tapferkeit zerschellte aber an den festen Mauern und Gräben. Da beschlossen sie vorwärts zu ziehen. So brachen sie auf und zogen an dem römischen Lager vorbei nach Italien. Jetzt erst zeigte sich ihre ungeheure Anzahl an der Größe und langen Dauer des Zuges. Sechs Tage lang dauerte ihr Zug in ununterbrochenem Marsche. Sie fragten vorübergehend die Römer mit Lachen, ob sie etwas an ihre Weiber auszurichten hätten, denn bald würden sie bei ihnen sein. Marius rührte sich nicht von der Stelle. Als sie aber vorüber und etwas vorgerückt waren, brach er ebenfalls auf und rückte ihnen langsam nach. Immer machte er zwar in ihrer Nähe ja unmittelbar an ihnen Halt, suchte aber überall eine sichere Stellung und befestigte das Lager, um ungefährdet übernachten zu können. Auf diese Art vorrückend gelangten beide Heere an die sogenannten Quellen des Sextus, das heutige Aix. Dort sprudeln nämlich aus dem Boden warme Wasserquellen. Die Teutonen lagerten im Thale, schmausten, badeten, tranken und sangen voll Freude und Bewunderung über den herrlichen Ort. Da erschien auf den benachbarten Höhen Marius und nahm zum Lager einen Punkt, der zwar fest war, aber Mangel an Wasser hatte. Die von brennendem Durst Gequälten mußten vor allem ein festes Lager schlagen. Auf ihr Murren wies er sie mit der Hand auf einen Fluß hin, der nahe am Lager der Teutonen vorüberströmte, mit den Worten: dort mit Blut sich Wasser zu erkaufen. Die Soldaten, obwohl unwillig, gehorchten; der Troß der Knechte, der weder für sich, noch für die Thiere zu trinken hatte, gieng haufenweise an den Fluß. Die einen nahmen Aexte, andere Hacken, einige aber auch Schwerter und Lanzen neben den Wasserkrügen mit, um mit Gewalt Wasser zu erlangen. Es währte nicht lange, so waren sie mit den badenden Teutonen im Handgemeng. Da aber auf das Geschrei eine immer größere Menge zusammenlief, ward es Marius schwer, die Soldaten, die für ihre Knechte fürchteten, zurückzuhalten. Aber auch auf Seite der Germanen erhob sich besonders derjenige Theil, der früher die Römer unter Cäpio vernichtet hatte, die Ambronen, für sich allein über 30,000 Mann und eilte zu den Waffen. Obwohl plötzlich vom Mahle aufgerufen, auch voll ausgelassenen Muthes, drangen sie dennoch nicht in Un-

ordnung heran, noch war es sinnloses Geschrei, das sie ausstießen, sondern indem sie die Waffen im Takt zusammenschlugen, hörte man aus ihrem Kriegsgesang oftmals einen und denselben Namen: Ambronen, Ambronen! vielleicht die Feinde, von denen sie so viele schon erschlagen hatten, im Voraus durch Kundgebung ihres Namens zu schrecken. Als aber Ligurer, eingewanderte Gallier, welche zuerst von den italischen Hilfsvölkern auf sie losgiengen, ihr Geschrei hörten und verstanden, riefen sie dagegen: das sei auch ihr heimischer Name! Ohne Unterlaß und wie ein Echo ertönte nun, bevor sie handgemein wurden, der tausendstimmige Ruf: Ambronen, Ambronen! Diese brachte zuerst der Fluß in Unordnung. Denn als sie ihn überschritten hatten, gelang es ihnen nicht mehr, sich in Schlachtordnung aufzustellen. Als nun die Legionen zu Hilfe eilten und sich von der Höhe auf die Ambronen stürzten, wurden diese überwältigt und viele von ihnen niedergehauen. Der Fluß füllte sich mit Blut und Leichen. Die Macht der Römer drang über den Fluß bis an die Wagenburg der Germanen. Da traten ihnen die Weiber mit Schwertern und Beilen entgegen und wehrten mit Wuth die Fliehenden wie die Verfolger ab. Bunt unter die Kämpfenden gemischt, rissen sie mit bloßer Hand die Schilde der Römer herunter und griffen nach den Schwertern. Endlich gelang es Marius, da immer neue Schaaren der Teutonen herbeiströmten, seine Soldaten zurückzuziehen. Es war allmählig dunkel geworden. Die Römer, in ihr Lager zurückgekehrt, brachten die Nacht in Furcht und Unruhe hin. Denn ihr Lager hatte weder Wall noch Mauer; und aus dem Lager der Teutonen ertönte die ganze Nacht der Kriegsgesang, vermischt mit Drohungen und Weheruf, so daß rings um die Berge und das Flußthal schauervoll wiederhallten. Solche Töne erfüllten selbst die Brust eines Marius mit Grausen, so daß die Sage geht, er habe den Göttern seine Tochter zum Opfer gelobt, wenn sie ihm den Sieg über dieses Volk verliehen. Aber die Teutonen griffen nicht an, weder in der Nacht, noch am folgenden Tage, sondern verbrachten die Zeit dazu, sich zu rüsten und in Ordnung zu stellen. Am dritten Morgen beschloß Marius anzugreifen. Oberhalb der Stellung der Teutonen waren scharf eingesenkte Schluchten und Hohlwege von dichtem Wald beschattet. Dahin sandte er in der Nacht noch seinen Unterfeldherrn Marcellus mit 3000 Schwerbewaffneten ab, mit dem Befehl, heimlich dort zu lauern, und während der Schlacht den Feinden in den Rücken zu fallen. Mit dem Aufgang der Sonne stellte er sein Heer außerhalb des Walles in Schlachtordnung. Die Reiterei schickte er in das Thal hinab. Als die Teutonen das sahen, wollten sie nicht dulden, daß die Römer herabzögen und auf ebenem Felde mit ihnen kämpften, sondern stürmten in wilder Kampfluſt über den Fluß und den Hügel hinan. Marius hatte Befehl gegeben, ruhig Stand zu halten und den Feind zu erwarten: wären sie auf Wurfweite heran gekommen, sollte man Spieße auf sie schleudern, dann zum Schwerte greifen und sie mit dem Schilde hinabdrängen.

Aber die Teutonen brachte ſchon der weite Lauf und das Hinanſtürmen gegen eine ſteile ſchlüpfrige Anhöhe außer Athem. Oben am Rande des Hügels von den feſtgeſchloſſenen Gliedern der Römer empfangen, unter ſich einen unſichern Boden, von den Nachdrängenden immer vorwärts gedrängt, war Hieb und Stoß unſicher und ihre übermäßig langen Lanzen und Schwerter kaum zu gebrauchen. Sie wurden den Hügel hinabgedrängt, und ſchon hatten die Erſten in Schlachtordnung ſich wieder aufgeſtellt, als hinten Geſchrei und Getümmel entſtand. Marcellus war aus ſeinem Hinterhalt hervorgebrochen, warf ſich in ſchnellem Lauf mit Kriegsgeſchrei auf den Rücken der Teutonen und hieb Alles nieder, was ihm im Wege ſtand. So von zwei Seiten plötzlich angegriffen, löste ſich die Schlachtlinie der Teutonen, ohne zum vollen Gebrauch ihrer Waffen zu kommen, in wilde Flucht auf. Unter den Fliehenden begann ein furchtbares Gemetzel. Alles, Zelte, Wagen, unermeßliche Beute fiel den Römern in die Hände. Von dieſer wählte Marius das Beſte aus, damit ſeinen Triumphzug zu ſchmücken, die übrige Maſſe ließ er zu einem ungeheuren Haufen aufthürmen und den Göttern zu Ehren in Flammen aufgehen. Von den Leichen der Erſchlagenen, erzählt man, wurde das Erdreich ſo fruchtbar, daß ſeiner Zeit die Reben eine erſtaunliche Menge Trauben trugen; die rieſenhaften Knochen aber dienten den Bürgern von Maſſilia ihre Weinberge einzuhagen. Unter den Gefangenen war Teutobach, der König der Teutonen, der über ſechs Pferde wegſpringen konnte, von ſolcher Rieſengröße, daß er alle Trophäen des Triumphzuges überragte. Gefangene Weiber der Teutonen ſollen den Marius gebeten haben, er möchte ſie den veſtaliſchen Jungfrauen zum Geſchenke machen mit der Verſicherung, ſie würden, wie jene, ſich unbefleckt bewähren. Als ſie dieß nicht erlangten, erdroſſelten ſie ſich in der folgenden Nacht. 102 v. Chr.

3) Unterdeſſen zogen die Cimbern durch Tyrol Italien zu. Katulus nämlich, der römiſche Konſul, der ihnen entgegen ſtand, hatte die Alpenpäſſe aufgegeben, aus Furcht, ſein Heer in viele Theile zu zerſplittern, und ſich nach Italien bis hinter die Etſch zurückgezogen. Die Uebergänge verſchanzte er mit ſtarken Bollwerken und verband ſie durch eine Brücke, um jenſeits Hilfe bringen zu können, wenn die Feinde durch die Engpäſſe auf die Befeſtigungen losſtürmten. Die aber achteten der natürlichen Hinderniſſe ſo wenig, daß ſie halbnackt über Eis und tiefen Schnee die Höhen erſtiegen, ſich dann auf ihre großen Schilde ſetzten und ſo die Abhänge hinabfuhren, unbekümmert um die jähen und furchtbaren Abgründe. Als ſie an der Etſch angelangt das Flußbett unterſucht hatten, begannen ſie einen Damm anzulegen. Sie riſſen, wie Giganten, ganze Bäume aus und beſchwerten ſie mit Felsſtücken. Dieſe ließen ſie in der Strömung in ſolcher Menge und ſo ſchnell auf einander hinabtreiben, daß ihre Stöße die Brücke erſchütterten, ſie ſelbſt zuletzt entzwei barſt und die Etſch über ihre Ufer trat. Voll Angſt verließ die Mehrzahl der Soldaten trotz der Bitten ihres tapfern Führern die Verſchanzungen und entwich. Der Theil von ihnen

aber, welcher dieſſeits des Fluſſes ſtand und nicht mehr entweichen konnte, wehrte ſich ſo tapfer, daß die Cimbern voll Bewunderung ihnen freien Abzug gewährten, was ſie bei einem ehernen Stier, der ſpäter erbeutet wurde, beſchworen. Darauf ward das ſchöne Land weit und breit von ihnen überfluthet und verheert. Maßlos ſchwelgend in den Genüſſen des reichen Südens warteten ſie auf die Teutonen. Da erſchien Marius mit ſeinem ſiegestrunkenen Heere und vereinigte ſich mit Katulus. Beide giengen über den Po, um die Cimbern von Mittelitalien abzuhalten. Nicht lange darauf erſchien eine Geſandtſchaft der Cimbern bei Marius, Land und Wohnſitze fordernd für ſich und ihre Brüder, die Teutonen. Die höhnende Antwort lautete, ihre Brüder hatten für alle Zeit Land genug, in dem ſie ruhten. Als die Geſandten den Sinn dieſer Worte nicht verſtanden, befahl Marius die Könige der Teutonen vorzuführen, ſie waren nämlich auf der Flucht in den Alpen von den Sequanern gefangen und ausgeliefert worden. Schweigend entfernten ſich die Cimbern, aber bald darauf erſchien Bojorix, der König der Cimbern, zu Pferd mit einigen Begleitern und forderte nach germaniſcher Kampfesſitte Marius auf, Zeit und Ort zur Schlacht zu beſtimmen. Marius antwortete: niemals hätten die Römer ihre Feinde, wo es eine Schlacht galt, zu Rathe gezogen, doch wolle er nach ihrem Willen thun, und beſtimmte den dritten Morgen und zum Wahlplatz die Ebene von Vercelli, den Römern günſtig für ihre Reiterei, den Cimbern für ihre große Menge.

Der zur blutigen Entſcheidung beſtimmte Tag brach an, es war der 30. Juli 101 v. Chr. Das Fußvolk der Cimbern rückte langſam aus den Schanzen heraus und ſtellte ſich in einem großen Viereck auf, von dem jede Seite 1500 Schritte gemeſſen haben ſoll. Die Vordermänner hatten ſich, damit ihre Reihe nicht durchbrochen würde, mit langen an ihren Gürteln befeſtigten Ketten an einander gebunden. Wie ein Sturmwind brach ihre Reiterei, 15,000 Mann ſtark, mit ihren glänzenden, furchtbar drohenden Waffen hervor. Marius hatte vorher die Speere ſeiner Soldaten ſo richten laſſen, daß ſie ſich zugleich wie Widerhaken brauchen ließen. Die Schlacht begann für die Römer höchſt ungünſtig. So ſtürmiſch die cimbriſche Reiterei hervorgebrochen, ſo ſchnell wandte ſie ſich zur verſtellten Flucht und es gelang ihr, die römiſche Reiterei, die ihr blindlings nacheilte, zwiſchen ſich und das cimbriſche Fußvolk einzuklemmen. Wohl merkten die römiſchen Feldherrn die Liſt, aber zu ſpät, und es gelang ihnen nicht, die Ihrigen zurückzuhalten, da der Ruf: die Feinde fliehen, allgemein war und Alles dahin eilte, ſie zu verfolgen. In dieſem entſcheidenden Augenblick rückte das Fußvolk heran, wie ein wogendes, brauſendes Meer. Da wuſch Marius ſeine Hände, hob ſie zum Himmel empor und gelobte den Göttern eine Hekatombe. Es erhob ſich ein ſtarker Wind, zerſtreute die dichten Staubwolken, und die römiſche Reiterei rettete ſich vor der ihr drohenden Vernichtung. Die Entſcheidung ſchwankte lange und was ſie endlich erzwang, das war neben

den römiſchen Waffen die ungünſtige Stellung der Cimbern. Das römiſche Heer hatte Wind und Sonne im Rücken. Den Cimbern fielen die nicht gewohnten ſengenden Sonnenſtrahlen in's Geſicht und dichte Staubwolken raubten ihnen Blick und Athem. Eiſenfeſt, wo es galt, Froſt zu ertragen und aufgewachſen in tiefſchattigen, kalten Gegenden, erlagen ſie der mit den Tagesſtunden wachſenden Sonnenguth. Ihr Athem ward kurz, der Schweiß ſtrömte ihnen vom Leibe und zum Schutz vor Wind und Sonne hielten ſie zuletzt die Schilde vor das Geſicht. Was aber den Cimbern feindlich war, das war den Römern günſtig. Die dichten Staubwolken trugen dazu bei, den Muth der Soldaten zu erhöhen, indem die Feinde ihnen wie unſichtbar wurden. Verdeckt war ihnen ihre ungeheure Zahl, und vor allem jener furchtbare Anblick, der ſie ſo oft in ſchreckenvolle Flucht getrieben hatte. Mit den Tapferſten fiel Boſorix. Durch Ketten an einander gebunden zogen die Verwundeten und Todten die Andern mit ſich hin. Trotz aller Tapferkeit vollendete die Gluth der Mittagsſonne ihre Niederlage. 90,000 ſollen das Schlachtfeld bedeckt haben, 60,000 gefangen worden ſein. Viele hatten ſich ſelbſt getödtet. Als die Sieger den Fliehenden bis zur Wagenburg nachſtürmten, bot ſich ihnen ein furchtbarer Anblick. Die Weiber in ſchwarzen Gewändern und fliegenden Haaren vertheidigten ſich und ihre Kinder mit dem Muthe der Verzweiflung. Sie tödteten ſogar Fliehende, erwürgten zuletzt ihre Kinder mit eigenen Händen, warfen ſie unter die Räder und unter die Hufen der Thiere und ermordeten ſich dann ſelbſt. Männer legten ſich Taue um den Hals und banden ſich an den Hörnern der Stiere feſt, ſtachelten ſie dann und ſtarben ſo, da die Thiere wild aufſprangen, zu Tod geſchleift oder von den Hufen zertreten. Als aller menſchliche Kampf zu Ende war, mußten die Römer erſt noch einen Kampf mit den Hunden beſtehen, welche die Wagen und das Gepäck ihrer Herrn vertheidigten. Unter den Gefangenen waren zwei Cimbernfürſten. Dieſe, dreiunddreißig erbeutete Feldzeichen und der oben erwähnte eherne Stier mußten den Triumphzug in Rom beſonders ſchmücken.

4) Als die Nachricht von dieſem Siege nach Rom kam, war die Freude dort ſo groß und ausgelaſſen, ſo ungemeſſen vorher die Furcht geweſen, von der das Sprichwort, der cimbriſche Schrecken, bis in die ſpäteſten Zeiten blieb. Marius wurde laut als der dritte Gründer Roms geprieſen, da er eine Gefahr abgeſchlagen, nicht geringer, als jene, in die Rom von den Galliern geſtürzt worden. Ja wie einem Gott wurden ihm Opfer dargebracht. Mit welcher Furcht er aber von den armen cimbriſchen Gefangenen, denen das harte Loos römiſcher Sklaven zufiel, betrachtet wurde, davon ſollte ſein bewegtes Leben ſelbſt Beweis ablegen. Wenn er durch Muth und Tapferkeit ſein Vaterland aus ſchwerer Noth geriſſen hatte, ſo brachte er es aber durch ſeine ungezügelten Leidenſchaften an den Rand des Verderbens. Durch ſeinen maßloſen Ehrgeiz, der Erſte zu ſein und Niemand über ſich zu ſehen, entzündete er einen Bürgerkrieg, in dem das Blut in Strömen floß, und der Rom vielleicht

mehr ſeiner Bürger koſtete, als die Cimbern und Teutonen erſchlagen hatten. Der Erretter des Vaterlandes war ſein Henker geworden, wurde unter ſchweren Verwünſchungen als ſein ärgſter Feind für vogelfrei erklärt und ein Preis auf ſeinen Kopf geſetzt. Da irrte er unter ſteten Gefahren, nur ſein elendes Leben zu retten, hilflos umher, ward zuletzt in dem Schilf eines Sumpfes, den der ausgetretene Liris, jetzt Garigliano, bildete, gefunden und nach Minturnä geſchleppt. Aus Furcht vor ſeinen mächtigen Feinden beſchloß der Rath dieſer Stadt, ihn zu tödten. Aber Niemand war, der es vollziehen wollte. Das ſollte endlich ein cimbriſcher Sklave. Mit dem Schwerte in der Hand betrat er das Gefängniß. „Wie, du wagſt es, Marius zu tödten!“, rief ihm der Wehrloſe entgegen. Da ließ der Sklave vor Furcht und Scham das Schwert fallen und entfloh, erzählend, es ſei ihm geweſen, als ob helle Flammen aus Marius Augen hervorbrächen.

Ob die Siege der Römer für die Germanen ſo vernichtend und die Niederlage der Cimbern und Teutonen ſo vollſtändig geweſen ſind, wie die Alten ſchreiben, das läßt ſich bei den ſpärlichen Nachrichten, die uns erhalten ſind, nicht mehr entſcheiden. Das Thatſächlichſte iſt, daß der Name der Teutonen wohl aus der Geſchichte, nicht ſo aus der Geographie verſchwindet. Cäſar fand ſpäter zwiſchen der Schelde und der Maas ein Volk, das von den Cimbern und Teutonen abſtammen wollte. Als dieſe nämlich in Gallien einfielen, ließen ſie einen Theil des Gepäcks, das ſie nicht mitnehmen und tragen konnten, auf dem linken Rheinufer zurück und dabei eine Bedeckung von 6000 Mann aus ihrer Mitte. Nach ihrer Niederlage wurden dieſe Zurückgelaſſenen von den Völkern der Umgegend Jahre lang beunruhigt, mußten bald ſelbſt angreifen, bald die Waffen der Vertheidigung führen, bis endlich zwiſchen ihnen und allen ihren umwohnenden Feinden Friede zu Stande kam und ſie ſich in der genannten Gegend niederließen. Der Name der Ambronen verſchwindet ganz aus der Geſchichte. Merkwürdigerweiſe diente ihr Name den Römern als Schimpfwort. Ob und warum gerade ſie der Haß der Sieger oder ob der Schimpf nur die zu Sklaven Gemachten traf, bleibt unentſchieden. Paul Diakonus ſagt, Ambronen werden die genannt, welche ein ſchimpfliches Leben führen. Nicht ſo vollſtändig ſcheint die Niederlage der Cimbern bei Vercelli geweſen zu ſein und Marius, der ſo heiß mit ihnen ringen mußte, die Flüchtlinge nicht verfolgt und vielleicht ihnen ſogar freien Abzug geſtattet zu haben, in Erinnerung, daß ſie jene Soldaten des Katulus an der Etſch aus Achtung ebenfalls freien Abzug gewährt. Appian erzählt, die Cimbern kehrten heim, nachdem ſie viel gethan und viel erduldet hatten, und Caſſius Dio ſchildert, wie zur Erklärung ihrer Niederlage, den ſchlimmen Einfluß des ſüdlichen Klimas auf ihr Leben und ihre Tapferkeit. Sie hätten, ſobald ſie den Süden betreten, ſonſt gewohnt unter freiem Himmel zu leben, jetzt in Häuſern ſich aufgehalten und ſtatt der frühern Flußbäder warmer Bäder ſich bedient; ſie, die

früher rohes Fleiſch gegeſſen, hätten ſich mit Leckereien und Süßigkeiten angefüllt und gegen ihre Sitte dem Wein ſich ergeben. Dadurch ſei ihr Körper verweichlicht worden und ihr Muth erlahmt. Wahr bleibt jedenfalls, daß der Süden und beſonders Italien mit ſeinem ſchönen Himmel und ſeiner reichen Erde den Nordländern, wie ſie zu Hunderttauſenden dahin gezogen ſind, durch alle Jahrhunderte verderblich und oft zur gänzlichen Vernichtung verderblich geweſen iſt. Sechzigtauſend Cimbern wurden gefangen und mußten die ſchweren Ketten römiſcher Sklaverei tragen und Hunderte von ihnen als Gladiatoren durch blutige Spiele das römiſche Volk im Amphitheater ergötzen. Aus ſpäterer Zeit berichtet Strabo, daß die Cimbern genau dasſelbe Land inne hatten, wie vor ihrem Einfall in Italien, und daß ſie an Kaiſer Auguſtus den heiligſten ihrer heiligen Keſſel als Geſchenk geſandt mit der Bitte um Freundſchaft und Verzeihung für alles Frühere.

Zwölf Jahre etwa nach der Schlacht von Vercelli drohte Rom neue Gefahr von Norden her. Mithridates, der König von Pontus, der einzige von allen Königen, der die Römer in große Gefahr gebracht, wollte alle unterdrückten Nationen zu einem großen Bunde gegen Rom vereinigen und nach dem glänzenden Beiſpiel Hannibals und den Fußſtapfen der Cimbern und Teutonen von Norden und Nordoſten her in Italien einfallen. Nach Juſtinus hatte der König, als er ſeinen erſten Krieg vorbereitete, Geſandte nicht allein zu den Baſtarnern und Sarmaten, ſondern auch zu den Cimbern geſchickt. Der Krieg währte mit kurzen Unterbrechungen ſechsundzwanzig Jahre lang mitten unter den Gräueln des Bürgerkrieges und wurde gegenſeitig mit wachſender Grauſamkeit geführt. Während in Kleinaſien an einem Tage alle dort zerſtreut wohnenden Römer überfallen und kaltblütig ermordet wurden, wütheten die Römer in den Ländern, welche ſie ſich wieder unterworfen, mit Feuer und Schwert und ſchnitten den Gefangenen die Hände ab, wozu der römiſche Geſchichtſchreiber nichts weiter bemerkt, als es ſei den Barbaren nichts entſetzlicher, denn mit abgeſchnittenen Händen leben zu müſſen. Unter den mit Mithridates verbündeten Völkern werden ausdrücklich die Baſtarner, eine der vielen germaniſchen Völkerſchaften genannt. Sie bildeten den Kern ſeiner Heere und waren beim Sturm auf Chalcedon die erſten. Aber ſein großer Plan ſcheiterte. Nach drei blutigen Kriegen von Pharnaces, ſeinem Lieblingsſohne, verrathen, mußte er fliehen und hatte zuletzt, um nicht ausgeliefert zu werden, kein anderes Mittel, als freiwilligen Tod. Da Gift nicht wirkte, bat er einen ſeiner Getreuen nach ſo manchem guten Dienſte um den letzten und ſtarb von ſeiner Hand. 65 v. Chr.

Noch während des mithridatiſchen Krieges war in Italien der Gladiatorenkrieg ausgebrochen. Sklaven und beſonders Kriegsgefangene von ſchöner kräftiger Geſtalt wurden nämlich damals in der Fechtkunſt geübt und mußten ſich dann zum Ergötzen des Volkes im Amphitheater auf Leben

und Tod bekämpfen. Von solchen Unglücklichen hatten in Capua, wo sie von einem gewissen Lentulus Batiatus gehalten wurden, zweihundert den Entschluß gefaßt, zu entfliehen. Da dieß aber verrathen wurde, entsprangen ihrer achtundsiebzig. Ihr Anführer war der Thracier Spartakus, ein Mann von Einsicht und wilder Gesinnung, aber auch von großer Kraft und Entschlossenheit. Blitzschnell erhoben sich ringsum alle Sklaven, stürmten mit erbeuteten und weggenommenen Waffen herbei und verschanzten sich eilig auf einem Berg. Der von Rom gegen sie mit 3000 Mann ausgesandte Prätor Clodius glaubte sie durch Einschließung und zuletzt durch Hunger zur Uebergabe zwingen zu können. In dieser Noth befahl Spartakus, die wilden Reben, womit die schroffen und jähen Felswände ringsum bewachsen waren, abzuschneiden und daraus Strickleitern zu fertigen, lang genug, um an ihnen bis hinab in die Ebene zu gelangen. Von da aus überfielen sie die nichts ahnenden Römer, trieben sie in die Flucht und erbeuteten das Lager. Ihr Heer und ihre wilde Tapferkeit wuchs in einem solchen Maße, daß sie jeden Widerstand vor sich niederwarfen und in allen Schlachten siegten. Trotzdem blieb Spartakus besonnen und gemäßigt. Er führte, da er selbst nicht erwartete, gegen die Gesammtmacht Roms Stand halten zu können, sein Heer nach den Alpen hin. Seine Meinung war, es wäre am besten, wenn sie darüber zögen, und dann jeder, der eine Theil nach Thracien, der andere nach Gallien, jeder in seine Heimath gienge. Aber das Heer, durch das Glück übermüthig gemacht, verschmähte solchen verständigen Rath und zog plündernd durch Italien. Sie trennten sich, und das war der Anfang ihres Untergangs. Es war nicht blos das Unwürdige und Schimpfliche, daß römische Heere von Sklavenhaufen überwunden wurden, es war die große Gefahr, in der Rom und Italien schwebte, die endlich den römischen Senat bewog, beide Consuln mit den größten Vollmachten, wie zu einem der schwierigsten und größten Kriege auszusenden. Der eine von ihnen, Gellius, warf sich unversehens auf die Germanen, welche aus Verwegenheit und Stolz sich von Spartakus getrennt hatten, und vernichtete sie gänzlich. Wer diese Germanen gewesen, welchem Volksstamm sie angehörten, ob es Kriegsgefangene waren, oder Abkömmlinge jener gefangenen Cimbern und Teutonen, wird von den römischen Schriftstellern nicht angegeben. Aber daß sie tapfere Männer waren und dem Rufe unserer Altvordern Ehre machten, das bezeugte die reiche Beute, welche die Römer neben 35,000 Leichen auf der Wahlstatt auflasen. Es waren fünf Adler, sechsundzwanzig Fahnen, fünf Consularfasces mit den Beilen — Siegeszeichen, welche die Besiegten in blutigen Schlachten den Römern abgenommen hatten. Es bedurfte nur noch einer Schlacht, um den Krieg zu beendigen. Spartakus fand einen ruhmvollen Tod auf dem Schlachtfelde. 71 v. Chr.

Kapitel 3.

Arioviſt, der Sueve.

1) Es iſt nicht der kleinſte Theil der Geſchichte unſerer Nation durch alle Jahrhunderte, daß unſere Feinde rings um uns her durch unſere Schwäche ſtark, und durch unſere Uneinigkeit groß geworden ſind, einſt wie jetzt. Was Herodot von den Thraciern ſagt, daß, wenn ſie unter ſich einig wären, wenn ſie es zur Nationaleinheit brächten und ihre Reichsgewalt in eine Hand legen würden, ſie das mächtigſte Volk der Erde wären — das gilt und galt immer von unſerm Volk. Nur die bitterſten Erfahrungen, die herbſten Verluſte, ein Uebermaß von ſchmählichen Mißhandlungen übermüthiger Feinde konnte deutſche Langmuth und Geduld erſchöpfen und unter den getheilten Stämmen das Bewußtſein nationaler Einheit, gemeinſamer Abſtammung und gemeinſamer Intereſſen wach rufen. Die Römer waren trotz blutiger Bürgerkriege und furchtbarer innerer Erſchütterungen bis an den Rhein gedrungen und nächſte Nachbarn der Germanen geworden. Aber ihrer ſchlauen, einheitlichen Politik ſetzten die Stämme nichts entgegen, als Zerſplitterung ihrer Kräfte. Die des Oberrheins waren ohne Verbindung mit denen der Niederlande; und dieſe griffen an, als jene erlegen waren, um zuletzt dasſelbe Schickſal zu theilen. Wenn die ungeſtüme Tapferkeit der Cimbern und Teutonen der ſchlauen Berechnung und dem kalten Muthe eines Marius erliegen mußte, ſo wurden jetzt die Römer in der ihnen unterworfenen Provinz, Provençe, von einem Manne angeführt, von dem es ſchon in ſeiner Jugend geheißen, daß in ihm mehr als ein Marius lebe. Es war Julius Cäſar, einer der größten Männer der Weltgeſchichte. Bewandert in allen Kenntniſſen und Künſten des Friedens wie des Krieges, beſaß er eine unbeſchränkte Gewalt über ſeine Soldaten, ebenſo durch eine außerordentliche Rednergabe, wie durch Muth, Tapferkeit und vorzügliche Theilnahme an allen Mühen und Strapazen. Trotz herber Lebensſchickſale und umgeben von beinahe ununterbrochenem Kriegsgetümmel hatte er Milde und leutſelige Freundlichkeit, die Zierde jedes menſchlichen Herzens, nicht verloren. Schlau und fein berechnend war er ebenſo reich und unerſchöpflich im Erſinnen neuer Hilfsmittel, wie groß in Ausführung ſeines weltberühmten Planes, gleich groß als Feldherr, wie als Staatsmann.

Eben hatte er die Helvetier, welche aus ihren Wohnſitzen aufgebrochen waren, um in Gallien neue zu ſuchen, beſiegt und die überlebenden in ihr Land zurückgenöthigt, als Geſandte beinahe aus ganz Gallien bei ihm eintrafen, um ihm Glück zu wünſchen, insgeheim aber auch um ſeine Hilfe gegen die Germanen anzurufen. Nach ihrer Ausſage ſtritten zwei galliſche Völker-

ſchaften, die Aeduer in der heutigen Bourgogne und Nivesnois, und die Averner, Auvergne, unter ſich viele Jahre um den Vorrang in Gallien. Da ſei es geſchehen, daß die Averner und Sequaner, Franche Comte, germaniſche Schaaren herbeigerufen und in Sold genommen hätten. Von dieſen ſeien anfangs etwa 15,000 Mann über den Rhein gekommen, als aber die wilden und rohen Menſchen die Fluren, die Lebensweiſe und den Ueberfluß lieb gewonnen, ſeien immer größere Schaaren herbeigezogen, ſo daß ihrer jetzt in Gallien 120,000 Mann ſich befänden. Mit dieſen hätten ſich die Aeduer und ihre Schützlinge zu wiederholten Malen geſchlagen, ſeien aber beſiegt worden und in großes Elend gerathen, und hätten den ganzen Adel, alle Mitglieder des Senats und die ganze Reiterei eingebüßt. Wegen der Folgen dieſer unglücklichen Treffen entkräftet, hätte die Völkerſchaft der Aeduer, durch Gaſtfreundſchaft mit dem römiſchen Volk früher das mächtigſte in Gallien, ſich genöthigt geſehen, die vornehmſten Männer ihres Gemeinweſens den Sequanern als Geiſel zu ſtellen und ſich eidlich zu verpflichten, ſie nie zurückzuverlangen und das römiſche Volk nie um Hilfe anzuflehen. Indeſſen habe den Sequanern dieſer Sieg üblere Früchte getragen, als den Aeduern ihre Niederlage. Denn Arioviſt, König der Germanen, habe ſich in ihrem Lande feſtgeſetzt, den dritten Theil des Sequanergebiets, des vorzüglichſten in Gallien, weggenommen und verlange nun noch dazu, ſie ſollten auch ein zweites Drittheil abtreten, weil vor einigen Monaten 24,000 Haruden zu ihm geſtoßen ſeien, denen man Felder und Wohnſitze anweiſen müſſe. So werde es dahin kommen, daß alle Bewohner Galliens ihre Heimath verlaſſen müßten, und die ganze Bevölkerung Germaniens über den Rhein zöge; denn die Felder in Gallien ſeien ungleich beſſer, als in Germanien, auch könne die diesſeitige Lebensweiſe mit der jenſeitigen nicht verglichen werden. Arioviſt aber herrſche, ſeitdem er die galliſchen Völker beſiegt habe, ſtolz und grauſam; er verlange die Kinder der Vornehmſten als Geiſel und ergreife alle Maßregeln der Grauſamkeit gegen ſie, ſobald etwas nicht nach ſeinem Wink oder nach ſeinem Willen geſchehe. Er ſei ein barbariſcher, jähzorniger und tollkühner Menſch. Wofern nicht bei Cäſar und dem römiſchen Volke Hilfe zu finden ſei, müſſen alle Gallier dasſelbe thun, was die Helvetier gethan, nämlich ihre Heimath verlaſſen, und ſich ein anderes Vaterland fern von den Grenzen der Germanen ſuchen.

So lautet die römiſch-galliſche Darſtellung der Eroberung Arioviſt's und ſeiner Schaaren. Cäſar ſprach den Geſandten Muth ein, er hoffe zuverſichtlich, Arioviſt werde, durch die ihm erwieſenen Wohlthaten, nämlich den Titel eines römiſchen Bundesgenoſſen und ſein Anſehen bewogen, ſich keine ferneren Ungerechtigkeiten erlauben. Zum Handeln bewog ihn ſelbſt aber nicht ſo faſt die Niederlage der als römiſche Bundesgenoſſen anerkannten Aeduer, vielmehr ganz andere Gründe. Er erblickte eine große Gefahr für das römiſche Volk darin, daß die Germanen ſich allmählig gewöhnten, den

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Rhein zu überschreiten und in Gallien sich niederzulassen; auch meinte er, die wilden und barbarischen Menschen würden sich zuletzt nicht enthalten, hätten sie erst ganz Gallien eingenommen, wie einst die Cimbern und Teutonen, in die Provinz zu rücken und von da in Italien einzudringen; also immer wieder der cimbrische Schrecken. Zuerst schickte er an Arioviſt Gesandte, die von ihm an einem in der Mitte zwischen Beiden gelegenen Orte eine Unterredung fordern sollten, um sich mit ihm über die Angelegenheiten des Staates und über ihr beiderseitiges, höchstes Interesse zu besprechen. Diesen Gesandten antwortete Arioviſt: wenn er selbst etwas bei Cäsar zu suchen hätte, so würde er sich zu ihm begeben, verlange Cäsar etwas von ihm, so möge er zu ihm kommen. Außerdem wage er nicht, ohne sein Heer in jene Gegenden Galliens zu kommen, die Cäsar inne hätte; dieses könne er aber nicht ohne viele Mühe an einem Ort zusammenziehen. Uebrigens vermöge er nicht einzusehen, was Cäsar oder überhaupt das römische Volk in seinem Gallien zu thun habe, das nach dem Recht des Kriegs ihm gehöre. Darauf verlangte Cäsar durch eine zweite Gesandtschaft mit römischer Kühnheit von ihm, zuerst solle er keine weiteren Schaaren über den Rhein führen, sodann die Geiseln, welche er habe, zurückgeben und den Sequanern gestatten, die welche sie hätten, mit seiner Zustimmung frei zu geben; ferner dürfe er die Aeduer nicht feindlich behandeln, noch sie und ihre Bundesgenossen mit Krieg überziehen. Wenn er so thun werde, werde zwischen ihm und dem römischen Volke ununterbrochen Freundschaft bestehen; wenn nicht, so würde er nach einem Beschluß des römischen Senats, soweit es mit dem Vortheil des Staats sich vertrüge, die Aeduer und die übrigen Bundesgenossen des römischen Volks schützen. Darauf antwortete Arioviſt eben so entschieden: Kriegsrecht sei es, daß die Sieger denen, welche sie besiegt hätten, wie sie wollten, Befehle ertheilen, so pflege auch das römische Volk den Besiegten nach eigenem Gutdünken zu gebieten. Wenn er dem römischen Volke nicht vorschreibe, wie es von seinem Recht Gebrauch machen solle, so dürfe man auch ihn in seinem Rechte nicht beschränken. Die Aeduer seien ihm zinspflichtig geworden, weil er sie besiegt habe, als sie mit den Waffen in der Hand ihr Glück gegen ihn versuchten. Den Aeduern werde er die Geisel nicht zurückgeben, jedoch weder sie, noch ihre Bundesgenossen unrechtmäßig mit Krieg überziehen, so lange sie dem eingegangenen Vertrag nachkämen und jedes Jahr den Tribut zahlten; im andern Fall würde sie der Name Brüder des römischen Volkes wenig nützen. Wenn Cäsar ihm bedeute, daß er die Mißhandlungen der Aeduer nicht ungeahndet lassen werde, so sage er, daß noch Niemand ohne sein eigenes Verderben sich mit ihm gemessen habe. Wenn er wolle, könne er anrücken; er werde merken, was unbesiegte Germanen, die, auf's Beste in den Waffen geübt, seit vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen seien, an Tapferkeit vermöchten. Zugleich mit dieser trotzig drohenden Antwort Arioviſt's erschienen Gesandte der Aeduer, welche Beschwerde führten, daß die jüngst

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

nach Gallien herübergedrungenen Haruden ihr Land verheerten. Aber weit größere Unruhe im römiſchen Lager verbreitete eine Geſandtſchaft der Trevirer mit der Nachricht, daß die Kriegsmannſchaft der hundert Gaue der Sueven am Ufer des Rheins ſich niedergelaſſen, bereit ihn zu überſchreiten; an ihrer Spitze ſtanden die Brüder Naſua und Cimberius. In großer Beſorgniß, der Widerſtand möchte, wenn die neuen Suevenſchaaren mit Arioviſt's alter Heeresmacht ſich vereinigt hätten, zu groß werden, eilte Cäſar ſchleunigſt, ſeine Maßregeln zu treffen. Nachdem er ſo ſchnell wie möglich für Getraidevorräthe geſorgt hatte, rückte er in Eilmärſchen Arioviſt entgegen. Nach einem Wege von drei Tagen erhielt er die Nachricht, Arioviſt rücke mit ganzer Heeresmacht zum Sturm auf Veſontio, Beſançon, die größte Stadt der Sequaner. Mit Anſtrengung aller Kräfte und durch Märſche bei Tag und bei Nacht ſuchte Cäſar dieſen feſten, äußerſt wichtigen Platz, geeignet, dort alle Kriegsbedürfniſſe ſich zu verſchaffen, vor Arioviſt zu erreichen, und legte alsbald, nachdem er ſich der Stadt bemächtigt hatte, eine Beſatzung hinein. Das römiſche Heer war aber kaum einige Tage in Veſontio eingezogen und Arioviſt mit ſeinen Sueven noch weit entfernt, als Alle ohne Unterſchied des Rangs von ſolcher Furcht ergriffen wurden, daß jede Ordnung ſich aufzulöſen und Aufruhr auszubrechen drohte. Und dieß alles in Folge der Schilderungen, welche galliſche Kaufleute von den Germanen machten und zwar von ihrer gewaltigen Körpergröße und unglaublichen Tapferkeit, ja ſogar von dem unerträglichen Blick und dem Feuer ihrer Augen. Von den Kriegstribunen, welche freiwillig, aus Freundſchaft und Anhänglichkeit an Cäſar mit ihm in's Feld gezogen waren, brachte der Eine dieſe, der Andere eine andere Urſache zur Abreiſe vor, mit der Bitte um Abſchied. Manchen hielt das Schamgefühl zurück, den Meiſten ſtand die Furcht auf dem Angeſicht geſchrieben und Thränen in den Augen; ja überall im ganzen Lager wurden Teſtamente gemacht. Diejenigen, welche für weniger furchtſam gelten wollten, erklärten, ſie hätten zwar keine Scheu vor dem Feinde, aber ſie fürchteten die Engpäſſe auf dem Wege und die ausgedehnten Waldungen zwiſchen ihnen und Arioviſt, oder Mangel an Lebensmitteln, weil man dieſe nicht leicht werde nachführen können. Ja Einige erklärten geradezu Cäſar, die Soldaten würden, wenn er Befehl zum Aufbruch gäbe, keinen Gehorſam leiſten und aus Furcht nicht aufbrechen. In dieſer drohenden Lage berief Cäſar einen Kriegsrath, zog Centurionen aller Ordnungen dazu und verſuchte durch die Gewalt ſeiner Beredtſamkeit ihnen den Ungrund ihrer Befürchtungen darzulegen. Zuerſt ſchalt er ſie heftig, daß ſie glaubten, ein Recht zu haben, zu unterſuchen und zu erwägen, wohin und in welcher Abſicht man ſie aufbrechen laſſe, Arioviſt habe ſich noch vor kurzer Zeit ſehr eifrig um die Freundſchaft des römiſchen Volkes beworben, warum er denn jetzt ſo ohne allen Grund untreu werden ſollte. Er ſei feſt überzeugt, Arioviſt werde die Freundſchaft des römiſchen Volks nicht von ſich ſtoßen. Sollte er aber von Wuth und Wahnſinn getrieben,

Krieg anfangen, was ſie denn fürchten? Warum an ihrer eigenen Tapferkeit oder ſeiner Umſicht verzweifeln? Dieſen Feind habe man zu ihrer Väter Zeit kennen gelernt, als die Cimbern und Teutonen von Marius geſchlagen worden und Heer und Feldherr ſich gleichen Ruhm erworben, kennen gelernt habe man ihn vor wenig Jahren in Italien beim Aufſtand der Sklaven, denen überdieß die bei den Römern gemachte Erfahrung und die angewöhnte Kriegszucht zu gut gekommen. Es ſei ſeine Sorge, für den Bedarf des Heeres zu ſorgen und er nicht gewohnt, hierin Vorſchriften zu empfangen. Was aber das Gerede beträfe, die Soldaten würden keinen Gehorſam leiſten, und auf ſeinen Befehl nicht aufbrechen, ſo beunruhige ihn das nicht. Das könne nur demjenigen widerfahren, welcher entweder ſein Heer ſchlecht geführt oder durch Thatſachen der Habſucht überführt worden ſei. Dagegen zeuge ſein ganzes Leben und der Krieg mit den Helvetiern. Er werde deswegen das, was er aufſchieben wollte, beſchleunigen und in der nächſten Nacht aufbrechen, um ſo bald als möglich zu erfahren, was mehr bei ihnen vermöge, ob Furcht oder Scham und Pflichtgefühl. Wenn ihm übrigens auch Niemand folgte, ſo würde er doch mit der zehnten Legion allein aufbrechen, an deren Ergebenheit er nicht zweifle.

Nach Dio Caſſius wollte man im römiſchen Heere, wie Todesangſt die Gewiſſen zu ſchärfen pflegt, auch herausgefunden haben, daß Rom zu eroberungsſüchtig, und insbeſondere ein Angriff gegen Arioviſt ungerecht ſei. Auf dieſe zarten Bedenklichkeiten habe Cäſar erwidert: entweder hätten die Römer von Anfang an ſich vor andern Menſchen nicht auszeichnen ſollen, oder ſie müſſen jetzt, da ſie mächtig geworden, in den Eroberungen fortfahren oder untergehen. Wer aber ſage, daß ſie nicht mehr Krieg führen ſollen, der ſage, daß ſie nicht reich ſein, nicht über Andere herrſchen, nicht frei, kurz keine Römer ſein ſollen. Den Angriff gegen Arioviſt aber betreffend, rief er aus, daß man nicht blos die angreifen müſſe, welche den Römern Uebles zugefügt, ſondern auch die vernichten müſſe, welche das zu thun beabſichtigen. Man müſſe ihre Macht, ehe ſie geſchadet, in der Wurzel brechen, und nicht warten, bis man Uebles erfahren habe. Nachdem er beſonders durch das öffentliche Lob der zehnten Legion den militäriſchen Ehrgeiz der Uebrigen geweckt hatte, brach er zur beſtimmten Zeit mit dem ganzen Heere auf. Vorher hatte er aber wohlweislich und mit Rückſicht auf die Furcht der Soldaten vor den dichten Waldungen einen Weg ausgeſucht, auf dem das Heer freilich auf einem Umwege in freier, offener Ebene geführt werden konnte. Endlich waren beide Heere einander nahe gerückt. Nun ſollte durch beiderſeitiges Entgegenkommen die früher von Cäſar begehrte Unterredung ſtattfinden. Arioviſt verlangte aber ausdrücklich, aus Beſorgniß vor Hinterhalt, Cäſar ſolle keinen Mann zu Fuß mitbringen und jeder unter einer Begleitung von Reitern erſcheinen. Weil Cäſar die Unterredung wünſchte, ſich ſelbſt aber der galliſchen Reiterei nicht

anvertrauen wollte, ſo nahm er dieſer die Pferde und ließ die Soldaten der zehnten Legion, welcher er unbedingt traute, drauf ſetzen, um für den Fall eines feindlichen Angriffs eine ganz ergebene Bedeckung zu haben. In der Gegend dehnte ſich eine große Ebene, auf welcher beinahe in gleicher Entfernung ein ziemlich bedeutender Erdhügel emporſtieg. Dorthin kamen ſie, wie beſtimmt war, zur Unterredung. Cäſar ließ die Legion, die er zu Pferd mitgebracht, zweihundert Schritte weit vom Hügel Halt machen, auch Arioviſt's Reiter blieben in gleichem Abſtande ſtehen. Die Unterredung ſollte zu Pferd geſchehen, und Jeder von Beiden zehn Begleiter mitbringen. Cäſar erinnerte im Anfang ſeiner Rede Arioviſt an die Beweiſe des Wohlwollens, welche er von ihm und dem römiſchen Senate erhalten hätte, daß ihm der Name eines Königs, eines Freundes und äußerſt anſehnliche Geſchenke zu Theil geworden, und wiederholte im Weſentlichen dieſelben Forderungen, die er bereits durch Geſandte an ihn geſtellt hatte. Darauf erwiderte Arioviſt: er ſei über den Rhein gezogen, nicht aus eigenem Antrieb, ſondern auf Bitten und Verlangen der Gallier; den Wohnſitz, den er in Gallien habe, hätten die Gallier ſelbſt ihm abgetreten und ebenſo hätten ſie ihm aus freier Entſchließung Geiſeln geſtellt; Tribut ziehe er ein nach Kriegsrecht. Nicht er habe mit den Galliern, ſondern dieſe mit ihm Krieg angefangen. Die Freundſchaft des römiſchen Volkes müſſe ihm zur Zier und zum Schutz, nicht zum Nachtheil gereichen, ſonſt leiſte er gern Verzicht darauf. Daß er Schaaren von Germanen nach Gallien überführe, das geſchehe zu ſeinem eigenen Schutze. Er ſei früher nach Gallien gekommen, als das römiſche Volk. Niemals bis in die jüngſte Zeit habe das Heer des römiſchen Volks die Gränzen der galliſchen Provinz überſchritten. Dieſer Theil Galliens ſei ſeine Provinz, wie jene den Römern gehöre; darum ſei es ungerecht, ihn in ſeinem Rechte zu ſtören. Er müſſe argwöhnen, Cäſars Freundſchaft für die Aeduer ſei nur Vorwand und er mit ſeinem Heere nur erſchienen, um ihn zu erdrücken. Wenn er nicht abziehe und ſein Heer wegführe, ſo müſſe er ihn als Feind anſehen. Zuletzt eröffnete er ihm noch, daß er bei Vielen von Adel und den Erſten des römiſchen Volkes ſich Dank verdienen werde, wenn er Cäſar um's Leben brächte; dies hätten ſie ihm ſelbſt durch Boten zu wiſſen gethan und dieſer Aller Gunſt und Freundſchaft könne er durch Cäſars Tod gewinnen.

Die Unterredung war vergeblich, und wurde abgebrochen, als man Cäſar anzeigte, daß die Reiterei Arioviſts gegen den Hügel anrücke. Da aber nach zwei Tagen von Arioviſt an Cäſar der Vorſchlag gemacht wurde, zu weiterer Verhandlung einen ſeiner Legaten zu ihm zu ſenden, ſo ſchickte Cäſar ſtatt deſſen den Cajus Valerius Procillus, einen der Vornehmſten aus der Provinz. Kaum hatte dieſer nach Cäſars Bericht das germaniſche Lager betreten, ſo wurde er auf Befehl Arioviſts als römiſcher Auskundſchafter in Ketten geworfen. Die nächſte Zeit verging mit Hin- und Herzügen und gegen-

ſeitiger Beobachtung. Eine der Bewegungen Arioviſts galt Cäſar das Getreide und die Lebensmittel abzuſchneiden, die man ihm von den Aeduern und Sequanern zuführen wollte. Dadurch ward Cäſar genöthigt, die Stellung ſeines Lagers zu verändern. So oft er aber auch mit ganzer Heeresmacht ausrückte und eine Schlacht anbot, Arioviſt ließ ſein Heer im Lager ſtehen, lauerte aber auf jede ihm günſtige Gelegenheit, um ſie alsbald zu benützen. Als die Römer eines Tages gegen Abend ſich wieder zurückzogen, ſtürzte er ſich plötzlich auf ſie und wenig hätte gefehlt, ſo hätte er ihr Lager erobert. Die Germanen hatten im Reitergefecht eine ganz beſondere Uebung. Die Reiterei Arioviſt's, 6000 Mann ſtark, war mit eben ſo vielen äußerſt behenden und tapfern Fußgängern untermiſcht, indem jeder Reiter einen Fußgänger aus dem ganzen Heere zu ſeiner eigenen Bedeckung ausgewählt hatte; beide deckten und ſchützten ſich. Die Schnelligkeit ihrer Bewegungen und die plötzliche Veränderung der Kampfesart, bald zu Fuß, bald zu Pferd mußte geübten Soldaten mehr als Achtung einflößen, ungeübte in Verwirrung bringen. Beim Vorrücken wie beim Rückzug hielten die Fußgänger mit den Pferden gleichen Schritt auch bei der größten Schnelligkeit, indem ſie, an den Mähnen der Pferde ſich haltend, ſo ſchnell liefen, als die Pferde ſelbſt. Nach einem ſcharfen Zuſammenſtoß, in dem der Verluſt auf beiden Seiten nicht unbedeutend war, forſchte Cäſar bei den Gefangenen nach, warum Arioviſt ſich in keine Schlacht einlaſſe, und erfuhr, daß die weiſſagenden Frauen ihn gewarnt hätten, vor dem Neumond eine Schlacht zu liefern. Dieſe Nachricht, ſowie die Beſorgniß, von der Zufuhr der nöthigen Bedürfniſſe ganz abgeſchnitten zu werden, bewogen Cäſar, die Germanen zur Schlacht zu zwingen. Er rückte ſofort in einer dreifachen Schlachtlinie bis vor das germaniſche Lager und nöthigte ſie ſo an einem nach dem Willen der Götter, wie ſie glaubten, ungünſtigen Tag zum Kampf. Die Schlachtlinie der Germanen war nach Völkerſchaften geordnet, ſo daß in gleichen Zwiſchenräumen die Haruden, Markomannen, Triboccer, Vangionen, Nemeter, Seduſier, Sueven auf einander folgten. In ihrem Rücken war die Wagenburg aufgefahren, auf ihnen die Frauen, welche die zur Schlacht Ziehenden mit fliegenden Haaren unter Thränen anflehten, ſie nicht in die Sklaverei der Römer kommen zu laſſen. Römer und Germanen ſtürzten ſich ſo plötzlich aufeinander, daß Mann an Mann geſtritten wurde. Dadurch kamen nach Dio Caſſius die Germanen in Nachtheil, indem ſie ihre Lanzen und langen Schwerter nicht gebrauchen konnten. Daher kämpften ſie mehr mit den Leibern, als den Waffen, und ſuchten die Entgegenkommenden zurückzudrängen, die ſtandhaltenden niederzuwerfen. Viele, denen der Gebrauch ihrer Waffen benommen war, ſtritten mit Händen und Zähnen, indem ſie die Feinde niederzogen, zerriſſen und in den Haaren rauften. Dennoch fügten ſie ihnen dadurch keinen beſondern Schaden zu, denn im Handgemenge konnten die Römer wegen ihrer beſſern Bewaffnung Stand halten und errangen zuletzt, nachdem der Kampf

ſich endlos hingezogen hatte, die Uebermacht. Vom größten Nutzen waren den Römern ihre kurzen Schwerter, kleiner als die galliſchen mit Spitzen von Stahl; auch ertrugen ſie die anhaltende Mühe und Anſtrengung beſſer, als die rieſigen Körper der Germanen, bei denen das Feuer des Angriffs größer war, als ihre Ausdauer. Nach Cäſars Bericht wurde ihr linker Flügel geworfen, um ſo heftiger ſetzten ſie den Römern auf dem rechten Flügel zu, ſo daß jene in ſchwere Bedrängniß kamen und ihnen die Reſerve zu Hilfe eilen mußte. Als ſich die Schlacht zu Ungunſten der Germanen geneigt hatte, kam es nach Dio Caſſius dennoch nicht zur Flucht. Sie bildeten nämlich nach ihrer Gewohnheit Phalangen und hielten entſchloſſen Stand. Es ſchloßen ſich nämlich ihrer immer je dreihundert enge zuſammen und hielten ſich auf allen Seiten die Schilde vor in feſter gerader Stellung. Soiche Haufen waren zu feſt geſchloſſen, um ſie plötzlich auseinanderzuſprengen und zu dicht und zu ſtark, um ſie zurückzudrängen. Zuletzt vermochten aber auch dieſe tapfern Haufen die Niederlage nicht aufzuhalten, ſie wurden auseinandergeworfen oder endlich niedergeſtochen; viele ſtarben auch, bevor ſie fielen, denn ſie ſtanden ſo eng und dicht, daß auch die Todten in gerader Stellung blieben. Von der Mannſchaft zu Fuß wurden die Meiſten auf dieſe Weiſe theils auf dem Schlachtfelde, theils, ſo viele ihrer dahin gedrängt wurden, bei ihren Wagen, bei ihren Weibern und Kindern getödtet. Wer von den Fliehenden den Rhein erreichte, ſuchte im Vertrauen auf ſeine Kräfte hinüberzuſchwimmen, oder auf vorgefundenen Kähnen ſich zu retten. Beim Verfolgen ihres Sieges befreiten die Römer auch Cajus Valerius Procillus, welchen Cäſar zu Arioviſt geſendet, dieſer aber als Auskundſchafter hatte feſſeln laſſen. Nach ſeiner Ausſage war dreimal vor ſeinen Augen gelooſt worden, ob man ihn ſogleich dem Feuertod übergeben oder auf eine ſpätere Zeit aufbehalten ſolle; der Gunſt des Looſes habe er ſein Leben zu verdanken. Arioviſt rettete ſich in einem Kahn, ſtarb aber bald darauf, wahrſcheinlich an ſeinen Wunden. Seine beiden Frauen, von denen die eine Suevin und mit ihm aus der Heimath hergezogen, die andere aus Norikum war, die Schweſter des Königs Voeio, kamen auf der Flucht um's Leben. Zwei Töchter von ihm wurden, die eine getödtet, die andere gefangen genommen. Als die Nachricht von dieſer Schlacht über den Rhein kam, traten die Sueven, die ſich am Ufer aufgeſtellt hatten, bereit überzuſetzen und ſich mit Arioviſt zu vereinigen, den Rückzug an. 58 v. Chr.

2) Jetzt erſt, nachdem Arioviſt am Oberrhein unterlegen war, erblickten die kleinern und größern Stämme, welche auf dem linken Rheinufer wohnten und alle zuſammen Belgier hießen, Gefahr für ſich ſelbſt. Die meiſten waren germaniſcher Abkunft, in alter Zeit über den Rhein gezogen, hatten die damaligen Bewohner Galliens vertrieben und ſich wegen der Fruchtbarkeit des Landes angeſiedelt. Dieſe Belgier allein vermochten die Cimbern und Teutonen von ihren Grenzen abzuhalten, während von ihnen ganz Gallien ver-

wüstet wurde. Auf die Nachricht, daß sie alle sich rüsteten, ihren Bund gegen Rom durch Eid und Geiseln bekräftigt hätten, und die Germanen auf dem diesseitigen Ufer des Rheins mit ihnen verbündet seien, eilte Cäsar, ihrem Angriff zuvorzukommen. Vereinigt wären ihre Kräfte furchtbar gewesen, vereinzelt mußten sie alle unterliegen. Zuerst unterlagen die Suessionen bei Soissons, dann die Bellovaken bei Beauvais, um so tapferer hielten sich die Nervier. Treu der alten Sitte und Einfachheit gestatteten sie Kaufleuten keinen Zutritt. Wein und andere Gegenstände des Wohllebens durften bei ihnen nicht eingeführt werden, weil sie glaubten, durch dergleichen Dinge erschlaffe der Muth und schwäche sich ihre Tapferkeit. Sie blickten mit Stolz auf die Belgier herab, die sich dem römischen Volke unterworfen hatten. Als Cäsar in ihr Gebiet eingerückt war, erfuhr er durch Gefangene, die ganze Heeresmacht der Nervier habe jenseits des Flusses Sabis, Sambre, eine feste Stellung genommen, um dort in Verbindung mit den Atrebaten und Neromanduren den Römern die Spitze zu bieten, auch erwarteten sie das Kriegsvolk der Aduatuker, das schon auf dem Zuge sei. Ihre Weiber und alle wegen Alters zum Krieg Untauglichen hätten sie an einen Platz gebracht, wohin der Sümpfe wegen kein Heer vordringen könne. Darauf schickte Cäsar Kundschafter aus, um einen geeigneten Ort zum Lager zu wählen. Dieses, sowie die Zugordnung des römischen Heeres, wie weit die einzelnen Legionen von einander entfernt einhermarschieren, wurde den Nerviern verrathen. Als das römische Heer eben das Lager absteckte und zu verschanzen anfieng, stürzten sich die Nervier mit solcher Wuth und Schnelligkeit auf dasselbe, daß es durchbrochen wurde und in Verwirrung gebracht zu weichen begann. Cäsar focht wie einer der geringsten Soldaten in der vordersten Reihe, stellte durch seine Tapferkeit die Ordnung wieder her und griff die jetzt beim Beutemachen zerstreuten Nervier wiederholt an, fand aber an ihnen einen tapfern Feind. Denn als die erste Linie gefallen war, so stiegen die zunächststehenden auf die Leichname der Gebliebenen und kämpften von dort herab. Als auch diese fielen und ganze Haufen von Leichen da lagen, so schleuderten die noch Uebrigen, wie von einem Hügel herab, ihre Geschoße gegen die Römer, deren Wurfspieße sie auffiengen und gegen die Legionen zurückwarfen. Ihre Verluste waren so groß, daß von 60,000 waffenfähigen Männern nach Cäsar kaum 500 übrig blieben, eine römische Uebertreibung, da dieselben Nervier in ein paar Jahren wieder im Felde standen und wieder zu besiegen waren. Nun galt es den Aduatukern. Diese waren Nachkömmlinge der Cimbern und Teutonen, welche bei ihrem Zuge durch Gallien nach Italien bei dem Gepäck, das sie nicht fortschaffen konnten, diesseits des Rheins 6000 Mann als Schutzwehr zurückblieben. Nach langen Kämpfen mit den umwohnenden Stämmen hatten sie sich endlich Ruhe erzwungen und ihre Wohnsitze zwischen Maas und Schelde genommen. Mitten auf dem Marsch den Nerviern zu Hilfe erreichte sie die Nachricht von ihrer

vollſtändigen Niederlage. Darauf kehrten ſie um, verließen ihre Flecken und Caſtelle und brachten all ihre Habe an einen von Natur aus befeſtigten Ort. Beim Anrücken des römiſchen Heeres machten ſie häufige Ausfälle, bis Cäſar ſie durch einen Wall von zwölf Fuß Höhe und einem Umfang von 15,000 Schritt und mit zahlreichen Schanzen eingeſchloſſen hatte. Anfangs verhöhnten ſie die Römer, was ſie als Menſchen von winziger Geſtalt mit dem gewaltigen Thurm beginnen wollten, der weit entfernt von der Mauer errichtet wurde. Als der Thurm aber in Bewegung geſetzt und der Mauer näher gebracht wurde, geriethen ſie über dieſe ungewöhnliche Erſcheinung in Beſtürzung, ſchickten Geſandte und unterwarfen ſich unter der einzigen Bedingung, ſie doch nicht entwaffnen zu wollen: faſt alle Nachbarn ſeien ihnen Feinde und auf ihre Tapferkeit eiferſüchtig. Ohne Waffen könnten ſie ſich gegen dieſe nicht vertheidigen. Lieber wollten ſie von dem römiſchen Volke jedes Schickſal erdulden, als von denen martervoll hingemordet werden, unter welchen ſie bisher zu herrſchen gewohnt geweſen. Cäſar dagegen verlangte unbedingte Unterwerfung und Auslieferung der Waffen; gegen die Nachbarvölker werde er ſie als Schutzbefohlene des römiſchen Volkes zu ſchützen wiſſen. Darauf wurde eine ſo große Menge Waffen über die Mauer in den um die Stadt laufenden Graben geworfen, daß die Haufen derſelben bis an den Rand der Mauer und des römiſchen Walles reichten und dennoch hatten ſie den dritten Theil heimlich in der Stadt zurückbehalten. Den Römern wurden nun die Thore geöffnet. Des Nachts aber zog Cäſar ſeine Soldaten aus der Stadt. Da um die dritte Nachtwache machten die Aduatuker mit aller Mannſchaft einen Ausfall zum Theil mit den verheimlichten Waffen, zum Theil aber auch mit ſolchen Schilden, die ſchnell aus Baumrinde verfertigt oder aus Reifern geflochten und eiligſt mit Thierfellen überzogen waren. Aber die militäriſche Ordnung des römiſchen Lagers rief ſchnell durch Feuerzeichen das ganze Heer wach und vereitelte das tollkühne Beginnen trotz der Gegenwehr der Aduatuker, die wie tapfere Männer an der Grenze aller Hoffnung kämpften. Viertauſend von ihnen bedeckten den Wahlplatz, die übrigen wurden in die Stadt zurückgeworfen, die nun der erbarmungsloſen Härte des Siegers Preis gegeben war. Des andern Morgens wurden die Thore ohne Widerſtand erbrochen und auf Cäſars Befehl die Stadt mit allem, was darin war, als Kriegsbeute verkauft; es fanden ſich noch 53,000 Köpfe, die in die Sklaverei wanderten. 57 v. Chr.

Ein Zug beinahe am Ende des Jahres gegen die Menapier und Moriner mißlang gänzlich. Die Bedrohten zogen ſich nämlich nach den bittern Erfahrungen mächtiger Stämme, mit den Römern in offener Feldſchlacht ſich zu meſſen, mit all den Ihrigen in ihre großen Wälder und Moräſte zurück. Als Cäſar daſelbſt eingetroffen beim Lagerſchlagen von ihnen plötzlich aus den Wäldern angegriffen wurde, ließ er große Strecken Waldes niederhauen und alles gefällte Holz gegen den unſichtbaren Feind wie einen Wall aufthürmen. Allein

plötzlich trat so schlechte Witterung ein, daß die Soldaten bei den anhaltenden Stürmen und Regengüssen es nicht länger unter den Zelten aushalten konnten. So mußte, nachdem die Felder verwüstet, die Ortschaften in Brand gesteckt waren, der Rückzug angetreten werden, um dann in günstiger Jahreszeit wiederzukehren. 56 v. Chr.

Im Winter des folgenden Jahres waren zwei von den Sueven bedrängte Gauvölker, die Usipeten und Tenchterer, nicht weit von der Gegend, wo der Rhein in die See mündet, mit einer großen Menge über diesen Fluß gegangen, um neue Wohnsitze zu suchen. Allein bei der zweifelhaften Treue der Gallier waren so viel streitbare Germanen den Römern doppelt gefährlich. Cäsar war herbeigeeilt und aus Besorgniß vor der Unbeständigkeit der Gallier schnell in die Gegend gerückt, in welcher die Germanen standen. Da schickten diese Gesandte zu ihm mit der Erklärung, daß sie von den Sueven gegen ihren Willen aus der Heimath gedrängt worden und nicht gekommen seien, Feindseligkeiten gegen die Römer zu beginnen, seien aber, würden sie angegriffen, zum Kampfe bereit. Denn das sei von den Voreltern ererbte Germanensitte, Jedem, der Krieg mit ihnen beginne, Widerstand zu leisten, zu Bitten aber niemals ihre Zuflucht zu nehmen. Sei ihre Freundschaft den Römern genehm, so möchte man ihnen Aecker zuweisen oder gestatten, die zu behalten, die sie mit den Waffen in Besitz genommen. Cäsar antwortete, von Freundschaft zwischen ihnen und den Römern könne so lange keine Rede sein, so lange sie in Gallien blieben: da gebe es keine herrenlose Felder; wollten sie sich aber im Gebiete der Ubier niederlassen, so glaube er das erwirken zu können. Darauf forderten die Gesandten drei Tage Frist, und daß er ihnen unterdessen nicht näher rücke. Beides wurde ihnen abgeschlagen. Als sie des andern Tages wiederkehrten mit der Bitte, wenigstens ihnen so viel Zeit zu gönnen, bis sie sich mit den Ubiern verständigt hätten, wollte Cäsar auch das nicht zugeben, aus Furcht vor einer Hinterlist, sie möchten nur ihre auf einen Streifzug ausgesandte Reiterei zurückerwarten, um dann loszubrechen. Unterdessen waren die Heere immer näher gerückt. So kam es, daß 800 germanische Reiter, die übrigen waren noch nicht zurückgekehrt, die 5000 Mann starke römische Reiterei, im Augenblick als sie dieselbe erblickten, angriffen und schnell in Unordnung brachten. Als die Römer sich wieder ordneten und Stand hielten, sprangen die Germanen nach ihrer Gewohnheit von den Pferden, stießen den römischen Pferden die Schwerter von unten in den Leib und schlugen die übrigen in die Flucht. Der Schrecken unter diesen war so groß, daß sie nicht eher zum Stehen gebracht werden konnten, als bis sie das römische Fußvolk vor Augen hatten. Wegen dieser empfindlichen Niederlage beging Cäsar eine unerhörte Treulosigkeit. Als nämlich des andern Tages die Anführer beider Stämme in's römische Lager kamen, theils um sich zu entschuldigen, daß am vorigen Tage dieser Zusammenstoß statt gefunden, theils auch um einen Waffenstillstand abzuschließen,

ließ Cäſar ſie gefangen nehmen und rückte dann mit ſeiner ganzen Macht aus dem Lager. Er kam in die Nähe des germaniſchen Lagers, ehe man etwas von ſeiner Bewegung wiſſen konnte. Das führerloſe Volk in Schrecken über die ſchnelle Ankunft der Römer und wegen der Abweſenheit der Führer, war rathlos, ob es gegen die Feinde die Waffen ergreifen, das Lager vertheidigen oder eiligſt ſich zurückziehen ſollte. So brachen die römiſchen Soldaten in das von Geſchrei und Getümmel erfüllte Lager. Wer ſchnell zu den Waffen greifen konnte, leiſtete eine Zeit lang zerſtreut und vereinzelt zwiſchen der Wagenburg den Feinden Widerſtand, dagegen warf ſich die ganze Maſſe, Weiber und Kinder, in wilde Flucht, und ihnen nach die römiſche Reiterei. Als die Ueberfallenen das Geſchrei hinter ſich vernahmen und ſahen, wie die Ihrigen wehrlos niedergehauen wurden, ſtürzten ſie aus dem Lager und flohen bis zum Zuſammenfluß der Maas und des Rheins. Wer hier nicht in weiterer Flucht gehindert, zuſammengehauen oder gefangen wurde, ſtürzte ſich in den Fluß und kam meiſt von der Strömung überwältigt in den Fluthen um. Cäſar rühmte ſich, daß ſein Heer außer einigen Verwundeten keinen Mann verloren hatte. Wie zum Hohn wurden jetzt die gefangenen Anführer freigelaſſen. Römiſche Schriftſteller werden nicht müde über Verräthereien und Treuloſigkeiten anderer Völker zu klagen: puniſche Treu iſt ein römiſches Sprichwort. Welche unabſehbare Reihe planmäßiger, kalter Grauſamkeit aber bietet die römiſche Geſchichte nur allein gegen das deutſche Volk, eine Politik, die aber auch eine wahre Drachenſaat blutiger Vergeltung wurde! Es darf nicht verſchwiegen werden, daß, als in Rom die Nachricht von dieſem Sieg eintraf, Cato, ein Mann altrömiſcher Strenge, dieſen Verrath an einem Volk laut brandmarkte. Cäſar, forderte er, müſſe als Verräther den Germanen, an denen er gefrevelt habe, ausgeliefert werden: man möge den Fluch nicht über Rom und das Volk bringen. „Laßt uns den Göttern danken," rief er aus, „daß ſie um des Feldherrn Wahnſinn und Verblendung willen nicht die Soldaten heimſuchen und Roms in Gnaden ſchonen." Aber das ſiegreiche Vordringen Cäſars in Gegenden, die den Römern bisher ganz unbekannt waren, hatte zu viel Schimmerndes, als daß ſolcher vereinzelte Tadel gehört worden wäre. Als es ſich um Verlängerung ſeiner oberſten Gewalt in Gallien handelte, war es Cicero, der größte römiſche Redner, welcher unter großen Lobeserhebungen ſeiner Thaten für ihn auftrat. Cajus Marius ſelbſt, ſagte er, deſſen göttliche Thatkraft das römiſche Volk von ſchwerer Trauer und Verzweiflung befreite, habe zwar die gewaltigen Schaaren, die über Italien hereinbrachen, niedergeworfen, aber zu ihren Städten und Wohnſitzen ſei er nicht vorgedrungen. Darin ſei Cäſar ganz anders verfahren. Denn nicht gegen die allein habe er geglaubt kämpfen zu müſſen, welche ſchon gegen das römiſche Volk in Waffen ſtanden, ganz Gallien müſſe unterworfen werden. So habe er mit den thatenmuthigſten und größten Völkern, Germanen und Helvetiern, in offener Schlacht mit höch-

ſtem Glück geſtritten, die Uebrigen in Schrecken geſetzt, zurückgedrängt, gebändigt; Gegenden und Völker, die vordem kein Buch, kein Wort, kein Gerücht bekannt gemacht, habe Cäſar, das römiſche Heer und ſeine Waffen durchzogen. Nur ein kleiner Theil von Gallien ſei römiſch geweſen, das übrige im Beſitz von Stämmen, die entweder Feinde der römiſchen Herrſchaft, oder treulos, oder unbekannt, oder wenigſtens wild und barbariſch und kriegeriſch waren. Es ſei wohl Niemand geweſen, der nicht gewünſcht hätte, dieſer Völkerſchaften Kraft möge überwältigt und gebrochen werden. Doch wegen der Macht und Menge jener Stämme ſei vorher nie auf einmal gegen ſie gekämpft worden. „Jetzt endlich," rief er aus, „iſt es vollbracht, daß das Ende unſerer Herrſchaft zugleich das Ende der Welt iſt. Nicht ohne göttliche Fügung hat die Natur die Alpen als Bollwerk vor Italien aufgethürmt, denn wäre dort den wilden Maſſen der Zugang offen geweſen, ſo wäre nimmer dieſe Stadt der größten Herrſchaft Heimath und Sitz geworden. Mögen ſie jetzt zuſammenſtürzen: jenſeits jener Berghöhen bis an den Ocean iſt nichts mehr, was Italien zu fürchten braucht."

Es ſchien allerdings, als brauche Rom nichts mehr zu fürchten, als treibe es ſein unabänderliches Schickſal an, die Feinde in ihrem Vaterlande kennen zu lernen, unter deren eiſernen Händen ſeine Herrlichkeit zuſammenbrechen ſollte. Cäſar ging über den Rhein. Eroberungen in dem wenig angebauten wilden Lande zu machen, war wohl ſeine Abſicht nicht, er wollte Schrecken unter den Germanen verbreiten, wenn ſie merkten, es vermöge und wage ein römiſches Heer über den Rhein zu ſetzen, ſie in ihren eigenen Wohnſitzen zu bedrohen und Rache für ihre Einfälle oder Hilfeleiſtungen in Gallien zu nehmen. Es war zugleich aber auch ein Rachezug gegen die Sigambrer. Jener Theil der Reiterei der Uſipeten und Tenchterer, welcher über die Maas und damit dem Hinſchlachten entgangen war, hatte ſich nach der Flucht der Seinigen jenſeits des Rheins in das Land der Sigambrer zurückgezogen und mit dieſen ſich verbündet. Cäſars Boten an ſie mit der Forderung, die, welche mit ihm Krieg angefangen, ihm auszuliefern, erhielten die Antwort: Die Grenze der Herrſchaft des römiſchen Volks ſei der Rhein; wenn er nicht für billig halte, daß Germanen wider ſeinen Willen nach Gallien hinüberziehen, weßhalb er Macht und Oberhoheit auf dem andern Ufer des Rheins in Anſpruch nehme? Außerdem hatte aber der Stamm, der am meiſten römiſch geſinnt und eben deßwegen den fortgeſetzten Angriffen anderer Stämme, beſonders der Sueven, ausgeſetzt war, die Ubier, ihn um Hilfe in ihrer Bedrängniß angerufen. Entweder möchte er ihnen Hilfe bringen, ließen ſie ihm ſagen, oder wenigſtens ſein Heer über den Rhein führen, „das wäre ihnen Unterſtützung und Troſt genug für die Zukunft. Denn der Name und Ruhm des römiſchen Heeres ſei nach Beſiegung Arioviſts ſogar bei den entfernteſten Stämmen der Germanen ſo groß, daß ſie durch das Anſehen und die Freundſchaft des römiſchen Volkes

unangefochten bleiben könnten". Schiffe, um das Heer hinüberzuschaffen, versprachen sie in großer Anzahl. Es ist ein Stück Geschichte aus neuerer Zeit. Wo der Feind um Gründe für Raub und Unrecht verlegen war, hat es niemals an Solchen gefehlt, die ihr Wohl von dem des Ganzen trennten und beim Ausland bettelnde Klage erhoben, eine verrätherische Gasse mitten in's Herz des Vaterlandes!

So beschloß denn Cäsar über den Rhein zu gehen, aber auf Schiffen überzusetzen, das hielt er für zu gefährlich; ob er es auch, wie er sagt, seiner und des römischen Volkes für nicht würdig gehalten habe, lassen wir dahingestellt. Er schlug eine Brücke, wahrscheinlich zwischen dem heutigen Coblenz und Andernach, und trotz der Breite, Gewalt und Tiefe des Stromes war das auf Pfählen ruhende Werk in zehn Tagen vollendet. Nachdem er an beiden Enden der Brücke eine starke Besatzung zurückgelassen hatte, rückte er in das Gebiet der Sigambrer. Diese hatten aber Weib und Kind, Hab und Gut weggebracht und sich in die Waldungen zurückgezogen. Nachdem er Alles niedergebrannt und das Getraide niedergemäht hatte, zog er sich in das Gebiet der römisch gesinnten Ubier zurück. Hier erfuhr er, daß die Sueven auf die Kunde von dem Bau der Brücke nach ihrer Sitte eine Versammlung gehalten und dann nach allen Seiten Boten ausgesandt mit dem Befehl, Weiber und Kinder und alle Habe in den Waldungen zu bergen und mit der waffenfähigen Mannschaft an einen Ort zusammenzurücken, wozu man ungefähr den Mittelpunkt des Suevenlandes ausgewählt, um dort das Anrücken der Römer abzuwarten und den entscheidenden Kampf zu schlagen. Als dieß Cäsar hörte, glaubte er für den Ruhm und den Vortheil des römischen Namens genug gethan, den Germanen gedroht, an den Sigambern Rache genommen und die Ubier beschützt zu haben. Wahrscheinlich ist aber auch, daß der dichte Schatten, das düstere Rauschen germanischer Wälder, grauenvoll gemischt mit dem sehr vernehmbaren Waffenrüsten des Suevenbundes, ihn nichts weniger als Lorbeerkränze hoffen ließen. Nach achtzehn Tagen ging er, ohne einen Feind gesehen zu haben, nach Gallien zurück und trug die Brücke ab. 55 v. Chr.

Als Cäsar diese Thaten und dann einen Zug nach dem bis dahin unbekannten Britannien, der freilich den Römern wenig nützte, nach Rom berichtete, verordnete der Senat ein zwanzigtägiges Dankfest. Aber schon ehe er nach Britannien schiffte, mußte ihm bekannt sein, daß sich unter den Belgiern ein den Römern ganz abgeneigter Geist rege, und daß, wenn er nicht eile, die Besiegten vielleicht noch einmal zu besiegen, vielleicht noch größere Gefahr zu befürchten sei. Vor seinem Zuge wollte er deßwegen, um keinen Feind im Rücken zu haben, die Verdächtigen unschädlich machen. Zu diesen rechnete er besonders die Trevirer an der Mosel. Sie beschickten weder die Landtage, die er ausschrieb, noch viel weniger befolgten sie seine Befehle; ja sie standen vielmehr in immerwährender Verbindung mit den Germanen

auf dem rechten Rheinufer, ein römiſches Capitalverbrechen. Neben den größten und beſten Reiterſchaaren beſaßen ſie auch noch bedeutende Macht zu Fuß. Bei ihnen hatten ſich ſeit dem Erſcheinen der Römer unter Anführung eines Ehrgeizigen eine ihnen günſtige Partei gebildet, Cingetorix an ihrer Spitze; ihm entgegen ſtand Induciomarus, der von Cäſar nichts wiſſen, von den Römern nichts hoffen wollte. Auf die erhaltenen Anzeichen eilte Cäſar mit vier Legionen ohne Gepäck und achthundert Reitern herbei. Als Cingetorix davon hörte, erſchien er im römiſchen Lager, und verſprach für ſich und alle, die zu ihm ſtanden, die Freundſchaft mit dem römiſchen Volk zu bewahren; gab aber auch an, was bei den Trevirern ſich begebe. Induciomarus dagegen ſammelte Fußvolk und Reiterei und ließ Alle, die ihres Alters wegen die Waffen nicht führen konnten, in den Schutz des Ardennenwaldes bringen. Da begannen Verſprechungen und römiſches Geld, Furcht und Verlockungen unter ſeinen Anhängern zu wirken. Von vielen verlaſſen blieb Induciomarus nichts übrig, als unter den möglichſt billigen Bedingungen ſich zu unterwerfen. Er ſchickte Geſandte an Cäſar und verſprach in das römiſche Lager zu kommen und ſeines Volkes Wohl deſſen Händen zu übergeben. Cäſar gebot ſofort, Induciomarus ſolle mit 200 Geiſeln vor ihm erſcheinen. Sie wurden gebracht, unter ihnen der Sohn und alle Verwandten des Induciomarus, die ausdrücklich verlangt waren. Mit den freundlichſten, ſüßeſten Troſtesworten gegen ihn verſammelte Cäſar aber alle Häuptlinge der Trevirer und ſuchte ſie einzeln für Cingetorix zu gewinnen. Denn er war, lauten ſeine Worte, einerſeits überzeugt, Cingetorix habe es verdient, anderſeits aber hielt er es für ſehr wichtig, daß ein Mann, deſſen vorzügliche Anhänglichkeit an ihn er erprobt hatte, bei den Seinen im größten Anſehen ſtünde. Um ſo bitterer empfand es Induciomarus, daß man ſeine Macht ſo zu ſchwächen ſuchte. Seine den Römern abgeneigte Geſinnung ſteigerte ſich zu glühendem Haß. Nachdem Cäſar dieſe Angelegenheit geordnet glaubte, zog er mit ſeinem Heere nach dem Hafen Itius, den die einen für Boulogne, andere für Viſſant unweit Calais halten, um ſich zum zweitenmal nach Britannien einzuſchiffen. Vorher hatte er noch verſchiedene Maßregeln getroffen, damit während ſeiner Abweſenheit Gallien ruhig bleibe. Zum Beweis, daß die römiſche Herrſchaft in der eroberten Provinz nichts weniger als geſichert war, nahm er die Reiterei von ganz Gallien mit ſich, ebenſo die Häuptlinge aller Völkerſchaften. Nur wenige von dieſen Männern, deren Treue ihm gewiß war, wollte er in Gallien zurücklaſſen, die Uebrigen aber als Geiſeln mit ſich führen, weil er während ſeiner Abweſenheit einen Aufſtand befürchtete. Ja er traute ſogar den Aeduern nicht, die doch den Römern ganz beſonders verpflichtet und verbunden waren. Einer ihrer Vornehmen war Dumnorix, den Cäſar ganz beſonders nicht aus den Augen zu laſſen Urſache hatte. Nach römiſcher Schilderung war er ein Mann von ſtolzer Freiheitsliebe, feurigem

Muth und großer Entschlossenheit, sein Ansehen unter dem Volk fest gegründet. Anfangs versuchte er die Erlaubniß zum Bleiben in Gallien durch verschiedene Gründe zu erwirken, wie er an die Seefahrt nicht gewöhnt sei, ihn aber auch religiöse Bedenken abhielten. Da ihm dieß nicht gelang, wollte er sämmtliche Häuptlinge zu einer gemeinsamen Vorstellung an Cäsar vermögen mit dem Hinweis, daß man Gallien nicht umsonst seinen ganzen Adel entführe. Da ihm auch das nicht gelang, verließ er, während Alles mit der Abfahrt beschäftigt war, mit der Reiterei der Aeduer plötzlich das Lager. Als das Cäsar gemeldet wurde, ließ er sogleich die Einschiffung einstellen und schickte die Reiterei zu seiner Verfolgung aus mit dem Befehl, ihn lebend oder todt zurückzubringen. Eingeholt erlag er nach kurzer Gegenwehr; seine letzten Worte waren, er sei ein freier Mann und aus einer freien Gemeinde.

3) Das war das Vorspiel dessen, was folgen sollte. Doch kehrte Cäsar zu bald aus Britannien zurück, ehe die Plane der allgemeinen Erhebung gegen ihn noch recht gediehen waren. An der Spitze der Verschwörung stand der Trevirer Induciomarus und die Eburonen Ambiorix und Kativolkus. Im Jahre 54 v. Chr. war wegen anhaltender Trockenheit die Getraideernte unbedeutend. Um am leichtesten dem Mangel an Lebensmitteln abzuhelfen, mußte Cäsar seine Legionen trennen und in verschiedenen Gauen in vier feste Winterquartiere legen. Diese sollten nach dem Plane des Aufstands einzeln überfallen und vernichtet werden. Eines dieser Winterlager war unter dem Befehl der Legaten Cotta und Titurius bei den Eburonen errichtet, die größtentheils zwischen Maas und Rhein wohnten. Gegen dieses richtete sich der erste Angriff. Die Eburonen unter Anführung des Ambiorix und Cativolkus überfielen die beim Holzfällen beschäftigten Soldaten und rückten dann eiligst herbei, das Lager selbst zu stürmen. Als dieß fehlschlug, wußte Ambiorix einige vornehme Römer zu einer freundlichen Unterredung zu bewegen, in der er ihnen eröffnete, daß ganz Gallien sich erhoben, seine Freiheit sich zu erkämpfen, und an einem Tage alle Winterlager angegriffen habe; dann sei ein starkes germanisches Heer in Sold genommen und bereits über den Rhein gegangen, in zwei Tagen werde es zur Stelle sein; aus Wohlwollen rathe er ihnen, vorher noch das Winterlager zu verlassen, und durch Vereinigung mit einem der nächst gelegenen sich zu retten. Als diese Nachrichten in das Lager zurückgebracht wurden, entstand im Kriegsrath Streit darüber, was zu thun sei, bis endlich die Meinung für den Aufbruch die Oberhand gewann und die Römer mit Tagesanbruch ihr festes Lager verließen. Die Eburonen, durch verschiedene Anzeichen in der Nacht noch davon benachrichtigt, hatten sich in zwei Abtheilungen in Hinterhalt gelegt. Kaum war der langgedehnte römische Zug, mit Gepäck arg beschwert, in ein großes Thal hinabgestiegen, als sie sich an einem sehr ungünstigen Ort vor- und rückwärts zugleich angegriffen sahen. Die tapferste Gegenwehr, die persönliche Tapferkeit besonders

des Legaten Cotta, der im Kriegsrathe gegen den Abzug gestimmt hatte, konnte die Legion nicht retten. Verwirrung und Muthlosigkeit stieg mit jedem Augenblick. Da begannen die Eburonen der Plünderung wegen sich zu zerstreuen. Aber auch diese Hoffnung der Rettung vereitelte ein Befehl des Ambiorix, der an allen Punkten ausrufen ließ, keiner solle von der Stelle weichen, alle Beute und was die Römer zurückließen, gehöre ihnen, aber zuerst gelte es, den Sieg zu erfechten. Cotta fiel mit den Waffen in der Hand und mit ihm der größte Theil; der Rest drang in's Lager zurück, und tödtete sich in der Nacht selbst, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen. Die Wenigen, die aus dem Blutbade entkamen, gelangten mit der Nachricht über den schweren Verlust durch Wälder in das nächste römische Winterlager. Ambiorix war alsbald mit der Reiterei zu den Aduatukern, die Cäsar schon längst vernichtet haben wollte, aufgebrochen, brachte sie durch die Nachricht seines Sieges zum Aufstand, und zog von da zu den Nerviern, die er gleichfalls aufforderte, sich auf immer frei zu machen, und die erlittenen Unbilden an den Römern zu rächen. Zur Erstürmung des nächsten Winterlagers, das unter dem Legaten Cicero stand, wurden die Nervier ohne viele Mühe gewonnen. Mit ihnen zugleich ergriffen ihre Bundesgenossen und Schutzverwandten die Waffen; es galt die Römer zu überfallen und das befestigte Lager zu erstürmen. Als dieß nicht gelang und der Sturm abgeschlagen wurde, versuchte man durch List Cicero zum Abzug zu bewegen. Vornehme Nervier stellten ihm vor, ganz Gallien stehe unter den Waffen, die Germanen seien schon über den Rhein gezogen und eines der Winterlager schon erstürmt. Da aber auch dieß mißlang, schloßen sie das römische Lager mit einem eilf Fuß hohen Wall und fünfzehn Fuß tiefen Graben ringsum ein, und gaben den Römern damit einen Beweis, wie viel sie in kurzer Zeit von ihnen gelernt hatten. Aus Mangel an eisernen Werkzeugen mußten sie den Rasen mit den Schwertern stechen und dann die Erde mit ihren Mänteln herbeitragen. Sie hatten auf dem Walle außerdem nicht nur Thürme errichtet, sondern beschoßen auch am siebenten Tage das Lager mit glühenden Kugeln, wodurch die mit Stroh bedeckten Lagerhütten in Brand geriethen und das Feuer bei der Heftigkeit des Windes sich durch das ganze Lager verbreitete. Aber auch so vermochten sie nicht einzudringen. Der Legat hatte bereits unter Versprechung großer Belohnung mehrere Boten an Cäsar geschickt, von denen keiner an Ort und Stelle gelangte. Da erbot sich ein römisch gesinnter, vornehmer Nervier, der im Lager sich befand, durch einen seiner Sklaven einen Brief an Cäsar zu bringen. Mit dem Brief, um den Schaft eines Wurfspießes gewickelt, ging der Sklave in gallischer Kleidung mitten durch die Belagerer und gelangte zu Cäsar. Als Cäsar diese drohenden Nachrichten erhalten hatte, war sein Erstes, Befehle an die nächsten Legionen zum Aufbruch zu senden und sich dann mit ihnen auf dem Marsche zu vereinigen, eine dritte aber, die entfernter stand, sollte in das Gebiet der Ner-

vier fallen. Er ſelbſt eilte mit zwei Legionen den Belagerten zu Hilfe. Auf die Nachricht aber, wie gefährlich es um ſie ſtehe, beredete er durch große Belohnung einen galliſchen Reiter, einen Brief in's Lager zu bringen, mit der Weiſung, wenn er nicht ſelbſt hineingelangen könne, den Brief, der in griechiſcher Schrift geſchrieben war, an ſeinen Speer zu binden und über den Wall zu werfen. In der Nähe des Lagers angekommen, ſchleuderte der Gallier aus Furcht vor Gefahr den Speer, wie ihm befohlen war. Er blieb aber durch Zufall an einem Thurme hängen und ward zwei Tage lang nicht bemerkt, erſt am dritten Tage entdeckte ihn ein Soldat. Sein Inhalt gab den Belagerten neuen Muth.

Unterdeſſen hatten aber auch die Belagerer die Annäherung Cäſars erfahren, die Belagerung aufgehoben, und waren ihm mit ganzer Macht entgegengerückt. Von dem Legaten aber durch neue Botſchaft in Kenntniß geſetzt, daß die Belagerung aufgehoben und die Germanen gegen ihn ſelbſt im Anzug ſeien, beeilte ſich Cäſar nicht mehr, ſondern ſuchte auf dem günſtigſten Boden mit dem Feinde zuſammenzutreffen. In dieſer Abſicht legte er ſein Lager ſo klein als möglich an und befahl den Soldaten durch erheuchelte Furcht und verſtellte Flucht den Feind, wenn er erſcheine, herbeizulocken und ſicher zu machen. Die Liſt gelang ihm ſo vollkommen, daß die Germanen von allen Seiten das Lager beſchoßen, ſogar die Thore zu ſprengen ſuchten, während Einige anfingen, den Wall aus einander zu reißen und die Gräben auszufüllen. In dieſem Augenblick fielen die Römer aus allen Thoren und ſchlugen ſie mit ſchwerem Verluſte in die Flucht. Ihnen aber weiter nachzuſetzen, ſcheute ſich Cäſar wegen der vielen Moräſte und Wälder, und weil er ſah, daß keine Gelegenheit mehr war, ihnen auch nur geringen Schaden zuzufügen. Vor dem bedrohten Lager angekommen, bewunderte er die Thürme, Sturmdächer und Verſchanzungen der Belagerer und fand, als er die Legion ſich vorführen ließ, kaum den zehnten Mann ohne Wunde. Die Kunde von Cäſars Ankunft bewog auch Induciomarus, der ſich bereits gerüſtet hatte, das vierte römiſche Winterlager anzufallen, ſeine Schaaren in das treviriſche Gebiet zurückzuführen. Die Aufſtändiſchen waren aber durch dieſe Verluſte nicht im mindeſten entmuthigt, hielten vielmehr an unbeſuchten Orten und zur Nachtzeit ihre Verſammlungen, ſo daß kein Tag verging, an dem Cäſar nicht durch ſeine gut bezahlten Kundſchafter eine Anzeige von Verſammlungen und Bewegungen in Gallien erhielt, ja nach ſeinem eigenen Geſtändniß war außer den Aeduern und Remern in ganz Gallien kaum noch eine einzige Völkerſchaft, deren Treue unverdächtig war. An raſtloſer Thätigkeit übertraf aber Induciomarus alle. Als ſeine Geſandten den ganzen Winter über ſich vergeblich bemüht hatten, die germaniſchen Gemeinden jenſeits des Rheins zum Beiſtand zu bewegen, begann er nichts deſto weniger ein Heer zu ſammeln und einzuüben. Es verſammelte ſich Alles um ihn, was den römiſchen Namen haßte, oder von der Nieder-

lage der Römer Vortheile zu ziehen hoffte. Nach Germanenſitte berief er einen bewaffneten Landtag, ließ den Römerfreund Cingetorix, ſeinen eigenen Schwiegerſohn, für einen Feind des Vaterlandes erklären und zog ſeine Güter ein; machte dann der Verſammlung bekannt, er werde von den Senonen, Carnuten und mehreren andern Völkerſchaften in Gallien zu Hilfe gerufen, ſeinen Weg durch das Gebiet der Remer nehmen und ihr Land verheeren, vorher jedoch noch einen Angriff auf das römiſche Winterlager machen. Hier war es nun, wo er eines Abends bei allzugroßer Sorgloſigkeit von der ausfallenden Reiterei verfolgt, eingeholt und getödtet, ſein Kopf in's Lager gebracht wurde. Die Soldaten hatten den ausdrücklichen Befehl, nur Indueiomarus zu verfolgen und bevor er gefallen, Niemand anders zu verwunden; auch war demjenigen, der ihn tödten würde, große Belohnung verheißen. Als ſein Tod bekannt wurde, zog die ganze verſammelte Streitmacht der Eburonen und Nervier ab; die Römer athmeten leichter. 54 v. Chr.

Um aber den Aufſtändiſchen, die endlich doch die benachbarten Germanen für ſich gewonnen hatten, zuvorzukommen, brach Cäſar noch vor Ende des Winters in das Land der Nervier, fing eine große Menge Menſchen und Vieh, welche er den Soldaten als Beute überließ, und verheerte das Land weit und breit. Daſſelbe Schickſal traf im nächſten Jahr das Land der Menapier. So von ihren Bundesgenoſſen getrennt und verlaſſen, zogen die Anhänger des Induciomarus, nachdem noch ein Angriff gegen die Römer gänzlich fehlgeſchlagen, mit den germaniſchen Hilfsvölkern über den Rhein. Dieß veranlaßte Cäſar zum zweitenmale über den Rhein zu gehen, etwas oberhalb der Stelle, wo er die erſte Brücke geſchlagen hatte. Aber auch dießmal fand er nichts, als die für die Römer ſo grauenvollen Wälder, in die ſich die Sueven zurückgezogen hatten; er hielt es nicht für rathſam, vom Rhein weg landeinwärts zu ziehen und die Feinde aufzuſuchen. Bei ſeinem Rückzug ließ er einen Theil der Brücke, wie zur Drohung, ſtehen.

Jetzt galt es Ambiorix und die Eburonen durch ſchnellen Ueberfall zu vernichten. Es war gerade die Zeit, wo das Getraide zu reifen begann. Da die Römer Alles vermieden, was ihre Annäherung verrathen könnte, im Lager ſogar kein Feuer machten, überraſchten ſie Viele auf den Aeckern. Ja Ambiorix ſelbſt entging nur durch die Lage ſeines Hauſes, das rings von Wald umgeben war, der Gefangenſchaft und dem Tod; Wagen und Pferde wurden erbeutet. Ein Theil der Eburonen entfloh in den Ardennenwald, ein anderer verbarg ſich in den endloſen Sümpfen, und die, welche dem Ocean am nächſten waren, verſteckten ſich auf den Inſeln. Kativolkus aber, Anführer des andern Theils der Eburonen, altersſchwach und unfähig, die Anſtrengungen des Krieges und der Flucht zu ertragen, tödtete ſich ſelbſt. Nun war allerdings kein Heer mehr zu bekämpfen, es konnte ſich kein feſter Platz, nirgends eine Beſatzung, halten. Aber in jedem verſteckten Thal, in jeder waldigen Gegend,

in jedem Sumpf lauerten die verſprengten Eburonen. Cäſar konnte darum ſein Heer nicht zerſtreuen, aus Furcht vor überall drohendem Hinterhalt; es aber bei den Fahnen zuſammenzuhalten, das brachte den Feinden wenig Schaden. So ließ man, um das Sichere dem Drohenden vorzuziehen und obgleich Alle vor Rachbegierde brannten, Cotta's und ſeiner Soldaten Tod zu rächen, lieber manche Gelegenheit, dem Feinde zu ſchaden, unbenützt, als daß man ſich ſelbſt der Gefahr preisgab. Aber abgeſehen von der furchtbaren Verheerung des Landes durch die Legionen, gingen von Cäſar noch Boten rings an die Völkerſchaften mit der Einladung und Ausſicht auf Beute, das Land der Eburonen zu plündern, damit lieber, wie er erzählt, das Leben der Gallier, als das der Legionsſoldaten in den Waldungen auf's Spiel geſetzt werde.

Die Nachricht von dieſen maſſenhaften Plünderungen lockte auch 2000 Sigambrer über den Rhein. Sie ſetzten auf Schiffen und Flößen über den Strom, etwa 3000 Schritte unterhalb der Stelle, wo die Brücke geſchlagen und der feſte Poſten von Cäſar zurückgelaſſen worden war. Nachdem ſie ſchon eine große Menge aufgefangen hatten, erfuhren ſie von den Eburonen Tadel darüber, daß ſie hinter einer elenden und geringfügigen Beute her ſeien, während ganz andere in ihrer Nähe beinahe unbewacht zu haben ſei. In Aduatuca, kaum drei Stunden entfernt, habe das römiſche Heer alles Werthvolle zuſammengeſchleppt. Beſatzung ſei gerade ſo viel darin, daß nicht einmal die Mauer ringsum beſchützt ſei und keiner ſich aus den Befeſtigungswerken herauswage. Schnell ließen ſie die gemachte Beute an verborgenen Orten zurück und zogen gegen Aduatuca. Da bei der gänzlichen Zerſtreuung der Eburonen von keiner Seite Gefahr zu drohen ſchien, war gerade an dem Tag ein Theil der römiſchen Beſatzung ausgerückt, um in den nächſten Saatfeldern Getraide zu holen. Sie war kaum abgezogen, als die Sigambrer ſo ſchnell vor dem Lager erſchienen, daß nicht einmal die Handelsleute, welche vor dem Walle ihre Zelte hatten, ſich zurückziehen konnten. Mit Mühe behaupteten die Römer die Thore, bis die ausgeſchickten Cohorten auf das vernommene Geſchrei zu Hilfe eilten, nicht ohne Verluſt die ſich ihnen entgegenſtellenden Germanen durchbrachen und das Lager gewannen. An der Eroberung des Lagers verzweifelnd, zogen die Sigambrer mit der in den Wäldern niedergelegten Beute über den Rhein zurück. Die Angſt im römiſchen Lager war aber ſo groß, daß man, als in der Nacht nach dem Sturm die römiſche Reiterei von ihren Streifzügen zurückkam, anfangs ſie kaum einlaſſen wollte. Das Land war furchtbar verwüſtet, Bewegliches und Unbewegliches verbrannt und geraubt, das Vieh getödtet oder weggetrieben, die Einwohner verſprengt, ſehr viele gefangen. Ambiorix dagegen, dem ganz beſonders die römiſche Rache galt, entkam immer durch Wälder und Schluchten. Cäſar hoffte zwar, er werde den Seinen, wenn ſolche noch übrig blieben, eben wegen des Unglücks verhaßt, das er über ſie gebracht, vielleicht auch von ihnen getödtet oder ausgeliefert werden. Er täuſchte

ſich aber, es fand ſich Niemand, der ſich an dem Flüchtling vergriffen oder ihn verrathen hätte: ein Beweis, wie verhaßt der römiſche Name und wie geachtet trotz namenloſen Unglücks derjenige war, der das fremde Joch brechen wollte. Ambiorix verſchwand und kehrte wieder, wo er dem römiſchen Namen ſchaden konnte. 53 v. Chr.

Gallien war alſo ruhig, beginnt Cäſar die Geſchichte des nächſten Jahres, aber gerade dieſes war das gefahrvollſte des ganzen Krieges. Der Aufruhr brach wiederholt und zwar in ganz Gallien los. Er begann bei den Carnuten und fand in dem Arverner Vercingetorix einen Feldherrn, der auch einem Cäſar ebenbürtig gegenüberſtand. Als Cäſar aus Italien herbeieilte, fand er ſchon große Schwierigkeiten, nur zum Heere zu gelangen. Mit dem Abfall der Aeduer hatte ſich der Aufſtand über ganz Gallien ausgebreitet und die Gefahr für die römiſche Herrſchaft eine ſolche Höhe erreicht, daß ſelbſt Cäſar bei ſich erwägen mußte, ob nicht der Rückzug nach dem Süden anzutreten ſei. Aber auch hier ſiegte römiſche Kriegserfahrung und einheitliche Leitung gegenüber vielköpfiger Herrſchaft und Zerſplitterung tüchtiger Kräfte. Endlich ſank das durch ſo viele unglückliche Schlachten ermüdete Gallien zu den Füßen des Siegers. Zu dieſem Siege über die Gallier hatten am meiſten Germanen beigetragen. Zur Aufklärung dieſer Thatſache ſchöpfen wir aus Cäſar ſelbſt. Darnach hatte er vom Beginn des Feldzugs an 400 germaniſche Reiter bei ſich. Und als er neuer Hilfe bedurfte, ließ er über dem Rhein Reiter werben und leichtbewaffnetes Fußvolk, geübt zwiſchen den Reitern zu kämpfen. Weil er aber bei deren Ankunft fand, daß ſie ſchlecht beritten waren, ſo gab er ihnen die Pferde ſeiner Kriegstribunen, ſowie der römiſchen Ritter, und des ihm folgenden galliſchen Adels. Wir fragen billig, woher dieſe Bevorzugung? Cäſar hatte ſeine Feinde und ihre unerſchrockene Tapferkeit in heißen Tagen ſchätzen gelernt. Und wie ſo viele Tauſende der alten und neuen Zeit, waren es auch freie Germanen, die, fremdem Solde dienend, ein nach Freiheit ringendes Volk niederwerfen und binden halfen. Bei Noviodunum, Soiſſons, als die Römer ſich kaum mehr halten konnten, waren es die germaniſchen Reiter, welche durch ihr Ungeſtüm der Schlacht eine andere Wendung gaben. In der Hauptſchlacht gegen Vercingetorix wurde von Mittag bis gegen Abend unentſchieden gefochten, da machten Cäſars Germanen in Maſſe einen Angriff und warfen den Feind. Wenn nun Cäſar ausdrücklich vom germaniſchen Volk ſagt, daß es Niemanden ſeinen Beiſtand gegen Rom verſage, und damit den tief eingewurzelten nationalen Haß bezeichnen will, woher dann dieſe den Römern geleiſteten Dienſte gegen ein mit ihnen dem Intereſſe nach befreundetes Volk! Er will zwar dieſe Hilfstruppen nur aus jenen Gemeinſchaften gezogen haben, bei denen er jenſeits des Rheins die Ruhe hergeſtellt. Da er aber nach ſeinem eigenen Bericht, ſo oft er den Rhein überſchritt, aus den ſchon angegebenen Gründen, mit der Ruhe und Beruhigung

germaniſcher Gemeinſchaften ſich ſehr wenig befaſſen konnte, ſo hat jene Angabe ſo wenig Halt, als die ſtolzen Worte an ſeine Legionen vor Ausbruch des Bürgerkriegs, daß er Gallien und Germanien niedergehalten habe. Der Grund des römiſchen Waffendienſtes der Germanen liegt anderswo. Wie die Sigambrer über den Rhein ſetzten und eine benachbarte Völkerſchaft plündern halfen, ſo war es bei Cäſars Germanen, wie bei Tauſenden nach ihnen, die Ausſicht auf reiche Beute, die ſie unter römiſche Feldzeichen brachte, ganz beſonders jener ächt germaniſche, verwegene Muth auszuziehen und Gefahren zu beſtehen!

Neun Jahre hatte der Krieg in Gallien beinahe ohne Unterbrechung gedauert. Als Cäſar den blutgetränkten Boden verließ, um endlich die wohlgepflegten Früchte ſeiner Mühen und Anſtrengungen zu pflücken, hielt er im Trevirerland über ſämmtliche Legionen große Heerſchau, gleich als wollte er an der Grenze von Germanien, die er zweimal überſchritten, aber keine Trophäen zurückgebracht hatte, Rom's achtunggebietende Macht warnend und drohend entfalten.

Jeder Spur folgend, die uns Licht über die Geſchichte unſeres Volkes geben kann, finden wir in dem neuen zwiſchen den römiſchen Parteien beginnenden Kampf um die Weltherrſchaft Germanen auf Seite Cäſars und des Pompejus mit allen ihren guten und ſchlimmen Eigenſchaften. Wenn ein römiſcher Geſchichtſchreiber erzählt, daß, als bei der Eroberung der theſſaliſchen Stadt Gomphi reichlicher Proviant in die Hände Cäſars fiel, ſeine Germanen durch den Wein in einen ſolchen Zuſtand gekommen ſeien, der ſeinem Gegner Gelegenheit zu einem leichten Siege hätte geben können, ſo ſind gerade ſie es geweſen, die im Bürgerkrieg, wie vorher in Gallien, den Ausſchlag gaben. Es iſt nach allen Nachrichten ſehr wahrſcheinlich, obwohl Cäſar aus nahe liegenden Gründen es nicht ausdrücklich bekennt, daß die Cohorten, die bei Pharſalus ihm den glänzendſten Sieg erkämpften, aus Germanen beſtanden. In Aegypten, wohin er ſeinen Gegner Pompejus verfolgte, waren es wieder germaniſche Reiter, welche im Angeſicht der feindlichen Schlachtordnung der Aegyptier zum Theil ſchwimmend über einen Nilkanal drangen, und durch ihren ungeſtümen Angriff den Feind in Schrecken und Flucht jagten. Aber es ſtanden Germanen, ein treues Abbild der Geſchichte unſeres Volkes, auch auf Seite ſeiner Gegner, beſonders folgten ſeinem frühern tapfern Legaten in Gallien, Labienus, mehrere hundert Reiter nach Afrika. Und als dort beide römiſche Heere einander gegenüber ſtanden, waren es die Reiterrotten, welche, da ihnen gewöhnlich die Hut des beiderſeitigen Lagers anvertraut war, täglich kleine Treffen ſich lieferten. Hier kam es zuweilen vor, daß die Germanen der einen Seite, die feindlichen Zeichen vergeſſend, unter denen ſie fochten, mit denen der andern Parthei ſich unterhielten, Deutſche mit Deutſchen unfern der afrikaniſchen Wüſte! Was mag wohl der Inhalt ihrer Unter-

haltung geweſen ſein? Was anders, als was Landsleute ſich fragen und erzählen, die weit entfernt von der heimiſchen Erde mit erſtaunter Freude ſich begegnen! Als bald darauf Labienus in's Gedränge kam, litten beſonders die Germanen, die ihm theils durch Verſprechungen und Geſchenke, theils ſeines Anſehens wegen gefolgt waren. Todt noch waren ſie für die Römer ein Gegenſtand der Bewunderung. Da lagen dieſe Leiber, ſagt der Geſchichtſchreiber, wunderſchön an Größe und Geſtalt, in ihrem Blute über die Ebene hingeſtreut! So hatten Germanen Sieg und Herrſchaft einem außerordentlichen Manne miterkämpfen helfen, der, wenn nicht die Dolche ſeiner Mörder ihm das Leben entzweigeſchnitten, einen Alexanderzug in ſeinem Geiſte wälzte. Sein Kriegsplan war, zuerſt die Parther zu beſiegen, dann durch Hyrkanien an das kaſpiſche Meer und den Kaukaſus zu ziehen, von da ſollte der Heereszug durch die Länder der Skythen und Germanen bis nach Gallien fortgeſetzt und Roms Herrſchaft über dieſe unermeßlichen Länderſtrecken bis an den Ocean ausgedehnt werden. Dieſem Kriegsplan lag der Gedanke des innigen Zuſammenhangs des ganzen Nordens zu Grunde, wie wir ihn nur noch dunkel und unbeſtimmt ahnen können, auf den aber einſt Mithridates ſeinen Plan zur Vernichtung römiſcher Herrſchaft aufgebaut hatte.

4) In der Nacht vor dem 15. März 44 v. Chr., vor dem Tag, an dem Cäſar ermordet wurde, ſollen plötzlich die hl. Waffen des Kriegsgottes, die in Cäſars, als des Oberprieſters Hauſe, aufbewahrt wurden, ertönt haben. Und nach ſeinem Tode fürchtete man in Rom vor allem einen Aufſtand der Germanen. Sie blieben ruhig, aber im römiſchen Reich begann die grauenvolle Zeit der Bürgerkriege, die mehr Blut koſteten und tiefere Wunden ſchlugen, als alle Kriege, die der Zeit nach vorangegangen waren. Es war jene Zeit, in der die Beſten an der Zukunft verzweifelten. Rom, klagt Horaz in der ſchon angeführten Stelle, ſtürzt durch ſeine eigene Macht, was keine Gewalt zu vollbringen vermochte, nicht Hannibal, nicht das wilde Germanien mit ſeinen blauäugigen Reitern, das vollbringt unſere gottvergeſſene Zeit! Rom wird Sitz wilder Thiere werden, auf der Aſche der Altvordern werden Barbaren ſtampfen! Wenn aber auch dieſe Zeit noch nicht im Anzuge war, ſo konnte doch von jetzt an in der römiſchen Geſchichte nichts Wichtiges mehr ſich begeben, ohne daß der Name der Germanen dabei genannt worden wäre. In der Schlacht bei Philippi, 44 v. Chr., in der die Republik zu Grabe ging, kämpften Germanen mit. Als einige Jahre nachher Octavianus gegen Sextus Pompejus in Sicilien ſtand, erblicken wir Germanen mit ihm am Fuße des Aetna. Nach Appian brachte Octavian eine Nacht an dem myconiſchen Berge ohne Zelte zu. Da aber ein gewaltiger Regen herabſtrömte, wie es im Herbſte oft geſchieht, hielten einige von der Leibwache die ganze Nacht einen celtiſchen Schild über ihn. Aus dem Aetna ließ ſich ſtarkes Donnern und anhaltendes Brüllen vernehmen, und ſeine hellen Flammen

beleuchteten die Lagerſtatt, ſo daß die Germanen voll Furcht von ihrem Lager aufſprangen, andere aber, welche gehört hatten, was von dem Aetna erzählt wird, nicht zweifelten, es werde in jener Nacht, die an Wunderbarem ſo reich war, auch der feurige Lavaſtrom ſich über ſie ergießen! Hier im Zuſammenhang mit dem Krieg gegen Sextus Pompejus leſen wir, daß Octavianus den beſten unter ſeinen Feldherrn, Marius Agrippa, aus Gallien zurückgerufen habe. Dort hatte er gegen die rebelliſchen Gallier gekämpft, war dann als der zweite unter den Römern mit Heeresmacht über den Rhein gegangen und hatte die Ubier, welche wegen ihrer Freundſchaft mit den Römern wie früher ſchon von den übrigen deutſchen Stämmen gehaßt und gedrängt waren, auf das linke Rheinufer übergeſiedelt. Wenn uns auch weitere Nachrichten fehlen, ſo muß am Rhein doch dem Reich Gefahr gedroht haben, da Octavianus von der Zeit an, wo er durch die Schlacht bei Actium, 31 v. Chr. Alleinherrſcher und Auguſtus genannt wurde, nicht weniger als acht Legionen dort aufgeſtellt hatte, um die römiſche Grenze zu ſichern. Aus den im Jahre 29 v. Chr. aufgeführten Triumphzügen wurden Siege über die Pannonier und Dalmatier, über die Japyden und ihre Grenznachbarn und über einige germaniſche und galliſche Völkerſchaften dargeſtellt. Cajus Carinas hatte die Moriner und einige andere Völker, die an dem Aufſtande Theil genommen, unterworfen und die Sueven, die einen Kriegszug über den Rhein unternommen hatten, zurückgedrängt. Bei den folgenden Feſtſpielen kämpften Dacier und Sueven in ganzen Schaaren vor dem Volke mit einander. Um dieſe Zeit ward Marcus Kraſſus gegen die Baſtarner geſendet, von denen man einen Einfall in Macedonien fürchtete. Von ihm wird erzählt, er habe ihren Geſandten, die mit der Bitte zu ihm gekommen, ſie nicht zu verfolgen, da ſie den Römern nichts zu Leide gethan hätten, unter dem Vorwande zurückgehalten, ihnen am nächſten Tage Antwort zu geben, ſie dann trunken gemacht und ſo alle ihre Pläne und Gedanken erfahren, und darauf den Stamm faſt ganz vernichtet.

Zwei Jahre, nachdem Auguſtus die Alleinherrſchaft an ſich geriſſen, 27 v. Chr., ſchied er die Provinzen des römiſchen Reichs in der Weiſe, daß er die ſchwächern als friedlich und nicht zum Kriege geneigt, dem Senate überließ, die aber, welche Gefahr drohend erſchienen und Feinde Roms zu Grenznachbarn hatten, ſich vorbehielt. Seine angebliche Abſicht war, der Senat ſolle ohne Beſorgniß die ſchönſten Früchte der Herrſchaft ernten, er aber wolle alle Mühe und Gefahr auf ſich nehmen, ſeine wirkliche aber, die Macht und Gewalt der Waffen allein zu haben. Dem Kaiſer fiel ſo alles Land auf dem linken Rheinufer zu. Dazu gehörte beſonders das obere und untere Belgien, das obere und untere Germanien, das letztere etwa von Baſel an bis zum Meer, die Grenze zwiſchen beiden war die Gegend von Bingen. Während bisher die Römer gegen Germanen ſich nur vertheidigten, ging Auguſtus

von der Vertheidigung zum Angriff über. Er hatte alle Urſache dazu. Von jetzt an aber trat zwiſchen den Römern und Germannen beinahe keine Waffenruhe mehr ein, bis ſich die Schickſale des Reichs erfüllt hatten. Im Jahr 25 v. Chr. mußte Marius Vinicius einen Zug gegen ſie unternehmen, da ſie Kaufleute, die des Handels wegen in ihr Land gekommen waren, angegriffen und getödtet hatten. Da erſcheint im Jahre 16 v. Chr. der Kaiſer ſelbſt in Gallien. Es gährte in den Alpen, in Pannonien und Norikum, ganz beſonders aber unter den Germanen am Rhein. Urſache war der römiſche Legat Marcus Lollius, ein Mann in allen Dingen mehr bedacht, Geld zu ſammeln, als recht zu handeln. Als er die Germanen darnach behandelte, ergriffen die Sigambrer, ſo wie die Uſipeten und Tenchterer, die zu ihnen geſchickten Römer, zwanzig Centurionen, und ſchlugen ſie an's Kreuz. Darauf drangen ſie über den Rhein und verheerten die jenſeits gelegenen germaniſchen und galliſchen Provinzen. Die ausgeſchickte römiſche Reiterei lockten ſie in einen Hinterhalt, und ſchlugen auch Lollius, der gegen ſie vorrückte, in die Flucht, auf der die fünfte Legion ihren Adler verlor. Erſt auf die Nachricht, daß Lollius ſich wieder rüſte und auch der Kaiſer in's Feld rücke, kehrten ſie über den Rhein in ihre Heimath zurück.

Mit dem folgenden Jahre, 15 v. Chr. erſchien Druſus, des Kaiſers Stiefſohn in Rhätien. Auguſtus hatte nämlich den Plan gefaßt, Rhätien und Norikum unter jeder Bedingung zu unterwerfen. Rhätiſche Stämme machten zudem zahlreiche Einfälle auf römiſches Gebiet in Gallien. Bei dieſen Völkern war Römerhaß und Liebe zur Freiheit gleich groß. Sie tödteten bei ihren unausgeſetzten Einfällen alle Römer, die ſie gefangen nahmen, ja ſogar die ſchwangeren Frauen, wenn ihre Wahrſager verſicherten, daß ſie Knaben trugen. Der Widerſtand, den Druſus fand, war furchtbar. Die Männer wehrten ſich mit der Kraft der Verzweiflung, jedes Thal wurde bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigt, und an Todesverachtung ſtanden die Weiber den Männern nicht nach. Eine Schaar von ihnen hatte Druſus zuerſt bei den tridentiniſchen Alpen geſchlagen. Während er von Süden her eindrang und ein Thal um das andere erſtürmte, drang ſein Bruder Tiberius von der weſtlichen Seite her über den Bodenſee. Da die Stämme einzeln kämpften, wie ſie angegriffen wurden, und unter ſich nicht verbunden waren, ſo mußten ſie unterliegen und wurden faſt ausgerottet. Die waffenfähigen Männer, die dem Schwert und der Gefangenſchaft entgingen, mußten auswandern, römiſche Kolonien ſollten die Päſſe ſichern, die zudem noch durch angelegte Verſchanzungen geſchützt wurden. Alles Land bis zur Donau wurde römiſch. Es wurden römiſche Feſtungen und Kolonien angelegt, römiſcher Markt, römiſches Recht und römiſcher Luxus eingeführt. Dieſer Politik verdanken viele deutſche Städte an der Donau und ſüdlich von dieſem Strome ihren Urſprung, wie Augsburg *augusta vindelicorum*, Regensburg *castra regina*, Paſſau *castra batava*;

dann Kempten *campodunum*, Bregenz *brigantium*, Trient *tridentum*, Botzen *pons drusi*.

Nach Beſiegung der Alpenvölker erhielt Druſus die Provinz Gallien, und damit auch den Auftrag, die Germanen abzuwehren und die Niederlage des Lollius zu rächen. Nachdem er in Gallien wegen des Cenſus ausgebrochene Unruhen gedämpft hatte, beſchloß er, dem Beiſpiele Cäſar zu folgen und über den Rhein zu gehen. So überraſchte er die Sigambrer und ihre Bundesgenoſſen gerade in dem Augenblick, wo ſie über den Strom ſetzen wollten, und ſchlug ſie zurück. Darauf drang er ſelbſt dicht an der Inſel der Bataver über den Rhein in das Land der Uſipeten und Sigambrer und verheerte Alles. Der alten römiſchen Politik treu, das römiſche Heer durch germaniſche Söldner zu ſtärken und die ſonſt ſchon uneinigen germaniſchen Stämme noch mehr an einander zu hetzen, gewann er die Bataver und Frieſen zu Bundesgenoſſen mit der Verpflichtung, jährlich eine Anzahl von Thierfellen zum Kriegsbedarf zu liefern. Er war mit einer Flotte auf dem Rhein in den Ocean gefahren, um dann mit Hilfe der Frieſen die Chauken von Norden her anzugreifen. Dazu hatte er ein ungeheures Werk ausgeführt, den Rhein nämlich durch einen Kanal, *fossa drusi*, noch jetzt Druſus-Vaart genannt, mit der Yſſel verbunden, um ſo durch die Zuyderſee in die Nordſee gelangen zu können. Auf dieſer Fahrt gelangte das Heer an die Inſel Burchanis oder Burchana, jetzt Borkum genannt, und eroberte ſie. Darauf griff er die Chauken und Brukterer theils zur See, theils zu Land an, beſiegte dieſe in einem großen Schiffstreffen auf der Ems, wo, iſt nicht mehr zu ermitteln, ſcheint aber trotz aller errungenen Vortheile wenig ausgerichtet zu haben. Als er aber auf ſeinem Rückzuge in das Land der Chauken eingerückt war, kam er in große Gefahr, da die Schiffe wegen der Ebbe im Ocean auf das Trockene geriethen. Zu ſeinem Glück entging den Germanen die Lage ſeiner Flotte. Nachdem die Frieſen, welche zu Fuß den Zug mitmachten, ihn aus dieſer Noth befreit und die Schiffe wieder flott gemacht hatten, zog er ſich mit Einbruch des Winters zurück und begab ſich nach Rom. 12 Jahre v. Chr.

Mit dem Anbruch des folgenden Jahres war er wieder in Gallien und drang zum zweitenmal über den Rhein, dießmal vom Niederrhein aus. Unterdeſſen hatten die bedeutendſten Stämme einen Bund zu gemeinſchaftlichem Widerſtand geſchloſſen und waren die Sigambrer gegen die Chatten, weil ſie ſich dem Bündniſſe anzuſchließen ſich weigerten, zu Feld gezogen. Dieſe Lage benützte Druſus, beſiegte die Uſipeten, ſchlug über die Lippe eine Brücke und drang durch die entblößten Gaue bis an die Weſer. Er wäre noch weiter gegangen, wenn nicht das Herannahen des Winters, Mangel an Lebensmitteln und ſchlimme Vorzeichen ihn zur Umkehr genöthigt hätte. Ein ſolches für die Römer ungünſtige Zeichen war ein Bienenſchwarm, der ſich auf dem Zelte des Lagerpräfecten niederließ, ſo daß er einen vorgezogenen Strick und eine vor dem Zelte

aufgeſtellte Lanze bedeckte. Aber es hatten ſich jetzt auch die verbündeten Stämme genähert, und waren des Sieges und des Unterganges der Römer ſo gewiß, daß ſie ſchon vertragsmäßig die Beute unter ſich getheilt hatten: die Cherusker hatten ſich die Pferde, die Sueven das Gold und Silber, die Sigambrer die Gefangenen ausgewählt. Nachdem ſie Druſus ſchon durch Hinterliſt manchen Schaden zugefügt, ſah er ſich plötzlich in einer engen Thalſchlucht eingeſchloſſen, bei Arbalo, deſſen Lage ſich nicht mehr beſtimmen läßt. Das ganze Heer ſchien verloren, was ihn aber rettete, war die allzu große Zuverſicht der Germanen, die ohne Regel und Ordnung auf ihn einſtürmten. Von da wurde er aus der Nähe nicht mehr angegriffen. Als Anhaltspunkt ſpäterer Unternehmungen errichtete er am Einfluß der Lieſe in die Lippe das Caſtell Aliſo, Liesborn, und ein zweites im Lande der Chaten hart am Rhein. Das folgende Jahr begann von allen Seiten drohend für die Römer. Nach einem Senatbeſchluß ſollte als Zeichen des Friedens der Tempel des Janus geſchloſſen werden. Er wurde aber nicht geſchloſſen. Denn die Dacier waren über die zugefrorene Donau gegangen und hatten reiche Beute aus Pannonien fortgeſchleppt, und als bei den Dalmatiern der Tribut gefordert wurde, brach Empörung aus. Auch jenſeits des Rheins hatten die Chatten ſich jetzt mit den Sigambern verbunden und das ihnen von den Römern angewieſene Land verlaſſen. Dafür fiel Druſus in ihr Land. Was er ausgerichtet, warum die Chatten mit den Sigambern ſich vereinigt, wie ſie vorher zu den Römern ſtanden, und welches die ihnen angewieſenen Wohnſitze waren, das Alles iſt in Dunkel gehüllt. Dagegen ſcheint Druſus den Rhein entlang mehr als fünfzig Caſtelle angelegt und Bonn mit Geſoniakum vielleicht das Dorf Geuſen, Bonn gegenüber, mit Brücken verbunden zu haben. 10 v. Chr. Das nächſte Jahr begann nach römiſchem Glauben mit unglücklichen Vorzeichen. Außer vielem andern Schaden, den Stürme und Blitze anrichteten, wurden viele Tempel zerſtört, ſelbſt der Tempel des capitoliniſchen Jupiter und die anliegenden Heiligthümer beſchädigt. Auch dießmal wollte Druſus in das Innere von Deutſchland dringen, fiel zuerſt die Chatten an und drang bis zu den Sueven. Aber es ſchien, als habe ſich viel zu ſeinen Ungunſten geändert. Das Land, das er betrat, unterwarf er, aber nicht ohne große Anſtrengung, die ihm entgegentraten, ſchlug er, aber nicht ohne blutige Kämpfe und empfindliche Verluſte. Von da wandte er ſich gegen die Cherusker, wahrſcheinlich auf vorher noch nie betretenen Wegen und kam über die Weſer bis an die Elbe. Der Verſuch über dieſen Fluß zu gehen mißlang. Nachdem er Siegeszeichen errichtet hatte, trat er den Rückzug an. Da wurde er beſonders noch durch eine außerordentliche Erſcheinung in Schrecken geſetzt. Ein Barbaren-Weib von rieſenhafter Größe trat ihm entgegen mit den drohenden Worten: „Wohin willſt du noch, Unerſättlicher? Das Schickſal geſtattet dir nicht, alle unſere Länder zu ſchauen. Fliehe, deiner Thaten und deines Lebens Ende iſt ſchon

nahe!“ Druſus kehrte erſchreckt eilends um, aber ehe er den Rhein erreichte, ſtarb er durch einen Sturz vom Pferde, nach Andern an einer Krankheit, in der Blüthe ſeines Lebens. Das Lager, in dem er ſtarb, nannten die Römer das Unglückslager. Als Auguſtus, der nicht weit entfernt war, von ſeinem Unfall erfuhr, ſchickte er Tiberius zu ihm. Dadurch, daß dieſer Tag und Nacht reiste und den für die damalige Zeit und den damaligen Zuſtand des Landes gewaltigen Weg von vierzig deutſchen Meilen nur mit einem einzigen Begleiter fliegend zurücklegte, fand er ihn noch am Leben. Seine Leiche geleitete er nach Rom. Anfangs bis an die Winterquartiere des Heers trugen ihn Centurionen und Tribunen, von da an die angeſehenſten Männer der Städte, welche der Zug berührte. Auguſtus ging ihm bis an den Ticinus entgegen. Auf Beſchluß des Senats wurde ihm ein marmorner mit Trophäen geſchmückter Triumphbogen auf der appiſchen Straße errichtet und ihm und ſeinen Nachkommen der Beiname Germanicus gegeben. Zeitgenoſſen rühmen an ihm außer ſeinen kriegeriſchen Eigenſchaften ein freundliches, herablaſſendes Benehmen. Als Beweis ſeiner Gerechtigkeit wird angeführt, daß, als er im Lande der Ubier feſte Plätze anlegte, für den Fruchtertrag der Stücke Land, welche in den Wall eingeſchloſſen wurden, auf ſeinen Befehl der volle Werth ausbezahlt werden mußte. Es iſt ein Zeichen der Sitten ſeiner Zeit, daß man von ihm rühmte, er habe in reiner Keuſchheit gelebt, und ſeiner Gattin unbefleckte Treue bewährt, und daß dieſe nach ſeinem Tode, obwohl jung und ſchön, ſich nicht wieder verheirathet habe. Nach Suetonius wurde ihm in Mainz ein Denkmal errichtet, von dem nach alter, unverdächtiger Ueberlieferung der ſogenannte Eichelſtein ein Ueberreſt iſt.

Druſus Nachfolger im Kriege gegen die Germanen war ſein Bruder Tiberius, von dem Tacitus ſagt, er habe durch Klugheit mehr ausgerichtet, als durch Gewalt. Es fehlen uns die Nachrichten, um dieſe erfolgreiche Klugheit zu würdigen. Einiges iſt uns aber erhalten, wornach wir das Uebrige ermeſſen können. Als er mit bedeutender Macht über den Rhein gegangen war, 8 v. Chr., ſchickten die angrenzenden Stämme Geſandte an ihn, um zu unterhandeln. Auf die Erklärung aber, daß mit ihnen kein Vertrag abgeſchloſſen werde, an dem die Sigambrer ſich nicht betheiligten und auf hinzugefügte Drohungen, ſie alle zu tödten, ſchickten dieſe eine zahlreiche und angeſehene Geſandtſchaft, Tiberius aber ſie alle nach Gallien zu Auguſtus, der ſie nicht mehr zurückkehren ließ, ſondern in einzelnen galliſchen Städten feſthielt. Aus Gram darüber tödteten ſie ſich alle ſelbſt. Die ihrer Anführer beraubten Völkerſchaften wurden von Tiberius plötzlich überfallen und nicht nur zur Unterwerfung gezwungen, ſondern auch 40,000 von ihnen mußten das Vaterland verlaſſen und auf dem linken Rheinufer ſich anſiedeln. Das iſt eine der Handlungen des Tiberius; ob die andern dieſen gleich, oder durch Klugheit, d. h. wohl durch Liſt und Verrath noch größer geweſen, wiſſen wir nicht. Als eine ganz beſondere Feinheit des Kaiſers wird aus jener Zeit gerühmt, daß

er ſich von einigen Völkerſchaften eine neue Art Geiſeln ſtellen ließ, nämlich Frauen, indem er merkte, daß ſie auf männliche Geiſeln nicht viel Rückſicht nahmen. Dieſe Scheu vor der Preisgebung der Frau ſtimmt genau mit den Sitten unſeres Volkes überein. Nach andern Nachrichten feierte damals die römiſche Politik noch andere Triumphe. Mehr, als Waffen und Gewalt, wirkten nämlich die Beſtechungen durch Gold und Ehrenſtellen und die verlockenden Beiſpiele römiſcher Ueppigkeit. Die den einzelnen Stämmen aufgenöthigten und durch Waffengewalt unterſtützten Fürſten und ſogenannten Könige zerriſſen Volk und Land noch viel mehr, als vorher. Solche Dinge mögen gewirkt haben, als Tiberius, wie es heißt, Germanien ſiegreich durchzog, ohne daß das ihm anvertraute Heer auch nur die mindeſten Verluſte erlitt. Eben durch ſolche Handlungen habe er das Land ſo durch und durch bewältigt, daß es ſich kaum noch von einer ſteuerpflichtigen Provinz unterſchieden habe, erzählt römiſche Redſeligkeit. Für ſeine Verdienſte erhielt Tiberius den Ehrennamen Imperator und zog über Deutſchland triumphirend in Rom ein. Da plötzlich, während das Glück von allen Seiten ihm zulächelte, beſchloß er im ſchönſten Alter und bei kräftiger Geſundheit ſich von Allem zurückzuziehen und begab ſich nach Rhodus. Was ihn zu dieſem merkwürdigen Rücktritt bewogen, iſt unbekannt. Kaum war er aber abgetreten, ſo ſcheinen im Innern Deutſchlands bedeutende Bewegungen ſich vorbereitet zu haben. Deßwegen mußte Domitius Ahenobarbus, der bis dahin an der Donau befehligt, in das Innere Deutſchlands vorrücken, und ſiedelte dann die Hermunduren, welche ihre Wohnſitze verlaſſen hatten, in einem Theile des Markomannenlandes an der Donau an. Er drang ſogar bis über die Elbe, was Druſus nicht einmal vermochte und errichtete am Ufer dem Auguſtus einen Altar, nachdem er mit den umwohnenden Germanen Freundſchaft geſchloſſen hatte. Als er aber auf dem Rückzug an den Rhein die Cherusker, die aus ihren Marken weggezogen kamen, dahin zurückzukehren zwingen wollte, wurde er geſchlagen und gelangte ohne Siegeszeichen an den Rhein. Von da an entbrannte ein blutiger Kampf, der drei Jahre lang andauerte, in welchem aber die Römer unter Marcus Vinicius nicht ſehr große Vortheile errungen haben müſſen. Da rief der Kaiſer aus Rhodus Tiberius herbei, um das Glück und den Sieg wieder an die römiſchen Fahnen zu feſſeln. Es war etwa die Zeit, in welcher Chriſtus ſchon geboren war. Auf ſeinem erſten Zuge unterwarf er die Caninefaten, Attuarier und Brukterer; die Cherusker aber gewann er, auf welche Weiſe, wiſſen wir nicht. Dann drang er über die Weſer in das jenſeitige Land. Es muß ein mildes Jahr geweſen ſein, denn die Römer konnten den Sommerfeldzug bis in den December ausdehnen. 4 n. Chr. Mit dem Frühling des nächſten Jahres ſegelte er mit einer großen Flotte von der Nordſee aus in die Elbe. Mit einem Landheer aber drang Valerius Meſſallinus, der vorher in Dalmatien und Pannonien den Oberbefehl hatte, in das Innere. Nach

den Worten des römiſchen Lobredners traf man bei dieſem Feldzuge auf Völkerſchaften, deren Namen bis dahin unbekannt waren. Auch der Stamm der Cherusker wurde gewonnen, an deren jungen waffenfähigen Mannſchaft, ebenſo ausgezeichnet durch ihre große Zahl, als ihre rieſenhafte Geſtalt, die Römer ſich nicht ſatt ſehen konnten. Die Longobarden, die den Römern noch wilder erſchienen, als die germaniſche Wildheit, erlitten eine Niederlage. So weit war noch kein römiſches Heer gekommen. An der untern Elbe vereinigte ſich Tiberius mit dem Landheere. Gegen die vereinigte Macht des Heeres und der Flotte hörte aller Widerſtand im offenen Felde auf. Als Merkwürdigkeit wiſſen die Römer zu erzählen, wie ein vornehmer alter Sennone von ſtattlicher Geſtalt in einem ausgehöhlten Baumſtamm auf der Elbe herangerudert ſei und von der Mitte des Fluſſes aus Tiberius zu ſehen verlangt habe. Als ihm dieß zugeſtanden worden und er gelandet hatte, betrachtete er ihn lange Zeit ſchweigend. Dann brach er in die Worte aus: „Ja raſend iſt unſere Jugend, die eure Gottheit, wenn ihr ferne ſeid, verehrt, ſeid ihr aber nahe, lieber eure Waffen fürchten, als den Bund mit euch ſchließen will. Ich aber, Cäſar, danke deiner Güte und deiner Erlaubniß, daß ich heute die Götter geſehen habe, von denen ich früher nur hörte. Mein Leben lang habe ich keinen glücklichern Tag gewünſcht, keinen glücklichern erlebt.“ Nachdem ihm erlaubt worden, nach germaniſcher Sitte ihm die Hand zu bieten, kehrte er in ſeinen Kahn zu den Seinigen zurück. Auf dieſe Weiſe ſieghaft bei allen Völkerſchaften und an allen Orten, die er mit ſeinem Heere betreten hatte, führte Tiberius die Legionen, ſowie die Flotte an ihren Standort zurück. Nach Rom zurückgekehrt, ward ihm die Ehre eines Triumphes zu Theil.

Kapitel 4.

Armin, der Cherusker.

1) Die Freude ſollte nicht lange dauern, ſagt Florus, denn es iſt leichter, Provinzen zu erobern, als eroberte zu behaupten: Macht erringt ſie, Gerechtigkeit ſichert ihren Beſitz. Wenn wir aber erſt vollſtändige Kenntniß hätten, wie die germaniſchen Völkerſchaften gewonnen oder unterworfen wurden, ſo würden wir ganz beſondere Urſachen der Niederlage der Römer in Deutſchland finden. Wo ſolche Niederlagen, wie die des Varus zum unfaßbaren Staunen der Beſiegten erlebt werden, da waren die früher erfochtenen Siege entweder nur ſcheinbare, oder aber mit ſo ſchwerer Verletzung und Gefährdung alles nationalen Lebens der Unterworfenen errungen, ohne ſie vernichten zu können, daß jeder Nerv angeſpannt wurde, dafür ebenſo furchtbare Rache zu nehmen. Und auf ſolche Koſten ſcheinen die Römer ihre Siege er-

fochten, auf ſolcher Unterlage ihre Triumphzeichen errichtet zu haben. Bei den großen Lücken der Geſchichte dieſer Zeit wiſſen wir genug, um das beweiſen zu können. Eine der erſten Handlungen römiſcher Politik, wodurch die Minen oft in ganz entfernte Provinzen getrieben, oder polypenartig nach allen Seiten vorausgetaſtet und gefühlt wurde, das war die Verleihung meiſt leerer Namen und reichen Geſchenke an die Erſten und Vornehmen eines Volkes. Solche Namen waren Freund, Bundesgenoſſe des römiſchen Volkes, Fürſt und König. Zum Zeichen der Anerkennung folgten, wie man jetzt ſagen würde, mit Brillanten geſchmückte Geſchenke, eine goldene Krone, ein ſtattlicher Seſſel, ein elfenbeinerner Stab, prächtige Gewänder. Von da an gingen bei verſchiedenen Veranlaſſungen Geſandtſchaften hin und her, die ebenſo Gelegenheit gaben, von allen Verhältniſſen Kenntniß zu nehmen, als römiſchen Einfluß auszubreiten. Rückten die Grenzen näher, ſo waren ſolche Gaſtfreunde und Bundesgenoſſen des römiſchen Volkes die Brücken, über welche die Legionen einrückten. Bei feindlichem Zuſammenſtoß aber, wie meiſt bei den Germanen, war dann eine der erſten Friedens- und Vertragsbeſtimmungen, entweder den ſchon römiſch Geſinnten die Gewalt in die Hände zu geben, oder aber die Kinder und Verwandten der Vornehmen als Geiſeln ſich ausliefern zu laſſen. Jene wurden dann als Könige durch die Macht und Gewalt römiſcher Herrſchaft wie aufgedrungen, ſo aufrecht erhalten. Selten werden ſie, berichtet Tacitus, durch unſre Waffen, öfter durch unſer Gold unterſtützt. Die als Geiſeln ausgelieferte vornehme Jugend wurde in alle Künſte und Fertigkeiten, in alle Feinheiten des römiſchen Lebens eingeweiht, ſie wurden wie Armin Ritter, wie der Sohn des Segeſter ſogar Prieſter, und nach ſolcher Weihe dann in ihr Vaterland entlaſſen, wo ſie, Verächter vaterländiſcher Sprache und Sitten, zum Mindeſten Zwietracht und Zwieſpalt in die Familien und das Gemeinweſen ſäeten. Die Nähe römiſcher Kolonien hat noch entſittlichender und zerfreſſender auf alle Verhältniſſe gewirkt. Es war da die ganze Reihe grober und feiner Laſter nach den eigenen Worten römiſcher Schriftſteller, welche den Barbaren als Geſchenke der Kultur dargeboten wurden. Zinserwerb und Wucher, ſagt derſelbe Geſchichtſchreiber, war ihnen unbekannt, aber ſchon haben wir ſie auch Geld anzunehmen gelehrt. Er ſagt es noch deutlicher in ſeinem Agrikola, wie Römer andern Völkern ihre Bildung beibrachten oder ſie nach ihrem eigenen Geſtändniß vergifteten. Um die unſteten und rohen und deßhalb kriegsluſtigen Menſchen an Ruhe und Friedlichkeit durch Lebensgenuß zu gewöhnen, mahnte Agrikola die Britannier im Einzelnen und half im Allgemeinen, daß ſie Tempel, Marktplätze, Wohnhäuſer errichteten, lobte die Thätigen, züchtigte die Saumſeligen. So that Wetteifer und Ehre, was ſonſt Zwangsmittel. Bereits ließ er auch die Söhne der Vornehmen in Wiſſenſchaften unterrichten, wobei er dem Talente der Britannier vor dem Fleiß der Gallier den Vorzug gab, ſo daß ſie, die noch erſt die römiſche Sprache geſchmäht hatten, nun nach Wohlredenheit ſtrebten. Seitdem

kam auch römiſche Kleidung zu Ehren und die Toga in Gang. Allmählig ging man zu den Reizungen der Laſter, zu Säulenhallen, Bädern und zierlichen Gaſtmählern über. Unverſtändige nannten das Verfeinerung, was ſchon ein Theil der Knechtſchaft war. Was hier der Römer in offenem Geſtändniß unter dem ſchönen Gewande der Bildung und Kultur geradezu als Verſchlechterung und Vergiftung der Sitten der Barbaren bezeichnet, das geſchah grundſätzlich überall, nur um die Grenzen des Reichs hinauszurücken. Wohin alſo die Legionen vordrangen, begann fremde Sprache, fremdes Recht und Geſetz, begannen Beile und Ruthenbündel zu gebieten. Dazu noch die vielen Handlungen von Verrath und Grauſamkeit, die furchtbaren Verheerungen und Plünderungen des Landes, Tauſende wie eine willenloſe Heerde aus ihren Wohnſitzen wegtreiben, in weiter Ferne zur Anſiedlung nöthigen, die Geſandten und Anführer gefangen nehmen, dann über führerloſe Völkerſchaften herfallen und Alles erbarmungslos hinwürgen; das und vieles Andere, wovon wir nichts wiſſen, mußte vorhergegangen ſein, ehe die aufgeſtachelte Wuth des Volkes Rache an ſeinen civiliſirten Feinden nahm. Wenn es darum hieß in dem Feldzug dieſe und jene Völkerſchaft gewonnen und bald darauf wieder abgefallen, ſo glichen die Stämme den Wellen der See, die ſich von dem Stoß eines gewaltigen Schiffs theilen, und hinter ihm alsbald wieder zuſammenſchlagen.

Der vollſtändige Sieg in Deutſchland ſchien den Römern keine Arbeit mehr, außer bei den Markomannen, die von Marbod aus ihren Wohnſitzen am mittlern und obern Main aus der Nähe der Römer weg nach Bojohemum, Böhmen, in das ſchöne rings von Bergen umgebene und geſchützte Land geführt worden, aus dem er die Reſte der Bojer vertrieb. Marbod hatte wie Armin ſeine Jugend unter den Römern zugebracht, er war von edlem Geſchlecht, kraftvollem Körperbau und wildem Sinn, und nach römiſcher Schule mehr ſeiner Abſtammung als ſeiner Natur nach ein Barbar, wie Vellejus ſich ausdrückt. Als er aus Rom zurückgekehrt war, zwang er, überzeugt, daß die Germanen nur durch enges Zuſammenhalten dem römiſchen Joche entgehen könnten, theils durch Gewalt der Waffen, theils durch Verträge alle Nachbarſtämme, ſich ihm anzuſchließen. So entſtand der Bund der Markomannen, Grenzmänner, welcher die Lygier, Longobarden, Semnonen u. a. in ſich vereinigte. Seine Gedanken waren aber auch darauf gerichtet, ſich ein ſtarkes Reich zu gründen und über daſſelbe als König zu herrſchen. In ſeinem Heere hatte er römiſche Mannszucht eingeführt und ſich mit den Tapferſten, als einer Leibwache, umgeben. Mit den Römern hielt er es ſo, daß er ſie zwar nicht zum Kriege reizte, aber merken ließ, es fehle ihm nicht an Kraft und Luſt zum Widerſtande. Alle Römerfeinde fanden bei ihm Zuflucht. Sein Heer, das er auf 70,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferd gebracht hatte, hielt er in beſtändiger Uebung. Eine ſolche Macht war für Rom zu drohend und gefährlich. Der Angriff ſollte an zwei Seiten zumal er-

folgen, Sentius Saturninus vom hereynischen Waldgebirg durch das Land der Chatten, Tiberius aber von Carnuntum an der Donau gegen Bojohemum vorrücken. Schon war alles zum Aufbruch vorbereitet, da verbreitete sich plötzlich die Nachricht von der Empörung der Völkerschaften in Pannonien und Dalmatien. Gedrückt durch eine ungeheure Last von Abgaben und im Gefühle ihrer eigenen Kraft, wollten sie die Zeit, da der größte Theil des römischen Heeres aus dem Lande gezogen wurde, zur Abwerfung des fremden Joches benützen. Möglich ist aber auch, daß Marbod, um die brennende Gefahr von sich abzuwenden, den Ausbruch des Aufstandes zu beschleunigen wußte. In Rom selbst war große Angst, so daß selbst der Kaiser voll tiefer Bekümmerniß im Senate die Erklärung abgab, daß der Feind, wenn man nicht sorgsam vorbaue, in zehn Tagen vor den Thoren Roms stehe. Der Feldzug gegen Marbod wurde also aufgegeben, Friede sogar mit ihm geschlossen, dagegen die ganze römische Macht gegen Pannonien und Dalmatien gewendet. Marbod war es also nicht um die Freiheit der Völker, sondern um seine eigene Herrschaft zu thun. Aber so leicht war die Unterwerfung der Aufständischen nicht. Erst nach den äußersten Anstrengungen und nach schweren Verlusten ward endlich der Sieg errungen. Das Volk hatte heldenmüthig gestritten, auch hier hatten Weiber sich und ihre Kinder in die Flammen und in's Wasser gestürzt, um nicht gefangen zu werden. Schon freute man sich in Rom, daß dieser gefährliche Krieg glücklich beendet sei, da kam die Schreckenskunde aus Deutschland von Varus und seiner Niederlage.

2) Nach Tiberius war Sentius Saturninus Statthalter am Rhein geworden, und wußte durch ein freundliches Benehmen die mißtrauischen und trotzigen Gemüther der Germanen zu besänftigen, durch Handel und Verkehr die Annehmlichkeiten des römischen Lebens vor Augen zu legen, alles aber mit Schlauheit zu vermeiden, was den Verdacht der Gefahr für ihre Freiheit erwecken oder ihren Stolz beleidigen konnte. Zins und Abgaben gewöhnlicher Art forderte er nicht, wußte aber die vornehme kräftige Jugend unter die römischen Adler zu locken, um mit ihren sehnigen Armen bald da bald dort Bahn in die deutschen Gaue zu brechen. Er sollte, wie schon erzählt, von Norden, Tiberius von Süden die drohende Macht der Markomannen angreifen, als der Aufstand in Pannonien und Dalmatien ausbrach, und die Römer mit Aufbietung ihrer ganzen Macht um den Sieg ringen mußten. Da übernahm an seiner Stelle Quinctilius Varus den Oberbefehl am Rhein. Varus war aus einer edlen römischen Familie, von seiner Bildung und der Freund der gelehrtesten und angesehensten Männer jener Zeit. Noch jetzt sieht man in dem schönen Thal von Tivoli bei Rom die Trümmer seines prachtvollen Landhauses. Eine Ode seine Freundes Horaz an ihn fordert ihn auf, keinen andern Baum auf der sonnigen Flur Tiburs zu pflanzen, als heiligen Wein, vor dem jeder nagende Kummer fliehe, der aber den trockenen Verächtern nur

herbe Pein bereite. Zeitgenoſſen ſchildern ihn, freilich erſt nach ſeinem Tode, als einen Mann von milder Natur und ruhigem Charakter, mehr an die Muße des Lagerlebens, als an den Felddienſt gewöhnt, ja körperlich wie geiſtig etwas unbeweglich. Wie wenig er Verächter des Geldes geweſen, bezeuge Syrien, das er vorher verwaltet: arm ſei er in das reiche Land gekommen, reich habe er ein armes Land verlaſſen. Die Verachtung, mit der er auf die verweichlichten Aſiaten herabgeſehen, trug er auf Germanen über, die nach ſeiner Meinung außer der Sprache und Gliedmaſſen nichts von einem Menſchen hatten! Er verlegte ſein Hauptlager auf das rechte Rheinufer und ging mit Eifer an das Werk, die deutſchen Barbaren an römiſche Sitten und Geſetze zu gewöhnen. Was aber dieſen die Augen öffnete und ihn in's Verderben ſtürzte, das war ſeine Habſucht und die Einführung des römiſchen Rechts. Er gab Befehle, wie er ſie einſt ſyriſchen Sklaven ertheilte, forderte Geldzahlungen wie von Untergebenen, ſchrieb Landtage aus, beſchied jede Klage vor ſeinen Richterſtuhl, als wäre er Prätor in Rom, und drohte mit Beil und Ruthen, — und das Alles zwiſchen Rhein und Elbe, mitten unter einem wilden und freiheitsſtolzen Volke. Seine Kühnheit wuchs: das Hauptlager wurde bis an die Weſer in das Land der Cherusker verlegt und die ganze Sommerzeit von ihm damit zugebracht, Recht zu ſprechen und vor ſeinem Richterſtuhle Streitigkeiten nach römiſcher Ordnung zu ſchlichten. Das begann den Vornehmen, wie dem Volke, unerträglich zu werden. Die Unzufriedenheit über ſolches Gebahren nahm immer größere Kreiſe an, zuerſt mag es gegenſeitiges Klagen Einzelner, dann Murren und Zürnen darüber geweſen ſein, daß man der Fremdlinge Anmaßung ſo lange ſtill, ſtumm und ſchweigend trage. Jeder Tag brachte neue Klage, neue Ermunterung und die Zahl der Unzufriedenen bedurfte nur noch eines Hauptes, um das Unerträgliche abzuwerfen. Und dieſes fanden ſie in Armin, dem Sohne des Cheruskerfürſten Sigimer, der mit demſelben Groll das Treiben des übermüthigen Römers ſchon lange betrachtete. Ein ſchöner, tapferer Jüngling, wohl berechnend wie Wenige ſeines Volkes, aus deſſen Antlitz, aus deſſen Augen das Feuer des Geiſtes leuchtete, hatte er, wie ſo Mancher der Germanen, im römiſchen Heere mit Auszeichnung gedient, römiſches Bürgerrecht und den Rang eines römiſchen Ritters ſich erworben. Der gemeinſame Plan war bald entworfen. Offener Aufſtand wäre gewiſſes Verderben geweſen, da die Römer ſtark und zahlreich mitten im Lande ſtanden. Alſo galt es, denſelben ſolche Schlingen zu legen, deren ſie ſich ſo oft ſelbſt bedient hatten. Ihre Sicherheit ſollte ihr Verderben ſein, für den verabredeten Plan war Zeit und Ausführung ſchon feſtgeſetzt, da drohte Entdeckung. Segeſt, ein vornehmer Cherusker, römiſch geſinnt, und Armin doppelt gram, weil er ſeine Tochter Thusnelda entführt und ſie zum Weibe genommen, wußte oder ahnte die Verſchwörung. Aber Varus, den er warnte, war mit Blindheit geſchlagen, und lachte der Aengſtlichkeit des Verräthers. Unterdeſſen war der

Herbſt herangekommen und mit ihm jener unfreundliche Himmel, durch den Deutſchland den Römern kaum für Thiere bewohnbar ſchien. Statt ſein Heer, wie in Feindesland zuſammenzuhalten, hatte Varus auf Bitten und Verlangen Schaaren entſendet, bald um irgend einen feſten Platz zu bewachen, bald um Räuber einzufangen, bald um Getreide und Lebensmittel herbeizuſchaffen. Die Verſchworenen, unter ihnen beſonders Armin und Sigimer, blieben aber ſtets um ihn bis zum letzten Augenblick. Noch beim letzten Gaſtmahle, ehe Aufbruch und Kampf begann, warnte Segeſtes und rieth, ihn, Armin und die Vornehmen zu binden; ſo werde das Volk nichts wagen, und damit Zeit gewonnen, die Schuldigen zu finden. Während er aber gutes Muthes war und die warnende Stimme ſchalt, empörten ſich der Verabredung gemäß in ſeinem Rücken zuerſt Einige von denen, welche weiter ab wohnten, wahrſcheinlich die Sigambrer, damit Varus, wenn er gegen ſie zöge, auf dem Marſche wie in Freundesland leichter anzugreifen wäre, und er nicht etwa, wenn alle ringsum losbrächen, ſich durch Vorſicht ſicherte. Als er nun aufbrach und weſtwärts zog, dem Rheine zu, ließen ſie ihn vorausziehen und blieben zurück, angeblich um Bundesgenoſſen zu werben und dann zu ihm zu ſtoßen. Nachdem ſie aber die herangezogen, welche ſchon längſt gerüſtet und bereit ſtanden, und die bei ihnen früher erbetenen Soldaten getödtet hatten, rückten ſie gegen ihn an. Varus war von ſeinem Sommerlager unterhalb preußiſch Minden aufgebrochen, und auf ſeinem Marſche nach Aliſo in die ſchluchtenreichen Berge — zwiſchen der Weſer und den jetzigen Städten Herford und Salzufeln eingerückt, als der Angriff begann. Es tobte furchtbares Unwetter. Waſſermaſſen ſtrömten unaufhörlich vom Himmel, einhergepeitſcht von einem Sturme, der die ſtärkſten Aeſte von den Bäumen riß. Der dadurch aufgeweichte Boden machte jeden Tritt ſchwankend und unſicher. Bald galt es da Bäume zu fällen, Wege zu bahnen und Brücken zu ſchlagen. Das ganze Heer aber ſchleppte ſich in einem weit ausgedehnten Zuge beſchwert und gelähmt mit vielen Wagen und Laſtthieren, mit noch mehr Weibern und Kindern und einem zahlreichen Troſſe, langſam und ermüdet vorwärts. Da plötzlich in dieſem Zuſtand, eingeſchloſſen in düſtern Wäldern, der Himmel bedeckt, ertönte der ſchauervolle Kriegsgeſang der Deutſchen ringsum von allen Seiten und begann der Kampf zuerſt aus der Ferne mit Wurfgeſchoſſen aller Art. Dann ſtürzten die Erbitterten und ſchon lang Gehöhnten dicht gedrängt heran, für allen römiſchen Uebermuth, für jede Unbill blutige Rache zu nehmen. Die Legionen in buntem Gemiſch zwiſchen Wagen und Unbewaffneten getrennt und gehemmt litten ſchwere Verluſte, ohne es vergelten zu können. Doch gelang es vor Einbruch der Nacht einen freien Platz zu finden und ein feſtes Lager zu ſchlagen. Die Mehrzahl der Wagen und das meiſte Gepäck wurde verbrannt oder im Stich gelaſſen, und am andern Morgen erleichtert und in beſſerer Ordnung aufgebrochen. So lange nun der Marſch durch lichtere Stellen ging, wurde auch der wüthendſte Andrang

ausgehalten, doch nicht ohne viel Blut zu laſſen. Als aber von Neuem dunkler Wald ſie aufnahm, konnte kaum das Aeußerſte abgehalten werden. Wiederum wurde des Abends ein Lager geſchlagen, aber nicht mehr für drei Legionen, klein und Wall und Graben nur halb vollendet. Da brach der dritte Morgen an, es war alle Hoffnung auf Rettung verſchwunden. Ringsum immer enger von einem rachedürſtenden Feinde eingeſchloſſen, durch neues Ungewitter des Gebrauchs der Waffen, der Bogen und Pfeile, auch der Schilde beraubt, wurden ſie wie Opferthiere hingeſchlachtet. Varus, an der Rettung verzweifelnd, ſtürzte ſich in ſein Schwert; ſeinem Beiſpiele folgten die Angeſehenſten des Heeres aus Furcht gefangen zu werden, oder unter den Händen erbitterter Feinde ſterben zu müſſen. Alle andern wurden niedergehauen oder gefangen genommen, nur Wenigen gelang es, nach Aliſo und von da an den Rhein ſich durchzuſchlagen.

Dieß iſt die Schlacht im Teutoburger Wald am 9., 10. und 11. September des Jahres 9 n. Chr. Neuere Forſchungen verlegen ſie in die Nähe von Detmold. Ein dort gelegener Berg, nicht unanſehnlich an Höhe und Umfang, Grotenburg genannt, hieß im ſechzehnten Jahrhundert der Teut, der am Fuß des Berges liegende Hof heißt noch der Teutehof, ſein Beſitzer der Teutemeier. Auf dem Berg ſelbſt finden ſich ſtaunenerregende, zum Theil faſt unverſehrte Steinwälle, wie ſolche nur ungeſchwächte altdeutſche Kraft aus rohen Felſen aufzuarbeiten vermochte. Von den gefangenen Römern wurden die Meiſten zu Sklaven gemacht, die Hauptleute und Centurionen an den Opferaltären erbarmungslos geſchlachtet. Um dieſem ſchauervollen Loos zu entgehen, tödtete ſich einer der vornehmen Gefangenen, indem er die Ketten, mit denen er gefeſſelt war, zuſammenfaßte, und ſie ſo heftig gegen den Kopf ſchlug, daß er ſtarb. Die grauſamſte Rache traf die gefangenen Richter und Advokaten, welche fremdes Recht und Geſetz aufzudrängen ſo befliſſen waren. Dem einen wurden die Augen ausgeſtoßen, andern die Hände abgehauen, einem die Zunge ausgeriſſen mit den Worten: „Nun ziſche, du Schlange!“ Der Leichnam des Varus, den die Soldaten noch verſcharren konnten, wurde ausgegraben, ſein Haupt abgeſchnitten und von Armin an Marbod, von dieſem aber mit einem Trauerſchreiben an Auguſtus geſchickt. Alle Beute und alle Todten blieben, wie ein Opfer den Göttern geweiht, unberührt und unbeerdigt über der Erde liegen. Die Stämme, welche dieſe ſchwere Niederlage der Römer herbeigeführt, waren die Cherusker, Brukterer und Marſen, vielleicht auch die Chatten und Tubanten.

Als die Nachricht davon nach Rom gelangte, erneuerte ſich der cimbriſche Schrecken. Der alte Kaiſer zerriß ſein Gewand, ſtieß in wildem Schmerz verzweiflungsvoll den Kopf an die Wand und rief: „Varus, Varus, gib mir die Legionen wieder!“ Er ließ Monate lang Bart und Haar lang wachſen, und den Tag der Niederlage begieng man ſpäter als einen Tag tiefer Trauer. Es waren aber nicht blos die Gefahren, die man für Gallien fürchtete, man

zitterte für Italien und Rom ſelbſt. Da in Rom viele Gallier und Germanen lebten, theils als Fremde, theils als Soldaten der Leibwache, ſo wurde aus Furcht vor einer Empörung ein Theil auf verſchiedene Inſeln geſchickt, den andern aber befohlen, ohne Waffen die Stadt zu verlaſſen. Ebenſo ließ der Kaiſer in der ganzen Stadt Nachtwachen halten, damit nicht etwa ein Aufſtand ausbräche, und verlängerte den Statthaltern in ihren Provinzen die Gewalt, damit die Bundesgenoſſen unter Verwaltung ſachkundiger und ihnen ſchon bekannter Männer treu erhalten würden. Auch gelobte er dem höchſten Gott feierliche Spiele, wenn die Lage des Staates ſich zum Beſſern wende. Um Gallien und Italien zu ſchützen, wurde ein gewaltiges Heer aufgeboten und mit Tiberius nach Gallien geſchickt. Es waren aber vorher Drohungen und ſchwere Strafen nöthig, um es bilden zu können. Denn bei der Aushebung zum Kriegsdienſt wollte Keiner aus der kriegspflichtigen Altersklaſſe ſich in die Rollen eintragen laſſen, nicht einmal der Einzug des Vermögens, erſt die Todesſtrafe vermochte den feigen Ungehorſam zu bändigen. Von denen, die noch nicht fünfunddreißig Jahre alt waren, ward immer der fünfte, von den ältern der zehnte, wen gerade das Loos traf, ſeines Vermögens beraubt und für ehrlos erklärt; zuletzt, da ſehr Viele auch ſo noch ihre Pflicht nicht thaten, wurden Einige mit dem Tode beſtraft. Deſſenungeachtet mußten noch freigelaſſene Sklaven in das Heer eingereiht werden. Wenn wir auch die Urſache der Angſt der Römer kennen, ſo fragen wir billig, worin denn eigentlich die Schwierigkeit, ein neues Heer in das Feld zu ſtellen, gelegen ſei. Darüber geben römiſche Schriftſteller hinlänglich Aufſchluß. Nach Plinius konnte Italien vor Beginn des zweiten puniſchen Krieges 700,000 Mann zu Fuß und 80,000 Reiter ſtellen, aber ſchon um die Zeiten des dritten puniſchen Krieges ſagt Polybius, Rom vermöge nicht mehr ſo große Heere und Flotten, wie einſt im erſten puniſchen Krieg in's Feld zu ſchicken. Es waren alſo zunächſt die mörderiſchen Schlachten, welche ſeine Bürger zu Tauſenden hinweggerafft, dazu kamen ſpäter ganz abgeſehen von den folgenden Kriegen die zahlloſen Verluſte in den Bürgerkriegen und Hand in Hand mit ihnen ſchwächte den Staat die auf's Höchſte geſtiegene Sittenloſigkeit. Der letztern ſuchte Auguſtus durch ſtrenge Ehegeſetze entgegenzuwirken. Wenn nun der Verluſt der Römer im Teutoburger Walde dem bei Cannä gleichzuſetzen iſt, wo 42,700 Mann gefallen waren, ſo mag daraus auf die große Abnahme ihrer Macht geſchloſſen werden, da es dem Kaiſer nur mit der äußerſten Anſtrengung gelang, ein neues Heer in's Feld zu ſtellen. In Deutſchland waren indeſſen von den verbündeten Stämmen alle Feſtungen und Heerſtraßen zerſtört und jede Spur der Römer vernichtet worden. Am längſten hatte ſich Aliſo gehalten. Zuletzt aber, als die Beſatzung zu allem Schrecken auch noch Hunger bedrängte, flüchtete ſie ſich in einer ſtürmiſchen Nacht über den Rhein. Tiberius ſuchte zuerſt Gallien zu ſichern, verſtärkte deßwegen die feſten Plätze und rückte dann

an den Rhein. Da Varus, wie er glaubte, durch seine Verwegenheit und Unbedachtsamkeit unterlegen war, so that er keinen Schritt ohne Vorsicht und reifliche Ueberlegung. Sonst immer selbstständig in seinem Urtheil und zufrieden, sich selbst zum Rathgeber zu haben, hörte er jetzt über jede Bewegung die Meinung des Kriegsraths. Vor allem reinigte er das Heer von allem unnöthigen Troß. Als er über den Rhein rücken wollte, ließ er den ganzen Packzug, für den er bestimmte Vorschriften gegeben hatte, nicht eher hinüber, als bis er, am Ufer stehend, die Ladung eines jeden Wagens untersucht hatte, damit ja nicht mehr, als das Nothwendige übergeführt wurde. Jenseits des Rheins nahm er, meistens auf bloßem Rasen sitzend, seine Mahlzeit ein, übernachtete oft ohne Zelt, und ertheilte seine Befehle schriftlich mit der Aufforderung, wem etwas unklar wäre, der sollte es sich von ihm und keinem andern erläutern lassen, zu jeder Stunde, auch bei Nacht. Mannszucht hielt er ohne Rücksicht der Person mit größter Strenge und erneuerte alte, schon längst verschollene Arten von Verweisen und Strafen. Ueber einen Legaten, der einige Soldaten mit einem seiner Freigelassenen vor dem Uebergang auf das jenseitige Ufer auf die Jagd geschickt hatte, verhängte er eine entehrende Bestrafung. Wie Römer in Allem Vorbedeutung und Zeichen künftiger Dinge fanden, dafür ist auch er ein Beispiel. Er brach mit größerer Zuversicht auf, so oft das Licht, wenn er die Nacht vorher arbeitete, plötzlich und ohne daß Jemand daran stieß, herunter fiel und erlosch; diesen Wahrzeichen, pflegte er zu sagen, traue er, da er und seine Vorfahren auf allen Feldzügen es zur Genüge erprobt hätten. Es muß aber auf dem wohlgerüsteten und zahlreichen römischen Heere eine gedrückte, angstvolle Stimmung gelegen sein. Denn Tiberius wagte sich nicht, von dem stark besetzten Rhein und dem durch den Sieg der Germanen unruhig gewordenen Gallien zu entfernen. Nachdem er einige Landstriche durchzogen hatte, ohne mit den Germanen zusammenzutreffen oder eine Völkerschaft sich zu unterwerfen, kehrte er über den Rhein und dann nach Rom zurück. 11 n. Chr.

Bisher hatte die deutsche Geschichte etwas Dürftiges, Unzusammenhängendes, beinahe Zufälliges. Diese Armuth nimmt mit der Teutoburger Schlacht ein Ende. Von jetzt an erscheinen die deutschen Völkerschaften mehr oder weniger geeint gegen den gemeinsamen Feind und für ein gemeinsames Ziel. Die Abwehr fremder Gewalt vom Vaterland, und dann die Zertrümmerung der römischen Weltherrschaft, das ist der Inhalt der deutschen Geschichte für die nächsten Jahrhunderte. Welchen bedeutenden Eindruck die That Armins unter den Völkern diesseits und jenseits des Rheins hervorgebracht, können wir aus Andeutungen schließen. Augustus zitterte besonders für Gallien und Tiberius mußte hier zuerst unruhige Bewegungen, die ohne Zweifel auf die Siegesnachricht aus dem Teutoburger Wald ausgebrochen waren, blutig niederschlagen, ehe er an den Rhein rücken konnte. Ganz bezeichnend ist aber auch die Nachricht, daß Segimunt, der Sohn des

Segeſtes, auf die erſte Kunde von Varus Niederlage ſeine Prieſterbinde, die er durch Gunſt der Römer erhalten hatte, zerriß und über den Rhein zu den Cheruskern entfloh. Wie ſo manche That der Weltgeſchichte, mit der eine neue Epoche beginnt, ſo mußten auch die Nachrichten aus dem Teutoburger Walde gleich einem electriſchen Strom erſchütternd und belebend nach allen Seiten gewirkt haben. Man erkennt ihre Bedeutung an den Folgen. Es trat zwei Jahre lang Waffenruhe ein. Die Römer getrauten ſich nicht, obgleich acht Legionen kampfgerüſtet am Rhein ſtanden, unter dem Eindruck ſo ſchwerer Niederlage in Deutſchland einzubrechen. Die Germanen aber hatten mit einem Schlag die jahrelangen, ſo mühevollen Arbeiten römiſcher Gewalt niedergeworfen und die mehr als gehaßten Feinde aus den Grenzen geſchlagen. Da ſtarb Auguſtus im Jahre 14. Sein Nachfolger war Tiberius. Für ihn hatte ſeines Bruders Sohn, nachher Germanicus genannt, den Oberbefehl in Gallien und gegen die Germanen übernommen. Während er mit der Eintreibung der Schätzung in Gallien beſchäftigt war, brach auf die Nachricht von Auguſtus Tod unter den Legionen am Rhein Empörung aus. Dies iſt nur inſofern hier erwähnenswerth, als aus der Sprache und den Klagen der Empörer die Beſchwerniſſe hervorleuchten, welche die Feldzüge in Germanien auf die Schultern römiſcher Soldaten wälzten. Sie klagten nicht blos über die ſtrenge militäriſche Disciplin, ſondern ganz beſonders über die aufreibenden Drangſale im Lager und im Felde. Noch lauter waren die Klagen der Legionen in Pannonien über einen Kriegsdienſt ohne Ende. Nach dreißig, vierzig Feldzügen gönne man nicht einmal den mit verſtümmelten Körpern Entlaſſenen eine wohlverdiente Ruhe! Wenn je Einer ſo viele Unfälle überlebt habe, werde er noch in entlegene Länder geſchleppt, wo er unter dem Namen von Aeckern moraſtige Sümpfe und unbebaute Berggegenden empfienge. Für die aber unter den Fahnen daure der harte Winter, der ſtrapazenvolle Sommer, grauenvoller Krieg oder fruchtloſer Friede ewig fort. Sie verlangten deßwegen in Pannonien, wie am Rhein, vor Allem die Ausbezahlung der Geldvermächtniſſe des Kaiſers, die Entlaſſung der Veteranen, kürzere Dienſtzeit und beſſern Sold. Die Gefahr war ſo drohend, daß die Strenge der römiſchen Kriegszucht den Forderungen des Aufruhrs weichen mußte. Wer zwanzig Jahre gedient, ſollte von dem gewöhnlichen Dienſt befreit und nur verpflichtet ſein, gegen den Feind zu fechten. Die verlangten Vermächtniſſe des Kaiſers wurden ausbezahlt. Erſt jetzt, nachdem ein Theil der Wüthendſten entfernt und bei den Uebrigen ruhige Ueberlegung zurückgekehrt war, konnte an Beſtrafung der Empörung und Herſtellung der alten Zucht gedacht werden. Geſtützt auf eine hinlängliche Macht verlangte Germanicus als Bedingung der Verzeihung, daß die Anſtifter des Aufruhrs ihm ausgeliefert oder von den Soldaten ſelbſt getödtet würden. Da ſahen ſich die Schuldigen eben ſo ſchnell verlaſſen und hingewürgt, als ſie vorher von der Menge gerühmt und einhergetragen worden. Es floß viel Blut;

Germanicus konnte sich beim Betreten des Lagers über die Zahl und den kläglichen Anblick der Ermordeten der Thränen kaum enthalten und befahl, die Leichname zu verbrennen. Von den Ueberlebenden war aber zu viel zu vergessen, als daß die träge Ruhe des Lagerlebens ihnen gut gewesen wäre; sie mußten beschäftigt werden und sollten jenseits des Rheins ihren Frevel sühnen. Darum ließ Germanicus eine Brücke schlagen und rückte mit einem Theil der aufrührerischen Legionen mit großer Vorsicht auf germanischem Gebiete vor. Der Marsch gieng durch den cäsischen Wald, der wahrscheinlich in der Nähe von Kössfeld zu suchen ist. Der Legat Cäcina hatte die Vorhut und Befehl, den dichten Wald, wo er den Durchgang hemme, zu fällen und den Legionen den Weg zu bahnen. So gelangte man in das Gebiet der Marsen, im Osnabrückischen, die gerade ein Götterfest feierten und nach Germanenart sorglos zechten. Die Römer umzingelten die meist Trunkenen von allen Seiten und richteten ein furchtbares Blutbad an. Alles wurde mit Feuer und Schwert verwüstet, die Häuser, auch das berühmte Heiligthum der Tanfana dem Boden gleich gemacht. Da sammelten sich die benachbarten Stämme, Bructerer, Usipeten, Tubanten und besetzten die Waldhöhen, um die Römer auf dem Rückzug zu überfallen. Und obwohl Germanicus die Gefahr ahnte und vorsichtig und gerüstet den Rückzug angetreten hatte, sah er sich doch plötzlich zwischen Waldhöhen auf allen Seiten angegriffen. Bald waren die leichten Cohorten in Unordnung gebracht, aber der eng geschlossene Zug des Heeres und das schnell erreichte Ende der Waldung sicherte vor weiteren Verlusten. Im Frühling des folgenden Jahres gieng Germanicus wieder über den Rhein und überfiel die Chatten so unerwartet, daß Weiber, Kinder, Greise nicht mehr geflüchtet werden konnten; die Meisten wurden gefangen oder getödtet, die junge Mannschaft hatte schwimmend über die Eder, Adorna, sich gerettet. Nach Verheerung des Landes und Verbrennung von Mattium, dem Hauptort des Stammes, wandte er sich wieder dem Rheine zu. Nicht lange darnach kamen Gesandte von Segestes und baten ihn um Hilfe, da er Thusnelda wieder in seine Gewalt bekommen hatte und von Armin hart bedrängt wurde. Unter den Gesandten war auch Segimunt, der voll Reue über seine Flucht und gestützt auf die Verdienste seines Vaters die Gnade der Römer anflehte und auch erhielt. Germanicus hielt es der Mühe werth, das Heer umkehren zu lassen, um an die Weser zu eilen. Er entsetzte Segestes nebst einer großen Schaar von Verwandten und Anhängern und nahm Armins junges Weib gefangen. Segestes selbst war ein Mann von ungeheurer Gestalt und rühmte sich vor Germanicus seiner Treue gegen die Römer. „Seit ich von Augustus mit dem Bürgerrecht beschenkt bin", läßt ihn Tacitus sagen, „habe ich Freunde und Feinde nur im Hinblick auf euern Vortheil gewählt, und das nicht aus Haß gegen mein Vaterland, sondern weil ich glaubte, daß den Römern und den Germanen ein und dasselbe förderlich,

und Friede beſſer ſei, denn Krieg." So hat ohne Zweifel auch Varus geſprochen. Dann erzählt er klagend, wie oft er Varus gewarnt habe und fährt fort: „Und nun bei der erſten Gelegenheit dich zu erreichen, ziehe ich das Alte dem Neuen, die Ruhe dem Sturme vor: nicht um einer Belohnung willen, ſondern um mich zu befreien von dem Verdachte der Treuloſigkeit; zugleich als ein geeigneter Vermittler für den Stamm der Germanen, wenn er Reue lieber will, als Verderben. Für den jugendlichen Fehltritt meines Sohnes bitte ich um Nachſicht, meine Tochter, ich geſtehe es, iſt nur durch Zwang hieher geführt: an dir iſt es, zu überlegen, was mehr gilt, ob ſie von Armin ſchwanger oder von mir gezeugt iſt." Thusnelda glich mehr dem Gatten, als dem Vater. Obwohl ewige Gefangenſchaft vor ſich ſehend und ſchwangern Leibes, vergoß ſie keine Thräne und bat um nichts; die Hände über die Bruſt gefaltet, verließ ſie auf immer das Vaterland. Als ſie in Rom im Triumph aufgeführt wurde, war Segeſtes unter den Zuſchauern und erhielt für den Verrath an ſeinem Volk und Vaterland den Lohn an Gütern in Gallien. Thusnelda gebar einen Sohn, Thumelikus mit Namen, der in Ravenna aufgezogen wurde: mit welcher Schmach er bald darnach zu ringen hatte, ruft Taeitus aus, werde er ſeiner Zeit erwähnen. Es iſt uns aber von dieſem Bericht nichts erhalten, als die Nachricht, daß der Sohn Armins ein öffentlicher Fechter wurde, — der in unſern Tagen ſo oft genannte Fechter von Ravenna! Als Armin das Entſetzliche vernahm, daß ſein Weib ihm entriſſen und mit ihres Vaters Willen auf immer der Sklaverei verfallen ſei, ſtürmte er durch das Cheruskerland und rief Alles zu den Waffen: das ſei ein vortrefflicher Vater, ein großer Feldherr, ein tapferes Heer, die mit ihren zahlloſen Armen ein einziges ſchwaches Weib fortgeſchleppt hätten; ihm ſeien drei Legionen, eben ſo viele Legaten erlegen! Er gönne immerhin Segeſtes das geknechtete Ufer zu bewohnen und ſeinem Sohne zu ſeinem Prieſterthum zu verhelfen — — wenn ſie das Vaterland, die Väter, die alten Satzungen mehr liebten, als Zwingherrn und neue Kolonien, ſo ſollten ſie lieber von ihm zu Ehre und Freiheit, als vom Segeſtes zu ſchmählicher Knechtſchaft ſich führen laſſen! Mit den Cheruskern rüſteten ſich alle angrenzenden Stämme, ſelbſt der alte Römerfreund, ſein Oheim Inguiomerus, trat auf ſeine Seite. Dadurch wuchs bei Germanicus nicht geringe Beſorgniß, es möchte der Krieg mit ganzer Wucht losbrechen. Um die Vereinigung der Stämme zu verhindern und ſie auseinanderhaltend zu ſchwächen, ließ er Cäcina mit einem Heer durch das Land der Brukterer an die Ems vorrücken, ein zweites mußte durch das Land der Friſier an der Küſte hin, er ſelbſt fuhr mit einer großen Flotte durch die Nordſee in die Ems. Die Brukterer zogen ſich, ihr eigenes Land verwüſtend, vor dem zu Hunderttauſend andringenden Feind zurück. Alles, was übrig blieb, alles Land zwiſchen Ems und Lippe wurde verwüſtet. Germanicus kam ungehindert bis in die Nähe des teutoburger Schlachtfeldes,

auf dem die Gebeine der Legionen noch unbestattet über der Erde lagen. Sie sollten bestattet werden. Aber ehe man in die unglückseligen Schluchten eindrang, wurde Cäcina vorausgeschickt, das Dunkel der Waldungen zu durchforschen und Brücken und Dämme in dem feuchten Sumpflande anzulegen. Dann erst rückten die Legionen in die Schluchten, finster dem Auge wie der Erinnerung. Das erste Lager des Varus mit seinem weiten Umfang in wohlabgesteckten Quartieren erschien deutlich als das Werk von drei Legionen; sodann gab ein halb eingestürzter Wall und flacher Graben zu erkennen, daß dort die schon halb vernichteten Reste noch Fuß zu fassen suchten: in mitten der Ebene ihre gebleichten Gebeine, wie sie sich geflüchtet, wie sie Widerstand geleistet hatten, zerstreut oder aufgehäuft! Daneben Bruchstücke von Waffen und Gliedmassen von Pferden, zugleich hingen an Baumstämmen angeheftet die Köpfe. In den nahen Hainen die Altäre, vor denen die Tribunen und Centurionen hingeschlachtet worden. Solche, welche aus der Schlacht oder aus der Sklaverei entkommen waren, konnten die Orte angeben, wo die Legaten gefallen und ihnen die Adler entrissen wurden, wo Varus die erste Wunde erhielt und sich den Tod gab, von welcher Erhöhung herab Armin geredet, wie viele Galgen für die Gefangenen, wie viele Gruben angelegt wurden, und wie er die erbeuteten Adler und Feldzeichen verspottet habe. So brachte das römische Heer sechs Jahre nach der Niederlage die Gebeine der Legionen, und da Niemand unterscheiden konnte, ob er der Seinen oder der Feinde Reste mit Erde bedeckte, allesammt wie Verbündete und Verwandte zur Ruhe. Den ersten Rasen bei Errichtung des Grabhügels legte Germanicus selbst. Als die Nachricht von dieser Todtenfeier nach Rom kam, mißbilligte Kaiser Tiberius das Alles, sei es, weil er Germanicus Alles mißgünstig auslegte, oder weil er glaubte, das Bild der Erschlagenen und die grause Stätte der Niederlage werde auf das Heer schlimmen Eindruck gemacht haben; jedenfalls hätte Germanicus, selbst mit der Augurwürde bekleidet, nichts mit dem Dienst der Todten zu schaffen. Von all dem, was an diesen Ort und die drei bedeutungsvollen Tage erinnert, ist uns nichts geblieben, als ein römischer Grabstein, der bei Xanten entdeckt wurde und jetzt in Bonn sich befindet, einem Marcus Cälius, Centurio der achtzehnten Legion, von seinem Bruder gewidmet mit den Worten: er fiel in der Varusschlacht.

Während die Römer ihre Todten bestatteten, lauerten ringsum die Deutschen in den Wäldern. Germanicus war darauf Armin, der in unwegsame Gegenden zurückwich, nachgezogen. An einer günstigen Stelle befahl Armin den Seinen, sich zu sammeln und an die Wälder heranzurücken. Dann wendete er sich plötzlich um und gab denen, die sich ringsum in den Waldschluchten verborgen gehalten, das Zeichen hervorzubrechen. Die römische Reiterei und die ihr zu Hilfe gesendeten Cohorten waren bald in Verwirrung und Flucht gebracht und nahe daran, in Verwirrung sich in einen Sumpf zu stürzen, nur um den rachedürstenden Germanen zu entgehen, aber auch dies-

mal wußte Germanicus durch Beſonnenheit und günſtige Entfaltung ſeiner Legionen das Verderben abzuwenden. Darauf eilte er aber ſein Heer an die Ems zu führen und brachte es auf Schiffen wieder zurück, wie er es hergeführt hatte. Ein Theil der Reiterei erhielt Befehl, dem Meeresufer entlang an den Rhein zu ziehen. Cäcina ſollte auf bekannten Wegen ſich zurückziehen und ſo zeitig als möglich die ſogenannten langen Brücken zu erreichen ſuchen. Es war dies eine ganze Reihe hölzerner Brücken, einſt von Domitius Aheno-barbus durch Sümpfe und moraſtiges Land erbaut. Sie ſind in der Nähe von Kösfeld zu ſuchen, und führten noch im 14. Jahrhundert aus dem Münſterland in's Kölniſche, ſind aber jetzt meiſt durch Dämme erſetzt. Um ſich zu retten, mußte Cäcina zuerſt die Brücken, deren Bohlen durch Alter morſch geworden oder eingeſunken waren, wiederherſtellen, eine mühevolle Arbeit wegen des zähen dicken Schlammes und der überall verſteckten Bäche. Da holte ihn Armin ein. Es entſtand ein erbitterter blutiger Kampf. Den Römern war Alles entgegen, auf einem Boden, nicht haltbar, um feſt zu ſtehen, zu ſchlüpfrig, um vorwärts zu gehen, gedrückt durch die Laſt ihrer Rüſtung, zum Theil im Waſſer ſtehend und mühſelig die Geſchoſſe ſchleudernd; dagegen bewegten ſich die Cherusker auf heimiſchem Boden, ſchlanke Geſtalten, raſch und ſchnell und ſchleuderten ihre ungeheuren Lanzen auch aus der Ferne mit Sicherheit. Schon wankten die Legionen. Da trennte die Nacht die Kämpfenden. Sie wurde von den Germanen ſchmauſend und ſingend hingebracht, daß rings die Thäler und Waldhöhen widerhallten, was aber an Waldbächen auf den Höhen entſprang, wurde in das römiſche Lager geleitet, ſo daß dieſes beinahe ganz unter Waſſer ſtand. Bei den Römern brannten trübe Wachtfeuer: ſie lagerten lautlos und ohne Ordnung am Walle, ſchlaflos mehr als wachend. Wie ſehr Cäcina an Varus und ſein Schickſal dachte, davon zeugt der Traum, der ihn grauenvoll in dieſer Nacht erſchreckte. Er glaubte Varus mit Blut beſpritzt aus den Sümpfen aufſteigen zu ſehen und zu hören, wie er ihn zu ſich rief; doch habe er nicht Folge geleiſtet und die Hand, die er ihm entgegenſtreckte, zurückgewieſen. Um nicht mit Allem zu Grunde zu gehen, faßte er den Entſchluß, ſo lange äußerſten Widerſtand zu leiſten, bis die Verwundeten und was den ſchwer beweglichen Theil des Heeres bildete, voraus wären. Als der Tag angebrochen war, ſuchten die Legionen ſchnell jenſeits der Sümpfe die Ebene zu gewinnen. Zuerſt brachte das Gepäck, das in Schlamm und Gräben ſtecken blieb, Unordnung in die Reihen. Die Ordnung der Feldzeichen ſchwankte und die Befehle, ſchlecht gehört, wurden noch ſchlechter ausgeführt. Da ließ Armin die Seinen losbrechen mit dem Rufe: „ſeht da Varus und die Legionen zum zweitenmal!“ Er ſelbſt an der Spitze einer auserwählten Schaar warf ſich zuerſt auf die Reiterei, ſo daß die Pferde auf dem ſchlüpfrigen Sumpfboden ausgleitend die Reiter abwarfen, auseinander jagten und, was ihnen entgegen kam, zerſtampften. Cäcina wurde, während er Ordnung herzuſtellen ſuchte,

ein Pferd unter dem Leibe erſtochen; er ſtürzte und wäre umzingelt worden, hätte ihn die erſte Legion nicht gerettet. Der Traum ſchien ſich zu erfüllen, als die Beutegier der Germanen, die ſich zu heftig auf das ſchon preisgegebene Gepäck ſtürzten, die Legionen zum zweitenmale vor Vernichtung rettete. Sie hatten ſich auf einen freien erhöhten Raum durchgehauen. Aber zum Lager ſchlagen fehlten die Werkzeuge, die Manipeln fanden keine Zelte, die Verwundeten keinen Verband; Proviant war nur noch für einen einzigen Tag und davon ſchon ein Theil ungenießbar. Ein Pferd, das ſich zufällig losgeriſſen hatte und durch Geſchrei ſcheu gemacht wild umherrannte, brachte ſo große Beſtürzung hervor, daß Alles im Wahne, die Germanen ſeien ins Lager eingedrungen, auf die Thore zuſtürzte und beſonders das Hinterthor zu erreichen ſuchte, weil es dem Rheine zu gelegen war und zur Flucht größere Sicherheit zu bieten ſchien. Als Cäcina, der ſich von der Grundloſigkeit des Schreckens überzeugt hatte, weder durch ſein Anſehen noch durch Bitten, ja nicht einmal mit Gewalt die Fliehenden aufhalten konnte, warf er ſich unter dem Thore nieder und hemmte dadurch die allgemeine Flucht. Bei den Germanen waren die Anführer verſchiedener Meinung, wie der letzte Schlag gegen die Römer zu führen ſei. Armin wollte ſie herauslaſſen und ſie auf dem ihnen ſo feindſeligen Boden umzingeln, nach Inguiomer aber ſollte das Lager erſtürmt werden, die Zahl der Gefangenen wäre größer, die Beute unverkürzt. Dieſe Meinung ſiegte, aber der Sturm mißlang. Die Legionen wehrten ſich verzweiflungsvoll. Inguiomer ſelbſt wurde ſchwer verwundet. So gelang es Cäcina nach ſchwerem Verluſte und Einbuße des ganzen Gepäcks, den Rhein zu erreichen. Und beinahe hätte ihn nicht einmal das gerettet. Ihm war nämlich das Gerücht vorangeeilt, das Heer ſei eingeſchloſſen und die Germanen im drohenden Anzug gegen Gallien. Gegen dieſe Gefahr ſollte der Abbruch der Rheinbrücke ſchützen. Das aber verhinderte Agrippina, des Germanicus Gemahlin. Sie verſchmähte es nicht, am Eingang der Brücke ſtehend, den hilfbedürftigen und verwundeten Soldaten, wie ſie ſich gerettet hatten, Kleidung und Verband und endlich den Legionen ſelbſt Lob und Dank zu ſpenden.

Aber auch der andere Theil des römiſchen Heeres ſollte nicht unverſehrt an den Rhein gelangen. Germanicus hatte von den Legionen, die er zu Schiffe übergeſetzt hatte, zwei dem Vitellius übergeben, um ſie den Landweg zu führen, und damit ſo die Flotte, weniger beſchwert, das an vielen Stellen ſeichte Meer leichter durchſchiffte. Anfangs gieng der Marſch auf trockenem Boden glücklich von Statten. Als aber die Herbſtſtürme losbrachen, wurde der ganze Küſtenſtrich von den Fluthen überſtrömt. Alles, Meer, Ufer, Ebene hatte ein gleiches Ausſehen. Niemand vermochte Sumpf und feſtes Land, flache und tiefe Stellen zu unterſcheiden. Die Fluthen überſtürzten Alles und verſchlangen Vieh und Gepäck. Das Waſſer ſtieg den Soldaten bis an die Bruſt, bald bis an den Mund, bisweilen verſanken, da der Boden unter ihnen wich, ganze

Reihen. Da half kein Ruf und keine Ermahnung, das kalte unerbittliche Element wälzte Alles mit ſich fort. Endlich erreichte man einen höher gelegenen Platz und übernachtete. Aber welche Nacht! Kein Geräthe, weder Feuer noch Speiſe, ſo daß den Meiſten, halberſtarrt vor Näſſe und Kälte, der Untergang vor dem Feinde wie ein großes Glück erſcheinen mochte. Denn dort war ein ehrenhafter Tod, hier ein ruhmloſer Untergang. Mit dem Anbruch des Tages tauchte das feſte Land wieder empor und geſtattete bis zu dem Punkte vorzudringen, wo Germanicus mit einer Flotte vor Anker lag und, was nicht von den Fluthen verſchlungen war, in die Schiffe aufnahm. Auch nach dieſen Verluſten ſollte ſich die Zahl der vornehmen Römerfreunde vermehren, die es aber alle vorzogen, außerhalb der Grenzen des Vaterlandes zu wohnen, und ſich nicht ſcheuten, von fremder Gnade das Leben ſich friſten zu laſſen. Segimer, der Bruder des Segeſtes, hatte nämlich Germanicus für ſich und ſeinen Sohn um die Aufnahme in die Gemeinde der Ubier angefleht. Es wurde ihnen gewährt, leichter dem Vater, nicht ohne Bedenken dem Sohn, weil verlautete, er hätte ſich an Varus Leiche vergriffen.

Trotz der ſchweren Verluſte und bittern Erfahrungen zweier Jahre war Germanicus nicht geſonnen, von dem Plane der Unterwerfung Deutſchlands abzuſtehen. Die geringen Erfolge fand er in Hinderniſſen, die zwar nicht ſo leicht hinwegzuheben, wohl aber zu umgehen ſeien. In offener Feldſchlacht und wo der Boden keine Schwierigkeiten biete, könne römiſcher Kriegskunſt Nichts widerſtehen. Was den Germanen Siege verleihe, den Römern Verluſte beigebracht, das ſeien Wälder und Sümpfe, ein kurzer Sommer und ein früher Winter. Der Soldat ſei weniger den Wunden, als endloſen Märſchen und Mangel an Waffen erlegen. Ein langer Zug mit Gepäck und Proviant ſei ſchwer zu vertheidigen und für Hinterhalt wie geſchaffen. Aus dieſen Gründen beſchloß er den Kriegsplan ſeines Vaters wieder aufzunehmen und den Zug über das Meer einzuſchlagen; dadurch werde der Feldzug zeitiger begonnen, die Legionen und Reiterei mit den nöthigen Bedürfniſſen durch die Mündungen der Flüſſe ohne viele Hinderniſſe mitten nach Deutſchland gebracht. Vielleicht nicht ohne Ahnung, daß des Kaiſers feindſelige Geſinnung ihn bald abberufen werde, wollte er mit Anſtrengung aller Kräfte einen vernichtenden Schlag gegen die Germanen führen. Um das gewaltige Heer überzuſetzen, waren nicht weniger als tauſend Schiffe nöthig, deren Bau beſondere Sorgfalt erforderte. Ein Theil war kurz, mit ſchmalem Hinter- und Vordertheil und weitem Bauche, um deſto leichter den Wogenſchlag auszuhalten; einige hatten flache Kiele, um ohne Nachtheil anzulaufen, an einer größern Anzahl war auf beiden Enden ein Steuerruder angebracht, damit ſie, wenn man plötzlich die Ruder in entgegengeſetzter Richtung einlegte, mit dem einen, wie mit dem andern Ende anlaufen könnten; viele hatten Verdecke, darauf die Wurfgeſchütze fortzuſchaffen, zugleich geſchickt, Pferde oder Proviant zu führen. Dieſer großen, aber durch Segel

und Ruder leicht beweglichen, Flotte war die Insel der Bataver zum Sammelplatz bestimmt. Während dieß vor sich gieng, befahl er seinem Unterbefehlshaber Silius, mit auserwählter Mannschaft in das Land der Chatten einzufallen, ohne Zweifel in der Absicht, die Aufmerksamkeit der Stämme zu beschäftigen und sie von den gewaltigen Rüstungen abzulenken. Er selbst führte auf die Nachricht, daß Alifo von den Germanen hart bedrängt werde, sechs Legionen dahin. Silius richtete aber wegen plötzlicher Regengüsse weiter nichts aus, als daß er mäßige Beute und die Gattin und Tochter des Chattenfürsten Arpus mit sich fortschleppte. Bei der Annäherung des Heeres hoben die Germanen die Belagerung auf und wichen auf allen Seiten in die Wälder zurück, zerstörten aber den Grabhügel, der den Legionen des Varus errichtet war, und den Altar des Drusus. Den Altar stellte Germanicus wieder her, den Grabhügel zu erneuern, unterließ er. Dagegen befestigte er das Land zwischen Alifo und dem Rhein durch Dämme und Grenzwehren.

Unterdessen war die Flotte segelfertig. Nachdem acht Legionen und zahlreiche Bundesgenossen eingeschifft waren, fuhr er durch den Drususkanal, den Flevosee und die Nordsee in die Ems, ließ die Schiffe bei dem Castell Amisia zurück und rückte zu Land gegen die Weser vor. Der Fluß schied Römer und Cherusker. Als die Heere einander in's Gesicht kamen, bot sich allen ein denkwürdiges Schauspiel; indem Armin mit mehreren vornehmen Cheruskern an das Ufer trat und nach seinem Bruder fragte, der schon seit Jahren unter dem Namen Flavus, d. i. der Blonde, im römischen Heere diente und im Kampfe ein Auge verloren hatte. Auf sein Verlangen, mit ihm zu reden, trat Flavus vor und wurde von Armin begrüßt. Nachdem er selbst seine Begleiter entfernt hatte, forderte er von seinem Bruder, die römischen Bogenschützen, die sich am Ufer aufgestellt hatten, zu entfernen. Als sie sich zurückgezogen hatten, fragte er ihn, woher sein Gesicht so entstellt sei, und als ihm dieser Ort und Schlacht genannt hatte, weiter, welche Belohnung er dafür empfangen habe. Da begann Flavus eine ganze Reihe glänzender Belohnungen zu nennen und das Glück zu schildern, ein Römer zu sein, das Armin als eine Knechtschaft höhnte. Flavus sprach von der Größe des Römerreichs, von Cäsars Macht und wie denen Verzeihung werde, die sich ihm huldigend ergäben, auch Thusnelda und sein Sohn würden nicht als Feinde angesehen und behandelt. Armin hingegen hielt ihm vor Augen, was er verlassen, das Recht und die Freiheit des Vaterlandes und vor allem die heimischen Götter; er bat ihn zugleich mit der ihnen gemeinsamen Mutter doch sein Haus und seine Verwandten, seinen Stamm nicht zu verrathen und den fremden Dienst zu lassen. Aber obwohl sie Brüder waren und dieselbe Sprache redeten, sie verstanden sich nicht mehr, da ihre Herzen einander längst entfremdet waren. So kam es allmählig zu heftigen Worten. Armin verfluchte drohend den Verräther an seinem Volke. Voll Wuth verlangte Flavus Pferd und Waffen

und ſelbſt der Fluß, der zwiſchen ihnen war, würde ſie nicht gehindert haben, handgemein zu werden, hätten ſie nicht die Ihrigen auf beiden Seiten zurückgehalten. Wie viel halb erblindete und verſtümmelte Flavier hat es ſeitdem gegeben? Wie oft hat auch ſeitdem das Vaterland, wie hier Armin mit ſeinem Bruder, Unterredung mit ihnen gehalten, wenn ſie unter fremden Feldzeichen ſeine Fluren verwüſten halfen! Was konnten ſie dem Recht und der Freiheit der Nation entgegenſtellen, als eine glänzende Knechtſchaft, als wörtlich Soldatenlöhnung, goldene Ketten und Kränze? So hat Blindheit, Undank und Verrath der eignen Söhne dem Vaterland die tiefſten Wunden ſchon beigebracht!

Am folgenden Tage ſtellten ſich die Germanen jenſeits des Fluſſes in Schlachtordnung. Germanicus wagte aber nicht ohne Brücken mit dem Heere über den Fluß zu dringen. Er ließ zuerſt die Reiterei an ſeichten Stellen hinüberrücken. Am hitzigſten ſtürmten die Bataver unter Chariovilda über die Weſer. Sie waren von den Cheruskern am meiſten gehaßt und von ihnen auch durch verſtellte Flucht in eine Ebene gelockt, die ringsum von waldigen Höhen umſchloſſen war. Da wurden ſie denn umringt und beinahe bis auf den letzten Mann niedergehauen. Des andern Tags beſchloß Germanicus anzugreifen, ermuthigt noch in der Nacht nach Römerart durch einen Traum, in dem er mit blutbeflecktem Gewande opferte, dafür aber ein ſchöneres aus den Händen ſeiner Großmutter entgegennahm. Aus ſeiner Rede an die Legionen nach Taeitus entnehmen wir nichts als die Thatſachen der ſchlechten Bewaffnung der Germanen. Sie hatten weder Helm, noch Panzer, ja ſelbſt die Schilde beſtanden aus Weidengeflecht oder ſchwachen bemalten Brettern. Nur die erſte Reihe führte ordentliche Lanzen, die Uebrigen vorn hart gebrannte Stangen oder kurze Speere. Und mit dieſer armſeligen Bewaffnung hatten ſie den Muth, einem ſo trefflich bewaffneten und gewaltigen Heere von acht Legionen nebſt zahlreichen Bundesgenoſſen im offenen Felde die Spitze zu bieten. Armin erinnerte die Seinen, was ihnen von den Römern drohe und was ſie ſchon erlebt, an ihre Habſucht, ihre Grauſamkeit und ihren Uebermuth; ob noch etwas anderes ihnen übrig bleibe, als entweder die Freiheit zu behaupten oder zu ſterben vor der Knechtſchaft. Nach Taeitus zieht ſich zwiſchen der Weſer und einer Hügelreihe eine Ebene, Idiſtaviſus genannt, in ungleichmäßiger Krümmung hin, je nachdem die Ufer des Fluſſes zurückweichen oder vorſpringende Berge ſie begrenzen. Wenn es nach dieſen wenigen Worten unmöglich iſt, die Lage des Schlachtfeldes zu beſtimmen, ſo iſt man aber auch in Erklärung des Wortes Idiſtaviſus nicht glücklicher geweſen. Einige haben daraus Idiſiaviſo gemacht, wornach es ſo viel hieße, als Jungfernwieſe, Jungfernheide; Andere haben, wir wiſſen wahrlich nicht mit welchem Aufwand von Scharfſinn, das Wort ſo zu erklären ſich erkühnt, als habe ein alter Deutſcher auf die Frage eines Römers nach dem Namen des Feldes geantwortet: Het iſt a Wieſe! Die Cheruſker hatten einen Wald und zum Theil

die ihn beherrschenden Hügel besetzt und erwarteten den Feind stehenden Fußes. Auf Seite der Römer sollte die Reiterei nach Beginn des Kampfes die Unsrigen umgehen und vom Rücken und von der Seite her anfallen. Sie waren mit Ungestüm aus dem Wald und von den Höhen hervorgebrochen, als sie plötzlich vom Rücken her Geschrei hörten und von drei Seiten zumal sich angefallen sahen. Da suchte Armin, hoch unter ihnen auf einem wilden, feurigen Rosse hervorragend, durch Gewalt, Zurufen und durch Hindeuten auf seine Wunde die Ordnung vergeblich zu erhalten. Er hatte sich mit einer Schaar auf die Bogenschützen geworfen und hätte sie durchbrochen, wenn ihnen nicht die Cohorten der Rhätier und Vindelicier nebst den Galliern zu Hilfe geeilt wären. Rings schon eingeschlossen, bahnte er sich mit Tapferkeit und durch die Kraft seines Pferdes einen Weg mitten durch die Feinde. Es verlautete später und die Römer glaubten es, er sei erkannt worden, doch hätten ihn die Chauken, die unter den römischen Hilfstruppen standen, entkommen lassen. Auch Inguiomer schlug sich durch. Die Schlacht war verloren. Die Römer thürmten einen Hügel auf und ordneten auf ihm die erbeuteten Waffen mit dem Namen der besiegten Stämme als Siegesdenkmal. Aber auch sie hatten Verluste erlitten, an ein weiteres Vorrücken war nicht zu denken. Der Anblick des römischen Denkmals erfüllte aber die Besiegten mit solchem Schmerz und Zorn, daß Alles, statt vor dem Sieger zurückzuweichen, wiederholt zu den Waffen griff. Plötzlich sahen sich die Römer von den Besiegten wieder angegriffen und in Unordnung gebracht. Furchtlos stellte sich das Fußvolk auf einem ungünstigen Boden dem Feind entgegen, die Reiterei barg sich in den nahen Wäldern. Aber Germanicus erfuhr durch seine Kundschafter alles und traf dagegen seine Vorkehrungen. Die Schlacht währte den ganzen Tag. Es war ein blutiger Kampf von Mann an Mann. Was die Germanen hinderte, war der enge Raum, auf dem sie ihre Menge nicht entfalten, noch ihre langen Speere in voller Wucht werfen konnten. Der Römer dagegen, den Schild fest an die Brust gedrückt, durch Panzer und Helm gedeckt, gebrauchte mit Leichtigkeit sein kurzes Schwert. Es war ein gegenseitiges Morden, bis die Nacht ein Ende machte. Den Sieg schrieb sich Germanicus zu und errichtete ein Siegesdenkmal mit der stolzen Aufschrift: nach Besiegung der Völker zwischen Rhein und Elbe habe das Heer des Tiberius dieses Siegeszeichen dem Mars, dem Jupiter und Augustus errichtet. Er fand sich aber durch seine Siege so geschwächt, daß er um die Mitte des Sommers eilig den Rückzug antrat. Eine von den Legionen sollte auf dem Landweg in die Winterquartiere zurückgehen, die übrigen wollte er selbst auf Schiffen die Ems hinab über das Meer an den Rhein führen. Kaum hatte er aber die hohe See erreicht, als furchtbare Stürme losbrachen und der ganzen Flotte Vernichtung drohten. Ein unbekanntes Meer mit den nahen Klippen, Riffen und Untiefen, die Schiffe von Pferden, Lastvieh und Proviant angefüllt, voll Soldaten, die bald mit Angst,

bald mit Ungeschick den Matrosen im Wege standen und die Lenkung der Schiffe hinderten, Alles mußte den Schrecken und die Verwirrung mehren und der Rettung hinderlich sein. Die Schiffe, zerstreut und in die Weite des Meeres hinausgetrieben, mußten Alles über Bord werfen, Pferde, Lastvieh, Gepäck und Waffen, um nicht durch die einstürzenden Wellen zu versinken. Viele giengen trotzdem zu Grunde, andere wurden bis an die Grenzen von Britannien verschlagen, und die sich an die nahen Gestade und Inseln retteten, hatten die feindselige Gesinnung ihrer Bewohner zu fürchten, oder, wenn sie unbewohnt waren, den Hungertod vor Augen. Das Schiff, auf dem Germanicus sich befand, rettete sich an die Küsten der Cherusker und er war nahe daran, aus Schmerz über so großes Unglück sich in's Meer zu stürzen. Nachdem die Stürme sich gelegt hatten, sammelten sich einige Schiffe um ihn, aber in einem solchen Zustande, daß die einen ohne Segel durch spärliche Ruder, andere durch ausgespannte Kleidungsstücke statt der Segel bewegt, wieder andere von besser bewahrten geschleppt wurden. Eiligst wurden die tüchtigsten ausgebessert und zur Spähe ausgeschickt, die nächsten Inseln zu durchforschen. Mit den Geretteten kehrte er an den Rhein zurück.

Die Nachricht der schweren Verluste der Feinde hatte sich alsbald durch ganz Deutschland verbreitet und wurde mit der ihr gebührenden Achtung aufgenommen. Deßwegen ließ Germanicus den Legaten Silius mit dreißig tausend Mann zu Fuß und dreitausend Reitern gegen die Chatten ziehen, er selbst brach mit noch größerer Streitmacht in das Land der Marsen ein. Der ganze Gewinn war die Verheerung des Marsenlandes und die Auffindung des Adlers einer der Legionen des Varus, der in einem Wald vergraben lag. Damit war die Laufbahn des Germanicus am Rhein beschlossen und Tiberius drängte ihn, nach Rom zurückzukehren. In der That blieb Deutschland, aller Siege und Anstrengungen der Römer ungeachtet, bis zum Rhein frei, nur Aliso konnte ihnen nicht entrissen werden. Zwar bat Germanicus noch um ein Jahr, um das, was er angefangen, zu Ende zu führen, aber der Kaiser war unerbittlich aus Furcht und Neid zugleich und gab ihm in seinen Briefen nicht ohne Bitterkeit zu verstehen, daß er selbst einst durch Klugheit mehr ausgerichtet, als durch Gewalt: die Cherusker und die übrigen Stämme könne man nach genommener Rache ruhig ihren innern Streitigkeiten überlassen, müßte aber je der Krieg fortgeführt werden, so möge er dem Ruhme seines Bruders Drusus auch etwas übrig lassen. In Rom wurde er mit großer Ehre empfangen. In dem Triumphzug, den er über die Cherusker, Chatten, Angrivarier und andere Stämme feierte, prangten die Gefangenen, die Beute und Abbildungen der Berge und Flüsse Deutschlands. Unter den Gefangenen waren es besonders Segimunt, der Sohn des Segestes und seine Tochter Thusnelda, Armin's Gattin, mit ihrem dreijährigen Sohn Thumelikus, außerdem Sesithacus, Sohn des Cheruskerfürsten Se-

gimer und sein Weib Rhamis, Tochter des Chattenfürsten Ucromir, dann der Sigambrer Deudorix und Libes, ein Priester der Chatten. Segestes aber, wegen seines Verrathes von den Römern hochgeehrt, hatte den Muth, den Triumphzug mit anzusehen, den seine Kinder zum Ergötzen des römischen Pöbels schmücken mußten.

3) Tiberius war ein zu genauer Kenner des germanischen Charakters, und der stets wachen Eifersucht unter den Stämmen, als daß er nicht mit seinen Worten an Germanicus, man könne sie ihren Streitigkeiten überlassen, Recht behalten sollte; davon freilich nicht zu reden, daß eine so brudermörderische Politik, wie die eines Tiberius, die Mittel nicht geschont haben wird, glimmende Asche in helle Flammen zu versetzen. So haben unsere Feinde stets gethan, um, wie sie vorgaben, germanische Freiheit zu retten; so haben alle Wappenthiere, vom Adler bis zum Wolf, trotz Krallen und trotz Klauen bei uns Glauben, Anhänger und Freunde gefunden. Nachdem Germanicus vom Rhein abgegangen war, schickte der Kaiser seinen Sohn Drusus nach Illyricum, um ihn an den Kriegsdienst zu gewöhnen und die Liebe des Heeres zu gewinnen, in der That aber, um bei dem ausgebrochenen Kampfe zwischen Marbod und den Cheruskern wo möglich den gefährlichen Feind aufreiben zu helfen und für Rom den Löwenantheil zu erhalten. Marbod hatte nämlich dem Heldenkampfe der Cherusker und der verbündeten Stämme kalt und theilnahmlos zugesehen, und sich auch dann nicht von der Stelle gerührt, als sie in Gefahr kamen, von den gewaltigen Anstrengungen der Römer erdrückt zu werden. Als Armin ihm nach der Teutoburger Schlacht, um ihn an seine Pflicht gegen das ihnen gemeinsame Interesse zu mahnen, den Kopf des Varus zugesendet, schickte er ihn, als habe er an diesem Blute keine Schuld, mit Beileidbezeigungen an Kaiser Augustus. Diese heuchlerische Theilnahme für einen auch ihn bedrohenden Feind sollte ihm nicht vergessen werden. Die Römer waren abgezogen, und kein Feind innerhalb der deutschen Grenzen. Das stolze Selbstgefühl der Cherusker nach Ueberwindung so schwerer Kämpfe war zu lebendig, die Anhänglichkeit an Armin, den tapfern Vorkämpfer für ihre Freiheit zu groß, als daß sie nicht die Freunde ihrer Feinde aufsuchen und züchtigen sollten. An Marbod haßte man schon den Königstitel, wie er auch durch seine innige Freundschaft mit den Römern für alle benachbarten Stämme eine brennende Gefahr bleiben mußte. Noch vor dem Beginn des Kampfes fielen zwei Stämme, die Semnonen und Longobarden, von ihm ab, dagegen sehen wir plötzlich Inguiomer, Armins Oheim, der bisher an allen Kämpfen neben ihm Theil genommen, mit einer Schaar Mannen zu Marbod übertreten, wie Tacitus sagt, aus keinem andern Grunde, als weil er es unter seiner Würde hielt, seines Bruders Sohne, dem Jüngling, als sein Oheim und alter Mann zu gehorchen. Wir wissen von ihm zu wenig, um diese Gründe würdigen zu können, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß ehrgeizige Empfindelei,

von Marbod eifrig geſchürt, Armin in ſeiner Sippe Feinde erwecken konnte. Wo der Kampf der Niederdeutſchen gegen den Römerfreund ſtattfand, iſt unbekannt, nur das bemerkt der römiſche Geſchichtſchreiber, daß die beiden Heere nicht planlos, oder wie es früher der Germanen Brauch geweſen, in zerſtreuten Haufen auf einander ſtießen. Sie hatten ſchon von den Feinden gelernt, regelrecht und in Ordnung den Feldzeichen zu folgen, auf das Wort des Anführers zu hören und ſich durch Nachhut Stützpunkt und Sicherheit zu geben. Tacitus Bericht, daß Marbod mit Inguiomer an der Hand zu den Seinigen geſprochen, hat viel für ſich. Es galt da nicht bloß, den tapfern Mann, deſſen Name auch bis zu ihnen gedrungen ſein mußte, als auf ihrer Seite zu zeigen, ſondern auch den Eindruck hervorzurufen, wie Armin von den tapferſten ſeiner Anverwandten verlaſſen werde. Auf Inguiomers Haupte, ſind ſeine Worte, ruhe aller Ruhm der Cherusker, Alles, was glücklich ausgefallen, ſei auf ſeine Rathſchläge geſchehen. Darauf dieſelbe Sprache, die der Verräther Segeſtes führte. Armin, ein toller Menſch und ohne Erfahrung, ziehe fremden Ruhm auf ſich, weil er drei argloſe Legionen und einen Feldherrn, der von Trug nichts wußte, mit ſeiner Falſchheit hintergangen habe zum großen Schaden Germaniens und zu ſeiner eigenen Schande, da ſeine Gattin und ſein Sohn noch das Sklavenjoch trage. Er aber habe einſt, von zwölf Legionen des Tiberius bedroht, unbefleckt den Ruhm der Germanen bewahrt, und es gereue ihn nicht, daß in ihrer eigenen Hand liege, ob ſie lieber Krieg gegen die Römer mit unverkürzter Kraft oder unblutigen Frieden wollten. Armin dagegen konnte mit Stolz von dem befreiten Vaterland und der wiedererkämpften Freiheit reden, und auf die Waffen der Römer, wie auf Zeugen hinweiſen, die noch in Vieler Händen waren. Marbod nannte er einen Flüchtling, der, in die Schlupfwinkel des hercyniſchen Waldes verkrochen, durch Geſchenke den Frieden von den Feinden ſich erbettelt habe; der Verräther des Vaterlands, ein Sklave des Kaiſers, müſſe wie Varus vernichtet oder über die Grenzen gepeitſcht werden. Furchtlos möchten ſie an ſo viele Schlachten zurückdenken, ihr Ausgang und zuletzt die Vertreibung der Römer werde ihnen zeigen, auf welcher Seite die Entſcheidung ſein werde. Wie in allen Bruderkämpfen ward mit ſteigender Erbitterung auf beiden Seiten geſtritten. Der Sieg neigte ſich endlich auf die Seite der Niederdeutſchen, die auch mit größerem Selbſtgefühl herangezogen waren und ſchon längſt um die höchſten Güter mit tapfern Feinden gerungen hatten. Marbod, von einer großen Anzahl der Seinigen verlaſſen, zog ſich nach Böhmen zurück und ſchickte Geſandte an Tiberius, die um Beiſtand bitten ſollten. Aber der Römer ließ ihm ſagen: er ſei nicht berechtigt, gegen die Cherusker römiſche Hilfe anzurufen, da er auch die Römer, als ſie gegen denſelben Feind kämpften, ohne Unterſtützung gelaſſen habe. Das war alſo der Lohn dafür, daß er den Ruhm der Germanen unbefleckt erhalten hatte. Auch andere Zeiten wiſſen große Beiſpiele anzuführen, wie die bezahlt werden, die

ohne Grundsätze, ohne Charakter und Thatkraft in allen trüben Wassern angeln, die allgemeine Fluth erwarten, um Erben aller Parteien zu werden. Das war der Zeitpunkt, in dem Drusus abgeschickt wurde, Frieden zu stiften, d. h. nach Römersprache die Zwietracht glühend zu erhalten. In der That, erzählt Tacitus, erwarb er sich keine geringe Ehre, indem er die Germanen in ihrem Zwist erhielt und Marbods letzte Kraft vernichtete. Dazu war ein vornehmer gothischer Jüngling, Namens Katualda, auserwählt, in der Absicht, auch ihn, wenn er seinen Dienst gethan, wie eine ausgepreßte Frucht wegzuwerfen. Katualda hatte sich an Marbod für Vergangenes zu rächen, gewann auch mit Leichtigkeit durch Versprechungen und Geschenke die Ersten des Landes, so daß Marbod, von Allen verlassen, nichts übrig blieb, als das Mitleid der Römer. Er flüchtete über die Donau und schrieb an Tiberius, nicht wie ein Flüchtling oder Schutzflehender, sondern wie es die Erinnerung seines frühern Glücks ihm eingab. Habe er doch vielen Nationen, die ihn einst als berühmten König an sich zu ziehen gesucht, die Freundschaft der Römer vorgezogen. Des Kaisers Antwort lautete: ihm solle in Italien ein sicherer und ehrenvoller Wohnsitz werden, falls er bleiben wolle; sollte er aber einen andern Entschluß fassen, könne er mit gleicher Sicherheit, wie er gekommen, auch sich wieder entfernen. Im Senate frohlockte er aber über diesen glücklichen Zug römischer Staatskunst: nicht Philipp sei einst den Athenern, nicht Pyrrhus und Antiochus dem römischen Volke so furchtbar, wie Marbod gewesen. Die Römer verglichen ihn mit einer Schlange, die sich in ihre Höhlen verkrochen und lauernd verborgen gehalten, die aber Tiberius unterstützt von seinem Sohn Drusus zwang, hervorzukriechen, um sie dann unschädlich zu machen. So wurde ihm Ravenna zum Aufenthalt angewiesen. Achtzehn Jahre lang genoß er den römischen Gnadengehalt. Dasselbe Loos traf auch den, der ihn im Interesse Anderer gestürzt hatte. Katualda wurde nach Forum Julium, das heutige Frejus, geschickt. Diejenigen, welche in großer Anzahl beide in die Verbannung begleitet hatten, wurden von ihnen getrennt, damit sie nicht in die ruhigen Provinzen Unruhe brächten, und ihnen jenseits der Donau Wohnsitze angewiesen.

Um dieselbe Zeit, erzählt Tacitus, finde er in römischen Schriften, daß man im Senate einen Brief des Chattenfürsten Adgandestrius vorgelesen habe, worin er Armin zu tödten versprach, wenn man ihm zur Vollbringung der That Gift schicke. Darauf sei geantwortet worden, das römische Volk strafe nicht mit Betrug und Heimlichkeiten, sondern offen und mit Waffen seine Feinde. Wegen dieser That wird dann Tiberius mit jenem alten Römer verglichen, der einst Pyrrhus vor der Treulosigkeit seines eigenen Arztes gewarnt hatte. Wir können in dieses Lob nicht einstimmen und folgen nur dem Beispiele und den Berichten des großen Geschichtschreibers selbst, wenn wir die Lobeserhebungen eines Mannes, wie Tiberius war, mit Vorsicht aufnehmen.

Derjenige, welcher die beſten Männer des römiſchen Staats eines Wortes wegen, ja auf Verdacht hin kalt und gefühllos erwürgen ließ, oder ſie ſelbſt zum Tode drängte, der nach all dem, was das Alterthum berichtet, in der ſchauervollen Kunſt des Giftmordes nicht ſo unbewandert geweſen war, wenigſtens ſeine nächſten Verwandten durch Dritte langſam verſinken ließ, was konnte dieſer Schreckliche für Bedenken tragen, den größten Feind der Römerwelt ohne Mühe und Geräuſch verſchwinden zu laſſen! Und wenn es wirklich wahr iſt, daß der Antrag des Chattenfürſten abgewieſen wurde, geſchah es vielleicht, weil ſchon andere Mittel zu demſelben Zweck bereit lagen? Wir haben ſo eben gehört, wie des Kaiſers Sohn gerühmt wird, weil er den Zwiſt unter den Germanen nicht erlöſchen ließ, bis Marbod als Flüchtling auf römiſchem Gebiet anlangte, und wie nach Belieben auch der, welcher auf ihn folgte, durch denſelben Einfluß von einem Dritten erſetzt wurde. Armin war weit gefährlicher, als Marbod und Katualda, ein Schrecken für den römiſchen Namen. Aber gegen ihn verfingen die gewöhnlichen Netze nicht. Es mußten andere, ſchneller und ſicher wirkende Mittel gebraucht werden. Wir haben die Männer kennen gelernt, welche, als Verräther an Volk und Vaterland, meiſt an den Grenzen das römiſche Gnadenbrot aßen. Sie aßen es jeden Tag mit Verwünſchungen gegen den, der ſie als Unwürdige aus dem Vaterland geſtoßen. Bei dem vielfachen Verkehr nicht ohne Verbindung mit ihrem frühern Vaterlande wußten ſie nach den Beiſpielen der römiſchen Geſchichte und unter ihrer Anleitung als lüſtern nach königlicher Gewalt beim Volk denjenigen anzuſchwärzen, der die fremden Knechte vertrieben und dem Volke ſeine Freiheit, ſein Recht und ſeine Geſetze erhalten hatte. Es waren Vornehme, zum Theil Verwandte, Segeſtes, Marbod, Inguiomer, Adgandeſtrius, die ihn beneideten oder zu vernichten ſuchten; durch Verwandte wurde er auch hinterliſtig gemordet und ſo vollendet, was anderswo fein ausgeſonnen war. 21 n. Chr. Ein Römer mußte ihm das ſchönſte Denkmal ſetzen. Er war unſtreitig, ſagt Taeitus, der Befreier Deutſchlands, kühner, als andere Könige und Feldherrn, hat er Rom nicht in ſeinen Anfängen, ſondern auf der Höhe ſeiner Macht angegriffen, in Schlachten nicht immer Sieger, blieb er unbeſiegt im Kriege. Er lebte ſieben und dreißig Jahre, zwölf Jahre in der Fülle ſeiner Macht, noch beſingen ihn die Barbaren! Wir vermögen es nicht ſchöner zu ſagen, und wenn längſt die Lieder, die man zu ſeinem unſterblichen Ruhme ſang, verſtummt und vergeſſen ſind, ſein Bild bleibt immer neu und ſchön, ſein Name immer groß und wird von den ſpäteſten Enkeln mit Bewunderung ſtets genannt werden. Unſere Geſchichte iſt reich an großen Männern und großen Thaten, aber oft hat die Farbe der Partei edlen Zügen einen Theil der Schöne abgezogen, und auf manche, mit ſchweren Opfern errungene, Befreiung iſt wie zum Hohn eine doppelte Knechtſchaft langſam nachgekrochen und hat dann ihre ſchillernden Ringe wie beſeligende Bande anzupreiſen ſich erfrecht. Sein Name, wie ſeine That, iſt bleibendes, makelloſes Eigen-

thum des ganzen Volkes, des ganzen Vaterlandes. Wenn es wie Gewitterschwüle auf der Nation gelegen und endlich die Vorboten des Sturmes durch die Wipfel rauschten, da erhob sich auch diese Heldengestalt unter den Riesenkronen des Teutoburger Waldes, den Enkeln mit Ernst und Strenge das Werk der Väter vor Augen haltend. Und wie groß ist dieses Werk! Seine That war es, daß die wälschen Klänge verstummten und wir die Sprache unserer Väter reden, er zerriß die fremden Gesetzesrollen, stieß die Tafeln um, die von drohenden Ruthenbündeln umgeben schon aufgerichtet standen, er hieb dem Adler seine Klauen ab und zertrat das Nest, das er sich schon für eine gefräßige Brut breit angelegt. Was immer die spätere Geschichte Großes aufzuweisen im Stande ist, es ist nicht denkbar ohne seine unsterbliche That. Sprache, Recht und Gesetz, Zucht und Sitte, nach dem Vaterlande unser Eigenstes, hat er freigestritten. Und damit an dem lichtvollen Bilde jeder Theil zu uns spreche, haben es Verrath, Blindheit und Heuchelei in ausgeprägten Gestalten, in tiefen Schatten breit umrahmt. Ja so war es schon in den alten Tagen: gegen drückende Gewalt anzukämpfen galt als Vermessenheit, für Freiheit und Recht einzustehen schalt man Schwärmerei; die aber, welche unter das Joch der Fremden krochen, und mit Mund und Hand Andere nach sich lockten, um Gold und Gunst in einer fremden Sprache wälschten, die nannten sich die ächten Freunde des Volkes und des Vaterlandes. Aber auch er sollte nicht eingehen in Walhalla, ohne die giftigen Bisse der Schlange, die sich um das Weltall schlingt, empfunden zu haben. Darin sind alle Zeiten gleich, darin ist kein Unterschied zwischen Rom und Jerusalem, zwischen Athen und Karthago. Sie mußten zuerst den Giftbecher trinken, nach den größten Thaten im Elend und in der Verbannung kläglich umkommen, dann erst wurde ihnen ein Denkmal errichtet, und die Thaten derjenigen bis an die Gestirne erhoben, die Undank und Blindheit bis zum Tode gehetzt hatte. Was wird er gerungen und gestritten haben mit jenem vornehmen Pöbel, aus dem ihm so viele Feinde erwuchsen! Und nachdem er die unsterbliche That zu Ende geführt, haben sie ihm Weib und Kind geraubt und mitleidslos auf immer den Feinden ausgeliefert, ihn, den Freund des Volkes, den Befreier des Vaterlandes als einen seiner tückischen Feinde, als einen raubgierigen Vogt angeschwärzt, haben endlich ihn, den Größten unter den Germanen, meuchlings aus dem Wege geräumt! Aber auch hier hat die Weltgeschichte ihr unbestochenes Urtheil gefällt. Die Weisheit jener römischen Staatspensionäre, eines Marbod zu Ravenna, eines Segestes zu Rom, und wie ihre noble Sippschaft geheißen haben mag, die für ihre Verdienste und rettende Thaten als Lohn fremdes Brod aßen und darüber die Schmach ihrer Kinder und die Noth des Vaterlandes vergessen konnten, hat sich als Verrath erwiesen, der aber, den sie Verräther schalten und meuchlings morden ließen, der ist der Retter der Nation geworden!

Kapitel 5.

Civilis, der Bataver.

1) Die Zurückberufung des Germanicus vom Oberbefehl am Rhein und der Tod Arminius hatte auf beiden Seiten seine besondern Folgen. Mit Germanicus war die Unterwerfung Germaniens durch Waffengewalt thatsächlich aufgegeben. Die römische Staatskunst suchte auf einem andern Weg sich Lorbeeren, und vor allem Ruhe und Sicherheit gegen einen so gefährlichen Feind zu erwerben. Sie ließ die innere Zwietracht unter den germanischen Stämmen nicht erlöschen und wußte auf verschiedenem Wege bald dieselbe zum blutigen Ausbruch zu bringen, bald durch römischgesinnte Häuptlinge einzelne Stämme niederzuhalten. Dabei erleben wir aber das für uns nicht sehr erhebende Schauspiel, daß Germanen noch in viel größeren Massen als vorher im römischen Heere gegen alle Welt dienen, zum Theil die gefürchteten Trabanten und Leibgarden gerade der berüchtigtsten Kaiser sind. Es ist ein eigener Anblick, als die Barbaren nicht mehr am Rhein zu fürchten waren, erzitterten die Römer mitten in der Hauptstadt vor den germanischen Cohorten. Durch den Tod Armin's fehlte den so leicht auseinanderstrebenden Stämmen ein Mittelpunkt ihrer gemeinsamen Thätigkeit, nicht als ob der nationale Gedanke, Krieg gegen den gemeinsamen Feind erstorben wäre, das war unmöglich, aber es fehlte die hervorragende, von allen Seiten anerkannte Persönlichkeit, welche die zerstreuten gesammelt und auf ein Ziel gelenkt hätte. Wir sehen deßwegen neben blutiger innerer Zerrissenheit vereinzelte Kämpfe und Angriffe, die meistens ein unglückliches Ende nehmen.

In demselben Jahre, in welchem Armin ermordet wurde, empörten sich die Treviner wegen der Größe der Abgaben und der Härte der römischen Staatspächter, aber Uneinigkeit und Verrath bereiteten der Erhebung ein schnelles Ende. Sieben Jahre nachher erhoben sich die Friesen, ebenfalls durch römische Habsucht dazu gedrängt. Drusus hatte ihnen einst mit Rücksicht auf ihre beschränkte Lage die Abgabe von gegerbten Rindshäuten zum Bedarf der Soldaten auferlegt, ohne gerade die Größe der Häute oder die Güte des Leders zu bestimmen. Als nun Olennius Statthalter wurde, begnügte sich dieser nicht mehr mit gewöhnlichen Häuten, sondern verlangte lauter Häute von Auerochsen. Das war unmöglich, aber der drohenden Gewalt lieferte das arme Volk zuerst seine Rinder aus, verkaufte seine Aecker, um den Unersättlichen zu befriedigen. Als sie aber sogar Weiber und Kinder verkaufen sollten, ergriffen sie die Waffen, erschlugen zuerst die Soldaten, welche die Steuer einzogen, und zuletzt alle Römer im ganzen Lande, neunhundert allein bei einem Haine, Baduhenna-

wald genannt. Das brachte dem Namen der Frieſen unter den Germanen großen Ruhm. Ihr Land blieb frei. Denn Tiberius in Rom verſchwieg die Niederlage in ſeinem Mißtrauen gegen alle Welt, um ja Niemand den Krieg anvertrauen zu müſſen. Im Jahre 26 finden wir Sigambrer im römiſchen Heer gegen thraciſche Bergvölker. Dieſe hatten ſich geweigert, die waffenfähige junge Mannſchaft zum Kriegsdienſt ausheben zu laſſen, aus Furcht, ſie möchten niemals wiederkehren, ſondern zerſtreut und mit andern Völkern vermiſcht in weitgelegene Länder geſchleppt werden. Doch bevor ſie zu den Waffen griffen, ſchickten ſie Abgeordnete, ihre Freundſchaft und ihren Gehorſam in Erinnerung zu bringen, und wie dieſe fortdauern würden, wenn man ſie durch keine neue Laſt drücke, wie ſie aber, wenn ihnen gleich Beſiegten Knechtſchaft angekündigt würde, Eiſen und Kriegsmannſchaft hätten und zum Tode entſchloſſenen Muth beſäßen. Zugleich wieſen ſie auf ihre Felsberge hin, wohin ſie Eltern und Frauen gebracht, und drohten mit einem ſchweren und blutigen Kriege. In dieſem erbitterten Kampf der Römer gegen das freiheitsſtolze Volk werden nun Sigambrer erwähnt als ganz entſchloſſen in jeder Gefahr, und eben ſo geſchickt mit Kriegsgeſang und Waffengetös Schrecken einzujagen. Als Tiberius im Jahre 37 ſtarb, wurde Cajus Caligula, der Sohn des Germanicus, Kaiſer, — Caligula genannt, weil er einſt bei ſeinem Vater im Lager auferzogen wurde und ſtatt der Schuhe, wie ſie in Rom üblich waren, Soldatenſchuhe trug. Vielleicht gequält von dem Gedanken an die Thaten ſeines Vaters und des verſtorbenen Kaiſers, wollte auch er Triumphzeichen in Deutſchland erwerben, hat aber nichts als Lächerliches gethan. Nachdem er den Plan gefaßt hatte, einen Kriegszug nach Germanien zu unternehmen, wurden von allen Seiten Legionen und Hilfstruppen berufen, die Aushebung mit grauſamer Strenge betrieben und an Vorräthen aller Art eine ungeheure Maſſe zuſammengebracht. Nach ſolcher Vorbereitung verließ er Rom und trat den Marſch an. Bald rückte er mit ſolcher Eile und Haſt vor, daß die Prätorianerkohorten gezwungen wurden, die Feldzeichen gegen militäriſche Sitte und Gebrauch auf Packthiere zu laden, um nur mit ihm Schritt halten zu können, bisweilen ſo langſam und bequem, daß er ſich von acht Mann in einer großen Sänfte tragen ließ, die Leute aus den benachbarten Städten auf Befehl die Landſtraße fegen und des Staubes wegen beſprengen mußten. Als er am Rhein angelangt war, befahl er einige Germanen von ſeiner Leibwache über den Rhein zu ſchaffen und jenſeits ſich zu verbergen. Nach dem Mahle mußte man ihm mit möglichſt großem Lärmen ankünden, der Feind ſei da. Dann ſtürzte er ſich mit ſeiner Umgebung und einem Theil der Prätorianer zu Pferd in den nächſten Wald, hieb Bäume um und ordnete ſie nach Art der Siegeszeichen. Als er dann zurückkam, ſchalt er über die Furchtſamkeit und Feigheit derer, die nicht gewagt hätten, ihm zu folgen; ſeine Begleiter beſchenkte er mit einer neuen Art Kronen, geziert mit den Bildern der Sonne, des Mondes und der Geſtirne, und

nannte dieſe auch mit einem neuen Namen, nämlich Kronen für tapferes Suchen. Dazwiſchen ſchalt er durch ein ſehr heftiges Edikt Senat und Volk in Rom, daß ſie, während der Cäſar in die Schlacht ginge und ſeine Bruſt den größten Gefahren darböte, ſchon bei hellem Tag zu ſchmauſen anfingen, und ſich im Circus, in den Theatern und auf ihren anmuthigen Landhäuſern gütlich thäten. Gegen die Germanen ließ er es an Drohungen nicht fehlen. Als er aber jenſeits des Rheins an einer engen Stelle des Weges mitten in dicht gedrängtem Zuge auf ſeinem Reiſewagen fuhr und Einer ſagte, es würde keine geringe Verwirrung geben, wenn ſich jetzt der Feind zeigte, beſtieg er haſtig ein Pferd und eilte nach der Brücke. Als er dieſe ganz mit Gepäck und Troß bedeckt fand, ließ er ſich, um jeden Verzug zu meiden, von den Leuten in die Höhe heben und kam ſo über ihre Köpfe weg hinüber. Endlich ließ er am Strande des Oceans, Britannien gegenüber, das Heer in Schlachtordnung antreten, die Wurfmaſchinen aufſtellen, ohne daß Jemand wußte, was nun geſchehen ſolle. Plötzlich gab er Befehl, ſie ſollten Muſcheln aufleſen und alle Taſchen und Helme damit füllen, das ſei die Ehrenbeute, die der Ocean dem Capitol ſchulde. Als Siegeszeichen errichtete er einen ſehr hohen Thurm, von dem des Nachts, wie von dem Thurme auf Pharos, Feuer herableuchten ſollte, um den Lauf der Schiffe zu lenken. Darauf wandte er alle ſeine Sorge auf den Triumph. Außer den Gefangenen und Uebergelaufenen ſuchte er aus Gallien die größten Leute aus, über die, wie er ſagte, es ſich verlohnte, zu triumphiren, auch einige von den Fürſten als Schauſtücke für den Triumph, und zwang ſie, nicht nur ihr Haar lang wachſen zu laſſen und es röthlich zu färben, ſondern auch die deutſche Sprache zu lernen und andere Namen zu führen. Vor ſeinem Aufbruch nach Italien faßte er den Gedanken, die Legionen, welche nach Auguſtus Tod ſich empört hatten, niederzuhauen, weil ſie ſeinen Vater, ihren Feldherrn und auch ihn, damals ein Kind, eingeſchloſſen hätten. Mit Mühe und Noth von einer ſolchen Grauſamkeit zurückgebracht, ließ er ſich auf keine Weiſe in dem feſten Entſchluß irre machen, ſie zu decimiren. Nachdem er ſie deßwegen unbewaffnet zu einer Verſammlung berufen hatte, auch die Schwerter mußten ſie ablegen, umzingelte er ſie mit bewaffneter Reiterei. Als er aber ſah, daß die Meiſten Verrath witterten und ſich ihrer Waffen zu bemächtigen ſuchten, verließ er fliehend die Verſammlung und eilte nach Rom. Obwohl er dem Senate unter Androhung der Todesſtrafe jede Verhandlung über die ihm zu erweiſende Ehre unterſagt hatte, ſo fehlte bei ſeinem Einzug wenig, daß er den ganzen Senat tödten ließ, weil er keine außerordentlichen Ehrenbezeugungen für ihn veranſtaltet hatte. Nach dieſem abenteuerlichen Feldzug lebte Caligula nur noch drei Monate: er wurde ermordet, als er eben ein im Kaiſerpalaſte aufgerichtetes Theater verlaſſen hatte. Auch ſein Tod muß uns Beiträge zur Schilderung der Germanen liefern. Als nämlich die Nachricht von ſeiner Ermordung ſich verbreitete, erhoben ſich die germaniſchen Leibwächter und durchzogen

mit gezückten Schwertern den Palaſt, um die Mörder aufzuſuchen. Wer ihnen entgegenkam, fiel unter ihren Streichen. Darauf beſetzten ſie die Eingänge des Theaters und bedrohten ſchon durch Blick und Miene die Zuſchauer mit dem Tod. Schon begannen ſie auf die Wehrloſen einzudringen, da erfüllte lautes Geſchrei das Theater. Flehentlich baten ſie die Soldaten um ihr Leben: ſie hätten alleſammt nichts gewußt von der Empörung, nichts von allem, was geſchehen ſei, ſie ſollten darum nicht an Unſchuldigen Rache nehmen. Erſt auf Befehl ihrer Tribunen und auf die ſichere Nachricht von des Kaiſers Ende ſteckten ſie ihre Schwerter ein. Wir wiſſen dem nichts beizufügen, als was Flavius Joſefus, dem wir dieſe Nachricht verdanken, zur Erklärung dieſer für Menſchen ſolchen Standes nicht gerade merkwürdigen Anhänglichkeit ſagt. Als ſie von ſeiner Ermordung hörten, ſchmerzte es ſie ſehr, weil ſie nicht die Tugend als Maßſtab anlegten, ſondern ihren eigenen Vortheil. Caligula war beliebt bei ihnen, da er ſich ihr Wohlwollen durch Geldgeſchenke und ein ausgelaſſenes Leben erkaufte. So lange ſie die Hoffnung noch beſeelte, Cajus ſei, obwohl ſchwer verwundet, noch am Leben, war kein Unheil zu groß, das ſie nicht anzurichten im Stande waren. Sie beſchwichtigten aber auf die ſichere Nachricht ihrer Tribunen von ſeinem Ende ihre Rachelust, weil ihr Dienſteifer und ihre Anhänglichkeit ihnen keinen Nutzen mehr bringen konnte, indem nach ſeinem Tode Niemand mehr da war, der ſie dafür belohnte. Auch war es Beſorgniß, der Senat möchte, falls die höchſte Gewalt auf ihn übergehen würde, oder der Kaiſer, der an Caligula's Stelle käme, könnte ſie für verübte Gewaltthätigkeiten ſtrafen.

2) Unterdeſſen hatten die innern Kämpfe in Deutſchland fortgedauert und bei den Cheruskern den ganzen Adel aufgerieben, ſo daß der Stamm, der den Römern ſo ſchwere Niederlagen beigebracht hatte, plötzlich, wahrſcheinlich zu ſeiner eigenen Verwunderung, über ſich einen Fürſten ſah, der in Italien geboren und erzogen war. Ob ſie ihn herbeigerufen oder er ſich auf liſtige Weiſe einzudrängen wußte, läßt ſich nicht mehr entſcheiden, nach Tacitus war es das Erſte. Er hieß bei den Römern Italicus und ſtammte von Flavus, Armins Bruder ab, ſeine Mutter war eine Tochter des Chattenfürſten Catumer. Stattlich von Perſon, wußte er gewandt mit Waffen und Pferden umzugehen. Als er nach Deutſchland zog, beſchenkte ihn Cäſar und gab ihm eine Leibwache, wahrſcheinlich aus den Germanen der prätorianiſchen Cohorte mit der Ermahnung, die Ehre ſeines Geſchlechtes hochſinnig zu vertreten. Er ſei der erſte, der, in Rom geboren, dahin ziehe, um in der Fremde zu herrſchen. Aber er ſollte nach Tacitus eigenen Worten in Glück und Unglück nichts als Unglück über die Cherusker bringen. Wie konnte es auch anders ſein! Ein Mann, der von Deutſchland nichts hatte, als den Namen ſeiner Eltern, fremd an Leben und Sitten, in Künſten und Lüſten bewandert, die ihm kein Anſehen und keine Achtung erwerben konnten, er ſelbſt voll Verachtung auf

die Barbaren herabblickend, wie ſollte der nicht der Gegenſtand glühenden Haſſes werden? So kam es auch. Er wurde angeklagt, nur darauf zu ſinnen, wie er die Macht der Römer mehre und den Germanen ihre Freiheit raube. Dann laute Klage, ob denn ſo gar Niemand in der Heimath geboren ſei, der die erſte Stelle ausfüllen könne, daß man den Sohn des Verräthers Flavus über Alle habe erheben müſſen? Vergebens ſchütze man Armin vor. Käme ſein eigener Sohn, im feindlichen Lande aufgewachſen, ſo müſſe man fürchten, auch er ſei angeſteckt von der Nahrung, Knechtſchaft, Lebensart und wie die Dinge des Auslands heißen mögen. Wenn aber des Vaters Geſinnung in Italicus lebe, dann habe keiner mit mehr Erbitterung die Waffen gegen das Vaterland und die heimiſchen Götter geführt, als eben jener. Wie begreiflich trug das Alles nicht zum Frieden bei. Die Parteien ſtanden ſich bald ſchroff gegenüber und endlich entſchieden die Waffen. Italicus blieb Sieger. Aber jetzt durch Glück zum Hochmuth verleitet, zeigte er erſt ſeinen den Germanen ganz entfremdeten Sinn, er dachte und handelte, als herrſche er nach Römer Art. Da wurde er vertrieben und durch die Longobarden den Cheruskern wieder aufgezwungen. Durch all dieſe Kämpfe verloren dieſe ihren Muth und ihr altes Anſehen.

Um dieſelbe Zeit machten die Chauken, die zu Hauſe durch keine Zwietracht getheilt waren, Streifzüge in das untere Germanien. Unter ihrem Anführer Gannaſcus, der lange Zeit unter den römiſchen Hilfstruppen gedient hatte, liefen ſie mit leichten Fahrzeugen aus und verheerten beſonders die galliſchen Ufer, weil ſie wußten, daß ſeine Bewohner reich und unkriegeriſch waren. Der römiſche Feldherr Corbulo, der eben erſt den Befehl übernommen hatte, raffte ſchnell voll regen Dienſteifers die römiſche Macht zuſammen, eroberte durch Ueberfall einen Theil der Schiffe der Chauken und verſenkte ſie. Nicht lange darauf bekam er Gannaſkus durch Liſt oder Verrath gefangen und ſcheint ſich gerüſtet zu haben, die Chauken für ihre Plünderung heimzuſuchen. Aber ſolchen Eifer wünſchte man in Rom nicht, man war zufrieden, wenn Germanien ruhig blieb. Daher unterſagte ihm der Kaiſer Claudius, Caligula's Nachfolger, jedes weitere Vorrücken gegen die Germanen ſo beſtimmt, daß er ſogar Befehl erhielt, die Beſatzungen über den Rhein zurückzuziehen. Corbulo erhielt das kaiſerliche Schreiben, als er ſchon bereit war, das Lager im Lande der Chauken aufzuſchlagen; betroffen davon und ungern ſchon geträumten Siegen entſagend, brach er in die Worte aus: „wohl euch, ihr römiſchen Feldherrn der Vorzeit!“ und gab das Zeichen zum Rückzug.

Ebendamals ſuchte der Legat Curtius Rufus auf einem andern Wege in Deutſchland Ehre und Gewinn; er ließ nämlich im mattiſchen Lande Schachte öffnen, um Silberadern zu gewinnen. Mattiacum oder Mattium hielt man ſonſt jedoch mit Unrecht für Marburg. Eher könnte es an der Stelle des heutigen Dorfes Maden an der Eder, Adrana, gelegen ſein;

andere halten es für Mosbach bei Biberich. Dieſes Unternehmen brachte nur geringen Ertrag und erregte unter den Soldaten wegen der ungewohnten, außerordentlich ſchweren Arbeit große Unzufriedenheit. Da den römiſchen Soldaten auch an andern Orten dieſelbe Laſt auferlegt wurde, ſo ging von den Legionen ein heimlich abgefaßtes Schreiben mit der Bitte an den Kaiſer, er möchte denen, welchen er ein Heer anzuvertrauen geſonnen wäre, den Triumphalſchmuck im Voraus zuerkennen, damit ſie nicht auf alle Weiſe gedrückt würden, und einen Anlaß zum Kriege ſuchen müßten. Nicht viel ſpäter wurde auf das Verlangen der Gemahlin des Kaiſers, Agrippina, einer Tochter des Germanikus und der berüchtigten Mutter des Nero, eine Veteranencolonie in die Stadt der Ubier geführt, in welcher ſie geboren war und die von ihr nunmehr den Namen führte *colonia agrippina*, Köln. 51 n. Chr. In demſelben Jahre waren die Chatten im obern Deutſchland über den Rhein gegangen und hatten nicht wenig Unruhe und Schrecken verbreitet, für ſich aber große Beute gewonnen. Ein Theil von ihnen, zu ſorglos geworden, wurde von den Römern bei ihren Gelagen und ſchon ſchlaftrunken überfallen und niedergehauen. Hier begab es ſich, daß einige noch von Varus Niederlage her nach vierzig Jahren der Sklaverei entriſſen wurden. Gleichzeitig ward Vannius, der Nachfolger Catualdas bei den Markomannen, zwar anfangs angeſehen, ſpäter aber hochmüthig, durch ſeine Nachbarn, die Hermunduren, und durch Zwietracht im eigenen Hauſe geſtürzt und vertrieben. Er flüchtete mit ſeinen Mannen auf das Gebiet der Römer, deren Creatur er auch war, und erhielt in Pannonien Land und Wohnplätze; in ſein Reich theilten ſich ſeine Schweſterſöhne Vangio und Sido, die als treue Bundesgenoſſen der Römer bald wegen des Einfluſſes der Fremden ebenſo verhaßt waren, wie der, deſſen Nachfolger ſie geworden. Während der gegenſeitigen Waffenruhe hatten ſich die Frieſier in derſelben Zeit auf dem rechten Rheinufer eines ſchmalen Landſtrichs bemächtigt, der wie herrenlos dalag, den die Römer aber zum Gebrauch ihrer Soldaten aufbewahrt hatten. Schon hatten ſie Wohnungen angelegt, die Felder, überhaupt das Land wie eigenes beſtellt, als der römiſche Legat Dubius Avitus mit Gewalt drohte, wenn ſie nicht in ihr altes Land zurückkehrten oder ſich vom Kaiſer neue Wohnſitze erbäten. Da reiſten ihre Anführer Verritus und Melorix in dieſer Abſicht nach Rom. Dort angelangt und in Erwartung des Zutritts beim Kaiſer, beſahen ſie die Merkwürdigkeiten der Stadt und betraten auch das Theater des Pompejus. Das Schauſpiel, das ſie nicht verſtanden, ergötzte ſie nicht. Während ſie nun die Zuſchauer betrachteten und nach dem Unterſchied der Plätze ſich erkundeten, bemerkten ſie unter den Senatoren einige in fremder Tracht. Als ſie neugierig fragten, wer die ſeien, und vernahmen, daß den Geſandten der Stämme, welche ſich durch Tapferkeit und Treue gegen Rom auszeichneten, ſolche Ehre zugeſtanden werde, riefen ſie aus: kein Sterblicher gehe, wenn es Waffen oder Treue gelte, den Germanen

voran, ſtiegen von ihrem Platz herunter und ſetzten ſich unter die Senatoren. Ihr Geſuch wurde ihnen aber abgeſchlagen; dieſelben Ländereien nahmen nun die Ampſivarier, von den Chauken aus ihren Wohnſitzen an der Ems gedrängt, in Beſitz. Ihr Anführer Bojokalus erinnerte den römiſchen Legaten, wie lange er unter Tiberius und Germanicus Kriegsdienſte gethan und wie ſein Volk bereit ſei, römiſcher Botmäßigkeit ſich zu unterwerfen. Wie viel Ackerland denn brach liegen ſolle, um gelegentlich einmal Heerden und Vieh der Soldaten dahin ſchaffen zu können? Sie möchten immerhin Zufluchtsorte für ihre Heerden offen halten, nur ſollten Menſchen darum nicht hungern und ſie Wüſteneien und Einöden nicht höher anſchlagen, als befreundete Völker. Wie der Himmel den Göttern, ſo ſei die Erde dem Geſchlechte der Menſchen verliehen: herrenloſes Land ſei Gemeingut; und zu der Sonne aufblickend und die übrigen Geſtirne anrufend, fragte er ſie, gleichſam als wären ſie gegenwärtig, ob es ihr Wille ſei, menſchenleeren Boden anzuſchauen? Lieber möchten ſie das Meer hereinbrechen laſſen gegen die, die das Land geraubt hätten. Dadurch bewegt erwiederte Avitus, man müſſe ſich die Gebote derer, welche mächtiger ſeien, gefallen laſſen; ſo ſei der Wille der Götter, die ſie anriefen, daß die Römer allein zu entſcheiden hätten, was ſie geben und nehmen wollten, und keine andern Richter duldeten, als ſich ſelbſt. Dieß antwortete er den Ampſivariern öffentlich, dem Bojokalus aber bot er im Andenken an ſeine Freundſchaft für die Römer Ländereien an. Allein das verſchmähte dieſer ſtolz als Lohn eines Verräthers mit den Worten: „Land, auf dem wir leben können, mag uns fehlen, Land aber, um darauf zu ſterben, fehlt uns nimmermehr!" Sie kehrten zurück und irrten lange umher, bis ein Theil von ihnen elend umgekommen war, die Uebrigen ſich unter die übrigen Stämme zerſtreut hatten.

In demſelben Sommer brach zwiſchen den Chatten und Hermunduren wegen Salzquellen ein erbitterter Kampf aus, da beide Stämme dieſelben an der gemeinſamen Grenze gelegen an ſich zu bringen ſuchten. Dazu trug beſonders der Glaube bei, daß ſolche Orte dem Himmel näher ſeien und darum auch das Gebet von den Göttern ſchneller erhört würde. Darum laſſe auch die Huld der Götter das Salz in dieſen Wäldern entſtehen; es bilde ſich nicht wie bei andern Stämmen, indem ausgetretenes Meerwaſſer verdunſte, ſondern während das Waſſer über einen Haufen brennender Baumſtämme gegoſſen werde, erwachſe es aus den entgegengeſetzten Elementen, Feuer und Waſſer. Die Chatten hatten das Gelübde gemacht, wenn ſie ſiegen würden, die ganze feindliche Schlachtreihe, Roſſe, Männer, alles was bei den Beſiegten ſich finde, den Göttern zu opfern. Sie unterlagen aber, und litten nun das, was ſie den Hermunduren zugedacht hatten. Aus demſelben Jahre erzählt Tacitus, daß die Gemeinde der Ubier von einem nicht geahnten Unglück ſchwer betroffen worden ſei. Es ſeien nämlich Flammen aus der Erde hervorgebrochen und hätten hie und da Landhäuſer, Aecker, Dörfer ergriffen und ſeien ſelbſt bis in die Mauern der neu

gegründeten Colonie, Cöln, eingedrungen. Auch gelöscht konnten sie nicht werden, weder durch Regengüsse noch durch Flußwasser, bis in Ermanglung eines Mittels und aus Erbitterung über das Unheil einige Landleute Steine darauf schleuderten, dann, wenn das Feuer sank, näher sich heranwagten, mit Knütteln und sonst auf alle Weise auf die Flamme einhieben und sie wie wilde Thiere fortscheuchten. Zuletzt warfen sie Kleidungsstücke darauf, und je mehr sie durch den Gebrauch abgenützt waren, desto besser erstickten sie das Feuer.

Dieß ereignete sich noch unter Kaiser Nero. Nach der Ermordung dieses grausamen Fürsten stritten mehrere Generale um die Kaiserwürde. Wir müssen ihrer erwähnen, weil bei diesem blutigen Würfelspiel Germanen, besonders die Hülfsmannschaften, eine wichtige Rolle spielten und aus dem Verlauf dieser Kämpfe die Erhebung der Bataver folgte. Zuerst riefen die Legionen in Spanien ihren Feldherrn Galba, einen alten aber tüchtigen General, zum Kaiser aus. Als aber die Legionen am Rhein ihm den Eid des Gehorsams schwören sollten, empörten sie sich und ernannten dagegen Vitellius, der in Cöln kommandirte, zum Kaiser. Unterdessen war Galba in Rom ermordet worden und ein anderer, Otho, an seine Stelle getreten; damit brach zwischen beiden Soldatenkaisern der Krieg aus, zu dessen Entscheidung die Germanen gerade das Meiste beitrugen. Vitelllius war ein Mann von schlimmen Sitten, ein Freund träger Schwelgerei und üppiger Gelage, am hellen Mittag schon trunken und mit Leckerbissen überladen. Er liebte die Germanen wegen ihrer derben Kraft und ungestümen Tapferkeit, und nahm sie in ihrer Landestracht in sein Heer auf. Die Römer packte große Angst, als die Nachricht anlangte, Vitellius sei mit den durch strengen Kriegsdienst abgehärteten germanischen Legionen im Anzug und ganze Schaaren von Germanen hätten ihm Hilfe und Unterstützung zugesagt. Unter diesen waren besonders die batavischen Hülfsvölker am meisten gefürchtet, als ein wildes Volk, das mit Leichtigkeit über reißende Ströme und durch tiefe Sümpfe dringe, und vor keiner Gefahr zurückschrecke. Sie waren namentlich ausgewählte Reiter, vorzüglich im Schwimmen geübt, so daß sie mit Pferd und Waffen in geordneten Schaaren über den Rhein drangen. Was dieses gewaltige Heer, bei dem durch die Empörung gegen Galba die Mannszucht wie begreiflich sehr gelitten hatte, friedlichen Einwohnern, besonders denen in Italien, bringe, konnte man aus seinen Drohungen und Plünderungen auf seinem Marsche abnehmen. Während Vitellius in träger Ruhe zurückblieb, sollten ihm zwei tüchtige Feldherrn Rom und Italien und damit das kaiserliche Diadem erobern. Fabius Valens sollte Gallien gewinnen oder falls es sich weigerte, verheeren und über die cottischen Alpen in Italien eindringen; Cäcina aber sollte auf kürzerem Wege von den penninischen Höhen herabrücken. Beiden Heeren waren germanische Hülfsschaaren beigesellt. In Divodurum, Metz, hatte man Valens mit aller Zuvorkommenheit aufgenommen, aber plötzlich ergriffen seine Soldaten

die Waffen, nicht um der Beute willen, oder aus Gier nach Plünderung, sondern aus Tollheit, aus blinder Wuth, bis endlich die Bitten des Feldherrn sie erweichten, so daß sie, nachdem aber schon viertausend von den Bürgern erschlagen waren, von der völligen Vertilgung der Bürgerschaft abstanden. Darüber ergriff Gallien solcher Schrecken, daß fortan alle Gemeinden mit ihren Obrigkeiten dem anrückenden Heer bittend entgegengingen; am Wege knieten Weiber und Kinder und es wurden alle Mittel, einen zürnenden Feind zu besänftigen, in Bewegung gesetzt um des Friedens willen, und doch waren es Freunde oder Bundesgenossen. Die Viennenser entgingen nur dadurch dem gewissen Untergang, daß sie alle insgesammt dem Heere bittend und flehend entgegengezogen, die Waffen unter Thränen umfaßten, die Kniee der Soldaten umfingen und ihre Fußstapfen küßten. Außerdem erhielten die Soldaten Geldgeschenke und Vorräthe aller Art, ihren Anführer aber hatten sie mit einer großen Summe bestochen. Am schlimmsten ging es den Helvetiern, die von Galba's Ermordung noch nichts wußten und Vitellius darum nicht anerkennen wollten. Anfangs voll Trotz und mit den Waffen drohend, flohen sie bei dem ersten Zusammenstoß mit den Legionen auf Berge und in Wälder. Dahin wurden sie aber von Germanen und Rhätiern verfolgt und in ihren Schlupfwinkeln niedergehauen. So kamen viele Tausende um; noch mehr wurden als Sklaven an die Meistbietenden verkauft. Dagegen war die Eintracht im Heere nicht sehr groß und bei der geringsten Veranlassung brach zwischen Römern und Germanen der glühende Haß in hellen Flammen aus. Die Bataver, ihrer Kraft wie ihrer Verdienste um die römische Herrschaft sich bewußt, waren die unbändigsten und standen bei Streitigkeiten mit den Römern wie Ein Mann alle für einander. In Turin verfolgte ein Bataver einen Handwerker, weil er von ihm beim Kauf betrogen worden. Einer von der vierzehnten Legion nahm ihn als seinen Gastfreund in Schutz. Da gesellten sich zu beiden ihre Kameraden und von Schmähungen kam es zu Mord und Todtschlag. Es wäre ein furchtbarer Kampf entstanden, wenn nicht zwei Cohorten Prätorianer sich zu den Legionssoldaten gesellt und dadurch die Bataver mit Vernichtung bedroht hätten. Bei Vitellius war nirgends Ordnung, überall Trunkenheit, unter den Soldaten weder Ernst noch Mannszucht, überall nächtliche Gelage und Bachanalien. Als daher zwei Soldaten, der eine von der fünften Legion, der andere ein Germane von den Hülfstruppen, sich muthwillig zum Ringkampf herausforderten und als der von der Legion fiel, der Germane ihn verhöhnte und die Zuschauer Partei nahmen, so stürzten die Legionssoldaten zu den Waffen und auf die Hülfsschaaren, von denen zwei Cohorten niedergehauen wurden; nur der plötzliche Ruf, Otho rücke heran, verhütete ein noch größeres Blutbad. Am andern Tag kam Vitellius selbst zur Stelle und belobte der Soldaten treuen ergebenen Sinn. Darüber murrten die Hülfsvölker laut, daß man den Legionen solche Strafloſigkeit gewähre, und die Cohorten

der Bataver wurden so schwierig, daß man sie aus Furcht, sie könnten eine verzweifelte That wagen, nach Germanien zurückschickte. Gerade dadurch erhielt später Civilis die Mittel zu seiner Empörung. Ehe dieß geschah, hatten sie schon durch ihren wilden Muth zum entscheidenden Siege beigetragen. Beide Heere standen am Po einander gegenüber. Die vom Heere Otho's hatten am Ufer einen Thurm errichtet und schleuderten von dort Steine und Feuerbrände. Mitten im Fluß lag eine Insel. Während Gladiatoren, die beim Heere Otho's sich befanden, Anstalten machten, auf Schiffen sie zu erreichen und zu besetzen, kamen die Germanen ihnen schwimmend zuvor. Nachdem aber eine größere Anzahl herübergekommen war, wurden sie durch die entschlossensten Gladiatoren auf leichten liburnischen Fahrzeugen angegriffen. Aber die Fechter zeigten im Kampfe nicht dieselbe Ruhe und Festigkeit wie die Germanen, auch konnten sie, in den Schiffen hin und her schwankend, ihre Waffen nicht so sicher führen, wie jene, die auf festem Boden standen. Als sie nun voll Unruhe und Angst bald hier, bald dorthin sich wandten, die Ruderer unter die Kämpfer geriethen und alles in Verwirrung kam, sprangen die Germanen auch noch in das seichte Wasser hinab, packten die Schiffe von hinten, kletterten auf das Verdeck oder zogen sie mit den Händen auf den Grund. Das geschah im Anblick beider Heere, vor der entscheidenden Schlacht, in welcher Otho unterlag, und sich dann selbst tödtete. Rom war voll Angst und Unruhe über den Einzug des siegreichen Heeres. Den Römern war der Anblick der Germanen in ihrer nationalen Bekleidung grauenvoll, und ihre rauhe Sprache, in der sie alles verhöhnten, als ihnen nicht gewachsen, noch unerträglicher. Mit Staunen sah man die Thierfelle, die sie trugen, und die langen Lanzen: auch mieden sie das Gedränge des Volkes wenig, und wenn sie auf den schlüpfrigen Straßen hinfielen oder von Jemand angerannt wurden, so gab es erst Schimpfworte, dann Faustschläge und Säbelhiebe. Aber die Freuden und Verführungen der sittenlosen Stadt brachen bald gewaltige Lücken in ihre Reihen. Wenig besorgt um ihre Gesundheit, hatte ein großer Theil in der verrufenen Gegend des Vatikan Quartier genommen. Da überdieß die Tiber nahe war, raffte unmäßige Begier nach dem Flußbad und Unvermögen, die Hitze zu ertragen, Viele dahin. Die Herrschaft des Vitellius war aber bald zu Ende. Nachdem einmal das Geheimniß verrathen war, daß die Soldaten den Kaiserthron vergeben, so wollten die Legionen im Osten hinter denen des Abendlandes nicht zurückbleiben und riefen nun ihren Feldherrn Vespasian zum Kaiser aus. Das Glück wandte sich schnell von dem gefräßigen Schlemmer, der in wenigen Monaten eine fabelhafte Summe in üppigen Gelagen und Schmausereien durchgebracht hatte. In der seinem trägen Geiste angebornen Feigheit, während schon Tausende für ihn geblutet hatten, war er sehr geneigt, sich seinem Feinde und Nebenbuhler zu ergeben; nicht so seine Anhänger. Indessen brach zwischen den beiden Parteien auch in Rom der Kampf aus. Die Anhänger Vespasians, darunter seine

nächſten Verwandten, flüchteten auf das Kapitol. Da waren es Germanen im Solde des Vitellius, die das Kapitol ſtürmten und unter den Gegnern furchtbar wütheten. Dabei brannte das Kapitol nieder. Vitellius hatte unterdeſſen in ſchimpflicher Feigheit die Zeichen ſeiner Würde niedergelegt und doch alle Hoffnung nicht aufgegeben. Bis dahin hatte ihn ſtets ein germaniſches Weib aus dem Cheruskervolke begleitet, deren Worten er wie Orakelſprüchen glaubte. So laſtete auch auf ihm der Tod ſeiner Mutter, als hätte er verboten, ihr während der Krankheit Speiſe zu geben, weil eben jenes Weib ihm prophezeite, er werde nur dann eine ſichere und lange Herrſchaft haben, wenn er ſeine Mutter überleben würde. Unterdeſſen war das Heer Vespaſians in die Stadt gedrungen, fand aber ſolchen Widerſtand, daß die Stadt Schritt vor Schritt erſt erobert werden mußte. Vitellius hatte ſich im Palaſte verkrochen, wurde aber hervorgezogen und dem Geſpötte Preis gegeben. Die Hände auf den Rücken gebunden, ſein Gewand zerriſſen — ſo ſchleppte man ihn hin, Viele ſchmähten, keiner beweinte ihn. Da er voll Scham über die Schmähreden ſein Geſicht zur Erde neigte, zwangen ihn die Soldaten mit gezückten Schwerdtern ſein Antlitz zu erheben. Als das ein Germane ſah, ertrug er es nicht, ſondern ſprach voll Mitleid: „ich will dir helfen, wie ich allein dir helfen kann!“ Und ſo hieb er nach ihm, wahrſcheinlich, um ihn durch den Tod ſeinen Feinden zu entreißen. Allein er verwundete ihn nur, ſich ſelbſt tödtete er aber. Vitellius fiel dann unter den wiederholten Streichen der Soldaten. Wie Germanen ihm zum Siege verholfen und noch in den letzten Stunden alles für ihn gewagt hatten, ſo wurden ſie auch nach dem Siege Vespaſians von deſſen Anhängern überall aufgeſucht, und wo ſie Jemanden von ſchlankem, jugendlichem Wuchſe erblickten, wurde er niedergeſtoßen.

3) Während dieß Alles in Italien und Rom vorfiel, hatten ſich in Germanien die Bataver erhoben und das drückende römiſche Joch abgeworfen. An ihrer Spitze ſtand Claudius Civilis, wie ihn die Römer nennen. Er hatte, wie ſo viele ſeines Stammes, lange Zeit römiſche Kriegsdienſte gethan, und dabei ein Auge verloren. Er, wie ſein Bruder Paulus, waren den Römern ſchon längſt wegen ihres Freiheitsſtolzes verdächtig. Paulus wurde auf eine falſche Anklage wegen Empörung hingerichtet, Civilis in Ketten gelegt und zu Nero geſchickt. Nach deſſen Tod freigeſprochen, gerieth er unter Vitellius wieder in Lebensgefahr, da das Heer auf ſeine Hinrichtung drang. Man ſchonte ſeiner nur, weil er unter den Batavern großen Einfluß hatte und man fürchtete, das Volk möchte dadurch den Römern feindlich geſinnt werden. Aber Civilis hatte Rache geſchworen und das Gelübde gemacht, ſo lange Bart und Haupthaar nicht zu ſcheeren, bis er ſie an ſeinen Feinden geſättigt hätte. Seinen tief verhüllten Plan begann er auf folgende Weiſe auszuführen. Auf Vitellius Befehl ſollte unter den Batavern eine neue Aushebung zum Kriegsdienſt vorgenommen werden. War dieß ſchon wegen

der kaum vorangegangenen Aushebung drückend, so wurde sie noch lästiger durch die Habgier und Schlechtigkeit der Beamten. So wurden Alte und Schwächliche ausgesucht, um sie für Geld wieder loszulassen, unreife Jünglinge aber zur Unzucht fortgeschleppt. Darüber zuerst Unwille, bald aber entschlossener Widerstand. Diese Stimmung benützte Civilis und lud die Angesehensten und Entschlossensten unter dem Scheine eines Gastmahls in einen heiligen Hain. Hier zählte er ihnen die Bedrückungen, Räubereien und alle Leiden auf, die sie von den Römern erduldet, wie man sie nicht als Bundesgenossen wie früher, sondern als Sklaven behandle. Sie seien ohne Aufhören Präfekten und Centurionen Preis gegeben, und hätten sie die einen mit Geld und Blut gesättigt, so würden diese gewechselt, um andern vielleicht unter neuen Namen dasselbe zu geben. Nachdem so Viele schon in alle Welt zerstreut und ihr Leben verloren, stehe eine neue Aushebung bevor, durch welche Kinder von den Eltern, Brüder von Brüdern auf ewig getrennt würden. Nie sei die römische Macht mehr darniedergelegen, und in den Winterlagern nichts als reiche Beute und abgelebte Greise. Sie hätten kräftige Mannschaft zu Fuß und zu Pferd, Hülfe von den blutsverwandten Germanen, sogar von den Galliern zu erwarten. Seine Worte wie sein Plan fanden Beifall. Man schwur, die römische Herrschaft abzuwerfen und sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Es gingen Boten an die Caninefaten, um ihnen den Plan mitzutheilen. Diese wählten Brinno, einen geschwornen Feind der Römer und einen Mann von tollkühnem Muthe, zu ihrem Führer. Ihrem Beispiele folgten die Friesen. Auch die britannischen Hülfstruppen, Batavercohorten, die gerade in Mainz lagen, wußte er auf seine Seite zu bringen. Nun begannen die Ueberfälle der Winterlager kleiner Truppentheile und römischer Castelle, die aber von den Römern oft selbst in Brand gesteckt wurden, weil sie nicht vertheidigt werden konnten. Anfangs hatte Civilis sich den Anschein gegeben, als wolle er allein den Aufstand der Caninefaten unterdrücken, um die Römer vom Zuzug abzuhalten, sie zu trennen und dann zu überfallen. Als das nicht gelang, zeigte er offene Empörung und Gewalt. Wo aber Batayer waren, fielen sie ab und ihm zu. Das geschah besonders auf der römischen Flotte. Der aus Batavern bestehende Theil der Ruderknechte hinderte wie aus Ungeschicklichkeit den Dienst des Schiffsvolkes und der Soldaten; bald handelten sie ihnen entgegen und warfen die Hinterverdecke dem Ufer zu, zuletzt ermordeten sie die Steuerleute und Centurionen, bis die ganze Flotte von vierundzwanzig Schiffen überging oder genommen war. Diese Anfänge waren von großer Bedeutung. Durch ganz Germanien wurden die Batayer als die Begründer der Freiheit gepriesen. Es erschienen von daher sogleich Gesandte, welche Hülfe anboten. Um den Beitritt der näher gelegenen Gallier bewarb er sich aber ganz besonders, indem er die gefangenen Präfekten der Cohorten jeden in seine Gemeinde schickte, den Cohorten aber frei stellte, ob sie lieber gehen oder bleiben wollten. Die Ab-

ziehenden erinnerte er an die vielen Leiden, die ſie ſo viele Jahre hindurch erduldet, und daß ſie die elende Sklaverei Frieden genannt hätten. Die Bataver, obwohl ſie von Abgaben nicht gedrückt geweſen, hätten die Waffen gegen den gemeinſamen Tyrannen ergriffen. In dem erſten Zuſammentreffen ſeien die Römer geſchlagen und beſiegt. Wie nun, wenn Gallien ſich erhebe? Mit der Provinzen Blut werden die Provinzen beſiegt. Sklavendienſte ſolle Syrien thun und Aſien, der an Könige gewöhnte Orient. Es lebten noch viele in Gallien, welche vor der Zinsbarkeit geboren ſeien. Unlängſt erſt ſei durch Varus Niederlage die Knechtſchaft aus Germanien verjagt und damals nicht ein Fürſt wie Vitellius, ſondern ein Cäſar Auguſtus zum Krieg herausgefordert worden. Die Götter ſtänden den Muthigern bei. Während die einen Veſpaſianus, die andern Vitellius anhingen, ſtehe das Feld gegen beide offen.

Die Römer hatten damals keinen Mann in Germanien, der Civilis gewachſen war. Was gegen ihn unternommen wurde, war ohne Plan und Zuſammenhang und wurde meiſt ohne Muth nur halb ausgeführt. Den Cohorten der Bataver und Caninefaten, welche auf Vitellius Befehl nach Italien aufgebrochen waren, hatte Civilis einen Boten nachgeſchickt. Von ihm eingeholt, machten ſie gegen die römiſchen Führer ſo große Anforderungen, daß ſie nicht bewilligt werden konnten, ſie aber dadurch Urſache fanden, ihren Marſch zu hemmen, endlich umzukehren und ſich mit Civilis zu vereinigen. Sie wären, wenn auch nicht aufzuhalten, ſo doch an dieſer Vereinigung zu hindern geweſen, aber durch die Uneinigkeit der römiſchen Befehlshaber entkamen ſie. Als ſie in der Nähe von Bonn angelangt waren, ſchickten ſie an den dortigen Legaten einige Leute voraus und ließen ihm ſagen, ſie beabſichtigen durchaus keinen Kampf gegen die Römer, für die ſie ſo oft geſtritten hätten, vielmehr fühlten ſie, durch lange und fruchtloſe Kriegsdienſte ermüdet, Sehnſucht nach Vaterland und Ruhe; wenn Niemand ſich entgegenſtellte, würde ihr Marſch ein friedlicher ſein, träte man aber mit Waffen ihnen entgegen, ſo würden ſie mit dem Schwerte ſich den Weg bahnen. Als ſie wirklich angefallen wurden, ſchloßen ſie ſich ſchnell nach alter Kriegserfahrung in Keilform zuſammen und warfen die ſich ihnen Entgegenſtellenden nach allen Seiten leicht auseinander. Nach Vereinigung mit dieſen durch vieljährigen Kriegsdienſt erprobten Cohorten ließ Civilis, jetzt Anführer eines vollzähligen Heeres, alle Veſpaſian den Eid der Treue ſchwören, wahrſcheinlich in der Hoffnung die zwei Legionen, welche ſich nach *vetera castra*, Xanten, zurückgezogen hatten, zu ſich herüber zu ziehen. Dieß mißlang; er beſchloß deßhalb das Lager mit Hülfe der Brukterer und Tenchterer und verſtärkt durch Zuzüge aus Germanien zu ſtürmen. Damit der Anblick den Römern um ſo drohender und grauenvoller wäre, hatte er beide Rheinufer mit Germanen beſetzt, welche mit den Bildern wilder Thiere, den Wäldern und Hainen ent-

nommen, ausgezogen waren. Aber ein römisches Lager im Anlauf zu stürmen, war für Ungeübte ohne Wurfmaschinen und Belagerungszeug unmöglich. Auch der feurigste Muth konnte vielleicht die Gräben füllen, mußte aber an Mauer und Wall ermatten und konnte gegen Thürme und die Wirkungen der Wurfmaschinen nichts ausrichten noch sich schützen. Als das Zeichen zum Angriff gegeben war, begannen die Bataver und die Ueberrheinischen, jeder Stamm für sich aufgestellt, die Römer zu beunruhigen. Da aber die Mehrzahl der Geschosse an den Thürmen und Zinnen der Mauer wirkungslos hängen blieb, rückten sie unter Kriegsgesang heran, die meisten hatten Leitern, auf welchen sie so wie über die Ihrigen weg die Mauer erstiegen. Schon hatten einige die Zinnen erreicht, als sie wieder hinabgestoßen und unter spitzen Pfählen und unter Pfeilen begraben wurden. Sie versuchten sich jetzt im Bau von Maschinen; Ueberläufer und Gefangene lehrten sie Bauholz nach Art einer Brücke zusammenfügen und durch unten angebrachte Räder vorschieben, damit die Einen oben stehend, wie von einem Damm aus kämpfen, Andere inwendig verborgen die Mauer untergraben könnten. Aber Steinblöcke durch die Maschinen geschleudert warfen das unförmliche Bauwerk mit Leichtigkeit über einander. Und als sie Faschinen und Schutzdächer aus Flechtwerk zurüsteten, wurden aus den Wurfgeschützen brennende Speere darauf gerichtet und auf die Stürmenden selbst Feuerbrände herabgeworfen, so daß sie das Unternehmen aufgaben und sich auf enge Einschließung des Lagers beschränkten, um durch Hunger endlich über die Eingeschlossenen Herr zu werden. Die Lage der Römer begann den Rhein entlang schwierig zu werden: überall unfähige, altersschwache Anführer, dabei ein Geist der Unzufriedenheit und des Aufruhrs unter den Soldaten, der durch die Ereignisse der letzten Zeit kaum zu bändigen war. Dazu kam noch Mangel an Sold und Getraide und Gallien verweigerte Steuer und Aushebung. Der Rhein war durch eine den Römern unter einem solchen Himmelsstriche unbegreifliche Dürre so klein geworden, daß er kaum Schiffe trug, daher knappe Zufuhr. Den Unerfahrnen und Kleinmüthigen war das, was sie sonst kaum beachtet oder als natürliches Ereigniß hingenommen, auf einmal Verhängniß und Zorn der Götter. So sehr sieht der Mensch Alles anders an, je nachdem ihn Glück oder Unglück freudig oder traurig gestimmt hat. Aus ganz Germanien eilten aber unausgesetzt Verstärkungen herbei. Mit ihrer Hilfe konnte Civilis in weitem Umkreis die noch römisch Gesinnten schrecken oder züchtigen. So wurde besonders das Land der Ubier und Trevirer verheert, eine andere Schaar mußte über die Maas rücken, um die Menapier und Moriner und die äußersten Grenzen von Gallien zu erschüttern. Die größte Erbitterung wandte sich gegen die Ubier, weil sie, obwohl germanischen Ursprungs, dem Vaterlande abgeschworen, sich sogar einen fremden Namen nahmen und Agrippinenser nennen ließen. Einige ihrer Cohorten, die auf Beute ausgezogen und unvorsichtig im Flecken Marcodurum, Düren im

Jülich'ſchen, hausten, wurden umzingelt und niedergehauen. Aber ein neuer Sturm auf Xanten wurde zum zweitenmale mit großem Verluſte für Civilis abgeſchlagen. Unter den Stürmenden verbreitete beſondere Angſt eine hängende, hin- und herſchwebende Maſchine, durch welche, wenn ſie herabgelaſſen wurde, Einer oder Mehrere vor Aller Augen in die Höhe geriſſen und innerhalb des Lagers herabgeworfen wurden.

Da kamen endlich Nachrichten aus Italien von der zwiſchen Vitellius und Veſpaſian entſcheidenden Schlacht bei Cremona. Die Soldaten ſchwuren ungern dem Veſpaſian den Eid der Treue. An Civilis wurde aber der Trierer Cohortenpräfekt, Montanus, geſchickt, mit der Aufforderung, jetzt vom Kriege abzulaſſen; wäre er darauf ausgegangen, Veſpaſian zu unterſtützen, ſo ſei ſeinem Beginnen genug gethan. Civilis wußte auszuweichen. Als er in Montanus einen Mann von Muth und einer Umwälzung nicht abgeneigt erkannt hatte, ſchilderte er ihm die Gefahren ſeines eigenen Lebens und klagte über den Undank, den er für alle Aufopferung von den Römern empfangen habe. Fünfundzwanzig Jahre lang habe er in dem römiſchen Lager zugebracht und dafür habe er einen ſchönen Lohn erhalten, den Tod ſeines Bruders, Feſſeln für ſich und eine blutgierige Stimmung des Heeres, das ſeine Hinrichtung gefordert. Was denn die Trierer und die andern Sklavenſeelen für ihr ſo oft vergoſſenes Blut erwarten können, als harten, endloſen Kriegsdienſt, unerſchwingliche Abgabe, Ruthen, Beile und Tyrannenwillkür. Endlich wies er auf das hin, wie mit Hilfe der Cauninefaten und Germanen die ſo angeſtaunte Macht der Römer in kurzer Zeit bedrängt und erſchüttert ſei. Und was den Ausgang betreffe, entweder werden ſie die Freiheit erringen oder beſiegt ſein, was ſie vorher waren. Dieſe Worte machten auf Montanus großen Eindruck, er kehrte zurück, berichtete den Römern, daß ſeine Geſandtſchaft fehlgeſchlagen ſei, das Uebrige verheimlichte er. Civilis ſchickte die Veteranencohorten und die ſchlagfertigſten unter den Germanen unter Anführung des Julius Maximus und Claudius Viktor, ſeines Schweſterſohnes, um das römiſche Heer bei Geldubа anzugreifen. Unterwegs nahmen ſie Asciburgium, in der Nähe von Mörs, und ſtürmten ſo unerwartet auf die Römer bei Geldubа, daß der Legat Vocula die Seinigen nicht einmal aufſtellen konnte. Schon war die römiſche Reiterei in wilde Flucht geſchlagen, hatten die Legionen ihre Feldzeichen verloren, da mitten im gräßlichen Schlachten ſahen ſich die Germanen ganz unerwartet im Rücken angefallen. Es waren Cohorten von Vaskonen, aus Hiſpanien, von Galba ſchon ausgehoben und damals einberufen, welche, bis in die Nähe des Lagers gekommen, das Schlachtgetümmel vernahmen und herbeigeeilt, die ſiegenden Germanen im Rücken faßten. Dieſe glaubten plötzlich die ganze Macht der Römer von Neuß oder von Mainz angekommen, wurden in Schrecken geſetzt und erlitten empfindliche Verluſte. Die Reiterei entkam aber mit den Feldzeichen und den Gefangenen, die

ſie in dem erſten Angriff an ſich geriſſen hatten. Civilis ließ ſogleich die erbeuteten Fahnen und Feldzeichen, auch die Gefangenen, vor dem Lager in Xanten aufführen, die Eingeſchloſſenen damit zu ſchrecken. Aber einer der Gefangenen hatte den Muth, mit lauter Stimme den Seinigen zu eröffnen, was geſchehen war, und wurde von den Germanen augenblicklich niedergeſtoßen. Da rückte Vocula plötzlich ſelbſt heran, um Xanten zu entſetzen. Der nun folgende Kampf war um ſo erbitterter, als die Belagerten aus allen Thoren ausfielen und die Germanen von zwei Seiten ſich angegriffen ſehen. Daß Civilis mit ſeinem Pferde ſtürzte, verbreitete unter den Seinigen, als ſei er getödtet, nicht geringe Angſt. Sie wichen beſtürzt zurück, wurden aber von den Römern nicht verfolgt. Nachdem Vocula Wall und Thürme verſtärkt hatte, zog er ſich wegen drohender Hungersnoth in ſeine frühere Stellung zurück und von dort nach Neuß. Darauf ſchloß Civilis Xanten ſogleich wieder ein, erſtürmte dann Gelduba und kämpfte nicht weit von Neuß glücklich in einem Reitertreffen.

So war das Jahr 70 unſerer Zeitrechnung herbeigekommen. Die Nachricht von der Ermordung des Vitellius, beſonders aber vom Brand des Capitols, regte in Gallien alles auf. Da ging die Rede, als einſt die alten Gallier Rom genommen, ſei das Capitol unverſehrt geblieben und damit auch das Reich. Dieſer verhängnißvolle Brand ſei aber ein deutliches Zeichen des göttlichen Zornes, durch ihn werde die Herrſchaft der Welt den Stämmen jenſeits der Alpen angekündigt. Solche Deutungen wurden beſonders von den Druiden, den Prieſtern der Gallier, geſchäftig umgetragen und verbreitet. Jedenfalls verbreitete ſich der Aufſtand von jetzt an über einen großen Theil von Gallien. Längſt ſchon hatte Civilis weitere Verbindungen in Gallien angeknüpft, zunächſt mit Claſſicus, dem Präfecten der Reiterei der Trevirer. Dazu geſellte ſich bald Julius Tutor, auch ein Trevirer, von Vitellius zum Präfecten des Rheinufers ernannt, und Sabinus, ein Lingone, der von Julius Cäſar abzuſtammen ſich rühmte. Nachdem ſie die Geſinnungen der Ihrigen erforſcht hatten, kamen ſie mit denen, welche in das Unternehmen eingeweiht waren, in Köln in einem Privathauſe zuſammen, die Ausführung zu beſprechen und zu beſchließen. Ihnen galt über alles das Wohl von Gallien. Es frei zu machen, das verhaßte römiſche Joch abzuwerfen und ein galliſches Reich zu gründen, ſchien ihnen leicht bei der Zwietracht des römiſchen Volkes, nachdem ein Theil der Legionen niedergehauen, Italien verwüſtet und ſelbſt in Rom der Bürgerkrieg ausgebrochen ſei. Darin nur waren ſie uneinig, was mit den Reſten des römiſchen Heeres anzufangen ſei. Während die Meiſten der Meinung waren, ſie alle zu tödten, als unruhig und treulos, ſiegte doch die Anſicht ihrer zu ſchonen, dagegen den Legaten zu tödten, damit ſei der Reſt der Legionen nicht mehr zu fürchten. Während nun Boten ganz Gallien aufwiegelten, heuchelten die Anführer gegen Vocula, unter dem ſie ſtanden und

dienten, treuen Gehorsam. Wohl fehlte es nicht an solchen, die den Legaten von der drohenden Gefahr unterrichteten, aber da ihm die Macht fehlte, thatkräftig gegen die Verdächtigen aufzutreten, hüllte auch er sich in Schweigen und Verstellung, rückte nach Köln und von dort nach Xanten. Er war nicht mehr weit von dem Lager, als Classikus und Tutor, welche, unter dem Vorgeben den Weg auszukundschaften, vorausgezogen waren, das Zeichen zum Abfall gaben. Sie schloßen mit den Anführern der Germanen einen Bund, trennten sich darauf von den Legionen und schlugen ein eigenes Lager. Vocula blieb nichts übrig als sich nach Neuß zurückzuziehen, wohin ihm die Gallier folgten und auf einer Ebene nicht weit von den Römern ein Lager schlugen. Er konnte es nicht hindern, daß Centurionen und Soldaten ihn verließen und zu den Galliern schwuren. Der Mahnung Vieler zu fliehen, setzte er altrömischen Muth und Entschlossenheit entgegen. So wurde er überfallen und ermordet, nachdem er den Soldaten vorher noch den Frevel und die Schande ihres Abfalls vor Augen gestellt hatte. Darauf erschien Classikus, angethan mit den Zeichen des römischen Oberbefehls und nahm den Soldaten den Eid ab, Gallien zu dienen. Tutor aber erzwang von den Kölnern denselben Eid, und was von den Soldaten noch am obern Rhein stand, wurde für Gallien in Pflicht genommen. Endlich mußte sich auch die in Xanten belagerte Legion ergeben. Durch Hungersnoth dazu gezwungen, nachdem Pferde, Zugvieh, Alles aufgezehrt war, und sie auf eine kurze Zeit ihr Leben zu fristen versucht hatten. Auf das Aeußerste getrieben, schickten sie Gesandte an Civilis und baten um ihr Leben. Dieß wurde nicht eher gewährt, als bis sie Gallien den Eid geleistet hatten, dann sollten sie ohne Gepäck aus dem Lager abziehen. Das Lager selbst wurde der Plünderung Preis gegeben. Aber am fünften Meilenstein brachen über die Abziehenden die Germanen los: wer nicht auf der Stelle fiel, kehrte fliehend in das alte Lager zurück. Ob das Treubruch war oder ob Civilis die Wüthenden nicht zurückzuhalten vermochte, ist ungewiß, sagt Tacitus. Das geplünderte Lager wurde in Brand gesteckt, und alle, welche dahin sich geflüchtet hatten, kamen in den Flammen um. Jetzt erst ließ sich Civilis, nachdem er sein Gelübde gelöst hatte, sein Haar abnehmen. Denn alle römischen Lager am Rhein, die bei Mainz und Windisch an der Neuß ausgenommen, waren niedergerissen und verbrannt. Die Legionen von Bonn und Neuß, die sich gleichfalls ergeben hatten, wurden gefangen nach Trier abgeführt. Im Uebrigen hatte Civilis weder sich noch einen der Bataver zum Dienste Galliens eidlich verpflichtet, ohne allen Zweifel im Vertrauen auf die Macht der Germanen und daß, wenn es mit den Galliern zum Kampfe um Besitz der Herrschaft kommen sollte, er doch der Ueberlegenere sei. Man hat Civilis, weil er ein gallisches Reich ausrufen und darauf sogar die römischen Soldaten beeidigen ließ, strenge getadelt; uns scheint mit Unrecht. In Deutschland war damals eine Jungfrau, Veleda genannt, vom größten Einfluß auf den Krieg. Sie

wohnte im Lande der Brukterer einsam auf einem hohen Thurme und wurde wegen ihrer Weissagungen bei allen Stämmen hoch verehrt. Da sie den Sieg der Germanen, die Vernichtung der Legionen vorausgesagt hatte, wurde ihr auch stets das Köstlichste der römischen Beute als Ehrengeschenk zugesandt. Wie sehr überhaupt der Glaube, die Zukunft ergründen zu können, das ganze Leben der Germanen durchdrang, darauf haben wir schon hingewiesen. Wir tragen hier noch ein Beispiel nach, das wir einem Schriftsteller entnehmen, der unserem Volke ganz entfernt stand. Am Hofe des Kaisers Tiberius verweilte unter Andern auch Herodes Agrippa, ein Prinz aus dem jüdischen Fürstenhause, der, obwohl er eine gnädige Aufnahme gefunden, dennoch durch Unvorsichtigkeit in seinen Reden den ganzen Zorn des Kaisers auf sich gezogen hatte. Er wurde in Fesseln gelegt, und mußte nach so vielen erschütternden Beispielen auf den Tod gefaßt sein. Während er nun so mitten unter vielen Gefesselten vor dem Palaste stand und in tiefer Niedergeschlagenheit an einen Baum sich lehnte, setzte sich auf diesen ein Vogel, den die Römer *bubo*, Uhu, nennen. Als das einer der Gefangenen, ein Germane, sah, fragte er den Soldaten, wer der dort im Purpurgewande wäre? Als er erfahren hatte, er heiße Agrippa, sei von Geburt ein Jude und einer der Vornehmsten des Volkes, bat er den Soldaten, der mit ihm zusammengefesselt war, näher an ihn zum Gespräche heranzutreten. So trat er dicht vor ihn und sprach zu ihm durch einen Dollmetscher: „Es ist unmöglich, daß Du nicht binnen Kurzem aus diesen Ketten befreit werden und zur höchsten Stufe von Ehre und Macht emporsteigen wirst, ein Gegenstand des Neides allen denen, welche jetzt Mitleid mit Dir haben. Wisse aber, daß, wenn Du wiederum diesen Vogel erblickst, dann binnen fünf Tagen Dein Ende kommen wird. So wird es geschehen, denn so verkündet es die Gottheit, welche Dir diesen Vogel gesandt hat. Da ich dies weiß, so hielt ich es für Unrecht, Dir die Einsicht, die mir geworden, vorzuenthalten, damit Du im Gedanken an den Segen, den eine glückliche Zukunft Dir bringen wird, Dein gegenwärtiges Leiden für gering achtest." Durch diese Prophezeiung, sagt Flavius Josephus in seinen jüdischen Alterthümern, erschien der Germane Agrippa damals so lächerlich, als er sich in den spätern Jahren bewunderungswürdig erwies.

Nachdem die Macht der Römer am Rhein vernichtet war, handelte es sich um das Loos der Römerfreunde, besonders um das Schicksal von Köln, das den Germanem am meisten verhaßt war. Bei der Unschlüssigkeit, ob man nicht die römische Colonie der Plünderung und Zerstörung Preis geben solle, stimmte Civilis für Milde in Erinnerung daran, daß man seinen Sohn, der beim Beginne seiner Erhebung dort überrascht wurde, in ehrenvoller Haft gehalten hatte. Damit stimmten die überrheinischen Stämme nicht überein, entweder soll sie, lautete ihr Verlangen, ein allen Germanen gemeinschaftlicher Wohnsitz oder aber zerstört und die Ubier selbst zerstreut werden. Vor

allen waren es die Tenchterer, welche den Kölnern durch eine Gesandtschaft ihre Sünden vor Augen hielten und damit das Urtheil aller Stämme aussprachen. Daß sie zurückgekehrt seien zum Namen und großen Ganzen Germaniens, dafür schulde man Dank den gemeinsamen Göttern und dem ersten der Götter, dem Gott des Krieges, besonders aber auch dafür, daß sie wieder Freie unter Freien seien. Damit aber Freundschaft und Bündniß zwischen ihnen Bestand habe, verlangten sie die Niederreißung der Mauern, der Bollwerke der Knechtschaft, und die Ermordung aller Römer. Denn nicht leicht könnten Freiheit und Zwingherrn sich vertragen, die Güter der Getödteten sollten Gemeingut sein. Es sollte beiden Stämmen frei stehen, beide Ufer zu bewohnen, wie es auch in alter Zeit gewesen. Ganz besonders sollten sie aber Sitte und Lebensweise der Väter wieder annehmen und den Ausschweifungen ein Ende machen, durch welche die Römer über Unterworfene mehr vermögen als durch Waffen. Die Kölner dagegen baten sich Bedenkzeit aus und antworteten, aus Furcht vor der Zukunft und ebenso bedrängt durch ihre Lage, vorsichtig und ausweichend: Sie hätten die erste Gelegenheit frei zu werden mit mehr Begierde als Vorsicht ergriffen. Die Mauern der Stadt niederzureißen, scheine ihnen gefährlich, da gerade jetzt die römischen Heere sich sammeln. Wenn Fremdlinge aus Italien oder den Provinzen in ihrem Gebiete gewesen, so habe sie der Krieg dahin gerafft oder sie hätten sich jeder in seine Heimath zurückgeflüchtet. Den zuerst herbeigeführten Colonisten, mit denen sie durch Ehen sich verbunden, und ihren Abkömmlingen sei das Land ihre Heimath und deswegen nicht von ihnen zu verlangen, daß sie Väter, Brüder, Kinder tödten sollten. Zoll und Lasten des Verkehrs werden sie aufheben. Der Uebergang über den Fluß sei fernerhin unbewacht, doch solle er bei Tag und ohne Waffen geschehen, bis das neue junge Recht durch Gewohnheit alt geworden sei. Als Schiedsrichter werden sie Civilis und Veleda anrufen, vor ihnen soll der Vertrag bekräftigt werden. Darauf ging eine Gesandtschaft mit Geschenken an Civilis und Veleda, die auch nach dem Wunsche der Kölner entschieden. Veleda zu sehen und anzureden, war nicht gestattet. Einer aus ihrer Verwandtschaft überbrachte Fragen und Antworten.

Durch den Beitritt der Kölner verstärkt, beschloß Civilis die nächsten Völkerschaften an sich zu ziehen, oder, falls sie Widerstand leisteten, Gewalt zu gebrauchen. Da stellte sich ihm Claudius Labeo mit einer schnell zusammengerafften Schaar von Hilfstruppen entgegen im Vertrauen auf den Ort, weil er die Brücke über die Maas besetzt hielt. Der Kampf war unentschieden, bis die Germanen hinüberschwammen und Labeo in den Rücken fielen. Zugleich sprengte Civilis mitten unter die Hilfstruppen und rief ihnen mit lauter Stimme zu: „Nicht deßhalb haben wir Krieg begonnen, damit die Bataver und Treviter über die Stämme herrschen. Seid unsere Genossen und ich gehe zu euch über als Führer oder als Soldat.“ Das wirkte, der Kampf hatte

ein Ende. Bald ſchloß ſich der ganze Stamm an Civilis an, was auch die Nervier, ihre Nachbarn, nach ſich zog. So hatten alſo in kurzer Zeit all die Stämme, welche Cäſar erſt nach ſo blutigen Kämpfen niederwerfen konnte, die römiſche Herrſchaft wieder abgeſchüttelt. Aber die Gallier hatten nicht die Kraft, das Errungene ſich zu erhalten. Zerſplitterung, Eiferſucht, Liebe um Frieden, Alles wirkte zuſammen, ſie wieder zu dem zu machen, was ſie vorher waren. Nachdem in Rom wieder einige Ruhe zurückgekehrt war, betrachtete man die bis dahin ſich ſelbſt überlaſſene Erhebung der Bataver mit großer Beſorgniß. Außer einem tüchtigen Feldherrn wurden nicht weniger als vier Legionen über die penniniſchen und cottiſchen Alpen geſchickt, dazu mußten noch zwei aus Spanien und eine aus Britannien in Eilmärſchen nach Germanien aufbrechen. Unterdeſſen hatte aber das neuerrichtete galliſche Reich einen empfindlichen Stoß erlitten und dazu Julius Sabinus die nächſte Veranlaſſung gegeben. Als er nämlich bei den Lingonen zum Cäſar ausgerufen war, brach er gegen die benachbarten Sequaner auf, um auch dieſe Römerfreunde mit Gewalt ſeinem Reiche zu unterwerfen. Aber die Entſcheidung fiel gegen ihn aus, die Legionen wurden geſchlagen. Sabinus mußte fliehen und ſein Reich hatte damit ein Ende. Um das Gerücht hervorzurufen, er ſei umgekommen, ſetzte er das Landhaus, in welches er ſich geflüchtet hatte, in Brand, ſo daß man wirklich glaubte, er habe durch freiwilligen Tod ſeinen Untergang gefunden. Wie er aber ſein Leben neun Jahre lang friſtete und welchem Schickſal er entgegen gieng, davon ſpäter. Die Niederlage der Lingonen, verbunden mit der Nachricht von dem Anzug der Legionen, vernichtete mit einem Schlage die hochfliegenden und heißblütigen Plane der Gallier: auf dem Kampfplatze blieben nur die Germanen. Auf Einladung der Remer verſammelte ſich ein galliſcher Landtag, den alle Stämme durch Geſandte beſchicken ſollten, um endgültig zu entſcheiden, wie Tacitus ſagt, ob Freiheit oder Friede ſein ſollte. Die Entſcheidung war vorauszuſehen. Nach einem beinahe blutloſen Siege war ſchon Eiferſucht unter den Provinzen, wer das Haupt des Reiches ſein ſolle, bei wem man Recht und Weiſungen zu holen habe und wo man, wenn Alles gut gelungen wäre, den Sitz der Herrſchaft aufſchlagen werde. Unter den Verſammelten fehlte es nicht an Stimmen, welche mit Begeiſterung an die alte Freiheit erinnerten und an die maßloſen Opfer von Geld, Blut und Eigenthum aufzählten, welche die römiſche Herrſchaft unaufhörlich fordere und unerſättlich verſchlinge. Aber die Zahl derer, die der gefahrvollen ungewiſſen Zukunft die drückende Gegenwart vorzogen, war größer. Einer der Erſten unter den Remern ſchilderte mit hellen Farben die Macht der Römer, beſonders die Segnungen des Friedens und die großen Gefahren, welche ihnen von den ſchon über ihren Häuptern ſchwebenden Legionen drohten. Für das durch Gehorſam und langen Frieden verweichlichte und den Waffen meiſt entwöhnte Volk waren dieſe Betrachtungen entſcheidend. Sie richteten deswegen

ein Schreiben an die Trevirer, worin ſie die gefaßten Entſchlüſſe mittheilten und den wohlgemeinten Rath gaben, die Waffen niederzulegen und nach ihrem Beiſpiele durch ſchleunige Unterwerfung von den Römern Verzeihung zu erbitten. Neben dieſem Zwieſpalt und Abfall unter den Völkerſchaften war auch keine große Einheit unter den Anführern. Civilis durchzog die unwegſamen Theile des belgiſchen Landes, um die letzten Reſte der Römer aufzureiben, Claſſicus lebte meiſt in träger Ruhe und genoß in vollen Zügen die Freuden der errungenen Herrſchaft, und Tutor kam zu ſpät in das obere Germanien, um die Alpenpäſſe zu ſchließen, er wollte vorher ſein Heer durch eine neue Aushebung bei den Vangionen, Cäracaten und Tribokern verſtärken. Unterdeſſen war aber ſchon ein Theil der Römer dieſſeits der Alpen, an der Spitze der Reiterei Julius Briganticus, des Civilis Schweſterſohn, ihm aber ganz beſonders verhaßt und verfeindet. Bei dem erſten Zuſammenſtoß fiel von Tutor ein Theil ſeiner Leute ab, die frühern Legionsſoldaten, und gieng zu den alten Fahnen über; ihnen folgten die Triboker, Vangionen und Cäracaten. Darauf gieng der Rückzug, ohne Mainz zu berühren, bis nach Bingen und als er hier im Vertrauen auf den günſtigen Ort Stand hielt, wurde er umgangen, geſchlagen und die Trevirer zerſtreut. Dies war der Stand des Krieges, als der neue römiſche Feldherr Petilius Cerealis in Mainz eintraf. Ein tüchtiger Mann, hatte er neben den Tugenden auch die Untugenden des Soldaten. Leichtſinnig, von lockern Sitten, dem Feinde gegenüber beinahe ſorglos, um Mannszucht im eigenen Heere unbekümmert, hitzig, im Reden ungeübt, war er ſtets kampfluſtig und am größten dann, wann die Gefahr am brennendſten war. Er war im Kriegsdienſt ergraut und im Aufſtand gegen Vitellius einer der erſten Senatoren, die ſich für Veſpaſian erklärten, an deſſen Familie er durch Heirath gefeſſelt war. Als er in Mainz anlangte, entflammte er durch wenige ungeſtüme Worte die Soldaten, und war feſt entſchloſſen, bei dem erſten Zuſammentreffen eine Schlacht zu liefern. Die in ganz Gallien ausgehobene Mannſchaft ſchickte er den Gemeinden zurück und hieß ſie melden: den Römern genügten die Legionen, die Bundesgenoſſen ſollten zu den Werken des Friedens zurückkehren. Das machte auf das dem Kriegsdienſt entwöhnte galliſche Volk einen äußerſt günſtigen Eindruck. Deſto größere Beſorgniß ergriff Civilis und Claſſikus, als ſie die Niederlage Tutors vernahmen. Während ſie ihre zerſtreuten Kräfte ſammelten, war Cerealis, voll Verachtung gegen ſeinen Feind, mit reißender Schnelligkeit vorwärts geeilt. Nachdem er mit der ganzen römiſchen Macht von Mainz aufgebrochen war, ſtand er nach drei Nachtlagern vor Rigodulum, Riol, welcher Ort, von Bergen und der Moſel umſchloſſen, Valentinus mit einer großen Schaar Trevirer beſetzt hielt und durch Gräben und Steinwälle feſtgemacht glaubte. Das alles hielt Cerealis nicht ab, die Legionen nach kurzer Raſt ſtürmen zu laſſen. Trotz aller Tapferkeit wurde der Ort genommen,

die Besatzung niedergehauen oder gefangen; unter den Gefangenen war Valentinus. Am folgenden Tag rückte er in Trier ein. Dem lauten ungestümen Verlangen, die Stadt dem Erdboden gleich zu machen, befahl er Stillschweigen und forderte unbedingten stummen Gehorsam. Hieher kamen voll Scham und Reue die zu den Galliern abgefallenen Legionen. Da standen sie, die Augen auf den Boden geheftet, weder grüßend noch gegrüßt, vom Gefühl ihrer That niedergebeugt, bis Cerealis ihnen freundlich zusprach: der Vergangenheit gedenke weder er, noch der Kaiser. Dann wurden sie in dasselbe Lager aufgenommen, an die Soldaten aber ergieng der Befehl: Keiner sollte im Streit oder Wortwechsel die Empörung oder Niederlage seinen Kameraden vorhalten. Darauf hielt er den Trevirern und Lingonen nach römischer Anschauung, aber nicht ohne Wahrheit, Zukunft wie Vergangenheit vor Augen. In das gallische Land seien einst römische Feldherrn gekommen, waren seine Worte, nicht aus Habsucht, sondern von ihren Vorfahren herbeigerufen. Diese seien durch Zwietracht bis zum Untergang entkräftigt gewesen und die dann zu Hilfe gerufenen Germanen hätten ihren Bundesgenossen wie ihren Feinden das Sclavenjoch aufgelegt. Wie viele Schlachten gegen Cimbern und Teutonen geschlagen worden, mit welcher Anstrengung und welchem Erfolg sie die Kriege gegen die Germanen geführt, sei allen bekannt. Sie hätten nicht deswegen am Rhein Fuß gefaßt, um Italien zu schützen, sondern damit kein zweiter Ariovist sich der Königsmacht in Gallien bemächtige. Ob sie etwa glaubten, daß Civilis, seine Bataver und die überrheinischen Stämme gegen sie anders verfahren würden, als einst deren Vorfahren gegen ihre Väter. Ein und dasselbe habe stets die Germanen über den Rhein gelockt: Laune, Habsucht und das Verlangen die Wohnsitze zu wechseln, um ihre Sümpfe und Einöden zu verlassen und dafür fruchtbaren Boden einzutauschen. Man habe freilich Freiheit und hochtönende Namen vorgeschützt, aber es habe noch Niemand andere geknechtet und sich selbst zum Zwingherrn aufgeworfen, ohne eben jene Worte zu gebrauchen. Die Römer hätten ihnen aber nur so viel aufgelegt, als nöthig gewesen zum Schutze des Friedens. Denn man könne bei den Römern weder Ruhe ohne Waffengewalt, noch Waffengewalt ohne Sold, noch den Sold ohne Abgaben aufrecht erhalten. Wie sie Mißwachs oder Ueberschwemmung und alle Unfälle der Natur, ebenso sollten sie auch die Ueppigkeit oder Habsucht tyrannischer Herrn geduldig ertragen. Sie müßten denn nur hoffen, daß wenn Tutor und Classikus Könige wären, sie mit größerer Mäßigung beherrscht würden. Würden die Römer verdrängt, dann folge ein Krieg aller Stämme unter einander. Die römische Gewalt sei durch achthundertjähriges Glück und achthundertjährige Zucht emporgewachsen, sie könne nicht niedergerissen werden, ohne das Verderben Aller, die ringsum wohnen.

Gegen einen solch gewandten und entschlossenen Feldherrn, wie Cerealis,

war Vorsicht und einheitliche Leitung doppelt nöthig. Aber Civilis und seine Verbündeten waren über die Fortführung des Krieges nicht einig. Civilis meinte, man müsse die überrheinischen Stämme abwarten, um die Kraft der Römer, wenn sie durch den Schrecken über ihr Erscheinen gebrochen wäre, vollends aufreiben zu können. Die Gallier, was wären die anders, als Beute für die Sieger? Tutor dagegen glaubte, daß durch Zaudern die Macht der Römer nur wachse, da sich von allen Seiten die Heere zusammenzögen. An den Germanen fürchtete er ihren unbändigen, unlenksamen Sinn und ihre Gier nach Beute und Plünderung. Wenn es sogleich zum Zusammenstoße käme, so könne Cerealis nur über eine kleine Macht, die Reste der frühern Legionen, verfügen. Man müsse seine Tollkühnheit benützen und ihn erdrücken; ein errungener Sieg würde auf ganz Gallien erhebend zurückwirken. Da dieser Meinung auch Classikus beitrat, schritt man zum schnellen plötzlichen Angriff. Er geschah Nachts und den Römern in ihrem durch Wall und Graben befestigten Lager so unerwartet, daß Cerealis, der die Nacht nicht im Lager zubrachte, zu gleicher Zeit die Nachricht erhielt, das Lager sei überfallen und die Seinen fliehen. Als er herbeigeeilt war ohne Schild und Panzer, sah er seine Reiterei geschlagen, die Legionen in Verwirrung und die Brücke, welche über die Mosel führte, von den Bataverн besetzt. Sein tollkühner Muth brachte mitten unter einem Hagel von Geschossen zuerst die Fliehenden zum Stehen, dann sammelte er unter Scheltworten die Legionen um ihre Adler wieder und warf sich den Stürmenden entgegen, von denen ein Theil sich schon, als sei der Sieg erfochten, zum Plündern zerstreut hatte. Das mußte zu ihrem Verderben ausschlagen. Der Sieg kann aber den Römern so unerwartet und war ihnen so unerklärlich, daß sie die Flucht der Bataver göttlichem Beistande zuschrieben, so wenig glaubten sie dazu beigetragen zu haben. Aber er hatte seine bedeutenden Folgen. Abgesehen davon, daß Cerealis den Fliehenden auf dem Fuße folgte, neigten sich alle Zweifelhaften und Zweideutigen plötzlich auf die Seite der Römer. Zu diesen gehörten vor allen die Kölner. Sie hatten auf die Nachricht des römischen Sieges alle Germanen in ihrer Colonie umgebracht, schickten dann an Cerealis eine Gesandtschaft, mit der Bitte um Hilfe und boten Civilis Gattin und Schwester und Classikus Tochter an, die man als Unterpfand des Bundes bei ihnen zurückgelassen hatte. Ihre Bitte war dringend, denn diese Treulosen, die stets auf Seite des Feindes der Nation gestanden, hatten Ursache zu fürchten. Civilis war herbeigeeilt und bei Tolbiakum, Zülpich im Gebiete der Kölner, stand eine seiner tapfersten Cohorten aus Friesiern und Chauken gebildet. Da zwang eine Trauerbotschaft ihn umzukehren. Die Kölner hatten die Germanen durch Wein und ein reichliches Mahl trunken gemacht, die Thüren geschlossen und sie alle verbrannt, indem sie ringsum an das Gebäude Feuer anlegten. Es galt, dem anrückenden Cerealis für ihren Abfall eine feierliche Sühne darzubringen. Doch dies

beugte Civilis nicht, obgleich sich auch zu derselben Zeit die Nervier und Tungrer den Römern unterwarfen. Dagegen wurde die römische Flotte von den Caninefaten angegriffen und der größere Theil der Schiffe versenkt oder genommen. Auch ein Haufe Nervier, der von selbst für die Römer sich erhoben hatte, ward ebenfalls von den Caninefaten geschlagen. Claffikus aber warf die von Cerealis nach Neuß vorausgeschickte römische Reiterei zurück. Ungefähr um dieselbe Zeit hatten die Römer Valentinus, einen der gefangenen Anführer, hingerichtet. Er war von Cerealis nach Italien geschickt und ließ trotz seiner Ketten den Muth nicht sinken. Obwohl sein Todesurtheil schon gesprochen war, verhörte man ihn des Scheines wegen. Als bei seiner Hinrichtung ihm Jemand sagte, daß sein Vaterland erobert sei, antwortete er, das betrachte er als einen Trost für seinen Tod! Es gehört zur Schilderung des geraden, unbeugsamen Charakters von Cerealis, daß er einen Antrag der verbündeten Führer, ehe sie ihn bei Trier angriffen, sich ihm unterwerfen zu wollen, wenn er die Sache der Celto-Germanen zu der seinigen mache, keiner Antwort würdigte. Als der später so berüchtigte Domitian, der Sohn des Kaisers, über die Alpen nach Galien kam, schickte auch er geheime Boten an ihn, mit der Anfrage, ob er Willens wäre, ihm das Heer und den Oberbefehl zu übergeben? Ob er mit diesem Gedanken Krieg gegen seinen Vater, oder Macht und Gewalt gegenüber seinem Bruder Titus bezweckte, blieb unentschieden, aber Cerealis lachte ihn aus, als hege er nach Knabenart thörichte Wünsche.

Civilis zog sich nach dem unglücklichen Kampfe bei Trier mit seinem Heere, das aus allen Theilen Germaniens verstärkt wurde, nach Xanten zurück. Dahin folgte ihm auch Cerealis, der durch drei Legionen sich verstärkt hatte. Die größten Schwierigkeiten erwuchsen den Römern aus der Beschaffenheit der Gegend. Es war eine weite sumpfige Ebene und Civilis hatte außerdem einen Damm schief in den Rhein angelegt und dadurch um so mehr das anliegende Land unter Wasser gesetzt. Von den Batavern gereizt, begannen die Römer alsbald den Kampf. Aber bald packte sie Angst und Unruhe, als der sumpfige Boden an mancher Stelle Mann und Roß verschlang. Um so leichter bewegten sich die Germanen, so daß sie durch Sumpf und Wasser die Römer von allen Seiten anfielen, oft versanken aber auch Römer und Germanen, Verwundete und Unverletzte ringend zusammengeballt, miteinander. Der Verlust war auf Seite der Römer. Die Nacht wurde von den Germanen mit Jubel und Gesang, von den Römern mit dumpfem Zorn hingebracht. Am folgenden Tage stellte Cerealis sein Heer in Schlachtordnung, Civilis sich ihm entgegen nicht in langer gedehnter Reihe, sondern in Keilform. Wiederum wäre der Vortheil auf Seite der Germanen gewesen, wenn sie den Angriff des Feindes erwartet und nicht von tollkühner Muth fortgerissen, ihre günstige Stellung verlassen hätten. Aber auch so war

ihr Angriff ſo ungeſtüm, beſonders als zugleich die Brukterer von dem Damm ſchwimmend herüberdrangen, daß die Bundesgenoſſen der Römer in Verwirrung und Flucht geriethen. Da kam ein Ueberläufer zu Cerealis und zeigte am Rande der ſumpfigen Ebene der römiſchen Reiterei einen Weg, den Germanen in den Rücken zu fallen. Damit war der Kampf entſchieden, die Germanen in Gefahr, von allen Seiten umzingelt zu werden, wandten ſich zur Flucht, von den Römern unverfolgt. Civilis zog ſich auf die bataviſche Inſel zurück, und da er die Stadt der Bataver, wahrſcheinlich Battenburg an der Maas, nicht ſchützen konnte, ſo wurde ſie nach Fortſchaffung deſſen, was koſtbar und tragbar war, von ihm in Brand geſteckt. Um den Römern den Angriff unmöglich zu machen, ließ er die Dämme, welche einſt Druſus angelegt, durchſtechen und das ganze Land unter Waſſer ſetzen. Mit ihm hatten ſich Claſſikus und Tutor nebſt hundert und dreizehn Senatoren der Trevirer zurückgezogen. Von hier ließ er, beſonders durch die Hilfsmacht der Chauken verſtärkt, an Einem Tage die Legionen an vier verſchiedenen Orten angreifen, nicht als ob er hoffen konnte, damit Bedeutendes zu erreichen, ſondern in der Erwartung, es werde den Einen oder Andern das Glück zur Seite ſtehen, und weil jeder Verluſt der Römer ihm Gewinn erſchien. Die Germanen lauerten überall und Cerealis, der nicht ſehr auf Mannszucht hielt, entgieng kaum der Gefangenſchaft. Als er zu Neuß und Bonn die Lager beſichtigt, in welchen die Truppen überwintern ſollten, kehrte er auf dem Rhein zu Schiff zurück, ohne große Sorge, ob nach geſchehener Landung die Wachtpoſten ausgeſtellt ſeien und wie ſich die Seinigen lagerten. Das blieb den Germanen nicht unbemerkt. In einer dunkeln Nacht überfielen ſie plötzlich die Schiffe und das Lager der Römer, ein Theil ſchnitt die Zeltſtricke entzwei und ſtieß die Soldaten, von ihren Zelten bedeckt, nieder, ein anderer brachte die Flotte in Verwirrung, warf Schlingen auf die Hinterdecke der Schiffe und zog ſie fort. Während Alles von Geſchrei ertönte und die Römer, die wenigſten gerüſtet, die meiſten ein Gewand um den Arm gewunden, mit gezückten Schwertern hervorſtürzten, entgieng Cerealis nur durch einen Irrthum den Händen der Germanen. Sie hatten nämlich das durch ſeine Flagge ausgezeichnete prätoriſche Schiff fortgezogen, in der Meinung, dort ſei der römiſche Feldherr. Cerealis war gerade in dieſer Nacht an's Land geſtiegen und hatte die Nacht bei einer Buhlerin zugebracht. Die Wachtpoſten zur Rede geſtellt, entſchuldigten ihr ſchweres Vergehen mit der Schande des Feldherrn, als ſei ihnen befohlen geweſen zu ſchweigen, um ſeine Ruhe nicht zu ſtören; da ſo die Signale und das Anrufen unterblieben, ſo ſeien auch ſie in Schlaf geſunken. Am andern Tage fuhren die Germanen auf den genommenen Schiffen heim, Cerealis Dreiruderer machten ſie Veleda zum Geſchenke. Und dennoch behielten die Römer die Oberhand, Civilis mußte ſich über den Rhein zurückziehen. Als Cerealis dann auf die Inſel der Bataver vordrang, verheerte er Alles, ließ aber die

Aecker und Landhäuser des Civilis unversehrt, um durch den Verdacht römischer Freundschaft ihm auch einheimische Feinde zu erwecken. Um so größere Gefahr bedrohte das römische Heer, da mit dem Spätherbst der Strom durch viele Regengüsse angeschwellt über seine Ufer trat, Alles überschwemmte und zu einem großen See machte. Es war weder Flotte noch Zufuhr zur Stelle und das Lager in der Ebene angelegt, von der Gewalt des Wassers weggerissen. Der Untergang der Legionen bei der Nähe der lauernden Germanen schien unvermeidlich, da erfolgte die Unterwerfung der Bataver. Es erregt Verdacht gegen die großen Erfolge der Römer, daß Cerealis für nöthig hielt, zu Unterhandlungen mit den Batavern und den überrheinischen Stämmen seine Zuflucht zu nehmen. Er bot nämlich durch geheime Boten den Batavern Frieden, Civilis aber Verzeihung. Das Volk, durch die schwersten Verluste niedergedrückt, sehnte sich nach Ruhe und setzte den unerbittlichen Römerfeinden die Rede entgegen, man müsse das Verderben nicht noch weiter ausdehnen, eine Völkerschaft könne doch nicht das Sclavenjoch der ganzen Welt zerbrechen. Was man denn durch die Ermordung und Verbrennung der Legionen bewirkt habe, als daß noch mehr und stärkere herangezogen worden! Wenn sie zu Gunsten Vespasians Krieg geführt hätten, so sei jetzt Vespasian Kaiser; wenn sie das römische Volk zum Kriege herausforderten, der wievielste Theil des Menschengeschlechts die Bataver denn seien? Sie möchten doch auf die Rhätier und Noriker und die Lasten der andern Bundesgenossen hinblicken; von ihnen verlange man keine Abgaben, sondern Tapferkeit und Männer; wenn es aber gelte, einen Herrn zu wählen, so sei es ehrenhafter, die Fürsten der Römer als die Weiber der Germanen sich gefallen zu lassen. So die Menge. Drohender sprachen die Vornehmen: sie seien nur durch Civilis Toben zu den Waffen gedrängt worden; er habe das Unglück seines eigenen Hauses durch das Verderben des Stammes abzuwehren gesucht. Damals hätten die Götter den Batavern gezürnt, als die Legionen belagert, die Legaten getödtet wurden, als sie zu einem Kriege sich entschloßen, der nur für Einen nothwendig, für sie ein Todeskampf gewesen. Es sei nun zum Aeußersten gekommen, wenn sie nicht anfiengen, sich wieder zu besinnen, und durch Bestrafung des schuldigen Hauptes ihre Reue bezeugten. Cerealis hatte auch Boten nach Germanien, besonders zu Veleda und ihren Verwandten, geschickt und ihnen zu verstehen gegeben, sie möchten das durch so viele Niederlagen ihnen widrige Geschick des Krieges durch einen dem römischen Volk zur rechten Zeit erwiesenen Dienst zu ändern suchen; niedergehauen seien die Treviter, wiedergewonnen die Ubier, den Batavern sei ihr Vaterland entrissen und die Freundschaft mit Civilis hätte nichts eingetragen, als Wunden, Flucht und Trauer. Verbannt und vertrieben, sei er jetzt eine Last für die, welche ihn aufnehmen, und genug schon hätten sie gefehlt, daß sie so oft über den Rhein gegangen wären. Wenn sie noch fernerhin etwas unter-

nehmen, so würden auf ihrer Seite Schuld und Unrecht, auf Seite der Römer die Rache und die Götter sein. Ob diesen Worten noch etwas weiteres beigefügt worden, wissen wir nicht, nach Tacitus noch Drohungen, was allerdings mit dem ungestümen Charakter des römischen Anführers übereinstimmt, aber doch bei gänzlichem Mangel der Mittel sie auszuführen und der schwierigen Verhältnisse der Römer schon auf dem linken Ufer von zweifelhaftem Erfolg, wenn nicht geradezu lächerlich gewesen wäre. Civilis entgieng diese Wendung nicht; bei der drohenden Sprache der Vornehmen, die ihn haßten, beschloß er ihren Nachstellungen zuvorzukommen. Nach einer Unterredung mit Cerealis, welche er auf der Brücke über den Fluß Nabalia gepflogen hatte, die in der Mitte abgebrochen war, so daß die Feldherrn an den Vorsprüngen standen, schloß er Frieden und unterwarf sich. Von seinen fernern Schicksalen ist uns nichts bekannt, eben so wenig, was aus Tutor und Classikus geworden. Um so ausführlicher sind die Berichte über Sabinus, den Anführer der Lingonen. Nach seiner Niederlage gegen die Sequaner hatte er sich auf sein Landgut geflüchtet, dasselbe niedergebrannt, sich in einem unterirdischen Grabgewölbe verborgen, von seinen Sclaven aber nur zwei zurückgehalten und einen davon an seine Gattin Empona geschickt, um ihr die Nachricht seines Todes zu überbringen, die sich alsbald ringsum verbreitete und allgemein geglaubt wurde. Weil der Schmerz darüber sie aber aufzureiben drohte und sie weder aß noch trank, ließ er ihr heimlich sagen, daß er noch lebe, sie bittend ihr Wehklagen aber noch fortzusetzen, damit sein Untergang um so mehr geglaubt würde. So lebte er neun Jahre lang wie in einem Grabe verborgen und zeugte mit seinem Weibe zwei Söhne, was sie alles der Welt zu verheimlichen wußten. Da wurde er endlich entdeckt, erkannt und mit seinem Weibe und seinen Kindern nach Rom gebracht. Obwohl sie ihre Kinder Vespasian zu Füßen legte und die mitleiderregenden Worte zu ihm sprach: „Diese Kinder, Cäsar, habe ich im Grabe geboren und genährt, damit zwei mehr dich um Gnade bitten", fand sie trotz der Thränen, die sie allen entlockte, mit Sabinus keine Gnade noch Erbarmen. Nach Andern hatte sie das Mitleid der Anwesenden durch Muth und Worte voll edeln Stolzes verstummen gemacht. Dadurch habe sie besonders auch Vespasianus gereizt. Denn als sie keine Rettung mehr sah, fragte sie ihn, ob er mit ihr tauschen wolle? Freudiger habe sie im Dunkel und unter der Erde gelebt, als er auf seinem Thron. Vespasian ließ beide hinrichten. Plutarch erzählt, daß der eine der Söhne später in Egypten umgekommen sei, daß er den andern, Sabinus genannt, in Delfi gesehen habe, und bricht dann in die Worte aus: „Dieses Weib hieß der Kaiser tödten, aber er mußte für den Mord büßen. Denn in kurzer Zeit war sein ganzes Geschlecht spurlos von der Erde verschwunden!"

Der nicht glückliche Ausgang des Aufstandes der Bataver fragt von selbst nach den Ursachen des Mißlingens und ruft ganz unwillkührlich eine Ver-

gleichung hervor zwiſchen Armin und Civilis, zwiſchen Batavern und Cheruskern. Bei den Batavern galt es ein ſchon ſeit vielen Jahren aufgelegtes Joch abzuwerfen, das von Anfang an drückend war und einen furchtbaren Zehnten an Hab und Gut, an Leib und Leben nahm; auf dem rechten Ufer des Rheins hatte aber ſchon das erſte Auftreten der Römer hingereicht, ſie verhaßt zu machen und die Stämme gegen ſie zu vereinigen, um Sprache, Sitte, Recht und Geſetz gegen fremde, eingedrungene Gewalt mit den Waffen zu vertheidigen. An der Spitze der Bataver, wie der Stämme dieſſeits des Rheins, ſtanden Männer edler Abkunft, die bei den Römern Kriegsdienſte gethan, bei denſelben einen Namen hatten und durch jahrelanges Zuſammenleben mit ihnen Stärke wie Schwäche der Römer wohl durchſchauen konnten. Nach all dem aber, was wir von Armin wiſſen, war ſein Charakter entſchiedener, ſein Plan deutlicher, ſeine Abſichten gegen die Römer als Nationalfeinde ohne weitere Nebengedanken; ein Friede, eine Vermittlung, auch nur ein Waffenſtillſtand zwiſchen Römern und Cheruskern, zwiſchen Varus und Armin iſt undenkbar; mit ihm ſtritten freiheitsſtolze, ungeſchwächte Stämme und vor allem der Himmel und die Erde des alten Deutſchlands. Wenn Civilis von demſelben Haß und denſelben Abſichten beſeelt war, ſo hatte er doch mit größern Hinderniſſen zu ringen. Er kämpfte auf einem Boden, der rings umſchloſſen war von römiſch geſinnten Stämmen und von feſten römiſchen Niederlaſſungen; er mußte ein Volk aufraffen, das ſeit Jahrzehnten den Römern ſchon unterworfen, durch Genüſſe des Friedens, durch Waffenbrüderſchaft an ſie gefeſſelt war. Zwiſchen den Cheruskern, dem Teutoburger Wald und den römiſchen Niederlaſſungen lagen der Rhein und undurchdringliche, gefürchtete Wälder. In das Land der Bataver führten Straßen zu Waſſer und zu Land, und ringsum wohnten die den Waffen beinahe ganz entwöhnten Gallier. Dieß alles nöthigte Civilis mit römiſcher Liſt alle Verhältniſſe ſchlau zu benützen und von ſeinen Abſichten zunächſt nur ſo viel wiſſen zu laſſen, als nöthig war, ohne ſeinen Hauptplan außer Acht zu ſetzen. Daß er mit den nächſten galliſchen Völkerſchaften ſich verbunden, iſt kein Vorwurf gegen ihn, auch das nicht, daß er ein galliſches Reich, für das weder er noch einer der Bataver ſich verpflichtete, ausrufen ließ. Denn es galt zunächſt, den Römern, wo nur immer möglich, Feinde zu erwecken und ihre Herrſchaft zu brechen. Wer dann nach ihnen herrſchen würde, dafür bürgte ihm germaniſche Tapferkeit. Daß er von Anfang an gegen Vitellius und für Vespaſian ſich erklärte, wie in ſeinem Auftrag handelte, und die Legionen zur Unterwerfung aufforderte, während er doch die ganze römiſche Herrſchaft vernichten wollte, dieſe Doppelzüngigkeit haftet allerdings als Anklage gegen ihn. Wir wiſſen zu wenig von ihm, um auch gegen dieſe Anklage ihn vertheidigen zu können; wohl möglich, daß er gegen einen Feind, der gegen Germanen das Völkerrecht ſo oft auf das Schwerſte verletzt hatte, jedes Mittel für erlaubt hielt. Auch darin

waltet ein Unterſchied zwiſchen Batavern und Cheruskern, daß dieſe, unterſtützt von den Schrecknissen der vaterländiſchen Erde, durch ihre beinahe unbeholfenen Waffen die römiſchen Legionen vernichteten, während die Bataver mit beinahe römiſchen Waffen und in römiſcher Disciplin ſich gegen ihre Dränger erhoben. Wenn ſie aus ihrem heldenmuthigen Kampfe nicht als Sieger wie die Cherusker und die ihnen verbündeten Stämme hervorgingen, ſo lag dieß in den ſchon angedeuteten, gänzlich verſchiedenen Verhältniſſen. Ihr Land war den Römern offen und nicht ſo furchtbar als die, noch durch den Rhein getrennten, Ebenen und Wälder Germaniens, zudem waren ſie umgeben von Völkerſchaften, die entweder zweifelhafte Freunde oder entſchiedene Feinde waren; es waren galliſche Stämme, welche zuletzt germaniſche Oberherrſchaft noch mehr fürchteten und haßten, als die der habſüchtigen, unerſättlichen Römer. Der ganzen Summe dieſer ungünſtigen Verhältniſſe mußte das Mißlingen des bataviſchen Aufſtandes zugeſchrieben werden. Denn in Rückſicht der Tapferkeit und des perſönlichen Muthes werden die Bataver von den Römern allen Germanen gleichgeſtellt. Nach allen Nachrichten genoßen im römiſchen Heere die bataviſchen Cohorten den höchſten militäriſchen Ruf, und wenn auch zwiſchen ihnen und den Legionen die Einigkeit nicht ſehr groß war, ſo iſt es aber für ſie ein ehrenvolles Zeugniß, daß vor der entſcheidenden Schlacht gegen Otho die Legionen des Vitellius mit Empörung drohten, als man ihnen die Bataver nehmen und nach Deutſchland zurückſchicken wollte, — für ſo nothwendig hielt das Heer die Tapferkeit dieſer ſo oft genannten germaniſchen Cohorten. Was den Batavern in ihrem Kampf an Zahl und Menge abging, das ſuchten die Germanen dieſſeits des Rheins durch zahlreiche Zuzüge zu erſetzen; aber gerade hierin zeigte ſich das unklare Verhältniß des Civilis mit ſeinen Verbündeten, — er wurde überſtimmt und mußte losſchlagen, ehe er ſich mit den im Anzug begriffenen Germanen vereinigt hatte, weil entweder Tutor und Claſſikus ſich für ſtark genug hielten die Römer zu vernichten oder aber, was wahrſcheinlicher iſt, weil ſie die Germanen ebenſo ſehr fürchteten, als ſie die Römer haßten. Obwohl aber die Bataver aus dem Angegebenen unterlagen, mußten die Römer doch wichtige Gründe haben, die wir nicht erfahren, daß ſie den Unterlegenen noch einen ehrenvollen Vergleich und Frieden anboten.

4) Von jetzt an trat an den Grenzen eine lange Waffenruhe ein, um ſo mehr tobte der Kampf zur großen Freude und Beruhigung der Römer im Innern unter den Stämmen. So fielen die Chatten über die Cherusker her und jagten ihren König Chariomer, der ein Freund der Römer war, aus dem Lande. Er ſammelte darauf Genoſſen, gewann die Oberhand und kehrte wieder als König zurück. Aber auf's Neue bedrängt, wendete er ſich an den damaligen Kaiſer Domitian, einen Sohn Veſpaſians, und bat um Hülfe. Statt Hülfe ſchickte ihm dieſer Geld; von ſeinem fernern Schickſal iſt uns nichts bekannt.

Um dieſelbe Zeit erſchien in Rom Maſyus, ein König der Semnonen, und Ganna, die nach Veleda als prophetiſche Jungfrau bei den Germanen in großem Anſehen ſtand. Nachdem der Kaiſer ſie ehrenvoll aufgenommen, kehrten ſie in ihre Heimath zurück. Später unter Kaiſer Nerva, Domitians Nachfolger, brach zwiſchen den Brukterern, Chamavern und Angrivariern der ſchon oben berührte blutige Kampf aus, in dem, wie Tacitus berichtet, 60,000 Brukterer gefallen und ihr Stamm von Grund aus vernichtet worden ſei, ſei es aus Haß gegen ihren Uebermuth oder aus Gier nach Beute. Welcher Haß und welche Angſt muß die römiſche Welt damals erfüllt haben, wenn ſelbſt Tacitus, ein Lobredner und Bewunderer unſeres Volkes, bei einem ſolchen Kampfe in die Worte ausbrechen konnte: „Eine Gunſt der Götter gegen uns hat den Anblick dieſes Kampfes uns gewährt: über 60,000 Mann fielen nicht durch römiſche Waffen und Geſchoße, ſondern was noch glänzender iſt, uns zur Augenweide; o möge doch bei dieſen Völkern, wo nicht Liebe zu uns, doch Haß unter ſich herrſchen und fortwähren! Denn da die Stunde des Reiches herandrängt, kann uns das Schickſal nichts Größeres gewähren, als der Feinde Zwietracht." Dieſe Angabe beruht aber wahrſcheinlich auf einem jener lügneriſchen Schlachtberichte, die in Rom als Geſchichte gelten mußten. Denn einmal berichtet Plinius in ſeinen Briefen, daß Spurinna bei den Brukterern einen König mit Waffengewalt eingeſetzt habe, und dann kennt ſie auch Ptolemäus noch und zwar, wie es ſcheint, in gleicher Ausdehnung in ihren ehemaligen Wohnſitzen, auch noch ſpäter ſind ſie ein Theil des Sachſenbundes und verlieren ſich endlich unter dem Namen Weſtphalen.

Wie von den Römern gegen Germanen verfahren, beſonders germaniſche Hülfstruppen gewonnen und verwendet wurden, davon iſt bisher mehrmals die Rede geweſen. Wie ungern aber dieſe, dem Vaterlande entführt, römiſche Disciplin ertrugen, dafür führt Tacitus eine That an, die ſelbſt die Römer bewundern mußten. Im Sommer 83 n. Chr. wurde nämlich bei den Ubiern eine Cohorte ausgehoben und nach Britannien übergeſchifft, um gegen die dortigen Einwohner Kriegsdienſte zu thun. Da ermordeten ſie den römiſchen Hauptmann und die Soldaten, welche zu ihrem Unterricht in ihre Rotten eingetheilt waren, und beſtiegen drei Fahrzeuge, deren Steuermänner ſie mit Gewalt herbeigezogen. Und da einer von ihnen ſich heimlich entfernte und die beiden andern als verdächtig getödtet wurden, ſchifften ſie, ehe das Gerücht ſich verbreitet hatte, am Geſtade hin, ohne Geſchick die Schiffe zu lenken und noch vielmehr ohne alle Kenntniß des Meeres und ſeiner Gefahren. Vom Winde hin und her getrieben ſtritten ſie oft mit den Britanniern, die gegen die Flüchtlinge Hab und Gut vertheidigten. Oft ſiegreich, bisweilen aber auch zurückgetrieben, überfiel ſie zuletzt eine ſolche Noth, daß ſie zuerſt die Schwächſten unter ihnen, darnach die, welche das Loos traf, ſchlachteten und aßen. So umfuhren ſie Britannien. Als ſie aus Unkunde des Steuerweſens die Schiffe verloren hatten, wurden die einen

von den Sueven, die andern von den Friesen als Schiffbrüchige aufgefangen und als Sklaven verkauft, die dann nach manchem Wechsel wieder in ihre Heimath gelangten und von ihrem Schicksal Kenntniß gaben.

Wie Caligula sich durch seinen Triumph über die Germanen, die er nicht einmal gesehen, lächerlich gemacht hatte, ähnlich triumphirte auch Domitian nach einem verunglückten Feldzug gegen die Chatten, indem er Leute aufkaufen, ihr Aeußeres, besonders aber ihre Haare künstlich herrichten ließ, um sie als gefangene Germanen aufführen zu können. Wunderliches erzählt Dio Cassius. Ein Longinus Proklus nämlich prophezeite öffentlich in Germanien, daß Domitian an dem Tage sterben werde, an dem er wirklich starb. Da wurde er von dem römischen Befehlshaber nach Rom geschickt und zu Domitian geführt. Als er auch da bei seiner Prophezeiung beharrte, wurde über ihn das Todesurtheil gesprochen, mit der Vollstreckung sollte aber so lange zugewartet werden, bis der bezeichnete Tag verflossen wäre. Aber gerade an dem Tage wurde Domitian in seinem Schlafgemache ermordet, dadurch der Prophet frei, und von Nerva, Domitians Nachfolger, kaiserlich beschenkt nach Germanien wieder entlassen. 96 n. Chr.

Von viel größerer Bedeutung und für die Römer wahrhaft drohend war der daciſch-getiſche Krieg unter Domitian. Unter Daeia verstanden die Römer damals alles Land zwischen der Theiß, *Tysia*, den Karpathen, dem Pruth, *Hierasus*, und der Donau, also Ungarn östlich der Theiß, Siebenbürgen, Bukowina, die Moldau westlich vom Pruth und die Wallachei. Die Völkerschaften Daciens, deren Ptolemäus fünfzehn aufzählt, waren nach Strabo desselben Stammes und gleicher Sprache mit den Geten. Sie hatten ihre Macht schon auf dem rechten Donauufer in den beiden Möſien ausgebreitet, als sie unter Augustus und den nachfolgenden Kaisern wieder zurückgetrieben wurden. Zur Zeit Domitians erhob sich nun unter den Daciern ein Mann, mit Namen Decebalus, nach Tacitus Diurpaneus genannt, mit ganz besondern Geistesgaben und kriegerischen Tugenden begabt. Durch den regierenden König Duras, welcher aus Bewunderung für ihn freiwillig zu seinen Gunsten abdankte, zur Herrschaft über das ganze daciſche Reich erhoben, wußte er alle Stämme zu vereinigen. Dann eröffnete er den Krieg gegen die Römer, warf sich verheerend auf die beiden Ufer der Donau, tödtete den römischen Statthalter Oppius Sabinus in einer Schlacht und zerstörte alle römiſchen Festungen an der Donau. 86 n. Chr. Da rückte Domitian selbst gegen ihn zu Feld, nahm aber an dem Kriege keinen Antheil, sondern blieb in einer Stadt Möſiens zurück, trieb wie gewöhnlich schlechte Streiche und kehrte dann nach Rom zurück. Der römiſche Feldherr Cornelius Fuſcus, der Oberst der Leibwache, ging mit einem großen Heere auf einer Schiffbrücke über die Donau, verlor aber gleichfalls gegen Decebalus Schlacht und Leben. Nun zog Domitian zum zweitenmale gegen ihn, blieb

aber auch dießmal vom Schlachtfelde entfernt und überließ den Kampf seinen Feldherrn, die er für alle Folgen verantwortlich machte. Es war seine Art, den zu tadeln, der Unglück hatte, den aber zu hassen, der glücklich war. Das römische Heer unter Julian erfocht bei Tapä einen großen Sieg und drang unaufhaltsam vor. Decebalus, der nun fürchtete, die Römer könnten auch gegen seine Königsburg vorrücken, ließ die Bäume, von denen sie umgeben war, abkappen und behängte dann die Stämme mit Waffen, als ob es ein unermeßliches Heer wäre, und wendete in der That den Angriff der Römer ab. Der Kaiser hatte unterdessen den Entschluß gefaßt, sich an den Quaden und Markomannen zu rächen, weil sie ihm keinen Beistand gegen die Dacier, ihre germanischen Brüder, geleistet hatten. Er rückte zum Krieg gegen sie in Pannonien ein, ermordete die Gesandten, die sie an ihn schickten, wurde aber von den Markomannen geschlagen und mußte nun den zuvor verweigerten Frieden Decebalus selbst anbieten. Dieser schickte einen Gesandten Diegis, um dem Kaiser Waffen nebst einigen Gefangenen zu überbringen. Er selbst erhielt nicht nur beträchtliche Summen nebst geschickten Arbeiten in allen Künsten des Kriegs und des Friedens, sondern bezog auch in der Folge einen jährlichen Tribut. 90 n. Chr. Der Tribut wurde auch von Nerva entrichtet, bis auf diesen der kriegerische Trajan Kaiser wurde. Da brach der Krieg von Neuem aus und Trajan zog selbst gegen Decebalus zu Felde, siegte in mehreren Schlachten, in der ersten bei Tapä, in der dritten und letzten vor der Hauptstadt des Dacierkönigs, und nöthigt ihn zuerst durch Gesandte um Frieden zu bitten und dann durch persönliches Erscheinen seine Unterwerfung zu bezeugen. Der schwere Krieg hatte 3 Jahre gedauert und trotz der heldenmüthigen Vertheidigung der Dacier zu ihren Ungunsten sich entschieden. Aber die Ruhe währte nicht lange, sei es daß Trajan durch zu harte Bedingungen zum Friedensbruch förmlich gedrängt hatte, oder daß Decebalus, gepeinigt von dem Gefühle der Niederlage, alle Nachbarstämme zum Kampf gegen Rom zu vereinigen suchte. Trajan brach 104 n. Chr. zum zweiten Mal nach Dacien auf, ging mit seinem Heere über die von ihm erbaute steinerne Donaubrücke, und drängte Decebalus immer mehr in das Innere des Landes. Dieser hatte umsonst die germanischen Nachbarvölker gegen den Nationalfeind zu vereinigen versucht; sie verweigerten ihm die Hülfe, und als endlich auch durch römischen Einfluß die slavischen Jazygen und Rorolanen in seinen Rücken erschienen, war der Feldzug entschieden. Trajan eroberte seine Hauptstadt Sarmizegethusa, so daß ihm nichts übrig blieb, um römischer Gefangenschaft zu entgehen, als sich das Leben zu nehmen. Sein Kopf wurde wie eine Siegestrophäe nach Rom gebracht und Dacien in eine römische Provinz verwandelt. 106 n. Chr. Als merkwürdig wird noch angeführt, daß man nach seinem Tod durch Verrath große Schätze auffand, welche unter dem Bette des Flusses Strell, Sargetia, begraben waren. Von der Größe und Gefahr dieses Krieges für die Römer

haben wir nur spärliche Nachrichten. Nach einem Briefe von Plinius an Caninius, worin die Aufforderung enthalten ist, den dacischen Krieg zu beschreiben, mußten die Römer dem gefallenen König und seinem besiegten Volke noch Achtung zollen. „Du wirst," sagt er, „uns neue über die Länder verbreitete Flüsse, geschlagene Brücken, Lager, auf steilen Gebirgsrücken errichtet, und einen König schildern, der Thron und Leben, aber nicht den Muth verloren; du wirst uns außerdem zwei Triumphe beschreiben, von denen der eine der erste über ein nie besiegtes Volk, der andere aber auch der letzte war. Es wird nur Eine Schwierigkeit haben, meint er, die barbarischen wilden Namen, besonders des Königs selbst in griechische Verse zu bringen." Neben den dürftigen Angaben damaliger Schriftsteller sind die bildlichen Darstellungen der Trajanssäule in Rom jetzt noch eine Quelle für die Geschichte des zweiten Kriegs.

Kapitel 6.

Deutschland am Anfange des zweiten Jahrhunderts.

1) Die Zeit, an der wir in der Geschichte unseres Volks angelangt sind, bildet einen so natürlichen Ruhepunkt nach so erbitterten Kämpfen zwischen Römern und Germanen und vor den Alles erschütternden Stürmen der Völkerwanderung, daß es der Mühe werth ist, nach dem Gewichte und der Stellung zu fragen, welche damals unsre Nation sich erkämpft hatte und die ihr auch von den Feinden, wenn auch ungern, zugestanden wurde. Wenn einst Cicero in seiner Rede für Verlängerung von Cäsars Obergewalt im Senate sagen konnte, daß das römische Heer unter dessen Anführung Gegenden durchzogen und mit Völkern zusammengestoßen sei, die vordem kein Buch, kein Wort und kein Gerücht bekannt gemacht habe, so war dieß seitdem ganz anders geworden. Die römischen Waffen waren beinahe von allen Seiten tief in das Innere von Deutschland, wenn auch nicht bleibend, vorgedrungen, und wo den Legionen ein unübersteiglicher Wall sich entgegenstellte, darüber hinaus erspähte der römische Handel mit seinem Tastsinn alle Gaue unseres Vaterlandes bis an seine fernen Küsten und Inseln. Sie kannten jetzt unserer Ströme Ursprung, Lauf und Ausmündung, wie alle Nebenflüsse, sie waren über einen Theil unserer Berge gezogen, in unsere Thäler und Wälder eingedrungen, freilich oft mit schweren Opfern und noch bitterer Reue. Und wenn auch voll Abscheu gegen ein Land voll Wald und Sumpf, hatten sie doch nicht unterlassen, bei Gelegenheit den Umfang unserer Bäume zu messen und die Größe der Honigscheiben wilder Bienen in unsern Wäldern, unsere Heerden zu zählen und wenn möglich für ihre Tafeln leckere Bissen aus unsern Seen zu angeln. Womit sie sich aber am meisten zu befassen Gelegenheit genug hatten, das waren unsere Voreltern selbst. Sie wußten die

Namen aller Stämme bis in den entlegenſten Gau und ließen ſich herab, ihre barbariſchen Namen uns in ihrer Sprache zu überliefern. Der Eindruck all dieſer Kenntniſſe und Erfahrungen durch Jahrzehnte war auf Seiten der Römer doppelter Art. Die Beſten und Unpartheiiſchen unter ihnen rühmten offen die trefflichen Eigenſchaften und Tugenden der ihnen feindlichen Stämme, und ahneten etwas von der Zeit, in welcher die Barbaren in ihren Thierfellen und mit ihrer rauhen Sprache die entarteten Nachkommen der Scipionen, wie eine führerloſe Heerde, auf der heiligen Straße vor ſich hertreiben würden. Andere dagegen ſahen in ihm nichts anderes, als ein verwildertes Land, das man, wenn nöthig, mit dem Schwerdt als Pflugſchar umbrechen müſſe, um dann in die alſo gelockerten Schollen den beglückenden Segen römiſcher Cultur pflanzen zu können. Jedenfalls, dachten Alle, ſind es Barbaren und darum unſchädlich zu machen. Daher die ununterbrochenen blutigen Kämpfe mit all ihren Gräueln, die vor unſern Augen ausgeſtritten wurden. Und nachdem man zwei Jahrhunderte lang mit aller Kraft, mit allen groben und feinen Künſten ſie niederzuringen umſonſt verſucht hatte, beſchloß man das wilde Feuer mit einem Wall von Stein und Eiſen zu umgürten, es allenfalls noch zu ſchüren und dann um ſo ſchneller in ſich austoben und abſterben zu laſſen.

So umſpannten römiſche Provinzen Germanien in einem weiten Bogen, und zwar auf dem rechten Donauufer: 1) *Rhaetia, Vindelicia* eingeſchloſſen, ſpäter in *Rhaetia prima* und *secunda* eingetheilt, reichte von den Quellen des Rheins und der Donau bis nach Salzburg und Regensburg und ſtand durch die Alpenpäſſe mit Italien und durch Heerſtraßen mit Gallien und dem Land der Helvetier in Verbindung. Seine Bewohner trieben mehr Viehzucht als Ackerbau; ein Hauptprodukt des Landes war der Wein, der dem italieniſchen nicht nachſtand und von Auguſtus andern Sorten vorgezogen wurde; außerdem lieferte es Wachs, Honig und Pech und eine große Menge Käſe. Die urſprünglichen Einwohner ſollen Tusker geweſen ſein, die vor den in Italien eindringenden Celten hieher ſich geflüchtet und von Italien abgetrennt worden ſeien, eine Vermuthung, die ſich durch nichts beweiſen läßt. Als die Römer das Gebirgsland unterwarfen, hatten es Celten inne, die ſich, wie wir geſehen haben, mit beiſpielloſer Tapferkeit vertheidigten, ſo daß die am Kampfe theilnehmenden Frauen, als ihre Pfeile verſchoſſen waren, ihre eigenen Kinder den Römern in's Geſicht ſchleuderten. Städte darin waren: *Tridentum*, Trient, *Maia*, die im achten Jahrhundert durch den Einſturz des Raiſerberges verſchüttet und aus deren Trümmern das nahe Meran erbaut wurde, *Brigantia*, Bregenz, *Campodunum*, Kempten, *Regina castra*, Regensburg und beſonders *Augusta Vindelicorum*, Augsburg. 2) *Noricum*, öſtlich von Rhätien, ſo daß es das jetzige Ober- und Niederöſterreich zwiſchen dem Inn, der Donau und dem Wienerwalde, den größten Theil von Steyermark, Kärnthen und Theile von Krain, von Baiern das Inn-

viertel, von Tyrol das Pusterthal und den Pinsgau und Salzburg umfaßte. Wie jetzt Steyermark treffliche Stahl- und Eisenwaaren liefert, so waren norische Schwerdter schon im Alterthum berühmt. Die Einwohner waren ursprünglich Tauriſker, ein celtiſcher Volksſtamm, zu dem dann ſpäter entweder aus Italien flüchtend oder aus Böhmen einwandernd ſtammverwandte Bojer kamen, die aber alle dann von den Geten vernichtet wurden. Als Druſus und Tiberius Rhätien unterwarfen, unterlag auch um's Jahr 13 v. Chr. Noricum nach heldenmüthigem Widerſtand ſeiner Einwohner und wurde eine römiſche Provinz. Zu ihrem Schutze waren aber neben einer bedeutenden Landmacht auch drei Donauflotten aufgeſtellt, eine bei Tula am Kaumberge, die andere zu Arlape am Einfluß der Erlaph in die Donau und die dritte zu Lorch *Laureacum*. Städte: *Juravia* Salzburg, *Lentia* Linz, *Celleja* Cilly, *Laureacum* Lorch, *Ovilia* Wels, *Noreja* Neumarkt. 3) *Pannonia* umfaßte die öſtlichern Theile von Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain, ganz Ungarn zwiſchen der Donau und der Sau, Slavonien und einen Theil von Croatien und Bosnien, und wurde nach der Unterwerfung unter die Römer in Ober- und Unterpannonien, *Pannonia superior* und *inferior* eingetheilt. Die Berichte der Alten ſchildern es als ein rauhes, kaltes und wenig ergiebiges Land, große Wälder als ſeinen größten Reichthum. Die Pannonier bauten meiſt Hafer und Gerſte, woraus ſie eine Art Bier, Sabina genannt, zu brauen verſtanden. Unter den Thieren des Landes werden namentlich gute Jagdhunde genannt. Die bedeutendſten Städte waren in Oberpannonien: *Vindobona* Wien, *Carnuntum* Heimburg, *Sabaria* Stein am Anger? *Arrabo* Ruba — Hidveg, *Siscia* Siſſek, *Emona* Laibach, *Nauportus* Oberlaibach; in Unterpannonien: *Bregaetium* bei dem jetzigen Szöny, *Mursia* Eſſek, *Cibalis* Vinkoueze, *Taurunum* das heutige Semlin Belgrad gegenüber, *Sirmium* bei dem heutigen Mitrovitz. Endlich 4) *Moesia* bis zu den Donaumündungen am ſchwarzen Meer.

Auf dem linken Rheinufer waren römiſche Provinzen: 1) *ager Helretiorum*, das Land der Helvetier, die heutige Schweiz. Vor ſeiner Unterwerfung unter die Römer zählte das Land zehn Städte, vierhundert Ortſchaften mit 92,000 ſtreitbaren Männern. Bedeutende Städte waren: *Vindonissa* Bruk an der Aar, *Aventicum* Avenche oder Wilflisburg, *Augusta Rauracorum* Baſel. 2) *Germania prima* oder *superior*, Obergermanien mit der Hauptſtadt *Moguntiacum* Mainz und vielen Städten und Ortſchaften, wie *Argentoratum* Straßburg, *Tabernae* Zabern, *Concordia* Altſtadt bei Weißenburg, *Noviomagus* Speier, *Borbetomagus* Worms. 3) *Germania secunda* oder *inferior*, das untere Germanien mit der Hauptſtadt *Colonia Agrippina* Köln, dann *Novesium* Neuß, *Durnomagus* Dormagen, *Buruncum* Woringen, *Bonna* Bonn, *Rigomagum* Rheinmagen, *Autumnacum* Andernach, *Confluentes* Coblenz, *Bontobrice* Boppard, *Vosavia* Oberweſel.

4) *Belgica*, nämlich *prima* mit der Hauptſtadt *Augusta Trevirorum* Trier. Unter den römiſchen Anſiedlungen am Rhein war Mainz die feſteſte, aufwärts gab es im erſten Jahrhundert keine römiſche Feſtung außer *Augusta Rauracorum*, weil die Germanen auf der linken Seite des Oberrheins den Römern unterworfen waren, auf der rechten Seite aber vom Bodenſee bis an den Main kein germaniſches Volk wohnte. Zur Zeit des Bataverkrieges galt *Vindonissa* an der Aar als erſter feſter Punkt oberhalb Mainz. Vom Main abwärts bis zum Meere war eine ganze Kette von Feſtungen und Kaſtellen gebaut, welche den ſogenannten *limes rhenanus*, den Schutz der Rheingrenze, bildeten. Ebenſo geſchützt wie der Rhein war auch die Grenze des römiſchen Reichs an der obern Donau. Neben Augsburg, der Hauptſtadt von Rhätien, erhob ſich bald *Regina castra* Regensburg, von wo aus dann, freilich erſt im zweiten Jahrhundert, der *limes danubianus*, eine lange Kette Feſtungen, ſich bis in die ungariſchen Ebenen erſtreckte. Außer dieſer befeſtigten Grenze hatten die Römer auch noch jenſeits des Rheins und der Donau Vorwerke, wie ſie Druſus am Taunus gegen die Chatten, Tiberius zwiſchen Rhein und Weſer anlegten, theils um die rückwärts gelegenen Grenzen noch mehr zu verſtärken, theils um von da aus um ſo leichter in das germaniſche Gebiet vordringen zu können. Zur Erleichterung der Verbindung zwiſchen Rhein und Donau, gleichſam zwiſchen Mainz und Regensburg, hatten ſie einen großen Theil des ſüdweſtlichen Deutſchlands, das heutige Baden, Württemberg und einen Theil von Baiern in ihr Vertheidigungsſyſtem eingeſchloſſen, das ſogenannte Zehntland, *agri decumates*. Dieſes Land überließ man gegen Zins und Kriegsdienſt eingewanderten Galliern und unterwürfigen Germanen, ſpäter aber auch den Veteranen zum Anbau. Gegen das Ende des erſten Jahrhunderts oder am Anfang des zweiten wurde es aber dem römiſchen Reiche einverleibt und dann von Hadrian durch ein ungeheures Werk geſchützt. Er zog nämlich von Pfärring an der Donau bis Miltenberg am Main einen ununterbrochenen gemauerten Wall, jetzt Teufelsmauer, Heidenmauer, Pfahlgraben genannt, mit Wachtthürmen verſehen. Dazwiſchen und hinter demſelben waren in geeigneten Punkten Caſtelle und größere Standlager errichtet. Mit ſeinen Fortſetzungen bis an den Rhein bei Köln umfaßte das ſtaunenswerthe Werk eine Länge von ſiebenzig deutſchen Meilen. Das Meiſte von dem hier Angeführten wurde erſt im zweiten Jahrhundert und beſonders von dem ſo unermüdet thätigen Kaiſer Hadrian ausgeführt.

2) Den Blick auf Deutſchland gerichtet mußten zunächſt die durch ein ganzes Jahrhundert beinahe unausgeſetzten Kriege von bedeutenden Folgen ſein. Eine der erſten war, daß germaniſche Stämme, welche vor der Ankunft Cäſars nicht nur frei und unabhängig waren, ſondern auch galliſche Völkerſchaften ſich unterworfen hatten, allmälig unter römiſche Herrſchaft geriethen. Dieß gilt zunächſt von dem ganzen linken Rheinufer. Wenn das auch von dem rechten

Ufer und dem eigentlichen Deutſchland durch vereinte Anſtrengungen abgewendet wurde, ſo war es doch eine ganz natürliche Folge des ungeheuren Kampfes, in dem Hunderttauſende in Bewegung geriethen und darin erhalten wurden, daß die alten Grenzen der Stämme anfangs ſich verſchoben, bald gänzlich geändert wurden, daß Stämme durch Glück oder Unglück, wie die Ubier, vom rechten auf das linke Ufer überſiedelten, und daß andere durch allzugroße Erſchöpfung, gegenſeitigen Haß und von den Römern abſichtlich geſchürten erbitterten Kampf beinahe gänzlich verſchwanden. Der Krieg ſelbſt wurde mit ſteigender Grauſamkeit geführt und die Schuld daran legen wir den Römern bei. Gegen die trotzigen unbezähmbaren Barbaren ſchien ihnen jedes Mittel erlaubt. Das Land zu verwüſten, die Häuſer und Wohnungen niederzubrennen, die Erndten zu vernichten, die Heerden wegzuführen, die hl. Haine niederzuhauen, das war ganz gewöhnlich und ſich von ſelbſt verſtehend. Man kannte aber auch kein Erbarmen gegen die Menſchen. Sie mitten in ihren Feſten zu überfallen, nicht nur Gefangene zu machen, ſondern ſie alleſammt hinzuwürgen, ja die offen ausgeſprochene und wo nur immer möglich ausgeführte Abſicht, die Stämme förmlich auszurotten, — aus all dieſem vergoſſenen Blut erwuchs den Römern eine dichte üppige Saat der Rache und ſchonungsloſer zehnfacher Vergeltung. Die wie Opferthiere abgeſchlachteten Centurionen im Teutoburger Wald, der gräßliche Hohn, den die rachedürſtenden Sieger mit den Gefangenen trieben, die unbeerdigten gebleichten Gebeine der Legionen ließen die Römer in die düſtere Gluth ſchauen, die ſie angeſchürt hatten. Sie nahm nicht ab, ſie wuchs, je mehr auf beiden Seiten das Ziel und Ende des Kampfes deutlich wurde. Neben dieſem römiſchen Blut und Schreckensſyſtem wurden beinahe mit noch größerem Erfolg im Geheimen ſeine Künſte getrieben und Mittel angewendet, von denen wir nur ſchwache Andeutungen haben. Es galt, beſonders Vornehme in römiſche Kriegsdienſte aufzunehmen und dadurch allmälig den Stamm, die Familie, zu entzweien, zu ſchwächen oder für ſich zu gewinnen. Armins Bruder war und blieb ein begeiſterter Römerfreund und ein Verächter deutſcher Sitte. Nach dem Tode Armins und der Vernichtung ſeiner ganzen Familie, an dem Rom gewiß ſein Theil Verdienſt ſich erworben hatte, wird Italicus, der Sohn jenes Römerfreundes, ohne Zweifel ein Römer mit Fleiſch und Blut, Häuptling der Cherusker, wie die römiſchen Quellen ſagen, auf ihre Bitten. Sie hatten ihn aber mit ſeiner Leibwache kaum geſehen und gehört, ſo mußte er vor dem Zorn des Volkes, das einſt auch nicht einen römiſchen Laut in ſeinen Grenzen hören wollte, ſchmählich fliehen. Das iſt nur ein Beiſpiel von vielen, welche Ergebniſſe Rom auch ohne Waffen ſcheinbar auf die natürlichſte Weiſe zu erzielen wußte. Aber all dieſe Ergebniſſe und Siege römiſcher Gewalt konnten wohl einzelne Stämme ſchwächen und vernichten, nicht aber die wahrhaft unerſchöpfliche Kraft des germaniſchen Volkes, ſo daß ſchon das Alterthum verwundert nach den Quellen forſchte, aus denen ſo viel Todesmuth, ſolche ſtrotzende

Körperfülle geſchöpft wurde, daß nach den ſchwerſten Niederlagen, nach den entſetzlichſten Metzeleien immer wieder neue Schaaren, wie aus der Erde hervorgewachſen, den erſtaunten Feinden ſich entgegenſtellten. Ueber die Bevölkerung Deutſchlands in damaliger Zeit, über die Größe der einzelnen Stämme Zahlen und etwas Gewiſſes anzugeben, iſt bei dem gänzlichen Mangel zuverläßiger Nachrichten geradezu unmöglich. Zwar mögen manche Schlachtberichte der nach Triumphen und Lorbeerkränzen lüſternen Römer über die Vernichtung dieſer und jener Völkerſchaft weit unter der Wahrheit geblieben ſein, aber auch alle ihre Siegesberichte um Vieles herabgeſetzt, wachſen die Zahlen dennoch in große Summen und Verhältniſſe, und all dieſer Verluſte ungeachtet im erſten Jahrhundert und der ihm vorangegangenen Zeit ſtehen die Germanen im zweiten und in allen folgenden bis zum Sturze des weit gedehnten Reichs in ungeſchwächter Kraft und führen an Zahl ungeheure Schaaren immer von Neuem in den Kampf. Wenn Auguſtus die Urſache der verminderten Wehrkraft des römiſchen Volkes in der namenloſen Sittenverderbniß aller Stände erblickte und ihm beſonders durch ſtrenge Ehegeſetze wenigſtens zu ſteuern ſuchte, ſo werden wir die unbeſiegbare Wehrkraft unſeres Volkes in ſeinem einfachen Leben und ſeiner ſtrengen keuſchen Ehe ſuchen müſſen.

Es würde aber aller Erfahrung widerſprechen, wenn nicht die vielfachen Berührungen zwiſchen Römern und Germanen im Krieg und Frieden, durch Sklaven und Gefangene, durch Handel, Verträge und Bündniſſe auf unſer Volk großen Einfluß ausgeübt hätten und, wie ſich von ſelbſt verſteht, gerade oft den allerverderblichſten. Als ein Volk des Krieges und ſtets auf dem äußerſten Poſten gegen einen wohlbewaffneten und kriegsgewandten Feind lernte es all dieſe Vortheile bei einer ärmlichen Bewaffnung und ordnungsloſen Kampfesart ſchätzen, und wußte dieſelben ſich bald anzueignen. Wir müßten das annehmen, auch wenn es die damaligen Geſchichtſchreiber zu berichten unterlaſſen hätten. Darum ſehen wir ſie bald nicht bloß mit beſſern Waffen des Angriffs und der Vertheidigung, ſtatt der ärmlichen Schilde und der alles Eiſens entbehrenden Wurflanze, ſondern auch in geordneten Reihen, mit Vor- und Nachhut, die Flanken gedeckt, auf das Zeichen ihrer Anführer angreifen und zurückweichen. Aber es kamen noch ganz andere Dinge. Denn was konnte der Römer damaliger Zeit andere Völker lehren, als alle Laſter ſittlicher Verderbniß? Was anders als ſchamloſe Ueppigkeit, Trunkenheit, Ehebruch, Meineid und Gottloſigkeit? Wenn Cäſar von den Sueven berichten konnte, daß ſie die Einfuhr des Weins verboten, aus Furcht vor ſeinen verweichlichenden ſchlimmen Folgen, ſo weiß ſchon Tacitus zu erzählen, daß das bei manchen Stämmen aufgehört habe ein Verbot zu ſein. Wenn dieſer von den Germanen rühmte, daß ſie das Geld nicht kannten und von Wucher nichts wußten, ſo fügt er alsbald hinzu: „aber ſchon haben wir ſie gelehrt, Geld zu ſchätzen und anzunehmen.“ Gerade das Mittel, römiſchgeſinnte Könige und Anführer den einzelnen Stämmen aufzureden und in ihrer

Gewalt zu erhalten, war Gold und Beſtechung, eine Praktik, die den freigebigen wälſchen Meiſtern bald ihre Früchte tragen ſollte. Beſonders von jetzt an kehren die häufigen Klagen römiſcher Schriftſteller über Liſt und Verſchlagenheit, über Verrath und Treuloſigkeit der Germanen wieder. Es war von Anfang nicht ſo, denn ausdrücklich rühmt Tacitus ſie als ein Volk ohne Falſch und Argliſt. Wenn es anders kam, ſo haben ſie nur ein Theil von dem zurückgegeben, was ſie an ihren Drängern ſelbſt erſehen und von ihnen tauſendmal zu erdulden hatten. Nun ſeitdem ſind Jahrhunderte hingegangen, die Dämme eines Druſus und Tiberius längſt eingeſunken und verſchwunden, über Wall und Graben Hadrians geht längſt Pflug und Senſe, und dennoch haben wir Zeugen aus jenen alten Tagen, — und das ſind Wörter der lateiniſchen Sprache, die von unſern Voreltern gehört, aufgenommen und gebraucht wurden und Eigenthum der deutſchen Sprache, manche aber nur Ausdruckweiſe einer Provinz verblieben ſind. So haben wir aus *scyphus* Becher, Pokal — Schoppen, aus *lagena* Gefäß mit einem Halſe und Henkeln — Lägel, *corbis* Korb, aus *crates* geflochtenes Werkzeug — Krate, provinzial ſo viel als Korb; *carea* Käfig; *situla* Gefäß — Seitel; aus *tabula* Tafel; aus *pondus* Gewicht — Pfund: aus *pulvinus* Polſter — Pfühl; aus *planca* Bohle — Planke; aus *solea* Sohle; aus *flagellum* Geißel — Dreſchflegel; aus *spatha* Löffel — Spaten, *torcular* Torkel; aus *furca* Gabel provinz. Furke; aus *vindemia*, vindemiola, Weinleſe, provinz. wimmlen, u. a. mehrere erhalten. Man hat mit Recht darauf aufmerkſam gemacht, daß die meiſten Wörter dem Wein- und Gartenbau, der Hauswirthſchaft entnommen ſind, worin Germanen von den Römern auch das Meiſte lernen mußten.

Drittes Buch.

Die Völkerwanderung.

Quellen: Herodian, Ammian Marcellin, Jornandes, Procopius von Cäſarea.
Wiſſenſchaftliche Bearbeitungen: Gibbon, Geſchichte des Verfalls und Untergangs des römiſchen Weltreichs, überſetzt von Joh. Sporſchill. Leipzig 1837.

Kapitel 1.

Der Markomannenkrieg.

1) Wenn einſt zu den Zeiten der Cimbern und Teutonen die Römer für Italien, Kaiſer Auguſtus nach der Teutoburger Schlacht für Rom und

ſein ganzes Reich, wenn man überhaupt zu verſchiedenen Zeiten von den Germanen das Aeußerſte fürchtete, ſo war ſeit dem Aufſtand der Bataver, alſo ein ganzes Jahrhundert an der weſtlichen Grenze Deutſchlands nichts vorgefallen, was das römiſche Reich hätte bedrohen können: es herrſchte beinahe eine förmliche Waffenruhe. Aber in dieſen hundert Jahren war die Entwicklung der Dinge im römiſchen Reiche und in Germanien eine ganz verſchiedene. In Rom ſelbſt, dem treuen Abbild des ganzen großen Reiches, waren die Uebel und das Verderbniß, an denen Reiche aller Zeiten zu Grunde gegangen ſind, gewachſen. Die alten Tugenden der Vaterlandsliebe, der Tapferkeit, des unbeſcholtenen Familienlebens, durch die das Reich groß geworden, waren verſchwunden. Jene alten Klaſſen der römiſchen Bürgerſchaft, die durch edlen Wetteifer um das Vaterland ſich auszeichneten und mit Stolz römiſche Bürger ſich nannten, hatten längſt ganzen Haufen von Freigelaſſenen Platz gemacht; der Senat, einſt mit einer Verſammlung von Königen verglichen, der mit würdevollem Ernſt und nach weitgeſtecktem Plane die Geſchicke der Welt abwog, war jetzt eine Verſammlung von kriechenden und zitternden Menſchen geworden, die auf den Wink ihres Herrn warteten. Der Stolz des römiſchen Reiches, ſeine Legionen, glichen bunt zuſammengewürfelten Haufen aus allen Völkern, oft ohne Zucht und Disciplin, nicht ſelten ohne Tapferkeit, meiſt ohne Vaterland. Die Republik gieng zu Grunde, weil es keine freiheitsſtolzen Bürger mehr gab, und ſo war unter dem Kaiſerthum Deſpotie und Gewalt beinahe die einzige Schranke gegen Zuchtloſigkeit und Sclavenſinn, die aber oft auch Alles durchbrachen, um für einen Augenblick Alles zu gewinnen. Wenn die Hunderttauſende in Rom ſelbſt einen Tag um den andern, Morgens wie Abends, nichts Höheres kannten, als Leben und Genießen, ſo hielt ringsum die gleichsfalls entnervten, hundertmal geplünderten Nationen, die würdigen Glieder eines ſolchen Leibs, nichts mehr zuſammen, als Schrecken und Gewalt. Der Geruch von ſolcher Verweſung war in alle Welt gedrungen und hatte die wieder wach gerufen, die das Aas vernichten und die Erde zu neuem Leben reinigen ſollten.

Was in den letzten hundert Jahren in Germanien vor ſich gegangen, iſt uns unbekannt. Als aber der große Völkerſturm am Rhein wie an der Donau gegen das römiſche Reich losbrach, waren beinahe alle die uns bisher bekannten Namen der germaniſchen Stämme verſchwunden und an ihre Stelle die Namen der großen Stämme getreten, die Namen der Alemannen, Franken, Sachſen und Gothen. Es ſind die Stämme deſſelben Volkes, wie ſie ſich aber in dieſe großen Stammvereine ausgebildet und in einander aufgegangen ſind, dafür haben wir nur Vermuthungen. Am meiſten kann dazu beigetragen haben die alte Stammverwandtſchaft, auch die größere Macht eines zahlreichen Gauvolkes über die kleinern und ſchwächern Nachbarſtämme, und ganz gewiß die Waffenbrüderſchaft in dem neuen furchtbaren Römerkrieg. Ueber den Krieg ſelbſt ſind uns nur ſpärliche Nachrichten erhalten, ſo daß es ungewiß bleibt,

wie weit demſelben eine Vereinigung der meiſten Stämme vorangegangen oder einige, ſelbſt vom Norden her gedrängt, über die Grenzen brachen und andern dadurch das Zeichen zum allgemeinen Angriff gaben. Wie das immer geweſen ſein mag, die Siege der Römer über die Bataver ſollten beinahe die letzten ſein, von jetzt an neigte ſich mit jedem Zeitabſchnitt Alles auf die Seite der Germanen und zu Ungunſten des römiſchen Reichs.

2) Der Markomannenkrieg, auch der germaniſche genannt, wurde von den Chatten eröffnet. Sie gingen in großen Schaaren über den Rhein und drangen bis in die Alpen. Nur mit großer Mühe konnten die Römer ſich ihres Angriffs erwehren. Gleichzeitig mit ihnen waren die Chauken in Belgien eingebrochen, auch ſie wurden erſt nach ſchweren Verwüſtungen der angrenzenden Provinzen zurückgedrängt. Da wälzten ſich im Jahre 164 n. Chr. die germaniſchen Völker in Maſſe über die Donau, drangen durch die illyriſchen Provinzen und durch die Päſſe der öſtlichen Alpenkette bis nach Italien vor und hätten beinahe Aquileja, eine feſte Stadt am adriatiſchen Meere, erobert. Allen voran waren die Markomannen, dann kamen die Quaden, Sueven, Hermunduren, Alanen nebſt vielen andern Stämmen, wahrſcheinlich auch die ſlaviſchen Jazygen und Roxolanen. Wo dieſe ungeheuern Schaaren einfielen, wurde nicht nur das Land verheert, ſondern auch die Bevölkeruug weggeſchleppt, ſo daß die Jazygen bei einem Friedensvertrage 100,000 Gefangene noch zurückgeben konnten, nachdem viele ſchon verkauft, geſtorben oder auch entflohen waren. Auf dem römiſchen Kaiſerthron ſaß damals Marcus Aurelius, der zweite Nachfolger Hadrians, der, wie erzählt wurde, das römiſche Reich gegen die Germanen durch Wall und Graben, wahrhaft coloſſale Werke, zu ſchützen verſucht hatte. Die Gefahr war um ſo größer, als die Römer auch in einen Krieg gegen die Parther in Aſien verwickelt waren. Marc Aurel ergriff ſo große Beſorgniß, daß er zuerſt durch Opfer und Sühnungen ſich zu helfen ſuchte. Da ſtellten ſich dem Feldzuge gegen die Markomannen neue Hinderniſſe entgegen und zwar zuerſt eine große Hungersnoth in Rom, dann auch die Peſt, welche die ſiegreichen parthiſchen Legionen aus Aſien einſchleppten, ſo daß eine große Menge Menſchen in Rom, in Italien und andern Provinzen umkam. Als Marc Aurel endlich in Aquileja anlangte, hatten ſchon manche germaniſchen Stämme ſich zurückgezogen, andere ſchickten ſogar Geſandte. Gleichwohl zog er über die Alpen, blieb drei Jahre in Carnuntum in Pannonien und that alles um Italien und die Grenzprovinzen zu ſichern. Als ein geheimnißvolles Mittel die Germanen zu ſchrecken und zu beſiegen, hatten Wahrſager ihm empfohlen, zwei Löwen über die Donau ſchwimmen zu laſſen. Er that es, als ſie aber am andern Ufer ans Land ſtiegen, wurden ſie von den Germanen für große Hunde oder Wölfe gehalten und mit Keulen todtgeſchlagen. Nach Rom zurückgekehrt, hielt er mit ſeinem Sohne Commodus einen großen Triumph. Ehe jedoch ein Jahr ver-

floſſen war, zog er abermals nach Pannonien. Weil aber ſchon durch den erſten Feldzug der Staatsſchatz erſchöpft war, ließ er das kaiſerliche Prachtgeräthe verſteigern, was zwei Monate dauerte und außerordentlich viel Geld einbrachte. Später nach dem Siege konnte man den Käufern ihr Geld wieder zurückgeben, wenn ſie das Erkaufte dafür zurückzugeben Luſt hatten. Da die Wehrkraft des Volkes ſchon lange geſunken, die Legionen durch Hunger und Peſt geſchwächt waren, ſo mußte Marc Aurel, Sclaven, Gladiatoren, ſogar Räuber aus Dalmatien bewaffnen, um das Heer vollzählig zu machen, auch nahm er germaniſche Hülfstruppen in römiſchen Sold. Mit ſolchen Verſtärkungen bezwang er, aber erſt nach hartem Kampf, die Markomannen und Jazygen. Die letztern wurden in einer Schlacht beſiegt, welche die Römer auf der zugefrorenen Donau lieferten, und gaben dann im darauffolgenden Frieden, zum Beweis dieſes furchtbaren Kriegs, die oben genannte große Zahl von Gefangenen zurück. Als der Kaiſer ſich hierauf gegen die Quaden wandte, wußten ihn dieſe durch verſtellte Flucht tief in das Innere des unangebauten, waſſerarmen Landes zu locken. Hier droht das römiſche Heer zu verſchmachten oder den ringsum lauernden Quaden ſchmählich zu erliegen, als plötzlich ein heftiges Gewitter losbrach und die von glühendem Durſt Gepeinigten mit Regen erfriſchte, die Quaden aber durch Donner und Blitz in Schrecken ſetzte. Dieſe wunderbare Errettung ſchreibt eine chriſtliche Legende der zwölften Legion, *legio fulminata*, zu, die theilweiſe aus Chriſten beſtand und durch ihr Gebet den Kaiſer und das Heer von einem elenden Tode errettet habe. Andere beſtreiten dieſe Angabe dadurch, daß die genannte Legion ſeit Auguſtus Aſien nicht verlaſſen, alſo auch gegen die Germanen an der Donau nicht gekämpft habe. Die Quaden wurden endlich zum Frieden gezwungen, den Markomannen die Hälfte des Grenzlandes überlaſſen und ein ähnlicher Vertrag auch mit den Jazygen geſchloſſen. 176 n. Chr. Alsbald nach geſchloſſenem Frieden, zu deſſen Andenken Marc Aurel eine Münze prägen ließ, mit der Inſchrift: „Ewiger Friede", wurden von ihm der ganzen Donau entlang alle zerſtörten Feſtungen wiederhergeſtellt, neue angelegt und durch ein ungeheures Heer, in das er beſonders zahlreiche germaniſche Hülfstruppen aufnahm, ängſtlich bewacht. Wenn Dio Caſſius wahr berichtet, ſo hatten aber einzelne Stämme ſolch läſtige Bedingungen eingegangen, daß der Friede nicht lange währen konnte. Burier und Markomannen ſollen ſich nämlich verpflichtet haben, den Römern nicht nur Hülfstruppen zu ſtellen und einen Theil der Waffen auszuliefern, ſondern ſogar Volksverſammlung monatlich nur einmal zu halten, und dieſe dann in Gegenwart eines dazu abgeſandten Römers. Es liegen Andeutungen vor, daß mehr als dieſes die Germanen von dem ungeheuren Heere an den Grenzmauern beläſtigt und äußerſt bedrängt wurden. Eine Empörung in Syrien zwang Marc Aurel nach Aſien aufzubrechen. Da erhoben ſich die Germanen nach etwa drei Jahren auf's Neue. Der Kaiſer zog zum dritten Male nach Pannonien und erfocht 179 n. Chr. bei Car-

nuntum über die Markomannen und die mit ihnen verbündeten Stämme, einen Sieg. Aber das Ende des Krieges sollte er nicht erleben. Er starb im folgenden Jahre zu Vindobona, nach Andern zu Sirmium, wahrscheinlich an Gift, welches ihm die Aerzte nach dem Willen seines Sohnes Commodus reichten. Dieser war sein Nachfolger, dem Vater aber so unähnlich, von so gemeiner Natur, daß er die Vermuthung zu rechtfertigen schien, als sei er im Ehebruch seiner Mutter mit einem Gladiator erzeugt. Nach den Genüssen und Ausschweifungen der Hauptstadt lüstern und von Menschen gleicher Gesinnung umgeben, beeilte er sich mit den Germanen Frieden zu schließen, mußte aber, weil er ihn durch Waffen erwerben weder konnte noch wollte, dafür schwere Geldsummen erlegen und damit alle Vortheile aufopfern, die sein Vater mit Aufbietung der besten und letzten Kräfte Roms errungen hatte. In Rom ergab er sich, um auch das Ende des Vatermörders anzuführen, ungescheut allen Lüsten, übte gegen die Edelsten und Besten Uebermuth und Grausamkeit, setzte seinen Stolz darein, als Bogenschütze und selbst als Fechter sich öffentlich zu zeigen, bis seine Beischläferin, um sich und andern das Leben zu retten, ihm zuerst Gift reichen und ihn sodann durch einen Gladiator erdrosseln ließ. 192 n. Chr. Sein Nachfolger Helvius Pertinax wurde gerade wegen seiner Tüchtigkeit schon nach drei Monaten von der zügellosen Leibwache ermordet und von dieser das kaiserliche Diadem auf den Wällen ihres Lagers an den Meistbietenden verkauft. Es gab einen alten reichen Senator, Didius Julianus, der es um eine große Summe als Geschenk an die Pratorianer zu kaufen wagte. Dieß Beispiel war zu lockend für die Legionen in den Provinzen. Plötzlich gab es vier Kaiser: Sieger blieb Septimius Severus, den die Legionen, die in Pannonien gegen die Germanen standen, ausgerufen hatten. Julianus, der mit einem unermeßlichen Schatze eine Regierung von 66 Tagen erkauft hatte, wurde von den Prätorianern verlassen, vom Senat verurtheilt und im Palast enthauptet, die zwei andern erlagen auf dem Schlachtfelde. Mit dem Jahre 211 folgte dem Septimius Severus sein unwürdiger Sohn Caracalla, den wir im folgenden im Kampfe mit den Germanen finden.

Kapitel 2.

Die Alemannen.

1) Diejenigen von den germanischen Stämmen, welche nach dem Markomannenkriege die Römer zuerst wieder angriffen und zwar in ihren Besitzungen am obern Rhein und an der obern Donau und am Ende daraus vertrieben, waren die Alemannen. Sie gehörten zu den alten Sueven und ihre Nachkommen heißen Schwaben. Ueber Entstehung und Bedeutung

ihres Namens gab es schon bei den Alten verschiedene Meinungen. Nach den Einen waren die Alemannen ein Bund, gemischt aus allerlei Volk, was auch ihr Name besage; Andere hielten sie für Gallier, welche sich in Oberdeutschland festsetzten, auf reichen schönen Almanden ihre Heerden weideten und den Römern Zehnten als Grundzins bezahlten, und wieder Andern war der Name eine stolze Benennung, welche sich ein kriegerisches Volk beim Einfall in römisches Gebiet nach langem Frieden beilegte, indem Alle sich als Männer beweisen wollten. Das Wahrscheinliche, womit sich auch die Meinung der Alten vereinigen läßt, ist, daß der Name einen Bund aller Wehrmänner, zunächst der suevischen, bedeutet, im Gegensatz zu früherem Herkommen, wornach jeder Gau jährlich 1000 Krieger in's Feld stellte, während die Uebrigen zu Hause blieben, und das in der Absicht, alle Römer und Gallier vom germanischen Boden zu vertreiben. Bekannt ist, daß jetzt noch die Franzosen alle Deutschen *Allemands* heißen. Als einzelne Stämme von ihnen werden genannt die kriegerischen Lentienser, im heutigen Lenzgau, nördlich vom Bodensee, die Cenni und Bucinobanten nördlich von dem Main und die Juthunger. Die Alemannen waren den Römern furchtbare und unermüdliche Feinde, die auch nach den schwersten Niederlagen immer mit neuen unerschöpflichen Kräften gegen sie im Felde standen und im fünften Jahrhundert das heutige Schwaben, die jetzige deutsche Schweiz und das Elsaß sich erkämpft hatten.

Der erste Zusammenstoß mit den Römern geschah unter Caracalla. Dieser Kaiser, beschuldigt an dem Tode seines Vaters Theil zu haben, hatte seinen Bruder Geta in den Armen der Mutter ermordet, und darnach etwa zwanzig tausend als dessen Diener und Anhänger niederhauen lassen. Auch Papinian, der Rechtsgelehrte und Freund seines Vaters, mußte sterben, weil er jene gräßliche That zu rechtfertigen sich geweigert hatte mit den Worten: „Es ist leichter einen Brudermord zu begehen, als ihn zu vertheidigen". Da erwachte plötzlich das Gewissen in dem Tyrannen, er verließ Rom und zog um das Jahr 213 nach Gallien gegen die Alemannen. Als hätte ihn Wahnsinn ergriffen, kleidete er sich wie die, welche er bekämpfen wollte, ließ sein Haar röthlich färben, oft aber auch die Gefangenen hohnlachend zusammenhauen. Nach einem unrühmlichen Kriege legte er sich gleichwohl wie als Sieger den Namen Alemannicus bei, brach plötzlich nach Dakien auf und kämpfte dort mit den Sarmaten und Gothen. Aber auch hier überließ er die Provinz ihrem Schicksal und zog nach Asien, um nicht mehr wiederzukehren; er wurde ermordet. Als einer seiner Nachfolger, Alexander Severus, gegen die Parther im Felde stand, brachen die Alemannen wiederholt in das Zehntland und verbreiteten solchen Schrecken, daß der Kaiser zurückkehren mußte, von den Soldaten aber, die er zu strenger Disciplin zurückführen wollte, noch vor Eröffnung des Feldzugs erschlagen wurde. Da schwang sich Maximin, ein Germane, auf den kaiserlichen Thron. Er brachte schweres Unglück über sein

Vaterland, ſollte aber zuletzt dem Lohn eines Verräthers an ſeinem Volke nicht entgehen. Sein Vater war ein gemeiner Gothe, ſeine Mutter aus dem Stamme der Alanen. Schon in ſeiner Jugend von erſtaunlicher Größe und Stärke wußte er die Blicke des Kaiſers Septimius Severus auf ſich zu lenken. Auf der Rückkehr von einem Zuge in den Orient feierte dieſer nämlich das Geburtsfeſt ſeines Sohnes Geta durch militäriſche Spiele, als Maximin, der unter den Zuſchauern war, dringend bat am Ringkampfe Theil nehmen zu dürfen. Als ihm dieſes gewährt wurde, warf er ſechszehn, die es mit ihm aufnehmen wollten, nacheinander zu Boden. Unter die Soldaten aufgenommen, hielt er des andern Tages mit dem Kaiſer, während eines langen und ſchnellen Rittes, ohne alle Ermüdung zu Fuß gleichen Schritt und warf dazu aufgefordert noch drei der ſtärkſten Soldaten im Ringkampfe zur Erde. Er maß über acht Fuß, konnte in einem Tage achtundzwanzig Quart Wein trinken und dreißig bis vierzig Pfund Fleiſch eſſen. Es war ihm leicht, einen geladenen Wagen aufzuheben, den Fuß eines Pferdes mit der Fauſt zu zerbrechen, Steine in der Hand zu zerbröckeln und kleine Bäume zu entwurzeln. Der Kaiſer ſchenkte ihm als Preis ſeiner ſeltenen Kraft und Behendigkeit ein goldenes Halsband und nahm ihn unter die Leibwache zu Pferd, welche ſtets die Perſon des Kaiſers zu begleiten hatte. Nach dem Tode des Kaiſers kehrte Maximin in ſein Vaterland zurück und lebte auf ſeinen Gütern. Wenn Dankbarkeit ihn abhielt, unter dem Mörder Caracallas zu dienen, ſo hatte er Gelegenheit, die weibiſch beſchimpfenden Anträge des wollüſtigen Kaiſers Heliogabalus unwillig zu verwerfen. Nach der Erhebung Alexanders kehrte er an den Hof zurück und erhielt eine Legion, die bald durch Tapferkeit und Disciplin die beſte im Heere war. Zur allgemeinen Freude der Soldaten, die ihm den Namen Ajax und Herkules beilegten, wurde er allmählig der erſte Befehlshaber des ganzen Heeres; ja der Kaiſer hätte ſogar ſeine eigene Schweſter dem Sohne Maximins zur Gattin gegeben, wäre nicht die barbariſche Abſtammung ein Hinderniß geweſen. Aber alle Ehren und Gunſtbezeugungen entflammten nur heftigeres Verlangen, ſtatt ſeine Treue zu befeſtigen. Das Heer war ſchon lange unzufrieden über die unerbittliche Strenge des Kaiſers und nannte ihn einen weichlichen Syrer, einen furchtſamen Sclaven ſeiner Mutter und des Senats. Die Römer beſchuldigten ſpäter Maximin, er habe nicht nur von dieſer drohenden Unzufriedenheit des Heeres gewußt, ſondern ſie ſogar gefliſſentlich genährt. So brach die Empörung aus. Alexander hatte ohne alle Ahnung ein frugales Mal im Angeſicht der Soldaten eingenommen und ſich dann zurückgezogen, als um die ſiebente Stunde des Tags ein Theil der Leibwache in das kaiſerliche Zelt eindrang und ihn mit vielen Wunden ermordete. Maximin aber wurde zum Kaiſer ausgerufen. Dieſer ernannte ſeinen Sohn Maximus zum Cäſar, den ſchönſten Mann ſeiner Zeit, ähnlich dem Vater an Größe, ihm aber überlegen an Bildung und milder Geſinnung. Der Senat beſtätigte die Wahl

des Heeres, zitterte aber bald mit ganz Rom vor den Thaten und dem Willen des neuen Kaisers. Aber was für uns das Wichtigste ist, er führte den Krieg gegen sein Vaterland mit wahrer Wuth und unerhörter Grausamkeit. In dem Heere dienten Mauren aus Afrika und Parther aus Asien. Er verheerte Germanien weit und breit mit Feuer und Schwert und erhielt nebst seinem Sohne vom Senat zum Dank für die Verdienste um die römische Welt die Beinamen Germanicus und für andere Siege und Feldzüge Sarmaticus und Dacicus. Er selbst rühmte sich durch seine Feldzüge in Germanien mehr gethan zu haben, als irgend einer der Alten. In einer Schlacht, man vermuthet bei Oehringen in Württemberg, *arae flaviae*, blieb er beinahe mit seinem Pferde in einem Sumpf stecken und konnte nur mit Mühe gerettet werden. Er hatte die Absicht, die Grenzen des Reichs bis an das Eismeer auszudehnen. Aber all dieß konnte ihm die Liebe der Römer nicht gewinnen. Er war ihnen ein Barbar, der zuerst Furcht, bald aber durch seine Habsucht und unerhörte Grausamkeit Abscheu erregte und öffentlich verflucht wurde. Wenn mit Alexander dessen Mutter Mammäa und treuesten Freunde fielen, so konnte dieß aus Vorsicht vor Rache geschehen sein. Daß aber die Zahl der Opfer mit jedem Tage wuchs, und daß darunter die angesehensten und reichsten Männer des römischen Reichs waren, das deutete auf andere Ursachen. Ihn drückte und reizte vor allem die Furcht vor Verachtung. So erschienen dem gänzlich Ungebildeten Kenntnisse und seine Bildung als Anklage und Verbrechen, wie es ihm auch lästig war, daß noch Viele lebten, die ihn einst in Schafpelz gekleidet vor dem Kaiser ringen gesehen, und wie er allmählig von einer Stufe zur andern emporgestiegen. Er war einer jener beschränkten Emporkömmlinge, die, statt mit Stolz sich ihrer niedern Abkunft und ihrer eigenen Kraft zu rühmen, jener sich schämen und die Erinnerung davon vernichten wollen. So wurden unter ihm hohe Geburt und erworbenes Verdienst Ursache des Todes. Zwei Verschwörungen aber, des Magnus und Titus Quartinus, wurden im Blute von Tausenden erstickt. Es bedurfte weder der Zeugen noch eines Gerichtes, es genügte angeklagt zu werden, verdächtig zu sein, besonders noch Provinzen verwaltet, Heere befehligt zu haben. Einziehung des Vermögens, Verbannung, einfacher Tod waren noch Beweise seiner Milde; nicht wenige der Unglücklichen wurden, in die Häute geschlachteter Thiere eingenäht, wilden Bestien vorgeworfen, andere mit Keulen todtgeschlagen. Wir müßten an der Wahrheit der römischen Berichte zweifeln und sie einer unreinen Quelle zuschreiben, wenn wir nicht an der furchtbaren Verwüstung seines Vaterlandes, und wie er sich dessen noch rühmen konnte, einen nachhaltigen Beweis hätten. Nur die Sanftmuth seiner Gemahlin Paulina vermochte ihn bisweilen für Milde und Menschlichkeit zu stimmen. Weil aber der Verdacht sich selbst verzehrt und immer wieder neu aus sich selbst gebiert, so hatten Angeber und Spione ununterbrochene Arbeit und Verdienst. Bis jetzt hatte die Masse des Volkes gleichgültig, viel-

leicht mit geheimer Freude, den Sturz manches Vornehmen mit angesehen, aber seine Verblendung sollte ihm Fluch und Abscheu des ganzen Volkes, aller Classen zuziehen. Sei es, daß seine Habsucht so unersättlich war, wie sein Blutdurst, oder daß die Gier seiner Soldaten nicht gesättigt werden konnte, es erging ein kaiserliches Edikt, die Reichthümer der Tempel zum Vortheile des kaiserlichen Schatzes einzuziehen, so daß ihre werthvollsten Gold- und Silbergeräthe eingeschmolzen und die Standbilder der Götter gemünzt werden sollten. Das reichte hin, ihm Alles zu entfremden und jeder Anklage Grundlage zu geben. Auf eine Empörung in Afrika gegen ihn, in der zwei Gegenkaiser sich erhoben, erklärte ihn der Senat für einen Feind des Vaterlandes und ließ der Rache gegen seine Freunde und Anhänger freien Lauf. Zugleich wurden zwanzig Senatoren in verschiedene Gegenden Italiens abgeschickt, mit der Vollmacht, Alles zu den Waffen zu rufen und die Häfen und Heerstraßen gegen einen Einfall Maximins zu befestigen. Diese Nachrichten erfüllten ihn mit der Wuth eines wilden Thieres, so daß er Alles in seiner Nähe mit dem Tode bedrohte. Er schwur an Rom blutige Rache zu nehmen. Da aber das Heer gerade keine große Begeisterung zeigte, mußte er auch noch die Beschämung hinnehmen, daß der Senat die von ihm angebotene Verzeihung zurückwies und auf die Nachricht des Todes der Gegenkaiser sogleich zwei Senatoren zu dieser Würde erhob. Also sollten die Waffen entscheiden. Maximin zog mit seinen Legionen von Pannonien aus gegen Italien. Als sie am Fuße der julischen Alpen anlangten, fanden sie zu ihrem Staunen die Dörfer und Städte verlassen, die Brücken abgebrochen, das Vieh weggetrieben und die Lebensmittel fortgeschafft oder vernichtet. Erst bei Aquileja stieß man auf den ersten Widerstand. Als sollte Alles die ihm drohende Zukunft verkünden, waren die Flüsse über die Ufer getreten und wehrten ihm schnelles Vorrücken. Nachdem er auf einer aus großen Fässern gefertigten Brücke das Heer über den Timavus geführt, und Aquileja ihm die Thore verschlossen, begann er mit Eifer die Belagerung, vernichtete die Weinberge in der Nähe und zerstörte die Vorstädte, um Material zur Errichtung von Thürmen und Maschinen zu gewinnen. In Aquileja befehligten zwei Senatoren: sie vermochten leicht, unter Hinweis auf die Unversöhnlichkeit Maximins, den Einwohnern den Muth der Verzweiflung einzuflößen. So wurden wiederholte Stürme abgeschlagen und seine Maschinen durch Feuer zerstört. Statt sein Heer auf jede Weise zu ermuntern, ließ er, als läge die Schuld anderswo, erbittert über die erlittenen Verluste, mehrere Centurionen hinrichten. Das beschleunigte sein Ende. Das Heer, durch die rauhe Jahreszeit, durch Hungersnoth und ansteckende Krankheit, schon mißvergnügt und halb der Verzweiflung nahe, sah in solchen Strafen nur muthwillige unzeitige Grausamkeit. Statt Furcht erfüllte es Haß und Rache. Da brach die Empörung aus. Maximin wurde mit seinem Sohne des Nachts im Schlafe in seinem Zelte überfallen und niedergehauen, und mit ihm alle seine Anhänger

und Werkzeuge seiner Grausamkeit. 238 n. Chr. Die Köpfe der Ermordeten wurden unter großem Jubel nach Rom gebracht und dem Volke gezeigt. Mitleid fand nur das Schicksal des jungen Maximin, an dessen Haupt, auf einen Speer gesteckt, die Züge viel bewunderter Schönheit auch im Tode nicht erlöschen wollten. Einer der schönsten Männer damaliger Zeit und von den vornehmsten Römerinnen eifrig verlangt, trug er gewöhnlich einen goldenen Panzer, den Helm mit Edelsteinen geschmückt und war mit Junia Fadilla, einer Römerin aus edler Familie, verlobt. Der Vater war etwa fünfundfünfzig, der Sohn einundzwanzig Jahre alt, als sie ermordet wurden.

2) Was die Römer an Land und Leuten unter Maximin in Germanien Arges verübt, das wurde von den Alemannen in der nun folgenden Zeit auf eine eben so furchtbare Weise vergolten. Sie konnten es um so mehr, als im römischen Reich mit den von allen Seiten wachsenden Gefahren Verwirrung und Rathlosigkeit den höchsten Grad erreichten. Das römische Gemeinwesen glich einem reichen, wohlausgerüsteten Schiffe, das, von wüthender Brandung erfaßt, Wasser und Wellen zu verschlingen drohen, auf dem aber gerade in der Zeit der höchsten Gefahr die, welche das Schiff trug, noch wüthender einander anfielen und kaum so lange von ihrer blinden Wuth abließen, als nöthig war, ihr gemeinsames Haus mit schweren Verlusten an allen Theilen den Elementen zu entreißen. Hatte einst Augustus in weit glücklichern Tagen nach einer einzigen Niederlage für Rom und Italien gefürchtet, so galt es jetzt gegen beinahe unzählbare Schaaren die ganze Linie des Rheins und der Donau zu vertheidigen, vom Orient gar nicht zu reden. Und dabei fehlte meist die Einheit des Angriffs und der Vertheidigung. Denn war die kaiserliche Würde bisher schon so oft mit ungerechter Gewalt errungen, mit blutiger Grausamkeit behauptet worden, um sie eben so entsetzlich wieder zu verlieren, so kam jetzt eine Zeit, in der nicht Einer, sondern Mehrere zugleich die kaiserlichen Insignien sich zu erringen und zu entwinden suchten, rücksichtslos was das Allgemeine dabei verlor und darunter litt. Die Alemannen waren mit diesen Zuständen eines Körpers ohne Haupt zu gut bekannt, als daß sie die Zeit nicht nützen sollten, die bloßgelegten Seiten bis zum Tod zu verwunden. So finden wir sie zu derselben Zeit, als die Gothen an anderer Seite ihre schweren Angriffe begonnen hatten, in Gallien Alles mit Feuer und Schwert verheerend. Damals regierte Gallienus, der mit Pipa, der Tochter eines Königs der Markomannen, vermählt war. Die damit verbundene Nachricht, daß er dem Vater als Preis des Bündnisses eine große Niederlassung in Pannonien gewährt habe, läßt vermuthen, daß ganz besondere Waffen angewendet wurden, durch die Gallienus Italien vor der Wuth der Germanen schützen wollte, was aber den Römern so wenig gefiel, daß man von ihm sagte, er kümmere sich um den Verlust einer Provinz nicht mehr, als um einen alten Rock. Nach seinem Tode

und während innerer Verwirrung waren die Alemannen über die Alpen bis an den Gardasee vorgedrungen, wo sie von Claudius, seinem Nachfolger, aufgehalten und zurückgedrängt wurden. Dessenungeachtet standen sie im Jahre 270 wieder mit 80,000 Mann zu Fuß und 40,000 Reitern im Felde und plünderten Rhätien und Vindelicien so, daß es aller Kraft und Tapferkeit eines Kaisers Aurelian bedurfte, um ernstliche Gefahren von den an Italien grenzenden Provinzen und von diesem selbst abzuwenden. Sie waren in Italien eingedrungen, und es kostete drei Schlachten, um ihre Macht zu brechen und die größte Gefahr von Rom abzuwehren. In der ersten, in der Nähe von Placentia, war die Niederlage der Römer so groß, daß man nach den Worten eines Schriftstellers damaliger Zeit geradezu die Auflösung des Reiches besorgte. Die Alemannen hatten nämlich in der Abenddämmerung die von einem langen Marsch ermüdeten Legionen plötzlich überfallen und ein furchtbares Gemetzel angerichtet. Nur die Festigkeit eines Aurelian vermochte die drohenden Folgen dieses Schlags abzuhalten, auch in einer zweiten Schlacht bei Fano in Umbrien die Ehre der römischen Waffen wiederherzustellen und die Macht der Alemannen zurückzuwerfen. Die fliehenden Reste vernichtete er endlich in einer dritten Schlacht bei Pavia. Aber kaum war er todt, so fielen sie in Gallien ein und eroberten eine ganze Reihe reicher, blühender Städte. 275. Da kam Kaiser Probus und suchte das erstemal wieder seit Maximin die Germanen in ihrem eigenen Lande, die Alemannen zwischen dem Neckar und der Alp. Als er fand, daß der Pfahlgraben, das Werk Hadrians, arg in Verfall gerathen oder in seiner ursprünglichen Anlage ungeeignet war, mußten die Legionen die Riesenarbeit von Neuem beginnen, aber, statt mit Pfahl und Holz zu bauen, Mauern und Thürme errichten. Viel wichtiger war, daß er zahlreiche Germanenhaufen in das römische Heer aufnahm, sie aber wohlweislich durch alle Provinzen zerstreute oder je fünfzig bis sechzig einer Legion einverleibte. Seinem unermüdlichen Eifer verdankt manche Gegend Galliens und Pannoniens, auch die Hügel des Rheins, die Anpflanzung auserlesener Bäume und Reben. Aber diese ununterbrochenen Arbeiten durch Wald und Sumpf, über Berg und Thal erfüllten die Soldaten mit Wuth, und als sie auch noch von einer Rede des Kaisers hörten, daß die Herstellung des allgemeinen Friedens ihn bald in den Stand setzen werde, Legionen und Lohntruppen zu entlassen, brach offene Empörung aus. Eben während der heißesten Sommertage mit der Trockenlegung der Sümpfe bei Sirmium beschäftigt, warfen sie plötzlich ihre Werkzeuge weg, erstürmten mit den Waffen den Thurm, von wo aus er das Fortschreiten des Werks überblicken konnte, und ermordeten ihn mit unzähligen Wunden, um bald in bitterer Reue dem Andenken seiner Tugenden und Siege ein ehrenvolles Denkmal zu errichten. 282. Nach seinem Tode drangen die Alemannen wieder über die Grenzen. Alles Land diesseits des Rheins und westlich der Iller

bleibt von jetzt an ununterbrochen in ihrem Besitz; von hier aus machten sie auch beinahe ohne Aufhören ihre verheerenden Einfälle in Gallien.

Was die Römer unter den Händen solch unermüdlicher Feinde zu dulden hatten, das läßt sich, auch bei den spärlichen und abgerissenen Nachrichten über jene Zeit, wohl begreifen. Und doch war das nicht Alles. Die weit gedehnte Grenze von den Quellen des Rheins und der Donau nach Nord und Ost bis an die Ufer des Meeres war Ein Feldlager, satt mit Brand und Blut getränkt, bald schwach besetzt, bald wegen anderer Gefahren ganz entblößt, noch öfters auch mit der größten Tapferkeit nicht zu halten. Ein Mann war nicht mehr im Stande, so vielen Feinden zumal zu widerstehen und die Last der Regierung des tief erschütterten Reiches zu tragen. Dioeletian ernannte deßwegen Maximian zu seinem Mitkaiser; da auch diese Theilung nicht zu genügen schien, ernannten sie noch zwei Cäsaren oder Unterkaiser, Constantius Chlorus und Galerius. Constantius erhielt Spanien und alles Land über den Alpen zur Vertheidigung, Maximian Afrika und Italien, Galerius ganz Illyricum bis an den Pontus, Dioeletian die übrigen Theile des Reiches. Von diesen sollte sogleich Constantius die Schwere seiner Aufgabe empfinden, besonders gegen die Alemannen, die ohne Unterbrechung plündernd und verwüstend in Gallien einfielen. Er vergalt Gleiches mit Gleichem, durchzog 298 alles Land zwischen Rhein und Donau unter furchtbaren Verwüstungen und erfocht bei Vindonissa, Windisch in der Schweiz, und am Bodensee bedeutende Siege. Als er aber seinen Feind etwas unterschätzend in das Land mit schwacher Begleitung sich hinauswagte, sah er sich plötzlich eingeschlossen und vermochte sich nur nach tapferer Gegenwehr, verwundet nach Lingonä, Langres, durchzuschlagen. Hier angekommen fand er die Thore verschlossen, und da die Römer in allgemeiner Bestürzung vor den nachfolgenden Alemannen sich weigerten, die verrammelten Eingänge zu öffnen, mußte er an einem Seile an der Mauer der Stadt hinaufgezogen werden. Auf die Nachricht der großen Gefahr ihres Feldherrn eilten die Römer von allen Seiten herbei, so daß Constantius angreifen und die Alemannen mit einem Verlust von 6000 Mann zurückwerfen konnte. Da brachen unter den Germanen selbst zum lauten Jubel ihrer Feinde blutige Kriege aus. Den mächtigen Andrang der Gothen und Vandalen wehrten Thüringer, Burgunder und Alemannen mit den Waffen ab. Wie weit dabei römischer Einfluß mitwirkte, um den gemeinsamen Feind zu beschäftigen und abzulenken, ist uns unbekannt. Jedenfalls sollte die Freude über das Blutvergießen unter den verhaßten Völkerschaften nicht lange dauern, denn bei einem Einfall der Alemannen in Helvetien legten sie die prachtvollen römischen Colonien Vindonissa und Aventicum in Asche und Trümmer. Alemannen dienten aber auch im römischen Heere, und als Constantius, dem Tode nahe, seinen ältesten Sohn Constantinus zu seinem Nachfolger erklärte, und es besonders noch auf die Stimmung des Heeres ankam, so

war dieſe ſchon deutlich und entſchieden, nachdem die alemanniſchen Hülfstruppen unter ihrem Herzog Crocus ſich für Conſtantin erklärt hatten. Und wie einſt Cäſar in der Schlacht bei Pharſalus durch die Tapferkeit der germaniſchen Cohorten ſich die Weltherrſchaft erkämpft, ſo mußten es wiederum Germanen ſein, welche Conſtantin in ſeinem Kampfe mit Marentius an der mylviſchen Brücke über die Tiber die erſten Stufen zur Alleinherrſchaft erringen halfen. Wie grauſam er aber gegen einen andern germaniſchen Stamm verfuhr, werden wir ſpäter ſehen. Er ſollte dafür ſchwere Kämpfe zu beſtehen haben und konnte der erbitterten Franken nur dadurch Herr werden, daß er nach altrömiſcher Politik die Alemannen zum Beiſtande zu gewinnen wußte. Um ſo eifriger fielen von dieſen die Lentinenſer, Bewohner des heutigen Linzgau, in die Grenzprovinzen und ſchlugen den gegen ſie ausgeſchickten römiſchen Feldherrn Arbetio in der Nähe des Bodenſees. 355. Dieß geſchah unter Conſtantius, dem Sohne Conſtantins. Es ſollten aber noch ſchwere Kämpfe erfolgen, als dieſer ſeinen Vetter Julian, der Abtrünnige genannt, nach Gallien beſonders gegen die Alemannen ſchickte.

3) Als Julian nach Gallien kam, fand er fünf und vierzig blühende Städte, unter ihnen Cöln, Trier, Worms, Speier, Straßburg, geplündert und größtentheils eingeäſchert. Sein Eifer, den am meiſt bedrohten Punkten ſchnelle Hilfe zu bringen und den Feind ſelbſt aufzuſuchen, ſollte ſogleich abgekühlt werden. Er war von Rheims aufgebrochen, mit dem Entſchluſſe einen Angriff auf die Alemannen bei Metz zu machen. Während er dieſe aber vor ſich glaubte, hatten ſie ihn mit Hilfe beſſerer Ortskenntniß bei feuchtem trübem Wetter umgangen und ſich mit ſolcher Wuth auf ſeine Nachhut geworfen, daß zwei Legionen beinahe aufgerieben waren, ehe er zur Hülfe herbeieilen konnte. Sein nächſtes Beſtreben war, die verwüſteten Städte, vor allem Köln, wieder aufzubauen und die alten Feſtungswerke wiederherzuſtellen, aber was einſt einem Druſus und Germanicus gelang, mit Aufbietung eines großen Theils der römiſchen Macht, das konnte bei gänzlich veränderten Verhältniſſen kaum zur Hälfte vollendet werden. Kaum hatte Julian in Sennones die Winterquartiere bezogen, um ſich und ſeinen Soldaten Ruhe zu gönnen, als er ſich plötzlich von den Alemannen eingeſchloſſen ſah und nur mit den äußerſten Anſtrengungen bei Tag und Nacht gegen die wiederholten Anfälle die Stadt zu halten vermochte. Die Römer wußten die Gefahr nicht beſſer zu bezeichnen, als daß ſie das Feuer der Germanen mit der Wuth wilder Thiere verglichen, welche, durch Nachläßigkeit ihrer Wärter nun einmal an's Rauben gewöhnt, ſelbſt dann nicht mehr davon ablaſſen, wenn man ihnen ſtatt dieſer ſtärkere gibt, ſondern vom Hunger wild gemacht, ohne Rückſicht auf ihr eigenes Leben Heerden von großem wie von kleinem Vieh anfallen. Für den Frühling war der Plan gefaßt, durch einen Doppelangriff und zwar durch Julian von Rheims aus und durch ſeinen Unterfeldherrn von Baſel her die Alemannen wie mit einer

Zange zu faſſen und zu erdrücken. Aber noch waren die Vorbereitungen nicht vollendet, als ſie mitten durchbrachen und plündernd bis Lyon vordrangen. Es wollte wenig ſagen, daß Julian einen Theil ihrer Schaaren noch auffangen konnte. Während er mit aller Eile die Befeſtigungswerke von Tres tabernä, Elſaß Zabern, wiederherſtellte, um den fortgeſetzten Einfällen der Germanen von dieſer Seite Einhalt zu thun, überfielen die Alemannen den Barbatio, der in einem abgeſonderten Lager ſtand, mit ſolcher Schnelligkeit, daß die Nachricht von ihrer Ankunft und ihr Angriff eins war, ſchlugen die Römer in die Flucht und verfolgten die Fliehenden bis nach Baſel, worauf ſie bereichert mit dem größten Theil des Gepäcks und der Zugthiere in ihre Heimath zurückkehrten. Jetzt wandte ſich die ganze alemanniſche Macht gegen Julian. An ihrer Spitze ſtanden Chnodomar und Weſtralp, dann Urius und Urſicinus, Suomar, Hortar und Serapio, eigentlich Agenarich genannt, dem aber ſein Vater Mederich, lange als Geißel in Gallien zurückgehalten und für die ägyptiſchen Myſterien gewonnen, von Serapis den Namen Serapio gegeben hatte. Gundomad, einer der alemanniſchen Herzoge, der nicht mitziehen wollte, wurde umgebracht, worauf Vadomar, der anfangs neutral zu bleiben ſuchte, ſich mit ſeinen Mannen anſchloß. Das Heer brauchte drei Tage und drei Nächte, um über den Rhein zu ſetzen, und zählte 37,000 der tapferſten Männer aus verſchiedenen Stämmen. Als ſie ſich bei Straßburg geſammelt hatten, ſchickten ſie Boten an Julian und befahlen ihm, die durch ihr Schwert und ihre Tapferkeit errungenen Länder zu räumen. Er behielt die Boten zurück und rückte mit großer Vorſicht und in Schlachtordnung heran. An der Spitze der Alemannen, allen ſichtbar, erblickte man Chnodomar auf einem ſchäumenden Roſſe, einen feuerrothen Haarbuſch auf dem Helm, mit einem Wurfſpieß von ungeheurer Länge, ſtrahlend im Glanze ſeiner Waffen. Julian ſetzte ganz beſondere Hoffnung auf ſeine geharniſchte Reiterei, ihr entgegen hatten aber die Alemannen nach germaniſcher Sitte unter die ihrige Fußgänger gemiſcht, welche durch ihre Gewandtheit in Verwunden und Erſtechen der Pferde meiſt ſo große Furcht und Verwirrung unter der römiſchen Reiterei hervorbrachten. Schon war das Zeichen zur Schlacht gegeben, als das alemanniſche Fußvolk die Herzoge und Fürſten durch lauten Zuruf zwang von den Pferden zu ſteigen und zu Fuß zu kämpfen, damit ſo das Schickſal Aller gleich wäre. Gleich beim erſten Angriff wurde die römiſche Reiterei trotz Schild und Harniſch in wilde Flucht geworfen, und beinahe wäre das römiſche Fußvolk von ihr überritten und in Unordnung gebracht worden, wäre dieſes nicht dicht geſchaart unbeweglich wie eine Mauer ſtehen geblieben, ſo daß die Reiter rechts und links auseinander ſtoben. Um ſo erbitterter war der Kampf des Fußvolkes auf beiden Seiten. Ein Haufe der Alemannen war voll kriegeriſchen Feuers tief in die römiſchen Reihen eingedrungen, aber all ihre körperliche Kraft, ihr wilder ungeſtümer Andrang erlag der kalten Ruhe und viel-

erprobten Kriegsübung ihrer Feinde. Nachdem das wilde Feuer hell aufgeflammt, aber nicht im Stande war, die römischen Legionen zu durchbrechen, wandten sich die Heerhaufen nach schwerem Verlust in regellose Flucht. Viele wurden auf der Flucht eingeholt und niedergemacht, Viele ertranken, schon durch Wunden geschwächt, im Rhein, aber nicht Wenige wußten zum Staunen der Römer auf ihren Schilden schwimmend das jenseitige Ufer zu erreichen. Auch Chnodomar hatte sich aus der Schlacht gerettet, gerieth aber auf der Flucht in einen Sumpf und wurde, als er sich daraus gerettet hatte, umzingelt und gefangen. Mit ihm ergaben sich zweihundert seiner Gefolgschaft und drei seiner innigsten Freunde, die alle es für Schmach hielten, sich zu retten und nicht mit ihrem Herzog das nämliche Geschick zu theilen. Chnodomar, nach Rom geschickt, wo ihm auf dem cölischen Hügel Wohnung angewiesen wurde, vermochte den Verlust des Vaterlandes und der Freiheit nicht lange zu ertragen und starb am Heimweh.

Nachdem Julian die schmähliche Flucht seiner Harnischreiter dadurch gestraft, daß er sie in Weiberkleidern dem Gespött des ganzen Lagers Preis gegeben, und alle Todten ohne Unterschied auf dem Schlachtfelde hatte begraben lassen, beschloß er über den Rhein zu gehen. Er wollte bei Mainz eine Brücke schlagen, um die Germanen im eigenen Lande aufzusuchen, allein dem widersetzten sich anfangs die Legionen, ob aus Furcht oder aus einem andern Grunde, wird nicht angegeben. Endlich gelang es ihm doch, sie durch eine feurige Ansprache für das Unternehmen zu gewinnen, und so führte er auf einer bei Mainz geschlagenen Brücke das Heer auf das jenseitige Ufer. Auf kleinen und schnellen Fahrzeugen drangen die Römer in möglichster Eile auch den Main aufwärts und zerstörten Alles, was sie erreichen konnten, mit Feuer und Schwert. Das Land muß wenigstens an den Ufern sorgfältig angebaut und bewohnt gewesen sein. Denn die Römer fanden an Heerden und an Feldfrüchten reiche Landgüter, ebenso mit vieler Sorgfalt und nach römischer Art aufgeführte Gebäude. Sie waren aber auf ihrem mit Feuer und Blut bezeichneten Weg kaum zwei Meilen vorgedrungen, als furchtbar dunkle Wälder, an offenen Stellen Verhaue von Eichen, Eschen und starken Tannenstämmen und in der Ferne Rauch und Feuerzeichen sie zurückschreckten. Julian ließ an der Stelle, wohin er vorgedrungen war, wahrscheinlich zwischen Höchst und Mainz, ein Castell, welches Trajan erbaut hatte, das aber schon längst gänzlich zerstört war, wiederherstellen und verpflichtete die ringsum Wohnenden, welche um Frieden baten, bei einem Eide nach ihrer Landessitte, nichts gegen die Festung zu unternehmen und der Besatzung Lebensmittel zu liefern. Dieß geschah im Jahr 357. Das beugte aber den Muth der Alemannen nicht im Mindesten. Ehe sie sich aber zu einem neuen Feldzug geeinigt hatten, ging Julian zum zweitenmale über den Rhein, und so bedächtig, ja angstvoll der Zug sich vorwärts bewegte, so gelangte er doch allmählig an das Ziel. Die furchtbare Verwüstung des Landes

und der Felder, das erbarmungslose Hinschlachten von Menschen und Vieh zwangen die zwei Herzoge Suomar und Hortar, die in der Schlacht von Straßburg mitgefochten hatten, zur Unterwerfung. Sie mußten vor Allem die vielen römischen Gefangenen zurückgeben, Lebensmittel herbeischaffen und zum Aufbau der zerstörten Städte und Castelle Fuhrwerke und Baumaterialien liefern. 358. Das Alles hatte aber auf die übrigen Alemannen geradezu die entgegengesetzte Wirkung, sie schloßen sich enger zusammen und bedrohten Gallien mit neuen Einfällen. Julian davon unterrichtet, beschloß ihnen zuvorzukommen und zum drittenmale über den Rhein zu gehen. Um aber auch von allen ihren Plänen und Bewegungen vollkommene Kenntniß zu haben, schickte er Hariobaudes, einen überzähligen Tribunen, vorgeblich als Gesandten an den Herzog Hortar, mit dem Befehl in das Grenzgebiet der feindlichen Gaue vorzudringen und bei seiner Bekanntschaft mit der Landessprache genaue Erkundigung über ihre Absichten einzuziehen. Ehe er den Feldzug begann, suchte er, um für alle Fälle gerüstet zu sein und sich den Rücken gedeckt zu haben, die Castelle und Städte wieder in festen Stand zu setzen, vor allen Castra Herculis, Stadt auf der batavischen Insel, beim jetzigen Heussen, Quadriburgum, Tricesima, *Noresium* Neuß, *Bonna* Bonn, *Autumnacum* Andernach und *Bingium* Bingen. Darauf brach er mit der von allen Seiten für den Feldzug zusammengezogenen Armee nach Mainz auf. Im römischen Kriegsrath entstand Zwiespalt darüber, an welcher Stelle die Armee über den Rhein gehen sollte. Der Meinung, über die bei Mainz geschlagene Brücke sogleich auf das jenseitige Ufer überzugehen, widersprach Julian, aus Furcht die Rohheit der Soldaten würde durch Plünderung auch noch die befreundeten Gaue auf die Seite der feindlich gesinnten hinüberdrängen. Die Alemannen hatten auch, auf die Nachricht eines neuen Einfalls der Römer, an den Herzog Suomar das drohende Ansinnen gestellt, ihnen den Uebergang zu erwehren. Auf seine Antwort, daß er allein zum Widerstande zu schwach sei, erschien eine starke Schaar in der Nähe Mainz gegenüber, in der offenen Absicht, jeden Versuch der Römer, über den Fluß zu setzen, mit aller Kraft zu bekämpfen und nöthigenfalls die Brücke zu zertrümmern. Sie folgten allen ihren Bewegungen und hielten auf dem diesseitigen Ufer mit ihnen gleichen Schritt, so daß sie aufbrachen und Halt machten, wie sie das an den Römern sahen. Durch eine Kriegslist Julians wurden sie getäuscht. Er ließ nämlich vierzig leichte Fahrzeuge mit dreihundert leicht bewaffneten Soldaten bemannen und sie in aller Stille selbst mit eingezogenen Rudern den Main aufwärts bringen. Es galt nämlich die bei Herzog Hortar versammelten vornehmen Alemannen zu überfallen. Hortar hatte sie bei sich versammelt, nicht als gelte es einen feindlichen Ueberfall zu besprechen, sondern zu einem fröhlichen Gastmahl, das sich nach alter Sitte bis zur dritten Nachtwache hinauszog. Sie waren schon auf dem Heimweg begriffen, als sie sich von den Römern plötzlich überfallen sahen. Und dennoch wurde einer weder

gefangen noch getödtet. Im Schutze der Nacht und gut beritten konnten sie sich alle retten. Dafür fielen die Soldaten über ihre Begleitung und die Sklaven her, von denen nur wenige sich retteten, die Meisten niedergehauen wurden. Auf die Kunde von diesem plötzlichen Ueberfall, und in der Meinung, daß das ganze römische Herr übergesetzt sei, wurden Weib und Kinder und alle Habe der Alemannen landeinwärts in die Wälder geflüchtet. Jetzt erst drang Julian über den Strom und gelangte bis an die Grenzmarken der Alemannen und Burgunder. Da beide Stämme öfters über die an ihren Grenzen gelegenen Salzquellen in Streit geriethen, so lassen sich nur zwei Punkte denken, wo ihre Grenzen sich berührten, bei Schaffnaburg am Main oder im Hohenloheschen in Württemberg, dort wäre Kissingen an der fränkischen Saale, hier Schwäbisch Hall, es ist wahrscheinlich das Letztere gemeint. Julian schlug an der Stelle ein Lager und brachte es durch furchtbare Verwüstungen dahin, daß die ringsum wohnenden alemannischen Herzoge um Frieden baten. Dieß waren Macrian und sein Bruder Hariobaud, Urius, Ursicinus und Westralp. Er wurde ihnen gewährt, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, alle römischen Gefangenen, die sie auf ihren häufigen Streifzügen gemacht, auszuliefern, — und deren waren es nicht weniger als 20,000. Außer den genannten kam auch Herzog Vadomar, dessen Schicksal uns einiges Licht über die zweideutige römische Politik gibt und Beweise dafür beibringt, daß von ihr wie früher Germanen gegen Germanen gehetzt, diese auch gegen Römer gebraucht wurden, um gewisse Zwecke zu erreichen. Weil nämlich Kaiser Constantius voll Mißtrauen gegen Julian war und ihn fürchtete, so lag ihm daran, denselben immer zu beschäftigen, ihm stets neue Feinde zu erwecken und ihn dadurch in Gallien festzuhalten. Dazu hatte er Vadomar und dessen Bruder Gundomar, die im heutigen Breisgau wohnten, sich ausersehen, als verschwiegene und thätige Vollstrecker seiner geheimen Befehle. Sie wurden von ihm schriftlich aufgefordert, von Zeit zu Zeit die angrenzenden Provinzen zu beunruhigen, damit Julian so Gallien nicht verlassen, noch gefährliche Pläne spinnen könne. Vadomar mit einem solchen Rückhalt an dem Kaiser selbst, ließ sich besonders nach dem Tode seines Bruders dazu nicht umsonst auffordern und scheint die römischen Grenzen schwer heimgesucht zu haben. Er stand auch im Briefwechsel mit dem kaiserlichen Hof, ohne Zweifel, um über die Bewegungen Julians, von denen er die genaueste Kenntniß haben konnte, zuverlässige Mittheilung zu machen. Da ereignete sich aber, daß von den Vorposten Julians einer seiner Briefboten aufgefangen wurde, bei dessen Durchsuchung man einen Brief an den Kaiser fand, in dem unter Anderem geschrieben stand: „Dein Cäsar hat noch nicht die rechte Zucht.“ Das öffnete Julian vollends die Augen und er suchte den Doppelgänger um jeden Preis in seine Gewalt zu bekommen. Sein Geheimschreiber Philagrius wußte den Unvorsichtigen über den Rhein zu locken, bei einem Gastmahl zu

überfallen und an Julian in's Lager zu liefern. Er wurde anfangs nach Spanien geſchickt, ſpäter ſogar Statthalter von Phönike und focht mit gegen die Parther. Bald nach dieſen Vorgängen wurde Julian von ſeinen Soldaten zum Kaiſer ausgerufen, und brach alsbald zuerſt gegen Conſtantius und nach deſſen Tode gegen die Parther in's Morgenland auf. Die Vorſichtsmaßregeln, die er bei ſeinem Wegzuge durch Germanien ſelbſt nahm, und ſeine Unterfeldherrn nehmen ließ, zeigen deutlich, daß ihm namentlich die Alemannen trotz aller ſeiner Siege nicht geringe Beſorgniß einflößten. 361.

4) Nach dem Tode Julians ergoßen ſie ſich auch verheerend und verwüſtend wieder über Gallien und Rhätien. Sie waren zum Theil dadurch erbittert worden, daß die Geſchenke, welche die Römer wie eine Art Tribut ihnen jährlich zu geben pflegten, ſo gering und ſchlecht waren, daß die Geſandten dieſelben als ihrer unwürdig hinwarfen und drohend zu den Ihrigen zurückkehrten. In einem harten Winter des Jahres 367 gingen ſie über den Rhein und erſchlugen den Franken Charietto, der ſich ihnen mit ſeinen kampfluſtigen Streitern entgegenſtellen wollte. Weil ſie aber zu ſorglos wurden und in getrennten Haufen einherzogen, wurde ein Theil von Jovin, dem General der Reiterei unter Kaiſer Valentinian, zuerſt an der Moſel überfallen, in dem Augenblick als die Einen im Fluſſe ſich badeten, die Andern ihre blonden Haare ordneten und ſich zutrauten. Nur Wenige konnten ſich in die nahen Wälder retten. Ein dritter Haufen war ſchon bis Chalons an der Marne vorgedrungen. Sie erwarteten zwar die anrückenden Römer in geordneter Schlachtlinie, unterlagen aber im Kampfe, der vom Morgen bis zum Abend dauerte, mit ſchwerem Verluſt. Einer der gefangenen vornehmen Alemannen wurde von den Römern aufgehängt. Während aber der Kaiſer mit Umſicht ſich zu einem Feldzug rüſtete, überfiel ein Anderer, Rando, die Stadt Mainz, als eben die Chriſten das Oſterfeſt feierten, und ſchleppte Männer und Weiber jeden Standes mit vielem koſtbaren Geräthe fort. Unter denen, welche den Römern am meiſten Widerſtand leiſteten, war Vitiabius, Vadomars Sohn, vielleicht aus Rache für die ſchmähliche Gefangennehmung ſeines Vaters. Dem Ausſehen nach kränklich, war er in der That, ſelbſt nach römiſchem Zeugniß, ein kühner und tapferer Mann. Gegen ihn beſonders richtete ſich die römiſche Argliſt. Da aber wiederholte Verſuche, ihm mit Gewalt oder mit Liſt beizukommen, mißglückt waren, ſo wurde endlich durch Geld einer ſeiner vertrauten Knechte gewonnen, ihn meuchlings aus dem Wege zu räumen. Der Mörder mußte ſich aber ſchleunig auf römiſches Gebiet flüchten. Nun überſchritt Valentinian mit einem großen Heere den Rhein, verbrannte Wohnungen und Saatfelder, und drang unaufgehalten tief in das Gebiet der Alemannen vor. Er gelangte bis Solicinium, was die Einen für Schwetzingen bei Heidelberg, Andere für Rottenburg am Neckar halten. Hier fand er die Alemannen auf einem ſteil abfallenden und unzugänglichen Berg, Pirus genannt,

der nur an der Nordseite in eine sanft geneigte Fläche ausging. Entschlossen sie anzugreifen, wollte er noch die Umgebung des Berges in Augenschein nehmen und wagte sich mit wenigen Begleitern und unbedeckten Hauptes weit über die römischen Linien hinaus. Da brach, während er durch Sumpf und Schilf vorzudringen suchte, ein Haufe Alemannen, die im Hinterhalt lagen, so plötzlich hervor, daß ihn nur die Schnelligkeit seines Pferdes zu retten vermochte, aber einer seiner Begleiter, der ihm den goldenen, mit Edelsteinen besetzten, Helm nachtrug, verschwand und wurde auch später weder lebendig noch todt aufgefunden. In der darauf folgenden Schlacht leisteten die Alemannen verzweifelten Widerstand, mußten aber römischer Kriegskunst unterliegen. Aber auch die Sieger hatten so schwere Verluste erlitten, daß sie, ohne weiter vorzudringen, nach Trier in die Winterquartiere zurückkehrten. 368. Dem Beispiele so vieler seiner Vorgänger folgend ließ Valentinian die ganze Rheingrenze von Rhätien bis an das Meer durch große Dämme befestigen, Castelle und Schanzen in beträchtlicher Höhe, desgleichen Thürme in geringer Entfernung von einander, durch ganz Gallien hin aufführen. Als er auf dem rechten Ufer, wahrscheinlich in der Nähe von Heidelberg, Schanzen zu bauen begann, wurden die Soldaten, nachdem sie vorher von den Alemannen umsonst gewarnt worden waren, überfallen und mit ihren Anführern erschlagen. Um kein Mittel unversucht zu lassen, so gefürchtete Feinde zu schwächen, suchte er die Burgunder, die Nachbarn der Alemannen, gegen diese aufzureizen. Sie wohnten im Odenwalde und um denselben und am untern Neckar, etwa zwischen Main und Oßbach und dem Rheine und Aschaffenburg. Während Ammian von ihnen erzählt, daß sie sich ihrer römischen Abstammung rühmten, leitet Orosius ihren Namen von den Burgen ab, die sie bewohnten, gleichsam ein feste Orte bewohnendes Volk, eine Erklärung, die Grimm für einfältig hält, die uns aber diese Bezeichnung nicht zu verdienen scheint. Das Wahrscheinliche ist, daß seit die Römer die Grenzen gegen die Alemannen nicht mehr schützen konnten, die Bewohner des nördlichen Zehentlandes, Germanen, vermischt mit den von Drusus und Tiberius u. a. angesiedelten Römern sich unabhängig machten, und jetzt als ein besonderer germanischer Stamm nicht ohne römische Cultur erschien. Bei ihnen finden sich auch andere Gebräuche und Einrichtungen, als bei den übrigen Germanen. Der allgemeine Name ihres Herzogs war Hendinos. Dieser wurde nach altem Brauch seiner Macht entkleidet und beseitigt, wenn er kein Glück im Kriege hatte, oder die Erde keine Aerndte gab. Ihr oberster Priester hieß Sinistus, war auf Lebenszeit gewählt und keiner solchen Gefahr wie der Herrscher ausgesetzt. Sie lagen mit den Alemannen, wie einst Chatten und Hermunduren, wegen der Salzquellen an ihren Grenzmarken in häufigem Streite. Den Burgundern versprach nun Valentinian in gleicher Zeit zu ihrer Unterstützung mit einem Heere über den Rhein zu gehen. Der Verabredung gemäß brachen diese in das Gebiet der Alemannen und

gelangten bis an den Rhein. Als ſie aber weder Valentinian fanden, noch eine der gemachten Zuſagen von den Römern gehalten wurde, ermordeten ſie aus Wuth hintergangen zu ſein, alle Gefangenen und zogen in ihr Land zurück. Dagegen wurde eine andere Liſt verſucht. Unter den alemanniſchen Herzogen war Macrian die Seele aller Unternehmungen gegen das römiſche Gebiet: es galt deßwegen nach ſchon erzählten Vorgängen ihn mit Gewalt oder Hinterliſt zu fangen. Nachdem Valentinian erfahren hatte, wo man ſich ſeiner bemächtigen könne, und hiezu, wie Zeit und Umſtände es erforderten, Vorkehrungen getroffen waren, ſchlug er in möglichſter Stille eine Schiffbrücke über den Rhein, um Macrian in den mattiakiſchen Bädern, Wiesbaden, aufzuheben. Allein ſo ſtreng den Soldaten befohlen war, in aller Stille vorzurücken und Sengen und Brennen zu unterlaſſen, ſo wurde gerade Macrian, durch Feuer und Geſchrei vor der drohenden Gefahr gewarnt, von den Seinigen noch auf einen leichten Wagen gebracht und dadurch gerettet. 371. Mit dem Gefürchteten mußte endlich Valentinian vor ſeinem Aufbruch nach Illyrien noch Frieden und Freundſchaft ſchließen, um ſeinen Rücken frei zu haben. Er kam deßwegen mit ihm auf einer Rheininſel zuſammen. Der Alemanne erſchien mit zahlreicher Begleitung und ſtolzer Miene, auch der Kaiſer betrat, von einem ſtarken Gefolge umgeben, nicht ohne Vorſicht den Ort der Verabredung. Nachdem viel hin und her geſtritten war, wurde Freundſchaft geſchloſſen und mit einem Eide bekräftigt. Später, als die Römer wegen der Einfälle der Gothen die Rheingrenze faſt ganz aufgegeben hatten, fiel Macrian bei einem Streifzuge in einen Hinterhalt der Franken unter Mellobaudes und wurde erſchlagen. Auch ein größerer Zug der Alemannen unter ihrem Herzog Priarius gelang nicht beſſer, da die Franken zu den Römern ſtanden.

Kapitel 3.

Die Franken.

1) Nächſt den Alemannen waren die Franken den Römern gefährliche und unermüdliche Feinde. Ihr Name wird das erſtemal um das Jahr 240 n. Chr. genannt, als ſie verheerend in Gallien einfielen. Sie bildeten wie die Alemannen eine Verbindung einzelner, beſonders niederrheiniſcher Stämme, und zwar der Brukterer, Chamaven, Ampſivarier, Chatten, Sikambrer, Chattuarier, Cherusker, Tubanten, Frieſen, ſomit aller Stämme am Niederrhein nordöſtlich bis zum Ausfluß der Ems und ſüdöſtlich bis zur Sieg und Werra hin. Die nördlichen dieſer Volksſtämme Frieſen und Tubanten trennten ſich ſpäter von der Verbindung. Den Kern des Ganzen bildeten die Sikambrer, ſei es, daß ihre Fürſten von Anfang an die

Führer und Leiter waren, oder ſpäter mit ihren Gefolgſchaften an die Spitze traten. Es ſind dieſelben, gegen die Cäſar über den Rhein zog, und die dann Auguſtus über den Rhein nach Gallien verſetzen ließ, nachdem er vorher ihre Fürſten, die als Geſandte zu ihm gekommen waren, gefangen genommen, und ſo das Volk ſeiner Führer beraubt hatte. Der Name Franke bedeutet ſoviel, als frei, wie jetzt noch frank und frei als gleichbedeutend genommen wird. Andern iſt der Name Franke ſo wenig deutſch wie der Name Germane, und bedeutet das Wort ſo viel als lockig, behaart, crinitus, wie auch im ſaliſchen Geſetz crinitus gleich francus gebraucht werde, als crinitus puer fränkiſcher Knabe. Später unterſchieden ſich die Franken in ripuariſche und ſaliſche. Die erſtern ſo genannt als Anwohner und Bewohner der ripa, d. h. in und nächſt dem Lande zwiſchen Rhein, Moſel und Maas, wogegen die ſaliſchen Franken die Meerküſtenbewohner bezeichnen. Die Geſchichte der Franken, der Gründer des mächtigſten abendländiſchen Reichs, iſt weit mehr, als die irgend eines germaniſchen Stammes, von Mythen und Legenden ausgeſchmückt worden. Die bekannteſte dieſer Mythen erzählt, daß die Franken aus Troja ſtammen. Damals als Troja durch die Liſt der Griechen genommen worden ſei, hätten ſie es verlaſſen unter der Führung ihres erſten Königs Priamus und am mäotiſchen See eine Stadt Sigambria gebaut, in ſpäterer Zeit aber, gedrängt von den Römern, weil ſie den Tribut verweigerten, die alten Sitze verlaſſen, ſeien ſie nach Weſten gezogen und endlich an den Rhein gekommen. Dieſe und ähnliche Erzählungen der alten Zeit haben Viele für ebenſo unbegründet, als überaus lächerlich gefunden. Wir ſchwören nun zwar auch nicht auf die Abſtammung der Franken aus Troja, aber wie jede Mythe und Legende einen Hintergrund und eine feſte Grundlage hat, ſo ſcheinen uns jene mythiſchen Berichte von dem Urſprung und der frühern Geſchichte der einzelnen Stämme auf Aſien, als ihr gemeinſames Vaterland, hinzuweiſen. Sonſt aber ſind wir der Meinung, daß von den Franken, wie ſie im dritten Jahrhundert auftraten, nichts neu iſt, als der Name, denn es treten nur Stämme auf, welche den Römern ſchon zu den Zeiten des Kaiſers Auguſtus ſehr gut bekannt waren.

Ihre erſten Züge fielen in die Zeit des Kaiſers Gallienus und waren wie die der andern Stämme, beſonders der Alemannen, unternommen, die angrenzenden römiſchen Provinzen zu plündern und zu verheeren, nicht aber um ſich beſtimmte Wohnplätze zu erkämpfen. Aus den vielen zerſtreuten Notizen über ihr erſtes Erſcheinen nehmen wir beſonders zwei Unternehmungen, die von ihrem kühnen Muthe, der auch vor dem Schwerſten nicht zurückſchreckte, ein glänzendes Zeugniß geben. Sie fielen nämlich unter der Regierung des genannten Kaiſers nicht bloß plündernd und verwüſtend in Gallien ein, ſondern drangen ſogar über die Pyrenäen nach Spanien, plünderten und zerſtörten Tarragona, eine damals blühende Handelsſtadt, faſt ganz, und wußten ſich zwölf

Jahre lang in dem reichen Lande zu behaupten. Als aber das erschöpfte Land ihnen nichts mehr bieten konnte, bemächtigten sie sich der Schiffe in den Seehäfen und schifften nach Mauretanien, sogar die Feinde in Staunen setzend über die Kühnheit solcher Züge. An Kaiser Probus fanden sie einen tapfern Gegner. Er war es, der verschiedene Einfälle der germanischen Stämme zurückschlug und sie diesseits des Rheins aufsuchte, dann aber überall die alten römischen Befestigungen wiederherstellen, verwahren und verstärken ließ. Seine Pläne gingen aber noch weiter. Wie er nämlich am Rhein die ersten Reben pflanzte und Weinberge anlegte, so suchte er umgekehrt Germanen vom Westen nach Asien zu verpflanzen und dadurch zu schwächen; besonders war es dabei auf die Franken abgesehen. Er zwang nämlich mehrere Tausende an der Küste des schwarzen Meeres sich niederzulassen. Aber es währte nicht lange, so brach unter ihnen eine Empörung aus: sie schlugen alle Römer in der Runde todt, bemächtigten sich einer Flotte, die in einem der Häfen des schwarzen Meeres vor Anker lag und beschloßen, auf unbekanntem Meere den Weg an die Ufer des Rheins aufzusuchen. Sie gelangten ohne Mühe in das mittelländische Meer und plünderten die reichen Küstenstriche von Griechenland und Afrika. In Sicilien eroberten sie Syrakus, erschlugen die meisten Einwohner und fuhren mit unermeßlicher Beute davon durch die Säulen des Hercules. So gelangten sie endlich an den spanischen und gallischen Küsten hin in die Nordsee und beschloßen diese staunenswerthe Fahrt an den batavischen und friesischen Gestaden. Die Siege, welche Constantin später über sie erfocht, schändete er durch Grausamkeit, indem auf seinen Befehl die fränkischen Gefangenen und darunter zwei Anführer, Ascarich und Ragais, im Amphitheater zu Trier den wilden Thieren vorgeworfen wurden. Zur namenlosen Verwunderung der Anwesenden starben sie freudig und lachend. Aber trotz all dieser grausamen Mißhandlungen finden wir große Schaaren der Franken, oft kurzweg Sikambrer genannt, im römischen Solde und Einer von diesen wußte, wie einst Maximin, das kaiserliche Diadem an sich zu reißen. Nach dem Tode Constantins theilten seine drei Söhne das Reich unter sich. Aber nicht lange, so brach Uneinigkeit und Krieg unter ihnen aus, da einer um den andern sich zurückgesetzt glaubte, und unfähig, das zu regieren, was sie hatten, einander noch berauben wollten. In diesem Bruderkampfe nahm zuerst Constantin der älteste ein ruhmloses Ende 340, und zehn Jahre darauf endete nicht minder ruhmlos sein Bruder Constans. Er hatte sich durch ein üppiges Leben und durch Mangel an männlicher Thätigkeit verächtlich gemacht und dadurch Magnentius, einem Franken, der schon lange mit Vielen seines Stammes im römischen Heere diente, den Muth gegeben, der kaiserlichen Würde sich zu bemächtigen. Nachdem die Soldaten mit Hülfe des Schatzmeisters Marcellinus gewonnen waren, wußte er auch die Vornehmen des Hofes, der damals zu Augustodunum, Autun, war, bei den Freuden eines Gastmahls listig

zu gewinnen. Constans entfloh, wurde aber auf seiner Flucht nach Spanien am Fuße der Pyrenäen in Helena, Elen bei Perpignan eingeholt und ohne Erbarmen niedergestoßen. Magnentius gebot beinahe über den ganzen Westen. Als Constantius, der letzte der Söhne Constantins, gegen ihn sich rüstete, verband sich dieser besonders mit den Franken und Sachsen und rückte nach Ungarn seinem Feinde entgegen. In der Ebene von Niederpannonien zwischen der Drau, Save und Donau stießen die Gegner auf einander. Magnentius brachte durch kühne Züge seinen Feind bald in solches Gedränge, daß dieser ihm freiwillig anzubieten sich herbeiließ, was er anfangs stolz verweigert hatte, — alte Provinzen jenseits der Alpen. Er hatte nämlich Philipp, einen der höchsten Beamten des Kaiserhofs, in's feindliche Lager geschickt, der auch durch Beredtsamkeit einen Theil des Heeres und der Freunde des Magnentius für die Anträge seines Herrn zu gewinnen wußte. Aber all diesen seinen Künsten glaubte Magnentius dadurch ein schnelles Ende gemacht zu haben, daß er Philipp gefangen nahm und an Constantius eine Botschaft erließ, worin er neben bittern Vorwürfen über schlechte Regierung ihm Verzeihung für alles versprach, wenn er den Purpur niederlegen würde. Constantius hatte nicht den Muth, für den Schimpf an seinem Gesandten Gleiches mit Gleichem zu vergelten, sondern erklärte nur, er vertraue auf die Gerechtigkeit seiner Sache und auf den Schutz eines gerechten Gottes. Bei Mursa, Essek, kam es zur Entscheidung. 351. Constantius hatte ein zahlreicheres Heer. Als die Schlacht begann, zog er sich in eine Kirche zurück und verharrte, unähnlich seinem Vater, angstvoll des Ausgangs. Was ihm den Sieg gewann, war seine geharnischte Reiterei, die in ihrer schuppigen Rüstung und mit ihren schweren Lanzen die germanischen Reihen durchbrach und niederritt. Außerdem war aber auch ein Theil der Franken unter Silvanus zu den Römern übergegangen; so viel hatte die Gesandtschaft Philipps durch Gold oder Versprechungen zu bewirken vermocht. Von der Erbitterung des Kampfes zeugt der schwere Verlust auf beiden Seiten. Denn während die Besiegten 24,000 Mann auf dem Schlachtfelde zurückließen, war der Verlust der Sieger noch größer. Rom verlor an diesem Tage den Kern seiner Legionen und erholte sich von dieser Todeswunde nie mehr. Magnentius harrte bis zum letzten Augenblick aus. Als er die Vernichtung seines Heeres und die Erstürmung seines Lagers sah, floh er nach Aquileja in Italien, entschlossen, dem Feinde allda abermals die Spitze zu bieten. Allein diesen Plan mußte er aufgeben, gezwungen nicht so fast durch die Fortschritte seines Feindes, als vielmehr weil ihm das Volk entfremdet war und ihn als einen Barbaren haßte. Er entwich nach Gallien, Constantius hatte aber schon einen Theil der Alemannen gewonnen. Bald sah er sich so sehr verlassen und bedrängt, daß er mit dem Antrag, den Purpur niederzulegen und mit dem Versprechen, sein Leben dem Dienste des Kaisers zu weihen, um Frieden

bat. Als ihm dieſes abgeſchlagen wurde, tödtete er ſeine Mutter, ſeinen jüngern Bruder und dann ſich ſelbſt. Dieſem Beiſpiele folgte auch Decentius, ein anderer Bruder, den er zum Mitkaiſer erhoben hatte. Kaum war Magnentius vom Schauplatz abgetreten, ſo ſchien Silvanus, der ihn vor der Schlacht bei Murſa verrathen hatte und ſeitdem in kaiſerlicher Gunſt hoch geſtiegen war, an ſeine Stelle zu treten. Er ſollte beſonders ſeine Stammgenoſſen, die wiederholt in Gallien eingefallen waren, zurücktreiben und zur Ruhe bringen. Als er dieß nicht ſchnell genug vermochte, erwachte das Mißtrauen des Kaiſers gegen ihn, Verläumdungen und giftige Intriguen am Kaiſerhof trugen das Nöthige noch bei, ſo daß Silvan anfangs, um ſich zu retten, zu den Franken flüchten wollte, und als dieß von Freunden widerrathen wurde, in Cöln die Legionen gewann und ſich zum Kaiſer ausrufen ließ. Dieſe Nachricht beugte Conſtantius tief darnieder. Kaum mit Anſtrengung aller Kräfte über Magnentius Herr geworden, ſollte er auf's Neue einen erbitterten Kampf beginnen, in einem Lande, wo der Hinderniſſe und Gefahren noch viel mehr waren. Weil er dazu weder den Willen noch den Muth hatte, ſo griff er zu einem Mittel, das die Römer im Großen wie im Kleinen unzähligemal angewendet hatten. Urſicinus, einer der römiſchen Unterfeldherrn, mußte auf ſeinen Befehl nach Köln abgehen, um Silvanus aus dem Wege zu räumen. Arglos von dieſem im Palaſte aufgenommen, wußte er nicht nur ſeine gefährliche Aufgabe zu verheimlichen, ſondern auch trotz der feindſeligen Stimmung des Heeres gegen Conſtantius einen Theil deſſelben zu gewinnen. Als er ſich ſo den Rücken geſichert hatte, brachen auf ſeinen Wink die dazu Bezeichneten in den Palaſt und erſchlugen Silvan nach einer Herrſchaft von nur achtundzwanzig Tagen. 355.

2) Jetzt ernannte Conſtantius, wie ſchon oben erzählt wurde, Julian zum Mitkaiſer. Dieſer wendete ſich, nachdem die Alemannen am Oberrhein unterlegen waren, gegen die Franken am Unterrhein, die wegen ihrer beiſpielloſen Kühnheit und unerſchrockenen Tapferkeit von den Römern am meiſten gefürchtet wurden. Ihnen war nach der Schilderung eines Schriftſtellers damaliger Zeit der Schnee des Winters ebenſo angenehm als die Blüthen des Frühlings. Sie hatten nach der Ermordung des Silvanus Köln erobert und zerſtört, ebenſo alle römiſchen Werke in weitem Umkreis. Vor allem ſuchte Julian dieſen den Römern ſtets ſo wichtigen Platz wieder zu gewinnen und zu befeſtigen, und ſchloß dann mit den damals ruhigen Franken auf einige Zeit Frieden oder Waffenſtillſtand. Während er aber am Oberrhein beſchäftigt war, drangen fränkiſche Haufen verheerend in Gallien ein, warfen ſich, von ſeiner ſchnellen Rückkunft überraſcht, etwa 600 Mann, in zwei Caſtelle an der Maas. Obwohl es Winter war, und eine enge Einſchließung der Römer bald Noth unter ihnen erzeugte, leiſteten ſie dennoch vierundfünfzig Tage lang muthvollen Widerſtand. Um ihr Entkommen während der Nacht auf dem zugefrornen Fluſſe zu verhindern, ließ Julian täglich das Eis aufhauen.

Da zwang ſie endlich der Hunger, ſich zu ergeben, und ſie wurden wie ein werthvolles Geſchenk triumphirend an Conſtantius geſchickt, der ſie ſeiner Leibwache einverleibte. Der drohenden Erhebung des ganzen Stammes kam er durch ſchnellen Einfall in ihr eigen Gebiet zuvor, nöthigte die Chamaven, in ihre frühern Wohnſitze jenſeits des Rheins zurückzukehren, geſtattete aber den ſaliſchen Franken ihre neuen Wohnſitze bei Torandria, heutzutage im belgiſchen Antheil der Provinz Limburg, zu behalten. Bei Abſchluß des Vertrags mit den Chamaven, der durch Eide bekräftigt wurde, begab es ſich, daß Julian den Sohn ihres Herzogs als einziges Unterpfand verlangte. Da der Vater ihn als todt betrauerte, ließ ihn Julian zur Freude Aller friſch und geſund vorführen. Von den Franken als ganz römiſch geſinnt wird ſpäter Charietto genannt, der in einem Kampfe gegen die Alemannen erſchlagen wurde. Ihm gleich an Geſinnung und Tapferkeit für die Römer war Mellobaudes, der nach der Ermordung des Kaiſer Gratian ſich ſelbſt tödtete. 383. Eine noch viel wichtigere Rolle ſpielte ſpäter Arbogaſt. Das römiſche Reich war in der Weiſe getheilt geweſen, daß Theodoſius den Orient, Gratian und ſein Stiefbruder Valentinian II. das Abendland regierten. Als Gratian gegen Marimus, der von Britannien aus die Fahne des Aufruhrs erhoben und ſich zum Kaiſer aufgeworfen hatte, gefallen war, kam ein Vertrag zu Stande, wornach Marimus mit den Provinzen jenſeits der Alpen ſich begnügen mußte, Valentinian Italien, Afrika und das weſtliche Illyrien verblieb, Theodoſius aber den Orient regierte. 383. Zu dieſem Vertrage hatte Ambroſius, der Biſchof von Mailand, nicht wenig beigetragen, indem er als Geſandter Valentinians II. nach Trier reiste, wo Marimus ſein Hoflager hielt. Aber der Frieden ſollte nicht lange dauern. Marimus gelüſtete ganz beſonders nach Italien. Nachdem er in dieſer Abſicht ſeine Vorbereitungen getroffen und ſeine Rüſtungen beendet, ſich aber ganz beſonders mit großen Germanenhaufen verſtärkt hatte, wußte er ſeinen Plan ſo ſchlau zu verheimlichen und mit einem großen Heer ſo heimlich heranzukommen, daß er die Alpen überſtiegen und beinahe ſchon vor den Thoren Mailands ſtand, ehe Valentinian von all dem auch nur eine Ahnung hatte. Er floh daher mit ſeinem ganzen Hof zuerſt nach Aquileja, und von da nach Theſſalonich, Theodoſius dringend um Hülfe anflehend. Marimus unterlag, wurde gefangen genommen und enthauptet. 388. Vorher ſchon bald nach ſeinem Aufbruch nach Süden waren die Franken unter ihren Herzogen Genobaud, Marcomeo und Sunno wiederholt in Gallien eingefallen. Sie warfen den Grenzwall nieder, tödteten viele Menſchen, verheerten die fruchtbaren Gegenden und verbreiteten in Cöln Furcht und Schrecken. Als dieß in Trier bekannt wurde, ſammelte der Statthalter Quintinus, dem Marimus ſeinen Sohn und die Vertheidigung der Provinz anvertraut hatte, das Heer und zog nach Cöln. Der größere Theil der Franken war aber auf die Kunde von ſeinem Anzug mit reicher

Beute schon über den Rhein zurückgegangen. Da wandelte Quintinus die Lust an, selbst über den Rhein zu gehen und die Plünderer für ihre Verwüstungen zu züchtigen. Obwohl gewarnt, sich nicht so tollkühn in die Wälder Germaniens zu wagen, setzte er doch mit seinem Heere bei Neuß über den Rhein und war nicht wenig verwundert, als er auf Häuser und Ortschaften stieß, die von ihren Bewohnern verlassen waren. Die Franken hatten sich nämlich in das Waldgebirg zurückgezogen und am Saume der Wälder große Vorhaue angelegt. Nachdem die Soldaten die Wohnungen in Brand gesteckt hatten, brach Quintinus in die Wälder ein, als gälte es wilde Thiere zu jagen. Es war noch nicht Mittag geworden, als sie sich auf einem sumpfigen Boden, ihre Reihen durch die waldige Gegend gebrochen und zerstreut, von den Franken rings eingeschlossen sahen. Ihre Pfeile waren in den Saft giftiger Kräuter getaucht und wurden in solcher Menge hinter Baumstämmen und Vorhauen hervorgesendet, als kämen sie aus Wurfmaschinen. Die Römer flohen, noch ehe es recht zum Handgemenge gekommen war. Endlich stürzte sich Alles in regellose Flucht. Viele versanken, Roß und Man, in Morast und Sumpf, aber auch das Fußvolk gerieth auf einen schlammigen Boden, in dem die Füße mit Mühe herausgezogen noch tiefer hineinsanken. So wurden die Legionen wie mit Schlingen gefangen, ohne Erbarmen niedergehauen, und mit ihnen die meisten Anführer.

Unterdessen war Valentinian II. wieder nach Mailand zurückgekehrt, und erhielt durch den Edelmuth des Theodosius die unumschränkte Gewalt über den Westen. Der Mächtigste am Hofe zu Mailand war nun der Franke Arbogast, wie er auch durch Tapferkeit und Kriegserfahrung zum Sturze des Maximus wesentlich beigetragen hatte. Durch seinen Einfluß erhielten Franken nicht nur wichtige Stellen im Heere, sondern auch Würden und Aemter in der Verwaltung und Regierung des Reichs. Das wollten die Römer nicht ertragen. Valentinian, undankbar gegen geleistete Dienste, glaubte sich mit Leichtigkeit dem Einfluß des tapfern Franken entziehen zu können und entsetzte ihn plötzlich all seiner Aemter. Aber Arbogast antwortete ihm kalt und verächtlich: „Was du mir nicht gegeben hast, kannst du mir auch nicht nehmen.“ Wenige Tage darauf fand man den Kaiser todt in seinem Gemache, — er war erst zwanzig Jahre alt. 392. Arbogast war zu klug, sich mit dem geraubten Purpur selbst zu schmücken, sorgte aber doch dafür, daß die Macht ihm thatsächlich nicht entschlüpfte, und hob Eugenius auf den Thron, einen an Gaben und Kenntnissen nicht unbedeutenden Mann, der erst Grammatiker und Redekünstler, dann kaiserlicher Hofsekretär und zuletzt der Mitwisser aller seiner Geheimnisse geworden war. Er neigte sich dem Heidenthum hin und hatte durch Wahrsagerkünste die Gewißheit erhalten, daß daß Christenthum bald untergehen werde. Eine Gesandtschaft nach Constantinopel mit der Bitte, denjenigen anzuerkennen, den die Stimme der Legionen einmüthig ernannt habe, wurde von Theodosius, wie es schien, freundlich aufgenommen und reichlich beschenkt

entlaſſen. Das war aber nur äußerer Schein. Theodoſius, nicht wenig erbittert über die neue Empörung und Verwirrung des Weſtens, überſah leicht die Gefahren und Schwierigkeiten einer zweiten Eroberung deſſelben und wollte zuerſt hinlänglich gerüſtet ſein, ehe er den Kampf begann. Seine Rüſtungen dauerten beinahe zwei Jahre lang; er zählte unter ſeinen Heerführern Stilicho, Gainas und Alarich. Ehe er aber ſeine gefaßten Entſchlüſſe ausführte, wollte er auch den Willen des Himmels erkunden und ſchickte den Eunuchen Eutropius zu dem hl. Einſiedler Johannes in Egypten, der im Geruche der Gabe der Weiſſagung ſtand. Auf die demüthige Frage des kaiſerlichen Boten nach dem Ausgange des Bürgerkriegs verkündete Johannes dem Kaiſer einen zwar blutigen, aber unfehlbaren Sieg, zugleich aber auch das nahe bevorſtehende Ende ſeines Lebens. Eugenius ſuchte ſich dagegen die Reſte des römiſchen Heidenthums zu verbünden, indem in den verſchanzten Päſſen der juliſchen Alpen die goldene Statue des blitzſchleudernden Jupiters aufgeſtellt wurde, und das Heer unter dem Bilde des Herkules einherzog. Er, vielmehr Arbogaſt, belehrt durch die Niederlage des Maximus, wollte ſeine Vertheidigung nicht zu weit ausdehnen, ſondern verengen und dadurch verſtärken. Verſtärkt durch Franken und andere Germanen erwarteten ſie den Feind an den Grenzen von Italien. Aber allen dieſen Berechnungen machte die raſche Thatkraft des Theodoſius und die Tapferkeit ſeiner Soldaten ein ſchnelles Ende. Der erſte Tag der Schlacht am *frigidus*, jetzt Wippach, nicht weit von Aquileja, ſchien Eugenius den Sieg zu bringen. Während Theodoſius ſich in die nahen Berge zurückgezogen hatte und die Nacht ſchlaflos und ohne Lebensmittel zubrachte, tönte lauter Jubel aus dem Lager der andern Seite. Als aber mit dem Grauen des Morgens die Schlacht von Neuem begann, ein Theil der zur Verfolgung ausgeſandten Soldaten aber gegen gewiſſe vertragsmäßig beſtimmte Belohnungen zu Theodoſius überging, wendete ſich ihm das Glück zu. Gleich im Beginne der Schlacht hatte ſich von Oſten her ein furchtbarer Sturm erhoben, der das Heer des Eugenius in dichte Staubwolken hüllte, ihm Licht und Athem nahm, und die machtloſen Wurfgeſchoſſe beinahe zurückſchleuderte. Der Sieg des Theodoſius war entſcheidend. Eugenius wurde gefangen und unter den Augen des Kaiſers enthauptet. Arbogaſt, der ſich nach der Schlacht in die Gebirge geflüchtet, tödtete ſich ſelbſt, als er ſich überzeugt hatte, daß Alles rettungslos verloren ſei. 394. Der ſiegreiche Kaiſer theilte das Reich auf immer in zwei Theile, ſo daß von ſeinen zwei Söhnen Arcadius den öſtlichen, Honorius den weſtlichen Theil erhielt. Er ſelbſt ſtarb zu Mailand den 5. Januar 395.

Es iſt ſchon aus dem Bisherigen deutlich, daß das römiſche Reich nur mit äußerſter Anſtrengung ſich des drohenden Untergangs zu erwehren vermochte, daß ſeine Kräfte, während die Angriffe der Germanen mit wachſender Gewalt wiederkehren, ſichtbar ſchwanden und das Aeußerſte nur durch die gutbezahlten

Dienste von Germanenhaufen aufgehalten werden konnte. Römiſche Legionen im alten Sinn gab es keine mehr, den Kern des römiſchen Heeres bildeten ſchon längſt die an allen Grenzen des Reichs geworbenen fremden Söldner. Wenn ganz beſonders Franken zahlreich unter ihnen erſchienen, ſo lag das in den vielfachen Berührungen und Verbindungen, welche ſie ſeit Cäſars Zeiten mit den Römern unterhielten. Sie waren als erſtaunlich kühne und tapfere Soldaten ebenſo geſucht als gefürchtet. Daß unter dieſen Söldnerhaufen, deren Geld- und Habgier die Römer zuerſt zu wecken wußten, germaniſcher Sinn und reine Sitte ſich nicht erhalten konnte, das folgte ſchon daraus, weil ſie nicht nur dem heimathlichen Boden, ſondern den Genoſſenſchaften, der Familie, dem Stamme, der Volksgemeinde entriſſen waren, d. h. all dem, worauf germaniſche Sitten und Tugenden gegründet waren. Es iſt ein alter Vorwurf, daß die Franken die Verderbteſten aller Germanen geweſen ſeien, ſie werden beſonders arger Treuloſigkeit, ja ſogar der Gewohnheit beſchuldigt, lachend der Eide zu ſpotten. Das ſind zunächſt Anklagen, welche römiſche und byzantiniſche Geſchichtſchreiber erheben. Wenn an all dieſen heftigen Vorwürfen Haß und nationale Feindſchaft einen nicht geringen Theil hat, ſo iſt aber auch zu bedenken, daß kein anderer Stamm durch fortgeſetztes Kriegsleben und ferne Kriegszüge ſo ſehr den vaterländiſchen Verhältniſſen entfremdet wurde und ſo vielfach mit römiſcher Sittenverderbniß in Berührung kam, wie die Franken. Bald thaten es ihre Anführer und Herzoge den entarteten Nachkömmlingen römiſcher Patrizier gleich; um ſo verderblicher war ihr Einfluß, wie wir ſpäter ſehen werden, auf das ganze Volk. Zwar finden wir auch bei Vandalen, Gothen, Burgundern und Longobarden verderbte Sitten, Gräuel und Frevel, aber ein ſo blutiges Gewebe von Unthaten aller Art nur bei den Merovingern.

3) Neben Alemannen und Franken erſcheinen als der dritte mächtige Volksſtamm Germaniens die Sachſen. Ihren Namen Sarones nennt zuerſt Ptolemäus um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, etwa zwiſchen 140 und 150 n. Chr. Der Name Sarones verhält ſich aber zu Saira, wie Dauciones zu Daci, Gothones zu Getä. Ihre Wohnſitze ſind am ſüdlichen Ende der cimbriſchen Halbinſel zwiſchen Elbe und Trave im heutigen Holſtein, ſo daß ſie im Südweſten und Süden die kleinen Chauken, im Südoſten die Avionen und Variner, im Oſten die Suardonen und im Norden die Singulonen u. a. zu Nachbarn hatten. Gewöhnlich leitet man ihren Namen von Sachſe oder Sachs her, von denen das letztere überhaupt Meſſer, erſteres aber die Nationalwaffe, das große gekrümmte Meſſer oder kleine Schwert bedeutet, wie es noch zur Zeit Heinrich's IV. als berühmte Waffe der Sachſen genannt wird. Andere haben umgekehrt den Namen der Waffe von dem des Volkes, dieſen aber von Sear Erde, oder Seat der Sitz hergeleitet, ſo daß derſelbe Saſſen, Anſäſſige bezeichne im Gegenſatz zu andern, die ohne feſte Wohnſitze herumſchweifen. Wie die Franken, ſo kamen

auch ſie der Sage nach aus Aſien. Dem Heere Alexanders des Großen angehörend, hätten ſie nach ſeinem Tode dreihundert Schiffe beſtiegen und ſeien endlich, nachdem viele Schiffe zu Grunde gegangen, nach langen Irrfahrten im Lande Hadeln an der Elbe an's Land geſtiegen. Sie geriethen alsbald mit den Thüringern, welche damals bis an die Nordſee hinab reichten, in blutige Kämpfe. Da kaufte ein Sachſe von den Thüringern einen Sack voll Erde um eine goldene Kette, beſtreute damit einen großen Landſtrich und machte darauf als auf ſein Eigenthum Anſpruch. Als darüber Streit entſtand, luden die Sachſen die Häuptlinge der Thüringer zu einer friedlichen Zuſammenkunft ohne Waffen, ſie ſelbſt trugen aber unter ihren Kleidern ihre kurzen Schwerter und ermordeten damit während des Mahles alle Thüringer. Sie bildeten eigentlich einen Bund, in den die Chauken, Frieſen und die Reſte der übrigen Stämme an der Nordſee und Weſer zuſammenfloßen. Als kühne Seefahrer wurden ſie und ihr Name um's Jahr 286 n. Chr. genannt, wo ſie die galliſchen Küſten plünderten. Ihre großen flachbodigen Schiffe waren aus leichtem Holz gezimmert, die Seiten und obern Theile beſtanden aus Weidengeflecht mit ſtarken Häuten überzogen. Mit dieſen leichten Fahrzeugen, die ſo wenig tief im Waſſer gingen, konnten ſie auf den Flüſſen tief in's Land eindringen, auch war ihr Gewicht ſo unbedeutend, daß ſie nöthigenfalls auf Wagen über Land in einen andern Fluß gebracht werden konnten. Ihrer Hilfe bediente ſich Carauſius, der gegen Dioeletian Aufſtand erregte und ſich zum Kaiſer aufwarf. Er ſelbſt war ein geborner Menapier von niedrigem Stande, hatte ſich im Kriege gegen die Bagauden in Gallien hervorgethan, ſollte eine Flotte ausrüſten und damit die galliſchen Küſten gegen die ſeeräuberiſchen Franken und Sachſen ſchützen. Im Verdachte, die den Germanen abgenommene Beute ſelbſt zu behalten, oder gar im Einverſtändniſſe mit ihnen zu ſein, gab Maximin an Vertraute den Befehl, ihn aus dem Weg zu räumen. Davon aber in Kenntniß geſetzt, floh er mit der Flotte nach Britannien, gewann die dortige Legion und ließ ſich zum Cäſar ausrufen. Er blieb mehrere Jahre lang, beſonders durch die Unterſtützung der Sachſen, im unangefochtenen Beſitz von Britannien und ſeine Schiffe durchfuhren das Meer ſiegreich nach allen Seiten, als er im Jahr 293 durch einen ſeiner erſten Diener ermordet wurde.

An unerſchrockenem Muthe und Kühnheit ihrer Züge wetteiferten die Sachſen mit allen Stämmen. Im Anfang des fünften Jahrhunderts nahmen ſie unter Hengiſt und Horſa das von den Römern aufgegebene Britannien in Beſitz, ein anderer Theil zog ſpäter mit den Longobarden nach Italien. Es war nämlich bei ihnen Sitte, daß jedes Jahr die überzählige junge Mannſchaft, um Uebervölkerung zu verhindern, anderwärts ſich Wohnſitze erwerben ſollte. Denjenigen Theil der Sachſen, der in den alten Sitzen verblieb, werden wir ſpäter wieder finden.

Kapitel 4.

Die Gothen.

1) Gleichzeitig mit dem Auftreten der Alemannen im Westen, etwa dreißig Jahre nach dem Ende des Markomannenkrieges, erscheint ein vierter germanischer Stamm, die Gothen, als mächtiges Volk an den Küsten des schwarzen Meeres. Nach Plinius lernte schon Pytheas an den Küsten der Ostsee die Guttones als germanisches Volk kennen. Tacitus kennt die Gothones im Rücken der Ligier, Ptolemäus die Gythones an dem Ostufer der Weichsel und an der Südseite der Greuze der Wenden. Unter den dem Marbod untergebenen Völkern nennt Strabo Butones. Gotti hat Spartianus in seinem Caracalla. Alle diese Benennungen sind wohl Bezeichnungen für ein und dasselbe Volk. Die Sage nennt Gothland in Schweden als ihre alte Heimath, von wo sie auf Schiffen an der deutschen Ostseeküste landeten. Sie schieden sich in drei Hauptmassen: Ostgothen, Westgothen und Gepiden. Die Mächtigsten unter den Ostgothen waren die Greuthunger, unter den Westgothen die Therwinger und Taifalen. Zu den Gothen rechnet man ferner die Gepiden, dann die Alanen, die Rugier, die Scirl, die Heruler, Vandalen und Juthungi. Während sie zu den Zeiten Trajans und seiner Nachfolger noch ihre alten Wohnsitze an den Küsten der Ostsee inne haben, empfand unter Alexander Severus Dacien schon ihre verheerenden Einfälle. Was in diesen siebenzig Jahren vorgegangen, was sie zur Wanderung von der Ostsee an die Küsten des schwarzen Meeres bewogen hat, ist in Dunkel gehüllt. Unter Kaiser Philippus 244 — 249 durchzogen sie Dacien und gingen sowohl über den Dniester, als die Donau, ohne auf Widerstand zu stoßen. Sie erschienen vor Marcianopolis, das Trajan zu Ehren seiner Schwester Marcia erbaut hatte, und das damals die Hauptstadt von Mösia secunda war. Die Einwohner, von aller Hilfe verlassen, bezahlten eine schwere Summe Geldes, um Leben und Eigenthum zu retten. Da erscheinen sie um 250 n. Chr. unter ihrem Könige Kniva zum zweitenmal in Mösien und verheerten die ganze Provinz, wichen zwar vor Kaiser Decius bei Nicopolis am Flusse Jatrus zurück, vernichteten aber bald darauf das ganze römische Heer und eroberten nach langem Widerstande Philippopolis, wobei 100,000 Menschen niedergehauen wurden. Darauf überschwemmten sie ganz Macedonien, drangen in Griechenland ein, mußten aber vor den wohlbewachten Thermopylen nach Norden umkehren. Schon glaubte Decius sie von allen Seiten eingeschlossen und gefangen zu haben, als ihn sein Verhängniß ereilte. In der Nähe einer kleinen Stadt Mösiens, Namens *forum*

Trebonii, bot ihm der Gothenkönig eine Schlacht an. Das gothiſche Heer war in drei Linien aufgeſtellt, wovon die dritte durch einen Moraſt gedeckt war. Gleich im Anfang der Schlacht wurde des Kaiſers Sohn durch einen Pfeilſchuß getödtet. Der Kampf war furchtbar, da wich die erſte Linie der Gothen, auch die zweite, zur Unterſtützung der erſten abgeſandt, wurde zur Flucht fortgeriſſen. Tollkühn ſtürmten die Römer in den Moraſt, die dritte noch unverſehrte Linie in die Flucht zu werfen. Hier aber wendete ſich das Schickſal. Decius ſelbſt fiel und konnte nicht mehr aufgefunden werden, das römiſche Heer wurde beinahe ganz aufgerieben. 251. Kaiſer Gallus wußte in dieſer Noth nichts Beſſeres zu thun, als den Siegern jährlich eine große Summe Goldes zu bezahlen, unter der Bedingung, daß ſie das römiſche Gebiet fernerhin mit ihren Einfällen verſchonten. Das machte ſie nur noch übermüthiger. Sie dehnten ſich immer weiter an den Küſten des ſchwarzen Meeres aus und erhielten bald durch die Eroberung des Bosporus eine Seemacht. Mit flachen, meiſt aus Holz ohne Beigabe von Eiſen gebauten, Fahrzeugen ſegelten ſie mühe- und ſorglos nach Pityus, an der äußerſten Grenze des römiſchen Reiches, mußten zwar unverrichteter Dinge wieder abziehen, eroberten aber die Stadt bei ihrem zweiten unerwarteten Erſcheinen nur um ſo ſicherer und zerſtörten ſie von Grund aus. 253. Ebenſo ergieng es Trapezunt. Außer der günſtigen wohlbefeſtigten Lage ſollte noch eine verſtärkte Beſatzung der Stadt Schutz und Sicherheit geben. Aber die von Disciplin und Wachſamkeit entwöhnten Soldaten verſchmähten es, die Mauern zu bewachen. Da erſtiegen die Gothen in der Nacht die Mauern und drangen in die Stadt, welche die Römer auf den erſten Lärmen feige verlaſſen hatten. Die Zahl der Gefangenen, die Größe der koſtbaren Beute war ungeheuer. Außerdem fiel den Siegern aber noch eine große Flotte in die Hände, welche im Hafen lag, mit der ſie nun in ihre Niederlaſſungen zurückkehrten. 258. Ihr zweiter Zug im folgenden Jahr ging gegen den thraciſchen Bosporus, und war eben ſo reich an werthvoller Beute, wie an furchtbaren Verheerungen, welche über die Städte Chalcedon, Nikomedia, Pruſa, Apamea mit Feuer und Schwert ergingen. Noch viel verderblicher für römiſche Provinzen war ein dritter Zug. Sie ſchifften mit 300 Fahrzeugen durch den Bosporus, landeten bei Cyzikus und zerſtörten es. Dann drangen ſie durch den Helleſpont in's ägäiſche Meer. Bald lag die gothiſche Flotte im Hafen von Athen, das eben ſo, wie Theben und Argos, Corinth und Sparta ohne Waffen und ohne Muth Verwüſtung und Plünderung über ſich ergehen ließ. Bei der Plünderung von Athen ſollte eine ungeheure Menge von allen Seiten zuſammengeſchleppter Bücher verbrannt werden, als ein alter Gothe davon abhielt, mit der Bemerkung, den Griechen ihre Bücher zu laſſen, weil, ſo lange ſie fleißig dem Bücherſchreiben ſich hingäben, ihnen der Gebrauch der Waffen ſtets abgehen werde. Rauch und Flammenſäulen erhoben ſich von der öſtlichen Spitze von Sunium bis zur Weſtküſte

von Epirus. Da erſchien endlich Kaiſer Gallienus, vielleicht erſchreckt über die Gefahr, welche Rom und Italien plötzlich ſo nahe gerückt war. Ein Theil der Gothen, der langen Züge müde, auch wohl lüſtern, das Gewonnene in Sicherheit zu bringen und zu genießen, kehrte über Möſien und die Donau in ſeine Wohnſitze zurück. Hier ſcheint Gallinus ſie bedrängt zu haben, ja Naulobatus, ein Häuptling der Heruler, trat mit einer ganzen Schaar ſeiner Stammesgenoſſen in römiſche Kriegsdienſte. Der andere Theil verwüſtete die Küſten von Kleinaſien, plünderte Epheſus und verbrannte ſeinen prachtvollen Tempel, eines der ſieben Wunderwerke der alten Welt. Darauf kehrten ſie durch den Hellespont und Bosporus in ihre Heimath zurück. Ihre Rüſtungen auf das Jahr 269 übertrafen aber alles Bisherige. Sie bauten an den Ufern des Dnieſters eine Flotte von 2000, nach Andern von 6000 Schiffen und eröffneten den größten ihrer Seezüge. Die erſten Verluſte erlitten ſie auf ihrer Fahrt durch den Bosporus, als durch das Ungeſchick der Steuermänner viele Schiffe von der Gewalt der Strömung erfaßt auf einander ſtießen oder am Ufer zerſchellten. Bei den verſchiedenen Landungen ſowohl auf der europäiſchen als aſiatiſchen Küſte konnte das ſchon verwüſtete Land wenig bieten, und die befeſtigten Städte trotzten jedem Angriff. Darum ſegelte ein Theil nach den Inſeln Cypern und Creta, die Hauptmacht aber landete am Fuße des Berges Athos und begannen eine harte Belagerung von Theſſalonica. Auf die Nachricht von dem Anzug des Kaiſers Klaudius hoben ſie die Belagerung auf, brachen ihr Lager ab und rückten mit Zurücklaſſung ihrer Flotte ihm entgegen. Bei Naiſſus, einer Stadt Dardanias, Nyſſa in Servien, kam es zur Entſcheidung, in der das Gothenheer beinahe ganz aufgerieben wurde. Klaudius rühmte ſich, über 300,000 Gothen vernichtet, 2000 Schiffe verbrannt oder verſenkt zu haben. Die Beute beſtand meiſt in Vieh und Sklaven; auch war die Zahl der weiblichen Gefangenen ſo groß, daß jeder Soldat zwei oder drei Frauen erhielt. Was ſich von Gothen aus der Schlacht gerettet hatte, wurde in die unwirthlichen Theile des Hämusgebirges gedrängt und ging rings eingeſchloſſen im Laufe eines ſtrengen Winters durch Hungersnoth und Krankheit zu Grunde. 270. So Wenige von dieſem großen Zuge ihre Heimath wieder ſahen, ſo beunruhigten dennoch gothiſche Stämme alsbald wieder das römiſche Reich. Aurelian, Klaudius Nachfolger, hatte wiederholt mit ihnen zu ringen, und ſcheint nach einigen zweifelhaften Erfolgen, vielleicht auch um nach andern Seiten freie Hand zu erhalten und ein ſo mächtiges Volk ſich zum Beiſtand zu gewinnen, Frieden geſchloſſen zu haben. Die Gothen verpflichteten ſich, 2000 Reiter dem Kaiſer als Hülfstruppen zu ſtellen, dagegen rief Aurelian die römiſchen Beſatzungen aus Daeien zurück, und überließ dieſe große Provinz den Gothen und Vandalen; zur Sicherheit des Vertrages erhielt er allem Anſchein nach Söhne und Töchter gothiſcher Häuptlinge als Geiſel. Von jetzt an herrſchte beinahe 50 Jahre lang Ruhe zwiſchen

Römern und Gothen. Ein Zug, den ſie unter Kaiſer Tacitus nach Colchis und Kleinaſien machten, fiel unglücklich für ſie aus. Erſt unter Conſtantin erſcheinen ſie wieder auf dem Kampfplatze. Es iſt aber ſchwer, unter all den abgeriſſenen Berichten, wie ſie von Feindſchaft und Schmeichelei niedergeſchrieben wurden, die Wahrheit herauszufinden. Darnach ſcheinen Campana, Margus und Bononia die Namen von eben ſo merkwürdigen Belagerungen, als Schlachten zu ſein, und ſie, obwohl der Kaiſer ihnen hartnäckigen Widerſtand entgegenſetzte, doch zuletzt die Oberhand gewonnen zu haben; er ſoll aber auch über die Donau gegangen, die einſt von Trajan erbaute Brücke wieder hergeſtellt und die Gothen für ihre Einfälle gezüchtigt haben. Dabei folgt die Erzählung, daß er mit den Gothen einen Frieden geſchloſſen habe, allerdings unter der Bedingung, ſo oft es verlangt würde, das römiſche Heer mit einer Schaar von 40,000 Mann zu verſtärken. Es ſcheinen aber auch gegen die Gothen die alten römiſchen Künſte geſpielt zu haben, daſſelbe Schauſpiel an der Donau wie am Rhein. Zuerſt wurden die Sarmaten gegen ſie aufgehetzt, und als dieß mißlang, indem die Gemeinen die mit den Römern verbündeten Vornehmen aus dem Lande jagten, ſollten die Vandalen dem Kaiſer dieſelben Dienſte leiſten, aber auch ſie unterlagen und mußten von ihm auf römiſchem Gebiet aufgenommen und untergebracht werden. Im Jahre 331 hatte der gothiſche König Anarich, vielleicht gedrängt durch die Ergebniſſe römiſcher Politik, die Donau überſchritten, blieb im erſten Treffen Sieger, fand aber für gut, Frieden zu ſchließen. Dreißig Jahre hindurch, ſo lange nämlich die Familie Conſtantins auf dem Kaiſerthrone ſaß, blieben die Grenzen des römiſchen Reichs von gothiſchen Verheerungen befreit. Ob dieſe Waffenruhe bedingt war durch die Verhältniſſe dieſſeits und jenſeits der Donau oder getragen durch die Freigebigkeit der kaiſerlichen Familie an Volk und Häuptlinge der Gothen, iſt uns verborgen. Während aber ſo die Waffen gegen die Römer ruhten, behuten die Gothen ihre Herrſchaft über ſlaviſche und germaniſche Stämme immer weiter aus. Die Oſtgothen hatten die Burgunder, Alanen, Vandalen und Gepiden ſchon beſiegt, und mehr oder weniger von ſich abhängig gemacht, als der geprieſenſte ihrer Könige Hermanarich, aus dem Geſchlechte der Amaler, d. h. Makelloſen, an ihre Spitze kam. Seine Siege wurden mit den Thaten Alexanders des Großen verglichen. Obwohl uns darüber beinahe alle Nachrichten fehlen, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ſein Reich von den Küſten des ſchwarzen Meeres bis an die Oſtſee reichte. Die unabhängigen Stämme wurden entweder überredet oder gezwungen, ſeine Oberherrſchaft anzuerkennen; ſelbſt die Weſtgothen verbanden ſich eng mit ihm, ohne ihm untergeben oder unterworfen zu ſein. Dagegen beſiegte er die Heruler in offener Feldſchlacht, wandte ſich dann gegen die Veneder und rückte nach ihrer Unterwerfung bis an die Grenzen der Aeſtrier, die gleichfalls ſeiner Gewalt nicht widerſtehen konnten. Dieſe Stille an den

römiſchen Grenzen wurde durch die Empörung des Prokopius, eines Verwandten des konſtantiniſchen Hauſes und durch einen Krieg gegen die Quaden unterbrochen. Als nämlich nach Theilung des römiſchen Reichs zwiſchen Valentinian und ſeinem Bruder Valens, jener im Abendland hinlänglich beſchäftigt und dieſer nach Syrien abgezogen war, erhob Procopius plötzlich in ſeinem Rücken die Fahne des Aufruhrs und wußte zu ſeiner Unterſtützung die Gothen zu gewinnen. 365. Valens eilte in Eilmärſchen zurück. In wenigen Wochen war der Aufſtand unterdrückt, Procopius gefangen und mit vielen ſeiner Anhänger getödtet. Aber nicht ſo leicht waren die Gothen zu bändigen, welche in großen Maſſen aus ihren Sitzen Procopius zu Hülfe aufgebrochen, auf die Nachricht von ſeinem Tode nur langſam dahin wieder zurückgekehrt waren. Valens ſchickte zuerſt einen Geſandten an ſie, um ſich zu erkundigen, aus welchem Grunde ſie dem Empörer bewaffneten Beiſtand geleiſtet. Da brachten ſie von Procopius Briefe zum Vorſchein, in welchen die Mittheilung an ſie enthalten war, daß er als Verwandter des conſtantiniſchen Hauſes den ihm gebührenden Thron in Beſitz genommen habe, — eine Art Entſchuldigung und Rechtfertigung, die, ſo unwahrſcheinlich und verwerflich ſie Valens erſcheinen mochte, doch eine Art Pietät gegen das conſtantiniſche Haus in ſich ſchließt, von deſſen Macht und Freigebigkeit ſie ſo viele Beweiſe empfangen hatten. Dafür eröffnete Valens nach dem Willen ſeines Bruders, den er deßhalb zu Rath gezogen hatte, und von dem er ſich in Allem leiten ließ, den Feldzug gegen ſie. Er führte auf einer Schiffbrücke über die Donau ſein Heer in das Gebiet der Gothen, verheerte das offene Land, vermochte aber trotz allen Anſtrengungen ſie nicht aus ihren feſten Stellungen im Gebirge zu vertreiben, und mußte nach Verwüſtung des Landes aus Mangel wieder über die Donau zurückgehen. Im folgenden Jahr hemmten Regengüſſe und in Folge davon die Ueberſchwemmungen der Donau jede Unternehmung. Im dritten Jahre drang Valens wieder über die Donau in das gothiſche Gebiet und zwang durch eine furchtbare Verheerung des Landes und in Folge davon durch Hungersnoth die Gothen, ſeine Macht anzuerkennen. Zum Abſchluß des Friedens auf das römiſche Gebiet eingeladen, weigerte ſich Athanarich, König der Weſtgothen, dem kaiſerlichen Verlangen nachzukommen, indem er verſicherte, daß heilige Eidſchwüre und die Befehle ſeines Vaters ihn abhielten, den römiſchen Boden zu betreten; es iſt möglich, daß neben dieſer Ehrfurcht vor geſchworenen Eiden ihn auch die friſchen und abſchreckenden Beiſpiele römiſchen Verraths abhielten. Weil nun aber auch der Kaiſer es für unwürdig hielt, ſich hinüber zu begeben, ſo ſollte auf der Donau inmitten beider Gebiete der Friede abgeſchloſſen werden. Der Kaiſer fuhr auf einem Schiff mit ſeinen Trabanten bis in die Mitte des Stromes, ebenſo der gothiſche Fürſt mit ſeinem Gefolge. Nachdem man ſich geeinigt und die Geiſeln ausgewechſelt hatte, kehrte Valens nach Conſtantinopel zurück, die Gothen aber hielten ſich

ſechs Jahre lang ruhig, d. h. ſo lange, bis ſie durch die Hunnen gezwungen wurden, über die Donau zu brechen. 367.

Einige Jahre darauf rief Valentinian im Abendlande einen Krieg mit den ſeit den Tagen Marc Aurels viel genannten und gefürchteten Quaden durch folgende Veranlaſſung hervor. Er hatte nämlich in ſeinem Eifer, die Grenzen durch Erneuerung alter oder Aufführung neuer Befeſtigungen zu ſchützen, Befehl gegeben, jenſeits der Donau, aber im Lande der Quaden, neue Schutzlager anzulegen. Darüber beunruhigt, klagten dieſe durch eine Geſandtſchaft, und Equitius, der Statthalter von Illyrien, befahl mit dem Bau des Werkes einzuhalten bis auf weitern Befehl des Kaiſers. Marimin, Präfect von Gallien, wußte aber den Kaiſer dagegen einzunehmen und die Gewalt eines Befehlshabers ſeinem jungen, unerfahrenen Sohn Marcellin zuzuwenden, zugleich mit dem ausdrücklichen Befehl, das begonnene Werk auch gegen den Willen der Quaden zu vollenden. Als Gabinius, der Fürſt der Quaden, dies durch beſcheidene Bitten wiederholt abzuwenden ſuchte, ließ ihn Marcellin, unter dem Scheine darauf einzugehen, mit verſtellter Höflichkeit ſammt Andern zu einem Gaſtmahl einladen, auf dem Rückweg aber ermorden. Die Nachricht von dieſer frevelhaften Verletzung des Gaſtrechts brachte das ganze Volk in Aufregung. Wüthend über die Ermordung ihres Fürſten überſchritten ſie die Donau, überfielen das eben mit der Ernte beſchäftigte, nichts ahnende Landvolk, erſchlugen den größten Theil und führten den Reſt mit einer großen Menge von Vieh gefangen mit ſich fort. Es fehlte wenig, ſo wäre Conſtantia, die Tochter des Conſtantinus und Gratians Braut, in ihre Hände gefallen. Sie reiste nämlich durch die Provinz und hielt eben auf einem der herrſchaftlichen Güter Mahlzeit, als die Quaden heranſtürmten. Da rettete ſie Meſſalus, der Statthalter der Provinz, indem er ſie noch in einen Wagen brachte und ohne Raſt mit ihr nach dem ſechsundzwanzig Meilen entfernten Sirmium davoneilte. Aber auch Sirmium mit ſeinen halb zerfallenen Mauern hätte dem erſten Anfall ſich ergeben müſſen, wenn ſie nicht durch Raub und Plünderung ſo ſaumſelig geweſen wären. Als ſie anlangten, fanden ſie die Mauern und Thürme ausgebeſſert und hergeſtellt, wozu man in der Noth die Gelder verwendete, welche zum Bau eines Theaters geſammelt waren. Um ſo wüthender griffen ſie auf dem Rückweg zwei Legionen an, welche ſich ihnen entgegenſtellten, ſchlugen den größten Theil nieder und jagten den andern in ſchmähliche Flucht. Um die Provinz Möſien zu retten, warf ſich ihnen Theodoſius mit aller Macht entgegen und ſetzte vorerſt den furchtbaren Verheerungen Schranken. Im folgenden Frühjahr brach Valentinian von Trier auf und rückte in Eilmärſchen herbei, mit der Abſicht die Quaden und die mit ihnen verbundenen Sarmaten für ihre Einfälle ſchwer zu züchtigen, wenn nicht ganz zu vernichten. Von Carnuntum aus begann der Vollzug der kaiſerlichen Befehle, alles Zerſtörbare mit Feuer zu vernichten und alle Gefangenen ohne Erbarmen

niederzuhauen. Da erſchienen Geſandte der Quaden im kaiſerlichen Lager und erboten ſich mit der Bitte um Frieden zur Stellung von junger Kriegsmannſchaft und anderer dem römiſchen Staate vortheilhaften Leiſtungen. Als ſie vorgelaſſen und eingeführt waren, begannen ſie nach erhaltenem Befehl des Kaiſers ihre Bitte vorzutragen, wagten aber weder die Ermordung ihres Fürſten zu erwähnen, noch die Römer ihrer Ungerechtigkeit wegen anzuklagen. Um ſo drohender war die Antwort des Kaiſers. Glühend vor Zorn ſchalt er ſie in den heftigſten Worten, als er plötzlich, wie vom Blitze getroffen, ſprachlos da ſtand, und dann ein Blutſturz ſeinem Leben ein Ende machte. 375.

2) Nach dem Glauben der alten Welt, der auch jetzt noch nicht ausgeſtorben iſt, wurden den Menſchen außerordentliche und die Welt tief erſchütternde Ereigniſſe durch eben ſo ungewöhnliche Zeichen am Himmel oder an der Erde vorher verkündet, und ſo iſt auch damals alles Außergewöhnliche, das Jahre lang voraus ſich begeben, ſpäter auf den Einfall der Gothen und deſſen bedeutſame Folgen gedeutet worden. Im Jahr 365 am Morgen des 21. Juli wurde die ganze römiſche Welt durch ein furchtbares Erdbeben heimgeſucht. Kurz nach Tagesanbruch begann die Erde unter dröhnenden Donnerſchlägen und heftigen Blitzen zu beben. Die Geſtade des Mittelmeeres ſah man durch den plötzlichen Rücktritt des Meeres trocken gelegt, ſo daß zahlreiche Schiffe auf dem Grunde feſtſaßen, und dem erſtaunten Auge da Berge und Thäler erſchienen, wo kurz vorher die Wellen des Meeres wogten. Eine Menge Menſchen hatte die erſten Schrecken überwunden und war ohne Scheu hinabgeſtiegen, um Fiſche und Anderes aufzuleſen und zu fangen, als plötzlich die Meereswogen wie im Zorn hereinbrachen, das verlaſſene Gebiet wieder einzunehmen und meilenweit über die alten Ufer ſtürzten, ſo daß eine zahlloſe Menge Menſchen zu Grunde ging, die größten Schiffe über Häuſer weg auf das Land geſchleudert, die Einwohner mit ihren Häuſern weggeſchwemmt wurden. Alexandrien allein verlor an dieſem unheilvollen Tag 50,000 Menſchen. In dieſem und andern ſchreckensvollen Ereigniſſen fand man ſpäter die furchtbare Zeit vorher verkündet, in welcher das römiſche Reich unter den Händen barbariſcher Völker in Trümmer gehen ſollte.

Nachdem wieder Friede zwiſchen Gothen und Römern eingetreten, wurde plötzlich das große gothiſche Reich von unermeßlichen Schaaren mißgeſtalteter Aſiaten angefallen. Es waren die Hunnen, ein Sammelname wahrſcheinlich ſeythiſcher Stämme. Sie ſtammten aus Nordaſien, den ungeheuren Steppen zwiſchen Rußland und China. Ihre Wanderungen und Plünderungen beſonders des chineſiſchen Reiches dauerten ſchon ſeit Jahrhunderten. Was ſie bewog, gegen Ende des vierten Jahrhunderts ſich weſtwärts zu wenden, ob ſie, wie vorher Andere drängend, jetzt von Andern gedrängt wurden, oder ob Wanderluſt und Ausſicht auf neue Eroberungen ſie gegen Europa trieb, iſt nicht deutlich. Mit ihrem Zug über die Wolga begann der Zuſammen-

ſturz der alten Welt, auf deren Trümmern neue Reiche ſich erheben ſollten. Die Schilderungen ſämmtlicher Schriftſteller des Alterthums ſtimmen darin überein, daß ihre Körper ebenſo häßlich und mißgeſtaltet, als ihre Sitten roh und ſchamlos waren. Darum hielt man ſie für Abkömmlinge der ſagenhaften Alraunen Scythiens und der böſen Geiſter, ein Aberglaube, der den Schrecken vor ihnen noch größer machte und nicht wenig zu ihren blutigen Siegen beitrug. Als ein Hirtenvolk in Familien und Stämme eingetheilt, hatten ſie weder Häuſer noch Städte, ſondern wohnten unter Zelten und wanderten mit ihren zahlreichen Heerden von Ort zu Ort, Weide ſuchend. Sie glichen an Mißgeſtalt, aber auch an Schamloſigkeit und Wolluſt den Affen, und waren ſo abgehärtet, daß ſie weder des Feuers, noch der Zubereitung der Speiſen bedurften, vielmehr von Milch und von rohem Fleiſch lebten, das ſie den Pferden auf den Rücken legten und etwas warm ritten. Klein von Geſtalt, hatten ſie einen gedrungenen ſtarken Gliederbau, kleln geſchlitzte Augen, gequetſchte Naſen, aufgeworfene, dicke Lippen, dicke Hälſe, gelbe Haut und waren bartlos gleich den Verſchnittenen, da ſie den ſeiner Zeit keimenden Haarwuchs mit Gewalt zu unterdrücken wußten. Niemand baute bei ihnen das Feld oder berührte je einen Pflug. Sie mieden das Dach elnes Hauſes wie ein Grab. Die Heerden gaben ihnen Stoffe zu Kleidern und Zelten, die roh und kunſtlos gearbeitet von ihnen ſo lange gebraucht wurden, bis ſie in Fetzen gingen, um andern derſelben Art Platz zu machen. Von ihren Pferden waren ſie unzertrennlich und ſchienen mit ihnen wie zuſammengewachſen. Darum beſtand auch ihre Stärke in der Reiterei. Zu Fuß zu kämpfen, verſtanden ſie nicht, da ihre Beine vom ewigen Sitzen krumm, und ſie unſicher auf ihren Füßen waren. Um ſo gefürchteter waren ihre Reiterhaufen, wenn ſie in keilförmigen Maſſen unter ſchrecklichem Kriegsgeſchrei einherrasten, wie der Sturmwind ſchnell und unerwartet erſchienen, und eben ſo flüchtig wieder von dannen jagten. Dieſe erſtaunliche Schnelligkeit in den Bewegungen, ihre Geſchicklichkeit im Pfeilſchießen, ſowie ihre Gewandtheit, Stricke wie Schlingen auf den Feind zu werfen und zuſammenziehend ihn gleichſam gebunden niederzureißen, dazu ihre fürchterliche Häßlichkeit, flößte auch den tapferſten Völkern des Abendlandes Grauen ein. Frauen und Kinder führten ſie auf Wagen mit ſich. Schamlos und wollüſtig beſeelte ſie außerdem eine unmäßige Gier nach Gold und Silber. Ihre Raubzüge übertrafen Alles, was bis dahin bekannt geweſen. Sie zerſtörten Alles von Grund aus und ſchleppten die Bewohner der verwüſteten Länder in harte Sklaverei, beſonders waren Frauen ſchweren, unnennbaren Mißhandlungen ausgeſetzt.

Als ſie die Wolga überſchritten hatten, ſtießen ſie zuerſt auf das Volk der Alanen, die zwiſchen der Wolga und dem Don ihre Wohnſitze hatten, und die nach tapferer Gegenwehr der Kriegsmacht der Aſiaten erlagen. Nachdem ihr König in der Schlacht gefallen war, flüchtete ſich ein Theil in die Gebirge des Kaukaſus zwiſchen dem ſchwarzen und kaſpiſchen Meere, ein anderer

drang kühn nordwestlich an die Gestade der Ostsee, vereingte sich dort mit den germanischen Stämmen, um später mit ihnen Gallien und Spanien zu erobern, der größere Theil unterwarf sich den Siegern und drang in solcher Vereinigung in das gothische Reich. Hermanarich lebte noch in hohem Alter. Da, beim Herannahen so furchtbarer Feinde, schienen die scythischen Stämme mehr geneigt mit den Hunnen sich zu vereinigen, als gegen sie zu kämpfen. Als einer der Häuptlinge der Roxolanen zu ihnen überging, ließ Hermanarich des Verräthers Gemahlin von Pferden zerreißen. Dafür nahmen ihre Brüder Blutrache, brachten ihm schwere Wunden bei, ohne ihn zu tödten. In diesem Zustande, alt und krank, der Feind an den Grenzen, das Reich selbst voll Zwietracht, Furcht und Verwirrung, tödtete er sich selbst. Kaum war er todt, so zerfiel sein gewaltiges Reich. Withimer, zum König der Ostgothen erwählt, widersetzte sich eine Zeit lang im Vertrauen auf scythische Söldnerschaaren mit Erfolg den Hunnen und Alanen, wurde aber endlich nach mehrfachen Niederlagen besiegt und in der Schlacht getödtet. Die Ostgothen unterwarfen sich, bis auf einen Theil, der sich mit Witherich, dem unmündigen Sohne des gefallenen Königs, an den Dniester zurückzog, durch den Ost- und Westgothen von einander geschieden waren. Die Westgothen waren durch Ausbreitung des Christenthums unter ihnen in zwei Theile zerrissen: die noch heidnisch waren, hingen Athanarich, aus dem Geschlechte der Balten an, die aber das Christenthum angenommen hatten, schaarten sich unter Fridigern und Alavivus. Vereinigt vor dem gemeinschaftlichen Feinde hatten sie den Muth, ihn an den Ufern des Dniester zu erwarten. Aber die Hunnen setzten in einer mondhellen Nacht an einer andern Stelle über den Fluß, umgingen und zwangen sie nach schwerem Verlust zum schleunigen Rückzug in die gebirgigen Gegenden. Nun sollte eine Mauer, die in aller Eile aufgeführt wurde, und vom Pruth bis an die Donau reichte, die zerstörenden Einfälle der Hunnen abhalten. Aber der größere Theil der Westgothen hatte sich schon vorher von Athanarich getrennt und hielt sich nur dann für sicher, wenn die mächtigen Fluthen der Donau zwischen ihnen und den Hunnen dahin strömten. Sie rückten deßwegen unter Fridigern und Alavivus eilig an die Ufer und schickten eine Gesandtschaft an Kaiser Valens mit der Bitte um Aufnahme in's römische Reich und dem Versprechen, den Gesetzen zu gehorchen und die Grenzen zu vertheidigen. Athanarich aber, aus Scheu vor seinem Eide, das römische Gebiet niemals zu betreten, zog sich in die Thäler und Wälder von Siebenbürgen zurück. 376.

Die Nachrichten von den ungewöhnlich drohenden Bewegungen unter den Völkern des Nordens, welche jetzt erst in's römische Reich gelangten, fanden anfangs wenig Glauben. Als aber die gothischen Gesandten erschienen und durch ihre Bitte die Thatsache bestätigten, daß das sonst so gefürchtete Volk plötzlich und mit Gewalt aus seinen Wohnsitzen vertrieben, mit Weibern und

Kindern an den Ufern der Donau umherirre, regte das Alles mehr Freude, als Furcht. Schmeichler priesen das Glück des Fürsten über alle Maßen, das ihm jetzt von den fernsten Ländern wider Erwarten eine zahlreiche junge Mannschaft zuführe, und ihm dadurch ein unüberwindliches Heer schaffe, — ebenso wußte man die große Geldsummen für den kaiserlichen Schatz schon zu berechnen, die bisher provinzweise jährlich statt einer förmlichen Truppenaushebung entrichtet wurden. Die Bitte der Gesandten wurde also gewährt, und auf kaiserlichen Befehl Vorbereitung für den Uebergang und Unterhalt so großer Volksschaaren getroffen. Ja man trug eifrig Bedacht, sagt Ammian, daß nicht Einer dieser kräftigen Zerstörer des Reichs, und wäre er selbst von einer tödtlichen Krankheit befallen, zurückbleibe. Aber er selbst erzählt alsbald auch die niederträchtigen Handlungen der Römer, durch welche dieses flehende Volk zu wüthender Rache aufgestachelt wurde. Die von Valens gestellten Bedingungen lauteten nämlich, die Westgothen sollten ihre Waffen abliefern, die Lebensmittel, welche sie brauchten, pünktlich bezahlen und wahrscheinlich noch die Kinder der Vornehmen als Geiseln stellen. Das Uebersetzen so vieler Menschen über einen so großen Strom war eine Aufgabe voll Mühe und Gefahr. Trotz einer ganzen Flotte von Schiffen und kleinen Fahrzeugen, einer Menge Flösse und ausgehöhlter Baumstämme dauerte die Arbeit viele Tage und Nächte ununterbrochen fort, wobei Viele, da die Donau durch unaufhörliche Regengüsse angeschwollen war, aus Ungestüm oder Ungeschick, das andere Ufer zu erreichen, von den Wellen fortgerissen wurden und ertranken. Die, welche aufgestellt waren, die Zahl der Gelandeten zu zählen, standen bald mit Verwirrung und Schrecken davon ab. Eine wahrscheinliche Berechnung schätzte die Zahl gothischer Männer auf 200,000, so daß die Gesammtzahl mit Frauen, Kindern und Sklaven sich gegen eine Million belief. Es war der Anfang des Unglücks für die Römer, daß Männer von gemeiner Habsucht und niedriger Gesinnung das Ganze zu leiten hatten. Gegen Geld und Geschenke ließ man den Gothen ihre Waffen, noch lüsterner blickte man auf ihre schönen Frauen und Kinder und suchte sie ihnen zu entreißen. Als nach vollendeter Ueberfahrt große Hungersnoth entstand, sei es absichtlich oder wegen unterlassener Fürsorge, begannen die Römer mit den Hungernden so niederträchtigen Handel, daß sie für jeden Hund, den sie weit und breit auftreiben konnten, sich einen Sklaven geben ließen und sogar Söhne von Häuptlingen mit sich fortschleppten. Inzwischen waren auch Reste der Ostgothen unter Witherich am andern Ufer angekommen und baten um dieselbe Gunst, an das andere Ufer übersetzen zu dürfen. Ihre Bitte wurde abgewiesen. Unter den Gelandeten nahm der Mangel an Lebensmitteln mitten in einer reichen fruchtbaren Provinz immer mehr zu. Als die Römer ihren verruchten Handel noch lange fortzusetzen Miene machten, die Gothen in kleine Haufen zu trennen und durch die Provinz zu zerstreuen suchten, nahmen endlich diese eine drohende Stellung ein und versuchten sich mit Gewalt zu ver-

ſchaffen, was gemeine Habſucht vor ihnen verbarg. Da auch die Römer ihre Vorkehrungen trafen und die Donauufer von den Wachtpoſten entblößen mußten, benützten die Oſtgothen ſchnell die günſtige Gelegenheit und ſetzten über die Donau, ohne die Römer weiter zu fragen. Von Lupicin, dem römiſchen General gedrängt, zogen die Weſtgothen unter Fridigern und Alavivus in langſamen Märſchen landeinwärts und gelangten nach Marcianopel, hatten ſich aber voll Mißtrauen gegen die Römer vorher ſchon mit den Oſtgothen in Verbindung geſetzt. In Marcianopel ließ Lupicin, Statthalter daſelbſt, die Häuptlinge der Gothen zu einem Gaſtmahl laden, die ganze Maſſe aber nicht in die Stadt, ſondern durch aufgeſtellte Poſten in gehöriger Entfernung von den Mauern entfernt halten, ſo dringend ſie auch baten, ihnen auf dem reich gefüllten Markt den Einkauf der nöthigen Lebensmittel zu geſtatten. Wie vorauszuſehen war, kam es von lebhaftem Wortwechſel und zornigen Vorwürfen bald zum Handgemeng. Als man ſich einiger Gothen bemächtigen wollte, griffen alle zu den Waffen, erſchlugen die ganze Soldatenabtheilung und plünderten ſie aus. Dieß wurde Lupicin heimlich gemeldet, während er an einer ſchwelgeriſchen Tafel halb trunken, halb ſchlafend ausgeſtreckt lag. Aus Rache gab er den Befehl, das ganze Gefolge der beiden Häuptlinge, das als Ehrenwache oder zur Sicherheit bei ihnen war, und vor dem Palaſt harrte, niederzuhauen. Das brachte die Flamme zum Ausbruch. Als ſich dieſe Nachricht unter das vor das Stadt lagernde Volk verbreitete, rottete es ſich zuſammen und drohte in der Meinung, daß ihre Fürſten mit Gewalt zurückgehalten würden, die Thore zu erbrechen und Alles zu erwürgen. Das drohende Geſchrei drang bis in den Palaſt. Fridigern, ſchnell beſonnen wie er war, und in Beſorgniß, man möchte ihn ſammt ſeinen Begleitern gefangen nehmen und ſie als Geiſeln zurückbehalten, verlangte trotzig mit ſeinen Genoſſen augenblicklich freien Abzug, wenn die Gefahr für die Stadt abgewendet werden ſolle, da das Volk in der Vorſtellung, ſeine Heerführer ſeien unter dem Scheine freundlicher Aufnahme in's Verderben gelockt worden, in wildem Aufſtand ſich erhoben habe. So retteten ſie ſich und verließen alle die Stadt, von den Ihrigen mit Jubel und Freudengeſchrei empfangen. Damit hatte der Krieg ſeinen Anfang genommen. Von wilder Kampfesluſt erfüllt entfalteten ſie nach alter Sitte ihre Kriegszeichen und ließen die den Römern ſo ſchauerlichen Schlachthörner ertönen. Blitzſchnell waren die nächſten Dörfer ausgeplündert und angezündet, und ſo weit ihr Arm reichte, ſchreckliche Verwüſtung angerichtet.

Jetzt erſt überblickte Lupicin die Größe der Gefahr, die er muthwillig und ohne Noth hervorgerufen hatte. In aller Eile bot er Truppen auf mit dem unüberlegten Entſchluß, den Gothen ein Treffen zu liefern. Neun Meilen von Marcianopel traf er die, welche er ſuchte und die ihn erwarteten. Aber ein einziger wüthender Anfall der Gothen genügte, die römiſchen Reihen zu durchbrechen, und was nicht unter ihren Händen ſtarb, in ſchmähliche Flucht zu

jagen. Lupicin verlor seine Fahnen, Tribunen und die tapfersten Soldaten, er selbst rettete sich und eilte in gestrecktem Lauf in die Stadt zurück. Das offene Land war in der Gewalt der Gothen, ja noch mehr, von diesem Tage an waren sie Herren des Reiches. Die angrenzenden Landschaften sammt ihren unschuldigen Bewohnern mußten die Feigheit und die Habsucht der kaiserlichen Beamten schwer büßen. Aber Gefahren drohten auch entfernteren Provinzen und zuletzt dem ganzen Reiche. Das Gerücht von dem Sieg der Gothen hatte schnell über das ganze Land sich verbreitet und erreichte auch die beiden gothischen Häuptlinge Suerid und Colias, die schon lange vorher mit ihren Anhängern in Schutz und Dienst des Reiches aufgenommen waren und den Winter über in den Gegenden Adrianopels zubrachten. Plötzlich traf ein Befehl des Kaisers ein, worin ihnen geboten war, über den Hellespont zu setzen, um sie so der Berührung mit ihren Landsleuten zu entziehen. Sie weigerten sich nicht, dem Befehl zu gehorchen, baten aber um Zehrung, Lebensmittel und einen Aufschub von zwei Tagen. Dieß wurde ihnen abgeschlagen, ja der oberste Befehlshaber der Stadt, der ihnen sonst nicht gewogen war, weil auf seinem Landsitze Verwüstungen vorgekommen waren, die er ihnen zuschrieb, bewaffnete den Pöbel der Stadt und die zahlreichen Arbeiter einer Waffenfabrik, und forderte bei schweren Strafen augenblicklichen Aufbruch. Die Gothen waren anfangs über den so unerwarteten Anlauf des Stadtpöbels mehr erstaunt als erschreckt, und beobachteten eine Zeit lang dumpfes Stillschweigen. Als aber unter Schmähungen und Verwünschungen Pfeilschüsse unter sie fielen, war ihre Geduld zu Ende. Sie brachen los, zermalmten die ersten Reihen der Schreier, trieben die Uebrigen in eine schimpfliche Flucht, mit leichter Mühe unter ihnen mordend, und legten die den Todten abgenommenen, zum Theil glänzenden Rüstungen, sich selbst an. Jetzt erst vereinigten sie sich mit Fridigern, der in der Nähe erschienen war, und bedrängten die eingeschlossene Stadt von allen Seiten. Aber ihre ungeordneten Angriffe und die gänzliche Unkenntniß der Belagerungskunst brachten ihnen viele Verluste, so daß endlich Fridigern rieth, unter Zurücklassung einer hinlänglichen Mannschaft von dem unausführbaren Vorhaben abzustehen, und mit den Worten, „er halte Frieden mit den Mauern", vorschlug, an den reichen und fruchtbaren Gegenden für die empfangenen Mißhandlungen Vergeltung zu üben. So breiteten sie sich über ganz Thracien aus, wobei ihnen Gefangene oder solche, welche sich freiwillig unterworfen hatten, die wohlhabendsten Ortschaften anzeigten. Außerdem strömten aber auch ganze Haufen von Gothen herbei, die entweder von Handelsleuten als Sklaven verkauft worden waren, oder beim Eintritt in das römische Gebiet halb todt vor Hunger um einen Schluck schlechten Weines oder um ein Stück geringen Brodes sich in Sklaverei begeben hatten. Außerdem kam noch eine Menge Goldgräber aus den Bergwerken zwischen Philippi und Philippopolis, welche die schweren Abgaben nicht mehr erschwingen konnten. Diese besonders führten die

Gothen auf wenig bekannten Pfaden in die verborgenen Getraidemagazine und die geheimen Verſtecke und Schlupfwinkel der Einwohner. Da wurde dann auch nichts verſchont, weder Alter noch Geſchlecht. So unbarmherzig man ihnen die Kinder entriſſen und unter dem Namen Geiſeln weggeſchleppt hatte, ſo gefühllos wurden jetzt Säuglinge von den Brüſten ihrer Mütter geriſſen, gar getödtet und dieſe als Sklavinnen weggeführt, die Männer ohne Erbarmen erſchlagen und über ihren Leichen die Kinder in Sklaverei weggeſchleppt.

3) Valens ereilten dieſe Nachrichten in Antiochien, wo er mit dem Kriege gegen die Perſer beſchäftigt weilte. Er wollte unverweilt nach Conſtantinopel aufbrechen, ſuchte aber vorher mit den Perſern ein Uebereinkommen zu treffen und ſchickte Profuturus und Trajan, zwei Generale, voraus, die zwar von ſich ſelbſt eine große Vorſtellung hatten, aber zum Krieg gegen die Gothen ganz untüchtig waren. Da er die Größe der Gefahr wohl einſah, bat er zugleich Kaiſer Gratian, ſeinen Neffen, um ſchleunige Hülfe. Die römiſchen Generale beſchloßen mit den aus Armenien herbeigerufenen Legionen und mit den aus Gallien herbeigezogenen Cohorten, meiſtens Franken unter Richomer, den Gothen ſobald wie möglich die Spitze zu bieten. Dieſe hatten in der Nähe der ſüdlichſten der ſechs Donaumündungen ein Lager bezogen, ihre zahlreichen Wagen in Form eines Kreiſes ringsum aufgeführt und genoßen im Schutze derſelben wie hinter Stadtmauern in Muße ihre reiche Beute. Ganz in ihrer Nähe bei der Stadt Salices etwa zwiſchen Tomi und Salinuris lagerten auch die Römer. Fridigern, der durch eine Menge von Ueberläufern von allem unterrichtet wurde, was im römiſchen Lager vorging, beobachtete mit wachſamem Auge ihre Bewegungen und rief aus Beſorgniß, angegriffen zu werden, alle auf Raub und Plünderung ausgezogenen Schaaren zurück. Die jetzt innerhalb des Lagers dicht zuſammengedrängte Maſſe begehrte mit wildem Geſchrei die Schlacht, und wurde darin von den Häuptlingen beſtärkt und angefeuert. Da der Tag ſchon weit vorgerückt war, wurde die Entſcheidung auf den folgenden Tag verſchoben, und die ganze Nacht ſchlaflos mit Zurüſtungen hingebracht bei den Gothen, wie bei den Römern. Mit dem Grauen des Tages riefen die Signale auf beiden Seiten zu den Waffen. Unter wildem Kriegsgeſchrei begann die Schlacht zuerſt mit Lanzen und Wurfſpießen aus der Ferne, darauf das dichteſte Handgemeng, ſo daß Schild gegen Schild und Fuß gegen Fuß entgegenſtand. So tapfer die Legionen aus Armenien fochten, ſo furchtbar war der wüthende Anfall der Gothen. Sie hatten ſich vor Beginn der Schlacht durch einen Schwur feierlich verpflichtet und führten ihre im Feuer gehärteten Keulen gewandt und mit ungeheurer Wucht, ſo daß endlich der linke Flügel der Römer in Unordnung zurückwich. Aber dieſer Erfolg der Gothen wurde durch andere Verluſte aufgehoben. Als der ſinkende Tag den mörderiſchen Kampf endigte, kehrten beide Theile in trauriger Stimmung in ihr Lager zurück. Das ganze Schlachtfeld war mit Leichnamen bedeckt, die alle, mit Ausnahme einiger

Anführer von höherem Rang unbeerdigt blieben und den Raubvögeln zum Fraße dienten, so daß ganze Haufen gebleichter Gebeine noch nach Jahren ein schauerliches Denkmal des erbitterten Kampfes waren. Empfindlicher fühlten die Römer ihren Verlust, aber auch die Gothen waren so überrascht, daß sie sieben Tage lang in dem Kreis ihrer Wagenburg wie eingeschlossen sich nicht blicken ließen.

Nach diesem Ausgang der Schlacht zogen sich die Römer auf Marcianopel zurück mit dem Entschluß, die Gothen durch Mangel und den Druck ihrer eigenen Masse zu vernichten: sie sollten, da sämmtliche Lebensmittel in feste Städte gebracht wurden, sonst aber alles verheert und verzehrt war, dem Hungertode zur Beute werden. Aber der Plan, sie durch gewaltige Dämme und Schanzen zwischen der Donau und wüsten Einöden einzuzwängen, mußte bald wieder aufgegeben werden, da neue Haufen über die Donau gedrungen, und die Gefahr für die Römer nahe war, umgangen und gänzlich vernichtet zu werden. So zogen sie sich zurück und mußten das Land von der Donau bis zum Rhodope und der Meerenge einem erbitterten, erbarmungslosen Feinde überlassen, der bei Dibaltum eine römische Abtheilung unter Barcimer gänzlich vernichtete. Dagegen gelang es Frigerid, einem Germanen in römischen Diensten, wie Barcimer, die Taifalen unter ihrem Anführer Farnobius zu überfallen, diesen nebst vielen andern zu erschlagen und die Uebrigen gefangen zu nehmen, die dann alle nach Italien in die Gegend von Mutina, Regium und Parma verwiesen und zum Landbau angehalten wurden. Auch Sebastian, der neue von Valens ernannte Befehlshaber des Fußvolkes, wußte einen großen Haufen Gothen, die schwer mit Beute beladen waren, zu zersprengen und den größten Theil zu tödten. Es waren lockende Sonnenblicke vor einem furchtbaren Sturme.

Indessen war Valens von Antiochien in Constantinopel angelangt, verließ aber die Hauptstadt nach einem Aufenthalt von zwölf Tagen zum Theil genöthigt durch das thörichte Geschrei der Einwohner, die ihn als Urheber des allgemeinen Unglücks beschuldigten und im tollen Uebermuthe Waffen verlangten, um die Provinzen von den Verwüstungen der Gothen zu befreien. Auf seine Briefe an Kaiser Gratian war ihm die Nachricht zugekommen, daß dieser nach Ueberwältigung der Alemannen aufgebrochen sei und ihm mit seiner ganzen Macht zu Hülfe eile. So erwünscht ihm diese Mittheilung sonst gewesen wäre, so eifersüchtig machte ihn jetzt die nahe Hülfe. Denn schon waren von Sebastian, wohl übertriebene, Schilderungen seines Sieges eingegangen, dazu kamen vielleicht noch schmeichelhafte Reden von Palastdienern, so daß er vor Begierde brannte, mit den Gothen vor Ankunft der Abendländer handgemein zu werden und den Sieg allein zu erringen. Das Heer, durch zahlreiche Schaaren von Veteranen verstärkt und von nicht untüchtigen Kriegsobersten geführt, gelangte schnell gegen die Erwartung der Gothen bis unter die Mauern von Adrianopel, wo es ein durch Pallisaden und Gräben verschanztes Lager bezog. Kaum angekommen, empfieng Valens durch Richomer, den General der Haus-

truppen, ein Schreiben Gratians, worin er ihm sein baldiges Eintreffen meldete und ihn bat, sich nicht allein und blindlings in einen übereilten Kampf zu stürzen. Ein alsbald zusammengerufener Kriegsrath war über das, was geschehen sollte, getheilter Meinung. Während Einige nach dem Vorgang Sebastians auf eine alsbaldige Entscheidung drangen, trug Victor, General der Reiterei, ein Sarmate von Geburt, darauf an, den Mitregenten zu erwarten, um verstärkt durch das gallische Heer um so gewisser der Gothen Herr zu werden. Aber die hochmüthige Verblendung des Kaisers, genährt noch durch die laute Schmeichelei einiger Höflinge, welche Gratian keinen Theil an dem gewissen Siege zugestehen und Nichts von einem Aufschub wissen wollten, behielt die Oberhand. Schon wurden für den entscheidenden Kampf alle Vorkehrungen getroffen, als ein christlicher Priester, in Begleitung einiger andern Gothen, als Gesandter Fridigern's im römischen Lager erschien. Freundlich aufgenommen, überreichte er dem Kaiser ein Schreiben, worin die Leiden und Drangsale des gothischen Volkes, das durch wilde Horden aus seinen Wohnsitzen vertrieben worden, mit beredten Worten geschildert und die Bitte gestellt war, ihm die einzige Provinz Thracien mit allem, was es an Vieh und Getreide enthalte, zu überlassen, wofür es sich zu einem ewigen Frieden verpflichte. Der Gesandte hatte aber noch ein geheimes Schreiben Fridigern's, worin dieser dem Kaiser andeutete, daß er dem Muth seines Volkes nicht anders Einhalt thun, noch dasselbe zu günstigen Bedingungen für den Frieden stimmen könne, als wenn er durch die Nähe und den Schrecken des kaiserlichen Heeres unterstützt würde. Da die Botschaften des Gesandten so zweifelhafter Natur waren, vielleicht aber auch, weil der Plan des Kaisers feststand, und er nach Siegeslorbeeren dürstete, wurde der Gesandte mit einer ausweichenden Antwort entlassen.

4) So brach denn der für die Römer so unglückselige Tag an, — es war der 9. August des Jahres 378. Mit der Morgenröthe setzte sich das ganze Heer in Bewegung, nachdem es sämmtliches Gepäck niedergelegt und mit einer starken Bedeckung unter den Mauern von Adrianopel zurückgelassen hatte. Der Kriegsschatz, die kaiserlichen Insignien und die Räthe des Kaisers befanden sich in der Stadt. Der Marsch ging lange auf unebenem steinigten Boden vorwärts, endlich, als der heiße Tag schon sehr weit vorgerückt war, zeigte sich beim neunten Meilensteine die Wagenburg der Gothen, die in kreisrunder Ordnung auf das Sorgfältigste aufgefahren und in einander gereiht war. Während jener wilde Kriegsgesang ertönte, stellten die römischen Feldherrn ihre Truppen in Schlachtlinie, so zwar, daß die Reiterei auf dem rechten Flügel vorgeschoben wurde, der größte Theil des Fußvolkes etwas rückwärts Halt machte. Um so langsamer konnte der linke Flügel geordnet werden, weil der für ihn bestimmte Theil der Reiterei, sei es durch einen Mißgriff in den Befehlen, oder aus Unkenntniß der Gegend, noch auf dem Marsche war. Um dies gut zu machen, mußten die Soldaten mit Schnell-

ſchritten herbeieilen und langten um ſo ermüdeter in ihren Stellungen an. Dazu kam nach einem ſo ermüdenden Marſche ein brennender Durſt, da ſie den glühenden Sonnenſtrahlen ſchutzlos ausgeſetzt waren, und zu allem dem glühte die weite Ebene in Flammen, welche die Gothen abſichtlich angezündet hatten und mit Holz und andern brennbaren Stoffen zu nähren eifrig bemüht waren. Ein anderer, nicht minder verderblicher Umſtand aber war: die Römer hatten ſeit ihrem Aufbruch nichts mehr gegeſſen, ſo daß Menſchen und Vieh von einem peinlichen Hunger gequält wurden. Inzwiſchen ſchickte Fridigern noch einmal einen Friedensboten mit dem Begehren, ihm ſobald als möglich einige auserwählte Männer von Adel als Geiſeln zu ſenden, um dann das Weitere vereinbaren zu können. Nach dem für die Römer ſo unglücklichen Ausgang der Schlacht hat man dieſe Handlung des Gothenfürſten als Kriegsliſt gedeutet, um durch Handlungen ohne Ernſt und Redlichkeit die Zeit hinzubringen, bis ſie, durch Hunger und Durſt noch mehr erſchöpft, um ſo gewiſſer unterliegen würden. Der neue Vorſchlag wurde im römiſchen Heere jetzt nicht ohne Beifall aufgenommen, und der Hausmarſchall Equitius, ein Verwandter des Kaiſers, dazu auserſehen, ſich den Gothen als Geiſel zu ſtellen. Als er aber Einwendungen machte, weil er ſchon einmal ihr Gefangener geweſen und erſt kürzlich ihnen durch Flucht entſchlüpft war, bot ſich der Franke Richomer, der die Botſchaften Gratians überbracht hatte, alsbald an und machte ſich auch ſogleich auf den Weg in's gothiſche Lager. Er hatte beinahe den Raum zwiſchen beiden Heeren zurückgelegt, als ein unzeitiger und unkluger Angriff der iberiſchen Bogenſchützen unter Bacurius, die aber eben ſo feige dann wieder zurückwichen, die Schlacht entzündete. Dieß hinderte Richomer, weiter vorwärts zu gehen, denn zu gleicher Zeit ſchoß jetzt auch die Reiterei der Oſtgothen unter Alatheus und Saphrar wie ein gewaltiger Blitzſtrahl zwiſchen den hohen Bergen hervor, ſchmetterte Alles zu Boden, was ihnen entgegenſtand, und verbreitete weithin Schrecken und Verwirrung. Die entbrannte Schlacht wüthete auf allen Seiten. Beide Heere ſtießen auf einander, wie zwei Schiffe, deren Seiten von Eiſen ſind, und ſchwankten auf und nieder, unter ihren eigenen Angriffen, wie von den Wellen des Meeres hin und her getragen. Bald bedeckte ſich die ganze Ebene mit den dichteſten Staubwolken, ſo daß man nichts weder vor noch über ſich ſehen konnte. Dabei ertönte das ganze Schlachtfeld von dem wildeſten Mord- und Kriegsgeſchrei. Der linke Flügel der Römer war bis an die Wagenburg der Gothen und wäre noch weiter vorgedrungen, als er ſich plötzlich von der Reiterei verlaſſen und auf offener Ebene den wüthenden Angriffen der gothiſchen Geſchwader preisgegeben ſah, ſo daß er unter ihren Hufen wie ein zuſammenſtürzendes Haus in Trümmern zuſammenbrach. Sie hatten mit Todesverachtung geſtritten, konnten aber in Haufen zuſammengepreßt von ihren Waffen nur halben Gebrauch machen. Inmitten des unermeßlichen Gewühles begann ein ſolches Morden, daß von dem fließenden Blute das Erdreich aufweichte und Schritt

und Tritt unsicher wurde. Valens hatte mit dem Muthe und der Tapferkeit eines alten Römers gestritten, als aber die Reiterei geflohen war, und er sich plötzlich sogar von seinen Garden getrennt sah, flüchtete er sich, mit Mühe über Haufen von Leichen hinwegsetzend, in die Reihen der Lancearier und Mattiarier, die noch festen Fußes und unerschüttert bis auf's Aeußerste Stand hielten. Bei seinem Anblick rief Trajan mit lauter Stimme, daß Alles verloren sei, wenn man nicht dem Kaiser schleunige Hülfe zuführe. Darauf eilte Victor weg, um die in der Hinterhut weit davon stehenden Cohorten der Bataver herbeizuführen. Als er sie nicht mehr fand, wurde er vom Strome der Fliehenden fortgerissen, ebenso retteten sich Richomer und Saturnin. Endlich machte die Nacht dem gräßlichen Mordgewühl ein Ende. Der Kaiser war verloren. Nach der Erzählung von Einigen hätte er sich zu Pferd noch retten können, habe aber die Niederlage der Seinigen nicht überleben wollen, und sei kämpfend gefallen. Die Meisten aber erzählen, Valens sei nicht auf der Stelle gestorben, sondern schwer verwundet von einigen Adjutanten und Kämmerlingen von dem Schlachtfelde weg in ein nahes Haus gebracht und dort, während ungeschickte Hände einen Verband anlegten, plötzlich von andringenden Gothen eingeschlossen worden. Als diese die verriegelten Thüren einzubrechen suchten, von oben her aber mit Pfeilen beschossen wurden, trugen sie, um nicht länger aufgehalten zu sein, Schilf und Holz zusammen, zündeten es an und verbrannten das Haus sammt allen, die drinnen waren. Einer der Begleiter suchte zu entspringen, wurde aber von den Gothen gefangen und versetzte sie in große Trauer, als er ihnen erzählte, daß sie sich des Ruhmes beraubt, den Beherrscher des Römerreiches lebendig gefangen zu haben. Derselbe wußte ihnen zum zweitenmal zu entgehen und brachte dann später die Kunde von des Kaisers Untergang.

Die Niederlage der Römer war ungeheuer, so groß, als die einst bei Cannä, aber weit verderblicher in ihren Folgen. Ueber zwei Drittheile des Heeres lagen vernichtet in ihrem Blute. Unter den Todten befanden sich Trajan, der den Kaiser in der äußersten Gefahr zu retten suchte, dann Sebastian, welcher in unseliger Verblendung Valens zum Verderben fortgerissen und so eifrig auf die Schlacht gedrungen hatte, überhaupt zwei Oberbefehlshaber der Reiterei und des Fußvolkes, zwei Großbeamtete des Palastes und fünfunddreißig Tribunen. Die zersprengten Reste des Heeres vermochten sich nicht wieder zu sammeln, sondern zerstreuten sich nach allen Seiten. Mit Tagesanbruch rückten die Gothen vor Adrianopel, das, wie sie wußten, den kaiserlichen Schatz in sich schloß. Aber all ihre Anstrengungen, die kühnste Todesverachtung, wahre Tollkühnheit, — Alles scheiterte an den festen Mauern und der Gewalt der Wurfmaschinen, welch letztere übrigens mehr durch die Masse der Geschoße in Erstaunen setzten, als durch ihre eigentliche Wirkung. Ein Versuch, die Stadt mit List und Verrath zu erobern, hatte denselben Erfolg. Endlich zeigten ihnen die Verluste eines

wiederholten Sturmes, wie thöricht sie gehandelt, daß sie nicht nach den Worten Fridigerns von der Belagerung einer Stadt sich ganz fern gehalten. Nach gepflogener Berathung wälzte sich das ganze Heer von den Mauern Adrianopels weg bis zu den Vorstädten von Constantinopel. Im Anblick der Hauptstadt des Reichs betrachteten sie voll Staunen den in unermeßlicher Länge sich ausdehnenden Umfang der Mauern, die Herrlichkeit der Stadt, die zahllose Menge, welche die Mauern füllten, die wundervolle Pracht von Land und Meer. Während sie aber heftig anstürmten und schon bis zu den Thoren vorgedrungen waren, geschah aus einem Thore ein Ausfall von einem Trupp von Saracenen, welche Valens kurz vorher in Dienst genommen hatte. Der Kampf war lang und hartnäckig, und zuletzt trennten sich beide Theile mit unentschiedenem Erfolg. Aber ein neuer bis dahin nicht gesehener Auftritt erregte unter den Gothen doch Staunen, wenn nicht Grauen. Einer der Saracenen, lang behaart und nackt bis auf den Gürtel, stürzte sich mit gezücktem Dolch und furchtbarem Gebrüll mitten unter die Gothen, stieß einen nieder und brachte dann schnell seinen Mund an die Wunde, um das hervorquellende Blut einzuschlürfen. Zuletzt zogen sie auch hier ab, zufrieden mit der reichen Beute der Vorstädte und des umliegenden Landes, und ergoßen sich mordend und plündernd in die nördlichen Provinzen. Ja so sehr war das Reich nach der Schlacht bei Adrianopel von aller Hilfe entblößt, daß sie ihre Streifzüge bis zu den Grenzen von Italien und des adriatischen Meeres, ohne auf Widerstand zu stoßen, ausdehnen konnten. Alle diese Bewegungen wurden für die Römer um so gefährlicher, als keine Provinz, keine Stadt zu finden war, in der nicht Gothen sich aufhielten, theils als Gefangene, theils als Söldner im Dienste des Kaisers. Um nicht noch Aergeres erdulden zu müssen, sollten alle diese zweideutigen Freunde und gefährlichen Feinde mit Einem Mal unschädlich gemacht werden. Deßwegen erließ Julius, der einzige Befehlshaber der Truppen jenseits des Taurus, einen geheimen Befehl, die in den verschiedenen Städten und Lagern vertheilten Gothen an Einem Tag unter dem Vorwand einer Solderhöhung zu versammeln und alle auf ein gegebenes Zeichen niederzuhauen. So geschah es, und die Römer rühmten sich, mit Einem Streich die morgenländischen Provinzen von großer Gefahr befreit zu haben.

Es waren bereits Monate verflossen und die Stelle des gefallenen Kaisers trotz der furchtbaren Noth so vieler Provinzen noch nicht ausgefüllt. Gratian war nämlich auf seinem Marsche nach den Ebenen von Adrianopel schon weit vorgerückt, als ihn die Nachricht und bald darauf die Zeugen der unglücklichen Schlacht und des Untergangs des Heeres ereilten. Außer Stande, das Geschehene ungeschehen zu machen und zu schwach, es zu rächen, zog er sich schnell von den Grenzen Thraciens nach Sirmium zurück, um mit reifer Ueberlegung die Schicksale des Reichs zu erwägen. Fünf Monate nach dem Tode des Valens stellte er dem versammelten Heere dessen Nachfolger vor, von dem

das römiſche Reich Außerordentliches erwartete. 379. Es war Theodoſius, den die Geſchichte mit mehr Recht als manchen Andern den Großen nennt. Zwar können die römiſchen Geſchichtſchreiber von ihm nicht rühmen, daß er die Niederlage von Adrianopel gerächt habe, aber was mehr iſt, daß er durch Klugheit dem zerrütteten Reiche den Frieden gewonnen, Gothen und Römer beinahe ausgeſöhnt habe. Freilich ſo lange Fridigern lebte, ſein überlegener Geiſt die Gothen zuſammenhielt und ihre Bewegungen leitete, war ihre Uebermacht unbeſtritten. Mit ſeinem Tode löste ſich die Maſſe in viele Theile, die zwar alle daſſelbe Intereſſe, aber nicht dieſelbe Einheit des Willens hatten. Empfindliche Verluſte und Verrath aus ihrer Mitte weckten die Sehnſucht wieder nach einem gemeinſamen Haupte. So kam Athanarich, der bisher ein müßiger Zuſchauer der außerordentlichen Thaten ſeines Volkes war, endlich über den von ihm ſo ſehr gemiedenen Strom, ja ſogar nach Conſtantinopel. Er wurde eigentlich von den Seinen vertrieben, weil er nicht von den Hunnen abhängig ſein wollte, während die andern Fürſten keine andere Rettung ſahen. Statt aber, wie Fridigern die Gothen zu Kampf und neuen Siegen zu führen, war er der verſtändige Vermittler eines ehrenvollen und vortheilhaften Friedens. Theodoſius, der Alles wohl zu ſchätzen wußte, ging ihm zuvorkommend weit entgegen, empfieng ihn freundlich und bewirthete ihn auf das Ehrenvollſte. Die herrliche Lage der Stadt, die Stärke und Schönheit der Mauern, die Größe des mit Schiffen gefüllten Hafens, der Zuſammenfluß ſo verſchiedener Völker, die glänzenden und geordneten Züge der Soldaten, all das waren Dinge, die ihn mit ungemeſſenem Staunen erfüllten. „Wahrlich“, ſoll er ausgerufen haben, „nun ſehe ich mit eigenen Augen, was ich früher hörte und nicht glauben wollte: fürwahr der Kaiſer iſt ein Gott auf Erden, und der verwegene Sterbliche, der es wagte, ſeine Hand gegen ihn zu erheben, iſt ſeines eigenen Blutes ſchuldig.“ Er lebte aber mitten in der üppigen Hauptſtadt, ſeinen früheren Sitten und Gewohnheiten entriſſen, nicht lange mehr, und wurde auf Theodoſius Befehl mit wahrhaft königlicher Pracht zu Grabe getragen. 382. In dieſe Zeit fällt der Abſchluß des Friedens zwiſchen Römern und Gothen, zunächſt der Weſtgothen. So wenig uns auch davon bekannt iſt, ſo ſcheint doch der größte Theil der Weſtgothen ſich in Thracien angeſiedelt zu haben, ein Theil der Oſtgothen ſpäter in Lydien und Phrygien. Sie ſtanden unter ihren Häuptlingen, behielten Sprache, Sitten und Gewohnheiten ungeſtört, und wurden nach ihren eigenen Geſetzen gerichtet, ohne der Gerichtsbarkeit römiſcher Geſetze und Obrigkeiten unterworfen zu ſein. Dagegen mußten fortwährend 40,000 Gothen unter dem Namen Bundesgenoſſen im Dienſte des Kaiſers ſtehen.

Damit ſchien dem mit ſo vielen Drangſalen heimgeſuchten Reiche endlich Ruhe und gegen auswärtige Feinde eine ſtarke Hülfe gewonnen zu ſein. Aber die Kluft zwiſchen Römern und Gothen war doch zu groß, als daß ſie in ſo

kurzer Zeit hätte ausgefüllt, die Machtverhältniſſe zwiſchen beiden zu ungleich, als daß auf lange hin ein dauerhafter Friede hätte gehofft werden können. Den Römern blieben die Gothen als Barbaren verächtlich wegen ihrer Sitten und Gewohnheiten, wegen ihres Mangels aller Bildung, und verabſcheuungswürdig, ja aller Flüche und Verwünſchungen werth, wegen der entſetzlichen Drangſale, welche durch ſie über ſo viele Provinzen, über ſo viele Tauſende friedlicher Bewohner gekommen, von denen die Todten glücklicher zu preiſen waren, als die Lebenden. So erzählt der hl. Hieronymus, daß auf ihren Zügen durch die weite Länderſtrecke von den Mauern Conſtantinopels bis an den Fuß der juliſchen Alpen nichts übrig geblieben ſei, als der Himmel und die Erde, daß nach Zerſtörung der Städte und Ausrottung des menſchlichen Geſchlechts das Land mit dichten Wäldern und undurchdringlichem Dorngebüſch überwachſen war, und daß die allgemeine, von dem Propheten Sophonias angekündete, Verödung in dem Mangel an wilden Thieren, Fiſchen, Vögeln vollendet ward. Wenn auch in dieſer Schilderung, wie Gibbon meint, Manches und beſonders der letzte Theil zu mildern wäre, ſo wird doch eine ſolche Maſſe von Jammer und Elend auf dieſen Provinzen und weithin wirkend auf dem Reiche gelegen ſein, daß die ſichtbaren Urheber derſelben Preis und Ruhm nicht erwarten konnten. Aber ſie gaben die Verachtung der Römer zehnfach zurück. Aus einzelnen Worten und Begebniſſen zwiſchen Römern und Gothen läßt ſich erſehen, mit welchem Stolz dieſe auf ein Volk herabſahen, das durch Sinnengenuß elend, durch Sklavenſinn feig geworden war, das ſich verſtümmelte, um dem Waffendienſt zu entgehen, das ſo ohne Muth, Kraft und Scham ſich alle Güter rauben ließ und nur um das Leben nach Art der Sklaven bettelte. Sie werden überall mit Stolz ſich ihrer Thaten und ihres Beſitzes gerühmt haben, drohend an ihre tönenden Waffen ſchlagend. Daß bei ſolchen Verhältniſſen manche Handlung des Uebermuths wird geſchehen und ungerochen geblieben ſein, bedarf der Worte nicht. Man mußte die ſchonen, welche allein noch gegen äußere und innere Feinde ſchützen konnten. Legionen im altrömiſchen Sinn gab es ſchon lange nicht mehr, wenigſtens beſtand das Heer meiſt aus den Schaaren barbariſch klingender Namen, die zwar unter den kaiſerlichen Adlern fochten, die aber auch neben ihnen die fantaſtiſchen Zeichen und Fahnen ihrer Heimath in der Schlacht hoch einhertrugen. Damals beſtand der weſentliche Theil römiſcher Staatskunſt, ein ſchwaches Abbild früherer Zeit, aber auch eine viel ſchwerere Kunſt, darin, die vielen Völker und Stämme gegen einander zu gebrauchen, und wo möglich zu ſchwächen, wenn nicht aufzureiben. So ſehen wir an der Seite der Kaiſer die Franken Richomer und Bauto gegen die Gothen, alsbald darauf die Gothen Alarich und Gainas gegen die Franken kämpfen, ein feindlicher Gegenſatz zwiſchen beiden Stämmen, der ſchon alt war, ſpäter, noch durch anderes geſchärft, erſt recht hervorbrach und ſeine giftigen Früchte trug. Damals konnte es aber geſchehen, daß die fein und mühevoll geſponnenen Netze römiſcher

Staatsweisheit von wilder Kraft plötzlich zerrissen wurden, einander feindlich gesinnte Völker sich die Hände boten, und gegen den gemeinsamen Feind instinktmäßig die gefürchteten Waffen kehrten. Es mußten die Schicksale des Reiches in Erfüllung gehen.

Kapitel 5.

Alarich.

1) Mit dem Tode des Kaisers Theodosius schien der gute Stern vom römischen Reiche gewichen zu sein. Er war der letzte jener gewaltigen Imperatoren, die an der Spitze der Legionen dem Feind des Reichs allüberall mit festem Schritt entgegentraten. Nach einem herben, vielgeprüften Leben allein wegen edler Eigenschaften auf den Kaiserthron gerufen, wußte er das Staatsschiff durch die von allen Seiten heranströmenden furchtbaren Gefahren ebenso tapfer und unerschrocken, als klug und fein berechnend, mitten hindurch zu lenken. Seine männliche, würdevolle Gestalt glänzt um so mehr, als nach ihm ein Geschlecht die Paläste von Rom und Constantinopel bewohnt, das elend an Leib und Seele die erstaunlichsten Anstrengungen macht, die Verachtung der ganzen Welt würdig zu verdienen. Es kommt jetzt jene von den Nationen verfluchte Palastregierung, in der Weiber und Eunuchen allein herrschen, die dann die in Purpur Geborenen den Völkern entfremden und ihre Liebe für das Menschengeschlecht durch Grausamkeit und Habsucht, durch Blut und Leichen beweisen, — ein Schauspiel voll Eckel und Entsetzen, da Gott und Göttliches als Hülle und Vorwand dienen mußte, ungerechten und schamlosen Handlungen Rechtfertigung und heiligen Schein zu geben.

In der Ueberzeugung, daß die Kraft eines Mannes nicht mehr ausreiche, das weit gedehnte Reich zu regieren und den an allen Grenzen lauernden Feinden die Spitze zu bieten, befahl Theodosius, daß nach seinem Tode das Reich unter seine Söhne getheilt, und Honorius über das Abendland, Arcadius über das Morgenland herrschen sollten. Nach dieser Theilung fielen Arcadius, damals gegen achtzehn Jahre alt, die Provinzen Thraeien, Kleinasien, Syrien und Egypten zu, Honorius aber, kaum eilf Jahre alt, Italien, Afrika, Gallien, Spanien und Britannien. Illyrien war zwischen beiden getheilt, Daeien und Macedonien fielen zum östlichen, Norikum, Pannonien und Dalmatien zum westlichen Reich. Nach dem Willen des Vaters regierte für den ersten in Rom Stilicho, für den zweiten in Constantinopel Rufinus. Aber kaum hatten diese im Namen der Unmündigen die Zügel der Regierung ergriffen, als die überstandenen Gefahren des Reiches klein erschienen gegen die, welche durch den geheimen und offenen Haß zwischen beiden sich jetzt erhoben im Osten wie im Westen. Rufinus, aus einem unbedeutenden Ort Galliens gebürtig, hatte

ſchon unter Theodoſius wichtige Aemter inne gehabt, ſeine Fehler aber, beſonders eine unerſättliche Habſucht, tief zu verbergen gewußt. Nachdem er ſo hoch geſtiegen und ihm ſo viel gelungen war, ſchmeichelte er ſich, durch Vermählung ſeiner Tochter mit Arcadius der Ahnherr von Kaiſern zu werden. Aber während er in dieſem Gedanken ſich gefiel und die Zukunft ſein nannte, hatte einer der vornehmſten Eunuchen des Palaſtes ihm die Zügel der Gewalt liſtig entwendet. Der junge Kaiſer, gefühllos gegen die Tochter ſeines Miniſters, wurde während deſſen Abweſenheit in Antiochien, um ſo geſchäftiger für Eudoria, die Tochter Bauto's, eines Frankenhäuptlings, entflammt. Als nun am Tage der Vermählung des Kaiſers das ganze Haus des Rufinus und vor allem deſſen geſchmückte Tochter des Bräutigams harrte, ging der glänzende Zug zu ſeinem unfaßbaren Staunen an ihm vorüber, um die ſchöne Eudoria mit dem Diadem zu ſchmücken und in den Palaſt einzuführen. Dieſer Schimpf, der den Gewaltigen unauslöſchlich lächerlich machte, dann ſchlecht verhehlte Eiferſucht auf die Pläne Stilicho's und die demſelben zu Gebot ſtehenden Mittel brachten nach ſeinem Willen einen neuen Gothenkrieg zum Ausbruch. Stilicho war ein Vandale, von Jugend auf dem Kriegsdienſte ergeben, und wegen ſeiner erprobten Tapferkeit und Klugheit von Theodoſius zum Oberbefehlshaber der geſammten Reiterei und des Fußvolkes erhoben worden. Er war der ſchönſte Mann ſeiner Zeit, und als er einſt vom Kaiſer an den perſiſchen Hof abgeſendet wurde, einen feierlichen Vertrag abzuſchließen, wegen ſeiner bezaubernden männlichen Schönheit dort der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung. Als Zeichen höchſter Gunſt gab ihm Theodoſius Serena, die Tochter ſeines Bruders zur Ehe und empfahl in den letzten Stunden ſeines Lebens ihm allein ſeine Söhne. Um ihm nun ganz beſonders einen Theil des Heeres, das von der Empörung des Eugenius noch im Weſten ſtand, abfordern zu können, ſoll Rufinus die Gothen in den Donauprovinzen zur Empörung dadurch gereizt haben, daß er ihnen die von Theodoſius zugeſicherten Hülfsgelder unterbrach oder wenigſtens verminderte. Ob er mit den Gothen nicht in förmlichem Einverſtändniß geſtanden, um durch ſie die in Griechenland, Epirus und Theſſalien noch ſo zahlreichen heidniſchen Heiligthümer zerſtören und plündern zu laſſen, iſt ungewiß.

An der Spitze der Gothen ſtand damals Alarich aus dem edlen Geſchlechte der Balten. Er hatte unter Theodoſius mit Andern ſeines Volkes gegen Eugenius und Arbogaſt gefochten, ſich zum Vorbild Fridigern genommen und wälzte in ſeinem Geiſte große Pläne. Gleichviel aus welchem Grunde oder unter welchem Vorwand, er brach plötzlich auf und zog plündernd und verwüſtend in Macedonien und Theſſalien umher. 395. Da wollte Stilicho mit Heeresmacht herbeieilen und die Truppen des Oſtens, nach denen Rufinus ſo laut verlangte, ſelbſt zurückführen, erhielt aber, als er ſich unſern der Stadt Theſſalonich befand, den gemeſſenen Befehl, nicht mehr weiter

vorzurücken. Er gehorchte und überließ dem Gothen Gainas die Truppen nach Conſtantinopel zu führen, gab ihm aber auch den geheimen Befehl den Urheber der neuen blutigen Verwirrungen bald möglich zu vernichten. In der Nähe der Hauptſtadt angekommen und vom Kaiſer und ſeinem Hofſtaate begrüßt, ließ Gainas vor Aller Augen den verhaßten Günſtling niederſtrecken, an deſſen Leichnam dann feige und niedrige Geſinnung ſich zu rächen den Muth hatte. An ſeine Stelle trat nun der Eunuche Eutropius. Rufinus Gattin und Tochter, die nach altrömiſchem Sinn ſein Sturz auch mit hinabgezogen hatte, verdankten dem Chriſtenthum, ihre Tage in Jeruſalem friedlich beſchließen zu dürfen. Inzwiſchen hatte Alarich ſeine Verwüſtungen fortgeſetzt. Er war von Theſſalien unaufgehalten durch den Thermopylenpaß in Griechenland eingedrungen und begann die ehrwürdigen Ueberreſte des Heidenthums planmäßig zu plündern und zu zerſtören. Die Tempel und Heiligthümer wurden unerbittlich dem Feuer und der Zerſtörung Preis gegeben, die Prieſter erwürgt, Städte und Dörfer erſtürmt, die waffenfähige männliche Bevölkerung niedergehauen, Frauen und Kinder ſammt der reichen Beute zuſammengebunden weggetrieben. Athen allein durfte ſich mit einem Theil ſeiner Reichthümer loskaufen, was die Athener dem Schutze Minerva's zuſchrieben, in der That aber den feſten Mauern der Stadt hätten danken ſollen, vor deren Erſtürmung Alarich bangen mußte. Corinth, Argos und Sparta ergaben ſich ohne Widerſtand, ſo daß das ſonſt ſo heldenmüthige Griechenland zu den Füßen des Siegers lag, wie das blutige und leere Fell eines geſchlachteten Opferthieres. In dieſer Noth und um noch größere Gefahr abzuwenden, ward der Weſten um Hilfe angerufen, und Stilicho erſchien zum zweiten Mal mit einem Heer, das, auf einer zahlreichen Flotte nach Griechenland übergeſetzt, die Gothen im Peloponnes ſchwer bedrängte. Aber Alarich durchbrach die Verſchanzungen, die ſein Heer mit den Qualen des Hungers und Durſtes ſchon bedrohten, und zog ſich mit ſeiner reichen Beute und allen ſeinen Gefangeren nach Epirus zurück. Von hier aus ſchloß er einen Vertrag mit Arkadius, der ihm die Verwaltung der Provinz Illyrien überlies. 398. So an der Grenzſcheide beider Reiche war er beiden ein wachſamer Freund, noch viel mehr aber ein gefährlicher Feind.

In Conſtantinopel hatte bald der Eunuch den allgemeinen Haß in noch viel größerm Maß zu verdienen gewußt, als Rufinus, an deſſen Sturz er gearbeitet, und deſſen Stelle er ſofort eingenommen hatte. Trunken von Reichthümern, beleidigte er ſogar die Gemahlin des Kaiſers. Aber was man vielleicht einem Manne nachgeſehen, das ſchmerzte doppelt an dem Hämling, der ſchon lange den ſtolzen Gothen ein Gegenſtand des Mitleids, aber auch der tiefſten Verachtung war. In Kleinaſien betrachteten unterdeſſen die Oſtgothen, welche Theodoſius nach Phrygien verpflanzt hatte, mit Neid die glücklichen Raubzüge der Weſtgothen durch reiche Provinzen, und empfanden nun doppelten Eckel am Bebauen der ihnen geſchenkten Aecker und an der Pflege ergiebiger Weinberge.

Tribigild, von den Vorwürfen ſeines Weibes angetrieben, daß ſie ſich glücklich preiſen würde, als Weib eines Weſtgothen mit dem Schmuck von Theſſalerinnen geziert und von griechiſchen Sklavinnen bedient zu werden, und aufgeſtachelt von dem bitteren Vorwurfe, daß er einem Eunuchen gehorche, erhob unter dem lauten Jubel ſeiner Landsleute die Fahne des Aufruhrs und begann nach gewohnter Weiſe die Verwüſtung einer blühenden Provinz. Gainas gegen Tribigild zu ſenden, ſchien gefährlich, er ſollte nach dem Willen des Hämlings Thracien und den Helleſpont bewachen, dagegen Leo, ein an Körper und Geiſt gleich träger Günſtling des Palaſtes, die Empörung niederwerfen. Aber kaum gelandet wurde das unbewachte kaiſerliche Lager in der Dunkelheit der Nacht von Tribigild überfallen, und, was nicht unter den Streichen der Gothen fiel, ſchimpflich aus einander geſprengt. Jetzt war Gainas die letzte Hilfe. Er ging nach Befehl über den Helleſpont, aber ſeine Bewegungen und bald darauf ſein Rückzug gab das Land den Oſtgothen Preis und erweckte den Verdacht geheimen Einverſtändniſſes mit dem Feinde, den er hätte bekämpfen ſollen. Seine Vorſtellungen im Palaſte von der Macht der Oſtgothen und ſeine eigene Unfähigkeit, ſie thatkräftig zu bekämpfen, erzwangen ihm endlich die Erlaubniß, mit Tribigild zu unterhandeln und auf Bedingungen, wie ſie der unbeſiegte Empörer verlangte, den Frieden abzuſchließen. Dieſer war zugleich das Urtheil für Eutropius,* der ſich auf einmal den Drohungen der mächtigen Gothen und ſein geſponnenen Palaſtintriguen vom Kaiſer Preis gegeben und geopfert ſah. Wie auf ein gegebenes Zeichen verwandelte ſich plötzlich Jubel und Schmeichelei in laute Vorwürfe und blutdürſtige Verwünſchungen. Da ſtürzte ſich der Unglückliche voll Todesangſt bleich und bebend in eine Kirche und umfaßte mit zitternden Händen den Altar, — ein erſchütterndes Bild für die ganze Gemeinde, auch ohne die hinreißende Beredtſamkeit eines Chryſoſtomus, — den Mann, der in Uebermuth kein Geſetz geachtet hatte, plötzlich von ſeiner Höhe herabgeſtürzt und die Stufen des Altars in Todesangſt ergreifen zu ſehen, während der hohe und niedere Pöbel draußen, der vor dem Allmächtigen eben noch gekniet, deſſen Blut und Leben verlangte. Endlich, gegen feierliche Zuſicherung ſeines Lebens, verließ er das Aſyl und wurde mit Verluſt ſeines Vermögens, ſeiner Ehren und Würden unter den Flüchen eines wüthenden Volks für immer auf die Inſel Cypern verbannt. Aber eine unverſöhnliche Rache holte ihn von da zurück und ließ ihn mit nichtswürdiger Deutung des gegebenen Verſprechens unter elenden, einer deſpotiſchen Regierung würdigen Vorwänden hinrichten. 399. An die Stelle des Gefallenen trat Gainas, dem aber Uebermuth und hochfahrender Trotz ein noch viel ſchnelleres Ende bereitete. Er hatte zu Thyatira in Lydien ſeine Streitkräfte mit denen Tribigilds vereinigt und jetzt eine Macht in Händen, mit der er Alles erzwingen konnte. Bei einer Zuſammenkunft in der Kirche der hl. Euſemia in der Nähe von Chalcedon bewilligte der zitternde Kaiſer alle Forderungen, welche der Gewaltige in ehrfurchtsvoller

Stellung vorzulegen ſich die Mühe gab. Demgemäß wurde Gainas Oberbefehlshaber des römiſchen Heeres, und die Gothen unverzüglich von Aſien nach Europa übergeſetzt. Sein Erſtes war, daß er Conſtantinopel mit ſeinen Truppen füllte und Aemter und Würden nach Willkühr unter ſeine Anhänger vertheilte. So weit hatte er nichts zu fürchten. Als er aber für ſeine Gothen, welche Arianer und deßwegen den Orthodoxen um ſo mehr verhaßt waren, eine eigene Kirche verlangte und mit Gewalt drohte, brach in Conſtantinopel während ſeiner Abweſenheit ein wüthender Aufſtand aus. Beſatzung und Volk ergriffen die Waffen, ſchloßen die Thore und erſchlugen die Gothen in allen Theilen der Stadt. Tauſende von ihnen, die ſich in eine Kirche retteten und mit unerſchrockenem Muthe jeden Sturm zurückſchlugen, wurden in den brennenden Trümmern begraben. Gainas war nicht wenig erſtaunt, als er hörte, daß ein guter Theil ſeines Heeres unrühmlich gefallen, er ſelbſt zum Feinde des römiſchen Reiches erklärt, und Fravitta, ein Stammesgenoſſe, an ſeine Stelle ernannt ſei. Er beſchloß den Krieg nach Aſien hinüberzutragen, und hatte den Muth ſein Heer auf Flößen über den Helleſpont zu führen. Allein mitten in dem Unternehmen erſchien plötzlich der lauernde Fravitta mit den kaiſerlichen Galeeren, und in wenig Augenblicken bedeckte ſich die Meerenge beinahe allein durch die Wirkung der Ruder mit den Trümmern der Flöße und mit Menſchen, die kläglich mit dem Tode rangen. Nach dieſer Niederlage ſuchte er mit dem beſten und rüſtigſten Theil der Gothen in Eilmärſchen durch die Ebenen von Thracien die Donau zu erreichen, um vielleicht mit neuen Kräften verſtärkt wiederzukehren. Er erreichte auch den Strom, ohne von Fravitta verfolgt zu werden, fiel aber bald im Kampf mit den Hunnen unter Ulbes nach einer verzweifelten Gegenwehr. 401. Als ſein blutendes Haupt nach Conſtantinopel gebracht wurde, wußte ſich das Volk vor Freude nicht zu faſſen.

Während dieſer tiefen Erſchütterungen des öſtlichen Reiches hatte das weſtliche mit Ausnahme einer Empörung Gildos in Afrika, die aber von Stilicho niedergeſchlagen wurde, beinahe ununterbrochene Ruhe genoſſen. Sei es, daß dieſe Ruhe dem Hofe in Conſtantinopel nicht erwünſcht war und ſehr unvortheilhaft erſchien, oder daß Alarich auch ohne Einfluß der Miniſter des Arcadius das noch unausgeplünderte Italien mit beſonderem Intereſſe betrachtete, — Stilicho war kaum aus Afrika zurückgekehrt, als Alarich von Illyrien her in die Grenzlandſchaften Italiens eindrang. 400. Er hatte ſich vorher mit den Alemannen verbunden, um entweder Italien mit doppelter Gewalt zu bedrängen, oder aber einen Theil des römiſchen Heeres an den Grenzen zu beſchäftigen und fern zu halten. Stilicho eilte auf die Kunde dieſer Bewegungen ſchnell über die Alpen, wußte mit geſchickter Hand an der ganzen Länge des Rheins Alles feſt und friedlich zu ordnen und gewann ſogar Alemannenſchaaren zum Dienſte unter römiſchen Fahnen. Dann zog er den größten Theil des in Gallien aufgeſtellten Heeres an ſich und rief die

Legion, welche in Britannien gegen die Calidonier ſtand, zurück und eilte nach Italien. Alarich war ſchon von Oſten her in die oberitalieniſche Ebene eingedrungen und hatte den kaiſerlichen Hof zur Flucht aus Mailand genöthigt, als Stilicho mit dem römiſchen Herre in ſeinem Rücken erſchien und ihn durch eine beinahe gänzliche Einſchließung bei Pollentia zur Schlacht zwang. 403. Das gothiſche Heer war mit der Feier des Oſterfeſtes beſchäftigt, als der Angriff oder vielmehr der Ueberfall der Römer hereinbrach. Es fochten Gothen gegen Gothen. Alarich mußte nach der beinahe gänzlichen Niederlage ſeines Fußvolkes und nach dem Verluſte ſeines Lagers weichen, that es aber in ſolcher Ordnung und Entſchloſſenheit, daß die Römer ihn nicht zu verfolgen wagten. Er zog zuerſt ſüdwärts an den Apennin, als bedrohe er Rom, wandte ſich aber raſch nördlich nach Verona, ohne Zweifel, um die Verbindung mit Illyrien herzuſtellen. Da zwang ihn Stilicho zu einer zweiten Schlacht, in welcher Alarich mit neuem Verluſte zum zweiten Mal unterlag. Zum zweiten Mal, wie bei Pollentia in den Gebirgen eingeſchloſſen, die Reſte ſeines Heeres durch Hunger und Krankheit, aber auch durch Flucht zu den Römern jeden Tag vermindert, entkam er auch hier ſeinem wohl berechnenden Feinde. Stilicho, in Kenntniß ſchon von andern Gefahren und um freie Hand gegen neue Feinde zu gewinnen, ſchloß mit ihm ſogar einen Vertrag, den freilich Unverſtand und Bosheit ſeiner Feinde gegen ihn auszubeuten wußte.

Eine Folge des gothiſchen Einfalls in Italien war die Verlegung der kaiſerlichen Reſidenz von Mailand nach Ravenna. Rom war ſchon lange Zeit aus verſchiedenen Urſachen, beſonders auch wegen des Reſtes alt republikaniſcher Geſinnung, von den Imperatoren grundſätzlich gemieden. Es galt jetzt für den kaiſerlichen Hof einen Ort zu wählen, der gegen das offene Mailand Schutz gewährte und zugleich mit dem Meere verbunden war. Dieſes alles fand er in Ravenna, einer Stadt in Gallia cispadana am Fluſſe Bedeſis, etwa eine geographiſche Meile von der Küſte des adriatiſchen Meeres, in einer äußerſt moraſtigen Gegend gelegen. Einſt von den Theſſaliern gegründet, die ſie ſpäter den Bewohnern von Umbrien überließen, blieb ſie, in den Sümpfen verſteckt, lange Zeit klein und unbekannt. Ihre Blüthe begann, als Auguſtus in ihrer Nähe an der Küſte eine Station für die Flotte des adriatiſchen Meeres gründete, einen großen, für zweihundert und fünfzig Kriegsſchiffe geräumigen Hafen anlegen und aus dem Po einen Kanal um ſie herum bis an den Hafen graben ließ. Dadurch wurde Ravenna plötzlich eine bekannte See- und Handelsſtadt. Außer den großen ſtarken Mauern ſchützten ſie beſonders die Sümpfe und Kanäle rund umher. Die Stadt war nicht ſchön, ganz von Holz erbaut und von Kanälen und Gräben durchſchnitten, ſo daß man, wie im heutigen Venedig, nur auf Barken und Gondeln von einem Ort zum andern gelangte. Zur Zeit der Fluth drang das Meer in nicht

geringer Maſſe ein, ſo daß dadurch und durch die Flüſſe aller Unrath weggeſpült und die Luft gereinigt wurde. Die Stadt wurde nach Strabo für ſo geſund gehalten, daß die Regierung früherer Zeit dort die Fechter ernähren und unterrichten ließ. Neben der Merkwürdigkeit des Ortes, daß nämlich die Luft in den ſumpfigen Gegenden unſchädlich war, erzählt er noch, daß der Weinſtock in dieſen Moräſten gut fortkam, ſchnell wuchs und ſehr ergiebig war, nach vier oder fünf Jahren aber abſtarb. Dagegen hatte es Mangel an gutem Trinkwaſſer. In Ravenna wurde der Sohn Armins erzogen, Marbod gefangen zurückgehalten. Und in dieſe durch Mauern, Sümpfe und Waſſer unangreifbare Feſtung zog ſich Honorius zurück, und von nun an blieb ſie die Reſidenz der letzten römiſchen Kaiſer, ſpäter der oſtgothiſchen Könige von Theodorich an und zuletzt der griechiſchen Exarchen.

Es können die Vorboten eines neuen drohenden Sturmes geweſen ſein, welche Stilicho bewogen, den ſchon erwähnten Vertrag mit Alarich abzuſchließen. Und noch waren ſeine Feinde nicht müde geworden, ihn deßwegen zu verleumden, — da ſtand eine noch viel größere Macht an den Grenzen von Italien. Radagais, wahrſcheinlich ein Gothe, zog nämlich mit einer ungeheuren Schaar heidniſcher Vandalen, Alemannen und anderer germaniſchen Stämme die Donau herauf und dann theils durch Tyrol, theils durch Graubünden nach Italien. Es war ein Völkerzug, deſſen Kopfzahl von Mehreren auf 200,000, von Zoſimus auf 400,000 geſchätzt wurde. Ihm ging die furchtbare Nachricht voran, Radagais habe einen feierlichen Schwur gethan, Rom in einen Haufen von Schutt und Aſche zu verwandeln und die vornehmen Senatoren auf den Altären der Götter wie Opferthiere abſchlachten zu laſſen. Stilicho mußte zum zweiten Mal die Provinzen jenſeits der Alpen von Truppen entblößen, um Italien zu ſchützen, hatte aber große Mühe, das Heer auf 30 bis 40,000 Mann zu bringen, obwohl er jedem Sklaven die Freiheit bot und zwei Goldſtücke, wenn er die Waffen ergreife. Der Zug wälzte ſich, ohne auf Widerſtand zu ſtoßen, über die Alpen, den Po und die Apenninen. Stilicho, der das letzte römiſche Heer führte, und das wohl wußte, außer ihm aber, wie es ſcheint, Niemand, ſtand bei Pavia. Als Radagais in Tuscien eingedrungen war und Florenz zu belagern begann, folgte Stilicho ihm nach und ſchloß die unbeholfene Maſſe von Thieren und Menſchen bald von allen Seiten ſo ein, daß Tauſende von Hunger und Krankheiten hinweggerafft wurden und der Reſt ſich ergeben mußte. Es war eine ſolche Maſſe von Gefangenen, daß der Kopf um den verächtlichen Preis von einem Goldſtück zu haben war. Nach andern Nachrichten lag übrigens der Grund der Niederlage dieſes ungeheuren Heeres darin, daß es in drei Theile geſondert und von verſchiedenen Häuptlingen angeführt war, die wahrſcheinlich nach Germanenart bis auf die Stunde der äußerſten Gefahr unabhängig von einander handelten. In Ravenna hatte man zwar nicht den Muth, wohl aber die Grauſamkeit

der alten Römer, die gefangenen Könige und Häuptlinge, nachdem ſie den Triumphzug geſchmückt, hinzurichten. So wurde Radagais, der ſich auf Treue und Glauben der Capitulation oder auf die Gnade Stilicho's verlaſſen hatte, enthauptet. Stilicho wurde zum zweiten Mal der Retter Italiens genannt und ſchien nach ſolchen Verdienſten jeglicher Anklage des Haſſes, wie des Neides, entrückt zu ſein. Dem war nicht ſo. Dem elenden Reſt römiſcher Namen war er als Barbar ſchon längſt ein Dorn im Auge und trotz ſeiner Siege zum Theil gegen ſeine Stammesgenoſſen des Einverſtändniſſes mit ihnen, beſonders mit Alarich verdächtig. Als nun in Folge der letzten Bewegungen durch den nothwendigen Rückzug der Legionen Britannien, Gallien und Spanien verloren gingen, war die Anklage fertig und der unfähige Kaiſer bald gegen denjenigen eingenommen, deſſen Töchter, zuerſt Maria und nach deren Tod Thermantia, er geehelicht, und der allein mit äußerſter Anſtrengung die Reſte ſeiner Herrſchaft gerettet hatte und noch zu retten im Stande war. Er gehe damit um, flüſterte man Honorius zu, ihn zu entthronen und ſeinen eigenen Sohn Eucherius auf den Thron zu heben, dazu bediene er ſich Alarichs, habe ihn nicht bloß entſchlüpfen laſſen, ſondern verlange noch günſtige Bedingungen, beſonders viertauſend Pfund als Tribut für ihn. An der Spitze dieſer geheimen Ankläger ſtand Olympius. Nachdem Sarus, einer der gothiſchen Häuptlinge, die mit ihren Schaaren im römiſchen Solde ſtanden, gewonnen war, wurde zur Ausführung einer That geſchritten, die für ihre Urheber eben ſo ſchimpflich, als für Italien höchſt verderblich war. Den Kaiſer, der ſich zwar ſehr viel mit der Fütterung von Hühnern, aber noch nie mit Handhabung der Waffen abgegeben hatte, mußte es plötzlich gelüſten, das Heer zu muſtern und die Feſtungen zu beſichtigen. Er begann mit der Muſterung der Truppen, welche Stilicho unbedingt ergeben waren und in Bologna lagen, darauf ging er in das Lager nach Pavia, wo die Abtheilungen des Sarus lagen, und wohin, während Stilicho in Bologna zurückblieb, deſſen ihm ganz ergebene Offiziere mit gelockt wurden. Da am Morgen des vierten Tages war es der Kaiſer ſelbſt, der den Gothen das Zeichen gab, Stilicho's entſchiedene Anhänger insgeſammt niederzuhauen. Als dieſe Nachricht nach Bologna kam, verlangten die Stilicho ergebenen Truppen blutige Rache und boten Hülfe ſogar gegen Honorius. Aber ſtatt einen raſchen Entſchluß zu faſſen, zögerte er, vielleicht in dem beinahe entſchuldbaren Irrthum, der Kaiſer ſelbſt ſei unſchuldig an dem Morde und werde, ſei er erſt dem Heere des Sarus entwichen, denſelben beſtrafen. Er hätte durch den plötzlichen Ueberfall der Gothen, die ſeine treue Umgebung niederhieben und das Gepäck plünderten, eines Andern belehrt ſein können, warf ſich aber eilends, wie verblendet, nach Ravenna, das in den Händen ſeiner Feinde war. Zu ſpät flüchtete er ſich in eine Kirche, wurde aber durch lügenhafte Verſprechen dem Aſyl entlockt und gemäß eines ſchon ausgeſtellten Befehles ſeines undankbaren Kaiſers enthauptet. Nachdem

er gefallen war, konnten ſeine übrigen Anhänger und die Glieder ſeines Hauſes kein Erbarmen mehr hoffen. Sein Sohn Eucherius wurde auf der Flucht ergriffen und getödtet, und von Theomantia ließ ſich Honorius alsbald ſcheiden. Von Stilicho's übrigen Freunden ſuchte Olympius umſonſt durch ausgeſuchte Qualen hochverrätheriſche Geſtändniſſe zu erpreſſen; ſie ſchwiegen und ſtarben 408. Um das Maß der Thorheit voll zu machen und die furchtbarſte Rache heraufzubeſchwören, wurden in den größeren Städten Italiens die Weiber und Kinder von 30,000 Gothen, welche im Heere Stilicho's Kriegsdienſte thaten, an einem Tage und in derſelben Stunde ermordet. Und als gälte es, ſich ſo viele Feinde als möglich zu ſchaffen und auch bisher treue Anhänger zu entfremden, ohne neue gewonnen zu haben, erging ein Edict des Kaiſers, das alle, welche noch Arianer oder noch Heiden waren, von Bekleidung jedes Staatsamtes als untauglich ausſchloß.

2) Das Alles war vorangegangen, als Alarich zum zweiten Mal gegen Italien aufbrach. Seine wiederholten mäßigen Forderungen wurden vom Hofe zu Ravenna verächtlich abgewieſen, dagegen die Zuſammenziehung eines Heeres nicht einmal verſucht. So war endlich der Tag gekommen, deſſen Schrecken Tacitus, deſſen Schmach Horaz vorher verkündet hatten. Alarich ging über die Alpen und den Po, plünderte die nächſt gelegenen Städte und ſah ſich plötzlich von 30,000 Mann verſtärkt, die für den feigen Mord der Ihrigen nach blutiger Rache lechzten. Darauf zog er nach Ravenna, erkannte aber bald das Nutzloſe, gegen Sümpfe einer unbezwinglichen Feſtung anzukämpfen und rückte endlich über Rimini auf Rom los. Die Hauptſtadt des römiſchen Reichs hatte keinen Feind mehr geſehen, ſeit Hannibal mit ſeinen Afrikanern vor den Thoren erſchienen, und ſeitdem waren ſechshundert und neunzehn Jahre verfloſſen. Aber welche Veränderungen in allen Verhältniſſen, im Großen wie im Kleinen! wie hatte ſich Alles ſchon ſeit langer Zeit zum Schlimmen und zum unvermeidlichen Untergang gewendet! Das Erſcheinen Hannibals vor den Mauern hatte nichts anderes bewirkt, als, den Köpfen der Hydra gleich, die unerſchöpfliche Kraft des Volkes erſt recht geweckt. Im Anfang des zweiten puniſchen Krieges zählte Rom 200,000 waffenfähige Bürger, Tauſende waren ſchon gefallen, der Feind in die Grenzmarken, ja bis in's Herz des Vaterlandes gedrungen, darum wurde auch nicht ein Poſten auswärts aufgegeben, ja während der Feind an den Ufern des Anio ſtand, gingen in entgegengeſetzter Richtung Verſtärkungen nach Hiſpanien. In Rom ſelbſt war ſolche Gewißheit des Sieges, daß der Boden, auf dem das feindliche Lager ſtand, öffentlich ausgeboten werden konnte und — alsbald Käufer fand. Rom war im Verlaufe von Jahrhunderten zur größten Stadt der Welt herangewachſen. In vierzehn Regionen oder Stadtquartiere eingetheilt, zählte es ſieben und dreißig Thore und zur Zeit des Auguſtus 650,000 freie Einwohner, dazu wenigſtens eine gleiche Anzahl von Sklaven, ſo daß die Geſammtbevölkerung unter Trajan, wo ſie die höchſte Zahl erreichte und von

da ebenſo ſtark wieder ſank, gegen zwei Millionen betragen mußte. Die Häuſer in ihr unterſchied man in *domus* und *insulae*. Jene waren die Wohnungen der Vornehmen, die Paläſte des heutigen Roms, die insulae mit hoch aufgethürmten Stockwerken wurden von den mittleren und unteren Volksklaſſen bewohnt, ihrer zählte man 46,602, die Geſammtzahl der domus betrug 1790. Alle Reichthümer der Welt waren ſeit Jahrhunderten hieher zuſammengeſtrömt, damit aber auch die unermeßliche Stadt zu einem Pfuhl geworden, in dem jede Niedertracht ſtets Arbeit, Verdienſt und Anhänger in reichlichem Maße fand. Die alten römiſchen Tugenden, durch die einſt die Welt erobert wurde, hatten ſchon längſt der geſammelten Macht aller Laſter weichen müſſen, dieſe aber ſich ein Volk erzogen, das weder Furcht noch Beſorgniß, wohl aber Eckel, Abſcheu und Entſetzen einflößen konnte. Zu den Zeiten Alarichs war die Bevölkerung Roms hohen und niederen Standes ein Haufe Menſchen, die im Angeſicht jeglicher Gefahr wie Sklaven zitterten und erbleichten, die aber, wenn ſie verſchwunden war, nach Art der Thiere nichts anderes belebte, als Genuß und Trägheit. Das Bild, das Ammian Marcellin von den Römern ſeiner Zeit entrollt, erweckt Eckel und Spott zu gleicher Zeit. Das Leben der Vornehmen war eine unbegrenzte Zügelloſigkeit des Laſters und der Thorheit. Da gab es Leute, die ſich durch ſtolze, hochklingende Vornamen einen Glanz zu geben, oder durch Bildſäulen Unſterblichkeit zu erwerben glaubten, beſonders wenn dieſe mit Gold überzogen waren. Andere ſetzten die größte Ehre in ungewöhnlich hohe Caroſſen und in die ſchwere Pracht ihrer Kleidung, ſchwitzten unter der Laſt der Oberkleider und waren eifrig bemüht, durch häufige Bewegungen, beſonders der linken Hand, die breiten Borden und die mit allerhand Thiergeſtalten verzierten Unterkleider ſehen zu laſſen. Wenn ſie dann mit einem Troß von fünfzig Dienern gleich einem Räuberhaufen daher kamen, ſo geſchah es mit ſolchem Ungeſtüm, als hätte es außerordentliche Eile. In die Badgewölbe eingetreten verſchmähten ſie den Gruß ihrer Mitbürger, drängten ſich aber um ſo eifriger grüßend und ſchmeichelnd an Perſonen ſchlechten Rufes. Hatte einmal Einer eine weite Reiſe auf ſeine Güter gemacht, oder einer Jagd müßig beigewohnt, oder war vom Averner See auf bunt bemalter Gondel nach Puteoli oder Cajeta gefahren, noch dazu, wenn es bei dunſtigem Wetter geſchah, dann glaubte er es den Heereszügen Alexanders des Großen oder Cäſars gleich gethan zu haben. Und wenn dann unter dem vergoldeten Fliegenwedel ſich einmal eine Mücke auf einen ſeidenen Fetzen ſetzte, oder durch die Spalte eines ſchattengebenden Vorhangs ein Sonnenſtrahl ſich Bahn brach, ſtieß er Klagen aus, daß er nicht im Lande der Cimmerier geboren ſei. Bei ſolchen Reiſen mußten dann unabſehbare Schaaren des ganzen Haushaltes mitziehen in ſtreng angewieſener Ordnung. Wie geübte Feldherrn die Kerntruppen in's Vordertreffen, dann die Leichtbewaffneten, hierauf die Pfeilſchützen und zuletzt die Reſerve ſtellen, ſo ordneten die Haushofmeiſter, welche an der Ruthe in der rechten Hand erkenntlich

waren, die ſtädtiſche Dienerſchaft mit pünktlicher Sorgfalt. So zog dann, als ſei einem Heere das Zeichen zum Aufbruch gegeben, der ganze Haufen beim Wagen vorauf; an ſie ſchloß ſich die ſchwarze Bedienung der Küche, dann die übrigen Sklaven ohne Unterſchied, denen ſich der müßige Pöbel der Nachbarſchaft anſchloß, zuletzt eine Menge Verſchnittener vom Knaben bis zum Greiſe von ſiechhaftem Ausſehen mit ſchrecklich verzerrten Geſichtszügen. In Rom konnte man überall ganze Haufen ſolcher verſtümmelter Menſchen ſehen. Einem Jeden dieſer Elenden galt ſeine Perſon als das Höchſte, das Leben anderer Menſchen nichts. Wenn darum ein Sklave das warme Waſſer um einen Augenblick zu ſpät brachte, ließ man ihm dreihundert Geißelhiebe geben, hatte aber derſelbe einen Menſchen vorſätzlich um's Leben gebracht und drang Jemand auf Beſtrafung des Schuldigen, ſo ließ derſelbe ſtrenge Herr es beim Ausruf bewenden: „was iſt von einem ſolchen Schurken Anderes zu erwarten? ſoll mir Einer noch einmal ſo kommen, der wird der Züchtigung nicht entgehen!“ Solche hörten nicht gerne gelehrte und ernſte Männer, wohl aber Schmeichler, die jede Handlung, jedes Wort ihres Gönners bis in den Himmel erhoben und Alles in ſeinem Hauſe bis zum Entzücken zu bewundern nicht müde wurden. Schwelgerei und Trägheit, Un- und Aberglaube gingen da Hand in Hand. An höhere Mächte des Himmels zu glauben, war eine Schande, aber dieſe Gottloſen getrauten ſich vor lauter Vorſicht nicht, einen Fuß über die Schwelle zu ſetzen, eine Mahlzeit oder ein Bad zu nehmen, ehe ſie den Kalender ſorgfältig zu Rath gezogen, in welchem Zeichen z. B. Merkur ſtehe, oder den wie vielten Grad des Kreiſes der Mond auf ſeiner Bahn eben durchlaufe. Liebe zu ernſten Wiſſenſchaften war erſtorben, dagegen liebte man Spielereien träger Ueppigkeit, ertönten die Paläſte von Geſang und rauſchender Muſik. Man ergötzte ſich an Waſſerorgeln, rieſenhaften Leiern von ungewöhnlicher Größe, Flöten und allen möglichen Geräthſchaften der Schauſpieler. Bei einer drohenden Hungersnoth hatte man nichts Eiligeres zu thun, als alle durch ihre Beſchäftigung noch ſo ehrbaren Fremde eilig aus der Stadt zu weiſen, obwohl ihre Zahl ſehr unbedeutend war, während die Leute vom Gefolge der Schauſpielerinnen und der tauſend Tänzerinnen mit ihren Muſikanten und ebenſo vielen Tanzmeiſtern ungeſtört bleiben durften. Gleich groß war Ueppigkeit und Schwelgerei. Oft ließ man ſich bei Feſtgelagen ſelbſt die Wagſchale bringen, um den Werth der aufgeſetzten Fiſche, Vögel, Siebenſchläfer nach dem Gewicht zu beſtimmen, ja man nahm ſogar Urkundsperſonen, um dergleichen Gegenſtände aufzunehmen und ſchriftlich beglaubigen zu laſſen.

Wenn das die Lebensweiſe und die Sitten der Vornehmen waren, das niedere Volk machte ſolchem Beiſpiel Ehre. Vor alter Zeit ſchon dem Müſſiggang ergeben, mußten Tauſende auf öffentliche Koſten, durch tägliche Spenden an Fleiſch, Wein, Oel und Brod erhalten werden. Sie drangen aber außerdem, wie Ammian ſagt, vom erſten Hahnenſchrei dem Küchengeruch nach, wie eine Heerde krächzender Pfauen, ſtellten ſich in den Höfen auf und nagten an den Fingern,

bis ihnen die Ueberbleibſel der Tiſche zufielen. Dieſe ſtets hungernden Maſſen liehen ihre Stimme und ihre Arme demjenigen unbedingt, der ſie zu ſättigen oder zu befriedigen die Mittel nicht ſcheute. Aber die lebhafteſte und glänzendſte Unterhaltung des armen feilen Volkes waren die öffentlichen Spiele und die theatraliſchen Vorſtellungen. Ehe noch die Sonne zum Vorſchein kam, drängte ſich Alles über Hals und Kopf herbei, ja man brachte ganze Nächte in der Nähe der Rennbahn ſchlaflos zu, um eines Platzes ſicher zu ſein, und ſtritt mit einer Wuth für den Sieg dieſer oder jener Farbe, als ob es ſich um das Heil des römiſchen Staates handle.

Das war der Zuſtand Roms und ſeiner Bewohner, als der Gothenkönig vor ſeinen Mauern erſchien. Wie auch die unwürdigſten Enkel ſich immer noch der Verdienſte der Großeltern nicht bloß erinnern, ſondern ſich ihrer rühmen, um die eigene Schande zu bedecken, ſo ſtaunten auch dieſe Römer, daß ein Barbar es wagte, ſie in ihrer trägen Ruhe zu ſtören. Aber Staunen und Verdruß war alsbald verflogen. Alarich hatte die Stadt bald ſo abgeſperrt, auch die Zufuhr auf der Tiber gehemmt, daß in Rom die bitterſte Hungersnoth entſtand. Anfangs mäßigte man die Gaben und Spenden an das arme Volk, vielleicht in der Hoffnung einer baldigen Hülfe von Ravenna, als aber dieſe ausblieb und jede Zufuhr abgeſchnitten war, konnte die Wuth der Hungernden kaum gebändigt werden. Man verſchlang die Glieder der Geſtorbenen, und wie einſt in Jeruſalem, gab es Mütter, die ihr verruchtes Leben mit dem Fleiſch ihrer Kinder zu friſten ſuchten. Es ſtarben Tauſende in den Häuſern und auf den Straßen aus Mangel jeglicher Nahrung, und aus der Verweſung unbeerdigter Leichen entſtand bald eine peſtartige Seuche, die, vereint mit der entſetzlichen Hungersnoth, eine furchtbare Ernte hielt. Da endlich, als die von Ravenna zugeſicherte Hülfe nirgends ſich blicken ließ, mit jedem Tage aber die Noth der Eingeſchloſſenen in's Ungeheure ſtieg, entſchloß ſich der Senat, eine Geſandtſchaft in's gothiſche Lager zu ſchicken. Vor Alarich geführt wagten die Römer vielleicht lauter, als ſich für Halbverhungerte geziemte, von der Menge in der Stadt zu reden und wie Verzweiflung auch Eiſen breche. Darauf war die kurze Antwort: „je dichter das Gras, deſto beſſer zu mähen!“ Als ſie nun zitternd nach den Bedingungen fragten, wurde ihnen eröffnet, daß alles Gold und Silber in der Stadt, gleich viel ob Eigenthum der Bürger oder des Staates, auszuliefern ſei, ebenſo alle koſtbaren beweglichen Sachen, und endlich alle Sklaven germaniſcher Herkunft. Da wagten ſie wieder zu fragen, aber in flehendem Ton: „was wird uns dann bleiben?“ — „„Das Leben,““ — antwortete der Gothe. Die entarteten Nachkömmlinge derjenigen, die Germanien unzähligmal mit allen Schrecken des Krieges heimgeſucht, Tauſende erbarmungslos hingewürgt und abermals Tauſende als Sklaven weggeſchleppt hatten, brachen jetzt in Klagen und Thränen aus. Alarich ließ ſich erbitten. Er verlangte aber unverzüglich 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, 4000 ſeidene Gewänder, 3000 feines

Scharlachtuch und 3000 Pfund Pfeffer. Um dieſen Forderungen zu genügen, mußten die Ueberreſte der Tempelſchätze geſchmolzen werden. Jetzt erſt zog Alarich ab in das fruchtbare Tuscien, wohin ihm Ataulf, der Bruder ſeiner Gemahlin, neue Verſtärkungen von den Ufern der Donau zuführte. Von Rom war unterdeſſen eine Geſandtſchaft nach Ravenna abgegangen, um für die gothiſchen Forderungen die kaiſerliche Beſtätigung zu gewinnen, ſo daß den Gothen neben den jährlichen Beiträgen an Korn und Gold die Provinzen Dalmatien, Norikum und Venetien, Alarich Würde und Rang eines Oberbefehlshabers der Heere des weſtlichen Reichs überlaſſen wurde. Allein Honorius, der inmitten ſeiner Sümpfe weder den Feind fürchtete, noch quälende Noth empfand, verwarf die geſtellten Bedingungen. Als auch der Senat, von dem furchtbaren Feind befreit, den eingegangenen Vertrag zu erfüllen ſäumig wurde, zog Alarich zum zweiten Mal nach Rom, nahm zuerſt den Hafen von Oſtia weg, um auch dieſe Verbindung der Stadt abzuſchneiden, und forderte dann Ergebung auf Gnade und Ungnade. 409. Den zögernden Senat zwang das wüthende Geſchrei des Volkes, den Gothen die Thore zu öffnen. Zum Beweis ſeiner Gewalt machte Alarich ſtatt des unwürdigen, dem Volke verhaßten Honorius den eben erſt zum Präfecten von Rom ernannten Attalus zum Kaiſer. Der neue Kaiſer hielt unter dem Schutze der gothiſchen Waffen ſeinen Einzug und empfing ohne Widerſpruch die Huldigung der Stadt. Darauf zog er mit Alarich und ſeinem furchtbaren Heer bis vor die Thore von Ravenna. Honorius war ſchon ſo weit gedemüthigt, daß er die Wahl des Attalus anerkennen und die Provinzen des Reichs mit ihm theilen wollte, und zuletzt entſchloſſen, um dem Aeußerſten zu entgehen, auf Schiffen, die im Hafen von Ravenna ſegelfertig waren, zu entfliehen. In dieſem Augenblick landeten einige Tauſend gediente Soldaten. Dieſe unverhoffte Hülfe und günſtige Nachrichten aus Afrika gaben ihm den Muth, ſich wieder hinter den Sümpfen von Ravenna zu bergen. Afrika war nämlich Honorius treu geblieben. Weil aber dieſe Provinz nebſt Sicilien die Kornkammer Roms und ſonſt von großer Wichtigkeit für Italien war, verlangte Alarich von Attalus ihre alsbaldige Unterwerfung und bot dazu gothiſche Hülfe. Aber Attalus, ſei es, daß er den Römern das Unternehmen allein zutraute, oder aber im ſtolzen Gefühl, noch einige Selbſtſtändigkeit ſich erhalten und nicht ganz den Händen der Gothen ſich überliefern wollte, ließ keine Gothen nach Afrika einſchiffen. Als nun die Unternehmung ſcheiterte, fand Alarich darin Abſicht, ſetzte Attalus im Angeſicht einer ungeheuren Menge Römer und Gothen wieder ab und ſchickte die Abzeichen ſeiner Würde an Honorius, als Zeichen des Friedens und der Freundſchaft. Attalus hatte den Muth im gothiſchen Heere zu bleiben, wie im Vorgefühl noch einmal als Puppe nöthig zu ſein. Alarich zog darauf zum zweiten Mal vor Ravenna, um endlich den kaiſerlichen Hof zu einer That zu zwingen. Aber plötzlich erhielt er die Nachricht und bald durch einen

Ueberfall die Beſtätigung, daß Sarus, der gothiſche Häuptling und Feind der Balten, dem Kaiſer zu Hülfe gezogen. Da wandte er ſich zum dritten Mal mit ſeinem ganzen Heere gegen Rom. Der entſchloſſene Widerſtand, zu dem der Senat ſich rüſten wollte, war umſonſt. Die Gothen hatten an den Sklaven geheime Verbündete, ſei es, daß ſie beſtochen waren oder an ihren Herrn ſich rächen wollten. So wurde um Mitternacht des 24. Auguſt 410 von ihnen das ſalariſche Thor in der Stille geöffnet, und die ſchon harrenden Gothen eingelaſſen. Es war die Stunde, an die einſt Scipio, angeglüht von den Flammen Carthago's, mit Schmerzen gedacht, und die ſchon längſt die Trümmer von Corinth und Numanz, von Syrakus und Tarent und hundert andere Städte als gerechte Vergeltung geweiſſagt hatten. Die ſchauerlichen Klänge der gothiſchen Hörner gaben Rom und ſeinen Bewohnern die furchtbare Gewißheit, daß ſie bedingungslos in die Hände eines rachedürſtenden Feindes gefallen ſeien. Dießmal galt es nicht, in den Straßen ſich zu drängen, um mit der Pracht der erbeuteten Siegeszeichen die gefeſſelten Feinde zu ſchauen, am Schmerz und an der Angſt der Frauen und Kinder gefangener oder getödteter Häuptlinge ſich zu weiden, und an reichbeſetzten Tafeln ſich niederzulaſſen, um in jeder Weiſe die Thaten des Siegers zu preiſen, der wiederum Tauſende von den Feinden Roms weggeräumt und der werdenden Sklaverei abermals Freiheit und Leben einer Nation als ungeheures Todtenopfer dargebracht hatte. Dießmal erſchienen die Feinde feſſellos, mit blitzenden Augen, mit blankem Schwert, ſelbſt Triumph zu halten und für Alles Vergeltung zu üben, was in dieſen blutgetränkten Straßen ſeit 1163 Jahren an dem Menſchengeſchlechte geſündigt worden war. Aber im Verhältniß zu dem, was einſt die Gallier gethan und Hannibal gethan haben würde, wenn ſeine racheſchnaubenden Afrikaner einmal das Innere der Stadt geſehen hätten, war das eine milde Vergeltung. Es war nur der Anfang des Strafgerichtes, und daran ſollten die Nationen von jeder Himmelsgegend, woher einſt die prachtvoll blutigen Triumphzüge ihren Ausgang genommen, reichen Antheil haben.

Die Gothen ſteckten, ſo bald ſie innerhalb des ſalariſchen Thores waren, die nächſten Gebäude in Brand, um dadurch Schrecken und Verwirrung zu vermehren, ſich ſelbſt aber eine weithin leuchtende Rieſenflamme anzuzünden. Darunter war auch der Palaſt des Geſchichtſchreibers Salluſtius, von dem der größte Theil halb verbrannt noch in den Tagen Beliſars angeſtaunt wurde. Wenn von den Gothen als Chriſten außerordentliche Beiſpiele von Menſchenfreundlichkeit und Schonung der Heiligthümer gerühmt werden, ſo wird dieß weder von dem ganzen Heere, noch vom Anfang der Erſtürmung der Stadt zu verſtehen ſein. Unter Alarich dienten Tauſende, die nicht Gothen waren, beſonders Hunnen, die wohl ganz andere, als chriſtliche, Gefühle wild entflammten. Und das wird zuletzt von Allen, wenigſtens in den erſten Stunden gelten, als ſie mit Kriegsgeſchrei und von Flammen umleuchtet in die Straßen einſtürm-

ten, aufgeſtachelt durch heimtückiſche und liſtige Verſuche des Widerſtands, lüſtern gemacht durch den Ruf unermeßlicher Reichthümer, wie ſich alle Welt erzählte. Dazu noch Tauſende von Sklaven, die jetzt für erlittene Mißhandlungen an ihren feigen Herrn ſchonungsloſe Rache nahmen und ſie und ihre Schätze, die den Gothen entgehen konnten, zu finden und zu treffen wußten. So füllte ſich Alles unter dem entſetzlichen Jammergeſchrei der Fliehenden mit Blut und Leichen. Es wurde weder Alter noch Geſchlecht geſchont, und an Unſchuldigen und Wehrloſen ohne Scham und Mitleid jeder Frevel geübt. Erſt nachdem die erſte Wuth geſättigt und beſonders der Morgen angebrochen war, trat in der Weiſe Schonung ein, daß die chriſtlichen Kirchen als unantaſtbare Aſyle der Wehrloſen geachtet, ſogar aller Schmuck, alle koſtbaren Gefäße und was ſonſt zum Heiligthum oder Gottesdienſte gehörte, mit ehrfurchtsvoller Scheu gehütet oder gar zurückgegeben wurde. Als ein Gothe in die Wohnung einer chriſtlichen Jungfrau eindrang und nach Gold und Silber unter Drohungen verlangte, zeigte ſie ihm die koſtbarſten goldenen Gefäße, die ſie nicht mehr bergen konnte, mit den Worten, daß ſie aus der Kirche des hl. Petrus geflüchtet ſeien. Ohne ſie zu berühren, gab er Alarich Nachricht von den gefundenen Koſtbarkeiten und erhielt den Befehl, Alles eilig ohne Schaden der Kirche zurückzugeben. Gothen ſelbſt trugen die Gefäße in langem Zuge ehrfurchtsvoll durch die Straßen der Stadt in die Kirche zurück, ſo daß ganze Schaaren der chriſtlichen Gemeinde ſtaunend und weinend ſich ihnen anzuſchließen den Muth faßten. Während dem hatte Honorius in Ravenna kein wichtigeres Geſchäft, als Hühner zu füttern. Da kam die Nachricht, daß Rom verloren ſei. Als ihm einer der Eunuchen das zu ſagen wagte, war er wie in Verzweiflung, weil er glaubte, man meine einen ſeiner Lieblingshähne von überaus großem Wuchſe, welchen er mit dem Namen Roma rief, — beruhigte ſich aber ſogleich, als er vernahm, es ſei die Hauptſtadt des Reiches. Am ſechsten Tage verließ Alarich mit reicher Beute die Stadt und zog nach Unteritalien, vernichtend, was ſich ihm entgegenſtellte, plündernd, was werthvoll oder ſeinem Heere Bedürfniß war. Sein Plan war, Sicilien zu erobern und von da nach Afrika überzuſetzen. Dazu bedurfte er einer Flotte. Als ſie bereit lag und ein Theil ſich ſchon eingeſchifft hatte, brach plötzlich ein ungeheurer Sturm los und vernichtete oder zerſtreute die, welche die Anker gelichtet hatten. Bald darauf ſtarb Alarich nach kurzer Krankheit, erſt 34 Jahre alt. 410. Sein Leben und ſeine Thaten waren zu außerordentlich, als daß ſein Grab dem gewöhnlicher Menſchen gleichen ſollte. Gefangene mußten den Fluß Buſentus ableiten, im Bett deſſelben das Grab zurichten, in welches dann der Leib des Helden mit glänzenden Beuteſtücken Roms hinabgelaſſen wurde, und dann das Waſſer wieder darüber hinleiten. Sie ſelbſt aber wurden getödtet, damit der Ort auf immer verborgen bleibe. Alarichs Nachfolger war Ataulf.

3) Unterdeſſen hatten jenſeits der Alpen große Umwälzungen ſtattgefunden.

Die Provinzen Britannien, Gallien und Spanien, meiſt von den Legionen entblößt, gingen für immer dem römiſchen Reich verloren. Sei es, daß bei dem Völkerzug der Sueven und Vandalen, Alanen und Burgunder unter Radagais der größte Theil zurückblieb oder durch billigen Vergleich dem Untergang entging, — eine beinahe zahlloſe Menge von ihnen drang über den Rhein, verwüſtete das preisgegebene Gallien auf eine furchtbare Weiſe und drang bis zum Fuß der Pyrenäen. Dabei wurden viele Städte zerſtört, viele ausgeplündert. Anfangs widerſetzten ſich die Franken und erſchlugen 20,000 Vandalen mit ihrem König Godegiſel in einer Schlacht, wurden aber von den nachrückenden Alanen dafür ſchwer gezüchtigt. Als dieſe ſueviſch vandaliſchen Horden vorübergebraust waren, drangen die ſaliſchen Franken von Nord-Brabant vor bis Arras, Amiens und Rheims. Die Alemannen, bereits Herrn des Elſaßes, nahmen die bis dahin noch römiſchen Städte Straßburg und Speier, ebenſo ſuchten die Burgunder, die ſich der Städte Mainz und Worms bemächtigt hatten, jenſeits des Rheins bis zur Moſel ſich auszudehnen. Bei dieſer allgemeinen Verwirrung und Rathloſigkeit drängte in den ſich ſelbſt überlaſſenen Provinzen ein Kaiſer den andern. Die in Britannien zurückgebliebenen oder dahin zurückgekehrten römiſchen Truppen gelüſtete plötzlich ſich zu empören, einen Kaiſer auszurufen, mit Namen Marcus, ihn aber auch bald zu ermorden. Sein Nachfolger Gratian empfing den Tod, wie das Diadem, aus denſelben Händen im Verlauf von vier Monaten. Der dritte endlich, ein gemeiner Legionsſoldat, hieß Conſtantin, — der aber, um dem unrühmlichen Schickſal ſeiner Vorgänger zu entgehen, ſetzte ſeine Truppen über den Kanal und eroberte in kurzer Zeit das von aller Heeresmacht entblößte Gallien. 407. Gegen ihn wurde in aller Eile ein Theil der Gothen unter Sarus geſendet, allein Conſtantin zwang ihn mit Hülfe der in Gallien eingedrungenen Vandalen, Sueven und Alanen zu einem ſchimpflichen Rückzug über die Alpen und nahm dann ſeine Reſidenz in Arles. Im Vorgefühl der ihm bald drohenden gefahrvollen Angriffe ſuchte er ſeine Macht auszudehnen und ſich zunächſt Spaniens zu bemächtigen, das von wenigen Truppen beſetzt, außerdem aber durch innere Kämpfe zerriſſen und dadurch geſchwächt war. Der Britte Gerontius unterwarf auch mit einigen Tauſend Mann die ganze pyrenäiſche Halbinſel mit Ausnahme der weſtlichſten Gegenden ſeiner Herrſchaft. 408. Als dieſer aber im Jahre 409 aus Spanien nach Gallien zurückkehren ſollte, empörte er ſich, ſetzte aber das kaiſerliche Diadem aus unbekannten Gründen, ſtatt ſich ſelbſt damit zu ſchmücken, auf das Haupt eines ſpaniſchen Römers, Namens Maximus, ſeines Freundes, und zog für ihn gegen Conſtantin nach Gallien. Nachdem er den Sohn Conſtantins in Vienna gefangen genommen und augenblicklich hatte hinrichten laſſen, belagerte er ihn ſelbſt in Arles, mußte aber davon abſtehen wegen des ganz unvermutheten Anmarſches eines Heeres, das von Honorius auch gegen Con-

ſtantin geſendet wurde, und ſah ſich plötzlich von allen ſeinen Truppen verlaſſen. Er entfloh nach der Grenze von Spanien und ſtarb mit dem Muthe eines alten Römers. Mitten in der Nacht in ſeinem Hauſe, in welchem er mit ſeiner Gattin, einem treuen Freunde und mehreren Sklaven ſich befand, von einer Schaar treuloſer Soldaten überfallen und umringt, vertheidigte er ſich mit verzweifeltem Muthe und ſolcher Kühnheit, daß er dreihundert von ihnen durch Pfeile und Wurfſpieße niedergeſtreckt haben ſoll. Als mit Tagesanbruch die Sklaven entflohen, tödtete er, obgleich noch Ausſicht auf Rettung war, Freund und Gattin auf ihre Bitte und dann ſich ſelbſt. Marimus entging dem Tode, aber nicht der allgemeinen Verachtung. Von den über Spanien hereinbrechenden Sueven- und Vandalen-Schaaren noch einmal als Puppe gebraucht, wurde er endlich an Honorius ausgeliefert, der ihn zuletzt in Rom und Ravenna höhnend zeigen und dann öffentlich hinrichten ließ. Unterdeſſen wurde Conſtantin in Arles nach dem Abzug des Gerontius von einem kaiſerlichen Heere unter Conſtantius belagert. Sein Feldherr, der Franke Edobich, ſollte ihn an der Spitze eines Heeres von Franken und Alemannen entſetzen, wurde aber geſchlagen und auf der Flucht in dem Hauſe eines treuloſen Freundes ermordet. Darauf öffnete Conſtantin gegen die eidliche Zuſage ſeiner Sicherheit die Thore der Stadt und ergab ſich, wurde aber mit ſeinem Sohne Julian nach Italien geſendet und getödtet. Noch während der Belagerung von Arles gelangte plötzlich die Nachricht in's kaiſerliche Lager, daß am Oberrhein mit Hülfe der Alemannen unter Goar und der Burgunder unter Gunthari ein neuer Imperator, Jovinus mit Namen, ſich aufgeworfen und ſeine Reſidenz in Trier genommen habe. Dieſer trat mit Ataulf, der mit ſeinen Gothen aus dem ſüdlichen Italien ſich wieder nach dem Norden gewendet hatte, in Unterhandlung. 412.

Der Hof von Ravenna hatte mit den Gothen Freundſchaft und Frieden geſchloſſen und Ataulf, wahrſcheinlich um ihn zugleich aus Italien zu entfernen, zum Krieg gegen Jovin gewonnen, vielleicht mit dem Verſprechen des Beſitzes von Gallien und Spanien, die er aber erſt ſich erobern ſollte. Zu dieſer Verſöhnung trug die Schweſter des Kaiſers nicht wenig bei. Es war Placidia, eine Tochter Theodoſius des Großen von ſeiner zweiten Gemahlin Galla. Sie iſt eben ſo berühmt durch ihre Schönheit und Klugheit, als durch das trauervolle Schickſal ihres Lebens, in dem eigentlich die ganze Geſchichte des Reiches enthalten iſt. Als Rom von Alarich erobert wurde, wohnte ſie daſelbſt und folgte dem gothiſchen Heer als Gefangene oder als Geiſel. Die Bemühungen des kaiſerlichen Hofes, ſie zurückzuerhalten, wurden durch die glühende Liebe Ataulfs, die ſie ebenſo feurig erwiderte, unſchwer vereitelt. Ohne Zweifel war ihre Ehe mit dem Nachfolger Alarichs eine der Bedingungen des Abzugs der Gothen aus Italien und ihrer Hülfe gegen Jovinus. Zu Narbonne im Hauſe des Ingenuus, eines der vornehmſten

Bürger, feierte endlich Ataulf ſeine Hochzeit. Wie eine römiſche Kaiſerin geſchmückt, auf einem Throne ſitzend, empfing Placidia nach germaniſcher Sitte die prachtvollen Geſchenke des Königs, — es war die koſtbare Beute des Römerreichs, vielleicht einſt den Paläſten der Könige von Macedonien und Syrien entnommen und beim Triumphzug dem Volke ein Gegenſtand des Staunens und der Bewunderung. Fünfzig, durch Geburt und Schönheit ausgezeichnete, Jünglinge in ſeidenen Gewändern trugen in jeder Hand eine Schüſſel, wovon die eine mit Gold, die andere mit Perlen und Juwelen von unſchätzbarem Werth gefüllt war. Ein König, Attalus, war der Dichter und Sänger der Hochzeithymnen. Der nun folgende Einfall Ataulfs in Gallien, ſeine Eroberungen und Verbindungen bald mit Honorius, bald mit Jovinus ſind etwas dunkel, nicht in Rückſicht erzählter Thatſachen, als vielmehr darin, welche Beweggründe ihn dabei mochten geleitet haben. Gegenſeitiges Mißtrauen und die namenlos verwirrten Verhältniſſe des Reichs und der Provinzen ſchloßen und lösten damals Bündniſſe gleich raſch und leicht. So ſehen wir Ataulf bald im Intereſſe Jovins, bald im Dienſte des Kaiſers Gallien erobern und verwüſten. Bei ſeinem Einfalle in Gallien ſchloß er einen Vertrag mit Jovin, für den er das ſüdliche Gallien erobern ſollte. Während er dahin abging, verband ſich Jovin auch mit Sarus, dem alten Feind der Balten, der voll Rachegefühl Honorius und ſein elendes Regiment verlaſſen hatte. Dieß brachte die alte Feindſchaft zwiſchen den Gothen zum Ausbruch. Sarus wurde, als er Jovin zuziehen wollte, von Ataulf überfallen und niedergehauen. Dadurch näherte ſich dieſer wieder dem Hofe von Ravenna, auf deſſen große Verſprechungen hin Jovin und ſein Bruder Sebaſtian von ihren Truppen verlaſſen und an Honorius überliefert wurden. Weil aber auch der Kaiſer ſeine Verſprechungen nicht halten konnte oder nicht wollte, eroberte Ataulf die ſüdgalliſchen Landſchaften zwiſchen Aude, Garonne, den Pyrenäen und dem Meere mit den Städten Narbonne, Toulouſe, Bordeaux u. a. m., erhob Attalus abermals zum Kaiſer und bemächtigte ſich auch jenſeits der Pyrenäen des nordöſtlichen Theiles von Spanien. Dieſe Fortſchritte der Gothen ſetzten Honorius in Schrecken und brachten ihn zum Entſchluß, Ataulf als einem römiſchen Feldherrn, das ſüdliche Gallien und das nordöſtliche Spanien zur Verwaltung zu überlaſſen, dagegen ſollte er Attalus ausliefern. Der Unglückliche ſah ſich plötzlich von Allen verlaſſen und ſuchte auf einem Schiff irgendwo einen ſichern Aufenthaltsort. Allein er wurde aufgegriffen und vor Honorius gebracht, der ihn zuerſt triumphirend durch die Straßen von Rom und Ravenna dem Volke zur Schau zeigen und dann nach Abnahme zweier Finger zur ewigen Verbannung auf die Inſel Lipari bringen ließ, wo er anſtändigen Lebensunterhalt erhielt. Faſt zur ſelben Zeit wurde Ataulf in Barcelona ermordet. Er hatte nämlich einen Diener des Sarus unkluger Weiſe in ſeinen Dienſt genommen, und als er einmal im Stalle des königlichen Palaſtes ſeine

ſchönen Pferde betrachtete, wurde er plötzlich von ihm niedergeſtoßen, ſei es aus Privatrache für irgend eine Beleidigung, oder von den Verwandten des Sarus zur Blutrache angetrieben. 415. In der Beſtürzung und Verwirrung, die auf die That folgte, erhob ſich Sigerich, Sarus Bruder, auf den gothiſchen Thron und wüthete mit Grauſamkeit gegen das Geſchlecht des erſchlagenen Königs. Er ließ die Kinder Ataulfs aus einer früheren Ehe ohne Erbarmen ermorden und behandelte Placidia mit harter Grauſamkeit. Die Unglückliche, voll Schmerz über den Tod ihres heiß geliebten Gatten, mußte zwölf Meilen weit zu Fuß vor dem Pferde des Unmenſchen her laufen. Aber der Urheber dieſes grauſamen Schimpfes regierte kaum ſieben Tage, als das entrüſtete Volk ſich erhob, ihn erſchlug und Wallia zum König erwählte. Er war einer der Tapferſten unter den Gothen, erneuerte alsbald den Krieg mit Honorius und blickte, nach einem Zug von Barcelona bis an die Südſpitze Spaniens, mit Sehnſucht nach der Küſte von Afrika. Endlich kam ein Friede mit Honorius zu Stande, in Folge deſſen Placidia ehrenvoll zurückgegeben wurde, die Gothen 60,000 Maß Getraide und das ſüdliche Gallien weſtlich der Rhone mit der Hauptſtadt Toulouſe erhielten, ſich dagegen verpflichteten, alle ſonſtigen Eroberungen in Spanien und Gallien an den Kaiſer zurückzugeben.

Kapitel 6.

Geiſerich.

1) Die ungeheure Bewegung der Völker, welche vom Oſten ihren Anfang genommen, ſollte noch lange nicht zur Ruhe gelangen und beinahe über alle Provinzen des römiſchen Reichs ſich hinwälzen. Gleich der unwiderſtehlichen Gewalt großer Waſſermaſſen brachen ſie ſich nach dem Geſetze ihrer eigenen Stärke eine breite Bahn über die nächſt liegenden Provinzen, hielten ſcheinbar inne, wo ſtarke Dämme ihnen im Wege ſtanden, waren dann aber um ſo thätiger nach Art des flüſſigen Elementes geräuſchlos die Fundamente zu lockern und auszuwaſchen und dann mit leichter Mühe darüber wegzugehen, oder aber mit Hülfe nachrückender Maſſen im verſtärkten Anlauf auch die ſtärkſten Bollwerke niederzuwerfen. Wo aber weder das eine, noch das andere ſein konnte, da mußten die Machthaber der alten Welt den Völkerſchaaren, die die Keime einer andern Zeit in ihrem Schooße trugen, unbewußt und gegen eigenen Willen ihnen die Bahnen öffnen, um das Alte vollends in den Staub zu werfen. Nachdem die Bewegung im fernen Oſten begonnen und zunächſt in den Gothen über die Donau gedrungen war, überſchwemmte ſie die ſüdöſtlichen Provinzen bis unter die Mauern von Conſtantinopel, wälzte ſich dann ſüdweſtlich

nach Italien, drang über die Alpen und den Rhein, dehnte ſich über ganz Gallien aus und ſtand am Fuß der Pyrenäen. Es war etwa zehn Monate vor der Einnahme Roms durch Alarich, in dem Kampfe zwiſchen Conſtantin und Gerontius, als die Sueven, Alanen und Vandalen über die Pyrenäen in Spanien eindrangen, das bis dahin von den furchtbaren Drangſalen der Völkerwanderung verſchont geblieben war. Um ſo ärger waren die Drangſale und Leiden des Landes. Die grauſamen Verwüſtungen des offenen Landes, der Dörfer wie der Städte, mußte bald allgemeine Noth erzeugen, die Hungersnoth dann Seuchen und anſteckende Krankheiten, ſo daß, was das Schwert der eingedrungenen Fremdlinge verſchont hatte, meiſt durch jene dahingerafft wurde. Die germaniſchen Stämme hatten das ſchöne Land aber bald lieb gewonnen und das eroberte unter ſich getheilt, ſo daß die Sueven in Gallicien ſich niederließen, die Alanen über die Provinzen Carthagena und Luſitanien vom Mittelmeer bis zum atlantiſchen Ocean ſich ausdehnten, die Vandalen endlich in Bätica mit der Hauptſtadt Hispalis, Sevilla, wo ſich ihr Name in Andaluſien bis zur Stunde erhalten hat. Als endlich die Wehen des erſten Sturmes überſtanden waren, und Eroberer und Einwohner des Landes durch Verträge ſich verſtändigt hatten, ſo erſchien dieſen die arme Freiheit unter den Germanen beſſer, als der ſchwere Druck unter der römiſchen Regierung. Da kamen die Gothen unter Ataulf in's Land und es begann ein erbitterter blutiger Kampf unter den Stämmen, welchem der Hof von Ravenna mit Wohlgefallen zuſah, und den er, wenn er erlöſchen wollte, wieder anzufachen wußte, um zuletzt auf dem blutgetränkten Felde allein Ernte zu halten. Es war beſonders Wallia, der durch ſeine Siege über Sueven, Alanen und Vandalen dem römiſchen Intereſſe diente und merkwürdigerweiſe Honorius dadurch die Ehre des Triumphes erkämpfen mußte. Er vernichtete die Silinger, die ein Theil der Vandalen waren, beinahe ganz, tödtete in der Schlacht den König der Alanen und eroberte die Halbinſel den Römern beinahe ganz bis auf den nordweſtlichſten Theil, welchen die Sueven, den ſüdweſtlichſten, welchen die Alanen, und den übrigen Süden, den die Vandalen beſetzt hatten. Weitere Eroberungen mißlangen den Römern trotz ihrer Vereinigung mit den Gothen; ſie erlitten vielmehr unter dem römiſchen Feldherrn Caſtinus bei Tarragona eine große Niederlage. 422. Die natürlichen Grenzen des Landes, beſonders das Meer ſchien hier weiterer Wanderung der Stämme Halt und Ruhe geboten zu haben. Da mußte es ein Römer ſelbſt ſein, der ſie freundlich einlud, wieder loszubrechen und eine der reichſten Provinzen des Reichs an ſich zu reißen. Der römiſche Statthalter in Afrika, Bonifacius nämlich, bat die Vandalen um Hülfe und lud ſie ein, nach Afrika überzuſetzen. Dies Alles ſteht aber in innigem Zuſammenhange mit der Geſchichte des Hofes zu Ravenna.

Als Placidia nach ehrenvollem Vertrag mit den Gothen aus Spanien

nach Ravenna zurückkehrte, wurde ſie gegen ihren Willen von Honorius mit dem tapfern römiſchen Feldherrn Conſtantius vermählt, der den Imperator Conſtantin in Arles belagert und zur Ergebung gezwungen hatte. Conſtantius erhielt nach dem Willen und auf das Drängen ſeiner Gemahlin den Titel Auguſtus und Theilſchaft an der Regierung, ſtarb aber nach einigen Jahren. Da verwandelte ſich die außerordentliche Zärtlichkeit des Kaiſers gegen Placidia in ſolch glühenden Haß, daß dieſe mit ihren Kindern freiwillig oder gezwungen Ravenna verließ und nach Conſtantinopel flüchtete. Freundlich von dem kaiſerlichen Hofe allda aufgenommen, ereilte ſie ſchon nach wenigen Monaten die Nachricht, daß Honorius geſtorben ſei. 423. Während nun Kaiſer Theodoſius II. unſchlüſſig hin- und herſchwankte, ob er nicht ſelbſt den erledigten Thron beſteigen und das Reich wieder vereinigen oder dem Sohne von Placidia als Valentinian III. übergeben ſolle, hatte ſich in Ravenna Johannes, einer der erſten Palaſtbeamten, der Gewalt bemächtigt. In ähnlichen Verhältniſſen hatte einſt Theodoſius, der Große, ſich ſelbſt an die Spitze des Heeres geſtellt und mit der Schärfe des Schwertes die Empörung niedergeworfen. Solche männliche Kraft ſuchte man umſonſt. Die Palaſterziehung konnte zwar Sinnenluſt und durch kriechende Schmeichelei Stolz und Hochmuth wecken, aber den kaiſerlichen Prinzen Muth und Tapferkeit einzuflößen, das vermochte ſie nicht. Theodoſius II. hielt darum für ſicherer und kaiſerlicher Würde auch angemeſſener, ſich vom Kampfplatz fern zu halten. Er übertrug Ardaburius und deſſen Sohn Aſpar, die im Perſerkrieg ſich ſchon ausgezeichnet hatten, das kriegeriſche Geſchäft, den Empörer niederzuſchlagen und Valentinian III. in Ravenna auf den Thron zu heben. Ardaburius ſollte ſich mit dem Fußvolk einſchiffen, Aſpar mit der Reiterei längs der Küſte des adriatiſchen Meeres hinziehen, Placidia und ihrem Sohne zur Bedeckung. Aſpar drang auch mit ſolcher Geſchwindigkeit vor, daß er Aquileja durch Ueberfall eroberte, wurde aber mit ſeiner Begleitung nicht wenig erſchreckt, als die Nachricht anlangte, daß die Flotte ſeines Vaters durch einen Sturm zerſtreut, dieſer ſelbſt ergriffen und in Ravenna als Gefangener eingebracht worden ſei. Und gerade dies ſollte Valentinian die Thore der Stadt öffnen. Ardaburius wußte nämlich die Soldaten des Johannes zu gewinnen, und als der Aufſtand reif war, ſeinen Sohn durch geheime Boten von dem Bevorſtehenden zu benachrichtigen. So drang die Reiterei unbemerkt auf ſumpfigem Pfade bis vor die Thore von Ravenna, die nach kurzer Gegenwehr erſtürmt wurden, Johannes aber gefangen genommen. Strafe ohne blutige Grauſamkeit kannte weder der Hof von Conſtantinopel, noch deren Bevollmächtigte. So hieb man Johannes zuerſt die rechte Hand ab, und zeigte ihn auf einem Eſel ſitzend dem Volke, das ihn, wie ganz natürlich war, als gefallene Größe um ſo mehr verhöhnte, als es ihn vielleicht noch vor wenig Tagen hoch in den Himmel erhoben hatte. Nach ſolch öffentlicher Verhöhnung wurde er in der Rennbahn von Aquileja ent-

hauptet. 425. Valentinian III. war erſt ſechs Jahre alt, als er, vielmehr Placidia in ſeinem Namen, die Regierung antrat. Für die geleiſtete Hülfe dankte oder zahlte der Hof von Ravenna mit dem weſtlichen Illyrien, das an Theodoſius abgetreten wurde. Es war das erſte Mal im römiſchen Reiche, daß eine Frau mit ſolcher Gewalt bekleidet wurde und förmlich die Zügel der Herrſchaft führte. Ihre Regentſchaft dauerte nicht weniger denn fünfundzwanzig Jahre und iſt für die Nachwelt gerade kein Muſter geworden, weder für Erziehung kaiſerlicher Prinzen noch für die Verwaltung eines immer noch weit gedehnten Reichs. Das Ringen ehrgeiziger Parteien hat oft die ſtarke Regierung eines Monarchen zu trüben gewußt, muß aber dem Regiment eines Weibes, das wie ein anderes ſo leicht beſtimmt werden kann, zehnfach größere Gefahren bereiten. Die zwei Männer, die um die Gunſt der Kaiſermutter rangen und ſich mit eiferſüchtigen Augen beobachteten, waren Aëtius und Bonifacius, die zwei letzten Römer, wie Procopius ſagt. Aëtius war der Sohn des Gaudentius, eines angeſehenen Bürgers aus der Provinz Scythien und Oberbefehlshabers der Reiterei; ſeine Mutter eine reiche edle Römerin. Noch jung in die kaiſerliche Leibwache aufgenommen, wurde er von Honorius zum Pfand ſeiner Verſprechungen zuerſt Alarich und dann ſpäter den Hunnen als Geiſel gegeben und ſtieg nachher von einer Ehrenſtelle zur andern. Nach Honorius Tode war er Oberbefehlshaber des Heeres im abendländiſchen Reiche und unterſtützte Johannes gegen Valentinian III. mit Hülfe der Hunnen. Als das Reich des Erſten ein ſo unerwartetes Ende nahm, fügte er ſich raſch in den Umſchwung der Dinge, bewog die Hunnen zum Rückzug und wurde von der dafür dankbaren Placidia mit neuer Auszeichnung belohnt. Von Bonifacius aber wird berichtet, daß er als Feldherr ſchon unter Honorius in Gallien und Spanien durch Tapferkeit und hohe Einſicht in Angelegenheiten der Kriegsführung ſich ausgezeichnet, dadurch Achtung und Furcht bei den eingedrungenen Germanen, durch ſeine Redlichkeit und ſtrenge Gerechtigkeit beim Volke und in ſeinem Heere Beifall und Liebe ſich erworben habe. Er war 421 aus Unzufriedenheit über Caſtinus, der bei Tarragona von den Vandalen geſchlagen wurde, von Spanien nach Afrika gegangen. Die entſchiedene Gunſt der Kaiſerin hatte er aber dadurch ſich erworben, daß er während ihrer Verbannung am Hofe zu Conſtantinopel ihr treu anhing und beim Ausbruch des Krieges die Sache ihres Sohnes mit thatkräftiger Hülfe unterſtützte. Sie vergaß ihm dieſe That beſonders dann nicht, als er durch Verrath ſein Leben verwirkt hatte. Das Alles wußte und empfand Aëtius und verſuchte darum durch ein gemeines Spiel die Kaiſerin für ſich zu gewinnen und Bonifacius zu verderben. Er begann nämlich in Placidia gegen Bonifacius den Verdacht zu erregen, als gehe dieſer damit um, Afrika vom Reiche loszureißen und ſich unabhängig zu machen, und ſchlug vor, um den Grund

oder Ungrund ſeines Planes zu erforſchen, ihn alsbald von dort abzuberufen. Vorher aber hatte er an Bonifacius geſchrieben und ihm unter der Maske der innigſten Freundſchaft mitgetheilt, daß des Kaiſers Mutter ihm eine Falle lege, um ihn aus dem Wege zu räumen: er melde ihm das voraus mit der Ermahnung, ſich wohl vorzuſehen, wenn ſeine Zurückberufung ohne allen Grund erfolgen werde. Wie Placidia, ſo wurde Bonifacius getäuſcht. Als der kaiſerliche Befehl anlangte, ſeine Stelle niederzulegen und in Ravenna zu erſcheinen, ſo erklärte er, wie Aëtius wünſchte und Placidia von einem bis dahin ſo treuen Diener nicht glauben wollte, daß er nicht Folge leiſte. Während nun Placidia nach dieſer kaum erwarteten Nachricht mit Aëtius über die ferneren Maßnahmen gegen Bonifacius berieth, hatte dieſer, außer Stande, offenen Krieg gegen den Kaiſer zu führen, Geſandte nach Spanien geſchickt, um mit den Vandalen einen Vertrag abzuſchließen und ihnen vortheilhafte und bleibende Niederlaſſung in Afrika anzubieten. In Spanien hatten die Vandalen, obwohl auch mit den Sueven zerfallen, den vereinigten Römern und Gothen die Spitze geboten, ſie in einer blutigen Schlacht in die Flucht geſchlagen, Sevilla und Carthagena erobert und auf erbeuteten Schiffen nach den Inſeln Majorca und Minorca übergeſetzt, wo eine Menge Flüchtlinge ſich und ihre Schätze geborgen glaubten.

2) Als die Einladung des römiſchen Statthalters an die Vandalen erging, ſtand Geiſerich, ein Sohn Godegiſels, der ſie von Pannonien hergeführt hatte, an ihrer Spitze, — ein Mann, deſſen Namen neben Attila in der Geſchichte des römiſchen Reiches gleichen Klang und gleiche Bedeutung hat. Er war mittlerer Größe, lahm an einem Fuß durch einen Sturz vom Pferde, ſtreng gegen ſich und Feind aller Ueppigkeit, voll Scharfſinn und erfinderiſch im Aufſuchen neuer Mittel für ſeine Plane, wußte er dieſe, wortkarg wie er war, vor Jedermann geheim zu halten, — er war rachſüchtig und dem Zorn und der Habſucht ergeben. Schon war Alles zur Abfahrt bereit, als er die Nachricht erhielt, daß die Sueven in ſeinem Rücken die Landſchaften verwüſten, welche er ſoeben verlaſſen hatte. Augenblicklich kehrte er um, trieb ſie in die Guadiana, worin ihr König ertrank und kehrte triumphirend an das Geſtade zurück. Bonifacius hatte zum Theil die Schiffe ſelbſt geliefert, auf dem ein ſo furchtbarer Feind in ſeine Nähe rücken ſollte. Dem Zug ſchloßen ſich Alanen und auch Gothen an; das Heer betrug aber nicht mehr, als 50,000 waffenfähige Männer, und die ganze Maſſe, Frauen und Kinder eingerechnet, kaum 80,000 Perſonen, — wenn auch ſpäter Geiſerich achtzig Chiliarchen, oder Befehlshaber über Tauſend, aufgeſtellt hatte, wahrſcheinlich um ſeine Macht vor den Römern zu vergrößern. Als die Vandalen Afrika betraten, fanden ſie die für Rom und Italien ſo wichtige Provinz durch religiöſe Zwietracht getheilt und blutig zerriſſen. Sie wurden deswegen auch von der Partei der Donatiſten und Circumcellionen, welche ſich von der beſtehenden Gewalt ſchwer bedrängt fühlten, mit Freude

und Jubel aufgenommen, um den Katholiken zehnfach zu vergelten, was sie bis jetzt gelitten hatten. Da Geiserich mit seinen Vandalen sich zum Arianismus bekannte, so galt es einen gemeinsamen Feind zu bekämpfen. So kam es, daß das unglückliche Land unter den Ausbrüchen des National- und Religionshasses Entsetzliches auszustehen hatte. Nur zu bald sollte Bonifacius inne werden, wie schändlich er unter der Maske der Freundschaft betrogen worden und welch furchtbarem Feind er eine der reichsten Provinzen des römischen Reichs schonungslos überliefert habe. Einige seiner Freunde in Ravenna, die seine Handlungsweise mit seinem Charakter nicht zu vereinigen wußten, erbaten sich von Placidia die Erlaubniß, nach Carthago reisen zu dürfen, um durch eine Unterredung mit ihm darüber gewiß zu werden. Schon die ersten Worte klärten Alles auf. Sie lasen die Briefe des Aëtius und fanden alsbald den unseligen Zusammenhang. Nach Italien zurückgekehrt, erstatteten sie der Kaiserin Bericht, die aber, so groß ihr Erstaunen und ihr Abscheu war über den beispiellos gespielten Betrug, doch sich außer Stand sah, den Betrüger nach Gebühr zu bestrafen, da er eine sehr große Macht in den Händen und das Reich nicht an Feinden, wohl aber an thatkräftigen Vertheidigern Mangel hatte. Dagegen versuchte Bonifacius voll bitterer Reue das Geschehene ungeschehen zu machen. Es war umsonst. Die Vandalen schon Herrn beinahe der ganzen Provinz, wiesen alle Vorschläge und Bedingungen hartnäckig zurück und erwarben sich durch die furchtbare Verwüstung des Landes jenen berüchtigten Namen in der Geschichte. Sie schonten weder Alter noch Geschlecht, suchten von den Gefangenen durch Qualen die Entdeckung ihrer Reichthümer und Kostbarkeiten zu erpressen, und ließen da, wo sie auf Widerstand stießen, Alles über die Klinge springen. Es ist jedoch möglich, daß oft das, was der glühende Haß der Donatisten allein verschuldete, den verhaßten Barbaren zugeschrieben wurde. Als Bonifacius nach fruchtlosen Verhandlungen endlich die Waffen ergriffen hatte und mit den schnell zusammengerafften Soldatenhaufen unterlegen war, flüchtete er sich nach Hippo regius, dem heutigen Bona in Algier, und wurde auch bald von den nachrückenden Vandalen eingeschlossen und belagert. Bischof der Stadt war damals der heil. Augustin, der im dritten Monat der Belagerung im sechsundsiebenzigsten Jahre seines Lebens starb. 430. Die Stadt hielt sich vierzehn Monate lang, da ihr die Verbindung zur See immer offen blieb, und die Vandalen in Erstürmung von Mauern und Thürmen ohne alle Kenntniß waren. Als auf die Bitte der Kaiserin von Constantinopel Hülfstruppen anlangten, so versuchte Bonifacius auf's Neue das Glück der Waffen, wurde aber wiederum besiegt, floh dann nach Italien und hatte den Muth an den Hof zu gehen. Wohl reinigte er sich von dem Verdachte der Empörung und den Anklagen und Verdächtigungen seiner Feinde, um so heftiger mußte aber nach Entdeckung des Betrugs Aëtius gegen seinen Nebenbuhler entbrennen. Beide an der Spitze von Truppen griffen zu den Waffen, um ihre Feindseligkeiten in

einer blutigen Schlacht zu entscheiden, — und die kaiserliche Regierung mußte es in ihrer Schwäche geschehen lassen, daß die letzten Kräfte des Reichs frevelhaft verschwendet wurden. Bonifacius siegte, erhielt aber von seinem Gegner durch einen Speer eine so schwere Wunde, daß er in wenigen Tagen daran starb. Es ist ein Zeichen seiner Gesinnung, daß er kurz vorher noch seine Gemahlin ermahnte, keinen andern als Aëtius zu heirathen. 432. Dieser floh, erzwang sich aber bald darauf durch Hülfe der ihm befreundeten Hunnen von der Kaiserin die Uebertragung der höchsten Gewalt im Staate und erhielt Patricierrang, das Consulat und den Oberbefehl über die ganze Kriegsmacht des Reichs.

Unterdessen hatten die Vandalen in Afrika Hippo regius eingenommen. Es währte aber noch acht Jahre, bis sie der ganzen Provinz, besonders der Hauptstadt Carthago Herr wurden. 439. Geiserich, eben so tapfer auf dem Schlachtfelde, als klug und gewandt, die Zeitverhältnisse zu benützen, schloß mit dem Kaiser Frieden und behielt, was er erobert hatte. Zu diesem scheinbaren Schritt von Mäßigung wurde er durch innere Unruhen und Empörungen, in denen mehr Vandalenblut geflossen sein soll, als in den Schlachten gegen die Römer, aber auch durch die sichtbaren Schwierigkeiten genöthigt, seine Macht in dem eroberten Land mitten unter so vielen Feinden zu befestigen. Sobald aber diese Hindernisse geschwunden waren, benützte er auch jede Gelegenheit, seine Macht auszudehnen und die letzten Reste römischer Herrschaft zu vertilgen. Durch einen Handstreich nahm er Carthago, die Hauptstadt des Landes, weg. Mehr aber als die Waffen der Römer fürchtete er ihre Unsittlichkeit. Deswegen ließ er eine Anzahl Edikte ergehen, die uns die so arg angeklagten Vandalen auch in einem vortheilhaften Lichte erscheinen lassen. Carthago besonders war der Sitz der verworfensten Unsittlichkeit. Um vor solchem Lasterleben seine Vandalen zu bewahren, ließ er alle lüderlichen Häuser schließen: die öffentlichen Dirnen mußten heirathen, und auf den Ehebruch wurden die härtesten Strafen gesetzt. So brachte er es dahin, sagt ein Schriftsteller damaliger Zeit, daß, wenn bei den Gothen nur noch die Römer unkeusch lebten, bei den Vandalen selbst die Römer aufhörten, lüderlich zu sein. Er zähmte die Wuth der öffentlichen Spiele und verbot die Theaterparteien, die wie überall von der Rennbahn weg Mord und Brand in die Straßen trugen und mehr als einmal schwere Erschütterung des Reichs hervorriefen. Er fand für gut, ganze Provinzen den Vandalen allein mit Ausschluß der Römer anzuweisen, um dadurch die Kraft des Volkes für alle Gefahren sich ungetheilt zu erhalten, und wälzte große Plane in seinem Innern.

In Roms Erstürmung und Plünderung durch Alarich sah die Welt einen Theil der Vergeltung für all' das Unrecht, das einst von dort über den Erdkreis sich ergossen hatte. Aber die ewige Stadt sollte noch eine ganz andere Demüthigung erfahren: sie sollte gerade aus der Provinz und gerade aus der

Stadt, mit der ſie einſt um die Weltherrſchaft gerungen und die ſie erbarmungslos in einen Trümmerhaufen zuſammengeworfen hatte, eine Flotte heranziehen ſehen, — gleichſam dazu gebaut, die Manen Hannibals und Hasdrubals zu rächen. Geiſerich, der vielleicht nichts von Scipio und der Schlacht von Zama wußte, noch viel weniger von der Größe und den Reichthümern Carthago's und ſeinem gräßlichen Untergang, mußte in Rom erſcheinen und von da wieder zurückfordern, was einſt die ſchwer gedemüthigten Carthagenienſer in Tauſenden von Talenten an Tribut bezahlt hatten. Er fand nämlich in Afrika einen ſolchen Reichthum von Material zur Erbauung von Schiffen und ſo viele Tauſende, geſchickt ſie zu lenken, ringsum aber an allen Geſtaden des Mittelmeeres ſo viele lockende Beute neben Ohnmacht und Erbärmlichkeit, daß er beſchloß, eine Seemacht zu ſchaffen und ſich zum Herrn des Mittelmeeres zu machen. Als eine Flotte wie durch Zauberei gebaut war und nach einem Zeitraum von ſechs Jahrhunderten wieder aus den afrikaniſchen Häfen auslief, erhob ſich an den Küſten von Sicilien nicht mehr jener weltberühmte Kampf, in dem Tauſende gegen einander ſtanden und dicht gedrängt, beſonders um die Mauern von Syrakus, ſich bekämpften, — die Küſten von Sicilien waren ſchutzlos Preis gegeben und theilten mit Spanien und Griechenland das Loos ſchonungsloſer Plünderung und ſchauerlicher Verwüſtung. Und als ſpotte Geiſerich allen Gefahren, hatte er ſich zur ſelben Zeit einen neuen weit gefährlichern Feind geſchaffen, denn alle anderen. Sein Sohn Hunnerich war mit einer Tochter des weſtgothiſchen Königs Theodorich vermählt. Sei es, daß ſie wirklich Schlimmes im Sinne hatte, oder daß es überhaupt mit den innern Unruhen unter den Vandalen ſelbſt im Zuſammenhang ſtand, ihren Gemahl auf den Thron zu erheben, — Geiſerich beſchuldigte ſeines Sohnes Weib, ihm durch Gift nach dem Leben geſtrebt zu haben, und ließ ihr zur Strafe Naſe und Ohren abſchneiden, in welchem Zuſtand ſie dann an den Hof ihres Vaters nach Toulouſe zurückgeſchickt wurde. Dieſer grauſamen Beſchimpfung des Gothenkönigs und die unabläſſigen Bedrohungen und ſchweren Verwüſtungen aller Uferſtaaten des Mittelmeeres hätten gegen den Vandalen bald eine furchtbare Coalition in's Feld gerufen, wenn damals ihm zum Glück Römer und Gothen von einer noch größeren Gefahr nicht wären bedroht geweſen. Es war der Einfalls des Hunnenkönigs, den Geiſerich durch Geſchenke und Verſprechungen noch ganz beſonders vorwärts getrieben haben ſoll. Während das Abendland in äußerſter Anſtrengung mit aſiatiſchen Barbaren auf Leben und Tod rang, verhielt er ſich ruhig, aus welchen Gründen, iſt unbekannt. Die blutigen Ereigniſſe am kaiſerlichen Hofe gaben ihm aber bald Gelegenheit, um ſo furchtbarer aufzutreten. Valentinian war durch den Tod ſeiner Mutter im Jahre 450 ſelbſtſtändig geworden, blieb aber, weichlich und weibiſch auferzogen, auch ſo jeder männlichen That unfähig. Und als er vielleicht das erſte Mal ſein Schwert zog, that er es, um Aëtius zu ermorden, denjenigen, der gegen

die Hunnen das Reich gerettet hatte. 454. Ein Jahr darauf fand der Elende den verdienten Lohn seiner Ausschweifungen. Obwohl mit der schönen und anmuthigen Eudoxia, Tochter des Kaisers Theodosius II. vermählt, übte er ehebrecherische Gewaltthaten an fremden Frauen. Er hatte Gründe, sich viel öfters in Rom aufzuhalten, als die frühern Kaiser. Unter den Senatoren, welche ganz besonders die Gunst Valentinians genossen, war Petronius Maximus, vielleicht aus keiner andern Ursache als weil er eine schöne und sehr sittsame Frau hatte. Da ihm seine Anschläge gegen sie nicht gelangen, beschloß er List und Gewalt anzuwenden. Er ließ Maximus in den Palast rufen, setzte sich mit ihm zum Brettspiel nieder und erbat sich, als dieser eine große Summe an ihn verloren hatte, als Pfand seinen Ring aus. Als er diesen in seinen Händen hatte, schickte er ihn in dessen Haus und ließ seiner Gemahlin in Maximus Namen sagen, so schnell wie möglich in den Palast zu kommen und der Kaiserin Eudoxia aufzuwarten. Durch den Ring überzeugt, daß der Befehl von ihrem Gemahl käme, setzte sich jene in einen Tragsessel und ließ sich in den kaiserlichen Palast bringen. Hier von den Vertrauten des Kaisers empfangen und in ein entferntes Gemach geführt, wurde sie von diesem überfallen und geschändet. Als Maximus in sein Haus zurückkehrte, erfuhr er die That des Kaisers und beschloß blutige Rache zu nehmen. Um Valentinian aber um so sicherer zu verderben, soll er ihm zuerst Verdacht gegen Aëtius, als gehe dieser mit hochverrätherischen Plänen um, eingeflößt haben. Erst als dieser gefallen war und der Kaiser unbesonnen genug Diener des Ermordeten noch in seine nächste Umgebung aufgenommen hatte, ließ ihn Maximus in Rom auf dem Marsfelde am hellen Tage ermorden, ohne daß ihm von dem zahlreichen Gefolge irgend Jemand zu Hülfe gekommen wäre. 455. Da rief Volk und Senat Maximus, den Anstifter des Mords, zum Kaiser aus. Er bestieg den Thron und zwang, da seine Gemahlin schon gestorben war, Eudoxia, die Wittwe Valentinians, zur vollen Sättigung seiner Rache zur Ehe. Als er ihr aber einmal gestand, daß er der Mörder Valentinians sei, wurde diese mit solchem Abscheu gegen ihn erfüllt, daß sie heimlich an Geiserich die Bitte ergehen ließ, sie aus den Armen eines solchen Wütherichs zu erlösen, — sie bat ihn nämlich als Freund und Bundesgenossen Valentinians, der im Jahr 442 mit ihm Frieden geschlossen hatte. Das war die Veranlassung zur zweiten Plünderung Roms.

3) Der Vandalenkönig mochte sich auf diese Unternehmung schon lange gerüstet haben, — schon damals als Valentinian durch Ermordung des Aëtius, wie die damaligen Römer sagten, sich die rechte Hand selbst abgehauen hatte. Die Bitte der Kaiserin gab seinem Unternehmen einen Schein von Ehre und Gerechtigkeit, worauf er aber, wenn jene Einladung je ergangen ist, wenig Gewicht gelegt haben mag. Die große Flotte der Vandalen konnte, da nirgends ein Feind zu fürchten war, in sehr kurzer Zeit aus den Häfen Afrika's an der

Mündung der Tiber erſcheinen. Da ſtand wieder ein Feind vor den Mauern Roms, der aus den Thoren Carthago's ausgezogen war. Aber diesmal gab es keinen Senat, der die Stelle des feindlichen Lagers verkauft, und kein Volk mehr, aus dem ſich Käufer dafür gefunden hätten. Die Stadt war von einer bebenden Menge erfüllt, deren Väter von dem Klang der gothiſchen Hörner noch erzählen konnten. Maximus hatte entweder von der drohenden Gefahr keine Kenntniß oder an die Kühnheit Geiſerichs nicht geglaubt, und ſo die Stadt ohne Schutz und Vertheidigung der Willkür des Feindes Preis gegeben. Die einzige Rettung war ſchleunige Flucht. Aber kaum hatte das Volk die Anſtalten geſehen, welche zur Flucht des Kaiſers getroffen wurden, ſo brach eine Empörung aus. Als Maximus ſich zeigte, wurde er mit einem Steinregen empfangen und getödtet. Einer von den burgundiſchen Söldnern hieb ihm den Kopf ab, worauf der Pöbel an dem verſtümmelten Körper grauſamen Spott trieb.

Drei Tage nach dem Aufruhr und dem Tode des Maximus rückte Geiſerich von Oſtia her, aber ſtatt die Thore verſchloſſen, die Mauern beſetzt und Alles bewaffnet zu finden, wie in den Tagen Hannibals, ſah er einen ganz andern Zug ſich aus der Mitte der Stadt herauswinden. Es war Pabſt Leo, der die Stadt, wie früher gegen die Hunnen, ſo jetzt gegen die Vandalen retten ſollte, — er bat den Gewaltigen um Schonung und Erbarmen. Geiſerich verſprach auch die Stadt vom Brande zu bewahren, die Wehrloſen zu ſchonen und Qual und Folter nicht anzuwenden. Wie weit ſein Wort oder ſein Verſprechen bei ſo ungleichen Machtverhältniſſen zwiſchen Römern und Vandalen gereicht habe, bleibt ungewiß, mindeſtens zweifelhaft. Gewiß iſt, daß die Plünderung Roms vierzehn Tage lang dauerte und Alles, was irgendwie Koſtbares in den Häuſern oder Tempeln ſich vorfand, auf die Schiffe der Vandalen gebracht wurde, — vor Allem die bis dahin verſchont gebliebenen Götterbilder des Capitols und ſelbſt das Dach vom Tempel des kapitoliniſchen Jupiters. Es war vom feinſten Kupfer und ſtark vergoldet, ſo daß es weithin prächtig erglänzte. Unter der koſtbaren Beute ſollen auch die Schätze des jüdiſchen Tempels geweſen ſein, welche unter Titus nach Rom kamen, wie der goldene Tiſch und der goldene ſiebenarmige Leuchter. Außer den zahlreichen Gefangenen mußte auch die Kaiſerin Eudoxia mit ihren Töchtern Eudoxia und Pulcheria den Vandalen auf die Schiffe folgen. Von allen dieſen ging bei der Rückfahrt nur dasjenige zu Grunde, das die Ueberreſte des Capitols, beſonders die ſchönen Götterbilder aus Marmor, trug. So mußte nach Jahrhunderten Rom den größten und beſten Theil ſeiner Schätze an einen Germanen ausliefern, damit er diejenige Stadt wieder ſchmücke, welche unter dem Kriegsgeſchrei und Jubelruf römiſcher Legionen in Schutt und Aſche geſunken war. Wenn aber einſt das Loos der kriegsgefangenen Carthaginienſer, an rohe Soldaten vertheilt, ein ſehr hartes ſein mochte, ſo verſuchte jetzt chriſtliche Milde

und Barmherzigkeit den römiſchen Gefangenen die Ketten der Sklaverei zu erleichtern. Es war namentlich Deogratias, Biſchof von Carthago, der edelmüthig die werthvollen Gefäſſe ſeiner Kirche verkaufte, um den Einen die Freiheit zu erkaufen, Andern ihre Leiden zu lindern und beſonders den Kranken Troſt und thatſächliche Hülfe zu bringen. Die Kaiſerin Eudoxia wurde ſpäter mit ihrer jüngern Tochter Pulcheria ehrenvoll zurückgegeben; die ältere Tochter Eudoxia aber hatte Geiſerich mit ſeinem Sohne Hunnerich vermählt.

Von jetzt an war die furchtbare Flotte der Vandalen jahrelang in beſtändiger Bewegung. Sie lief in der Regel im Anfang des Frühlings aus und plünderte die Küſten von Spanien, Sicilien und Italien. Die Einwohner der meiſten Städte wurden als Sklaven weggeführt, die Städte von Grund aus zerſtört. Auf einem ſolchen Raubzug wurde die Inſel Sardinien unterworfen. Als jene Länder ausgeplündert waren, ging der Raubzug gegen die Küſtenſtriche des oſtrömiſchen Reichs. Die Richtung der Fahrt war bis zum letzten Augenblick ein Geheimniß, das Geiſerich wohl zu wahren wußte. Als er einſt im Hafen von Carthago das Admiralſchiff beſtieg und die königliche Flagge ſchon aufgezogen war, wagte ihn der Steuermann zu fragen, in welcher Richtung er ſteuern ſolle. „Gegen diejenigen", antwortete er, „welchen Gott zürnt!" Weil die Verluſte durch dieſe Raubzüge in's Unermeßliche ſtiegen, ſo beſchloß Majorian, einer der Nachfolger Valentinians, einen Hauptſchlag gegen die Piraten auszuführen. In Verbindung mit den Gothen ſollte eine große Flotte von Spanien aus Afrika angreifen. Als ein Mann voll Muth und Entſchloſſenheit wollte Majorian aber vorher die Vertheidigungsmittel der Vandalen ſelbſt kennen lernen und ſoll deswegen als Geſandter unter erdichtetem Namen nach Carthago gegangen ſein. Um nicht erkannt zu werden, mußte er ſeine blonden Haare, die dem reinen Golde glichen, färben. Als Geiſerich, ohne ihn zu erkennen, ihm das Arſenal von Carthago zeigte, ſollen die Waffen an einander klirrend geklungen haben. Geiſerich kam aber dem beabſichtigten Angriff zuvor. Durch geheime Nachrichten von dem Stand der Dinge unterrichtet, überfiel er plötzlich die römiſch-gothiſche Flotte in dem Hafen von Neucarthago in Spanien, verbrannte und verſenkte einen Theil der Schiffe und führte die übrigen weg. 457. Damit waren die Rüſtungen von drei Jahren vernichtet und die weſtrömiſchen Küſten abermals ſeiner Gnade oder Ungnade preisgegeben. Die flehentlichen Bitten der Bewohner Italiens, noch mehr die eigenen drohenden Gefahren veranlaßten, den oſtrömiſchen Kaiſer Leo, eine Flotte von ungeheurer Größe auszurüſten. Geiſerich, von allen Seiten mit Krieg bedroht, empfand vielleicht damals ſchon das Thörichte ſeiner Handlungsweiſe in Vertheidigung Afrika's, die aber erſt ſpäter den Vandalen verderblich werden ſollte. Er ließ nämlich die Mauern aller Städte mit Ausnahme Carthago's niederreißen, in der Abſicht, daß die ſeiner Herrſchaft feindlichen Parteien nirgends einen feſten Stützpunkt fänden. Wenn das für den

Augenblick, oder wenigſtens für jene Zeit, eine kluge Maßregel war, ſo mußte ſie ſich aber von da an, wo eine feindliche Macht einmal in's Land eingedrungen war und das ganze Land ohne Widerſtand überſchwemmen konnte, gegen die Vandalen ſelbſt wenden. Die Flotte, welche damals aus den griechiſchen Gewäſſern gegen Geiſerich auslief, beſtand aus 1100 Schiffen und die Zahl der Soldaten und Matroſen überſtieg 100,000 Mann; Baſiliskus, Bruder des Kaiſers, führte den Oberbefehl mit gutem Willen, aber mit wenig Einſicht und Geſchick. Er landete ohne Schwertſtreich beim Vorgebirge des Mercurius, jetzt Cap Bon, und hätte ſich im erſten Schrecken der Vandalen eben ſo leicht der Hauptſtadt des Landes bemächtigen können. Er zögerte, ob aus Feigheit oder Verrätherei, darüber ſtritt man ſich ſchon damals. Als Geiſerich ſah, daß er einer ſolchen Macht auf offener See nicht gewachſen ſei, zog er ſich in den Hafen von Carthago zurück, ließ aber den Feind nicht aus den Augen, um jeden günſtigen Augenblick zu benützen. Es lag ihm daran, Zeit zu gewinnen und die Griechen ſicher zu machen. Darum ſchickte er eine Geſandtſchaft an Baſiliskus mit der Bitte um einen Waffenſtillſtand von fünf Tagen, damit mittlerweile die Bedingungen könnten feſtgeſetzt werden, unter denen er ſich dem Kaiſer unterwerfen wolle; zur Unterſtützung ſeiner Bitte ſoll er dem Baſiliskus noch eine große Summe Geldes überſchickt haben. Die Bitte wurde gewährt. Während der kurzen Friſt ſprang plötzlich der Wind um, auf den Geiſerich als kundiger Seemann mit Sehnſucht gewartet haben konnte, und damit kam für ihn die Zeit des Handelns. Plötzlich ließ er auf den vorher bereit gehaltenen Schiffen mit einbrechender Nacht die Segel aufziehen und gegen den Feind zuſteuern, der ſicher vor Anker lag. Als er ihm nahe genug war, befahl er in die mit Zündſtoff gefüllten Barken und Schiffe Feuer zu werfen, — und ſo trieben ſie brennend mit der ganzen Gewalt des Windes gegen die Flotte der Griechen. Ihre Schiffe lagen dicht gedrängt nebeneinander, ſo daß das Feuer ſich ſchnell über ganze Reihen verbreitete, und alsbald furchtbare Verwirrung entſtand. In das Brauſen des Windes und das Praſſeln der Flammen miſchte ſich das entſetzliche Geſchrei der Soldaten und Matroſen. Bemüht die Schiffe zu retten und mit Stangen die Brander wegzuſtoßen, vermehrten ſie nur Gefahr und Verwirrung, da Alles ohne Ordnung geſchah und jeder auf eigene Fauſt, ohne Rückſicht auf den Andern, zugriff und handeln wollte. Aber auch ſo wäre noch Vieles zu retten geweſen, als plötzlich die Vandalen auf die mit ihrer Rettung Beſchäftigten einſtürmten, und was den Flammen entging, ohne Erbarmen niederſchlugen oder gefangen nahmen. Manche aber erlagen erſt nach verzweifelter Gegenwehr, beſonders Johannes, einer der Unterbefehlshaber des Baſiliskus. Als ſein Schiff von allen Seiten angegriffen wurde, vertheidigte er muthig das Verdeck und tödtete rechts und links eine große Zahl derer, die über Bord gedrungen waren, — ſprang dann aber, als er der Uebermacht weichen mußte, mit ſeiner ganzen Waffenrüſtung in's Meer, obgleich Genſo, Geiſe-

rich's Sohn, ehrenvolle Ergebung anzunehmen ihn mit lauter Stimme bat. Seine letzten Worte waren: „Johannes soll niemals in die Hände von Hunden kommen." Basiliskus rettete kaum die Hälfte seiner Armee und Flotte. 469. Heraklius, der Präfekt von Egypten, der an der Küste von Tripolis gelandet war und einen beschwerlichen Zug durch Wüsten zurückgelegt hatte, bewerkstelligte nach solcher Niederlage auf demselben Weg seinen Rückzug. Marcellinus aber, ein Vertrauter des Aëtius, der nach Vertreibung der Vandalen aus Sardinien die weströmische Flotte herbeigeführt hatte, segelte nach so schweren Verlusten eiligst nach Sicilien, wo er ermordet wurde.

Nach diesem beispiellosen Siege war Geiserichs Macht größer und furchtbarer als zuvor. Die Küsten von Spanien, Italien, Griechenland und Asien waren ihm abermals schutzlos preisgegeben. Tripolis, das Heraklius erobert, Sardinien, aus dem Marcellinus die Vandalen vertrieben hatte, waren bald wieder seiner Herrschaft unterworfen. Dazu fügte Geiserich auch noch die Insel Sicilien, für deren Besitz die Carthaginienser einst ganze Ströme von Gold und Blut umsonst verschwendet hatten. Da indessen seine Raubzüge fortdauerten und alle Anstrengungen dagegen vergeblich waren, schloß Kaiser Zeno, wahrscheinlich unter schweren Opfern mit dem furchtbaren Volke Frieden, der auch bis auf Justinian den Großen unverletzt gehalten wurde. Geiserich starb, nachdem er seit seiner Ankunft in Afrika neunundvierzig Jahre über die Vandalen geherrscht und noch den Untergang des weströmischen Reichs erlebt hatte. 477. Er war einer der größten und tapfersten Könige unter den Germanen und der Name seines Volkes unter ihm für Rom und Constantinopel neben den Hunnen ein Name des Schreckens und Entsetzens.

Kapitel 7.

Attila, der Hunnenkönig.

1) Während dies Alles in Afrika sich ergab, waren durch den Einfall und die Ausbreitung der Hunnen im Westen des römischen Reichs große Veränderungen vor sich gegangen. Sie hatten allmählig vom kaspischen Meer bis zu den Carpathen die zwischen inne liegenden Provinzen sich unterworfen, eigentlich das ganze Gebiet Hermanarichs, des frühern Gothenkönigs, und bedrohten von den Küsten des schwarzen Meeres und den Ufern der Donau aus zunächst das oströmische Reich. Was aber dem vielbedrängten Reich einige Zeit Ruhe gewährte, das war nicht Waffengewalt, sondern die Zwietracht unabhängiger Häuptlinge unter den Hunnen selbst, die zwar bald da bald dorthin Raubzüge machten oder reichem Sold folgend unter verschiedene Feldzeichen sich schaarten, zu einer gemeinsamen Unternehmung sich aber nicht ver-

ständigen konnten. Das änderte sich von dem Augenblicke an, als Attila und sein Bruder Bleda unter den Hunnen sich erhoben. Sie wollten die ganze Macht des schon längst gefürchteten Volkes nach Einem Ziele lenken, und als ihr Plan Widerstand fand, tödteten oder vertrieben sie alle Häuptlinge, die sich nicht fügen wollten. Das geschah zu derselben Zeit, als Aëtius mit Aufbietung aller seiner Kräfte in Gallien Westgothen, Alemannen, Burgunder und Franken bekämpfte und Verträge mit ihnen schloß, und Geiserich von den Küsten Afrika's aus seine schweren Verwüstungen begann. Das oströmische Reich unter Theodosius II. zahlte damals schon an die Hunnen einen jährlichen Tribut, oder wie sonst der Name der Abgabe lautete, von dreihundertfünfzig Pfund Goldes. Sobald aber Attila und Bleda sich an die Spitze der Nation gestellt hatten, forderten sie trotzig siebenhundert Pfund, die Auslieferung aller hunnischen Flüchtlinge, die am kaiserlichen Hofe oder in den Provinzen Schutz gefunden hatten, für jeden römischen Gefangenen acht Goldstücke als Auslösung und die feierliche Verpflichtung kein Bündniß gegen sie einzugehen. Im Jahre 445 starb Bleda, oder wurde, wie meistens angenommen wird, nach dem Willen Attila's aus dem Wege geräumt, und von jetzt an herrschte dieser mit unumschränkter Gewalt über die ungeheuern Kräfte dieses wilden Volkes und der von ihm besiegten Stämme und Nationen. Und er gebrauchte sie in einer solchen Weise, daß das zu Tod gequälte Abendland ihn mit Recht eine Geißel Gottes nannte und die Rede unter den Nationen ging, daß unter den Hufen seines Pferdes alles Leben dorrend hinschwinde und für immer vernichtet bleibe.

Das Aeußere Attilla's trug all die ächten charakteristischen Zeichen seiner Nation, welche die Alten so häßlich fanden. Er war mittlerer Größe, von gedrungenem Gliederbau und gelblich schwarzer Gesichtsfarbe, hatte einen großen Kopf, kleine tiefliegende Augen, platte Nase, wenig Bart, dünnes Kopfhaar und breite Schultern. Blick und Gang zeigte den Gewaltigen, der geboren war, zu herrschen, vor dem Alles zitternd verstummte und auf dessen Wink sich Hunderttausende blindlings in den Tod stürzten. Es war der Glaube seiner Zeit, daß er unbesiegbar sei und ihm die Herrschaft über den Erdkreis zufallen werde, und das Alles, weil er das Schwert des Kriegsgottes geheimnißvoll erworben habe. Ein Hirt aus seinem Volke bemerkte nämlich, daß ein Rind auf der Weide am Fuße sich verwundet habe, folgte der Spur des Blutes und entdeckte im Grase die Spitze eines Schwertes, das er ausgrub und Attila überreichte. Es war das Schwert, an dessen Besitz die Herrschaft über die Erde gebunden war und dem zur Ehre oft reiche Opfer an Menschen und Vieh geschlachtet wurden.

Im Jahr 441 waren wiederholte Kämpfe zwischen Hunnen und Oströmern ausgebrochen. Jene hatten einen Markt und Handelsplatz wahrscheinlich am nördlichen Ufer der Donau, der Stadt Margus gegenüber, überfallen, geplündert und zerstört und das als Vergeltung für erlittene Unbilden dargestellt. Als

die verlangte Genugthuung ihnen nicht gegeben wurde, drangen ſie über die Donau, griffen mehrere Städte und Feſtungswerke an und zerſtörten beſonders die Stadt Viminiakum im möſiſchen Illyrien. Als auch jetzt die von ihnen durch Geſandte nach Conſtantinopel gebrachten Forderungen nicht gewährt wurden, durchbrachen ſie die durch Schlöſſer und Feſtungswerke früher gedeckte Grenze, eroberten und zerſtörten die Städte Sirmium und Singidunum, Ratiaria und Marcianopolis, Raiſſus und Sardica. Nach dem Tode Bleda's ſchien der Muth und die Stärke des Volkes gewachſen zu ſein. Was auch immer an ſchnell zuſammengerafften Heeren ihnen entgegen geſtellt und wie todesmuthig vielleicht von den Römern geſtritten wurde, ihre Verluſte konnten durch Nichts ergänzt werden, während Attila über Hunderttauſende gebot und Gepiden, Gothen und Alanen ihm folgen mußten. Nach drei ſchweren Niederlagen ergoßen ſich die Barbarenhaufen über die preisgegebenen Provinzen. Alles Land von der Donau bis zum Helleſpont und bis zu den Thermopylen wurde erbarmungslos mit Feuer und Schwert verheert, die Feſtungen gebrochen und von den Städten allein ſiebenzig dem Boden gleich gemacht. So mußte der Kaiſer um jeden Preis Frieden ſchließen, und Attila diktirte ihn unter den Bedingungen, daß das Land längs dem ſüdlichen Ufer der Donau von Singidunum, Belgrad, bis zur Stadt Novä in Thracien in einer Breite von fünf Tagreiſen bis zur Stadt Raiſſus zum Gebiet der Hunnen geſchlagen werde. Er erhöhte den jährlichen Tribut von 700 auf 2100 Pfund Goldes und verlangte unverzüglich 6000 Pfund als Entſchädigung für die vergangenen Jahre oder als Buße für die Schuld des Krieges, und endlich ſollten römiſche Gefangene, wenn ſie entfliehen, zurückgeſandt oder ein Jeder um 12 Pfund losgekauft, Barbaren aber, welche die Fahne Attila's verlaſſen, von den Römern nicht aufgenommen werden. Die Erfüllung ſolcher Bedingungen war für das römiſche Reich eben ſo hart, als ſchimpflich. Daß beſonders die Geldſummen ſchwer aufzutreiben waren, bewies für den erſchöpften Zuſtand der Provinzen, die allerdings ſeit Jahrzehnten barbariſchen Einfällen und neben dieſen noch den Erpreſſungen kaiſerlicher Beamten, überhaupt den ruchloſen Eingriffen einer despotiſchen Regierung preisgegeben waren. Als übrigens die Vollziehung des Vertrags einige Zögerung erlitt, ſchickte Attila fünf bis ſechs Geſandtſchaften nach Conſtantinopel mit dem Befehl, auf ſchleunigen und vollſtändigen Vollzug zu dringen, die Verzeichniſſe der wahrſcheinlich vornehmen Flüchtlinge und Ausreißer zu übergeben und die Drohung beizufügen, daß das Reich das Schlimmſte zu gewärtigen habe, wenn die kaum zu zähmende Wuth ſeines Volkes losbreche. Bei dieſen ſich drängenden Geſandtſchaften hatte er aber auch die unedle Abſicht, den Geſandten, ſeinen Günſtlingen, Gelegenheit zu geben, auf Koſten verachteter und zitternder Feinde ſich zu bereichern. Die Geſandtſchaften forderten von Seite des Kaiſers eine Gegenbeſchickung, eine Ehre, die aber diesmal von den ſonſt nach ſolcher

Auszeichnung gierigen Höflingen weder gesucht noch gewünscht wurde. Endlich übernahm Marimin, der früher schon in wichtigen Sendungen das Vertrauen gerechtfertigt hatte, mit einigem Widerstreben die schwierige Aufgabe, den Zorn Attila's zu besänftigen und seinen Herrn zu rechtfertigen. In seiner Begleitung war der Geschichtschreiber Priscus, dem wir darüber ausführliche Berichte verdanken, und der kaiserliche Dolmetsch Vigilius, der ohne Marimus Wissen schon in Constantinopel mit einem der barbarischen Gesandten eine Verschwörung gegen Attila's Leben angezettelt und trotzdem den Muth hatte, in die Nähe des Gewaltigen sich zu wagen. 448. Sie fanden auf ihrer Reise die einst so blühenden und stark bevölkerten Landschaften verwüstet und verödet, die Städte meist in Trümmer geworfen, überall die Zeichen des Todes, — Knochen und Gebeine wie an der Höhle eines raubgierigen Wolfes. Die Stadt Naissus, Geburtsort Constantin's des Großen, war ein Trümmerhaufen, die Einwohner niedergehauen oder gefangen, ringsum die gebleichten Ueberreste der Gemordeten, in den Ruinen der Stadt einige elende Jammergestalten, die mit Noth ihr Leben fristeten. An den Ufern der Donau angelangt, wurde die kaiserliche Gesandtschaft in Kähnen, d. h. in großen ausgehöhlten Baumstämmen übergesetzt und mußte sich bequemen, Attila bis in das Innere von Ungarn zu folgen, ehe sie die Gnade ein erweitern Audienz genießen durften. Endlich im königlichen Lager angekommen, mochten sie nicht wenig erstaunt sein, dort Gesandte des weströmischen Kaisers zu treffen. Die Residenz Attila's lag in der Ebene Oberungarns zwischen Donau und Theiß, vielleicht in der Nähe von Jazberin, Agria oder Tokai und war nichts anderes als eine zahllose Menge von zum Theil ärmlichen Hütten und hölzernen Häusern, die nach Rang und Würde der Besitzer nicht ohne Schmuck und Verzierungen waren, oft aber auch durch rohe Pracht den Geschmack der Barbaren zur Schau trugen. Attila's Palast war ganz aus Holz, übertraf alle Gebäude durch Größe und gewaltigen Umfang, war durch eine hölzerne Verzäunung von den übrigen getrennt, innerhalb welcher eine Menge anderer Häuser standen zur Bequemlichkeit des königlichen Haushaltes, besonders war einer jeden der zahlreichen Frauen Attila's eine eigene Wohnung angewiesen. Die Römer mußten mit Schmerz in den Häusern und bei den Gastmählern der Vornehmen die geraubten Massen an goldenen und silbernen Geschirren, die kostbaren Perlen und Edelsteinen betrachten, mit denen Schwerter, Pferde, Kleider, sogar die Schuhe der Barbaren geschmückt, oft geschmacklos überladen waren. Nur Attila ragte unter dieser sinnlosen Pracht durch edle Einfachheit hervor. Sein Pferd, seine Waffen waren ohne Schmuck, auf seinen Tisch kamen nur hölzerne Becher und Teller. Zur königlichen Tafel gezogen, fanden sie hinlänglich Gelegenheit, die Sitten des Volkes zu beobachten. Unmäßig im Genuß des Weines, lauschten sie in lautloser Stille kunstlosen Gesängen, deren Inhalt die Schlachten und Siege, ihre eigenen Thaten waren. Bald aber erscholl unbändiges Gelächter

über das Gerede und die Geberden von Poſſenreißern, welche in ſeltſamem Aufzug erſchienen waren. Inmitten von all dem blieb Attila mäßig, ernſt und ſtreng. Als aber eines ſeiner Kinder erſchien, erſtaunten ſie, Ergüſſe menſchlicher und zärtlicher Gefühle an dem Mann zu erblicken, der ohne Zweifel unzählige Mal den Befehl zur Niedermetzlung von Tauſenden mit kalter Miene gegeben hatte. Endlich erhielten ſie, beſchenkt von Attila und den Vornehmen des Volkes, die Erlaubniß zur Rückkehr nach Conſtantinopel, nachdem ſie vorher noch gegen ein mäßiges Löſegeld mehreren Gefangenen die Freiheit erwirkt hatten.

Jetzt erſt erfuhren ſie von einer Verſchwörung gegen das Leben des Hunnenkönigs, welche der Eunuch Chryſaphius durch den Dollmetſcher Vigilius mit Edekon, einem der Geſandten Attila's, angezettelt hatte. Sei es, daß es dieſen reute oder daß er von Anfang an ſich zu verſtellen wußte, — Attila kannte den Anſchlag gegen ſein Leben ſchon, als die römiſchen Geſandten bei ihm eintrafen, mochte aber von deren Unſchuld überzeugt ſein. Als aber der Dolmetſch Vigilius, begleitet von ſeinem Sohne und mit Gold beladen, im Hunnenlager erſchien, um durch Beſtechung der nächſten Umgebung des Königs die Ausführung des blutigen Plans zu beſchleunigen, wurde er ergriffen und unter der Drohung, augenblicklich ſeinen Sohn hinrichten zu laſſen, zum zitternden Geſtändniß gezwungen. Attila ließ dem Elenden das Leben, nahm ihm aber zweihundert Pfund Goldes und ſchickte eine Geſandtſchaft nach Conſtantinopel, ſchwere Sühne für das offenkundige Verbrechen, vor allem den Kopf des Eunuchen zu fordern. Ihre drohende Sprache, vielleicht auch die Scham, über dem verbrecheriſchen Plane ertappt zu ſein, ſetzte den Kaiſer in ſolchen Schrecken, daß er Romius und Anatolius, zwei vornehme Römer, mit prächtigen Geſchenken abſchickte, um den Zorn Attila's zu beſänftigen. Beredt und freigebig bis zur Verſchwendung, wie ſie waren, erreichten ſie ihren Zweck. Er verzieh nicht nur, ſondern gab auch das Gebiet ſüdlich der Donau, das er ſchon zu ſeinem Reiche geſchlagen hatte, freilich jetzt verwüſtet und ſeiner Einwohner beraubt, wieder zurück, beſtand auch nicht länger darauf, Ausreißer und Flüchtlinge auszuliefern, um ſo mehr aber auf die Bezahlung des vertragsmäßigen Tributs. Es waren ſchwere Zeiten für das oſtrömiſche Reich. Denn neben dieſer furchtbaren Bedrängniß durch die Hunnen, raffte im Jahr 443 ein äußerſt ſtrenger, ſechs Monat langer, Winter Tauſende von Menſchen und Thieren weg. Im folgenden Jahr litt beſonders Bithynien durch ungeheure Regengüſſe und in Folge davon durch verderbliche Ueberſchwemmungen. Im Jahr 445 brach eine große Sterblichkeit, im darauffolgenden erſchreckliche Hungersnoth und bald die Peſt aus, an denen eine unzählbare Menge kläglich dahinfiel. Im Jahr 447 brachte endlich ein ſchweres Erdbeben über die Landſchaften am Hellespont, über Bithynien, Phrygien, über die Städte Antiochia und Alexandria arge Verwüſtungen und warf beſonders

in Conſtantinopel einen großen Theil der neu aufgebauten Mauern mit ſiebenundfünfzig Thürmen nieder. Und zu all dieſem Elend kamen noch die das Reich tief erſchütternden kirchlichen Streitigkeiten. Da ſtarb endlich 450 Theodoſius II., während ſeines Lebens ein willenloſer Spielball in den Händen Anderer. Sein Nachfolger Marcian erhielt bald von Attila die drohende Aufforderung, den eben ſo ſchweren als ſchimpflichen Tribut alsbald zu entrichten. Allein der Kaiſer gab die entſchloſſene Antwort, daß er Geſchenke nur für ſeine Freunde, für ſeine Feinde aber Eiſen habe. Mit dieſer Antwort erhielt er eine ähnliche von Valentinian III., dem Kaiſer des weſtrömiſchen Reichs.

Honoria, eine Tochter von Placidia und eine Schweſter von Valentinian, wurde mit dieſem in Ravenna erzogen. Etwa ſechszehn Jahre alt, verging ſie ſich mit dem Kämmerer Eugenius. Und als die Zeichen der Schwangerſchaft ſie verriethen, wurde ſie von ihrer Mutter nach einer ſtrengen Behandlung nach Conſtantinopel an den kaiſerlichen Hof geſchickt, deſſen Mitglieder ſich damals unter dem Einfluſſe von Pulcheria, der Schweſter des Theodoſius, durch ein ſtrenges Leben auszeichneten. Hier verlebte ſie zwölf bis dreizehn Jahre offenbar nicht in der freudigſten Stimmung und zu einer Zeit, als der gefürchtete Name Attila's ſo oft mit Entſetzen genannt wurde. Vielleicht in der Erinnerung, daß ihre Mutter auch die Gemahlin eines nicht weniger gefürchteten Barbarenkönigs gegen den Willen ihres Bruders geworden war, fand ſie bei den vielen Geſandtſchaften zwiſchen Conſtantinopel und dem Hunnenlager Gelegenheit, an Attila Botſchaft und Bitte gelangen zu laſſen, ſie als Gemahlin anzunehmen und von den ihr ſo läſtigen Banden zu befreien. Wenn er dies anfangs im Uebermaß ſeines ehelichen Glücks bei einer ſo großen Zahl von Frauen zurückwies oder verſchmähte, ſo wurde es aber bald ein Mittel, ſeinen Ehrgeiz oder ſeine Habſucht zu befriedigen. Und da wir annehmen dürfen, daß, wie die Höfe von Ravenna und Conſtantinopel in wohlverſtandenem Intereſſe freilich ſich nicht immer aneinander ſchloßen, noch gegen alle Feinde Schutz und Trutz ſich gewährten, — ebenſo alle ihnen feindlichen Mächte in offenem und geheimen Einverſtändniß mit einander waren, ſo iſt die Nachricht ſehr glaublich, daß Geiſerich den Hunnenkönig angetrieben habe, im weſtrömiſchen Reiche einzufallen, zunächſt, um die ihm ſelbſt drohenden Gefahren von ſich abzulenken. Attila hatte aber außerdem noch andere Gründe. Er konnte die wilden Horden nur dann beherrſchen, wenn er ſie in ſteter kriegeriſcher Bewegung erhielt und durch reiche Beute an ſich feſſelte. Die Provinzen des oſtrömiſchen Reichs waren geplündert und ausgeſogen, manche ſogar zu Wüſten und Einöden geworden, dagegen boten die des Weſtens noch reiche Ausbeute, die ihm um ſo ſicherer erſchien, als er die germaniſchen Stämme mit den Römern in heftigem Kampfe wußte. Damit war ſein Entſchluß gefaßt. Es war das Jahr 450, als er mit ſeiner ungeheuern Macht gegen den Weſten aufbrach.

2) Bei den Westgothen war nach Wallias Tode Theodorich gefolgt. 419. Auch unter ihm fehlte es nicht an erbitterten Kämpfen zwischen Gothen und Römern, besonders als die Burgunder in die belgischen Provinzen eindrangen. Das Kriegsglück war schwankend. Die Gothen hatten umsonst versucht, Arles und Narbonne zu erobern, als aber der römische Feldherr Litorius mit einem Hunnenheer nach Entsetzung der letztern Stadt bis vor die Thore von Toulouse gedrungen war und gestützt auf die Weissagung, daß er im Triumphe in die Hauptstadt der Gothen einziehen werde, alle Friedensbedingungen der schwer bedrängten Stadt stolz zurückwies, mußte er dem Muth religiöser Begeisterung unterliegen. Die Gothen stürmten sein Lager und nahmen den Unersättlichen gefangen. Nun zog er allerdings in Toulouse ein, aber nicht als Sieger, sondern besiegt im Gefolge des Siegers. Es war nur Ein Mann, der in diesen Provinzen die Reste römischer Herrschaft erhielt und der erst nach Lösung seiner weltgeschichtlichen Aufgabe abtreten sollte, dieß war Aëtius. Im Angesichte der schon damals drohenden allgemeinen Gefahr kam ein Friede zwischen Gothen und Römern zu Stande, der im wohlverstandenen Interesse geschlossen und ebenso treu auch gehalten wurde. Die beiden Töchter Theodorichs waren an die Söhne der Könige der Vandalen und Sueven verheirathet, aber beide unglücklich und durch ihr Geschick die Veranlassung blutiger Kämpfe geworden, wäre der Einfall des Hunnenkönigs nicht dazwischen gekommen. Der Königin der Sueven wurde der Gemahl von ihrem Bruder niedergestoßen. Die Gemahlin Hunnerichs wurde, wie schon erzählt, auf den Verdacht hin, Geiserich nach dem Leben gestellt zu haben, um ihren Gemahl auf den Thron zu erheben, verstümmelt an Nase und Ohren an Theodorich zurückgeschickt. Schon sahen die Römer mit Freude den Krieg zwischen Gothen und Vandalen dem Ausbruch nahe, als jene auf die dringenden Bitten des Kaisers und seines tapfern Feldherrn ihre Waffen gegen einen Allen viel gefährlicheren Feind wenden mußten.

Die Franken am Niederrhein hatten sich inzwischen mit den höher aufwärts wohnenden, die zum Theil bis an die Werra sich ausdehnten, vereinigt und dadurch ein großes Gebiet gebildet, das an Umfang noch zunahm, als sie durch ihre Einfälle in römische Provinzen jenseits des Rheins auch die ripuarischen Franken zwischen Niederrhein und Maas sich anschloßen. Die Hauptstadt dieser Franken, deren Gebiet sich dann über beide Ufer des Niederrheins von Lahn und Mosel abwärts, außerdem aber auch über den Westerwald und Hessen sich erstreckte, wurde später Köln. Sie blieben wie schon in früher Zeit gefährliche Feinde der römischen Herrschaft. Aëtius mußte ihnen auch zuletzt das nördliche Gallien überlassen. Die Nachtheile getheilter Gauherrschaft gegenüber von Feinden unter einheitlicher Leitung bitter empfindend hatten sie endlich nach dem Tode der kleinen Gaufürsten Faramund, Marcomirs Sohn, auf den Schild erhoben; auf ihn folgte Chlodio, der

im Jahre 445 über die silva carbonaria brach, die Städte Tournay und Cambray nahm und seine Herrschaft bis zur Seine ausdehnte: seine Residenz war zu Dispargum, das Einige in Duysburg zwischen Löwen und Brüssel, Andere in Duisburg am Rhein und noch Andere in Diesthem an der Femer suchen. Nach seinem Tode stritten seine zwei Söhne Merovig und Claudebald um die Herrschaft und suchten in zwei einander feindlichen Lagern Hülfe für ihre Ansprüche, Merovig bei den Römern, sein Bruder bei Attila, der mit seinen Schaaren schon nahe stand.

Als Attila aus den Ebenen Ungarns aufbrach, folgten seinem Winke außer den Schaaren der Hunnen und Sarmatenvölker, die sonst dem gothischen Reiche unterthan waren, von allen die Ostgothen unter ihrem Fürsten Theodomir, Widimir und Walamir, und die Gepiden unter Ardarich. Neben diesen werden ferner genannt die Heruler, deren Sitze damals vielleicht im westlichen Ungarn waren, die Rugier, welche wahrscheinlich westlich der Heruler im Norden der Donau wohnten. Die Scyren früher in den Ostseegegenden, jetzt in den Landschaften an der Mitteldonau, die Marcomannen im Süden der Donau, die Thüringer, die damals auch einen großen Theil von Böhmen inne hatten, wohl auch die zwischen Rugiern und Thüringern wohnenden Longobarden, obwohl diese namentlich nicht aufgeführt werden. Der Zug dieses ungeheuern Heeres ging längs der Donau bis Regensburg, von da durch den südlichen Theil des Thüringerreiches an den Main und dann Main abwärts bis in die odenwäldischen Gegenden, wo Rhein und Neckar zusammenfließen. Welche furchtbare Drangsale sich im Gefolge dieser unabsehbaren Schaaren über Deutschland herwälzten, können wir bei dem großen Mangel geschichtlicher Nachrichten nur noch aus Volkssagen und Legenden entnehmen, wie sie jetzt noch nicht ausgestorben sind. So soll Wimpfen am Neckar seinen Namen erhalten haben von Wibpin, d. h. Weiberpein, weil Attila die Frauen grausam tödten ließ. Auch der Inhalt unseres Nibelungenliedes ist dieser entsetzlichen Zeit entnommen, indem auf dem rechten Ufer des Rheins die Burgunder unter ihrem König Guntachar allein es wagten, dem Hunnenkönig Widerstand zu leisten und seinen Lauf aufzuhalten, in dem glorreichen Kampfe aber 10,000 an der Zahl ruhmvoll untergingen. Ein Theil des Heeres ging dann im Burgunderland in der Gegend von Worms oder Mainz über den Rhein. Den andern führte Attila rheinabwärts nach Köln, wo dann die Franken unter Claudobald sich mit ihm vereinigten. Nachdem er hier im Jahre 451 den Rhein überschritten hatte, bewegte sich das Heer in zwei Theilen, der eine über Lüttich durch Belgien, der andere über Metti, Metz, auf Orleans, das Attila wegen des wichtigen Uebergangs über die Loire schnell in seine Hände zu bekommen suchte. Metz, wie so viele andere Städte Galliens, wurde erstürmt und unter den Wehr- und Waffenlosen ein großes Blutbad angerichtet,

Prieſter am Altare erſchlagen und ſelbſt die Kinder im Schutze des Heiligthums nicht verſchont. Die getrennten Heeresthеile vereinigten ſich unter den Mauern von Orleans, *aureliana civitas*, das alsbald eingeſchloſſen und mit aller Macht von allen Seiten beſtürmt wurde. In dieſem für die Weltgeſchichte ſo entſcheidenden Augenblicke beruhte die Hoffnung des römiſchen Reiches und des Abendlandes auf der Thatkraft und Gewandtheit eines einzigen Mannes. Aëtius ging mit den Reſten des römiſchen Heeres über die Alpen und war ſchon in Arles eingezogen, als die Nachricht ihn ereilte, Attila bedränge Orleans von allen Seiten. Ob die Stadt gerettet, ob überhaupt kräftiger Widerſtand geleiſtet und das Abendland von dem Fluche aſiatiſcher Barbarei bewahrt werden könne, das hing jetzt von dem Entſchluß der Weſtgothen ab. Zu nicht geringem Staunen und Schrecken des römiſchen Feldherrn wollte Theodorich, der König der Weſtgothen, anfangs von einer Verbindung mit den Römern nichts wiſſen, — entſchloſſen, den furchtbaren Feind innerhalb ſeines eigenen Gebiets zu erwarten. Da ſchickte Aëtius den Senator Avitus an Theodorich, um ihn von dieſem Entſchluß, der Allen ſicheres Verderben drohe, abzubringen. Der beredte Römer, dem dießmal die Wahrheit zur Seite ſtand, ſtellte dem Gothenkönig vor, wie nur Vereinigung aller Kräfte Rettung, Zerſplitterung derſelben nothwendig Allen, auch den Tapferſten, gewiſſen Untergang bringen werde. Eine ergreifende Schilderung alles deſſen, was Aſien und Europa ſchon von dieſen Horden gelitten, wie alles Leben unter dem Hufe ihrer Pferde ſterbe, hinter ihnen nur Tod und Verwüſtung zurückbleibe, wie das gottloſe Volk ganz beſonders gegen alles Heilige wüthe und göttliches und menſchliches Recht höhnend mit Füßen trete, machte ſolchen Eindruck auf Theodorich, daß er mit ſeinem Volke freudig die Hand zum Bündniſſe bot. Mit den Weſtgothen zugleich ſchloßen ſich den Römern an die Burgunder, Heerhaufen aus dem nordweſtlichen Gallien, aus Armorica, auch Sachſen und beſonders Merovig mit ſeinen Franken, während ſein Bruder zu Attila ſtand. Der greiſe König wollte mit ſeinen beiden Söhnen Thorismund und Theodorich das Gothenvolk ſelbſt im Kampfe anführen. Unterdeſſen war Angſt und Noth in Orleans auf den höchſten Grad geſtiegen. Der Muth und die Thätigkeit des Biſchofs Anianus erſchöpfte jedes Mittel, um den ſinkenden Muth der Belagerten aufrecht zu halten. Aber Attila hatte ſchon die Vorſtädte beſetzt und die Mauern der Stadt durch den Sturmbock arg erſchüttert. Rettung ſchien unmöglich. Ein Theil des Volkes lag fortgeſetzt auf den Knieen, den Himmel um Erbarmen anflehend. Zweimal ſchickte der Biſchof in der höchſten Noth Boten auf die Mauer mit dem Befehle, ſich umzuſehen, ob Gott noch keine Hülfe ſende. Sie erblickten Nichts. Da ermahnte er ſie auszuharren im Gebet, „denn heute noch werde die Erlöſung nahen.“ Da, als er zum drittenmale gebot, in die Ferne zu ſchauen, erblickten ſie fernher eine Wolke ſich erheben und der Stadt immer größer ſich zuwälzen.

Das vereinigte Heer der Römer und Germanen nahte in Eilmärſchen. Dadurch wurde Attila gezwungen, die Belagerung von Orleans aufzuheben, das er beinahe ſchon in Händen hatte. Er ging über die Seine zurück und wendete ſich nach den Ebenen der Champagne, einmal um ſich den Rücken frei zu machen, dann aber auch um günſtigen Boden für ſeine Reiterei zu erhalten. Hier auf der weitgedehnten Ebene um Chalons, *campi catalaunici*, kam es zur entſcheidenden Völkerſchlacht, die blutiger war, als irgend eine des Alterthums. Welche Vorbereitungen mögen ihr auf beiden Seiten vorangegangen ſein! Wie viel Furcht und Hoffnung beide Theile in den Kampf begleitet haben! Römer, Weſtgothen und die übrigen Schaaren der Germanen kämpften um die Heimath, die ſie zum Theil ſchon lange inne hatten, für die Segnungen des Chriſtenthums, für Freiheit und alle Güter ihres nationalen Lebens. Was wird Attila ſeinen Hunnen vorgehalten haben, dieſen Schaaren, die vom fernen Oſten bis zu dieſer Stelle Aſien und Europa unter Strömen von Blut durchgeplündert, was den Völkerſchaften verheißen, die ſeinen Fahnen folgten? Beſorgniß oder nationales Herkommen veranlaßten ihn, Prieſter und Zeichendeuter um den Ausgang der Schlacht zu fragen. Als ſie nach ihrer Art die Eingeweide der Opferthiere beſichtigt hatten, ſollen ſie ihm Unheil, aber auch den Tod des Anführers der Feinde verkündet haben.

Die Schlachtlinie der Hunnen war in der Weiſe aufgeſtellt, daß Attila mit ſeinen Schaaren das Mitteltreffen einnahm und von ihm aus die ſeinem Willen gehorchenden Rugier, Heruler, Thüringer und Franken nach beiden Seiten ſich ausdehnten, — den rechten Flügel befehligte der Gepidenkönig Ardarich, den linken die drei Brüder, die über die Oſtgothen herrſchten. Bei den Verbündeten mußte der Alanenkönig Sangipan, deſſen Treue zweifelhaft war und deſſen Verrath beinahe Orleans zum Falle gebracht, das Mitteltreffen einnehmen, um alsbald zweideutige Bewegungen erdrücken oder ergänzen zu können. Aëtius hatte den Oberbefehl über den linken, Theodorich über den rechten Flügel, ſein Sohn Thorismund aber nahe Anhöhen beſetzt, die ſich wahrſcheinlich auf den Seiten der Hunnen oder in ihrem Rücken hinſtreckten. Den Kern beider Heere bildeten Germanen, und Germanen mußten an dieſem denkwürdigen Tage, wie ſo oft nachher in der Geſchichte, Sieger und Beſiegte ſein. Von dem Verlauf der Schlacht ſind uns nur ſpärliche Berichte erhalten. Nach Jornandes war die Schlacht grimmig, vielgeſtaltig, hartnäckig, ſo blutig, daß das Blut in Bächen floß und die Verwundeten im brennenden Durſt davon getrunken, und ein ſolches Würgen und Morden weder in der Gegenwart, noch auch in der Vergangenheit geweſen ſei. Attila richtete ſeinen Hauptangriff gegen Theodorich und die Weſtgothen, als die Hauptſtärke des verbündeten Heeres. Als deßwegen vor ſeinen Fahnen und ſeinen grimmigen Anfällen die Alanen entweder geworfen oder abgefallen waren, ſahen ſich plötzlich die Weſtgothen mit verdoppelter Wuth von allen Seiten

angegriffen und auf's Aeußerste bedrängt, und rangen mit der größten Erbitterung gegen die rasenden Anstrengungen eines unversöhnlichen Feindes. Hier maßen sich zwei Völker, die durch Muth, durch Tapferkeit und Todesverachtung auf allen Schlachtfeldern von den Grenzen Asiens an bis zum äußersten Westen ihre Feinde niedergerungen. Allen Gothen voran stritt Theodorich, da traf ihn ein Wurfspieß, daß er schwer verwundet vom Pferde sank und in der nun folgenden Verwirrung von der eigenen Reiterei zertreten wurde. In diesem Augenblick, wo das Zünglein der Entscheidung auf- und niederschwankte, und die Westgothen nur mit Mühe den tausendfachen Ansturm der Hunnen aufhielten, rauschten die Schaaren Thorismunds, für einen solchen Augenblick aufgestellt und aufbewahrt, von den Anhöhen herab und nahmen blutige Rache für den Tod ihres Königs. Sie schleuderten die erstaunten Hunnenreihen auseinander und machten rechts und links ganze Hügel tapferer Krieger nieder. Ihr Angriff sollte den Tag entscheiden und würde Vernichtung über das ganze Hunnenheer gebracht haben, hätte die Nacht nicht über die Fliehenden ihren Mantel schützend ausgebreitet. Die Wahlstatt bot einen grauenhaften Anblick. Denn die Zahl der Erschlagenen belief sich auf 162,000, nach einem andern Bericht auf 300,000 Mann, — eine Zahl, die es gewiß macht, daß das Blut in Bächen dahin geflossen! Theodorichs Leichnam wurde unter einem Hügel von Gefallenen aufgefunden, feierlich bestattet und von den Gothen alsbald Thorismund auf den von Feindesblut noch feuchten Schild erhoben. 451.

Attila hatte sich nach so schweren Verlusten hinter seine gewaltige Wagenburg zurückgezogen. Neuen Angriff und Sturm erwartend, ließ er einen großen Haufen von Pferdesätteln aufthürmen, entschloßen sich darauf zu verbrennen für den Fall, daß seine schwachen Verschanzungen erstürmt würden. Bei dem weitgedehnten Schlachtfelde hatte Aëtius erst spät von dem massenhaften Rückzug der Hunnen und dem Siege der Westgothen Kunde, Thorismund aber bei einem verwegenen Sturm auf den, wie Jornandes sagt, gefangenen Löwen eine Wunde erhalten, und war kaum der Gefangenschaft und dem Tode entgangen. In einem darauf gehaltenen Kriegsrath wurde anfangs beschlossen, die Hunnen in dem ohnehin schon verwüsteten Lande durch Einschließung und Abschneiden der Zufuhren zu bedrängen, oder mit ungleichen Kräften zum Kampfe zu zwingen. Aber Aëtius war bald anderer Meinung. In Besorgniß, die Westgothen möchten nach Vernichtung der Hunnen, wie schon unter Alarich, dem Reiche noch gefährlichere Feinde werden, rieth er Thorismund, schleunig in sein Land zurückzukehren und seinen Thron gegen ehrgeizige Absichten seiner Brüder festzustellen. Und so geschah es, die Westgothen zogen in ihr Land zurück. Noch lange nachher wurde im Schatzhaus der westgothischen Könige das Prachtstück bewundert, welches Aëtius Thorismund zum Geschenke gemacht. Es war eine große Schüssel von

maſſivem Gold 500 Pfund ſchwer und von noch höherem Werthe durch die vielen eingeſetzten koſtbaren Edelſteine und die meiſterhafte Arbeit: ſie ſoll die Tafel des ſalomoniſchen Tiſches geweſen ſein, welchen die Römer einſt aus dem Tempel zu Jeruſalem geraubt hatten. So entkam Attila über den Rhein, vielleicht ſelbſt verwundert über die Unthätigkeit ſeiner Feinde. Aber die feine Berechnung des römiſchen Feldherrn, die Feinde Roms gleichſam gegenſeitig in Furcht zu halten, hatte ſich bald als ganz verfehlt erwieſen.

3) Attila, durch die Niederlage in Gallien weder geſchreckt noch geſchwächt, brach im Jahr 452 durch die öſtlichen Alpenpäſſe in Italien ein. Eine ſeiner Forderungen, die er wiederholt, wie bei ſeinem Einfalle in Gallien, an den Hof zu Ravenna gelangen ließ, war die Hand der Schweſter des Kaiſers, ſammt dem ihr gebührenden Erbe. Die Antwort darauf lautete eben ſo feſt, als deutlich. Seinen Geſandten wurde nämlich erwiedert, Honoria ſei bereits vermählt. Die Unglückliche war auch auf die Gewißheit ihrer Verbindung mit dem erbittertſten Feinde des römiſchen Reichs von Conſtantinopel nach Italien zurückgebracht, darauf mit einem unbedeutenden Mann vermählt worden, um dann den Reſt ihres Lebens in ſtrenger Abſonderung zu beſchließen. Attila ſah ſich zuerſt durch die feſten Mauern von Aquileja aufgehalten, eine Stadt, die mehrmals den Schaaren des Nordens ein Stein des Anſtoßes war, ohne von ihnen überwunden zu werden. So wenig die Hunnen ſelbſt Kenntniſſe und praktiſche Fertigkeiten zur Belagerung von Städten, zur Erſtürmung von Mauer, Wall und Thürmen hatten, ſo groß konnte die Zahl der Gefangenen ſein, welche darin erfahren waren und die Belohnung, wodurch Andere zum Dienſte gegen die dem Untergang geweihte Stadt hieher gelockt wurden. Aber ungeachtet man weder Liſt noch Kunſt noch Menſchenleben ſchonte, ungeachtet man alle Schrecken gegen die Stadt und ihre Vertheidiger ſpielen ließ, es prallte Alles an den Mauern ab. Schon währte die Belagerung drei Monate lang, aber die einzigen Ergebniſſe aller Anſtrengungen waren nichts als Mangel und drohende Unzufriedenheit im Hunnenlager ſelbſt und endlich der Entſchluß von dem vergeblichen Unternehmen abzuſtehen. Da ritt Attila, erzählt die Sage, noch einmal um die Mauern und bemerkte, daß ein Storch einen der Thürme verließ und mit ſeinen Jungen davon eilte. Daß dieſer an die Menſchen ſo gewöhnte Vogel ſein Neſt verließ, deutete er auf den nahen Untergang der Stadt. Der Befehl zum Aufbruch des Heeres wurde zurückgenommen. Die Angriffe begannen wiederholt und mit Siegeshoffnung, als plötzlich der Theil der Mauer, über dem der Storch ſein Neſt hatte, gänzlich zuſammenſtürzte. Die Stadt konnte keinem grauſameren Feinde in die Hände fallen. Das Loos der Einwohner, deren Häuſer mit ſtürmender Hand genommen wurden, mußte ein ſchreckliches ſein. Aquileja aber wurde ſo gründlich verwüſtet, daß nach hundert Jahren die Stätte nicht mehr aufzufinden war, wo es einſt geſtanden.

Die Einwohner aber, welche aus Aquileja, Padua und den benachbarten Städten dem Schwerte der Hunnen entgingen, flohen auf die sumpfigen Inseln des adriatischen Meeres und legten den Grund zu dem einst so mächtigen Venedig. Mit Aquileja theilten dasselbe Schicksal die Städte Altinum, Concordia und Padua, Mailand und Pavia unterwarfen sich ohne Widerstand, Vicenza und Verona wurden der grausamen Wuth und Plünderung der Barbaren preisgegeben. Und wie in Deutschland dunkle Volkssagen von den furchtbaren Drangsalen durch die Hunnen noch erhalten sind, so gibt es in Oberitalien beinahe keine Stadt, deren Geschichte davon nicht legendenartig zu berichten hätte.

Gegen einen solchen Feind hielt sich Valentinian hinter den Mauern und Sümpfen Ravenna's nicht mehr für sicher und flüchtete eilig mit seinem ganzen Hofe nach Rom, Aëtius zum zweiten Mal die schwere Vertheidigung des Reichs überlassend. Aber auch hier bewährte sich die Größe dieses Mannes. Die Hülfe der Westgothen war ferne, noch ferner und ungewisser die aus Constantinopel, und ein römisches Heer gab es schon lange nicht mehr. Dennoch blieb er nicht unthätig. Mit den wenigen Truppen, die ihm zur Verfügung standen, lauerte er in den Pässen des Apennin. Abtheilungen der Hunnen, die sich zu weit gegen Süden vorwagten, wurden von dem Hauptheere abgeschnitten und vernichtet. Bald sah sich das Hunnenheer von einem Feinde angegriffen, der vor und nach jener Zeit Italien weit kräftiger gegen die Einfälle von Norden schützte, als List und Waffengewalt seiner Einwohner. Es brachen nämlich Seuchen aus, von der Sonnengluth des Südens und der Unmäßigkeit in Speis und Trank hervorgerufen oder genährt, und wütheten furchtbar unter den Schaaren des Barbarenheeres. In dieser Lage war Attila, als eine römische Gesandtschaft, Pabst Leo an der Spitze, in der Gegend von Mantua, wohin er wieder zurückgegangen war, vor ihm erschien. Ob Bitten, Versprechungen oder Drohungen vor ihn gebracht, ob ein Vertrag abgeschlossen, ein Abkommen getroffen wurde, ist uns unbekannt, gewiß nur, daß er Italien räumte und Rom verschonte. Und das Verdienst von dem Allem wird Pabst Leo zugeschrieben. Als er nämlich, erzählt die Sage, mit seinen priesterlichen Gewändern angethan, persönlich ehrfurchtgebietend, vor dem schrecklichen Könige stand und mit beredten Worten in ihn drang, aus Italien wegzugehen, habe sich über seinem Haupte die Gestalt eines ungeheuren Riesen erhoben und den Entsetzlichen zu vernichten gedroht, wenn er nicht weiche.

Attila verließ also Italien und kehrte über die Donau zurück, drohte aber vorher mit weit größerer Heimsuchung, wenn ihm Honoria nicht in einer bestimmten Frist sammt kaiserlicher Mitgift zugesendet werde. In seinen Wohnsitzen angekommen, kündigte er zunächst dem oströmischen Reiche Krieg an, weil ihm der festgesetzte Tribut nicht mehr gereicht wurde. In der That rüstete er sich aber gegen die Westgothen, drang im Jahre 453 zum zweiten

Mal über die Donau, hierauf in Gallien ein und richtete seine Angriffe gegen die Alanen jenseits der Loire. Aber vor ihm schon hatte Thorismund mit seinen Westgothen das Land der Alanen besetzt. Eine zweite Schlacht in jenen Gegenden zwischen Gothen und Hunnen hatte denselben Ausgang, wie die auf den catalaunischen Ebenen. Attila zog sich abermals ohne Erfolg über den Rhein in seine Wohnsitze zurück, und nicht lange nachher erfreute die Welt die Nachricht seines Todes. Er hatte der Reihe seiner zahlreichen Frauen eine sehr schöne Jungfrau, Ildegund mit Namen, zugesellt, mußte sie aber mit Gewalt nehmen, wobei ihr Vater ermordet wurde. Da ereilte ihn in der Brautnacht der Tod. 454. Er starb nach Jornandes an einem Blutsturz, nach Marcellinus aber ward er von seiner jungen Gemahlin, bei der er schlief, mit einem Messer erstochen und zwar aus Blutrache für die Ermordung ihres Vaters. Dasselbe Jahr war auch das Todesjahr desjenigen Mannes, der gegen ihn das römische Reich und das ganze Abendland gerettet hatte. Nur am Hofe eines so schwachen und unwürdigen Regenten konnten die unsterblichen Verdienste eines Aëtius vergessen oder verdächtigt werden. Diejenigen, welche in den Tagen höchster Gefahr rathlos sich verkrochen hatten, Höflinge und Eunuchen, fanden bald Zeit und Gelegenheit, den Retter des Abendlandes vor Sclaverei und asiatischer Barbarei ehrgeiziger Pläne und des Hochverraths zu beschuldigen. Valentinian schenkte dem um so geneigter Gehör, als Aëtius heftig auf Beschleunigung der Vermählung seines Sohnes Gaudentius mit Eudoxia, des Kaisers Tochter, drang. In den Palast gerufen, entspann sich zwischen ihm und Valentinian ein so heftiger Wortwechsel, daß dieser das Schwert, das er niemals gegen den Feind geschwungen, aus der Scheide riß und Aëtius damit verwundete, was den Höflingen das Signal gab, über den Mann, der die rechte, die einzige Hand des Kaisers war, herzufallen und nach vielen Wunden und auf eine niederträchtige Weise niederzustoßen. In Angst, seine vielen tapfern Freunde möchten den Tod an den Mördern rächen, wurden sie heuchlerisch in den Palast beschieden und einzeln ermordet. Es blieben aber immer noch so viele seiner Diener übrig, die ihn an Valentinian rächten, nachdem er sie ohne Gedächtniß und ohne Glauben an Dankbarkeit und Freundschaft in seine Leibwache aufgenommen hatte.

Das gewaltige Heer Attila's trug große Trauer um seinen Helden. Seine Leiche wurde öffentlich ausgestellt, und als hielte der Todte noch einmal Heerschau über diese furchtbaren Schaaren, ritten sie feierlich und in gemessener Ordnung an ihr vorüber, indem sie Schmerz und Anerkennung eine jede in ihrer nationalen Weise lauten Ausdruck gaben. Darauf wurde der Leichnam in drei Särge von Gold, Silber und Eisen eingeschlossen, während der Nacht in die Erde gesenkt und ein Theil des Raubes und der Beute der Nationen hinabgeworfen, diejenigen aber, welche das Grab geöffnet und geschlossen hatten, ohne Erbarmen niedergehauen. Damit war von dem großen Volke Frieden und

Einheit gewichen. Von Attila's Söhnen, die nach Jornandes ſo zahlreich waren, daß ſie beinahe ſelbſt ein Volk ausmachten, wollte ein Jeder an der Spitze eines Theils der hunniſchen Macht ſtehen, keiner aber den Andern untergeordnet ſein. Dieſen Kampf benützten die germaniſchen und ſcythiſchen Stämme und warfen das hunniſche Joch ab. Das Zeichen des Aufſtandes gab der Gepidenkönig Ardarich. An den Ufern des Fluſſes Retad in Pannonien ſtanden ſich plötzlich die Stämme feindlich gegenüber, die einſt vereint den Erdkreis beben und zittern gemacht. Um ſo erbitterter war der Kampf, um ſo blutiger die Entſcheidung. Gegen die vereinigte Macht der Gepiden und Oſtgothen ſammt den kleinern Stämmen mußte die gerühmte Tapferkeit der Hunnen unterliegen. Attila's älteſter Sohn, Ellak, bedeckte mit 30,000 Hunnen den Wahlplatz. 454. Sein Bruder Dengiſich behauptete ſich noch fünfzehn Jahre lang an den Ufern der Donau. Die letzten Reſte wurden 469 aus den Donaugegenden herausgeſchlagen und zogen in die ſarmatiſchen Landſchaften im Norden des ſchwarzen Meeres zurück. Dafür theilten ſich die freigewordenen Stämme nach dem Maße ihrer Stärke, in die herrenlos gewordenen Provinzen. Die Gepiden beſetzten die von den Hunnen bis dahin innegehabten daciſchen Gegenden, Siebenbürgen, Wallachei und Moldau bis an die Donau. Auf der Nordſeite der Donau wohnten die Stämme der Heruler, Rugier, Scyren und Thurilinger, die Oſtgothen endlich erhielten alle Landſchaften auf dem rechten Donauufer von Belgrad aufwärts bis Wien. In den illyriſchen Gegenden ließen ſich meiſtens Sarmaten nieder.

Kapitel 8.

Odoachar, der Heruler.

1) Maximus hatte während der kurzen Dauer ſeiner Herrſchaft den Senator Avitus, aus altadeligem Geſchlechte, zum Befehlshaber der römiſchen Truppen in Gallien ernannt und ihm den ſchweren Auftrag gegeben, den immer weiter gehenden Eroberungen der Weſtgothen Schranken zu ſetzen, freilich weniger durch Gewalt und Waffen als auf dem Wege des Vertrags und des Bündniſſes. Bei den Weſtgothen war Thorismund, der Held auf den catalauniſchen Ebenen, durch die Hand ſeines Bruders Theodorich gefallen und dieſer an ſeiner Stelle König geworden, um ſpäter auch durch einen Bruder, Eurich mit Namen, demſelben Loos zu unterliegen. Dem kaiſerlichen Befehl gemäß unterhandelte Avitus in Toulouſe mit Theodorich, dem Gothenkönige ſelbſt, als die Nachricht von der Ermordung des Kaiſers und der Eroberung und Plünderung Roms durch die Vandalen anlangte. Da war es

nun der Gothenkönig ſelbſt, welcher Avitus zur Annahme der Kaiſerwürde beredete und ihn dazu durch ſeine Macht förmlich erhob. Dieſe Erhebung wurde in Rom und Ravenna ungern geſehen, obwohl Niemand war, der nach der höchſt gefährlichen Würde verlangt hätte. Als er ſich nun im Jahr 456 nach Italien begab, wurde er als ein Fremder von den römiſchen Großen mit Mißgunſt angeſehen, bald aber wegen ſeines üppigen Lebens gehaßt. Damals ſtand Ricimer an der Spitze der Hülfstruppen, ohne welche auch nicht ein Schatten des römiſchen Reichs übrig geweſen wäre. Er war ein Sueve, ſeine Mutter eine Tochter des Weſtgothenkönigs Wallia und ſeine Macht ſo groß als einſt die eines Stilicho und Aëtius. Er mochte ungern einen Kaiſer über ſich ſehen, der es ohne ſeinen Willen geworden war, und gab daher auch dem Römer Majorian Rath und Unterſtützung, an die Stelle des verhaßten Avitus zu treten. Von denen ferne, die ihn auf den Kaiſerthron erhoben hatten, ſchloß Avitus, um nur ſein Leben zu retten, einen Vertrag, dem zu Folge er die kaiſerliche Würde niederlegte und — Biſchof von Placentia wurde. Da er bald darauf die Flucht ergriff und ſeine Richtung nach Gallien nahm, in der Abſicht vielleicht mit Hülfe der Weſtgothen die niedergelegte Gewalt wieder zu ergreifen, ſo wurde er verfolgt, eingeholt und hingerichtet.

Majorian war nach den Schriftſtellern damaliger Zeit ein Mann, der an vortrefflichen Eigenſchaften allen Kaiſern, die je über Rom geherrſcht hatten, gleichkam, wenn nicht übertraf, und gegen ſeine Unterthanen eben ſo gütig als furchtbar allen ſeinen Feinden. Beſonders wurden ſeine Geſetze und Verordnungen gerühmt, welche er zur Erleichterung der Drangſale des Volkes und zur Abhülfe der Unordnungen in der Verwaltung des Reichs ergehen ließ. Die Sage, daß er den Muth hatte, in Verkleidung nach Carthago zu gehen, um die Hülfsmittel des gefürchteten Vandalenkönigs zu erforſchen, iſt, wenn auch erdichtet, eine treffliche Zeichnung ſeines Charakters. Seine Rüſtungen, zugleich mit den Gothen Afrika zu erobern, nahmen ein klägliches Ende, als Geiſerich durch plötzlichen Ueberfall die vereinigte Flotte im Hafen von Carthagena verbrannte und vernichtete. Dieſes Unglück und nicht minder die ſchlecht verhehlte Abſicht die Macht Ricimers, der mit dem Titel eines Patricius wie Aëtius an der Spitze der Verwaltung des ganzen Reiches ſtand, in engere Schranken einzuſchließen, brachten ihm bei ſeiner Rückkehr nach Italien den Tod. Er wurde bei einer Muſterung der Truppen bei Tortona gefangen genommen und hingerichtet. 461. Nach Procopius aber ſtarb er an der Ruhr. Die Gewalt befand ſich nun mehrere Monate lang in den Händen Ricimers, bis dieſer Severus auf den Thron erhob. Den Schattenkaiſer erkannten aber die zwei römiſchen Feldherrn Marcellinus in Sicilien, ſpäter in Dalmatien, und Aegidius in Gallien nicht an, ſo daß ſein Gebiet nur bis an die Alpen reichte. Er ſtarb 465 zu Rom, ohne ſich viel um die Geſchäfte des Reichs bekümmert zu haben.

Während dieſer beinahe unbeſchränkten Gewalt Ricimers im Weſten, verfügte ein anderer Germane, der Gothe Aſpar über den kaiſerlichen Purpur in Conſtantinopel. Durch drei Generationen waren die Heere des oſtrömiſchen Reichs, von ſeinem Vater, von ihm und ſeinem Sohne Ardaburius befehligt worden. Er war ebenſo mächtig durch die kaiſerliche Garde, die meiſt aus Gothen beſtand und ihm unbedingt anhing, als beliebt beim Volke, durch die Freigebigkeit, in der er von ſeinen großen Reichthümern Gebrauch machte. Nach dem Tode Theodoſius, des Jüngern oder des Zweiten, gab ſeine Schweſter Pulcheria Hand und Diadem dem Senator Marcian einem Thracier, der damals ſechzig Jahre alt war. Er hatte neunzehn Jahre lang unter Aſpar und deſſen Sohn Ardaburius die perſiſchen und afrikaniſchen Feldzüge mitgemacht, und wurde im letzteren von den Vandalen gefangen genommen. Als die Gefangenen in Carthago in den Hof des kaiſerlichen Palaſtes gebracht wurden, um vertheilt zu werden, und ſie ſich vor Müdigkeit niederlegten, bemerkte Geiſerich, erzählt die Sage, wie ein Adler, der über ſie hinflog, eine Zeit lang über den ſchlafenden Marcian ſeine Flügel breitete und ihn beſchattete. Dadurch aufmerkſam gemacht und es als ein Zeichen künftiger Größe deutend, ließ er Marcian rufen, erkundigte ſich genau nach ſeinem Stande und ſeinen Lebensſchickſalen und ſchenkte ihm, da er hörte, daß er ein Kriegsgenoſſe Aſpars und Senator ſei, die Freiheit, vorher aber mußte er ſchwören, niemals gegen die Vandalen die Waffen zu tragen, welchem Eidſchwur man auch ſpäter zuſchrieb, daß er bei ihren fürchterlichen Verwüſtungen im Weſten ein theilnahmloſer und gleichgültiger Zuſchauer blieb. Nach ſeinem Tode erhob Aſpar den Kriegstribun Leo, der Oberhofmeiſter ſeines Hauſes war, ohne Zweifel in der Meinung durch ihn das ganze Reich beherrſchen zu können. Er täuſchte ſich. Leo, ſeiner Pflichten und ſeiner Rechte bewußt, wies Aſpar in geziemende Schranken. Da hatte der ſtolze Gothe den Muth, Leo des Undanks und der Wortbrüchigkeit zu beſchuldigen. Er faßte das kaiſerliche Gewand und ſchüttelte es mit den Worten: „es geziemt ſich nicht, daß ein Mann, der mit dem Purpurgewand bekleidet iſt, der Lüge ſich ſchuldig mache.“ — „„Es geziemt ſich aber auch nicht,““ antwortete Leo, „„daß ein Unterthan über den Kaiſer herrſche.““ Das Mißverhältniß zwiſchen Beiden war zu groß, als daß nach ſolchen Erfahrungen aufrichtige Verſöhnung dasſelbe hätte ausgleichen können. Es zu löſen, ließ der Kaiſer ſpäter Aſpar und ſeine Söhne ermorden.

Ricimer hatte Leo nach dem Tode des Severus als Kaiſer des Oſtreiches anerkannt und einer Uebereinkunft zwiſchen beiden gemäß ſollte der Grieche Anthemius, der mit einer Tochter des Marcian vermählt war, Kaiſer des Weſtreichs werden. Nach ſeiner feierlichen Thronbeſteigung heirathete Ricimer, obwohl bei Jahren, deſſen Tochter. 467. In dieſe Zeit fällt nun der gemeinſame Feldzug gegen die Vandalen, denen zwar Sardinien und Sicilien entriſſen wurde, die aber durch die Kühnheit Geiſerichs der ver-

einigten Flotte im Hafen von Carthago schwere Verluste beibrachten und sie zu einem schimpflichen Rückzug zwangen. Aber die Freundschaft zwischen Anthemius, und Ricimer war nicht von langer Dauer. Ricimer, ähnlicher Gesinnung wie Aspar, verließ Rom und nahm seinen Sitz in Mailand, während Anthemius in Rom residirte. Die Schwäche des Reichs und diese Zwietracht benützten besonders die Westgothen. Sie brachen unter Theodorich II. nach dem Tode Majorians in Spanien ein, eroberten die Städte Pampeluna und Saragossa, drangen bis in das Herz von Lusitanien und zwangen die Sueven in Gallizien gothische Oberherrlichkeit anzuerkennen, in Gallien aber eroberten sie trotz des Widerstandes der letzten Reste römischer Macht die Provinzen Auvergne und Berry. Zwischen Ricimer und Anthemius kam es im Jahre 472 zu offenem Kampf, nachdem eine Vermittlung des Bischofs Epiphanius von Pavia nicht von Dauer sein konnte. 471. Als Ricimer sich gerüstet und zahlreiche Verstärkungen von Sueven und Burgunder an sich gezogen hatte, brach er von Malland nach Rom auf und schlug sein Lager unter den Mauern dieser noch nicht genug geängstigten und geplünderten Stadt. Ricimer, glücklicher oder vorsichtiger als Aspar in Constantinopel, hatte an die Stelle des von ihm anerkannten Anthemius bereits einem andern das kaiserliche Diadem zuerkannt. Es war der Senator Olybrius, Gemahl der Placidia, derjenigen Tochter Valentinians III., welche mit ihrer Mutter und Schwester nach der Eroberung Roms von Geiserich nach Afrika entführt und später wieder ehrenvoll zurückgegeben wurde. Da ihre ältere Schwester mit dem Sohne des Vandalenkönigs vermählt war, so kam es, daß Ricimers Wahl sogar von Geiserich gebilligt und in seiner Würde drohend unterstützt wurde; außerdem besaß Olybrius bereits auch die geheime Zustimmung Leo's, aus welchen Gründen, ist unbekannt. Trotz all dem und obwohl Ricimer nach dreimonatlichem Widerstande der Hälfte der Stadt sich bemächtigt hatte, hielt die Mehrzahl des Volks und der Vornehmen fest an Anthemius, der außerdem die noch wirksamere Unterstützung in einem gothischen Heere fand. Endlich nahm Ricimer den Rest der unglücklichen Stadt im Sturm, Anthemius aber gefangen und ließ ihn hinrichten. Die Einwohner litten Namenloses unter den Händen der Truppen Ricimers, der ihnen einen neuen Herrn und Kaiser brachte. Aber während der Belagerung war die Pest ausgebrochen, von der Tausende dahingerafft wurden. Auch Ricimer starb an ihr vierzig Tage nach der Eroberung Roms im September des Jahres 472. Sterbend übergab er das Heer seinem Neffen Gundobald, einem Fürsten der Burgunder. Aber auch Olybrius Herrschaft dauerte nur sieben Monate. Dieselbe Krankheit, wegen deren entsetzlichen Folgen das Volk ihn und den Urheber seiner Erhebung verfluchte, sollte auch ihn wegnehmen im October des nämlichen Jahres.

2) Die Verwirrung und Schutzlosigkeit des Reichs nach Ricimers Tode benützten alsbald die germanischen Donauvölker in der Weise, daß die Thurilinger über die Donau gingen und sich in den Gegenden von Salzburg auf- und abwärts niederließen, während die Heruler in Böhmen eindrangen; die Rugier blieben in Mähren und im westlichen Ungarn; die Scythen aber, die den Ostgothen Land zu entreißen wagten, wurden von diesen beinahe ganz aufgerieben. Es war endlich die Zeit herangekommen, in der das römische Reich auf die kläglichste Weise ein Ende nehmen sollte. Während der kaiserliche Hof in Constantinopel unschlüssig hin und her schwankte, wer etwa als Kaiser des Abendlandes zu wählen sei, und dann seinen Beschlüssen weder Ernst noch Nachdruck gab, wanderte in Italien das kaiserliche Diadem eben so gefährlich als werthlos nach dem Willen der germanischen Heerführer beinahe von Hand zu Hand. Zuerst erhob Ricimers Neffe, Gundobald, einen bis dahin unbekannten Soldaten, Glycerius mit Namen, auf den Thron, ging aber dann über die Alpen nach Burgund zurück, wo er nach seines Vaters Tod mit seinen drei Brüdern die Herrschaft über die Burgunder theilte, und überließ den Kaiser seinem Schicksal. Unterdessen aber hatte Leo in Constantinopel sich für Julius Nepos, den Statthalter von Dalmatien, erklärt, der auch mit dem Kaiserhofe verwandt war. Da sah sich Glycerius von Allen, selbst von seinen eigenen Truppen verlassen, sich sogar an Nepos ausgeliefert, mußte dem Purpur entsagen und wurde Bischof von Salona. Dieß Alles scheint denjenigen nicht genehm gewesen zu sein, welche thatsächlich die Gewalt in den Händen hatten, das waren Orestes und Odoachar, die Anführer römischer Heeresabtheilungen. Odoachar befehligte in den deutschen Donauprovinzen, Orestes, wie es scheint, im südlichen Italien. Orestes war in Pannonien geboren und kam, als diese Provinz an die Hunnen abgetreten werden mußte, an den Hof Attila's, als dessen Geheimschreiber er mehrmals mit Gesandtschaften nach Constantinopel betraut wurde. Nach dem Tode des Hunnenkönigs trat er in römische Kriegsdienste und wußte durch seine reiche Erfahrungen im Krieg wie im Frieden sich bald aufzuschwingen, wie er auch durch die Gunst des Julius Nepos die Würde eines Patriciers und Oberbefehlshabers der Truppen erhielt. Als er aber gegen Ende des Jahres 474 diese gegen die Westgothen führen sollte, verweigerte er plötzlich den Gehorsam und rückte vor Ravenna. Julius Nepos, der eben Frieden mit den Westgothen geschlossen und dadurch Anerkennung als Kaiser erhalten hatte, flüchtete eilig auf Schiffen von Ravenna nach Dalmatien, woher er gekommen war, um nicht mehr wiederzukehren. Orestes im unbestrittenen Besitz von Italien und an der Spitze einer bedeutenden Truppenmacht ernannte nun seinen Sohn Augustulus zum Kaiser des Abendlandes. 475, Es stand aber nicht lange an, daß diejenigen, durch deren Hülfe Orestes den Kaiser Nepos verjagt und an dessen Stelle seinen eigenen Sohn

erhoben hatte, auch ihren Theil an der Beute wollten und den dritten Theil aller Ländereien in Italien verlangten. Das däuchte aber Oreſtes zu viel: er weigerte ſich deſſen und mußte nun an ſich denſelben Undank erleben, den er ohne Treue ſeinem Wohlthäter erwieſen hatte. An ſeine Stelle trat Odoachar.

Odoachar war ein Heruler und der Sohn Edekons, der von Attila mit Oreſtes als Geſandter nach Conſtantinopel geſchickt worden und mit dem der Eunuch Chryſaphius eine Verſchwörung gegen das Leben des Hunnenkönigs angezettelt hatte. Ob Edekon den kaiſerlichen Höfling heuchleriſch getäuſcht und ihn nur ausgeforſcht, oder aber durch ernſtliche Reue ſein Verbrechen geſühnt habe, iſt ungewiß, — gewiß aber, daß er auch nach Entdeckung der Verſchwörung der Gunſt des Königs ſich zu erfreuen hatte. Nach deſſen Tod blieb er, während die übrigen germaniſchen Stämme abfielen, den Hunnen getreu und ſein Name wird ganz beſonders im Kampf der Scythen gegen die Oſtgothen genannt, in welchem Edekon fiel, und, wie ſchon erzählt, jene beinahe ganz vernichtet wurden, — der Reſt ſuchte in dem römiſchen Heere der Donaugegenden ein Unterkommen. Von ſeinen zwei Söhnen ging Onulf nach Conſtantinopel, Odoachar aber trieb es, ſein Glück in Italien zu ſuchen. Als er ſeinen Entſchluß gefaßt hatte, beſuchte er die Zelle des heil. Severin, um ſich ſeinen Segen zu erbitten. Die ärmliche Hütte des Einſiedlers war klein und niedrig, — Odoachar mit einem Thierfelle bedeckt und von großer Geſtalt mußte ſich bücken, um eintreten zu können. Als er ſeinen Plan mitgetheilt, billigte ihn der Heilige mit dem Prophetenblick, daß er zu hohen Ehren gelangen werde, und entließ ihn mit den Worten: „Ziehe hin nach Italien, jetzt biſt du mit einem Thierfell bekleidet, bald wirſt du Vielen Vieles ſchenken können.“ Im Süden angekommen, trat er in die Dienſte des Kaiſers und ſchwang ſich durch Muth und Tapferkeit bald zum Anführer der römiſchen Soldtruppen empor. Er hatte ſich durch ſeine Kämpfe gegen die Alemannen einen Ruf erworben, als Oreſtes der Herrſchaft des Julius Nepos ein Ende machte und ſeinen Sohn Auguſtulus erhob. Aber dieſen erkannte Odoachar nicht an. Als er nun den halb aufrühreriſchen Truppen des Oreſtes auch noch die Verſicherung geben ließ, daß man ihrem Verlangen nach dem dritten Theil aller Ländereien willfahren müſſe, war es um den neuen Kaiſer geſchehen. Oreſtes, von Allen verlaſſen, zog ſich eilig nach Pavia. Allein die Stadt wurde von Odoachar ſogleich eingeſchloſſen, die Mauer erſtürmt, Oreſtes gefangen genommen und hingerichtet. Auguſtulus lag als ein Hülfeflehender vor den Füßen des Herulers, der ihm aus Mitleid gegen ſeine Jugend das Leben ſchenkte und mit einem jährlichen Gehalte von 6000 Goldſtücken nach Campanien verwies, wo er mit ſeinen Verwandten ungeſtört leben durfte. 476. Dieß wird in der Regel als das Ende des römiſchen Reichs bezeichnet. Odoachar wendete ſich aber nach der Entthronung des

Auguſtulus nach Conſtantinopel an Kaiſer Zeno, Leo's Schwiegerſohn und Nachfolger, mit der Bitte um Titel und Gewalt eines Patricius, womit auch Stillcho, Aëtius und Ricimer geſchmückt waren. Der kaiſerliche Hof hörte anfangs den Vortrag der Geſandten mit Zeichen der Entrüſtung, ließ aber bald aus Klugheit geſchehen, was er nicht ändern konnte. Odoacar wurde an Julius Nepos gewieſen, der noch in Dalmatien lebte. Dieſer ernannte ihn zu ſeinem Patricius und gab ihm die Vollmacht, in ſeinem Namen Italien und die übrigen Reſte des Reiches zu verwalten. Er ſelbſt blieb in Salona in Dalmatien, wo er am 4. Mai 480 ermordet wurde. Und damit hatte die Reihe der Kaiſer des weſtrömiſchen Reichs ihr Ende erreicht.

3) Romulus Auguſtulus verlebte den Reſt ſeines Lebens in Campanien auf einer Villa des Lucullus. Dieſe Thatſache, daß dem ärmſten aller römiſchen Kaiſer ein Landhaus eines der reichſten römiſchen Großen aus der Zeit der Republik zum Aufenthalte angewieſen wurde, und zwar aus Gnade eines jener Barbaren, über die man ſo oft glänzende Triumphe gefeiert und noch mehr Siege davongetragen hatte, beweist den ungeheuern Umſchwung, den die Dinge ſeit zwei Jahrhunderten aller menſchlichen Klugheit zum Trotz genommen hatten. Am Ende des erſten, am Anfange des zweiten Jahrhunderts herrſchte längs den Ufern des Rheins eine Ruhe, wie ſie nur römiſche Waffengewalt, mehr noch die innere von den Feinden geſchürte und wacherhaltene Zwietracht unter den germaniſchen Stämmen gewähren konnte. Von der Seite ſchien nichts weniger als neue cimbriſche Schrecken zu drohen. Auch die nordöſtlichen Grenzen ſchienen geſichert, — Trajan war über die Donau gedrungen und hatte tapfere Feinde in wiederholten Schlachten geſchlagen und zum Frieden gezwungen. Die inneren Schäden nahmen zwar ihren nothwendigen Verlauf und das Reich bot gegen die vergangenen glorreichen Zeiten ſchon lange ein trauriges Gegenbild. Aber noch gab es ein gewaltiges Heer, das jedem Feinde die Spitze bieten konnte und deſſen Tapferkeit auch ſeine erbittertſten Gegner oft fühlen mußten. Das Reich war einig und ungetheilt und gehorchte noch Einem Willen; nur im fernen Oſten ſchienen große Gefahren ſich aufzuthürmen. Und doch war dieſe ſcheinbare Ruhe nichts anderes, als die Stille vor dem nahen Sturm. Mit dem Hingang der Antonine legte ſich eine eiſerne Zeit über die römiſche Welt. Wie auf ein gegebenes Zeichen begann es zunächſt außerhalb der römiſchen Grenzwälle zu gähren und zu brauſen, bis darüberhin die Tauſende und abermals Tauſende der ſo oft beſiegten, durch Tod und Gefangenſchaft gezehnteten, durch innere Zwietracht halb aufgeriebenen Barbaren, losbrachen. Sie wurden zurückgeworfen und die Grenzmauern durch Ströme von Blut und Schweiß wieder zuſammengekittet, aber während die Kraft des Widerſtandes allmählig erlahmte, wuchſen die Feinde an allen Thoren des Reiches in's Ungezählte und wagten in Provinzen, die man bis dahin ſchon durch den

Schrecken des römiſchen Namens geſichert glaubte. Es war ein Zeichen deſſen was unaufhaltſam kommen mußte, daß wie die römiſche Sprache verwilderte, ſo das römiſche Heer an römiſchen Soldaten ab-, an barbariſchen Hülfsſchaaren zunahm, — ein Anblick, der einem Feldherrn der Republik wie unbegreiflich, ſo unerträglich geweſen wäre. Die Gefahr und Noth für das Reich, die Laſten der Regierung waren ſo groß geworden, daß Ein Mann auch von unerſchöpflicher Thatkraft ſie nicht mehr bewältigen konnte. Der Riß, der zwiſchen Oſt und Weſt bald als unausfüllbare Kluft aufgähnen ſollte, begann allmählig ſeine ſchwachen Linien zu zeichnen. Rom mußte erliegen. Seine Götter begannen auszuziehen, das Feuer auf ſeinen Altären zu erlöſchen, der Grund, in den ſeine Sitten und ſeine Geſetze ſeit Jahrhunderten ſich eingebaut, begann zu wanken und zu ſplittern. Die Reſte römiſcher Kraft, welche die Kriege gegen die Wuth der Barbaren noch übrig gelaſſen, mußten innere Zwietracht und unerhörte Verblendung vollends aufreiben. Auf dieſem Wege war es endlich dahin gekommen, daß das aller Welt gebietende Römerreich, lange bevor die zitternde Geſandtſchaft des Senates vor Alarich ſtand und mit ſtummem Entſetzen die Bedingungen des Siegers entgegennahm, von der Zwietracht und von der Gnade der Feinde ein elendes Leben friſtete. Ein römiſches Heer gab es nicht mehr. An die Stelle der einſt ſo gefürchteten Legionen waren die vielnamigen Schaaren der Barbaren getreten, über denen neben den goldenen Adlern die Zeichen jener wilden Thiergeſtalten flatterten und gähnten, die ſie, den Hainen ihrer Wälder entnommen, mit Stolz durch die Straßen der Städte, auf wohlgebauten Römerſtraßen dahin trugen. In den Vorſälen der kaiſerlichen Paläſte erglänzte nun das blonde Haar, ſchon lange eine heißerſehnte Zierde römiſcher Frauen, neben den Abkömmlingen ſenatoriſcher Geſchlechter. Und jene Barbarennamen, die nach Plinius für Römerzungen ſo ſchwer auszuſprechen und noch ſchwerer in Verſe zu bringen waren, gingen nun ſehr geläufig von Mund zu Mund. Wer konnte ſich alſo noch wundern, wenn das Reich, nachdem das Heer aus Germanen beſtand, von Germanen befehligt wurde und die höchſte Gewalt in ihren Händen ruhte, eine Provinz um die andere verlor und endlich Alles von ihnen ertrotzt und verſchlungen wurde. Nichts kann das Schickſal des Römerreiches deutlicher und ergreiflicher bezeichnen, als das Schickſal des letzten Kaiſers!

Damit ſind auch die Wanderungen und außerordentlichen Veränderungen angegeben, welche unſer Volk in der Friſt von drei Jahrhunderten erlitten, d. h. von jener Zeit an, wo es eingedämmt durch den römiſchen Grenzwall und die ſtarre Linie der Legionen in inneren Kämpfen viel bewegt auf und nieder wogte, bis dahin, als es mit unwiderſtehlicher Kraft die Wälle durchbrach, die Legionen niederwarf und unaufhaltſam über die weitgeöffneten Grenzen ſich ergoß. Weit aus der größere Theil des römiſchen Reiches war eine Beute der Germanen.

Und ihre Sprache ertönte in allen Städten, in allen Provinzen des Reiches, in den Straßen von Conſtantinopel und in den Städten Kleinaſiens, in Rom und Ravenna, in Carthago und an den Grenzen der Wüſte, jenſeits des Rhein und der Pyrenäen. Aber mit dieſer äußern Machtentwicklung waren auch innere Veränderungen des Charakters und der Geſchichte der Nation eng verbunden. Plötzlich im Beſitz und im Genuß der natürlichen und aufgehäuften Reichthümer des römiſchen Weltreiches begann die gerühmte Einfachheit der Sitten zu leiden und zu ſchwinden. Was der heil. Severin Odoachar vorher verkündet, das galt von allen Stämmen unſeres großen Volkes in jenen Zeiten. Nicht nur daß die Thierfelle andern Gewändern weichen mußten, ſie, die Armen, waren zu plötzlich reich geworden, als daß ſie ſchnell Maß und Ziel gefunden hätten. So kam es, daß Wein und warme Bäder, mehr noch die Gluth des ſüdlichen Himmels und am meiſten die ſchlimmen Sitten der Römer zumal am geſunden Mark der Sieger nagten. Und dennoch ſollte es ihnen lange nicht gelingen, ja eher das Gegentheil ſich ergeben in der Weiſe, daß die Nähe und das Beiſpiel der germaniſchen Sitten römiſche Ausgelaſſenheit und Schamloſigkeit beſſerte und zu zügeln im Stande war. Die Klagen der Beſiegten über grauſame und unmenſchliche Handlungen, über Verrath und Treuloſigkeit der Germanen ſind meiſt unreiner und trüber Quelle entfloſſen, und finden da, wo ſie begründet ſind, ihre Antwort und Zurechtweiſung in der ihnen vorangegangenen Geſchichte. Denn Schleichen und Lügen, bei den Göttern Schwören und nicht Halten, das Blut von Wehr- und Waffenloſen erbarmungslos Vergießen, mit Feuer und Schwert Alles Verwüſten, — darin und in allem Schlechten war die römiſche Welt durch tauſend Beiſpiele den Germanen eine eifrige Lehrerin geworden. Die tiefſte Veränderung aber, die innerlichſte Umwandlung, welche die germaniſche Welt erlitt, geſchah durch das Chriſtenthum. Mit der Eroberung Roms und der Vernichtung des römiſchen Reichs war der erſte — und leichtere Theil ihrer Sendung erfüllt. Was dem Tode und der Verweſung anheimgefallen war, lag in Trümmer, — es galt nun eine neue Welt zu bauen, und dadurch erſt den göttlichen Ruf ihrer Sendung zu beweiſen.

Viertes Buch.

Das Chriſtenthum unter den Germanen.

Quellen: Jornandes, Gregor von Tours, Gregor d. Gr., Beda, Paulus Diaconus.

Wiſſenſchaftliche Bearbeitungen: A. F. Ozanam, die Begründung des Chriſtenthums in Deutſchland. München 1845. — Dr. C. J. Hefele, Geſchichte der Einführung des Chriſtenthums im ſüdweſtlichen Deutſchland. Tübingen 1857. — Deſſen Concilliengeſchichte 1. und 2. Bd. Freiburg 1855. f. — A. F. Gfrörer, Geſchichte der chriſtlichen Kirche. Stuttgart 1841. ff. — H. Rückert, Culturgeſchichte des deutſchen Volkes. 2 Theile. Leipzig 1853. f.

Kapitel 1.

Was der Ausbreitung entgegenſtand.

1) Die Hinderniſſe, welche das Chriſtenthum unter den Germanen fand, waren im Allgemeinen dieſelben, welche ihm überall entgegentraten. Opfer und Götterdienſt galten der alten Welt als die unentbehrlichſten Fundamente des Staates und waren mit dem nationalen Leben ſo innig verflochten, daß ſie wie die Wurzeln eines großen Baumes Alles durchwoben und umſpannt hielten, ſo daß Sprache und Sitten, Geſetze und Gewohnheiten, ja die Geſchichte eines jeden Volkes ſelbſt, ohne jene uns räthſelhaft blieben, von ihnen aber ihren deutlichen Ausgang nehmen und eben dahin ſich zurückbeziehen. Es iſt aber ſchon erwähnt und weiter ausgeführt worden, wie groß die Gewalt des Prieſterthums bei den Germanen war, wie ohne prieſterliche Mitwirkung etwas weder berathen noch beſchloſſen noch ausgeführt werden konnte, ja gerade durch ſie all dieß erſt die rechte Weihe erhielt. Das aber, wovon ſie Träger waren, hatte ſich wie die Bäume des Urwaldes der nationalen Erde unter harten Kämpfen entrungen, und war nichts anderes, als das treue Spiegelbild der Geſchichte des Germanenthums. Jetzt noch ſind die Namen, die guten und böſen Eigenſchaften der Froſt- und Feuerrieſen, der Aſen und Wanen, die Zeichen und Symbole einer jeden Gottheit, jedes Opfer und jeder Segensſpruch für uns koſtbare Beiträge zur Erforſchung der Geſchichte unſerer Vorältern. Alles nun, was das Chriſtenthum hierin bot, war den Germanen zunächſt ganz unverſtändlich. Es war ein Gott, der ſich vornehmlich einem fremden Volke geoffenbart, Offenbarungen, welche die untrennbaren Beſtandtheile der Geſchichte einer unbekannten Nation bildeten, — Opfer, Sitten und Gebräuche, von denen der Germane zum mindeſten keine Ahnung und kein Verſtändniß hatte, und

das Alles in einer Sprache, die ihm widerwärtig und verhaßt, weil sie die Sprache seiner Feinde war. Aber die anfängliche Gleichgültigkeit verwandelte sich bald in glühenden Haß gegen die fremden Sendboten, als es sich zeigte, daß sie, wie Bonifacius an die Eiche bei Geismar, wörtlich die Art an die Nationalheiligthümer legten. Es wiederholte sich jetzt vor den Augen der Lebenden und mit ihrer innigsten Theilnahme jener Kampf der nationalen Mythologie, der Feuer- und Frostriesen gegen die Bewohner der Walhalla, nur mit dem Unterschiede, daß die Gestalten der neuen Feinde Odins, sowie ihre sichtbaren Waffen nichts weniger als riesenhaft erschienen — und dennoch waren am Ende des langen Kampfes die alten Götter geflohen, vernichtet, die ihnen geweihten Opfer und Lieblingssitze mit verwerflichen Namen, mit Fluch und Strafen belegt.

2) Waren aber die Gegensätze zwischen Christenthum und germanischer Mythologie zwischen dem zu blutigem Kampf und Streit dahinrasenden Odin und dem vom Himmel auf die Erde in Armuth und Demuth herabgestiegenen und am Kreuze elend sterbenden Gott der Christen schon groß, die Gegensätze waren nicht weniger schroff in Rücksicht der Moral und ihrer Anwendung auf das Leben. Es läßt sich wohl ein größerer Widerspruch nicht denken, als das Thun und Treiben eines Germanen aus dem Heere Ariovist's oder Armin's und dem Leben und Betrachtungen eines Mönchs aus der nitrischen Wüste oder des Weltapostels, der ohne Klage und ohne Fluch von einer Stadt zur andern sich peitschen und verfolgen ließ, und stumm, ohne die Hand zu rühren, in den Tod ging, oder zwischen den Frauen, Diakonissinnen genannt, die Kranke und Arme pflegten und das auch an ihren Feinden thaten, und jenen Priesterinnen im Heere der Cimbern, welche die Gefangenen zum furchtbar blutigen Opfer bekränzten, es mit fester Hand vollbrachten und aus dem strömenden Blut und den zuckenden Gliedern den Ihrigen die Zukunft deuteten. Der Grundcharakter alles germanischen Lebens war wörtlich rastlos jagen, ringen und kämpfen, mit einem Wort der ununterbrochene Krieg gegen alle und jeden Feind. Deswegen wird auch dem Volke, dem die Blutrache so heilig war, das Gebot des Christenthums, den Feind zu lieben und ihm zu vergeben, geradezu unbegreiflich, wenn nicht gar lächerlich erschienen sein. Ebenso muß dem stolzen Germanen, dem die Entfaltung jeder Kraft als das Ideal der Männlichkeit vorschwebte, die Aufforderung zur Sanftmuth und Demuth sonderbar erklungen haben, nicht minder das Gebot zu fasten und zu entsagen denjenigen, die gewohnt waren und es wie nationale Tugend betrachteten, nach Lust zu schwelgen und zu genießen und nach vollbrachter Arbeit auf der Bärenhaut in träger Ruhe hinzuträumen.

Die germanische Welt unterschied sich aber auch noch durch andere Zustände und Verhältnisse von jenen Ländern, in denen das Christenthum gleich im Anfang so bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Die Noth in den untern Ständen

des römiſchen Reichs, — Sättigung und Eckel, Verzweiflung an Gegenwart und Zukunft, wie ſie die höheren durchdrang, hatten dem tröſtenden Worte des Evangeliums ſchon die Schollen gebrochen und ihm die Furchen gezogen. Solche Dinge waren aber den Germanen unbekannt. Sie hatten zwar Sklaven, aber nicht in jenem Mißverhältniß zu den Freien, wie bei Griechen und Römern, noch viel weniger in jener kaum niederzuhaltenden grimmigen Wuth, wie ſie eine unmenſchliche und grauſame Behandlung erzeugen mußte. Dabei waren ſie durch die geiſtige und körperliche Friſche eines Naturvolkes vor den kranken und ekeln Auswüchſen der antiken Welt bewahrt. In der Gegenwart fürchteten ſie nichts, von der Zukunft hofften ſie Alles.

3) Zu dieſen Hinderniſſen, welche, aus dem Weſen des germaniſchen Lebens erzeugt, dem Chriſtenthum entgegenſtarrten, fügte ſich im Laufe der Zeit noch ein weiteres, das von großer Bedeutung war. Der Haß zwiſchen Römern und Germanen war nach den vielen angeführten Beiſpielen ſo groß, und hatte ſich ſo tief eingefreſſen, daß er kaum des Wachsthums an Giftigkeit fähig ſchien. Und dennoch war es ſo, und zwar von der Zeit an, wo die Römer als Chriſten in den Germanen verabſcheuungswürdige Götzendiener und dieſe in jenen neben der Feindſchaft gegen das Vaterland auch den Haß gegen ihre Götter erblickten. Die raffinirte Grauſamkeit in Behandlung der Kriegsgefangenen, die Verwüſtung der den Göttern geweihten Haine, die vielen Beweiſe von Hinterliſt und Treuloſigkeit von Seite der Römer, ſtachelten ihre tapfern Feinde zu furchtbaren Rachehandlungen, die Schlag auf Schlag auf die ermattende römiſche Welt erbarmungslos niederfielen. Wie einſt der heil. Franz Xaver im fernen Oſten beſonders in den Chriſten die größten Hinderniſſe der Ausbreitung der evangeliſchen Botſchaft unter den Heiden fand, ſo mußte es auch vielfach im Weſten geweſen ſein. Die Widerſprüche zwiſchen der angeprieſenen Lehre und dem Leben der hohen und niedern Welt waren den Germanen zu deutlich und zu hart, als daß ſie Liebe und Begeiſterung hätten erwecken können, — und es mag auch damals mancher Germane aus denſelben Gründen es vorgezogen haben, lieber mit ſeinen Ahnen in der Hölle zu brennen, als mit ſolchen Chriſten die Freuden des Paradieſes zu theilen.

Wie aber Polytheismus local iſt, ſeine Geheimniſſe und Opfer an dieſe Quelle, an jenen Hain, an die durch göttliche Offenbarungen geweihten Oerter knüpft, ſo verliert er innern Halt und Beſtand, ſobald dieſe ihm entrückt werden. Deswegen wich auch ein Theil des Widerſtandes der Germanen gegen das Chriſtenthum, als ſie aus ihren Grenzen brachen und in fremden Ländern ſich wohnlich niederließen. Damit hatte das Volk zwar ſeine Götter nicht vergeſſen, noch ſeine Opfer und heiligen Gebräuche aufgegeben, aber die ſichtbaren Zeichen und Haltpunkte lagen ihnen in weiter Ferne, ein gut Theil der alten Verbindung zwiſchen Himmel und Erde war auf immer hin, — ſie ſuchten einen andern Himmel und fanden ihn.

Kapitel 2.

Was die Einführung begünstigte.

1) Trotz all der soeben angeführten Hindernisse fanden sich doch eine Menge sittlicher und religiöser Anhaltspunkte, an welche christlicher Unterricht unter den Germanen anknüpfen konnte. Wenn einst Paulus in Athen beim Anblick jenes Altars mit der Ueberschrift: dem unbekannten Gott, anhub, den gelehrten Athenienſern die Lehre Jesu vorzutragen, so mußte es christlichen Sendboten nicht schwer werden bei auch nur einiger Kenntniß des religiösen und sittlichen Lebens der Germanen, ihnen die Hauptsätze des Christenthums mit Erfolg darzulegen. Nach Tacitus hielten sie es der Hoheit der Götter für unangemessen, diese in Wände einzuschließen oder irgend in Gestalt menschlichen Antlitzes abzubilden, dagegen weihten sie ihnen Haine und Gehölze und riefen unter göttlichen Namen jenes unerforschliche Wesen an, das nur ihr ehrfurchtsvolles Gemüth erkannt, — eine Lehre durch die eine der ersten Glaubenssätze des Christenthums und zwar, daß Gott ein Geist sei und ihm nur Anbetung gebühre im Geiste und in der Wahrheit, vermittelt wurde. Aehnlich verhielt es sich auch mit der Trinitätslehre, da nach Julius Cäſar und Tacitus drei Hauptgötter waren, welche die Germanen verehrten und zwar nach Cäſar in römischer Benennung Sol, Vulcan und Luna, nach Tacitus aber Mercur, Hercules und Mars. Es erhellt noch aus anderen Nachrichten, daß der Bericht der römischen Schriftsteller über die Dreiheit der germanischen Hauptgötter nicht etwas Zufälliges gewesen sei, sondern dieser Glaube tief unter ihnen begründet war. Auch in der nordiſchen Mythologie erscheint eine Dreiheit der Lichtgötter, drei Götterbilder fand z. B. Columba am Bodenſee und drei Götter waren es, denen nach den bekannten Abschwörungsformeln aus dem achten Jahrhundert entsagt werden mußte. Ebenso war es christlicher Anschauung nahe, daß die Personen jener göttlichen Dreiheit nicht so scharf markirt und auseinandergehalten waren, so daß die Eigenschaften der einen meist der andern und umgekehrt beigelegt wurden. So konnte es kommen, daß auf Christus die Eigenschaften des altgermanischen Thor übertragen wurden und dies um so mehr, als sogar sein Zeichen, der Hammer, wenigstens Aehnlichkeiten mit dem christlichen Kreuze hatte und mit ihm, wie mit dem Zeichen des christlichen Glaubens, alles gesegnet wurde.

Aber auch das Verständniß der Hauptlehre des Christenthums, die der Versöhnung, lag den Germanen nicht so ferne. Man hat mit Recht daran erinnert, wie das eigenthümlich deutsche Wort, Erlöſung, beweise, daß der Begriff der Erlösung ihnen schon bekannt gewesen sein müsse, ehe das Christenthum zu ihnen kam, weil die wörtliche Uebersetzung des kirchlichen Begriffs wohl anders gelautet

hätte. Das Verständniß dieser Lehre erleichterte ihnen wesentlich der Inhalt ihrer eigenen Mythologie, der Kampf des Guten mit dem Bösen, der Kampf der Götter mit der Riesenwelt, bei dem sogar das Bild der Schlange, als dem Anfang und Sitz alles Bösen, nicht mangelte. Eben so wenig unverständlich war ihnen der Gedanke der Versöhnung, Sühne, schon nach ihren bürgerlichen Verhältnissen. Denn so furchtbar das Wort Blutrache erklang, so gab es doch auch bei den schwersten Verbrechen an Leben, Gut und Eigenthum eine Versöhnung und Ausgleichung. Und aus der nordischen Mythologie wissen wir, daß die Sühnung oder Suona in ihrer Vollendung am Tage des Weltunterganges eintreten sollte, am Sunatag, an dem eine neue Erde und ein neuer Himmel sich erschließen werden. Sogar die Taufe, das erste aller Sakramente, war ihnen nahegelegt, freilich durch einen wesentlich verschiedenen Gebrauch bei einzelnen Stämmen, z. B. bei den Alemannen durch die Gewohnheit, das neugeborene Kind auf einem Schilde dem Rhein anzuvertrauen: sank es unter, so galt es für unehlich, für ehlich aber, wenn es oben schwamm, — ein Gebrauch, den auch die benachbarten Thüringer kannten. Bei Germanen durften christliche Sendboten auch den Spott nicht fürchten, den ihre Lehre von der Unsterblichkeit unter den ausgelebten Griechen und Römern so oft finden mußte. Denn ein jedes ihrer Gräber, das jetzt die Wißbegierde erschließt, gibt mit seinen Knochen und Waffenresten lautes Zeugniß von ihrem Glauben an die Fortdauer nach diesem Leben. In Walhalla, den germanischen Himmel, ziehen die tapfern Reken, Helden, ein, die in der Schlacht gefallen; sein Schmuck sind Waffen, seine Süßigkeit Meth von den Walküren den Einheriern kredenzt. Aber die norddeutsche Mythologie kennt auch Gerechtigkeit und Strafe. Von einem solchen Ort heißt es da gegenüber der himmlischen Halle: in Naſtraud ist ein großer, aber übler Saal, dessen Thüren nach Norden sehen. Er ist mit Schlangenrücken gedeckt und die Häupter der Schlangen sind alle in das Haus hineingekehrt und speien Gift, daß Ströme davon im Saale rinnen, durch welche Eidbrüchige und Meuchelmörder waten müssen. Vom Reich der Hel aber: ihr Saal heißt Elend, Hunger ihre Schüssel, Gier ihr Messer, träg ihr Knecht, langsam ihre Magd, Einsturz ihre Schwelle, ihr Bett Kümmerniß und ihr Vorhang dräuendes Unheil. Wenn von diesen und ähnlichen Darstellungen mit Recht gesagt werden kann, daß sie aus späteren Auffassungen, wohl schon unter dem Einfluß des Christenthums, entsprungen seien, so mußte aber doch in der nationalen Anschauung ein Kern sich vorgefunden haben, um den solche Vorstellungen sich anschließen konnten.

2) Diese Anknüpfungspunkte erhielten aber noch mehr Bedeutung durch Kult und Priesterthum der alten Germanen. Zwar hat man gestützt auf die Worte Cäsars: daß sie weder Druiden hätten, welche dem Gottesdienste vorstehen, noch sich der Opfer befleißen, Opfer und Priesterthum läugnen wollen. Es ist aber schon oben der Sinn dieser Worte gedeutet worden. Dar-

nach wollte der römische Geschichtsschreiber von den Germanen im Gegensatz und im Vergleich mit den Galliern nichts anderes sagen, als daß ihnen eine geschlossene Priesterkaste, wie die der Druiden, und großer Opfereifer fehlte. Außerdem ist auch durch positive Nachrichten, wie besonders aus Tacitus und durch die Geschichte und Verfassung der Germanen, bewiesen, daß sie nicht nur Priester hatten, sondern auch, daß sie im höchsten Ansehen standen. Weihe und Würde des christlichen Priesterthums fand also Verständniß und schon geebneten Boden. Die große Macht und Bedeutung der christlichen Kirche und des Priesterthums bei den germanischen Stämmen ruhte darum von Anfang auf uralten, unzerstörbaren Fundamenten. Wenn, um nur Eines anzuführen, in den alten Zeiten Bischöfe und Priester ohne Aergerniß zu erregen, noch ihrem Amte Eintrag zu thun, mit in den Krieg zogen und mit den Waffen in den Händen kräftig drein schlugen, so mag das mit auf jener nationalen Anschauung beruhen, nach welcher in den heidnischen Zeiten die Priester dem blutigen Getümmel sich so wenig entzogen, daß sie vielmehr dazu die geheiligten Zeichen und Symbole der Götter herbeiholten und durch Worte, wohl auch durch das eigene Beispiel, die kämpfenden Schaaren in Feuer und Flammen setzten. In derselben Art der Vorbereitung für das Christenthum wirkten endlich die übrigen Theile des Cultus, Tempel und Opfer. Der Widerspruch in den Angaben des Tacitus, daß die Germanen es für unwürdig hielten, die Götter in Tempelwände einzuschließen, ihnen deßwegen Quellen und Bäume, Haine und Gehölze weihten, daß aber die Römer im Lande der Marser einen Tempel der Tanfana dem Boden gleich machten, findet seine Ausgleichung darin, daß jenes die Regel war, daß es aber davon, wie schon jenes Beispiel aus der alten Zeit beweist, Ausnahmen gab. Unsere Annahme von Anknüpfungspunkten zwischen dem Christenthum und der Religion unserer heidnischen Voräldern findet darin Bestätigung, daß bis zur Stunde Mancherlei in Leben, Sitten und Benennungen, der alten Zeit beinahe wörtlich entnommen, unter uns im Gebrauch und Gang ist, sei es, daß man eine Aenderung darin, eine Umwandlung nach andern Grundsätzen für nicht klug oder daß man es geradezu für unmöglich hielt. Bei öffentlichen Opfern und Gelagen wurde meist den Göttern ein Minnetrank dargebracht. Und dieselbe Sitte, ja denselben Ausdruck finden wir auch in den ersten christlichen Zeiten unseres Volkes in der Weise, daß einst wie Odin's und Freya's Minni getrunken wurde, an ihre Stelle Christi, St. Michaels, St. Johannis und St. Gertruds Minni trat. Ebenso verhält es sich mit den Namen unserer Wochentage. Donnerstag erinnert an Thor, Thunär, Freitag an Freya, unser Dienstag, bei den Bayern Erichstag, bei den Alemannen Zinstag lange hin genannt, an den germanischen Kriegsgott, der bald Erich, bald Ziu hieß. Der Name eines unserer größten Feste, Ostern, wird von einer altgermanischen Göttin, Ostara, abgeleitet, welche die Gottheit des strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichtes gewesen sein mag und zu

deren Ehre einſt Freudenfeuer angezündet wurden. Jedenfalls muß ihre Verehrung unter unſern Altvordern tiefe Wurzeln geſchlagen haben, daß die chriſtlichen Sendboten ihren Namen auf einen der größten Feſttage übeztragen für gut fanden.

3) Was aber das Chriſtenthum zu den germaniſchen Stämmen wahrhaft hinzog, und wodurch dieſe im Gegenſatz einer durch ſittliche Fäulniß dem Untergang geweihten Welt die Träger und Grundpfeiler einer neuen wurden, das war der Kern reiner unbefleckter Sitten, der beſonders ihrem Familienleben auch noch mitten unter verdorbenen Völkern Halt und Beſtand gab. Es wird wohl unbeſtritten ſein, daß ein Mönch in ſeinem ärmlichen Gewand und ſeiner durch ſtrenge Asceſe abgehärmten Geſtalt unter den römiſchen Großen, die ihre Fiſche mit Sklavenfleiſch fütterten und an Weichlichkeit die Perſer zur Zeit Alexanders übertrafen, eben ſo ſehr wie unter den Germanen, die nach einem heißen Kampfe zum Zechen ſich niedergelaſſen und die vollen Hörner der Auerſtiere bis zum Un- und Uebermaß ſich zutranken, ein Gegenſtand des Hohnes wie des Spottes geweſen wäre, und dennoch hätte die Lehre desſelben Mannes über Zucht und Ehrbarkeit, über Behandlung der Fremden und der Sklaven, über Heilighaltung der Ehe, über Ehebruch und Jungfräulichkeit in Rom und in Germanien ganz verſchiedene Aufnahme gefunden, — und hat ſie in der That gefunden. Es iſt ſchon angeführt worden, mit welcher Freigebigkeit Fremde unter den Germanen Aufnahme fanden, und wie es unverletzliche Pflicht eines Jeden war, dem Gaſtfreund Schutz und Sicherheit und bis zur eigenen Erſchöpfung Unterhalt zu gewähren, ja ihm ſogar als dem Fremden bei Freunden und Bekannten dasſelbe weiter zu verſchaffen. Wenn das Loos der Sklaven im ganzen Alterthum meiſtens ein ſehr hartes war, ſo bezeugt aber Taeitus ausdrücklich, daß denen unter Germanen eine mildere Behandlung zu Theil wurde. Sie wuchſen mit den Kindern der Freien heran, bis Alter und andere Lebensbeſtimmung ſie von einander ſchied. Der germaniſche Sklave konnte zwar im Zorn wie ein Thier geſchlagen, wie ein Ding zerbrochen und vernichtet werden, aber jene Grauſamkeit, die hunderte wegen der Schuld eines Einzigen zum Tode führte, jene raffinirte wollüſtige Bosheit, welche Sklaven und Sklavinnen wegen kleiner Vergehen mit trockenem Auge quälen und bis zum Tode martern konnte, das war unter Germanen unerhört. Blutrache war ein Nationalgeſetz und zwar in ſolcher Ausdehnung, daß nicht nur der des Mords oder des Todtſchlags Schuldige, ſondern ſogar ſeine Verwandten, die ganze Sippe, davon getroffen wurde; aber jede Schuld konnte auch nach feſtſtehendem herkömmlichen Recht geſühnt werden. Endlich wurzelte als die Krone aller germaniſchen Sitten ein keuſcher jungfräulicher Sinn ſo tief in der Lebensanſchauung der Nation, daß preisgegebene Jungfräulichkeit keine Schonung fand, nicht Jugend noch Reichthum ihr einen Mann gewann. Dem Germanen war die Ehe die unzertrennliche Verbindung eines Mannes mit Einer Frau. Sie wurde feierlich geſchloſſen und eingeſegnet. Ehebruch war bei dem ſo zahlreichen Volke

beinahe etwas Unbekanntes und ſeine Strafe ſchnell und ſchrecklich. Ein Volk mit einem ſo zahlreichen Schatz reiner und edler Sitten mußte den chriſtlichen Sendboten als ganz beſonders auserwählt erſcheinen, das Chriſtenthum in ſich aufzunehmen und weiter zu verbreiten.

Kapitel 3.

Die Ausbreitung des Chriſtenthums.

1) Ehe das Chriſtenthum die germaniſchen Stämme ganz ergreifen und durchdringen konnte, mußten ſie ſchon einen Theil ihrer weltgeſchichtlichen Aufgabe, die Erſchütterung der dem Untergang geweihten römiſchen Weltherrſchaft, erfüllt und vollendet haben. Sie mußten zum Theil aus ihren Grenzen hervorgebrochen und jenem Boden entrückt ſein, auf dem die vaterländiſchen Götter ſo eng verbunden mit den Sitten und Gewohnheiten eines tapfern Volkes geheiligte und ſichere Wohnſitze hatten. Einzelbekehrungen mögen in großer Zahl vorausgegangen ſein und ſind es auch, je nach beſondern Lebensſchickſalen, wichtigen Ereigniſſen und Lokalverhältniſſen. So waren die römiſchen Niederlaſſungen und Militärſtationen an der Grenze Deutſchlands, nachdem der chriſtliche Glaube im römiſchen Reiche längſt Aufnahme und Verbreitung gefunden hatte, eben ſo viele Miſſionsſtationen, von denen aus unter dem wilden Volke Proſelyten auf verſchiedenen Wegen geworben wurden. Ebenſo iſt es Thatſache, daß kriegsgefangene Römer, wenn ſie Chriſten waren, ihr Unglück und ihr Elend unter den Barbaren durch Verkündigung ihres Glaubens rächten und zu erleichtern ſuchten. Es gibt am Rhein und an der Donau beinahe keine Stadt, die ſich nicht auf eine Legende beruft, nach der ſie, wenn nicht von den Apoſteln, ſo doch von ihren Schülern, das Evangelium erhalten hätte. So war es allgemeiner Glaube des Mittelalters, daß Eucharius, Valerius und Maternus, drei Schüler des heil. Petrus, und der letztere als der Sohn der Wittwe von Nain, Deutſchland die Lehre Jeſu verkündet, den Stuhl von Trier gegründet und ihn nach einander beſtiegen hätten. Nach andern Berichten hat Crescenz, ein Schüler des Apoſtels Paulus, die Kirche von Mainz gegründet, ebenſo leiten Metz, Toul, Lorſch und Paſſau ihren Urſprung von Jüngern der Apoſtel ab, Augsburg aber von der heil. Afra aus cypriſchem Königsgeſchlecht. Sie entfloh nach der Legende nach unglücklichen Kämpfen ihres Vaters gegen den König von Attika mit ihrer Mutter Hilaria und ihrer ganzen Verwandtſchaft, kam zuerſt nach Rom, ſpäter nach Augsburg, wo ſie den Dienſt der cypriſchen Venus, dem ſie ſich ſchon lange geweiht, fortſetzte. Als die diokletianiſche Verfolgung ausbrach, und der ſpaniſche Biſchof Narciſſus von Gerundum, Girona, auf ſeiner Flucht durch Augsburg kam, wurde ſie und ihr ganzes Haus durch ihn bekehrt, Dyoniſius, der

Bruder ihrer Mutter zum ersten Bischof von Augsburg, ihr Haus zur Kirche geweiht, sie alle aber nach zehn Monaten im Jahre 303 hingerichtet. Es ist wahr, daß diese und viele andere Legenden vor einer strengen Kritik nicht bestehen, sie aber alle als lächerliche Mährchen und lügnerische Täuschungen hinzustellen, das heißt auch den Kern vernichten, der einer jeden Legende stets zu Grunde liegt. Ihn herauszufinden aus dem reichen Blüthenschmuck frommer Dichtung, das ist schwer, geradezu unmöglich geworden, nachdem die alte Zeit es vorgezogen, statt Schriftstücke zu verfassen, ohne Lärm und beinahe ohne Zeugen die feste Grundlage für die Geschichte von Jahrhunderten zu bauen, und das Uebrige der Nachwelt überlassen hat, die eben so reich an Wort und Schrift, wie arm an großen Thaten ist. So viel ist gewiß, daß schon in den ersten drei Jahrhunderten in den Gegenden zwischen Rhein und Donau Christen sich angesiedelt, daß, als Constantin das christliche Panier erhob, nach den Worten des griechischen Geschichtschreibers Sozomenus die Völker am Rhein schon christlich waren, und daß auf den Concilien des Abendlandes derselben Zeit Bischöfe aus jenen Städten erschienen, die entweder schon in den Händen der Germanen waren, oder hart an ihrer Grenze lagen. Solche Städte waren Speier, Worms, vor allen Mainz, die spätere Metropole Deutschlands, in jenen Tagen schon von großer Bedeutung, dann Trier damals das nördliche Rom genannt; dazu gehörten zum Theil damals schon, wenn auch nicht alle als bischöfliche Sitze, so doch als Quellpunkte christlichen Lebens für weite Umkreise, Constanz, Augst, Aventienum, Arbon, Vindonissa, Chur, Bregenz, Kempten, endlich Augsburg, Passau, Salzburg, Lorch u. a. Daß die meisten von den genannten Städten Mittelpunkte kirchlichen Lebens wurden, dazu trug allerdings ihr weithin gebietender Einfluß schon unter römischer Herrschaft bei, da sie die Knotenpunkte für Handel und Verkehr und die Militärstationen zur Vertheidigung der Grenzen waren, maßgebend aber blieb wohl stets, daß in ihnen für die ganze Umgegend das Christenthum wörtlich geboren wurde.

2) Unter den germanischen Stämmen sind die Gothen die ersten, welche in größerer Zahl oder in Masse das Christenthum annahmen, das sie zunächst durch Kriegsgefangene kennen gelernt hatten. Bei den räuberischen Einfällen, welche sie unter Kaiser Valerian nach Kappadocien und die anliegenden Provinzen des römischen Reiches machten, schleppten sie unter Tausenden von Kriegsgefangenen auch mehrere Priester mit sich fort, die unter den Gothen blieben und für das Christenthum Anhänger gewannen. Ueber den weitern Verlauf wissen wir nichts, doch ist es wahrscheinlich, daß die römische Politik in ihrer Art und auf jede Weise diese geistige Bewegung unterstützt haben wird. So fand sich unter den Bischöfen, welche das Concil von Nicäa 325 unterschrieben, schon ein Gothe, Namens Theophilus. Derjenige aber, dessen Leben am innigsten mit den Schicksalen seines Volkes und der Ausbreitung des Christen-

thums verbunden iſt, war Ulfilas. Er war etwa um das Jahr 318 von Eltern cappadociſchen Urſprungs unter den Gothen jenſeits der Donau geboren. Nachdem er bis zu ſeinem dreißigſten Lebensjahre das Amt eines niedern Klerikers, eines Lektors, verwaltet, weihten ihn Arianer zum Biſchof der gothiſchen Kirche, d. h. Anhänger des Arius, der die Gottheit Chriſti leugnete. Etwa ſieben Jahre darauf erhob ſich unter den Gothen gegen das Chriſtenthum, als gegen den Abfall von den vaterländiſchen Göttern und eine Vereinigung mit den Feinden der Nation, eine blutige Verfolgung, an deren Spitze Athanarich ſtand. Um die Anhänger der neuen Lehre kennen zu lernen, ließ er auf einem geſchmückten Wagen ein Götterbild umherführen, das dann durch Opfer und feſtliche Gelage geehrt wurde: wer ſich weigerte, daran Theil zu nehmen oder von dem Opferfleiſch zu genießen, wurde in ſeinem Zelte verbrannt. Das zwang Ulfilas mit vielen gothiſchen Chriſten zur Flucht in's römiſche Gebiet, wo ſie, wie begreiflich, von Kaiſer Conſtantius freundlich aufgenommen, am Fuße des Hämus Wohnſitze erhielten. Hier in geſicherter Ruhe ſcheint Ulfilas die heilige Schrift überſetzt zu haben, wozu er aber erſt das gothiſche Alphabet erfinden mußte, indem er die meiſten Buchſtaben aus dem Römiſchen und Griechiſchen, wenige aus der alten Runenſchrift herübernahm, und dadurch hohen Ruhm bei Mit- und Nachwelt gewann. Ihm verdankten die Gothen die Anfänge und Grundlage höherer geiſtiger Bildung und wir die unſchätzbare Kenntniß gothiſcher Sprache. Im Jahre 360 war er auf dem von Kaiſer Conſtantius berufenen Concil zu Conſtantinopel. Als ſpäter die Weſtgothen unter Fridigern, von den Hunnen gedrängt, bei Kaiſer Valens um Schutz und Ländereien auf römiſchem Gebiete baten, ſcheint er der Friedensbote und Vermittler zwiſchen Beiden geweſen zu ſein. Daß der Kaiſer die Bekehrung zum Arianismus als Bedingniß ihrer Ueberſiedlung verlangt habe, läßt ſich nicht mehr erweiſen, im Gegentheil ſcheint es ſehr wahrſcheinlich, daß, wie Ulfilas ſchon längſt Biſchof von gothiſchen Chriſten war, die größtentheils unzweifelhaft zum Arianismus ſich bekannten, er auch dafür unermüdet unter den Zurückgebliebenen gewirkt habe und dann für ſie als ſeine Brüder in doppelter Hinſicht bei Valens eingetreten ſei. Ebenſo läßt ſich nicht mehr beſtimmen, ob er es war, der als Geſandter Fridigerns, nach Ammian übrigens ein Presbyter, vor der furchtbaren Schlacht von Adrianopel, in welcher der Kaiſer mit ſeinem ganzen Heer zu Grunde ging, noch den Frieden, wenigſtens einen Waffenſtillſtand ermitteln ſollte. Im Jahre 388 gieng er nach Conſtantinopel, um von dem ſtreng orthodoxen Kaiſer Theodoſius Duldung für die Arianer zu erlangen und ſtarb daſelbſt in einem Alter von ſiebenzig Jahren.

Ungefähr um dieſelbe Zeit traten auch die übrigen germaniſchen Stämme, namentlich die Vandalen, zum Chriſtenthum über. Ob das Beiſpiel ihrer ſiegreichen Stammgenoſſen aneifernd gewirkt oder ob von dieſen aus Sendboten für dasſelbe thätig waren oder ob ſonſt andere Einflüſſe ſich geltend

machten, läßt ſich nicht mehr beſtimmen: jedenfalls hatte Beiſpiel, Macht und Einfluß der hervorragenden Führer oder eigentlichen Fürſten ſehr viel dazu beigetragen. Die Neubekehrten waren beinahe ſämmtlich Arianer, wahrſcheinlich weil Anhänger dieſer Lehre ſich dafür die meiſte Mühe gaben und weder Anſtrengung noch Gefahr ſcheuten, und bei dem innigen nationalen Zuſammenhang der Stämme das Beiſpiel des erſten anſteckend auf die Uebrigen gewirkt hatte. Die Meinung, daß die arianiſche Lehre dem Germanenthum verwandt und geiſtig näher gelegen ſei, widerlegt ſich wohl einfach dadurch, daß die ungebildeten eben aus dem Heidenthum tretenden Barbaren weder Luſt noch Fähigkeiten hatten, die ſubtilen Unterſcheidungen kirchlicher Dogmatik abzuwägen und darnach ſich zu entſcheiden. Dagegen iſt es wahr, daß die Freude und der Jubel über die chriſtlich gewordenen Stämme und die ſegensreichen Folgen für Kaiſer und Reich bald in Grauſamkeit und Entſetzen übergieng, da der nationale Haß wo möglich noch geſchärft wurde durch religiöſen Fanatismus und dadurch die vorher ſchon Getrennten aus doppeltem Grunde ſich zu vernichten ſuchten. Mit dem Anfang des fünften Jahrhunderts kam beinahe der ganze Weſten des römiſchen Reiches, Italien, Gallien, Spanien und zuletzt die Nordküſte von Afrika in die Gewalt der Germanen. Die politiſchen Verhältniſſe über Beſitz und Eigenthum, über Verwaltung und Pflege der Gerechtigkeit, über Recht und Gericht waren zwiſchen den Eroberern und den alten Einwohnern der Provinzen bald erträglich geordnet, aber der Glaubensunterſchied bildete zwiſchen ihnen eine unüberſteigliche Kluft und blieb die reiche Quelle unbeſiegbarer Feindſchaft, bis der eine Theil vollſtändig unterlag oder übergieng. Die römiſche Bevölkerung, geſtützt auf eine durch Bildung, Reichthum und Gewalt mächtige und unter ſich wohlgegliederte Geiſtlichkeit, haßte die ſiegreichen Germanen als Ketzer, verachtete ſie als Barbaren und war ſelbſt in der ſchwerſten Bedrängniß nie ohne Hoffnung, über ſie gänzlich Herr zu werden, — eine Ausſicht, welche die ſcheinheilige Politik der griechiſchen Kaiſer ſtets zu beleben wußte. Aber eine ſolche Begegnung gaben die Germanen dem feigen Volke, das ſich ſeines chriſtlichen Wandels wegen gerade nicht ſehr rühmen durfte, mit reichen Zinſen heim.

Dieſe bittern Folgen religiöſer Feindſchaft lagen vor, durch alle Provinzen des Weſtreichs, als Chlodwig dem Chriſtenthum ſich zuwendete und ihm die Frage ſich nahe legte, ob er den Fußſtapfen der übrigen Stämme folgen, die ſämmtlich Arianer waren, oder aber der orthodoxen Kirche ſich anſchließen ſollte. Er entſchied ſich für das Letztere. Dieſer Schritt war für ihn, für das Frankenreich und die Entwicklung des ganzen Abendlandes von ungeheuern Folgen. Chlodwig wurde deswegen ſchon in der alten Zeit ein zweiter Conſtantin genannt. Es hat ſich aber auch ſeitdem bis zu uns herauf darüber Streit erhoben, was ihn ähnlich wie Conſtantin veranlaßt habe, Chriſt zu werden, und beſonders der orthodoxen Kirche ſich anzuſchließen. Der Grund

dieſer ſo folgereichen That war bei dem Einen wie bei dem Andern, ſo wenig bloß ſtaatskluge Berechnung, als ächt religiöſes Gefühl. Denn wäre es nur politiſche Berechnung geweſen, ſo mußte ſich ihm auch die Gefahr nahe legen, wie es ſich anfangs wirklich zeigte, daß ſeine Handlung von den Franken mißbilligt, und er von ihnen verlaſſen werden könnte. Dann widerſtreitet es aller höhern Betrachtung und jedem edleren Gefühl, daß die Wendepunkte der Weltgeſchichte durch niedrige Berechnung der Vor- und Nachtheile menſchlicher Verhältniſſe beſtimmt worden ſeien. Daß es aber auch nicht allein innere religiöſe Ueberzeugung war, beweiſen die Unthaten ſeines ſpätern Lebens, welche nicht möglich geweſen, hätte das Chriſtenthum auf ſeine Sittlichkeit Einfluß geübt. Es war bei ihm wie bei Conſtantin das dunkle Gefühl von der unbeſiegbaren Kraft des Chriſtenthums, bei Chlodwig noch ganz beſonders der ſichtbare Beweis, daß mitten im Zuſammenſturz der alten Welt dieſes und die von ihm getragenen Verhältniſſe Alles überdauert. Die anfängliche Abneigung eines großen Theils des Frankenvolkes, ſeinem König zur Taufe und zum chriſtlichen Bekenntniß zu folgen, wich bald andern Entſchlüſſen, als ſein Anſehen und ſeine Macht immer höher ſtieg, geſtützt einmal auf die unverhohlene Zuneigung der altrömiſchen Bevölkerung und den gewaltigen Einfluß der orthodoxen Geiſtlichkeit, aber auch herbeigeführt durch die furchtbaren Mittel des Mordes und gewiſſenloſer roher Gewalt. Daß freilich durch die Taufe des wilden Volkes für das Chriſtenthum noch wenig gewonnen wurde, wie im Gegentheil Rohheit der Sitten, heidniſcher Aberglaube und blutige Grauſamkeit fortgeſetzt noch tiefe Wurzeln in ihm hatten, und wie ſchwer ſeine Erziehung auf dem Wege der Ordnung, des Rechtes und der Menſchlichkeit war, dafür wird nachfolgende Geſchichte viele Beweiſe liefern. Aber Thatſache bleibt es, daß während alle Reiche der Germanen, die Arianer waren und blieben, beinahe ohne Unterſchied ruhmloſen Untergang fanden, das der Franken alle überlebte, Beſtand hatte und bald einen großen Theil des Römerreiches in ſeine Grenzen ſchloß. Wenn dazu Vieles beigetragen hat, ſo muß doch darunter der Einfluß der kirchlichen Machtverhältniſſe ganz beſonders hervorgehoben werden, und die Gewandtheit, mit welcher die fränkiſchen Könige jenen Verhältniſſen ſich anzuſchließen und ſelbige für ihre Polltik auszubeuten verſtanden.

Unter allen Stämmen im Weſten waren die Franken mit den Römern in den letzten zwei Jahrhunderten ihrer Herrſchaft am öfteſten in Berührung gekommen, wie ſie auch meiſtens den Namen trugen, Bundesgenoſſen des römiſchen Reiches, — was ſie aber nicht hinderte, wenn Gelegenheit ſich darbot, auf Koſten desſelben Reiches ſich auszudehnen. Dieſe freundlichen und kriegeriſchen Begegnungen mußten auf fränkiſche Lebens- und Anſchauungsweiſe großen Einfluß üben, und wie es auch ſonſt ſchon ſich begeben hat bei Berührung roher und ungebildeter Stämme mit kultivirten Völkern, daß von jenen das Verwerfliche und Gemeine zuerſt erlernt wurde, ſo iſt auch ſo manche ſchlimme Sitte der

Franken von dieſer Bekanntſchaft mit der römiſchen Welt geraden Wegs abzuleiten. Eine Maſſe von ihnen ſtrömte dem römiſchen Hof- und Militärdienſt zu. Mit dem Schluſſe des dritten Jahrhunderts bis zum Ende der römiſchen Herrſchaft begegnen wir einer Menge fränkiſcher Namen als Inhaber der höchſten römiſchen Kriegs- und Staatsämter, ja um die Mitte des vierten Jahrhunderts ſogar zwei Männern, die den Muth hatten, die Hand nach dem kaiſerlichen Diadem auszuſtrecken, — ein Beweis, wie ſchnell das fränkiſche Element in das römiſche Weſen ſich einlebte und daraus für ſich Vortheile zu ziehen wußte. Mit dem Einſturze des Reiches, und als zum Theil ganz neue germaniſche Stämme über die Provinzen ſich ergoßen, galten darum die Franken der römiſchen Bevölkerung als längſt befreundet, und wie ein Theil der Ihrigen. Dieſe politiſche Freundſchaft war aber vielfach gebrochen und gehemmt durch die religiöſe Kluft. Die Franken waren Heiden, das römiſche Welt aber allmählig chriſtlich geworden. Zwar war der größte Theil der germaniſchen Stämme auch dem Chriſtenthum gewonnen, aber dadurch die Annäherung zu den alten Bewohnern des Reichs nicht inniger geworden, da die inzwiſchen ausgebrochenen Glaubensſtreitigkeiten die chriſtliche Welt in zwei Lager theilten, die einander viel ärger haßten, als vorher Römer und Barbaren. In dieſe bitteren Kämpfe, die das Reich erſchütterten und alle Verhältniſſe durchwühlten, wurden auch die germaniſchen Stämme hineingezogen. Sie waren gerade für die Glaubensſätze des Arius, welche die römiſche Welt als irrig und gottlos verwarf, von Anfang an erzogen worden, — daher auch der Haß zwiſchen ihnen und der altrömiſchen Bevölkerung größer als je. Und in dieſem religiöſen Zwieſpalt und ſeinen Folgen, in welchem man lange Zeit und vergeblich eine Vermittlung ſuchte, liegt auch der Schlüſſel des Untergangs aller germaniſchen Reiche des Weſtens, das fränkiſche ausgenommen. Wenn jene, eines um das andere, kläglich dahinſiechten, oder beinahe plötzlich klang- und ruhmlos von der Weltbühne verſchwanden, ſo iſt das Reich der Franken wie durch eine unſichtbare allmächtige Gewalt geſchützt, — es lebt und erhebt ſich, beinahe den ganzen Weſten beherrſchend, obwohl die größten politiſchen Fehler begangen werden, das Volk und ſeine Könige in furchtbare Barbarei verfallen und in ſeinem Innern die größten Gräuel möglich ſind. Jene ſchützende Gewalt iſt der Einfluß und die Macht der orthodoxen Kirche. Die Fragen über den Verlauf der arianiſchen Streitigkeiten gehören der Kirchengeſchichte an. Hier möge aber nicht unerwähnt bleiben, wie ungleich oft die Kräfte waren, die ſich gegenſeitig meſſen mußten. Zwar mögen auf Seite des Arianismus in den germaniſchen Staaten im Anfang nach dem Beiſpiel des Ulfilas auch geiſtige Rührigkeit und nach den guten Anlagen des Volkes ſittliche Kraft geſtanden ſein. Aber dieſes änderte ſich nur zu bald. Gegenüber der ununterbrochenen geiſtigen Strömung der orthodoxen Kirche bebauten die Arianer der zweiten und dritten Generation beinahe nur noch das Gebiet der Polemik, deren Hauptſtärke aber

mehr in den Ausbrüchen roher Gewalt beſtand, als in fein und tief erdachten Beweiſen. Während ſie ihre blutigen Siege durch beengende Abhängigkeit von launenhafter fürſtlicher Gewalt theuer bezahlen mußten, ſchöpfte die orthodoxe Kirche Siegesgewißheit aus dem freudigen Muth ihrer Märtyrer und ihrer von keines Menſchen bedingten Unabhängigkeit. Sie fühlte ſich geſtärkt und getragen durch ununterbrochenen Zuſammenhang mit den älteſten Zeiten und auch unter den ſchwerſten Verfolgungen friſch angeweht durch den Geiſt, der alle ihre Glieder durchdrang, der Arianismus dagegen ſich wie getrennt und vereinſamt und bald auch niedergedrückt durch Unwiſſenheit, Rohheit und Unſittlichkeit ſeines eigenen Klerus. Dabei müſſen freilich auch die Intriguen erwähnt werden, mit welchen griechiſche Politik die unter ſich loſe zuſammenhängende germaniſche Kirche zu umgarnen und verwirren wußte. Dieſer geiſtige Kampf war unter den Gegnern ſchon ausgefochten, als Chlodwig endlich herantrat und zu vollziehen und zu ernten verſtand, was aus jenem ſich ergeben hatte. Er und ſeine Franken fühlten ſich mächtig gehoben durch den jubelnden Beifall der ganzen Kirche und in ihren Kämpfen geſtützt durch eine Fülle von ſichtbaren und unſichtbaren Kräften durch alle Provinzen. Siegesgewißheit verließ die Franken nicht mehr. Von jetzt an gab es nur zwei Mächte, welche ſich zur Herrſchaft der Welt berufen glaubten, — das fränkiſche Reich im Weſten, das griechiſche im Oſten.

3) Das Chriſtenthum einmal unter den Germanen aufgenommen, begann mit Eifer und Ausdauer das ſittliche und bürgerliche Leben in tauſend Adern und Canälen zu durchdringen und zu erfriſchen. Zwar ſchien das Taufwaſſer an ſo vielen Tauſenden hohen und niederen Standes verloren zu ſein, und wir begegnen noch in den Zeiten chriſtlicher Zeitrechnung Thaten ſolch arger Rohheit und raffinirter Grauſamkeit, ſolch tiefer Entſittlichung namentlich auch in den höheren Ständen, wie ſie kaum das Heidenthum geſehen. Trotzdem können die läuternden Einflüſſe des Chriſtenthums nicht geläugnet werden, — die Erziehung eines großen Volkes wird aber nicht nach kurzen Zeitſpannen, ſondern nach Jahrhunderten gemeſſen. Eine Nation aber, deren Unverdorbenheit und ſittlich gute Eigenſchaften dem Evangelium ſo viele Anknüpfungspunkte boten, mußte auf demſelben Wege unaufhaltſam vorwärts ſchreiten und einer untergehenden Welt, die auch das Chriſtenthum nicht mehr retten konnte, ein erhebender und zugleich demüthigender Anblick ſein. Dieſem Schmerz, daß chriſtliche Lehre und Zucht unter einem großen Theil der Romanen eine Perle unter den Schweinen war, gibt Salvian, am Anfang des fünften Jahrhunderts wahrſcheinlich zu Köln geboren, in ſeinem Werke von der Weltregierung beredten Ausdruck: „Wohl bekennen ſich", ſagt er, „die Romanen zum chriſtlichen Glauben und ſie verehren Chriſtum mehr als alle andern Nationen. Aber nicht der Glaube macht den Chriſten aus, ſondern die That, man muß nicht bloß den Namen des Herrn im Munde führen, ſondern die Gebote des Evangeliums erfüllen. Wie viele Mitglieder trifft man aber in der Kirche an, die nicht Trunkenbolde oder Schwelger,

Ehebrecher, Hurer, Räuber oder all dieß zugleich wären? Es iſt ſchon eine Art von Heiligkeit unter dem chriſtlichen Volke, etwas weniger ſchlecht, als die Andern zu ſein. Vom öffentlichen Gottesdienſte weg, ja beinahe während deſſelben geht man zu Schandthaten über. Faſt gibt es keinen Reichen, auf dem nicht Mord und Hurerei laſtet. Und wenn auch je einer bisweilen von Sünden abläßt, ſo darf er ſich wahrlich nicht für ſo gut halten, daß durch ſeine Fürbitte die unzählige Menge Verdorbener vom gegenwärtigen Unglück befreit werden möge. Wir haben die ganze Kraft des Chriſtenthums verloren und beleidigen Gott deſto mehr, weil wir als Chriſten ſündigen." Solchem Sittenverfall ſtellt er die Unverdorbenheit der Germanen gegenüber, an denen er beſonders ihr ſittenreines Leben rühmt. „Alle Barbaren, die zu einer Nation gehören und unter Einem Könige leben, lieben ſich unter einander herzlich und erfüllen ſomit das wichtigſte und erſte Gebot des Evangeliums. Bei den Romanen iſt es umgekehrt. Jeder bedrückt und verfolgt den Andern, alle Herzen ſind von Haß und Neid erfüllt. So viel es Curialen in der großen Stadt, wie im kleinſten Dorfe gibt, ſo viele Tyrannen ſind in Stadt und Dorf. Jeder Beamter iſt ein Menſchenpeiniger; die Mächtigen freſſen das Erbe der Wittwen und Waiſen. Und wer ſollte ſolchen Gräueln Einhalt thun, da ſogar die Prieſter Gottes Alles ruhig geſchehen laſſen, und wenn ſie auch nicht ganz ſchweigen, doch aus Menſchenfurcht der Unterdrückten ſich nicht anzunehmen wagen?"

Dieſen Klagen entgegen fand das Chriſtenthum unter den Germanen allerdings einen unverdorbenen ſittlichen Kern, aber in einer harten rauhen Schale. Es galt deßwegen vor dieſen Kindern im geiſtigen Sinne zuerſt die ſichtbaren Zeichen und Symbole jenes Reiches, zu dem ſie erzogen werden ſollten, aufzurichten und ihnen davor Ehrfurcht einzuflößen. Wir können jetzt noch an der Hand der Geſetzbücher der einzelnen Stämme, welche unter dem Einfluß des Chriſtenthums entſtanden, dem wohlbedachten ſorgfältigen Gang der Erziehung unſerer Voreltern nachgehen und ihn genau beobachten. Alle dieſe Geſetze gebieten zuerſt die höchſte Achtung und Ehrerbietung gegen die Kirche; ſie iſt nach ihnen ein hohes, ehrwürdiges Heiligthum, — das Kirchengebäude der Tempel des Allerhöchſten, ſeine Güter und Schätze das Eigenthum Gottes, ſeine Diener die Diener des Allerhöchſten. Demgemäß war der, welcher zur Kirche flieht, in ihr vor jeder Verfolgung geſchützt, Aſyl, und wer von ſeinem Eigenthume der Kirche opfert, fördert heilige Zwecke. Der Kirche Gut iſt heiliges unantaſtbares Gottesgut, von dem Kranken und Armen geſpendet werden ſoll; daher die ſchwerſten Strafen, wer darnach ſeine Hände ausſtreckt. Ebenſolche Achtung und Ehrfurcht ſollte den Vorſtehern und Dienern, den Biſchöfen, Prieſtern, Diakonen, Mönchen und Klerikern bewieſen werden; daher war jede Beleidigung oder gar Verletzung mit ſchwerer Strafe belegt. Zur Heilighaltung des Sonntags durfte an ihm weder der Pflug gehen, noch der Hammer auf dem Ambos erklingen, — und in das bürgerliche Leben hinüber ſchreitend, waren die Fälle bezeichnet, in denen chriſtliche

Ehe geſtattet oder ſtrenge verpönt war. Bei Ablegung eines Eides ſollte die Hand des Schwörenden auf Reliquien der Heiligen ruhen — der Leibeigene vor dem Altar die Freiheit erhalten. In dieſen Geſetzen, die vom Hauch des Chriſtenthums ganz durchweht ſind, iſt zunächſt Alles vermieden, was das Volk wegen ſo mancher alten aus dem Heidenthum ſtammenden Sitte hätte reizen oder verletzen können. Synodalbeſchlüſſe endlich geboten Menſchenfreundlichkeit und Schonung gegen Untergebene und Knechte, gegen Arme und Gefangene. Daher traf die Strafe des Bannes die Mächtigen, welche den Geringen ihr Gut nahmen oder Freie und Freigelaſſene wieder in Knechtſchaft verſtießen. Sie verordneten, daß jede Stadt ihre Armen nähre, daß jeden Sonntag ein Erzprieſter die Gefängniſſe unterſuche, — ſie ſetzten einen billigen Preis feſt, wofür Juden ihre chriſtlichen Leibeigenen losgeben mußten.

Bei dieſer Umgeſtaltung aller Verhältniſſe gewann vor Allem die königliche Gewalt. Der König, der früher wenigſtens beſchränkt war durch den Willen der freien Männer, den Ausſpruch der Landesgemeinde, erhielt jetzt nach dem Beiſpiel der Könige der heil. Schrift ſeine Sendung durch Weihe und Salbung und damit thronte er über allem Volk, das ihn in ehrfurchtsvoller Scheu umgab. Er iſt es jetzt, auf dem alle Machtvollkommenheit der bürgerlichen Gemeinde ruht. Er befiehlt und vollſtreckt, er ſtraft und belohnt, er führt Krieg und ſchließt Frieden, — in ſeinem Namen wird Recht geſprochen und ein Theil der Sühne eingefordert. Aber neben der königlichen Gewalt ſtand die der Kirche, älter als jene und meiſt wohlorganiſirt durch alle Theile der eroberten Provinzen. Die Spitzen derſelben waren die Biſchöfe, geheiligt durch Amt und Würde, einflußreich oft durch hohe Geburt und großen Reichthum, meiſt aber durch Bildung und wahrhaft chriſtliche Tugenden. Ihr Wille galt noch mehr als der der weltlichen Großen, an deren Zuſtimmung und Unterſtützung die Macht des Königs mehr oder weniger noch allein gebunden war. Daher wurden auch die Biſchöfe zu den Reichsverſammlungen berufen, oder was noch öfter geſchah, wurden die Verſammlungen der Biſchöfe Reichsverſammlungen, auf denen allein die Angelegenheiten der Nation verhandelt wurden. Dieſe einflußreiche Stellung brachte der Kirche große Vortheile, den Klerikern eine reiche Summe von Vorrechten, beinahe ſelbſtſtändige Gerichtsbarkeit, den Kirchen und Gotteshäuſern große Reichthümer. Aber all das hatte auch ſeine Nachtheile und in ſich ſchon die Keime großer Gefahren und der ſchwerſten Verwicklungen. Mit der Laſt der weltlichen Sorgen ſank die Sorge für kirchliches Amt und prieſterliche Würde. Die Reichsverſammlungen verſchlangen die Synoden, die, ſpärlich ſchon im fünften Jahrhundert, zuletzt ganz verſchwanden. Wenn endlich Reichthümer, Macht und Anſehen Unwürdige und Unfähige zu kirchlichen Aemtern heranlockte, ſo war königliche Gewalt nicht minder beſtrebt, Höflingen und willfährigen Kreaturen die ſo einflußreichen biſchöflichen Stühle zu verleihen, — der Anfang jener Kämpfe, die ſo ſchwere Verwirrungen hervorrufen ſollten.

Neben diesen Entwicklungen des kirchlich-politischen Lebens erhoben sich die Anfänge einer andern christlichen Lebensanschauung, unscheinbar und beinahe verachtet, die aber von ungeheurem Einfluß auf unsere Nationalgeschichte sein sollte — das Mönchthum. Unbeirrt von Furcht oder Hoffnung, unbeachtet oder verlassen von aller Welt, bemitleidet, arm und elend, begannen da Männer der strengsten Lebensrichtung, hergewandert beinahe aus allen Himmelsgegenden, besonders aber aus dem heutigen Britannien, in unserm Vaterlande mitten in Wald und Sumpf ihre elenden Hütten aufzuschlagen, welche aber die reichsten Quellen des Segens geistiger wie leiblicher Cultur geworden sind. Da erklangen tief im Urwald, wohin noch keines Menschen Auge gedrungen, die ersten Axtschläge, — wurden Pfähle eingerammt, der Bach gedämmt, der Sumpf getrocknet, mit unendlicher Mühe um die halbverkohlten Stämme her die Schollen umgebrochen und die ersten Körner eingestreut, — mit einem Wort es waren die ersten Grundsteine jener prachtvollen Tempel und Schulen, ohne welche die glorreiche Geschichte unseres Volkes keinen Anfang hätte.

Fünftes Buch.

Die wachsende Macht der Franken.

Quellen: Procopius von Cäsarea, Agathias, Gregor v. Tours, Gregor d. Gr., Paulus Diaconus, Beda; Pertz, monumenta Germ. histor. Hannov. 1826 ff.

Wissenschaftliche Bearbeitungen: J. W. Löbell, Gregor v. Tours und seine Zeit. Leipzig 1839. — Aschbach, Geschichte der Westgothen. 2 Bde. Frankfurt 1837. Weiß, Alfred d. Gr., Schaffhausen 1852.

Kapitel 1.

Theodorich der Große.

1) Mit dem Tode Attilas waren die größten Erschütterungen der Völkerwanderung vorüber. Die siegreichen Eroberer begannen sich in den durch das Schwert erworbenen Provinzen wohnlich einzurichten und Gutes und Schlimmes römischer Cultur sich anzueignen. Wenn die neuen Herren durch die vorangegangenen oder zugleich mit ihnen eingedrungenen Drangsale nicht gerade beliebt sein konnten, ja wenn der Löwentheil, den sie von allen liegenden Gütern vorwegnahmen, den früheren Besitzern schmerzliche Wunden schlagen mußte, so war

das Loos der Provinzen unter der Herrschaft der Germanen doch ein weit glücklicheres als unter altrömischer Herrlichkeit, und zwar besonders deßwegen, weil die unendlich künstliche Staatsverwaltung mit ihren Tausenden von Beamten und Unterbeamten ein Ende hatte, deren eigentliches Geschäft in nichts anderem bestand, als Blut, Kraft und Saft auszupressen und das Alles in Canäle fernhin fortzuleiten. Die meisten Provinzen hatten jetzt eigene Mittelpunkte, die leichter zu erhalten und zu speisen waren, als der unersättliche Schlund des fernen Kaiserhofes mit seinen gefräßigen Trabanten. Beispiele rücksichtsloser Härte und roher Gewaltthätigkeit werden unter den neuen Herren nicht gefehlt haben, aber jenes fein durchdachte System des Pacht- und Zöllnerwesens, jene gesetzliche Plünderung durch hohe und niedere Staatsbeamte hatte nun unwiderruflich aufgehört. Und trotz dieser bedeutenden Veränderungen wollte doch kein rechter Friede zwischen den Herrschern und ihren Unterthanen, zwischen Siegern und Besiegten eintreten. Schuld daran war nicht etwa der Unterschied in Sprache und Sitte, die Ungleichheit der Bildung überhaupt, in welcher die Germanen zu den Römern standen, obwohl das Alles nicht bedeutungslos war, — sondern ganz besonders die schon erwähnte Kluft in Rücksicht des christlichen Glaubens. Die Germanen waren Arianer, die Römer nannten sich Rechtgläubige. Dieser einzige Umstand war von solcher Bedeutung, daß er eine Verschmelzung, ja auch nur eine Annäherung zwischen den beiden Nationen unmöglich machte, vielmehr brennende Feindschaft wach erhielt und den germanischen Reichen in Afrika und Italien den Untergang bereitete, wie wir später sehen werden.

In Italien ließ Odoachar Alles so, wie es unter den letzten Kaisern war, mit Ausnahme der Ansiedlung germanischer Kriegsleute und ihren Folgen, die aber für manchen Theil des Landes deßwegen nicht so schmerzlich sein konnten, da durch die furchtbaren Heimsuchungen des Krieges Tausende der frühern Einwohner weggerafft und ihre Güter herrenlos geworden waren. Er selbst verschmähte den Titel eines Kaisers, obwohl er unumschränkte Gewalt besaß und wohl Niemand sonst nach dem blutgetränkten Diadem Verlangen trug. Obgleich er Arianer war, weiß die Geschichte Nichts von Quälereien und Verfolgungen, wie sie unter den Vandalenkönigen in Afrika so grausam ausgeübt wurden und statt zur Befestigung ihrer Herrschaft gerade zu ihrem kläglichen Sturz beitrugen. Italien ward von ihm nach allen Seiten wohl geschützt und gut verwaltet, es begannen auch die vielen Wunden des Landes sich zu schließen und zu vernarben, da brach nach vierzehnjähriger Ruhe neues Verderben herein. Die Ostgothen hatten nach der Abwerfung des hunnischen Jochs die Landschaften auf dem rechten Donauufer von Belgrad bis gegen Wien herauf inne. Der von den drei Brüdern, welche über die Gothen herrschten, am meisten Genannte ist Theodemir. Als Walamir in einer Schlacht gefallen und Widimir mit einem Heer gegen Westen abgezogen war, galt Theodemir als der alleinige König der Ostgothen. Sein Sohn war Theodorich, ihm

von einem Kebsweibe geboren. In seinen ersten Jahren wurde er nach Constantinopel als Bürgschaft eines Bündnisses gesandt, das der Kaiser mit den Gothen um den jährlichen Preis von dreihundert Pfund Goldes abgeschlossen hatte. Der Aufenthalt am kaiserlichen Hofe war für ihn eine treffliche Schule für die Zukunft und gab ihm einen Ueberblick über alle Verhältnisse des Reichs. Gewöhnliche Schulbildung scheint er vernachläßigt oder vielmehr verachtet zu haben, so daß er seinen Namen nicht schreiben konnte. Dazu bediente er sich später als König einer durchbrochenen goldenen Platte, in welcher die ersten Buchstaben seines Namens ausgeschnitten waren. Diese Platte wurde, wenn Etwas zu unterzeichnen war, auf das Papier gelegt und von ihm dann mit der Feder die Züge nachgemalt. Mit seinem achtzehnten Jahre vom Kaiser aus Gefälligkeit an die Seinigen zurückgegeben, suchte und fand er bald Gelegenheit, von seinem kühnen Muthe Beweise abzulegen. Während sein Vater gegen die Alemannen zu Felde lag, überfiel er mit sechstausend Freiwilligen ohne dessen Willen die Sarmaten im Norden von Ungarn und kehrte mit reicher Beute zurück. Solche Handlungen erwarben ihm den Beifall eines kriegerischen Volkes und nach seines Vaters Tode den unbestreitbaren Besitz des Thrones.

In Constantinopel war auf Leo sein Schwiegersohn Zeno gefolgt, ein Mann, der ohne irgend eine edle Eigenschaft keine andern Ansprüche auf den Kaiserthron erheben konnte, als daß die Kaisertochter ihn zur Ehe genommen. An einem Hofe, an dem es zwar nicht an herrschsüchtigen entschlossenen Frauen, wohl aber beinahe immer an tapfern Männern fehlte, nahmen Intriguen und Empörungen nie ein Ende; und so blutig die einen begannen, und so jämmerlich die andern enden mochten, es fanden sich stets solche, die um eine kurze Frist kläglicher Gewalt, ungewarnt von den an den Stufen zum Palast noch frischen Blutspuren, Freiheit und Leben in die Schanze schlugen. Basiliskus, bekannt durch die schmachvolle Niederlage im Hafen von Carthago, wo Geiserich ihm einen großen Theil seiner Flotte verbrannte, glaubte sich nach dem Tode Leo's, der ihm auf seine klägliche Bitten die Strafe nachgelassen, doch ganz besonders befähigt, das Reich zu regieren und empörte sich gegen Zeno, worauf dieser ohne Gefühl und Muth für die allerdings nicht erworbene Würde sein kostbares Leben durch schnelle Flucht zu retten suchte. Aber die Herrschaft seines ebenbürtigen Nachfolgers hatte durch die Beweise seiner Unwürdigkeit bald ein Ende. Dazu trug aber auch Theodorich bei, indem er durch einen schnellen Marsch die innern Bewegungen der Hauptstadt für Zeno durch seine Macht unterstützte. Zeno eben so groß durch Feigheit wie durch Grausamkeit, ließ den gefangenen Basiliskus mit seiner ganzen Familie in Hunger und Kälte langsam verschmachten. Theodorich dagegen erhielt den Rang eines Patriziers und Consuls, den Oberbefehl über die Palasttruppen, mehrere tausend Pfund an Gold und Silber, auch wurde ihm in der Hauptstadt eine Statue zu Pferd errichtet. Aber die Freundschaft blieb nicht immer ungetrübt, sei es, daß die

wirkliche Noth ſeines Volkes Theodorich zu Einfällen und Beutezügen, oder daß die zweideutige Politik des kaiſerlichen Hofes ihn zu Züchtigungen zwang. Die Eiferſucht eines andern Theodorichs, der Schielende genannt, eines Sohnes des Triarens, der mit Gothenſchaaren dem Kaiſer ſchon lange diente, brachte er durch einen entſcheidenden Kampf zum Schweigen, ſo daß er nun als alleiniger Führer der Gothen daſtand. Dadurch wurde er dem Kaiſer ein Gegenſtand des Argwohnes und der Furcht. Dazu kam noch, daß, während er im Palaſte einem weichlichen Leben zu fröhnen ſchien, die Gothen murrten wegen ſeiner Unthätigkeit und ihrer Noth, und ihre Stammesgenoſſen um den Beſitz reicher Provinzen glücklich prieſen. So wirkten alſo die Beſorgniſſe des Kaiſers, eigener Ehrgeiz und das Drängen eines thatenluſtigen Volkes zuſammen, ihn aus der trägen Ruhe Conſtantinopels weg nach Italien zu führen. Darüber aber, ob und welche Uebereinkunft zwiſchen Zeno und Theodorich abgeſchloſſen worden, iſt in den Quellen ſelbſt Widerſpruch. Nach Procopius eroberte Theodorich Italien für ſich, nach Jornandes erbittet er es ſich vom Kaiſer und nach dem valeſiſchen Fragment zieht er im Namen des Kaiſers aus. Vielleicht liegt die Wahrheit darin, daß bei der offenkundigen Ohnmacht des Kaiſers neben der Alles beherrſchenden Gewalt Theodorichs, die Uebereinkunft, wenn je eine ſolche abgeſchloſſen wurde, in dehnbaren abſichtlich zweideutigen Formeln eingehüllt war. Die Gothen lockte der Reichthum und die Schönheit Italiens, Zeno hoffte durch ihren Wegzug von einem mächtigen Feinde befreit zu werden und durch den vorausſichtlich blutigen Kampf mit Odoachar jedenfalls einen gedemüthigt, wenn nicht beide geſchwächt zu ſehen; er hoffte viel, um ſo mehr, je feiger und ohnmächtiger er war.

So begann der Zug der Oſtgothen mit Weibern und Kindern, ihren Heerden und Allem, was ſie hatten, im Winter des Jahres 488. Am Plattenſee ſtellten ſich dem wandernden Volke die damals mächtigen Gepiden unter Trapſtila entgegen, wurden aber geſchlagen und auseinander geſprengt. Ebenſo vergeblich war der wahrſcheinlich von Odoachar aufgerufene Widerſtand der Bulgaren und Sarmaten. Die Päſſe der Alpen waren unbewacht, Odoachar erwartete ſeinen Feind am Iſonzo in der Nähe der Ruinen von Aquileja mit einem Heere von Alemannen, Franken, Burgundern und Thüringern. Die blutige Schlacht ging für ihn verloren und alles Land bis unter die Mauern von Verona in die Hände der Gothen über. 489. Odoachar ſammelte ſchnell ein zweites Heer und ſtellte ſich an dem Ufer der Etſch auf. Der Kampf war noch hartnäckiger und blutiger, als das erſtemal, aber der Ausgang um ſo entſcheidender. Theodorich rückte ſiegreich bis vor Mailand. Mit Ausnahme der Thüringer fiel Alles von Odoachar ab; er floh beinahe hoffnungslos nach Ravenna. Sein Feldherr, der Seyrenhäuptling Tufa, hatte ihn verlaſſen und war zu den Oſtgothen übergegangen. Als er nicht fand, was er hoffte, und nicht ſo belohnt wurde, wie er erwartete,

ſchloß er ſich wieder ſeinem Könige an und gewährte ihm die Mittel, ein neues Heer in's Feld zu ſtellen. Aber auch in der letzten Schlacht an der Adda ſollte Odoachar unterliegen im Auguſt 490. Theodorich herrſchte jetzt von den Alpen bis an die Meerenge von Meſſina, bald ſogar über Sizilien, das ihm Abgeſandte des Vandalenkönigs freiwillig übergaben. Senat und Volk in Rom wendeten ſich von dem beſiegten König ab und begrüßten den Sieger wie natürlich mit Jubel. Odoachar war nach Ravenna geflohen, hielt drei Jahre lang alle Stürme und Schrecken einer Belagerung aus und trug mehr als einmal Tod und Verderben in das Lager der Gothen, bis ihn endlich ſchwere Hungersnoth und die gänzliche Hoffnungsloſigkeit irgend eines Erſatzes zur Uebergabe zwang. Ein Friedensvertrag, von dem Biſchofe von Ravenna vermittelt, öffnete Theodorich die Thore der Stadt und ſollte auf geſchworenen Eid hin Odoachar und ſeinen Thüringern Freiheit und Leben ſichern und ihm gleiche und ungetheilte Herrſchaft gewähren. 493. Wie weit das letztere redlich gemeint oder auch nur möglich war, mußten die nächſten Tage lehren. Denn kaum war Theodorich im Beſitze des wichtigen Ravenna, als Odoachar mit ſeinem Sohne Thelones inmitten eines Gaſtmahls von ihm oder auf ſeinen Befehl erſchlagen wurde; daſſelbe Schickſal traf ſeine Anhänger, der Reſt der Thüringer wurde mit dem Gothenheer vereinigt. Zur Rechtfertigung des Blutbades wurden die Ermordeten von den Gothen einer Verſchwörung gegen das Leben Theodorichs beſchuldigt, — in der That war es wohl die Beſorgniß vor der Zukunft und die Einſicht, daß Italien für Odoachar und Theodorich zu klein ſei und nur Einen Herrſcher haben könne, was zum Morde des Herulers und ſeiner Getreuen antrieb.

2) Nachdem Theodorich unbeſchränkter Herr von Italien geworden war, ſuchte er vor Allem die Nordgrenze ſeines Reiches zu ſichern. Noch während des Kampfes mit Odoachar waren die Burgunder über die Alpen gedrungen und hatten Tauſende römiſcher Einwohner gefangen weggeführt. Sie empfanden bald die Nähe des tapfern Königs und kamen nicht wieder. Im Verlauf ſeiner Regierung demüthigte er die Heruler und Rugier, warf die Gepiden aus den Landſchaften, welche die Oſtgothen vor ihrem Aufbruch nach Italien inne gehabt hatten und ſetzte weiter hinab an der Donau den Einfällen der Bulgaren, die Griechenland und Italien bedrohten, durch ſeine Waffen ein feſtes Ziel. Den vor den Franken fliehenden Alemannen gewährte er Schutz, wußte jene durch ſeine Macht wie durch ſein Anſehen in gebührende Schranken zurückzuweiſen und wurde ein Beſchützer des weſtgothiſchen Königreichs. Seine Oberhoheit reichte alſo von Sizilien bis an die Donau, von Sirmium bis an den atlantiſchen Ocean. So waren die Oſtgothen in der Gegend von Wien bis an die Ens herauf Grenznachbarn der Longobarden, von da bis etwa Donauwörth Nachbarn der Thüringer, vom Lech bis zum Bodenſee Nachbarn der Alemannen, längs des Alpenjochs aber bis

an die Quellen der Duranee und ihrem Laufe nach Nachbarn der Burgunder und endlich längs der Rhone von der Mündung der Duranee bis zum Meere Grenznachbarn der Weſtgothen.

Von innern und äußern Feinden befreit, wendete Theodorich ganz beſondere Sorgfalt auf die innere Verwaltung und den Frieden ſeines Reiches. Die Gothen erhielten ein Drittel der Ländereien, wie es ſchon Odoachar für die Germanen in Anſpruch genommen hatte. Für Römer und Gothen galt nur ein einziges Recht, das römiſche. Um deſſen Verſtändniß und Anwendung zu erleichtern, ließ Theodorich für die am häufigſten vorkommenden Gegenſtände einen Auszug fertigen und in der Form von 154 kurzen Sätzen für Römer und Germanen als Edikt bekannt machen. Waffen trugen nur die Gothen, ſie allein bildeten das Heer. Obwohl Arianer, übte er Duldung gegen die Katholiken und war weit entfernt, in die ſchweren Fehler der Vandalenkönige zu fallen. Er beförderte den Ackerbau, Handel und Gewerbe. Ganz beſonders war er Liebhaber vom Bauen und gab vielen Städten ihren vorigen Glanz wieder. So ſtellte er zu Ravenna die ehemals von Kaiſer Trajan angelegte Waſſerleitung wieder her. In Verona baute er warme Bäder, einen Palaſt und einen Säulengang vom Thor bis zur Burg. Die ſeit vielen Jahren eingegangene Waſſerleitung ließ er reinigen und umgab ſie mit einer neuen Mauer. Pavia verſchönerte er durch einen Palaſt, warme Bäder, ein Amphitheater und neue Mauern. Er wollte zur Erleichterung des Handels, daß in keiner Stadt Thore angelegt, noch daß ſie, wo dergleichen ſchon waren, bei Tag oder Nacht geſchloſſen würden, ſo daß Jedermann ungehindert zu jeder Stunde ſeinen Geſchäften nachgehen könne. Auf öffentliche Sicherheit hielt er ſo ſtrenge, daß, wenn Jemand mit Geld und Gut die Straßen ſeines Reiches ziehen wollte, er ebenſo beruhigt ſein konnte, als ſäße er hinter feſten Stadtmauern. Die Lebensmittel ſtanden in ſeiner Zeit in ſo niederem Preis, daß ſechzig Modien Waizen nicht mehr als einen Solidus galten und um denſelben Preis konnte man dreißig Amphoren Wein haben. Im ſiebenten Jahre ſeiner Regierung beſuchte er Rom, wobei Pabſt Symmachus, Senat und Volk ihm unter großem Jubel aus der Stadt entgegenſtrömte, und verweilte in der Stadt ſieben Monate lang. 500. Das Volk ergötzte ſich an den ſchon lange nicht mehr geſehenen circenſiſchen Spielen, mehr noch an den reichen Gaben, welche der leutſelige Fürſt mit freigebiger Hand ſpendete. Er befahl, daß dem römiſchen Volk und den Armen der Stadt alljährlich an Getreide 120,000 Modien ausgetheilt und zur Ausbeſſerung des kaiſerlichen Palaſtes und Wiederherſtellung der Stadtmauer jedes Jahr 300 Pfund verwendet werden. Sonſt reſidirte er nach dem Beiſpiel der letzten Kaiſer in Ravennna, wo er mit eigenen Händen einen Garten pflegte; drohte Krieg, ſo verlegte er ſeinen Hof nach Verona, daher auch dieſe beiden Städte, Bern und Raben, mit ſeinem Namen Dietrich von Bern und ſeinen Heldenthaten in den altdeutſchen Liedern ſo oft erwähnt werden. Der

Ruhm seines Namens ist aber besonders dadurch so groß, weil er im Gegensatz zu andern Kriegsfürsten unserer Nation damaliger Zeit die gemeinsamen nationalen Bande noch fester zu knüpfen und die Stämme, statt sich gegenseitig zur Freude elender Feinde zu zerfleischen, um einen gemeinsamen Mittelpunkt zu vereinigen suchte. Während seines ganzen Lebens war er selbst dieser Centralpunkt, um dessen Aussprüche sogar weit entfernte Völker mit Ehrfurcht baten. Esthen und Liefländer vom Gestade der Ostsee brachten Geschenke aus ihrem Lande an den Hof nach Ravenna. Die germanischen Königsfamilien suchte er durch wechselseitige Heirathen zu verbinden. So gab er Sigismund, dem Sohne des Burgunderkönigs Gundobald seine Tochter Ostrogotha, — dem Könige der Westgothen, Alarich, seine zweite Tochter Theodikusa, — seine Schwester Amalfreda dem Vandalenkönige Thrasimund und deren Tochter erster Ehe Amalberga dem Könige der Thüringer, Hermanfried. Er selbst heirathete Audifleda, die Schwester des Frankenkönigs Chlodwig. Aber gerade die Franken waren es, welche seine Plane durchkreuzten, die Westgothen schwer bedrängten und nur durch seine drohende Macht von weiteren Eroberungen zurückgehalten werden konnten. Feindseligkeiten, die zwischen ihm und Kaiser Anastasius, Zenos Nachfolger ausbrachen und durch eine empfindliche Niederlage der Griechen bei Magirus noch verbittert wurden, suchten diese auf einem andern Wege zu rächen. Es erschienen plötzlich zweihundert Schiffe mit achttausend Mann Landungstruppen, plünderten die Küsten von Calabrien und Apulien, besonders die Stadt Tarent, und segelten nach diesem Seeräubersiege, den sie über schutzlose römische Bürger davontrugen, triumphirend nach Constantinopel. Diese Schmach der kaiserlichen Waffen spornte Theodorich um so mehr, die Küste Italiens durch eine Achtung gebietende Macht zu schützen. Er ließ tausend leichte Fahrzeuge ausrüsten und erzwang sich schon durch seine Drohungen einen ehrenvollen Frieden.

3) Aber das Glück Italiens und der Ruhm einer so glorreichen Regierung sollte noch vor dem Tode Theodorichs nicht wenig getrübt und verdunkelt werden. Dazu trugen äußere und innere Feinde, die Gothen wie die Römer bei, ganz besonders der Hof von Constantinopel, der den mächtigen Gothenfürsten um den Besitz Italiens beneidete, — dessen Ansprüche aber stets im umgekehrten Verhältnisse zu seiner Gewalt und Macht standen; ebendeßwegen mußten andere Wege beschritten werden. Es ist begreiflich, daß die zwei Nationen, die so eng aneinander auf derselben Scholle leben mußten und die durch Sprache, Sitte und Religion doch so weit entfernt waren von einander, sich nicht zu Einem Volke verschmelzen konnten. Zweimalhunderttausend Gothen, die thatsächlich Herren des Landes waren und die allein Waffen tragen durften, daneben das Römervolk, das den Verlust seines Eigenthums nicht verschmerzen konnte, dem aber der Gebrauch der Waffen bis auf ein kleines Messer entzogen war, wie sollte es da nicht an Eifersucht und Bitterkeiten fehlen, die um so giftiger waren,

als ſie aus Religion und Glauben wie eine Art Rechtfertigung nahmen! Eines der erſten Zerwürfniſſe zwiſchen König und Volk entſprang aus folgendem Vorfalle. In Ravenna hatte ſich die Wuth des Volkes gegen die dortigen Juden gewendet, weil ſie angeblich mit chriſtlichen Geheimniſſen frevelhaften Hohn getrieben. Ohne vorher darüber Klage zu erheben, warf ſich das Volk auf die Synagogen und ſteckte ſie in Brand. Theodorich war in Verona abweſend. Dahin eilten die Juden alsbald mit ihren Klagen und wußten durch den Oberkämmerer Triwanes den König von der Gerechtigkeit ihrer Sache ſo zu überzeugen, daß er den Befehl ergehen ließ, daß, da die Urheber des Tumultes nicht zu ermitteln waren, das ganze Volk die verbrannten Synagogen zu Ravenna aufzubauen habe, und daß diejenigen, welche ſich deſſen weigerten, unter Ausruf des Heroldes durch die Straßen der Stadt gepeitſcht werden ſollten. Dieſe königliche Entſcheidung wurde auch unnachſichtlich in Vollzug geſetzt, erregte aber, ſo gerecht ſie auch war, nicht wenig bittere Feindſchaft unter der Maſſe des römiſchen Volkes, obwohl es bekannte Thatſache war, daß Theodorich Niemand ſeines Glaubens wegen drückte. Ebenſo ſtreng wie in Ravenna befahl er auch in Rom zu verfahren, wo ein ähnlicher Tumult gegen die Juden ausgebrochen war.

Seitdem, ſagt der Fragmentiſt des Valeſius, fand der Teufel Gelegenheit, einen Mann, deſſen Regierung ſonſt gut und tadellos war, zu beſchleichen. Denn bald darauf gab er Befehl, die bei den Brunnen in der Vorſtadt von Verona befindliche Capelle des heil. Stephanus und einen Altar in der Nähe niederzureißen. Die hölliſchen Einflüſſe aber nahmen ihren Ausgang vom Kaiſerhof in Conſtantinopel, ſuchten Feindſchaft zwiſchen Römer und Gothen zu ſäen, die Gewalt Theodorichs zu lockern und dann unterſtützt von der den Gothen feindlichen Partei Italien an ſich zu reißen. Auf Anaſtaſius war im Jahr 518 Juſtinus gefolgt, eigentlich ſein Neffe Juſtinian, nach deſſen Wille das Reich regiert wurde. Die zwiſchen der griechiſchen und römiſchen Kirche ausgebrochenen Streitigkeiten in Betreff des Concils von Chalcedon wurden in der Weiſe im folgenden Jahre ausgeglichen, daß der päbſtliche Stuhl durch die Erlangung all ſeiner Forderungen mit dem Kaiſerhofe vollkommen ſich ausſöhnte. Mit dieſer Freundſchaft zwiſchen Rom und Conſtantinopel begann die Ruhe und das Glück Theodorichs ſich zu trüben. Er mußte Gründe haben, unter dieſen freundlichen Beziehungen und Begegnungen beſonders von Seite des Kaiſerhofes noch etwas Anderes zu vermuthen und er täuſchte ſich nicht. Im Anfange des Jahres 524 erſchien in Conſtantinopel ein kaiſerliches Edikt, welches die Arianer des oſtrömiſchen Reiches zu bekehren und ihre Kirchen den Katholiken auszuliefern gebot. Dieſes Machtgebot traf beſonders die im Oſten zerſtreut vorhandenen Germanen, welche meiſt Arianer waren, — war aber auch geeignet, gehäſſige Vergleichungen und Zwietracht im Abendlande hervorzurufen und dadurch Theo-

dorich mit ſeinen italieniſchen Unterthanen zu entzweien. Da er bis dahin unbeſtritten als das Haupt und der Mittelpunkt aller germaniſchen Stämme galt, ebenſo auch keinen Katholiken ſeines Glaubens wegen bedrängt oder verfolgt hatte, ſo verlangte er dieſelbe Nachſicht, die er ſelbſt gewährte. Er ließ den damaligen Pabſt Johannes nach Ravenna vor ſich rufen mit der Aufforderung, nach Conſtantinopel zu reiſen und die Zurücknahme des Ediktes zu bewirken, widrigenfalls die Katholiken Italiens Gleiches zu erdulden hätten. Johannes reiste auch mit fünf andern Biſchöfen und vier Senatoren an den Kaiſerhof, wo er mit der größten Auszeichnung empfangen wurde, die Zurücknahme des Ediktes aber nicht bewirken konnte oder auch nicht wollte.

Dieſes war vorangegangen, als Theodorich Kenntniß von hochverrätheriſchen Verbindungen römiſcher Senatoren mit dem Kaiſerhofe erhielt. Cyprian, ein vornehmer Römer, klagte den Patricier Albinus an, daß er ſich gegen Theodorichs Regierung mit Kaiſer Juſtin in einen verbrecheriſchen Briefwechſel eingelaſſen habe. Der Angeklagte läugnete. Als Boëthius, ein Senator, der unter Theodorich die höchſten Staatsämter bekleidete, von der Anklage hörte, eilte er an den königlichen Hof und vertheidigte freimüthig in Gegenwart Theodorichs den Angeſchuldigten. „Die Anklage Cyprians iſt falſch", rief er aus, „hat Albinus Etwas der Art gethan, ſo iſt es auch von mir und dem ganzen Senate geſchehen; aber es iſt falſch, mein Herr und König!" Darauf hielt Cyprian inne, brachte aber bald nicht nur gegen Albinus, ſondern auch gegen deſſen Vertheidiger Boëthius Zeugen vor, welche von ihnen geſchriebene Briefe vorlegten. Die Angeklagten wurden alsbald in's Gefängniß gebracht, wo Boëthius ſein berühmtes Buch „vom Troſte der Philoſophie" ſchrieb, einige Monate ſpäter aber unverhört zum Tode verurtheilt und das Urtheil auf eine unmenſchliche Weiſe vollzogen. Man legte einen Strick um das Haupt des Unglücklichen und zog ihn ſo gewaltſam zuſammen, daß die Augen aus ihren Höhlen traten; zuletzt ſchlug man ihn mit Keulen, bis er ſtarb. Dasſelbe Schickſal ereilte auch Symmachus, deſſen Tochter Boëthius zur Frau hatte. Und als der Pabſt Johannes am Ende des Jahres 524 vom Kaiſerhofe zurückkehrte, ließ ihn Theodorich ebenfalls verhaften und in's Gefängniß abführen, wo er im Mai 526 ſtarb.

Dieſe Erlebniſſe mußten die letzten Tage Theodorichs arg erbittern und den Frieden, der bis daher zwiſchen Gothen und Römern unter ſo einem milden Regimente beſtand, ſchwer trüben. Theodorich ſah nach einem Leben voll Ruhm der Zukunft ſeines Reiches mit gerechter Beſorgniß entgegen. Der alte Königg wurde von ſchweren Beängſtigungen erfaßt, die wiederum von der Partei der Hingerichteten als eine gerechte Strafe der Nachwelt getreu überliefert wurden. Dahin gehört auch die Erzählung von ſeinem Tode. Als er eines Tages zu Mittag ſpeiste, ſetzte man ihm einen großen Fiſch vor, deſſen Kopf dem zitternden Greiſe wie der Kopf des hingerichteten Symmachus er-

ſchien. Er hatte nämlich das Ausſehen, als wenn er mit den in dem Unterkiefer eingepreßten Zähnen und mit ſeinen ſchrecklich ſtarrenden Augen drohe. Durch dieſen Anblick wurde er in ſolche Furcht geſetzt, daß er ſich ſogleich zurückzog und, von heftigem Fieberfroſt durchſchauert und mit einer Maſſe von Tüchern bedeckt, ſeinem Arzt Elpidius weinend ſeine Reue über die Hinrichtungen des Boëthius und Symmachus bekannt habe und nach drei Tagen im einundſiebenzigſten Jahre ſeines Alters, im dreiunddreißigſten ſeiner Herrſchaft über Italien geſtorben ſei. Ende Auguſt 526. Während Procopius die Hinrichtungen des Boëthius und Symmachus die erſte und letzte Ungerechtigkeit nennt und die deutſchen Heldenlieder von ſeinem Ruhme ertönen, haben die ſpätern Italiener ohne alle Erinnerung an die großen Wohlthaten ſeiner Regierung den todten Löwen mit ungerechten Anklagen überſchüttet und ihm zur Strafe für ſein Leben den Feuerheerd des Aetna zur ewigen Wohnung angewieſen.

Ehe er ſtarb, ernannte er ſeinen Enkel Athalarich, Sohn ſeiner Tochter Amalaſuntha, den letzten männlichen Sproſſen des Stammes der Amalen zum König und verpflichtete Gothen und Römer zur Treue und Gehorſam gegen den jungen Fürſten und ſeine Mutter als deſſen Vormünderin. Sein Grabmal hatte er ſich ſelbſt noch zu ſeinen Lebzeiten zu Ravenna auf einem erhöhten Punkte, von wo aus man die Stadt, den Hafen und die benachbarte Küſte überſah, errichten laſſen. Es war eine runde Kapelle mit einem einzigen Granitblocke bedeckt, in ihrer Mitte erhoben ſich vier Säulen, welche umgeben von den ehernen Statuen der zwölf Apoſtel in einer porphyrenen Urne die Ueberreſte des großen Königs trugen.

Kapitel 2.

Chlodwig und ſeine Söhne.

1) Während Theodorich mit ſeinen Oſtgothen Italien eroberte und durch die Macht ſeiner Waffen und ſeines Geiſtes unter allen germaniſchen Stämmen weithin gebot, ſein Reich aber auch durch die ſchon angedeuteten Gründe den Keim wachſender Schwäche und der Auflöſung in ſich trug, erhob ſich jenſeits der Alpen die Herrſchaft eines Stammes, der mit allen übrigen an kriegeriſchen Tugenden ſich maß, mehr aber als ſie alle zuſammen die ihm günſtige Verhältniſſe auszubeuten verſtand und durch Vermeidung der von Gothen und Vandalen begangenen Fehler und Sünden berufen ſein ſollte, ein Weltreich zu gründen und beim Untergang aller übrigen Stämme germaniſche Kraft und Geſittung auf die Nachwelt zu retten. Die Theilung derſelben in Salier und Ripuarier dauerte noch fort; bei jenen war Childerich, Merowigs Sohn, bei dieſen Sigismir, Claudebalds Sohn, König. Childerich ergab ſich

einem wollüſtigen Leben und verführte die Frauen, ſo daß die Franken darüber ergrimmten, ihm die Herrſchaft nahmen, aus dem Lande jagten und Aegidius, den Befehlshaber der römiſchen Truppen in Gallien, zum König machten. Er floh nach Thüringen, wo er von Biſin, dem dortigen Könige, freundlich aufgenommen wurde. Vor ſeiner Flucht hatte er mit Viomad, einem Vertrauten, ein Goldſtück entzwei gebrochen, deſſen andere Hälfte ihm dieſer zu ſenden verſprach, wenn die erbitterten Gemüther wieder beſänftigt ſeien und ihm die Rückkehr offen ſtehe. Dieß geſchah im erſten Jahre, als die Franken, der Unterordnung unter die Römer und vielleicht ihrer Bedrückung ſatt, wieder für Childerich gewonnen waren. Er kehrte zurück und wurde wieder als König angenommen, bald kam auch Baſina, die Gemahlin des Königs der Thüringer, mit der er während ſeiner Verbannung in verbotenem Umgang gelebt hatte. Auf ſeine Frage, warum ſie ihren Gemahl verlaſſen und aus ſo weiter Ferne zu ihm käme, gab ſie zur Antwort, daß ſie ohne ihn nicht leben könne, und daß, wenn ſie einen tüchtigeren und weiſeren Mann kennen würde, ſie ihn jenſeits des Meeres aufgeſucht hätte. Childerich nahm ſie nun zur Ehe und ſie gebar ihm Chlodwig, den eigentlichen Gründer der fränkiſchen Macht. Für ſolch ſchwere Verletzung des Gaſtrechts nahmen aber die Thüringer an den Franken furchtbare Rache. Sie brachen verheerend in ihr Land ein, hiengen gefangene fränkiſche Knaben an den Geſchlechtstheilen an den Bäumen auf und ließen mehr als zweihundert Mädchen eines grauſamen Todes ſterben, indem ſie die einen an Pferde gebunden von dieſen zerreißen ließen, über die Andern aber, die ſie mit Pfählen am Boden befeſtigten, mit ihren ſchweren Laſtwagen darüber hinfuhren. Als Childerich im Jahre 482 ſtarb, war Chlodwig fünfzehn Jahre alt.

Während das römiſche Reich damals ſchon aufgehört hatte, behauptete Syagrius, der Sohn des Aegidius, in Gallien noch einen Reſt der alten römiſchen Gewalt, deren Sitz in Soiſſons war. So freundlich ſonſt das Verhältniß der Franken und Römer noch unter Aegidius und Childerich, ſogar noch unter Syagrius und Chlodwig war, ſo hatte dieſer, der große Plane in ſeinem Geiſte wälzte, gerade dieſen Reſt römiſcher Herrſchaft zuerſt zur Beute ſich auserſehen. Chlodwig ſchickte nach altgermaniſcher Sitte eine Herausforderung an Syagrius nach Soiſſons, Zeit und Ort zum Kampf zu beſtimmen. Sie wurde angenommen, Syagrius aber bei Soiſſons von Chlodwig, der von den Ripuariern unterſtützt worden war, ſo vollſtändig geſchlagen, daß er nach Toulouſe zu Alarich, dem König der Weſtgothen, floh und Schutz und Hülfe ſuchte, 486. Er fand weder das eine, noch das andere, wurde vielmehr auf die Drohungen Chlodwigs ausgeliefert und dann im Gefängniſſe getödtet. Das ganze römiſche Gebiet des Syagrius ging allmälig in die Hände der Franken über, ſo daß mit dem Jahre 494 die Herrſchaft, die mit ſo viel Opfer an Gut und Menſchenblut aufgebaut, deren

Mittelpunkt aber ſchon längſt gefallen war, auf immer vom galliſchen Boden verſchwand. Wie dieſes kam und bei den angrenzenden kriegeriſchen Stämmen nicht anders kommen konnte, hatte Cerealis in dem Aufſtand der Bataver ſchon vor Jahrhunderten den Galliern vorausgeſagt und damit auch Civilis gegen die Vorwürfe vertheidigt, daß er damals die Ausrufung eines galliſchen Reiches zugegeben und mit dieſem noch Bündniß und Freundſchaft gehalten habe. Denn Civilis wußte, daß, wenn erſt die Macht der Römer gebrochen wäre, Gallien eine unfehlbare Beute der Germanen werden müßte. Das Nämliche ſah auch der römiſche Feldherr voraus und hielt den Galliern die Geſchichte der kommenden Jahrhunderte, an die er aber nicht glaubte, mit ergreifender Wahrheit vor Augen. „Nicht darum", ſind ſeine Worte, „haben wir den Rhein beſetzt, damit wir Italien beſchützen, ſondern damit nicht ein anderer Arioviſt das galliſche Reich an ſich reiße. Glaubt ihr, daß Civilis und die Bataver und die überrheiniſchen Völkerſchaften euch mehr lieben, als ihre Vorältern eure Väter und Ahnen? Die Germanen werden immer dieſelbe Urſache haben, nach Gallien herüberzukommen, Lüſternheit, Habſucht und Hang nach veränderten Wohnplätzen, um nach Verlaſſung ihrer Sümpfe und Einöden dieſen ſo fruchtbaren Boden und euch ſelbſt zu beſitzen." Gegen ihre Klagen über den Druck der römiſchen Herrſchaft fährt er fort: „Königsgewalt und Krieg war immer in Gallien, bis ihr unter unſer Geſetz tratet. Wir, obwohl ſo oft befehdet, haben euch nach Siegesrecht nicht mehr auferlegt als um den Frieden zu ſichern. Denn Völkerruhe kann nicht beſtehen ohne Waffen, noch Waffen ohne Sold, noch Sold ohne Abgaben. Das Uebrige habt ihr mit uns gemein. Ihr ſelbſt befehligt größtentheils unſere Legionen, ihr ſelbſt verwaltet dieſe und andere Provinzen. Gleichwie ihr Mißwachs oder übermäßige Regengüſſe und andere Uebel der Natur ertragen müßt, ſo die Habſucht und Ueppigkeit der Herrſchenden. Fehler werden ſein, ſo lange Menſchen ſind. Aber ſie dauern nicht immer und werden durch Dazwiſchenkunft der Beſſern vergütet, es wäre denn, daß ihr euch unter der Gewalt der Germanen eine mildere Herrſchaft verſprächet. Denn ſind einmal, was die Götter verhüten mögen, die Römer vertrieben, was Anders würde entſtehen, als allgemeiner Völkerkrieg? Glück und Kriegszucht von achthundert Jahren haben dieſes Gebäude zuſammengefügt, welches nicht anders kann niedergeriſſen werden, als mit dem Untergang der Niederreißenden. Aber am meiſten kommt ihr in Gefahr, als Beſitzer von Gold und Gut, der vornehmſten Urſache des Krieges. Darum liebt und pfleget den Frieden und die Stadt, an welcher wir, Beſiegte und Sieger, gleiches Anrecht haben. Mahnen mögen auch die Denkzeichen des beiderſeitigen Schickſals, daß ihr nicht Hartnäckigkeit mit Untergang dem Gehorſam und der Ruhe vorziehet." Dieſe wahrhaft prophetiſchen Worte fanden jetzt ihre Erfüllung. Was Gothen und Vandalen, Sueven und Alemannen an dieſen Worten noch nicht wahr gemacht hatten, das ſollten die Franken

jetzt nachholen, so daß jenes unwillig getragene römische Joch bei diesen Wehen einer neuen Zeit und ihren Folgen mit Sehnsucht zurückgewünscht wurde. Chlodwig vereinigte alle Eigenschaften seines Stammes, die guten wie die schlimmen, in ausgezeichnetem Grade in sich. Er war kühn, tapfer, ausdauernd, kalt in den größten Gefahren, aber auch listig und verschlagen, berechnend, schlau und falsch, und griff ohne das mindeste Bedenken zu den furchtbarsten Mitteln, um seine wohlüberlegten Plane auszuführen. Mitten unter geschwächten und uneinigen Nachbarn verdankte er seine Siege nicht minder dem Glücke seiner Waffen als seiner geistigen Ueberlegenheit und schlauen Berechnung aller Verhältnisse. Bei den Burgundern hatte Gundobald mit seinen drei Brüdern Godegisel, Chilperich und Godomar das Reich getheilt, dann aber die zwei letzten getödtet, Chilperichs Gemahlin mit einem Stein am Hals in's Wasser werfen lassen, das Leben seiner zwei Töchter Crona und Chlotilde geschont. Bei den häufigen Gesandtschaften in das Burgunderland hörte Chlodwig bald von der Schönheit und den geistigen Vorzügen Chlotildens, schickte deßwegen Gesandte an Gundobald und verlangte die Tochter seines ermordeten Bruders zur Ehe. Obwohl dem Burgunderkönig deutlich war, daß aus dieser Verbindung ihm große Gefahren erwachsen werden, wagte er es doch nicht, das Gesuch abzuschlagen. So wurde Chlotilde die Gemahlin des schon damals gefürchteten Frankenkönigs und trug durch Wort und Beispiel dazu bei, Chlodwig und damit seine wilden Franken dem Christenthum zu gewinnen. 493. Als sie den ersten Sohn gebar, bat sie inständig, daß er getauft werde. „Euer Gott", war die Antwort Chlodwigs, „ist ein ohnmächtiges Wesen und nicht einmal vom Stamme der Götter", — gab aber endlich ihren leidenschaftlichen Bitten nach. Den bald darauf eintretenden Tod des Kindes schrieb er der Taufe zu und schalt die Königin mit den Worten: „wäre der Knabe geweiht gewesen im Namen meiner Götter, gewiß er lebte noch." Dennoch gestattete er später auch die Taufe seines zweiten Sohnes. Als aber auch dieser erkrankte, brach er in die Worte aus: „es kann mit ihm nicht anders gehen, als mit seinem Bruder, daß er getauft alsbald sterbe." Das Kind blieb aber am Leben. Endlich sollten die Schrecken der Alemannenschlacht bei Zülpich, deren Ausgang Chlodwig wie ein Gottesurtheil zwischen den Göttern des Heidenthums und dem Gotte der Christen betrachtete, ihn selbst für das Christenthum gewinnen.

Die Alemannen hatten allmählig durch ihre gefürchtete Tapferkeit von den Quellen des Rheines bis zu seinem Zusammenfluß mit Main und Mosel auf beiden Ufern ihre Herrschaft ausgebreitet und bedrohten schon die ripuarischen Franken, deren Hauptstadt Köln war. Bei der großen Gefahr seiner Stammesgenossen eilte Chlodwig herbei zu ihrer Vertheidigung und traf die Alemannen bei Zülpich. Der Kampf, in dem zwei so tapfere Stämme um den Sieg und künftige Herrschaft rangen, war äußerst blutig und hartnäckig. Schon neigte sich die Entscheidung auf die Seite der Alemannen, der Wider-

ſtand und die Kraft der Franken begann zu erlahmen, da rief in der äußerſten Noth, mit ſeinen Franken vernichtet zu werden, Chlodwig laut den Gott der Chriſten an, mit dem Gelöbniß ſich taufen zu laſſen, wenn er ihm den Sieg verleihe, zum Beweis, daß er ſtärker ſei als Odin und die heidniſchen Götter. Er ſiegte in dieſer furchtbaren Schlacht und mit ihm die Macht der Franken für alle Zeiten. 496. Tauſende von Alemannen bedeckten todt mit ihrem König die Wahlſtatt. Alles Land zwiſchen Moſel und Rhein, ſowie dieſſeits des Rheines von der Lahn aufwärts bis in den nördlichſten Theil des heutigen Badens fiel den Franken zu. Was aber von da an zwiſchen Rhein, Neckar und der rauhen Alb und zwiſchen dieſer, dem Lech, der Aar und den Alpen alemanniſch war, ſtellte ſich unter den Schutz der Oſtgothen. Die alemanniſchen Häuptlinge baten Theodorich nämlich um Hülfe. Er gewährte ſie ihnen dadurch, daß er ſie in ſein Reich aufnahm, in deſſen Grenzen damals noch Nordtirol, Salzburg, Baiern und Oeſtreich gehören mochten. Denjenigen Alemannen aber, welche aus den von den Franken eroberten Landſchaften auswanderten, wies er neue Wohnſitze an. Das eroberte Alemannenland erfuhr dieſelbe Behandlung, wie alle von Germanen in Beſitz genommenen Länder, wenn nicht beſondere Capitulationen abgeſchloſſen wurden. Die Edlen und Freien waren entweder gefallen oder ausgewandert, was zurückblieb, wurde hörig und zinspflichtig. Das Grundeigenthum der Gefallenen und Ausgewanderten wurde eine Beute des Königs und von dieſem vielleicht ein Theil an ſeine Kriegsleute zur Nutznießung geliehen.

Der nächſte bedeutſame Schritt Chlodwigs nach dem Sieg über die Alemannen war ſeine Taufe. Sie hat ihm mehr genützt beim Aufbau der fränkiſchen Macht, als hundert Siege. Er ging aber auch hier einen andern Weg, als die Könige der übrigen germaniſchen Stämme. Oſt- und Weſtgothen, Burgunder und Vandalen waren Arianer und gerade in dieſem religiöſen Zwieſpalt mit ihren römiſchen Unterthanen, die Katholiken waren, lag die Schwäche ihrer Macht und der Keim ihres Unterganges. Chlodwig wurde Katholik und gewann damit nicht nur ſeine römiſchen Unterthanen, ſondern Alle deſſelben Glaubens in den angrenzenden Ländern und hatte lange, bevor er ſein Schwert rührte, ſich ſchon eine mächtige Partei gewonnen. Es war Remigius, Erzbiſchof von Rheims, der, ſchon vorher im Einverſtändniß mit Chlotilde, an Chlodwig dieſe folgenreiche Handlung mit größter Feierlichkeit beging. Als er ihm die Leidensgeſchichte Chriſti erzählt, habe er wüthend ausgerufen: „wäre ich doch mit meinen Franken dabei geweſen, wie wollte ich dieſe Unbilden an den Frevlern gerächt haben!“ Für ſich ſelbſt entſchloſſen ſchien ihn nur das Bedenken erfüllt zu haben, ob nicht ſein Schritt Abneigung bei dem Volke erregen werde. „Ich höre dich gerne,“ ſprach er zu Remigius, „aber eines macht mir noch Bedenken; das Volk, das mir folgt, duldet nicht, daß ich ſeine Götter verlaſſe, — geh' und ſprich mit ihm.“ Das Heergefolge war aber entſchloſſen

ſeinem ſiegreichen König unbedingt zu folgen, und rief ihm deßwegen zu: „wir entſagen den ſterblichen Göttern, gnädiger König, und ſind bereit, den Gott anzuerkennen, den Remigius als unſterblich rühmt.“ Die Taufe wurde am Chriſtfeſte 496 mit außerordentlichem Pompe vollzogen. Als Chlodwig zum Taufbrunnen trat, ſprach Remigius zu ihm: „beuge dein Haupt, ſtolzer Sikambrer, und bete an, was du verbrannt, und verbrenne, was du angebetet haſt.“ Darauf wurde er mit dem heiligen Oele geſalbt. Dreitauſend Franken, wahrſcheinlich ſein Kriegsgefolge, ließen ſich mit ihm taufen. Aber nicht Alle waren mit ſeinem Schritte einverſtanden, vielmehr verließ ihn, wie Hinkmar von Rheims berichtet, ein Theil der Franken deßwegen und unterwarf ſich dem Regnachar. Aber der Eindruck ſeiner Handlung auf die Katholiken des Abendlandes, beſonders auf die mächtige Geiſtlichkeit, war ungeheuer. Sie erblickte von jetzt an in ihm und ſeinen Franken einen natürlichen Beſchützer gegen die arianiſchen Bedrückungen und wurde ſein nicht zu verachtender Bundesgenoſſe. Dieſen Gefühlen gab beſonders Pabſt Anaſtaſius jubelnden Ausdruck durch einen eigenen Brief. „Freuen muß ſich,“ ſchreibt er, „der Stuhl Petri, da die Menge der Menſchen in ſchnellen Schritten ſich herandrängt, um das Fiſchernetz zu füllen, welches jener Menſchenfiſcher und Schlüſſelträger des himmliſchen Jeruſalems auf Befehl des Herrn in die Tiefe ausgeworfen hat. Mache unſern Jubel voll, ſei unſere Krone, und ſorge dafür, daß die hl. Kirche ſich ſtets des Uebertritts eines ſo mächtigen Herrſchers zu rühmen habe. Erfreue, o glorreicher Sohn, deine Mutter und ſtütze ſie als eine eherne Säule. Denn die Liebe Vieler iſt erkaltet und durch die Argliſt ſchlechter Menſchen muß unſer Schifflein mit wilden Wogen kämpfen und wird ſchwer umhergeworfen. Aber wir ſchöpfen wieder Hoffnung und preiſen den Herrn, daß er dich den Mächten der Finſterniß entriſſen und durch Bekehrung eines ſo mächtigen Königs für das Wohl ſeiner Kirche Vorſorge getroffen hat, damit du ſie ſchützeſt und gegen etwaige Gewaltthaten der Verruchten den Helm des Heils anlegeſt“ u. ſ. w. Dieſe Begrüßung des päbſtlichen Stuhles wurde der Anfang der innigſten Freundſchaft mit den Frankenkönigen.

Die Taufe Chlodwigs äußerte zunächſt ihre Folgen im Reiche der Burgunder, das um das Jahr 500 nicht weniger als fünf und zwanzig biſchöfliche Stühle zählte. Die Burgunder als Arianer behandelten ihre katholiſchen Unterthanen mit Milde. Einer der Biſchöfe, Avitus von Vienna, hatte alsbald Chlodwig nach ſeiner Taufe mit lauter Freude begrüßt und ihn zur Bekehrung der ungläubigen deutſchen Völker aufgefordert. Dieſe Vorgänge konnten Gundobald, dem König der Burgunder, nicht unbekannt bleiben. Da er zudem die Blutrache Chlodwigs fürchtete, weil dieſer Chlotilde, die Tochter des von ihm getödteten Bruders, geheirathet hatte, ſo ſuchte er durch inniges Anſchließen an die mächtige Geiſtlichkeit ſich zu ſtärken, um dem drohenden Sturme begegnen zu können. Das ſollten Religionsgeſpräche zwiſchen ariani-

ſchen und katholiſchen Biſchöfen bewirken. Als dieſe ihm die Wahrheit ihres Glaubens aus der Schrift beweiſen wollten, antwortete ihnen Gundobald: „wenn Euer Glaube der wahre iſt, warum hindert Ihr nicht, daß mir der Frankenkönig Krieg ankündigt? denn da kann der wahre Glauben nicht ſein, wo Habſucht nach fremdem Gute und dem Blute der Völker dürſtet, — er möge ſeinen Glauben durch ſeine Werke zeigen!“ Darauf antwortete der Biſchof von Vienna im Namen der übrigen Biſchöfe: „Wir kennen weder die Beweggründe noch die Abſichten des Königs der Franken, aber die hl. Schrift lehrt uns, daß Königreiche, die das göttliche Geſetz verlaſſen, geſtürzt werden, und daß ſich von allen Seiten Feinde gegen diejenigen erheben, welche Gott zu ihrem Widerſacher gemacht haben. Kehre mit deinem Volke zu dem Geſetze Gottes zurück und er wird deinem Gebiete Frieden und Sicherheit geben.“ Er wäre zuletzt, gleichviel aus welchen Gründen, dieſer Aufforderung nachgekommen, wenn ihn nicht Furcht vor dem Volke zurückgehalten hätte. Als er endlich Avitus bat, ihn heimlich unter die Katholiken aufzunehmen, wies dieſer das Anſinnen mit den Worten ab: „Du biſt das Haupt des Volkes, alſo geziemt es ſich, daß du vorangeheſt und ſie durch dich die Wahrheit erkennen.“ Aber trotz all dieſer Nachgiebigkeit brach dennoch um das Jahr 500 zwiſchen ihm und Chlodwig ein Krieg aus, nachdem dieſer vorher deſſen Bruder Godegiſel gegen das Verſprechen, ihn zum alleinigen König der Burgunder zu machen, auf ſeine Seite gebracht hatte. Nichts deſto weniger zog Godegiſel mit ſeinen Leuten gegen die Franken, entſchied aber durch Uebergang mit ſeinen Leuten zu ihnen die Schlacht bei Dijon, ſo daß Gundobald unterlag und durch die übereilte Flucht in die ſüdlichſten Theile ſeines Reiches dieſes ganz dem Feinde Preis gab. In Avignon belagert konnte er Chlodwig nur unter der Bedingung zum Rückzug bewegen, daß er zu Tribut und Kriegshülfe an die Franken und, ſeinem Bruder Godegiſel zu verzeihen, ſich verpflichtete. Kaum war jener aber abgezogen, als er dieſen, zu deſſen Unterſtützung Chlodwig 5000 Franken zurückgelaſſen hatte, plötzlich überfiel und in Vienna belagerte. Um nicht durch Hungersnoth zuletzt zur Uebergabe genöthigt zu werden, ließ Godegiſel das niedere Volk aus der Stadt treiben, und darunter befand ſich auch der Aufſeher der Waſſerleitung der Stadt. Erbittert darüber, daß er mit ſo vielen Unſchuldigen aus der Stadt vertrieben werde, verrieth er Gundobald, wie Bewaffnete durch die Waſſerleitung unvermerkt in die Stadt eindringen könnten. So wurde Vienna genommen. Als die Truppen Gundobalds in die Stadt eindrangen, floh Godegiſel in eine Kirche der Arianer und wurde daſelbſt zugleich mit dem arianiſchen Biſchofe niedergeſtoßen, der fränkiſchen Beſatzung aber Schonung zugeſichert und ſie darauf kriegsgefangen zu den Weſtgothen abgeführt. Durch die Vereinigung von ganz Burgund und die Unterſtützung Theodorichs d. Gr. war Gundobald ſo mächtig geworden, daß Chlodwig nicht mehr anzugreifen wagte. Von Gundobald rührt die Geſetzesſammlung der Burgunder her, *lex Gundo-*

balda genannt. Sie war nicht nur für die Burgunder bestimmt, sondern enthielt auch Einiges, was die Römer anging, d. h. für die Fälle, welche zwischen Römer und Burgunder vorkamen; sonst aber wurde von Anfang der Grundsatz befolgt, daß Streitigkeiten unter Römern nach dem römischen Recht gerichtet werden sollten. Gundobald starb im Jahre 516. Sein Sohn und Nachfolger war Sigismund.

Unter den westgothischen Königen hatte Theodorichs II. Nachfolger, Eurich, der von 466—484 regierte, das Reich am weitesten ausgedehnt und auf die höchste Stufe seiner Macht erhoben. Um das Jahr 474 gehorchte ganz Spanien bis auf einen Theil der West- und Nordküste, wo die Sueven sich noch hielten, ebenso alles Land, das die Flüsse Loire und Rhone umspannen, mit Ausnahme von Auvergne, den Westgothen. Im folgenden Jahre trat der Kaiser Julius Nepos auch dieß noch ab. Dieser große Zuwachs an Macht war aber beinahe ganz aufgehoben durch die feindselige Stellung Eurichs als Arianer gegen die Römer, seine katholischen Unterthanen. Man muß das beachten, um die späteren Verwicklungen mit den Franken und die Niederlage der Westgothen zu begreifen. Eurich ergriff verschiedene Maßregeln, ohne allen Zweifel in der Absicht, die Katholiken allmälig zum Arianismus zu zwingen. Er ließ Sidonius, den Schwiegersohn des Kaisers Avitus, später Bischof von Clermont, eine Zeit lang gefangen setzen; zwei andere Bischöfe, Crocus und Simplicius, mußten in die Verbannung wandern; er verbot, die bischöflichen Stühle, die durch den Tod erledigt wurden, wieder zu besetzen. So waren Bordeaux, Perigueux, Rhodès, Limoges, Mande, Eaufe, Bazas, Cominges und Auch ohne Hirten. Nach Sidonius war der katholische Glauben dem Erlöschen nahe, die Kirchen auf dem Lande fielen in Trümmer, in ihrem Innern wuchs Unkraut oder waidete Vieh an dem Fuß der Altäre. Diese Maßnahme Eurichs und ihre Folgen begannen aber eine drohende Gestalt für die Westgothen anzunehmen, als Chlodwig mit Annahme des katholischen Glaubens allen Unzufriedenen Hoffnung und Zuflucht wurde. Eurich starb 484 in Arles. Sein Sohn und Nachfolger war Alarich II., vermählt mit einer Tochter Theodorichs d. Gr. Er nahm die strengen Maßregeln seines Vaters gegen die Katholiken zurück und gestattete ihnen wieder, Bischöfe zu wählen. Bald fühlte er aber den Einfluß Chlodwigs und zum Beweis, wie sehr er ihn fürchtete und zum Freunde haben wollte, lieferte er Syagrius aus, der nach seiner Niederlage Hülfe und Schutz bei den Westgothen zu finden glaubte. Da zeigten sich Spuren hochverrätherischer Einverständnisse zwischen Franken und vornehmen Katholiken im westgothischen Reich, und wurden in Folge davon die Bischöfe Volusianus von Tours, Quintianus von Rhodez und Cäsarius von Arles verbannt, weil sie ihre Städte den Franken zu öffnen versprochen hatten. Gezwungen suchte Alarich den immer näher rückenden, beinahe unvermeidlichen Kampf auf

eine andere Weiſe zu ſchlichten. Beide Könige hatten eine perſönliche Zuſammenkunft auf einer kleinen Inſel der Loire, in der Nähe von Amboiſe. Sie aßen und tranken mit einander und es ſchien, als wäre auf immer zwiſchen Gothen und Franken Frieden und Freundſchaft geſchloſſen. Aber es ſchien auch nur. Gleichviel auf welcher Seite zuerſt Anlaß zu neuen Zwiſtigkeiten gegeben wurden, nach gewöhnlicher Erfahrung von dem ängſtlichen Alarich nicht. Der Krieg brach im Jahre 507 aus. Vorwand wie Beweggrund dazu finden wir in den Worten Chlodwigs, die er an ſeine Franken richtete: „Es ſchmerzt mich ſehr, daß dieſe Arianer den ſchönſten Theil Galliens beſitzen. Laſſet uns aufbrechen unter Gottes Beiſtand, ſie beſiegen und das Land in Beſitz nehmen!“ Beim Durchzug durch das Gebiet von Tours ſchickte Chlodwig in die Kirche des hl. Martinus, in der Abſicht, nach damaliger Sitte irgend ein Zeichen über den Ausgang des Kampfs zu erhalten. Als die Boten in das Heiligthum traten, hörten ſie aus Pſalm 18, 40 f. die Worte: „Meine Feinde gabſt du mir in die Flucht und die mich haßten, vertilgteſt du,“ — und überbrachten ſie als ein günſtiges Zeichen des Himmels. Der Marſch der Franken ging ohne Hinderniß, vor ſich, bis ſie ſich plötzlich durch den Fluß Vienna oder Vigenna, der durch ſtarke Regengüſſe angeſchwollen war, aufgehalten ſahen. Da zeigte eine Hirſchkuh von ungewöhnlicher Größe, welche durch den Fluß drang, dem Heere eine Furth. So ſtießen beide Heere in der Nähe von Poitiers bei Clané auf einander. Die Weſtgothen waren den Franken an Zahl überlegen und konnten auf den Ruhm ihrer Geſchichte pochen, Rom erobert und durch unvergleichliche Tapferkeit den Erbfeind des Abendlandes und des Chriſtenthums beſiegt zu haben. Aber zu dem Fehler, daß ſie die Hülfe Theodorichs aus Italien nicht abwarteten, kam noch, daß ihnen einheitliche Leitung fehlte und weder ein Alarich, noch ein Theodorich an ihrer Spitze ſtand. Die Schlacht zwiſchen ſolchen Feinden mußte eine blutige ſein. Die beiden Könige begegneten ſich im Zweikampf und Alarich fiel von der Hand des Frankenkönigs, aber in demſelben Augenblicke ſah ſich Chlodwig von zwei Gothen wüthend angefallen und entging dem Tode nur durch ſeinen Harniſch und die Trefflichkeit ſeines Pferdes. 507. Die Niederlage der Weſtgothen war ungeheuer und der Eroberung des Landes bis an die Grenze von Spanien ſtand von dieſer Zeit an kein Hinderniß entgegen. In Bordeaux brachte Chlodwig den Winter zu, bemächtigte ſich des königlichen Schatzes zu Toulouſe, als er ſich plötzlich durch ein oſtgothiſches Heer in ſeinem Siegeslaufe aufgehalten ſah, und mit einem Verluſt von 30,000 Franken die Belagerung von Arles aufheben und zurückweichen mußte. Theodorich d. Gr., der für ſeinen Enkel, den unmündigen Amalrich, mit den Waffen in die Schranken trat, nöthigte Chlodwig zum Frieden, in welchem den Weſtgothen der ſchmale Küſtenſtrich von der Rhone bis zu den Pyrenäen, Septimanien, verblieb, die große Provinz Aquitanien aber auf immer an die Franken fiel.

Es war eine That ſchlauer Berechnung, daß um dieſelbe Zeit Kaiſer Anaſtaſius in Conſtantinopel dem Frankenkönig, dem tapfern Nebenbuhler Theodorichs, den Titel des Conſulats verlieh. An dem feierlichen Tage legte ſich Chlodwig in der Kirche des hl. Martinus zu Tours Purpurrock und Mantel an und ſchmückte ſein Haupt mit einem koſtbaren Diadem, beſtieg darauf ſein Pferd und ſtreute unter das Volk Gold- und Silbermünzen mit freigebiger Hand aus. Von dieſem Tag an, ſagt Gregor von Tours, wurde er Conſul und Auguſtus angeredet. Von Tours zog er nach Paris, wo er von Neuem ſeine Reſidenz nahm.

Da er ſich durch Burgunder und Gothen gehindert ſah, ſeine Macht weiter auszudehnen, begann er jetzt unter den Franken all die Hinderniſſe wegzuräumen, welche den Stamm in verſchiedene Theile trennten und die Einheit hinderten, beſonders die Nebenkönige auf eine ebenſo treuloſe als grauſame Weiſe aus dem Wege zu räumen. Bei den Ripuariern war Siegbert König. Er focht mit ihm in der Schlacht von Zülpich gegen die Alemannen und hinkte ſeitdem in Folge einer Wunde, auch hatte er Chlodwig im Kriege gegen die Weſtgothen einen ripuariſchen Heerhaufen unter ſeinem Sohne Chloderich zu Hülfe geſchickt. Dieſen ſcheint Chlodwig liſtig umgarnt und durch ehrgeizige Plane zum Vatermord nicht unzweideutig ermuntert zu haben. „Siehe dein Vater iſt alt, ſchwach auf den Füßen und hinkt. Stürbe er, ſo würde dir ſein Reich und unſere Freundſchaft mit Recht zu Theil werden.“ So von Herrſchſucht erfüllt, ſuchte dieſer ſeinen Vater zu tödten, was ihm auch leicht gelang, als Siegbert in den Wäldern an der Werra, im buchoniſchen Walde, silva buchonia, auf der Jagd war. Darauf ſchickte er Boten an Chlodwig mit der Meldung, daß Siegbert todt ſei und er ſein Reich an ſich genommen habe, bot ihm aber zugleich einen Theil des königlichen Schatzes zu Köln an. Chlodwig beorderte Geſandte, ihn in Empfang zu nehmen, von denen Einer, als Chloderich ſich eben niederbückte, um in einem Kaſten die Goldſtücke ſeines Vaters zu zeigen, ihm mit der Streitart den Kopf zerſchmetterte. Auf die Nachricht davon erſchien er ſchnell in Köln, verwahrte ſich feierlich gegen die Schuld dieſes doppelten Mordes und wurde von den Ripuariern jubelnd auf den Schild erhoben und als König begrüßt.

Darauf wandte er ſich gegen Chararich, einen andern fränkiſchen Häuptling, der in der Gegend von Boulogne und Calais bis gegen die Schelde hin gebot. Chlodwig hatte einen Groll auf ihn geworfen, weil er ihm in dem Kampfe gegen Syagrius keine Hülfe geleiſtet. Durch Liſt bekam er Chararich und deſſen Sohn in ſeine Gewalt, ließ beide feſſeln und das wallende Haar, Zeichen der königlichen Gewalt, ſcheeren. Chararich wurde zum Prieſter, ſein Sohn zum Diakon geweiht. Als nun Chararich über dieſe Erniedrigung klagte und weinte, tröſtete ihn der Sohn mit den Worten: „am grünen Holze ſind dieſe Zweige verſchnitten, aber ſie ſind nicht dürr, bald werden ſie wieder

ausſchlagen und wachſen.“ Kaum wurden dieſe Worte Chlodwig hinterbracht, als er beide tödten ließ. Weiter waren von dem ſaliſchen Königsgeſchlechte noch drei Söhne übrig, Ragnachar zu Cambray, Richard und Rignomer. Chlodwig ſchickte einigen Vornehmen Ragnachars ſcheinbar goldene Armſpangen und Wehrgehänge, um ſie zur Empörung zu reizen, und von ihnen dann in's Land gerufen zu werden. Als dieſer Plan gelang, wurde Ragnachar mit ſeinem Bruder, die Hände auf den Rücken gebunden, vor ihn geführt. „Wie,“ fuhr er ihn an, „konnteſt du ſo unſer königliches Geſchlecht erniedrigen und dich binden laſſen? es wäre beſſer geweſen, du wäreſt geſtorben.“ Darauf erhob er ſeine Art und ſpaltete ihm den Kopf. Darauf wendete er ſich zu deſſen Bruder mit den Worten: „wäreſt du deinem Bruder beigeſtanden, ſo wäre er nicht gebunden worden,“ — und ſchlug auch ihn mit der Art nieder. Endlich ließ er auch den dritten Bruder bei Mans ermorden. Als nun die Verräther unter den Häuptlingen gewahr wurden, daß ſie nur vergoldetes Erz ſtatt Gold von Chlodwig erhalten hätten, und ihm das vorſtellten, ſoll er geantwortet haben: „wie billig empfangen die ſolches Gold, welche ihre Herrn gefliſſentlich in's Verderben gebracht!“ Außer den Genannten tödtete er nach Gregor von Tours noch viele andere Häuptlinge. Da ihn aber die Ungewißheit peinigte, ob ihm nicht Einer oder der Andere entſchlüpft ſei, gebrauchte er die Liſt, als gräme er ſich über ſeine Verlaſſenheit. „Ach, daß ich nun wie ein Fremdling unter Fremden ſtehe, und mir keiner der Meinigen, wenn das Unglück über mich kommen ſollte, Hülfe leiſten kann!“ Aber ſeine Liſt war umſonſt, die, welche ſeinen blutigen Händen entgangen waren, beſaßen Klugheit genug, den Palaſt des Grauſamen zu meiden; bald darauf ſtarb er in ſeinem 45. Jahre, nachdem er dreißig Jahre regiert und ein Reich gegründet hatte, auf deſſen Boden das römiſch-deutſche Reich Karls des Gr. ſich erheben ſollte. 511.

2) So viel Blut und Frevel es Chlodwig gekoſtet hatte, die Herrſchaft der Franken nach allen Seiten zu gründen und innerhalb ihrer Grenzen alle Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen, ſo ſehr ſchien die Einheit und Macht des Reiches durch die Theilung gefährdet, welche alsbald mit ſeinem Tode eintrat. Er theilte das Ganze in vier Theile. Den größten und wichtigſten, die eigentlich fränkiſchen Lande, die ſaliſchen in Belgien und die ripuariſchen am Rhein und in Heſſen, Auſtrien, Auſtraſien, ferner die Auvergne erhielt Theodorich, der Aelteſte ſeiner Söhne, mit der Hauptſtadt Metz, in das Uebrige, Weſtfranken oder Neuſtrien genannt, theilten ſich die drei Andern, ſo daß Chlodomir zu Orleans, Childebert zu Paris und Chlotar zu Soiſſons reſidirten. Wie Theodorich den größten Theil erhielt und beinahe alle Grenzlande des Reichs, ſeine Brüder kleinere, von ſeinem Gebiete faſt ganz eingeſchloſſene Herrſchaften, ſo ſcheint er auch als Haupt des Hauſes gegolten zu haben. Die ſonſt ſehr gefährliche Theilung des Reiches wurde aber noch durch ganz andere Verhältniſſe aufgewogen und unſchädlich

gemacht. Die Franken ſaßen in Mitte aller germaniſchen Stämme, trennten ſie von einander und konnten ſie um ſo leichter einzeln bekämpfen und beſiegen. Sie ſelbſt aber verloren niemals ihr gemeinſames Intereſſe aus den Augen und hatten nach den ſchon angegebenen Gründen die ganze katholiſche Bevölkerung, voran die mächtige Geiſtlichkeit von Italien, Gallien und Spanien, unbedingt auf ihrer Seite. Dieſer Einfluß hat zum Siege der Franken und zum Untergang der übrigen Stämme außerordentlich beigetragen. Die erſte Verwicklung nach dem Tode Chlodwigs entſtand mit den Thüringern. Bei dieſen hatten nach dem Tode des Königs Biſinus, zu dem einſt Childerich geflohen war, ſeine drei Söhne Hermanfried, Berthar und Balderich das Reich getheilt. Der älteſte, Hermanfried, vermählte ſich mit Amalberga, der Schweſtertochter Theodorichs des Großen, die ihn zu derſelben Zeit, wo Chlodwig die Frankenhäuptlinge tödten ließ, ohne Aufhören höhnend antrieb, demſelben Beiſpiel zu folgen und ſich zum alleinigen Herrn des Thüringerlandes zu machen. Als er eines Tages zum Mahle kam, fand er den Tiſch nur halb gedeckt, und da er ſie fragte, was das bedeute, antwortete ſie: „wer das halbe Reich nur ſein nennt, ſoll auch den Tiſch nur halb gedeckt haben.“ So wurde zuerſt Berthar getödtet, und darauf galt es Reich und Leben Balderichs. Weil aber unterdeſſen Chlodwig geſtorben war, wendete ſich Hermanfried an deſſen Sohn Theodorich, mit der Bitte um Unterſtützung gegen Balderich, zugleich aber auch mit dem Verſprechen, deſſen Reich mit ihm zu theilen. Gegen dieſe vereinte Macht verlor Balderich Land und Leben. Als nun aber Hermanfried ſich weigerte, daſſelbe mit den Franken zu theilen, wartete Theodorich den Tod Theodorichs, des Oſtgothenkönigs, ab und verband ſich dann 527 mit ſeinem Bruder Chlotar und zugleich mit den Sachſen. So von mehreren Seiten angefallen mußten die Thüringer unterliegen, beſonders in der dreitägigen Schlacht bei Runiberg, jetzt Ronneberg, in der Nähe von Hannover. Hermanfried gewann aber Zeit, ein zweites Heer zu ſammeln, bot Theodorich eine zweite Schlacht bei Scheidingen an der Unſtrut, erlitt aber eine ſolche Niederlage, daß das Bett des Fluſſes von der Maſſe der Leichname zugedämmt wurde und die Franken über ſie wie über eine Brücke auf das jenſeitige Ufer zogen. Darauf ließ ſich Hermanfried in Unterhandlungen mit Theodorich ein und kam gegen das verpfändete Wort des Franken, daß er nichts zu fürchten habe, nach Zülpich. Er wurde mit Ehrengeſchenken überhäuft. Als ſie aber eines Tages auf der Mauer ſtanden und mit einander ſprachen, wurde Hermanfried plötzlich hinabgeſtoßen und ſtarb alsbald. Von dem thüringiſchen Königsgeſchlecht waren nur mehr Amalfrit, Hermanfrieds Sohn, und Radegunde, eine Tochter Berthars, übrig. Der erſte, von den Franken aus ſeinem Vaterland vertrieben, trat in die Dienſte des oſtrömiſchen Reichs und wird im Jahre 547 als oſtrömiſcher Feldherr wieder genannt, wo er den Longobarden

gegen die Gepiden Beistand leistete. Radegunde, berühmt wegen ihrer außerordentlichen Schönheit, wurde von Chlotar als Gefangene weggeführt und dann zum Weibe genommen. Im herben Schmerze aber über den Untergang ihres Hauses entsagte sie allen Freuden der Welt, baute sich ein Kloster in Poitiers und verlebte den Rest ihres Lebens in äußerst strengen Bußübungen. Von Thüringen kam der nördlich von der Unstrut gelegene Theil an die Sachsen, alles was südlich der Unstrut lag, an Theodorich. Das Land wurde von den Franken wie erobertes Land behandelt. Die Edeln und Freien waren entweder gefallen oder ausgewandert, darum wurden ihre Güter von Theodorich als königliches Eigenthum eingezogen, alles übrige Volk aber hörig und zinspflichtig. So entstunden in dem Lande der Thüringer, wie vorher in Alemannien, eine große Zahl von Domänen der merovingischen Könige, welche später an die deutschen Könige übergingen, wie Arnstadt, Salzungen, Geismar, Salzburg, Hammelburg, Carlstadt, Forchheim, Nürnberg, Regensburg u. a. m.

Gleichzeitig mit dem Anfange des Kriegs unter den Thüringern hatten Chlodomir und seine zwei andern Brüder das burgundische Reich angegriffen. Gundobald starb 516. Sigismund, sein Sohn und Nachfolger, trat wahrscheinlich in der Absicht, auch die Vortheile eines Chlodwigs zu erndten, zur katholischen Kirche über. So erschien er durch die Anhänglichkeit seiner römischen Unterthanen und die Macht Theodorichs des Gr., dessen Tochter er zur Ehe hatte, vor jeder Gefahr geschützt, bis auch hier ein Weib der Anfang des Verderbens war. Als nämlich die Tochter Theodorichs starb, welche ihm einen Sohn mit Namen Sigrich hinterließ, heirathete er eine ihrer Dienerinnen. Da ereignete es sich, daß Sigrich über die neue Königin lachte, als er sie in den Kleidern seiner Mutter, ihrer früheren Herrin, ungeschickt einhergehen sah. Darüber beschämt und erbittert zugleich, wußte sie Sigismund so gegen Sigerich einzunehmen, als trachte er ihm nach Reich und Leben, daß er ihn im Schlafe erdrosseln ließ. 522. Bald ergriff ihn aber so bittere Reue, daß er sich in das Kloster St. Maurice im Walliserland, das er gestiftet hatte, zurückzog, um durch strenge Bußübung Ruhe und Versöhnung zu erwerben. Aber das Unheil folgte ihm auf den Fersen. Während die Ostgothen 523 in das Land brachen, um Blutrache für die Ermordung Sigrichs zu nehmen, hatte Chlotilde, die Gemahlin Chlodwigs, ihre Söhne angetrieben, für die Ermordung ihres Vaters und ihrer Mutter auch Rache zu nehmen. So viel Feinden waren Sigismund und sein Bruder Godomar nicht gewachsen, sie wurden geschlagen und Sigismund von Chlodomir gefangen. Godomar entkam und sammelte nach dem Abzuge des Frankenkönigs ein neues Heer. Unterdessen ward der gefangene König mit seiner Gemahlin und seinen Söhnen nach Orleans geführt. Auf die Nachricht, daß die Burgunder unter Godomar sich auf's Neue rüsten, beschloß Chlodomir, abermals gegen sie auszu-

ziehen, vorher aber Sigismund zu tödten. Davon ſuchte ihn Avitus, der Abt von Micy, unweit von Orleans, durch eindringliche Ermahnungen zurückzuhalten: Barmherzigen ſei Gott nahe, Grauſame überliefere er den Händen der Feinde und ſtrafe ihre Thaten an dem ganzen Geſchlecht. Aber Chlodomir gab ihm die trotzige Antwort: „wäre es nicht thöricht Feinde daheim zu laſſen, wenn ich gegen Andere zu Felde ziehe, damit ich von Beiden angegriffen werde? Tödte ich den Einen, ſo wird auch der Andere leichter dem Tode geweiht werden.“ Darauf ließ er Sigismund, ſeine Gemahlin und Kinder bei Coulmier, einem Dorf im Gebiet von Orleans, wo ſpäter noch ein Sigismundbrunnen gezeigt wurde, in einen Brunnen ſtürzen und zog gegen Godomar. 524. Aber die Burgunder ſchlugen das fränkiſche Heer in die Flucht, hieben dem gefallenen Chlodomir das Haupt ab und trugen es jubelnd umher; ſeine drei Söhne nahm Chlotilde zu ſich. Aber auch ſo wurden die Burgunder nicht über alle Feinde Herr. Die Oſtgothen drangen aus der ihnen gehörigen Provençe in Burgund ein und eroberten alles Land zwiſchen Alpen und Rhone. Godomar gelang es zwar, ihnen einen großen Theil dieſer Eroberungen wieder zu entreißen, er ſelbſt unterlag aber den Franken, die unter Childebert und Chlotar im Jahre 534 ganz Burgund eroberten und mit dem fränkiſchen Reich auf immer vereinigten.

Zur ſelben Zeit, als Theodorich und Chlotar gegen die Thüringer kämpften, unternahm Childebert einen Feldzug gegen die Weſtgothen. Ihr König Amalrich hatte ſeine Schweſter Chlotilde geheirathet, dieſe ihm aber ein blutiges Tuch geſchickt, zum Zeichen, wie ſehr ſie ihres Glaubens wegen am Hofe mißhandelt werde. Mitten auf dem Zuge hörte er plötzlich die falſche Nachricht, Theodorich ſei gegen die Thüringer gefallen, und eilte nun, die Auvergne, die zum Gebiet Theodorichs gehörte, an ſich zu reißen, worin er auch von einer einheimiſchen Parthei, Arcadius an der Spitze, unterſtützt wurde. Indeſſen kam aber die Nachricht, daß Theodorich lebe und aus Thüringen zurückkehre. Darauf verließ Childebert die Auvergne, überließ Arcadius und die Seinen ihrem Schickſal und brach nach Süden gegen die Weſtgothen auf. Die Schlacht von Narbonne gab ihm Sieg und reiche Beute. Amalrich ſelbſt kam um. 531. Als Childebert und Chlotar den gemeinſamen Zug gegen Burgund beſchloßen, lag ihnen daran, auch Theodorich dafür zu gewinnen, vielleicht aus Furcht vor ſeinen feindſeligen Abſichten während ihrer Abweſenheit. Da ihnen aber jenes nicht gelang, ſuchten ſie ſeine Vaſallen zu gewinnen und ihm abtrünnig zu machen. Und in der That wurden dieſe widerſpänſtig und drohten, ihn zu verlaſſen, wenn er nicht nach Burgund ziehe. Er aber dachte an die Züchtigung der abgefallenen Auvergnaten. „Folget mir nach Auvergne,“ ſprach er, „und ich will euch in eine Provinz führen, wo ihr Gold und Silber finden werdet, ſo viel ihr nur verlangen könnt, — Heerden, Sklaven und Kleider in Hülle und Fülle.“ Daſſelbe wiederholte er

mehrmals auf dem Zuge. Er hielt sein Versprechen mit einer furchtbaren Treue, gestattete, daß das sonst so fruchtbare Land mit Feuer und Schwert verheert und ganze Schaaren seiner Einwohner gefangen weggeführt wurden. Areadius war geflohen. Ein Theil der Einwohner schaarte sich um Munderich, der sich auch königlicher Abstammung rühmte und leistete verzweifelten Widerstand. Als er aber sah, daß Theodorich ihm an Macht weit überlegen sei, warf er sich in das feste Vitry, das die Franken zwar alsbald umschloßen, aber nicht erstürmen konnten. Da schickte Theodorich einen seiner Leute, Aregisil mit Namen, um Munderich lebend oder todt in seine Hände zu bekommen. In die Mauern eingelassen, drängte er ihn, sich zu ergeben, mit dem heiligsten Versprechen seiner Sicherheit, nachdem er vorher schon mit seinen Leuten das Zeichen verabredet hatte, auf das sie ihn bei seinem Erscheinen tödten sollten. „Wie lange willst du hier sitzen," sprach er zu ihm, „wie einer, der nicht bei Sinnen ist! Oder kannst du etwa dem König lange Widerstand leisten? Wenn dir die Zufuhr abgeschnitten und der Hunger dich zur Ergebung zwingen wird, dann wird dein Tod der eines Hundes sein, den man ohne Gnade und Erbarmen niederschlägt. Höre darum auf meinen Rath und ergib dich dem König, — noch ist es Zeit, dir und deinen Kindern das Leben zu retten." Auf die Frage Munderichs, welche Sicherheit er ihm dafür biete, schwur Aregisil am Altare einen Eid, daß seines Lebens geschont werde und er sicher abziehen könne. Im Vertrauen auf diesen Eidschwur ergab sich Munderich und trat an Aregisils Hand aus dem Thor. Sie waren aber kaum wenige Schritte gegangen, als dieser seinen Leuten, die umherstanden und ihre Blicke auf Munderich gerichtet hielten, das verabredete Zeichen mit den Worten gab: „Habt ihr Munderich niemals gesehen? warum seht ihr ihn so an?" Und sogleich stürzten sie auf ihn los. Munderich sah jetzt sein Schicksal vor sich, und mit den Worten: „ich ersehe deutlich, daß du deinen Leuten das Zeichen gegeben, mich zu ermorden, aber wahrlich, nachdem du mich mit einem Eide getäuscht, soll Niemand mehr dich lebend sehen," — schleuderte er einen Wurfspieß mit solcher Gewalt nach ihm, daß derselbe durchbohrt niedersank und starb. Dann zog er und die noch bei ihm waren, die Schwerter und richteten unter den erstaunten Franken ein großes Blutbad an, bis sie zuletzt von der Uebermacht erdrückt, von vielen Wunden bedeckt sterbend hinsanken.

Herrschsucht war es auch, was Childebert und Chlothar wahrscheinlich bald nach dem Tode ihres Bruders Chlodomir zur grausamen Ermordung von dessen drei unschuldigen Kindern unerbittlich antrieb. Es galt, das Reich Chlodomirs zu theilen, und deßwegen sollten die Kinder aus dem Wege geräumt werden. Weil aber Chlotilde an ihren Enkeln Mutterstelle vertrat und sie mit besonderer Zärtlichkeit hütete, mußte sie erst getäuscht werden, um sie ihren Händen zu entreißen. Sie gaben ihr darum vor, sie seien in Paris zusammengekommen in der Absicht, den Kindern ihres Bruders das Reich zu übergeben. Darauf lieferte Chlotilde mit

freudigen Worten über die Geſinnung ihrer Söhne die Kinder an ſie aus. Kaum aber war das geſchehen, als Childebert und Chlotar einen Boten mit einem Schwert und einer Scheere an ihre Mutter ſchickten, ihr damit gleichſam das Schickſal ihrer Enkel andeutend. Da rief ſie in bitterem Schmerze aus: „lieber todt als geſchoren!“ Und damit war ihr Schickſal entſchieden. Sogleich ergriff Chlotar den ältern der drei Knaben und ſtieß ihn nieder. Als das der Andere ſah, floh er ſchreckensvoll zu Childebert, umfaßte ſeine Kniee und rief unter Thränen: „o ſchütze mich, daß ich nicht ſterbe wie mein Bruder!“ Childebert traten die Thränen in die Augen und voll Mitleid wollte er den Knaben ſchützen. Da fuhr Chlotar mit gezücktem Dolche ſchmähend gegen ihn los: „Du haſt es ſo gewollt, darum entweder der Knabe oder du!“ Damit durchbohrte er erbarmungslos auch den zweiten. Der dritte, Chlodoald, wurde von treuen Männern gerettet, ſpäter geſchoren und zum Prieſter geweiht. Er ſtarb um's Jahr 560 und wurde im Kloſter St. Cloud begraben, das von ihm gegründet und nach ihm genannt wurde.

Nach dem Tode Theodorichs im Jahr 534 folgte ihm ſein tapferer Sohn Theodobert, der aber ein ſehr ausſchweifendes Leben führte. Er bedrängte nach dem Untergange des burgundiſchen Reiches die Oſtgothen, die endlich auch die Provence und die räthiſchen Alpen abtreten mußten. Ein Zug über die Alpen aber, um ihre Noth gegen die Griechen zu benützen, mißlang gänzlich. Er war noch von ſeinem Vater mit Wiſigarde, der Tochter des Longobardenkönigs, verlobt, — das hinderte ihn aber nicht, eine verheirathete ſchöne Frau, Deoteria mit Namen, welche er in dem Schloß Cabrières ſah, ihrem Manne weg und zum Weib zu nehmen. Als aber ihre Tochter allmälig heranwuchs und ſie beſorgte, der König möchte ihrer begehren und ſie zu ſich nehmen, ließ ſie dieſelbe in einer Sänfte mit Stieren beſpannt in Verdun wie aus Verſehen in die Maas ſtürzen, daß ſie ertrank. Da zwang die öffentliche Stimme des Volkes den König, Deoteria zu verlaſſen und ſich endlich mit der ihm längſt verlobten Wiſigarde zu vermählen. Sonſt wird von ihm gerühmt, daß er mit Gerechtigkeit regiert, die Biſchöfe geehrt, die Kirchen beſchenkt habe und gegen Arme mitleidig und erbarmungsvoll geweſen ſei. Im Jahre 537 verband er ſich mit Childebert gegen Chlotar. Chlotilde, Chlodwigs Gemahlin, welche noch lebte, ſollte zu allen ſchon erlebten Gräueln auch noch den Krieg zwiſchen ihren Söhnen ausbrechen und mußte mit Schmerz ſehen, wie wenig noch das Chriſtenthum in dieſe wilden Herzen eingedrungen war. Sie bat inſtändig am Grabe des hl. Martin zu Tours, daß doch Gott den Bruderzwiſt wenden möge! Chlotar hatte ſich vor Theodobert und Childebert in einen Wald, wahrſcheinlich den von Arelaunum, der auf einer Halbinſel lag, welche die untere Seine bildet, zurückgezogen und große Verhaue angelegt. Der Angriff dieſer hölzernen Verſchanzungen war auf einen Morgen angeſetzt. Da erhob ſich aber mit der Morgenröthe ein furcht-

bares Ungewitter, warf die Zelte um, zerstreute das Gepäck und kehrte Alles von Oben nach Unten; — Blitze, Donner und Steine stürzten durch einander, so daß Viele von den herabfallenden Steinen schwer getroffen wurden und auf den mit Schlossen bedeckten Boden hinstürzten. Im Schreck und der Verwirrung hatten auch die Pferde sich losgerissen und sich weithin zerstreut, und wurden nur mit Mühe wieder aufgefangen, viele aber waren gar nicht mehr aufzufinden. Das Alles wurde um so mehr für ein Gottesurtheil angesehen, als Chlotar und die Seinen von all dem verschont blieben. So kam der Friede zu Stande im Jahre 539. Nicht lange darauf zog Childebert zu neuen Eroberungen gegen die Westgothen, — aber er unterlag, bis Chlotar ihm zu Hülfe eilte und ihm siegen half. 544. Als Theodobert im Jahre 547 starb, folgte ihm sein Sohn Theodobald unter der Leitung zweier alemannischer Großen, des Leuthars und Butilin. Da er im Jahre 555 und drei Jahre darauf Childebert kinderlos starb, so war Chlotar der einzige Erbe des großen Frankenreichs.

3) Wegen der Wichtigkeit der fränkischen Verhältnisse für die folgenden Jahrhunderte, denen sie als Grundlage gegolten, möge hier das Wichtigste der Verfassung und Verwaltung des fränkischen Reiches angegeben, und dabei auf die nicht unbedeutenden Veränderungen gegenüber der alten Zeit hingewiesen werden. Wenn es in der alten Zeit neben den Stämmen, welche sich durch freie Landesgemeinden selbst regierten, auch solche gab, die von Königen regiert wurden, so sind im Verlaufe der Jahrhunderte die ersten fast ganz verschwunden, und an ihre Stelle die mächtigen Stämme getreten, welche königlicher Gewalt gehorchten. Der Anfang und Ursprung des Königthums ist bei den wenigsten Stämmen deutlich zu erkennen. Wenn bei den Einen das königliche Geschlecht bis in die Urzeit, in die Zeit der Götter zurückweicht, so haben bei Andern äußere Verhältnisse den königlichen Stuhl gegründet und befestigt. Parteikämpfe im Innern, Bedrängnisse von Außen, besonders Wanderungen und Heereszüge und endlich das Beispiel von benachbarten Völkern, — das waren die üppigen Quellen, in denen der königliche Purpur gefärbt wurde. Unter diesen waren es neben der römischen Staatskunst, welche ganz besonders fürstliche Macht hegte und pflegte, hauptsächlich die Züge und Kämpfe um neue Wohnsitze, aus denen Könige hervorgehen mußten. Auf solchen Zügen galt das Heerwesen mit Recht für das, was den Sieg bedingte, — jenes war aber ohne strenge Unterordnung unter Einen Willen nicht denkbar. Wenn dann Tapferkeit und persönliche Vorzüge des Anführers den Sieg verschafften, so gewährte dieser bald reichliche Mittel, großen Anhang und zahlreiches Gefolge bis zur Sättigung zu belohnen und damit die errungene Gewalt zu befestigen und zu sichern.

Wer bei den Franken der erste König war, sagt Gregor von Tours, ist unbekannt. Nachdem die königliche Würde aber einmal bestand, konnte sie durch Männer, wie Chlodwig war, nur an Macht und Stärke gewinnen.

In den alten Sitzen des Stammes wurzelte der Götterglaube und die Machtverhältniſſe des Volkes. Als die Franken aber jene alten Wohnſitze verlaſſen, neue ſich erworben und mitten unter einer faſt ganz römiſchen Bevölkerung ſich wohnlich niedergelaſſen hatten, verſchwanden allmählig die alten Götter und mit ihnen auch die Machtverhältniſſe des Volkes und der freien Männer. Der Glanz der königlichen Gewalt ward beſonders erhöht durch die ſiegreichen Heereszüge und reichen Eroberungen, unwiderſtehlich gemacht durch eine ſo gewaltige, über Leben und Tod gebietende Perſönlichkeit, wie Chlodwig war, endlich aber über Alles geheimnißvoll erhöht durch die Weihe des Chriſtenthums. Neben einer ſolchen Macht konnte wohl eine andere nicht mehr beſtehen. Zwar blieb als Grundzug der Verfaſſung die Verbürgung des Rechts und des Friedens, aber dieſe ruhte nicht mehr in der Genoſſenſchaft der freien Männer, ſondern in der Hand des Königs, und der Volksfriede verwandelte ſich in einen Königsfrieden. Daß es fernerhin in dem Willen der freien Männer geſtanden oder von den Gemeindebeſchlüſſen abgehangen habe, z. B. an des Königs Kriegen Theil zu nehmen, und dergleichen mehr, davon konnte keine Rede mehr ſein. Sämmtliche Einwohner des Frankenreichs waren Unterthanen des Frankenkönigs geworden, ſeinem Heer- und Gerichtsbanne unterworfen. Wie der König nun Schutz gewährte und zwar einen allgemeinen, der Alles, was im Reiche war, umfaßte, und einen beſondern, welcher Kirchen, Anſtalten und einzelne Perſonen betraf, aus beſonderer Gunſt, ſo hatte er auch das Recht des Bannes, d. h. die Befugniß, zur Erhaltung der Ordnung und zur Ausführung der Geſetze Befehle zu erlaſſen und ihre Nichtbefolgung durch Bußen zu beſtrafen. Die königliche Würde blieb an das Geſchlecht der Merovinger gebunden, in der Weiſe, daß die Söhne regelmäßig dem Vater folgten und bei mehreren das Reich getheilt wurde. Die Treue gegen das herrſchende Geſchlecht war ſo tief in das Volk gedrungen, daß nicht einmal der Verſuch gemacht wurde, daſſelbe vom Throne zu bringen, oder man, wo ein ſolcher Plan gehegt wurde, ſtets einen Sprößling merovingiſcher Abſtammung vorſchob. Daß die Thronbeſteigung von Wahl oder Zuſtimmung des Volkes abhängig geweſen ſei, dafür laſſen ſich keine Beweiſe beibringen, — denn die Erhebung auf den Schild bezieht ſich nur auf außerordentliche Fälle. Nicht Wenige haben in dieſer geſicherten Thronfolge und in der Erhaltung des königlichen Geſchlechtes trotz unerhörter Gräuel die ganz beſonderen Urſachen gefunden, warum die Franken innere und äußere Stürme überdauerten und eine ſo bedeutungsvolle Macht erlangten. Der Untergang der Weſtgothen und Longobarden, von den übrigen Stämmen nicht zu reden, wurde namentlich auch dadurch herbeigeführt, daß die Frage der Thronfolge beinahe immer eine offene geweſen, dadurch die Regierung ſchwächte und die Fundamente lockerte, auf denen das Ganze allein ſicher ruhen konnte. Die Macht des Königs beruhte zum Theil auch auf den Kronländereien, deren es in Folge der gemachten Eroberungen ſehr viele gab, indem die Güter der Edlen und

Freien, welche in der Schlacht gefallen oder ausgewandert waren, ihm zufielen. Von dem Augenblick an, wo Chlodwig und seine Franken Christen wurden, erhob sich neben der königlichen Gewalt noch eine andere, und zwar die der Kirche, die mit ihrem Einflusse alle Verhältnisse durchdrang und vor der sich mancher Uebermüthige mit Recht demüthigen mußte. Vor der so stark gewordenen Herrschaft der Könige gab es nur mehr Beherrschte und Unterthanen. Die Geschlechter der Edlen und Vornehmen mußten vor der blutigen Gewalt Chlodwigs vergehen oder, um das Leben zu retten, sich verbergen. Das galt auch von den Alemannen, Thüringern und Westgothen, sobald sie unterlagen. Bei den Burgundern mag wohl in der furchtbaren Niederlage gegen Attila der Adel sammt und sonders erlegen sein. Ein neuer Adel erwuchs aus der Stufenfolge des königlichen Dienstes und dessen Verdiensten. Sämmtliche freie Franken wie Römer hatten dem Könige den Eid der Treue, den Leudesamio zu leisten und wurden dann *fideles*, *leudes* genannt, — unter den letzteren verstand man aber oft auch die Vornehmen, welche in der Nähe des Königs waren. Die Antrustionen waren diejenigen, welche in das unmittelbare Gefolge des Königs aufgenommen wurden und deßwegen auch einen besondern Fidelitätseid in seine Hände ablegten, — sie bildeten seine Haus- und Tischgenossen und hatten ein dreifaches Wergeld. Zu dieser Ehre konnten aber nicht nur vornehme und freie Franken, sondern auch Römer, Lite und Halbfreie, selbst Freigelassene aufgenommen werden. Die dem Könige so verbundenen Personen wurden dessen Vassen oder Vasallen genannt. Dieses Beispiel fand bald in der Weise Nachahmung, daß mächtige vornehme Franken auch Freie gegen Leistung des Eides der Treue in ihren Dienst nahmen, wodurch dann diese ebenfalls Vassen oder Vasallen, ihr Herr aber Senior genannt wurde. Die Gegenleistung, welche der Senior den Vasallen machte, konnte verschiedener Art sein. Bald wurde es aber Regel, daß Grundstücke zu mannigfachen Zwecken, zum Genuß in bedingter Weise verliehen wurden. Ein solches Grundstück nannte man *beneficium*. Es konnte aber immer Vasallen geben, die keine Beneficien hatten, und Beneficien bei Personen, wie bei Geistlichen, Mönchen, Weibern, die keine Vasallen waren.

Der Erste nach dem König, der oberste Hof- und Kronbeamte war der Majordomus, der in allen Angelegenheiten des Reichs berathend und ausführend mitwirkte, bald aber neben unfähigen Königen der Herrscher an ihrer Stelle wurde. Die große Zahl römischer Unterthanen, welche in allen Theilen des fränkischen Reichs und zwar nach römischem Rechte lebten, erzeugte eine Masse von Geschäften, welche meist schriftlich und durch Ausfertigung von Urkunden besorgt wurden. Der Vorsteher der königlichen Kanzlei, der die königlichen Erlasse ausfertigte und das Siegel bewahrte, war der Referendarius, also Reichssiegelbewahrer, und ihm andere Referendarien, Schreiber, Notarien und Cancellarien untergeordnet. Später hieß der Inhaber dieses wichtigen Amtes *apocrisiarius*, *archicapellanus* und *archicancellarius*. Andere Hof-

beamte waren der *thesaurarius*, *cubicularius*, *camerarius*, der nicht nur den Hort, den königlichen Schatz, in Verwahrung und Verwaltung, sondern auch die Geldeinnahme aus den königlichen Domänen und das Münzwesen unter sich hatte; der *seniscalcus* oder *pincerna*, dem die Verpflegung des Hofstaates oblag, königlicher Oberkellermeister; der *comes stabuli*, Marschall oder Oberstallmeister hatte den Marstall zu überwachen und die am Hofe lebende Dienerschaft mit Pferden zu versehen, war aber im Krieg auch Anführer der königlichen Reiterei; der Truchseß, *dapifer*, hatte für die Speisung des königlichen Gefolges und für des Königs Hof zu sorgen. Jedes dieser Hofämter hatte *discipuli*, und weiter abwärts *pueri*, welche auf den Dienst eingeübt wurden. Außer den genannten war noch der *mansionarius* oder Reisemarschall, die *venatores*, Oberjägermeister und der *falconarius*; dann Beamte geringerer Art, wie der *astiarius*, *sacellarius* oder Empfänger, *dispensator* Zahlmeister, *scapoardus* zur Aufbewahrung der Trinkgefäße.

Wie sonst das römische Reich in der spätern Kaiserzeit in Regionen zerfiel, so zerfiel das Frankenreich in Gaue, deren Vorsteher Grafen, *comes*, waren, deren Stellvertreter der *vice comes* hieß. Leo erklärt das Wort Grafio oder Grafo für ein celtisches, latinisirtes Wort, welches ursprünglich einen Einschneider, Einritzer bezeichnet, und dann weiter ebensowohl einen Schreiber, einen Beamteten, der zu schreiben hat, als einen Wundarzt. Grimm dagegen hat Grafio aus Rafo, der Balken, die Balkendecke des Hauses erklärt und will Girafio, Grafio zu einem machen, mit dem man unter derselben Hausdecke lebt, *contubernalis*, *comes*. Der Graf auch *judex*, *judex fiscalis* genannt, wurde vom Könige nach Gutdenken ernannt, versetzt und entlassen. Er hatte über Leben, Ehre und Eigenthum aller Gauinsassen, Germanen wie Römer allein zu richten. Die Grafschaft, *comitatus*, *grafia* genannt, zerfiel nach uralter germanischer Einrichtung in *centenae*, deren Vorsteher *centenarius*, *tunginus*, *huntari*, *hunno* hieß. Unter seinem Vorsitz wurden nun in jeder Centena, wie in alter Zeit, entweder regelmäßige oder von ihm gebotene Versammlungen der freien Männer oder Rachinburgen abgehalten, später ging aber die Abhaltung dieser Gerichte an die Grafen über.

Im Volke selbst unterschied man zunächst nach der Nationalität die beiden Stämme der Franken, dann die andern Stämme germanischer Abkunft und endlich die Römer. Das Wergeld eines Franken betrug 200 Solidi, das eines zugewanderten Alemannen, Bayern, Friesen oder Sachsen 160 Solidi, das Wergeld eines Römers aber nur 100 Solidi. Der Solidus, Schilling, war eine Goldmünze, von innerem Werth etwa zwei Thaler, der Denarius, eine Silbermünze, von denen bald vierzig, bald zwölf, bald nur acht auf einen Solidus gingen. Der Werth dieses Geldes zum Werth von Vieh, Waffen u. s. w. war zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Gegenden verschieden. Doch war der relative Werth des Geldes ungefähr zehnmal größer

als heut zu Tage. Nächſt der Nationalität gab es bei jedem Volksſtamme Unterſcheidungen nach der Geburt. Der Kern des Volkes waren die Freigeborenen, *liberi* oder *ingenui*, unter dieſen hatten aber beſondere Rechte die Grundeigenthümer, *boni viri*, auch *rachimburgi*, und waren als ſolche allein fähig, in den Volksgerichten Schöffen, in wichtigen Rechtsſachen Zeugen zu ſein. Unter den Freien ragten einzelne Geſchlechter, *nobiles*, hervor. Nach den Freien kamen die Liten oder Halbfreie, welche nur das halbe Wergeld der Freien hatten, zuletzt die Unfreien, *servi*. Auf den Werth eines Mannes übten aber außer dieſen Unterſchieden noch andere Verhältniſſe Einfluß. Der Graf hatte das Dreifache ſeines angeborenen Wergeldes; dasſelbe bewirkte die Aufnahme in das königliche Gefolge, in die königliche *trustis*, Antruſtionen. Ebenſo hatte jeder während ſeines Dienſtes im Heere das Dreifache ſeines angeborenen Wergeldes und endlich war auch an die geiſtlichen Weihen ein erhöhtes Wergeld geknüpft. Die Römer unterſchied man in freie Römer, *romanus possessor*, in Römer, die in das königliche Gefolge aufgenommen waren, *romanus convivа regis*, und in die Kolonen, *romanus tributarius*. Die beiden erſten Klaſſen hatten das halbe Wergeld eines Franken, der romanus tributarius nur 62½ Solidi, ſpäter nur 45 Solidi. Ueber das waffenfähige Volk hielt der König jährlich Heerſchau am 1. März, die ſpäter von Pipin an im Mai gehalten wurde. Bei dieſer Gelegenheit ergingen vom König Mittheilungen an das Volk oder wurden Zuſammenkünfte mit den Großen des Reichs gehalten, um Wichtiges zu berathen, zu beſchließen und dem Volke mitzutheilen.

Eine hervorragende bedeutſame Stellung nahm unter all dieſen Verhältniſſen wie ſchon berührt, die Kirche und der Klerus ein. Als Chlodwig und ſeine Franken das chriſtliche Glaubensbekenntniß annahmen, bildete der Klerus ſchon eine eng gegliederte, wohl organiſirte Macht, die nun in das fränkiſche Reich eingefügt wurde und mit ſeinen Vorrechten unwiderſprochen Anerkennung fand. Ob dazu noch Anderes mitgewirkt habe, wie etwa die Achtung und Gewalt, in welcher bei den heidniſchen Franken Prieſter und Prieſterthum ſtanden, oder der nicht unbedeutende Grundbeſitz, deſſen ſich die Kirche ſchon damals erfreute, läßt ſich nicht mehr entſcheiden. Thatſache iſt, daß Kirche und Königthum alsbald in ſo engem Bunde ſtanden, daß ohne die Zuſtimmung der Biſchöfe Wichtiges weder berathen, noch beſchloſſen, noch ausgeführt wurde, und daß die Concilien eigentliche Reichsverſammlungen waren. Eine Folge davon war, daß zunächſt in Rückſicht der Verwaltung der kirchlichen Beſitzungen eigenthümliche Verhältniſſe eintraten. Die Stifte und Klöſter erhielten ſchon früh durch königliche Briefe für ihre Güter Immunität, emmunitas oder imunitas, waren demgemäß von öffentlichen Laſten befreit, erhoben die fiskaliſchen Gefälle auf eigene Rechnung, genoſſen für ſich und ihre Grundholden beſondern königlichen Schutz und übten innerhalb ihrer Güter die niedere Gerichtsbarkeit durch eigene Beamte, ſo daß dem Grafen der Zutritt verſchloſſen blieb. Unter jenen

Beamten war der vornehmſte der Defenſor, ſpäter Advocatus genannt, er war der eigentliche Gerichts- und Dingvogt. Ein anderer Beamte war der Vicedominus, der mit den Einkünften der Güter zu thun hatte, deſſen Amt auch zuweilen mit dem Advocatus vereingt wurde. Um über Leben und Tod von Freien zu Gericht zu ſitzen, dazu mußte der Blutbann vom Könige gewährt ſein. Solche Immunitätsrechte genoſſen aber auch die weltlichen Magnaten für ihre großen Beſitzungen.

Auf die Frage, worin die Einkünfte des Königs beſtanden und wodurch die Ausgaben des Reichs beſtritten wurden, iſt zu unterſcheiden. Die Haupteinkünfte der Krone beſtanden in den Erträgniſſen der königlichen Domänen, wozu noch im Verlauf der Zeit andere Einnahmsquellen kamen. Hinſichtlich der Steuern aber iſt unbeſtritten, daß, als die Franken Gallien eroberten, die für die Römer damals beſtehende Steuereinrichtungen und Steuerregiſter fortdauerten. Die Grundeigenthümer zahlten von ihrem in Geld abgeſchätzten Vermögen Vermögensſteuer, die übrigen eine Perſonenſteuer. Die freien Franken aber waren, wenigſtens im Anfang, ſteuerfrei, — denn das war der Brauch der Väter in den alten Wohnſitzen. Mit dem Eintreten aber in neue, ganz veränderte Verhältniſſe und bei dem Wachſen der königlichen Gewalt wurden von dieſen wiederholt Verſuche gemacht, die Franken den Römern gleich zu behandeln, obſchon dieſe jährlich, urſprünglich auf dem Märzfelde freiwillige Geſchenke, Ehrengeſchenke, darbrachten. Jene Verſuche aber, eine regelmäßige Abgabe einzuführen, erregten großen Unwillen, der von Zeit zu Zeit beſonders gegen die Räthe und Werkzeuge des Königs losbrach.

Wenn in den älteſten Zeiten, ſo lange die Stämme unvermiſcht mit andern Völkern ihre alten Wohnſitze noch inne hatten, das herkömmliche Recht auswendig gewußt und mündlich fortgepflanzt wurde, ſo trat nach den großen Eroberungen und im Zuſammenleben mit Völkern anderer Abſtammung das Bedürfniß der Aufzeichnung dringend hervor. Da aber eine eigene Schriftſprache fehlte, ſo war man genöthigt, der lateiniſchen ſich zu bedienen, in der auch die Geſetze der römiſchen Unterthanen verfaßt waren und die den Germanen als Geſchäftsſprache geläufiger war. Die Summe des geſchriebenen und ungeſchriebenen Rechtes eines Stammes hieß Geſetz oder ſeine Lex. Wir haben der Abfaſſung der oſtgothiſchen und burgundiſchen Lex ſchon erwähnt. Eines der älteſten Geſetzbücher, wenn nicht das älteſte, iſt das der Salier, *lex salica*. Es wurde abgefaßt, als die Franken noch Heiden waren, ſpäter aber von Chlodwig, Childebert und Chlotar verbeſſert. Die kleinere, aber ältere Vorrede lautet ſo: „Der Franken berühmtes, von Gott eingeſetztes Geſchlecht, ſtark zu Thaten, weiſe zu rathen, mächtig durch den Friedensbund, edeln und makelloſen Leibes, vorleuchtender Geſtalt, kühn, raſch und unbeugſam, ließ, da es noch heidniſch war, durch ſeine damaligen Häupter das ſaliſche Geſetz verfaſſen. Es wurden aber unter vielen vier Männer gewählt, alſo genannt:

Wisogast, Bodogast, Salogast und Windogast, aus den Gegenden die da heißen Salagheven, Bodogheven und Windogheven. Diese kamen dreimal am Malberg zusammen, wegen alles Rechtes Ursprung und Besonderheit und setzten es darnach fest. Als aber der langhaarige, schöne und ruhmvolle Chlodwig, der erste unter den Frankenkönigen, die katholische Taufe empfieng, wurde, was in diesem Rechtsvertrag nicht passend schien, verbessert. Vivat Christus, der die Franken sich auserwählt, denn dies ist das Volk, das durch seine Tapferkeit und gewaltige Stärke das harte Joch der Römer von seinem Rücken abwarf." Mitten in dem lateinischen Text finden sich unter der Bezeichnung Malberg oder Malb. altdeutsche Wörter. Solche Wörter sind: *texaca* Diebstahl, charoenna gleich girouwenna Raub; friolacina, theulacina Unzucht mit einer Freien oder Magd; sunista, sonista Heerde; theotexaca, theu texaca Diebstahl eines Knechtes, einer Magd; toverbus Zauberbuße, walaleodi Wergeld eines Römers, eines Wälschen. Diese Worte geben an, in welcher Art dabei das Vergehen oder der gestohlene oder verletzte Gegenstand oder die Buße im Allgemeinen oder in deutschen Zahlwörtern bezeichnet wurde. Sie sind aber meist, da der Abschreiber sie schon früher nicht mehr verstanden, oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Die Rechte der ripuarischen Franken wurden auf Betreiben Theodorichs I. 511—534 von kundigen Männern aufgezeichnet, von ihm selbst dann durchgearbeitet, um es mit dem Christenthum in Uebereinstimmung zu bringen, später von Chlotar II. 613—622 und Dagobert I. 628—638 ergänzt und verbessert.

Kapitel 3.

Gelimer.

1) Während die Macht der Franken, ohne innere Feinde fürchten zu dürfen, nach allen Seiten sich ausdehnte und begründete, hatten die Vandalen in Afrika unterdessen Alles gethan, die Grundpfeiler ihres Reiches zu untergraben und waren endlich auch durch das Zusammenwirken innerer und äußerer Feinde ruhmlos erlegen. Zu diesem schmählichen Ende trug zunächst die Gesinnung der römischen Einwohner bei, welche sich die Vandalen durch unpolitische und grausame Maßregeln in einer solchen Weise entfremdet hatten, daß ihre Herrschaft nach mehr denn hundert Jahren nur auf ihren Waffen ruhte, und jene nur den Feind erwarteten, um jauchzend das verhaßte Joch abzuwerfen.

Die strengen Verordnungen Geiserichs gegen die üppigen und ausgelassenen Sitten der Einwohner waren zum Theil auch deswegen erlassen, um sein Volk vor unsittlicher Ansteckung und gleicher Ausschweifung zu bewahren. Er selbst scheint nie daran gedacht zu haben, seine Vandalen mit der einheimischen Bevölkerung zu einem Volke zu verschmelzen. Die Schranke, welche

zwischen beiden aufgethürmt stand, war die Verschiedenheit des Glaubens, — die Römer waren Katholiken, die Vandalen Arianer. Da war so wenig von einer Annäherung oder von einem Uebergang zu einem andern Bekenntniß die Rede, daß Geiserich gerade durch Festhalten des arianischen Glaubens die Kraft seines Volkes gesichert hielt, die Katholiken ihre Herrn aber ärger haßten als Heiden und Juden. Geiserich entging der Scharfblick Chlodwigs, der alles den Feinden Abgenommene erst durch die Eintracht mit seinen römischen Unterthanen sicherte, darum auch innerhalb der Grenzen seines Reiches Feinde und deren Empörungen nicht zu fürchten hatte. Die Vandalen waren gegen alle ihre Feinde siegreich, aber was nach Außen gewonnen wurde, das ging nach Innen zwar nicht verloren, war aber durch die glühende Feindschaft der römischen Bevölkerung mehr als aufgewogen. Es ist nicht zu läugnen, daß manche harte Maßnahmen der Vandalen gegen die Römer von diesen durch ihre zweideutige, sogar feindselige Gesinnung geradezu erzwungen wurden, und daß politische Gründe und zuletzt Selbsterhaltung gegen geheime und planmäßige Verbindungen mit dem griechischen Hofe die Vandalen scharf einzuschreiten nöthigten. Aber das Alles machte die Kluft zwischen Siegern und Besiegten nur noch größer, so daß in diesen erbitterten giftigen Kämpfen voraussichtlich ein Theil unterliegen mußte. Geiserich that von Anfang an Alles, um durch sanfte Mittel, wie Bestechung und Austheilung von Gnaden und Würden, so Viele wie möglich von seinen Unterthanen zum arianischen Glauben zu gewinnen. Als dies aber wenig Erfolg zeigte, durch solche Versuchungskünste im Gegentheil die Feindseligkeit besonders der Geistlichkeit nur noch größer wurde, griff er zur Gewalt. Nach der Einnahme von Carthago wurde Quodvultdeus, der Erzbischof von Carthago, mit vielen andern Priestern verbannt und an seine Stelle trat ein arianischer Patriarch. Bis zum Jahre 454 hatten die Katholiken kein christliches Oberhaupt mehr. Die zwei schönsten und größten Kirchen mußten den Arianern eingeräumt werden. Weil von dem katholischen Clerus die Namen tyrannischer Könige aus dem alten Testamente in schlecht verfehlter Absicht häufig gebraucht wurden, verbot Geiserich bei Strafe der Verbannung Namen wie Holofernes, Pharao und Nebukadnezar auf der Kanzel zu gebrauchen. Da brachte die Verwendung Kaiser Valentinians III., der um die Zeit des Einfalles Attila's in Italien mit den Vandalen in Freundschaft war, den Katholiken einige Erleichterung. Geiserich gestattete im Jahre 454 den erzbischöflichen Stuhl von Carthago wieder zu besetzen. Die Wahl fiel auf Deogratias. Als dieser aber nach drei Jahren starb, gestattete der König keine neue Wahl und der Stuhl blieb abermals unbesetzt bis zum Jahre 481. Da starb Geiserich den 25. Jänner 477, — auf ihn folgte sein ältester Sohn, Hunnerich. Hatte der verstorbene König schon mit unzufriedenen Großen, die sein strenges Regiment unerträglich fanden, zu kämpfen und ihre Verschwörungen

niederzuſchlagen, ſo bedrohten die Mißvergnügten Hunnerichs Regierung noch mit größeren Gefahren. Ihre Plane waren um ſo gefährlicher, als ſich königliche Prinzen an die Spitze der Unzufriedenen geſtellt hatten. Was ſie im Schilde führten, ob Beſchränkung der königlichen Gewalt, Zurückeroberung alter Vorrechte, iſt unbekannt. Hunnerich hatte die erſten drei Jahre ſeiner Regierung nur mit dieſen Verſchwörungen zu ſchaffen, in welche außer den Genannten auch Viele der arianiſchen Geiſtlichkeit verflochten waren. Er ließ ſeine beiden Brüder Geaton und Theodorich und Theodorichs Weib und Kinder hinrichten, Andere verbannen und den arianiſchen Patriarchen Jokundus in Carthago verbrennen. Dieſe blutigen Kämpfe unter den Vandalen ſelbſt gaben den Katholiken eine Zeit lang Frieden, überdies hatte auch Kaiſer Zeno Fürbitte für ſie eingelegt. Der erzbiſchöfliche Stuhl von Carthago durfte wieder beſetzt werden, — die Wahl fiel auf Eugenius.

Jetzt brach aber eine Verfolgung über Katholiken los, die an Härte und Grauſamkeit alles Bisherige übertraf, deren Urſachen aber auf beiden Seiten zu ſuchen ſind. Wenn nach den erhaltenen Nachrichten Hunnerich im Jahre 484 den katholiſchen Biſchöfen die Frage vorlegte, ob ſie endlich auf den Briefwechſel mit den Ländern über dem Meere verzichten und ſeinen Sohn als künftigen Thronfolger anerkennen wollten, ſo müſſen dem Thatſachen vorangegangen ſein, aus denen der Vandalenkönig Gefahr für Thron und Reich erkannte. Da auch Vandalen häufig in katholiſchen Kirchen geſehen wurden, ſo erſah Hunnerich hierin mit Recht oder Unrecht die Ergebniſſe geheimer Pläne der katholiſchen Geiſtlichkeit in der Weiſe, die Barbaren für den orthodoxen Glauben zu gewinnen. Darauf erging zunächſt das Edikt des Königs, daß bei ſchwerer Strafe kein katholiſcher Prieſter auf den Gütern der Vandalen Gottesdienſt halten oder predigen dürfe, damit nicht die Seelen der gläubigen Vandalen verführt würden; jeder der in vandaliſcher Tracht, camisia et femoralia, d. h. Wams und Beinkleidern, eine katholiſche Kirche beſuche, ſolle an den Haaren herausgeriſſen werden; wer bei Hofe, im Heere dienen oder ſonſt ein Amt bekleiden wollte, mußte das arianiſche Glaubensbekenntniß ablegen, — demnach mußten alle Katholiken ihre Aemter niederlegen. Vorher hatte Hunnerich ſchon bei 5000, theils Prieſter theils Laien, in die Wüſte verbannt und ſämmtliche katholiſche Biſchöfe auf den 1. Februar des erwähnten Jahres zu einem Religionsgeſpräch mit der arianiſchen Geiſtlichkeit nach Karthago befohlen. Als ſie am genannten Tage erſchienen und zehn Wortführer gewählt hatten, weigerten ſie ſich alles Weiteren, weil ſie, in den Verſammlungsſaal eingetreten, den arianiſchen Patriarchen Cyrila auf dem Präſidentenſtuhl erblickten und dieſen nicht als Vorſitzenden anerkennen wollten. Bei ihrem fortgeſetzten Widerſtand wurden ſie ſogar durch Schläge mißhandelt. Da befahl Hunnerich am 7. Februar alle katholiſchen Kirchen zu ſchließen und ſchickte diejenigen, welche den oben angeführten Eid nicht leiſteten, auf die Inſel Cor-

ſika, wo ſie Holz für die Flotte fällen mußten, — die aber, welche ihn leiſteten, in den Stand der Hörigen erniedrigt, endlich aber allen Katholiken eine Friſt von drei Monaten gegeben zur Annahme des arianiſchen Glaubens, und den Hartnäckigen ſchwere Strafe, beſonders Einziehung ihrer Güter, angedroht, überdies aber an ihnen grauſame Verſtümmelungen vollzogen. Da der Verbannten und Flüchtige immer mehr wurden, ſchickte Kaiſer Zeno auf das Drängen des Pabſtes Felix II. einen Geſandten, Namens Uranius nach Carthago, um ſich für die Verfolgten zu verwenden. Allein dieſer richtete ſo wenig aus und wurde mit ſolcher Geringſchätzung behandelt, daß auf Hunnerichs Befehl gerade in der Straße, durch welche der Geſandte zum Palaſte zog, hartnäckige Katholiken gefoltert wurden. Seine Gemahlin Eudoxia, die einſt Geiſerich mit ihrer Mutter und Schweſter aus Rom weggeführt, war längſt entflohen und in Jeruſalem geſtorben. Da ſtarb Hunnerich im Jahre 484. Ihm folgte ſein Neffe Gundamund, der die Verbannten, unter dieſen Eugenius, den Erzbiſchof von Carthago, zurückrief und durch ein Edikt vom Jahre 494 den Katholiken völlige Religionsfreiheit gewährte. Aber die Folgen dieſer ſpäten Milde ſollte er nicht mehr ſehen, er ſtarb 496, nachdem er vorher noch mit den Mauren, die verheerende Einfälle machten, vielfach zu kämpfen hatte.

Auf ihn folgte ſein Bruder Thraſamund, nach allen Nachrichten der ſchönſte und geiſtig begabteſte unter den Vandalenkönigen. Aber gerade er war der Meinung, daß das Reich nur durch Erhaltung des arianiſchen und durch Unterdrückung des orthodoxen Glaubens geſichert ſei. Er verbannte den Erzbiſchof Eugenius auf's Neue und verbot, daß fernerhin ein biſchöflicher Stuhl der Katholiken durch neue Wahl beſetzt werden dürfe. Im Uebrigen aber ſuchte er ſeinen Plan mehr durch gelinde als gewaltſame Mittel in's Werk zu ſetzen. Er verlieh denen, welche Arianer wurden, Aemter und Würden, gab Geld und reiche Geſchenke; gegen diejenigen aber, die mit Hartnäckigkeit widerſtrebten, nahm er die Manier an, als wiſſe er davon nichts; ſolchen, die ihrer Vergehen wegen beſtraft wurden, erließ er die Strafe als Preis ihrer Bekehrung. Es wird nicht gemeldet, was er Alles auf dieſem Wege erzielte. Es ſcheint aber nicht ſehr viel. Die katholiſche Geiſtlichkeit hatte ſogar den Muth, trotz des königlichen Verbots, neue Biſchöfe zu wählen. Da riß aber dem Könige die Geduld und er ſchickte auf einmal 120 Biſchöfe auf die Inſel Sardinien in die Verbannung. Für alle Fälle hatte er ſich aber noch durch ein Bündniß mit Gleichgeſinnten zu ſtärken gewußt. Nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin ſchickte er eine Geſandtſchaft an Theodorich den Großen und ließ um die Hand ſeiner Schweſter Amalaſrida werben. Dieſer gewährte nicht nur ſeine Bitte, ſondern ſandte auch mit ſeiner Schweſter tauſend vornehme Gothen, denen eine Dienerſchaft von wenigſtens 5000 ſtreitbaren Männern folgte. Aber auch dieſe Verſtärkung der vandaliſchen Macht konnte nicht verhindern, daß

die Mauren, welche vom Atlasgebirge her ihre Einfälle und Verwüstungen fortsetzten, fortwährend die Oberhand behielten.

Zu diesen inneren Erschütterungen, welche das vandalische Reich mindestens nicht zur Ruhe kommen ließen, trugen die eifersüchtigen Streitigkeiten um die Thronfolge innerhalb der königlichen Familie nicht wenig bei. Geiserich hatte nämlich, um allen Schwankungen und Kämpfen vorzubeugen, die Verordnung als bindend für alle Glieder der Familie erlassen, daß die Herrschaft jedesmal dem Aeltesten seines Geschlechtes zu Theil werden solle. Er wollte damit ohne allen Zweifel den mißlichen Vormundschaften bei minderjährigen Königen vorbeugen, und mochte hoffen, daß die Scheu vor dem höheren Alter und größerer Erfahrung das Reich vor gefährlichen Unruhen schützen werde. Aber er bewirkte gerade das Gegentheil von dem, was er wollte. Denn dieses Gesetz war mit eine der Ursachen, welche den beispiellos schnellen Fall des Vandalenreichs herbeiführten. Die strengen Maßregeln Thrasamunds fanden im königlichen Hause selbst Tadel und Widerspruch und zwar gerade bei dem, der nach ihm den Thron besteigen sollte. Als Thrasamund in den letzten Tagen seines Lebens davon hörte, ließ er den Thronerben Hilderich, Hunnerichs Sohn, kommen und verlangte von ihm einen Eid, den Katholiken keine Rechte einzuräumen. Aber Hilderich, nach dem Tode Thrasamunds im Jahr 523 zum Throne gelangt, handelte im entgegengesetzten Sinne seines Vorgängers. Was diese Umstimmung in ihm hervorgebracht, ob er den Zwiespalt zwischen Vandalen und Römern durch Duldung und Milde zu heben suchte, oder ob besonders von Außen auf ihn eingewirkt mit listiger Berechnung, daß dadurch das Reich der verhaßten Barbaren um so sicherer zu Grunde gehe, läßt sich nicht mehr bestimmen. Er rief die Verbannten insgesammt zurück und gestattete an die Stelle der verstorbenen Bischöfe neue zu wählen. So wurde für den in der Verbannung gestorbenen Eugenius zum Erzbischof von Carthago Bonifacius gewählt. Ja was seit der Eroberung Afrika's durch die Vandalen nicht mehr erlebt worden war, im Jahre 525 fand sogar ein Concil der orthodoxen Bischöfe in Carthago statt. Es war ganz natürlich, daß diese Handlungsweise des Königs, nachdem von Geiserich an alle seine Nachfolger gerade in entgegengesetzter Weise das Wohl des Reichs zu gründen suchten, bitteren Tadel und bald heftigen Widerspruch fand, — ja Hilderich wurde sogar des geheimen Einverständnisses mit den Feinden und des Verraths am Reiche beschuldigt. Dies geschah besonders von Gelimer, der nach Hilderich als der Aelteste Anwartschaft auf den Thron hatte. Als dieser einen Theil der vornehmen Vandalen von seiner Absicht überzeugt und für seinen Plan gewonnen hatte, brach im Jahr 530 eine Empörung aus, durch welche Hilderich, vom Thron gestoßen, mit Weib und Kindern in's Gefängniß wandern mußte, — an seiner Stelle wurde Gelimer König. Ueber diesen gewaltsamen Thronwechsel entstanden zwischen Carthago und Constantinopel zu-

nächſt geſandtſchaftliche Verhandlungen. Der Kaiſer machte nämlich Gelimer zuerſt über die Verletzung der Verordnung Geiſerichs Vorſtellungen und nahm ſich Hilderichs als ſeines „Gaſtfreundes“ an: er möge ihn, der doch nur kurze Zeit mehr leben könne, freilaſſen und dann nach ſeinem Tode die Gewalt rechtmäßig ergreifen. Allein die kaiſerlichen Geſandten mußten unverrichteter Sache zurückkehren. Hilderich wurde im Gegentheil, auf die Beſchuldigung entfliehen zu wollen, in noch engeren Gewahrſam gebracht und einer ſeiner mitgefangenen Anhänger ſogar des Augenlichtes beraubt. Da erſchien eine zweite Geſandtſchaft des Kaiſers, welche die Entlaſſung Hilderichs und des geblendeten Damer verlangten, damit ihr Loos erleichtert würde, ſoweit Menſchen deſſen noch fähig ſeien, welche ihre königliche Herrſchaft oder ihre Augen eingebüßt hätten, – das Alles unter Androhung des Kriegs. Darauf antwortete Gelimer: er habe weder die Regierung gewaltſam an ſich geriſſen, noch Unrecht an ſeinen Verwandten geübt. Das Volk der Vandalen habe Hilderich abgeſetzt, weil er mit gefährlichen Neuerungen gegen das Reich und das Haus Geiſerichs umgegangen ſei. Er weiſe jede Einmiſchung des Kaiſers in die Angelegenheiten des vandaliſchen Reichs zurück und werde Gewalt mit Gewalt vertreiben. Damit war der Bruch entſchieden und das Ende eines germaniſchen Reichs nahe, das, durch ſo ſtaunenswerthe Tapferkeit gegründet, über hundert Jahre beſtand und zur Verwunderung ſeiner Feinde in wenigen Wochen gänzlich gebrochen war.

2) In Conſtantinopel regierte ſeit dem Jahre 527 Juſtinian, der Große genannt. Die Regierung dieſes Kaiſers hat ebenſo viel gethan, das griechiſche Reich noch einmal mit ſchimmerndem Glanze zu umgeben, als auch einen guten Theil ſeiner beſten Kräfte vollends aufzuzehren. Wenn es möglich war, der künſtlichen Verwaltung noch mehr Theile und Glieder einzufügen und auch gar Alles ſpinnenartig im Staate zu belauſchen, zu umſpinnen und zu beherrſchen, wenn die vielen feindſeligen, Alles verwirrenden Parteien noch um weitere vermehrt werden konnten, wenn überhaupt Heuchelei und Deſpotie Reiche und Nationen beglücken können, ſo hat dieß Alles Juſtinian, der Große, in ausnehmendem Maße gethan. Er hat die Welt mit einer reichen Sammlung von Geſetzen beglückt, er iſt der Erbauer jenes prachtvollen Tempels, der heute noch bewundert wird, für ihn haben tapfere Männer Italien und Afrika wieder erobert, — aber nach dem Tode dieſes großen Regenten und weiſen Geſetzgebers war Reich und Nation bis zum Tode erſchöpft, auch ſeine Regierung hat endlich mitgetragen, daß die ſchönſten Provinzen ſchon beim Erſcheinen des Feindes wie halbverweſte Glieder vom Ganzen abfielen. Zu all ſeinem Ruhme haben übrigens Frauen durch Muth und Entſchloſſenheit nicht Geringes beigetragen.

Als der Kaiſer im Staatsrathe den Krieg gegen die Vandalen zur Berathung brachte, erregte er unter den Mitgliedern große Beſtürzung. Die Meiſten erinnerten ſich der Flotte des Kaiſers Leo, welche unter ihrem un-

glücklichen Admiral Basiliskus schon bis in die Nähe Carthagos vorgedrungen, eine so schmähliche Niederlage erlitten und so große Geldsummen verschlungen hatte. Die anwesenden Kriegsobersten erblaßten vor dem Gedanken, mit dem Oberbefehl betraut zu werden, vor den Gefahren zu Land und zur See, und ganz besonders vor dem Zusammenstoß mit einem so gefürchteten Feinde, — eine Anschauung, die das ganze Heer theilte, das schon vor dem Seezug nach Gegenden, wo die Sonne unterging, erbebte. Am meisten aber erschrak Johannes, der Cappadozier, der kaiserliche Oberhofmeister, der am besten zu berechnen wußte, was das Reich schon jetzt mit Anstrengung all seiner Kräfte erschwingen mußte, nun aber an die ungeheuren Summen dachte, welche die Bedürfnisse eines solchen Krieges, die Ausrüstung der Flotte und des Heeres, kosten würden. Während Niemand den Muth hatte, dem Kaiser Vorstellungen zu machen, ergriff Johannes das Wort und wagte gegen das für die Kräfte des Reichs so schwierige und gefahrvolle Unternehmen Einrede zu erheben: die Besiegung der Vandalen und die Eroberung Afrika's wäre freilich durch große Opfer an Geld und Menschenleben nie zu theuer erkauft, und ein solcher Sieg würde alle Leiden des Krieges vergessen machen. Aber die Schwierigkeiten seien ungeheuer und der Erfolg sehr ungewiß, wenn man die Geschichte der Vorfahren betrachte. Ein Zug nach Carthago, wenn er zu Land unternommen würde, betrage hundertundneunzig Tage. Ein Heereszug über die See müsse bis zu den äußersten Enden des Meeres erstreckt werden, so daß das, was sich auf dem Kriegsschauplatze ergebe, ließ ihn Angst und Unkenntniß sagen, vor einem Jahre nicht nach Constantinopel gelange. Aber auch wenn Afrika unterworfen würde, ob es ohne die Eroberung von Sizilien und Italien behauptet werden könne? So würde ein Sieg neue Opfer und neue Anstrengungen kosten, eine Niederlage, die Vernichtung der Flotte und des Heeres den Feind in das erschöpfte Land führen. Es bringe also Sieg keine Vortheile, eine Niederlage aber werde das Glück und den Wohlstand des Staates in furchtbares Elend stürzen. Gegen solche Gründe vermochte auch Begeisterung nichts einzuwenden, — als das Gesicht eines Bischofs Vernunft und finanzielles Bedenken zum Schweigen brachte. Er kam aus dem Orient und erklärte Justinian, daß Gott im Traume ihm befohlen habe, zum Kaiser zu gehen und ihm Vorwürfe zu machen, daß er die Befreiung der orthodoxen Kirche in Afrika sich vorgenommen, sie aber furchtsam zögernd wieder aufgegeben habe; Gott werde ihm zur Seite sein und ihn zum Herrn Afrika's machen. Vielleicht war dieß die Sprache eines der verbannten Bischöfe, und würde aus dem byzantinischen Hofstyl in andere Worte übersetzt den Gründen des Cappadoziers entgegen nichts Anderes heißen, als daß an dem Gelingen des Unternehmens schon darum nicht zu zweifeln sei, weil mit dem Erscheinen der Flotte an den Küsten des vandalischen Reichs Tausende für die Waffen des orthodoxen Kaisers sich erheben und die arianische Herrschaft mit niederschlagen würden. Wie lockende

Einladungen drängten sich die Nachrichten von zwei Empörungen gegen die Vandalen. Von Tripolis hatte sich Pudentinus, ein Eingeborner, an Justinian gewendet und ihm Mittheilungen über die umschwere Eroberung der Provinz gemacht, mit der Bitte um einigen militärischen Beistand. Der Kaiser beeilte sich, diesem Anerbieten zu dienen, schickte den Obersten Tatimuth mit mit einem kleinen Heer Soldaten, und Tripolis — war für die Vandalen verloren. Ueber Sardinien hatte Gelimer einen gewissen Godas, einen tapfern Gothen gesetzt. Nicht lange darnach stellte dieser die Zahlung des Tributes ein, und machte sich zum Herrn der Insel. In gerechter Furcht vor den Folgen seiner Empörung bat er Justinian um Hülfe, betheuernd, daß ihn nichts Anderes zum Abfall gebracht habe, als der Abscheu vor der Grausamkeit des Königs gegen seine Verwandten und Unterthanen. Justinian fertigte alsbald den Gesandten Eulogius an ihn ab und verhieß ihm die Sendung einer Heeresabtheilung unter einem Kriegsobersten, der im Stande sein werde, die Insel gegen jeden Feind zu vertheidigen. Als Eulogius in Sardinien landete, fand er Godas mit dem Titel und Gepränge eines Königs und von einer Leibwache umgeben, und mußte von ihm die Erklärung hinnehmen, daß der Kaiser Soldaten schicke, sei ihm erwünscht, eines Kriegsobersten aber bedürfe er nicht. Mit einem solchen Schreiben schickte er auch den kaiserlichen Gesandten an seinen Herrn zurück.

Unterdessen waren die Rüstungen in Constantinopel beendigt. Heer und Flotte befehligte Belisar, einer der größten Feldherrn in der Geschichte. In Thrazien geboren, vielleicht ein Germane, hatte er sich aus niederem Stande bis zu den höchsten Ehren emporgeschwungen und dem Kaiser besonders in den gefährlichsten Stunden seines Lebens außerordentliche Dienste geleistet, damals als er blaß und zitternd vor Entsetzen schon den Fuß in die kaiserliche Barke setzen wollte, um mit seinen Schätzen dem drohenden Aufruhr der Hauptstadt über das Meer zu entfliehen. Die männliche Entschlossenheit seiner Gemahlin Theodora, die ihn fliehen hieß mit allem Kostbaren des kaiserlichen Schatzes, beschämte ihn, — sie selbst wekde es nicht, sondern, wenn nöthig, im Purpurgewande sterben. Diese Worte eines Weibes wirkten und Belisar schlug unter furchtbarem Blutvergießen die Empörung nieder. Diesem Manne, dessen Talente und Tugenden auch neidige Augen anerkennen mußten, vertraute Justinian den Ausgang des Feldzuges gegen die Vandalen und damit zum zweitenmal das Schicksal seines Reiches und den Bestand seines Thrones an. Den Kern und den Stolz des Heeres bildeten die Garden des Feldherrn. Das Heer, das Afrika erobern sollte, war klein und unbedeutend im Verhältnisse zu jenen Massen, mit welchen einst die Römer an den Küsten landeten, um die erste Handelsstadt der Welt zu demüthigen und zu vernichten. Außer vierhundert Herulern und sechshundert Massageten, Hunnen, wurden 10,000 Mann zu Fuß und 5000 zu Pferde eingeschifft. Dazu kamen 20,000 Mann Matrosen, meistens Aegyptier, Jo-

nier und Cilizier. Die Flotte zählte 500 Transportſchiffe, die kleinſten zu dreißig, die größten zu fünfhundert Tonnen angeſchlagen, außerdem noch 92 Kriegsſchiffe, wegen ihrer leichten ſchnellen Fahrt Dromonen genannt, die mit 2000 Byzantinern, Seeſoldaten und Matroſen zugleich, bemannt waren. Heer und Flotte zählte zweiundzwanzig Generäle. Der Oberbefehl war Beliſar mit unumſchränkter Vollmacht übertragen: was er beſchließe und vollziehe, ſollte die Gültigkeit haben, als wenn es der Kaiſer ſelbſt angeordnet hätte. Ihn begleitete auch ſeine Gemahlin Antonia, eine Frau, welche rückſichtlich ihres vergangenen Lebens und ihres Charakters der Kaiſerin Theodora nicht unähnlich war. Um die Sonnenwende des Sommers im Jahre 533 war die Flotte zur Abfahrt gerüſtet und ſie ſtellte ſich vor den Gärten des kaiſerlichen Palaſtes auf, dem Kaiſer, ſeinem Hofſtaate und den Einwohnern der Hauptſtadt ein prachtvoller Anblick. Nachdem der Patriarch Epiphanius ſie eingeſegnet hatte, wurden die Anker gelichtet. Der Flotte voran ſegelten drei Schiffe, auf denen Beliſar und ſein Gefolge ſich befanden, ſichtbar allen Schiffen des Tags durch rothes Segelwerk, des Nachts durch Feuerzeichen. Zum Lichten der Anker und Auslaufen aus einem Hafen gaben Trompeten das Zeichen. Der erſte Halt wurde zu Perinthus gemacht, wo die Flotte fünf Tage lang vor Anker lag, um eine große Menge Pferde einzuſchiffen, welche der Kaiſer Beliſar zum Geſchenk machte. Als die Anker wieder gelichtet wurden, hielt Windſtille die Flotte bei Abydus vier Tage lang feſt. Von da ging die Fahrt zwiſchen den Inſeln um die Vorgebirge Malea und Tänarium, wobei die Ruderknechte in einem engen und gefährlichen Fahrwaſſer ihre Tüchtigkeit erproben ſollten. Da wurden bei Methone an der Küſte von Meſſenien die Anker ausgeworfen, das Heer gelandet, um es von den Beſchwerden der See eine Zeit ruhen zu laſſen. Hier begann unter den Soldaten bei drückender Sonnenhitze plötzlich eine ſolche Sterblichkeit, daß in kurzer Zeit 500 dahinfielen. Die Urſache war das ſchlechte Brod, womit die Flotte von Conſtantinopel aus verſehen war. Johannes, der Cappadozier, ebenſo geizig als genußſüchtig, deſſen geduldete Schlechtigkeiten Juſtinian ſchon einmal an den Rand des Verderbens gebracht hatten, ließ nämlich, um an der Zubereitung des Zwiebacks Holz und Lohn zu ſparen, denſelben nur halb gebacken auf die Schiffe laden. Als in Methone die Säcke geöffnet wurden, fand ſich ſtatt Brod ein weißer, ſchimmeliger Teig, zum Theil von üblem Geruch, deſſen Genuß tödtlich war. Alsbald verbot Beliſar weitere Vertheilung des ſchädlichen Brodes und ließ friſches bereiten. Auf die Meldung davon nach Conſtantinopel belobte ihn der Kaiſer, der Geiz des Kappadoziers aber, der durch Gift nicht mehr hätte ſchaden können, blieb unbeſtraft. Von Methone ſegelte die Flotte bis zur Inſel Zakynthus, wo für die Fahrt durch das joniſche Meer Waſſer eingenommen wurde. Da dieſe aber wegen Windſtille ſechszehn Tage lang dauerte, ſo litt das Heer wegen verdorbenen Waſſers außerordentlich, Beliſar und ſeine Gäſte ausgenommen,

da ſeine Gemahlin Antonia die Waſſergefäße im untern Schiffsraume im Sand gegen Wärme zu ſchützen wußte. Endlich ankerte die Flotte im Hafen von Kaukana an der Südküſte von Sizilien.

Die Inſel gehörte damals den Gothen. Amalaſwintha, die Tochter Theodorichs des Großen, welche während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Athalarich Regentin war, ſtand in freundſchaftlicher Verbindung mit Juſtinian und gewährte den heimlichen, bald offenen Feinden ihres Volkes beinahe Alles, um Afrika zu erobern und — dann nach Italien ſich wenden zu können. Beliſar war bis daher ohne alle Kenntniſſe über die Lage und die Abſichten der Vandalen und wußte weder genau, an welcher Stelle am beſten gelandet, noch von welchem Punkte aus der Angriff am leichteſten eröffnet würde. Er ſchickte deßwegen Procopius nach Syrakus, um über Alles Erkundigung einzuziehen. Er ſelbſt war darüber in großer Unruhe, um ſo mehr, als er, die Unterhaltungen der Soldaten belauſchend, ihre Furcht vor einer Seeſchlacht deutlich genug vernehmen konnte. Sie erklärten offenherzig, wenn ſie einmal an's Land geſtiegen wären, in jeder Schlacht als tapfere Soldaten ſich zu zeigen, — einem Kampf aber auf offener See mit den Feinden und dem Meere zugleich nicht gewachſen zu ſein. Da kehrte Procopius von Syrakus zurück und brachte von einem Manne, der erſt vor drei Tagen Carthago verlaſſen hatte, die Nachricht, daß dort Niemand von dem Anzug eines Heeres etwas zu wiſſen ſcheine, ebendeßwegen auch keine Vertheidigung für Carthago und die übrigen am Meere gelegenen Plätze getroffen ſei, daß erſt kürzlich eine Flotte zur Wiedereroberung von Sardinien abgegangen, daher auch nicht zu befürchten ſei, daß der Landung der Flotte irgend ein Widerſtand entgegengeſetzt werde. Dieſen Mittheilungen zufolge befahl Beliſar die Anker zu lichten und die Segel aufzuziehen. Die Flotte ſegelte an Malta vorüber, war vom Oſtwinde begünſtigt am folgenden Tag im Angeſicht der Küſte von Afrika und ließ am Vorgebirge Caputvada, fünf Tagreiſen von Carthago, die Anker fallen.

3) Die Annäherung ſo großer Gefahr ſcheint Gelimer nicht einmal geahnt, überhaupt ohne alle Kenntniß über die großen Rüſtungen des Kaiſers ſorglos der Zukunft gelebt zu haben. Denn in derſelben Zeit, als die griechiſche Flotte bereits auf offenem Meere gegen die Küſten Afrika's ſteuerte, hatte er ſeinen Bruder Tzagon mit 120 ſchnellſegelnden Schiffen und 5000 Vandalen abgeſendet, den Rebellen Godas zu züchtigen und die Inſel Sardinien wieder zu unterwerfen. Während er ſo ſeine Kräfte zerſplitterte und das Unternehmen von Tzagon mit Leichtigkeit ausgeführt wurde, ging Afrika verloren. Es iſt nicht zu zweifeln, daß der heiße Himmel und die geſegneten Gefilde Afrika's mit ihren ſüßen Früchten das Mark der Vandalen während hundert Jahren nicht geſtählt hatten, daß vielmehr Vieles ſich zum Schlimmern gewendet, zum Theil die alten einfachen Sitten gewichen und ein üppiger, wolluſtathmender Sinn die Adern des Volks ſchwellte. Auch gegen Außen war das kühne, wach-

ſame Regiment Geiſerichs längſt verſchwunden. Nach der Eroberung Afrika's lauerte er einſt nach allen Seiten auf die verdächtigen Bewegungen ſeiner zahlreichen Feinde, um darnach erſt ſeine Beſchlüſſe zu faſſen und ſeine vernichtenden Schläge niederfallen zu laſſen. Die koloſſalen Rüſtungen der Gothen und Römer, denen er auf offener See und im eigenen Lande nicht gewachſen war, vernichtete er, ehe ein einziges Schiff den Hafen verlaſſen konnte, und als eine nicht minder gewaltige Macht bis vor Carthago gedrungen war, war er nicht unvorbereitet, ſein Heer und ſeine Flotte nicht getheilt, noch gar in die Ferne weggeſchickt wie die Gelimers, — eine Nacht reichte hin, die ſtolzen Pläne der Römer ſchon im Angeſicht Carthago's zu vernichten und die Reſte mit Schande in die griechiſchen Gewäſſer zurückzujagen. Das Walten eines ſolchen Geiſtes glaubte Beliſar noch im königlichen Palaſte zu Carthago. Daher die beinahe ängſtliche Vorſicht bei jedem Schritt, bei jedem Ruderſchlag in den afrikaniſchen Gewäſſern, die vor nicht ſo langer Zeit manche kaiſerliche Galeere unter dem Jauchzen der Vandalen brennen ſahen und an deren Küſten die Gebeine ſo vieler Tauſende bleichen ſollten, die ſich ſchon gerüſtet hielten, in die Straßen von Carthago mit geſchmückten Waffen ſtolz einherzuziehen. Als die Schiffe die Anker ausgeworfen hatten, berief Beliſar einen Kriegsrath, um den letzten, aber den gefährlichſten Theil des Feldzuges gemeinſchaftlich zu berathen. Da erhob ſich Meinungsverſchiedenheit. Archelaus, der Kriegszahlmeiſter des Heeres, auch vom Kaiſer ſchon zum künftigen Statthalter Afrika's ernannt, vertrat die Meinung, ſo raſch wie möglich bis vor die Thore der Hauptſtadt zu dringen, die aller Vertheidigungsmittel entblößt, im erſten Schrecken fallen müſſe. Dort allein ſei auch Schutz und Sicherheit für die Flotte, auf deren Erhaltung doch Alles beruhe. Denn auf der weiten Küſtenſtrecke von Carthago bis Tacape finde ſich kein Hafen. Zu landen aber und die Schiffe wie auf offener See vor Anker liegen zu laſſen, das hieße ſich doppelter Gefahr ausſetzen. Ein losbrechender Sturm würde die Schiffe in alle Welt zerſtreuen oder an die nahen Klippen werfen, — und was dann aus dem Heere werden müßte! Dagegen erinnerte Beliſar die Mitglieder des Kriegsraths, an die Angſt der Soldaten vor einer Seeſchlacht und daß ſie eben deswegen auf der offenen See nichts ſehnlicher gewünſcht, als feſten Boden bald unter den Füßen zu haben. Nachdem dieß nun möglich geworden, ſo würde es unklug ſein, das, was man ſich gewünſcht, von ſich zu ſtoßen und dem Entgegengeſetzten nachzujagen. Wenn aber auf der Fahrt nach Carthago die feindliche Flotte ihnen entgegenträte und die Soldaten ſich zur Flucht wendeten, ſo hätte man nicht einmal das Recht, ihnen darum Vorwürfe zu machen, weil ein ſchon vorher angeſagtes Vergehen Entſchuldigung in ſich trage. Von den vielen Unglücksfällen, welche die Schiffe treffen können, ſeien beſonders die Folgen eines Sturmes erwähnt worden, welcher dieſelben entweder weithin zerſtreuen oder an die Küſten werfen müſſe. Wenn man aber die Wahl habe, ob es nicht beſſer

ſei, daß die Schiffe allein zerſchellt würden, als daß das Heer zugleich mit unterginge? Zu dem werde man in Carthago die Landung erkämpfen müſſen, die jetzt ohne Schwertſtreich leicht vor ſich gehe. Er ſei deßwegen der Meinung, alsbald das Heer, Pferde, Waffen und die ſonſtigen Bedürfniſſe auszuſchiffen, ein feſtes Lager zu beziehen und von dieſem Stützpunkt aus den Krieg zu eröffnen.

So geſchah es. Drei Monate, nachdem die Flotte den Hafen von Conſtantinopel verlaſſen hatte, erfolgte die Ausſchiffung des Heeres mit allem nöthigen Kriegsmaterial, — die Truppen bezogen ein Lager, das alsbald mit Wall und Graben verſchanzt wurde. Eine dabei entdeckte Quelle ſüßen Waſſers, reichlich genug für Menſchen und Thiere, galt den Griechen als eine gute Vorbedeutung. Die Schiffe waren in einem Halbkreis aufgeſtellt und auf einem jeden fünf Bogenſchützen als Beſatzung zurückgelaſſen. Als am folgenden Morgen einige Soldaten die angrenzenden Felder ihrer Früchte beraubten, ließ Beliſar die Diebe züchtigen und das ganze Heer vor ſolchen Vergehen warnen, um dadurch nicht die den Vandalen ſchon abgeneigten Eingeborenen ſich zu Feinden zu machen. Damit war der Befehl verbunden, alle Bedürfniſſe baar zu bezahlen. Dieſe Mannszucht bewirkte bei den Afrikanern noch mehr, als die Waffen gegen die Vandalen. Die erſte Stadt, welche die Thore öffnete, war Sullakte, eine Tagreiſe vom Lager entfernt, bald folgten die Städte Leptis und Adrumetum. Unter den Eingeborenen wurden zugleich Abſchriften eines kaiſerlichen Schreibens verbreitet, des Inhaltes, daß das Heer nicht gelandet ſei, Krieg gegen die Vandalen zu eröffnen, oder das mit Geiſerich geſchloſſene Bündniß zu zerreißen, ſondern es gelte, den Tyrannen zu ſtürzen, der ſeine Verwandte gefangen halte und Andere des Augenlichts beraubt hätte. Schließlich die Aufforderung, dazu getreulich mitzuhelfen, und die eidliche Verſicherung, daß ihnen Friede und Freiheit nicht werde geraubt werden. Das Heer rückte dann, aber ſtets in Schlachtordnung, über Leptis und Adrumetum nach Graſſä auf dem Wege nach Carthago. Die Vorhut führte Johannes, der Armenier, mit 300 Mann der Garde, dann folgten 600 Maſſageten, zuletzt Beliſar mit dem Heere, das an jedem Abend ein befeſtigtes Lager bezog. Die Flotte aber ſegelte längs der Küſte, wo möglich in gleicher Bewegung, und ſollte das Heer nicht aus den Augen laſſen. Graſſä war eines der königlichen Schlöſſer mit Parkanlagen, welche der vielgereiſte Procopius für die ſchönſten hielt, die er je geſehen. Die ſchattigen Haine durchſchlängelten reichliche klare Waſſerbäche, die Bäume waren bedeckt mit den köſtlichſten Früchten, ſo daß ein jeder Soldat ſein Zelt unter Fruchtbäumen aufſchlug und alle ſich ſättigen konnten, ohne daß ein Abnehmen des reichlichen Segens bemerklich war.

Endlich hatte Gelimer in Hermione die Ankunft der Feinde erfahren. Sein erſter Befehl nach Carthago an ſeinen Bruder Ammatas lautete,

Hilderich sammt seinem Anhang zu tödten, um dadurch Belisar eines Werkzeugs zu berauben, die Fahnen der Empörung unter den Vandalen selbst zu erheben. Ammatas gehorchte augenblicklich und tödtete Hilderich und all seine Anhänger. Dann hatte ihm Gelimer befohlen, alle streitbaren Vandalen in Carthago zu sammeln und die Vorhut des Feindes in der Nähe von Decimum anzufallen, während er selbst die Nachhut, sein Neffe Gibamund den linken Flügel angreifen werde an einer Stelle, wo den Feinden die Hülfe, sogar der Anblick der Flotte entzogen sein sollte. Der Plan war selbst nach dem Zeugniß der Griechen gut angelegt, wurde aber durch das Ungestüm des Ammatas vereitelt. Statt nach dem Willen des Königs mit allen Streitkräften aus Carthago aufzubrechen, eilte er ihnen voran, mit dem Befehl, so schnell als möglich nachzurücken, und griff dann zu früh und mit wenigen Leuten an. Im ersten Anfall hieb er zwölf der Tapfersten nieder, erhielt aber im Gedräng selbst die Todeswunde und stürzte zusammen. Als er gefallen war, wendeten sich seine Leute zur Flucht und rißen die im panischen Schrecken mit sich fort, welche von Carthago her nach Decimum unterwegs waren. Fast zu gleicher Zeit traf Gibamund mit 2000 Mann auf dem Salzfelde ein, so genannt, weil das Land ringsum wegen der Salzquellen von Bäumen und allem Pflanzenwuchs leer und entblößt ist. Hier stieß er auf die Massageten und wurde mit den Seinigen niedergehauen. Unterdessen kam Gelimer ohne alle Kenntniß dessen, was vorgefallen, aus Unachtsamkeit an dem durch Hügel verdeckten Lager Belisars vorüber auf die Wahlstatt an, wo Ammatas gefallen war. Der erste Angriff der Vandalen war so unwiderstehlich, daß die Griechen sich in wilde Flucht stürzten, — der Sieg lag in ihren Händen. Da hemmte Gelimer in herbem Schmerz über den Tod seines Bruders das siegreiche Vordringen seiner Leute, ängstlich besorgt um das Begräbniß des Gefallenen. Während aber das geschah, brachte Belisar die Fliehenden zum Stehen und ging nun selbst zu scharfem Angriff über. Der günstige Augenblick für die Vandalen war vorüber, Gelimer floh nicht nach Carthago, auch nicht nach Byzacium, woher er gekommen war, sondern nach der Ebene von Bulla gegen die numidische Wüste. Dieß geschah bei Decimum am fünften Meilenstein von der Hauptstadt.

Am folgenden Tag zog das Heer in Schlachtordnung auf dem Wege nach Carthago, wo es am Abende eintraf, aus Besorgniß vor Kriegslist und Hinterhalt aber nicht in die Thore einrücken durfte, sondern unter freiem Himmel liegen mußte. Belisar überzeugte sich aber bald, daß kein Feind darin zu fürchten sei. Die Stadt erglänzte die ganze Nacht in prachtvoller Beleuchtung, aber auch das brachte ihn nicht von der Stelle, schon aus Rücksicht für die Stadt und ihre Bewohner, um sie vor Plünderung und Zügellosigkeit der Soldaten zu schützen. Unterdessen war die Flotte mit großer Vorsicht der Küste entlang hingesegelt, ohne Kunde erhalten zu haben von den Gefechten bei De-

cimum. Erſt als ſie das hermäiſche Vorgebirge erreichte, erfuhren die Capitäne, was vorgefallen war. Da aber wiederholte Zeichen einen nahenden Sturm verkündeten, an der Küſte zu ankern Allen Vernichtung drohte, ſie aber ohne Befehle Beliſars in den Hafen von Carthago nicht eindringen wollten, ſo ſegelten ſie in die Bai von Tunis, Stagnum genannt, und hatten da kaum eine geſicherte Stellung genommen, als der Sturm wirklich mit furchtbarer Gewalt losbrach. Nur Kolonymus lief mit ſeinem Schiff in den Hafen von Carthago, Mandraeium genannt, vor deſſen Eingang die eiſernen Ketten von den Einwohnern ſchon entfernt waren, landete dann mit ſeinen Leuten und plünderte die Güter derer, die am Meere wohnten, der fremden ſowohl als der carthaginenſiſchen Kaufleute. In der Stadt ſaß eine große Anzahl griechiſcher Kaufleute gefangen auf die Beſchuldigung hin, dem Kaiſer zur Ausforſchung des Landes gedient zu haben, — und war nur durch die Flucht Gelimers einem gewiſſen Tode entgangen. Als der Aufſeher der Gefängniſſe, welche ſich auf der Burg befanden, den Ausgang bei Decimum erfuhr und die Flotte ſchon dieſſeits des Vorgebirges erblickte, ſo ging er zu den Gefangenen, die, ohne Kenntniß von den Ereigniſſen, den Tod erwarteten, und forſchte nach, was ſie wohl von ihren Gütern opfern würden, ſich das Leben zu erhalten. Da ſie alsbald ſich bereit erklärten, Alles für das Leben hinzugeben, ſo forderte er von ihnen Nichts, als von den Erſtaunten einen Schwur, auch ihm, falls ſie glücklich davon kämen, Hülfe zu leiſten, wenn er in Gefahr käme. Dann erzählte er die Ereigniſſe des Tages, zeigte ihnen vom Gefängniß aus die heranſegelnde Flotte und entließ ſie. Kaum hatte aber Beliſar von der Ankunft der Flotte Nachricht erhalten, als er den größten Theil der Seeleute an's Land ſetzen ließ, um mit ihnen vereint ſeinen Einzug in Carthago zu halten. Bevor dieß aber geſchah, belobte er die Soldaten über ihre gute Haltung bisher und ermahnte ſie beſonders, gute Ordnung in der Stadt zu halten, ſie ſollten nicht vergeſſen, daß die Afrikaner viel Schlimmes von den Vandalen erduldet, ſie aber als deren Befreier gekommen ſeien und darum ihren Ruhm durch keine Gewaltthat beflecken. Nach dieſen Ermahnungen rückte das griechiſche Heer in geſchloſſenen Reihen und zum Kampf gerüſtet, wenn Angriff drohe, in die Hauptſtadt ein. Beliſar ſtieg auf der königlichen Burg ab, alsbald von den Klagen der Kaufleute beſtürmt, welche Kolonymus geplündert hatte. Dieſer wurde angefordert und mußte mit einem Eide geloben, alles Entwendete zurückzugeben, was er aber nach Griechenart trotz Eidſchwur nicht hielt und zur Strafe dafür nach dem Urtheil des Volkes bald durch eine Krankheit weggerafft wurde. Sonſt aber war die Stimmung der Einwohner den Siegern ſo günſtig und über ihre Zukunft, obwohl Afrika und Carthago die Regenten getauſcht hatte, ſo beruhigt, daß Handel und Verkehr nicht die mindeſte Störung litt. Die Kaufhallen blieben geöffnet, Käufer und Verkäufer füllten wie gewöhnlich die mit Lebensmitteln reichlich verſehenen öffentlichen Plätze, — die Soldaten aber bezogen zufrieden und in Ordnung wie

mitten im Frieden die ihnen angewieſenen Quartiere in den Häuſern der Einwohner. Des Abends bewirthete Beliſar in den Hallen der Hofburg ſämmtliche Kriegsoberſten, wobei Gelimers Dienerſchaft die Beſieger ihres Herrn und Königs bedienen mußte. Dabei geſchah einer alten Prophezeihung Erwähnung, welche früher ſogar Kinder einander zugerufen, daß nämlich, wie einſt das G, Geiſerich, über das B, Boniſacius, Herr geworden, ſo werde das G von dem B beſiegt werden. Das Nächſte, was Beliſar in Angriff nahm, war die Umwallung und Befeſtigung der Hauptſtadt, welche die Vandalen, von einer falſchen Berechnung befangen, gänzlich hatten verfallen laſſen. Beliſar wollte die gewonnenen Vortheile ſowohl gegen den wankelmüthigen Geiſt des Volkes, als auch gegen die Wechſelfälle des Krieges ſicher ſtellen. Er ließ deßwegen durch ſeine Soldaten und Matroſen und durch zahlreiche Baulente der Stadt, denen er reichlichen Lohn bot, die ſchadhaften Theile der Mauer wieder aufbauen, außerdem aber einen tiefen Graben ziehen, und überdieß noch eine dichte Verpalliſadirung anlegen. Als Gellmer ſpäter dieſes in ſo kurzer Zeit angelegte Werk ſah, konnte er ſeine Verwunderung darüber und laute Klagen nicht unterdrücken, daß Unverſtand und Sorgloſigkeit ſein Unglück verſchuldet habe. Den in die Tempel geflüchteten Vandalen wurde Schutz und Sicherheit gewährt. Der von ihnen früher ſo rückſichtslos gegen Katholiken ausgeübte Druck fiel jetzt mit dreifachem Gewicht auf ſie ſelbſt zurück. Sie mußten ſämmtliche Kirchen an die Verfolgten abtreten, Niemand durfte ſeine Kinder anders als durch orthodoxe Prieſter taufen laſſen und keine Sekte ein Haus oder einen Ort zum Gebet beſitzen. Einen Theil dieſer Edikte des Kaiſers hatten die Katholiken vor dem Einzug Beliſars in Carthago ſelbſt vollzogen. Die prachtvolle Kirche des hl. Cyprian, des großen Schutzheiligen der Stadt, dem zu Ehren auch unter vandaliſcher Herrſchaft jedes Jahr große Feierlichkeiten ſtatt fanden, mußte früher den Arianern eingeräumt werden. Dieſe waren eben am Vorabende ſeines Feſtes beſchäftigt, die Kirche zu ſchmücken, die Lampen in Bereitſchaft zu ſetzen, die Koſtbarkeiten und Kleinodien aufzuſtellen, als die Nachricht von der Niederlage bei Decimum und bald darauf flüchtige Vandalen ſelbſt die Gewißheit brachten, daß es mit ihrer Herrſchaft zu Ende ſei. Da verließen die Arianer den Tempel und die katholiſche Geiſtlichkeit hatte nichts Eiligeres zu thun, als einzuziehen, die gerichteten Lampen anzuzünden und den nach ihrem Glauben lang unterbrochenen Gottesdienſt jubelnd zu beginnen.

Gelimer bemühte ſich unterdeſſen, vor der Ebene von Bulla, vier Tagreiſen von Carthago, wohin er ſich zurückgezogen hatte, die Trümmer ſeines geſchlagenen Heeres wieder zu ſammeln, auch mit den Mauren in ein Waffenbündniß zu treten, was ihm aber nur zum Theil gelang, indem die Meiſten von dieſen ſchlau genug der aufgehenden Sonne ſich zuwendeten, und durch Geſandtſchaften an Beliſar ihre Unterwerfung unter das kaiſerliche Regiment erklären ließen. Dieſer ergriff die Gelegenheit, ſich Bundesgenoſſen zu verſchaffen,

den Vandalen aber noch mehr Feinde zu erwecken, mit beiden Händen, nahm die freiwillig gebotenen Geiseln an und schickte den Häuptlingen im Namen des Kaisers die Abzeichen ihrer neuen Gewalt, als den silbernen Stab, der vergoldet war, das kostbare Diadem, das wie ein Kranz um das Haupt gelegt wurde, ein weißes Gewand, das in Form eines thessalischen Mantels auf der rechten Schulter durch eine goldene Spange zusammengehalten wurde, ein weißes Untergewand mit bunten Verzierungen und vergoldete Halbstiefel. Gelimer setzte dafür einen Preis auf den Kopf eines jeden Griechen und zahlte dem, der einen solchen erschlug und Beweise beibrachte, ein Goldstück. Seine Gesandtschaft aber nach Spanien, um mit den Westgothen ein Bündniß abzuschließen, mußte unverrichteter Dinge zurückkehren, da zum Staunen der Gesandten das Gerücht ihrer Niederlage ihnen voraus an den königlichen Hof gelangt war und man mit einem schon Besiegten Bündniß und Freundschaft nicht schließen wollte. Die Nachricht dagegen von der Unterwerfung Sardiniens, deren Boten ohne alle Kenntniß des inzwischen Vorgefallenen zudem noch in Carthago anliefen, und so in die Hände Belisars fielen, konnte die schlimme Lage der Dinge wenig ändern, mußte im Gegentheil die brennende Wunde nur um so schmerzlicher machen, als die Folgen der gemachten Fehler sich jetzt recht deutlich zeigten. In der Hoffnung, durch Vereinigung mit Tzagon aber Alles wieder gut machen zu können, schickte Gelimer einen Eilboten auf einem schnellsegelnden Schiff nach Sardinien mit einem Schreiben folgenden Inhalts: „Es war nicht Godas, der die Insel uns abwendig gemacht, sondern ein vom Himmel gegen uns gesendetes feindliches Geschick. Während du mit allen angesehenen Vandalen abgezogen, Sardinien zu erobern, haben wir Afrika verloren. Denn kaum war Belisar mit einem kleinen Heere gegen uns ausgerückt, als Tapferkeit und Glück die Sache der Vandalen verlassen hat. Dein Neffe Ammatas, dein Bruder Gibamund sind gefallen, weil die Vandalen sich ruhmlos geschlagen. Unsere Pferde, unsere Schiffe, Carthago, ganz Afrika sind in den Händen unserer Feinde. Uns ist nichts übrig geblieben, als die Ebene von Bulla und die Hoffnung auf euere Hülfe. Darum verlaß Sardinien und eile so schnell als möglich dich mit uns zu vereinigen. Laß uns das ehemalige Glück wieder erringen oder ungetrennt auch das Schwerste mit einander theilen." Als Tzagon diese Schreckensnachricht erhalten hatte, theilte er sie den Seinigen mit, verbarg aber mit ihnen Schmerz und Trauer vor den Einwohnern. Nachdem die Angelegenheiten der Insel so schnell wie möglich geordnet waren, schifften sie sich ein und fuhren mit der ganzen Flotte nach Afrika, wo sie am dritten Tage an der Grenze von Mauritanien die Anker auswarfen, landeten und in Eilmärschen die Ebene von Bulla zu erreichen strebten. Das Wiedersehen der beiden Brüder war erschütternd. Ich glaube, sagt Procopius, daß, wenn einer ihrer Feinde Augenzeuge davon gewesen wäre, er damals die Vandalen und ihr Schicksal würde bemitleidet haben.

Sie umarmten ſich und hielten einander weinend, ohne ein Wort zu reden, lange feſt umſchloſſen. Niemand fragte nach Sardinien, Niemand nach den Ereigniſſen in Afrika, — die Größe des Unglücks lag vor Aller Augen. Die Abweſenheit ihrer Weiber und Kinder bewies ihnen, daß ſie entweder todt oder in den Händen der Feinde ſeien.

Nach der Vereinigung mit Tzagon brach Gelimer in der Richtung gegen Carthago auf. Sein Heer war den Griechen an Zahl überlegen, aber der Geiſt deſſelben durch die beinahe unerklärlichen Niederlagen tief niedergebeugt. Als er in der Nähe der Stadt ankam, ſchnitt er den Bewohnern das Waſſer ab, — eine Handlung, die ihm gerade keine Freunde erweckt haben wird, und dennoch hoffte der König, daß ſeine Annäherung die Vandalen der Stadt und die Arianer im griechiſchen Heere zu einer Schilderhebung ermuthigen werde, — eine Hoffnung, die nicht in Erfüllung ging. Auch ließ er ſich mit den Maſſageten in geheime Unterhandlungen ein und verſprach ihnen große Vortheile, wenn ſie das griechiſche Heer verließen und zu den Vandalen übergingen. Sie ſchienen auch nicht ungeneigt, da ſie ohnehin an dem Feldzug nicht freiwillig theilnahmen, ſondern dazu, wie ihre Klage lautete, liſtig und mit Verletzung eidlicher Verſprechungen gebracht wurden. Aber die Wachſamkeit Beliſars vereitelte all dieſe Anſchläge. Er war feſt entſchloſſen, ſo lange die Ringmauer nicht vollendet ſei, Nichts in offenem Felde zu wagen. Einen Bewohner von Carthago, welcher des Einverſtändniſſes mit Gelimer und des Verraths überführt wurde, ließ er auf einem Hügel vor der Stadt zum abſchreckenden Beiſpiel aufknüpfen. Die Maſſageten aber ſuchte er durch Geſchenke, ihre Häuptlinge durch Zuziehung an ſeine Tafel und andere Schmeicheleien zu gewinnen. Und als er von dieſen wenig an ſich haltenden Barbaren, vielleicht unter den Freuden der Tafel, die Beſorgniß erfuhr, immer in Afrika zurückgehalten zu werden und nie mehr ihre Heimath zu ſehen, gab er ihnen die feſte Verſicherung, daß ſie nach der Unterwerfung der Vandalen alsbald ſammt ihren Leuten in ihr Vaterland entlaſſen werden ſollten. Nachdem endlich die Ringmauer vollendet war, und das Heer für alle Fälle einen ſicheren Stützpunkt hatte, rückte Beliſar den Vandalen entgegen. In der Nacht vor der Alles entſcheidenden Schlacht wurde im Lager der Griechen eine elektriſche Erſcheinung beobachtet, die nicht geringen Schrecken erregte. Viele ſahen nämlich die Spitzen ihrer Speere plötzlich leuchten und die geſchärften Seiten wie brennen. Daſſelbe wurde ſpäter auch im gothiſchen Kriege in Italien beobachtet, konnte aber nicht mehr Schrecken, ſondern nur den feſten Glauben des nahen Sieges in den Sehenden erwecken.

Das Lager beider Theile trennte nur ein Bach. Beide Anführer beſtrebten ſich, den Ihrigen das Gewicht des bevorſtehenden Kampfes darzuſtellen. Beliſar erinnerte die Seinigen an die ſchon gewonnenen Vortheile und ermunterte ſie, durch bewährte Tapferkeit den Beſchwerden des Feldzugs ein Ende zu

machen. Da in seiner Rede, welche Procopius ihn halten läßt, auch die Körpergröße der Vandalen erwähnt ist, die sie nicht schrecken dürfe, so entnehmen wir daraus, daß das Volk unter der Sonne Afrika's von dem Bezeichnenden der germanischen Stämme noch Nichts verloren hatte. Gelimer und Tzagon erinnerten die Ihrigen an die folgenschwere Entscheidung der Schlacht, schilderten ihnen das Loos ihrer Weiber und Kinder, ihr eigenes Schicksal, wenn sie unterliegen, — darum besser der Tod, als Knechtschaft und Sklaverei! Ganz besonders aber erinnerten sie an die glänzenden Thaten ihrer Väter, mit der Aufforderung, ihrer und ihres großen Königs Geiserich sich würdig zu beweisen. Das griechische Heer war in der Ordnung aufgestellt, daß die Reiterei, die erste Linie bildete, unter dem Commando des tapfern Armeniers Johannes, Belisar im Centrum an der Spitze seiner Garden, in zweiter Linie kam das Fußvolk. Die Massageten, welche auch sonst nicht in die Schlachtlinie eingereiht wurden, sondern getrennte Vorhaufen bildeten, hatten sich dießmals noch weiter abseits gestellt, in der wenig verhüllten Absicht, den Siegern sich anzuschließen. Auf Seite der Vandalen war Tzagon mit denen, welche Sardinien wieder erobert hatten, in der Mitte aufgestellt, hinter ihm die Mauren. Gelimer ritt durch die einzelnen Reihen, sie zu ermuntern und anzufeuern, und ertheilte noch den besondern Befehl, so schnell wie möglich zum Schwerte zu greifen und zum Handgemenge überzugehen. So thaten sie auch. Da die Vandalen ihre Stellung nicht verließen, stürmte Johannes mit den Griechen über den Bach, wurde aber alsbald zurückgeworfen. Dreimal stürmten die Griechen, dreimal mußten sie vor dem Schwerte der Vandalen weichen, da fiel Tzagon und mit ihm viele tapfere Vandalen, und das griechische Heer begann den Kampf zum viertenmal. Dieser wiederholte Angriff und der Tod des muthigen Tzagon entschied. Die Flucht der Vandalen, die von der Mitte begann, wurde allgemein, und als das die Massageten sahen, schloßen sie sich sogleich an die Griechen an. Gelimer zog sich in das Lager zurück, während die Sieger vom Verfolgen alsbald abließen, um die Gefallenen ihres goldenen Schmuckes zu berauben. Des Abends führte Belisar sein Heer zum Angriff gegen das Lager der Vandalen. Kaum war aber Gelimer von dem drohenden Angriff unterrichtet, als er sich auf ein Pferd warf, um ohne Scheu und Ehrgefühl das feige Leben zu retten, und die Seinigen ihrem Schicksal überließ. Ihm folgten seine Verwandten und wenige seiner Diener. Eine Zeit lang blieb die Flucht des Königs verborgen, als sie aber im Lager bekannt wurde, begann ein beispielloser Tumult. Der Feind schon im Angesicht des Lagers, der König geflohen, das Heer ohne Anführung und Commando, dabei das Jammergeschrei der Weiber und Kinder, in dieser furchtbaren Verwirrung löste sich Alles in wilde Flucht auf, Jeder auf sich, Niemand auf die Rettung der Seinigen bedacht. Als die Griechen ankamen, nahmen sie das Lager, das von Männern leer war, mit allen Schätzen, verfolgten die Flie-

henden die ganze Nacht, hieben die Männer, die sie trafen, nieder, und nahmen Weiber und Kinder als ihre Sklaven gefangen. Im Lager selbst fanden die Sieger eine fabelhafte Menge von Gold und Silber und Kostbarkeiten verschiedener Art. Der unerwartete plötzliche Besitz dieser Schätze, die Menge schöner Sklavinnen lösten mit einemmal Zucht und Ordnung im ganzen Heere auf, so daß weder Zuruf noch Commandoworte beachtet wurden. Einige durchsuchten nicht in Abtheilungen, sondern einzeln, zu zwei die angrenzenden Thalschluchten, Wälder und Höhlen, Andere, berauscht von ihrem Besitz, verlangten zu ruhigem Genuß nach Carthago zurückzukehren. Belisar, voll Scham und Zorn über diese Zuchtlosigkeit, fürchtete die ganze Nacht hindurch, es möchten die Vandalen, davon in Kenntniß gesetzt, zur Vergeltung heraneilen und das ganze Heer vernichten, so daß auch nicht Ein Mann sich hätte retten oder seiner Beute hätte froh werden können.

Mit Tagesanbruch pflanzte er seine Fahnen auf einem Hügel auf und stellte allmählig die Ordnung wieder her, indem er Anführer und Soldaten über solch beispielloses Benehmen heftig schalt. Darauf wurde Johannes, der Armenier, mit zweihundert Mann abgesendet, Gelimer Tag und Nacht zu verfolgen und nicht inne zu halten, bis er ihn entweder todt oder lebendig in die Hände bekäme. Nach Carthago schickte er den Befehl, die Vandalen, welche sich in die Kirchen geflüchtet, seines Schutzes zu versichern, alle aber zu entwaffnen und gut zu bewachen, bis er selbst eintreffe. Johannes rückte unterdessen Gelimer durch rastloses Verfolgen so nahe, daß dieser ihm nicht mehr entgehen konnte, da wurde er von einem Berauschten seiner Abtheilung unabsichtlich durch einen Pfeil so schwer verwundet, daß er nach einigen Stunden starb. Dadurch erhielt Gelimer einen Vorsprung und entkam in das unzugängliche Gebirge von Pappua im Innern von Numidien, dessen Zugänge Pharas, der Befehlshaber der Herulер, sogleich besetzen mußte. Dieser Pharas, sagt der griechische Geschichtschreiber des Vandalenkrieges, war, wenn gleich ein Herulер von Geburt, von nüchterner Lebensweise und ehrlicher Gesinnung, denn daß ein Herulер nicht treulos ist, noch der Trunkenheit sich ergibt, ist etwas sehr Seltenes und verdient großes Lob. Belisar rückte indessen mit seinem Heere nach Hippo regius, wo ihm außer vielen vornehmen Vandalen auch der königliche Schatz in die Hände fiel, den Gelimer einem seiner vertrautesten Diener anvertraut hatte, mit dem Befehl, ihn nach Spanien an den Hof der Westgothen zu flüchten. Aber anhaltende Stürme trieben das Schiff an die Küste zurück, wo es mit seinem reichen Inhalt an Belisar ausgeliefert werden mußte. Gegen Ende des Jahres 533 kehrte er mit dieser kostbaren Beute nach Carthago zurück. Um Alles, was zum vandalischen Reich gehört hatte, in Besitz zu nehmen, schickte er einen großen Heerhaufen unter Cyrillus nach Sardinien. Weil die Inselbewohner aus Furcht vor den Vandalen von einer Unterwerfung unter kaiserliches Regiment

nichts wiſſen, auch nicht an die ſchwere Niederlage glauben wollten, ſo zeigte er ihnen den Kopf des Tzagon und ſchlug damit jeden Zweifel und jeden Widerſtand nieder. Von Sardinien aus wurde auch Corſika im Namen des Kaiſers beſetzt. Eine andere Abtheilung nahm Cäſarea, dreißig Tagreiſen von Carthago entfernt, und um ſagen zu können, daß das Reich Juſtinians bis zu den Säulen des Herkules reiche, mußte ein Tribun von Beliſars Garde in Septem oder Ceuta auf der afrikaniſchen Küſte, Gibraltar gegenüber, die kaiſerliche Standarte aufpflanzen. Nach Tripolis aber mußte Hülfe abgehen, um es gegen die Anfälle der Mauren zu ſchützen. Endlich ſollte auch noch Lilybäum in Sizilien, als früher zu dem Reich der Vandalen gehörig, beſetzt werden. Deſſen aber weigerten ſich die Gothen und gaben dadurch Beliſar, wie wir ſpäter ſehen werden, den gewünſchten und vielleicht geſuchten Vorwand zum Krieg in Italien.

Aber alle dieſe Siege und beinahe blutloſe Unternehmungen ſchienen mindeſtens unſicher und zweifelhaft, ſo lange der König der Vandalen nicht lebendig oder todt in den Händen der Griechen war. Kein Land hat zu allen Zeiten die oft ſo zuverläßigen Berechnungen der Sieger, wie ſie von allen Weltgegenden kamen und an ſeinen Küſten landeten oder durch die Wüſte drangen, ſo oft zu Schanden gemacht, als der nördliche Saum von Afrika. Seine Eroberung durch die Franzoſen in unſeren Tagen, die ungeheueren Anſtrengungen, die Beſiegten ſtets wieder zu beſiegen, und das Eroberte wieder zu erobern und abermals nur durch Waffengewalt behaupten zu können, iſt bis auf die Namen daſſelbe, was die Römer gegen Jugurtha vor und nach ihm ſo oft erfahren mußten. Auch für die Griechen blieb das Land ſogar nach Ausrottung der Vandalen eine Höhle, in die Viele eindrangen, aber ſehr Wenige ſich herausfanden. Pharas hatte unterdeſſen, des Lauerns im Gebirge, beſonders zur Winterszeit, überdrüſſig, einen Sturm gewagt, um in die Päſſe einzudringen, wurde aber mit ſchwerem Verluſte zurückgeworfen, und verdoppelte von nun an ſeine Wachſamkeit, daß Keiner der Eingeſchloſſenen ihm durch die Flucht entginge, noch von Außen ihnen etwas zugeführt würde. Dadurch empfand Gelimer und ſeine Umgebung bald die Folgen des Hungers und bitterer Noth. An ein reiches, üppiges Leben gewöhnt, jeden Tag im Genuß erfriſchender Bäder und dann der feinſten, auserleſenſten Speiſen, der Annehmlichkeiten wahrhaft prachtvoller Wohnungen, umgeben von klaren Bächen und dem undurchdringlichen Schatten immergrüner Baumkronen, ſahen ſich dieſe Vandalen, welche die Strenge und den Ruhm eines Geiſerich längſt vergeſſen hatten, plötzlich bis an die Grenzen des Nothdürftigſten verſetzt und mußten ſogar die Armuth abgehärteter Gebirgsbewohner noch theilen. Dieſe Menſchen waren aber gewöhnt, in Erdhöhlen oder in elenden Hütten aus Lehm und Stroh jedes Ungemach der Jahreszeit ohne Klage zu ertragen; ſie ſchliefen auf der Erde, und wer reich war, auf einem Fell, — Weiber, Kinder, ſogar das Vieh, Alles neben

einander. Ihre Kleidung war ärmlich und voll Schmutz, ſie kannten weder Brod noch Wein und aßen die halbgeriebenen Gerſten- und Waizenkörner, ohne an viel Zubereitung zu denken. Gelimer und ſeine vornehme Begleitung ertrug nothgedrungen dieſes elende Leben, aber bald gebrach es auch an dem Allernothwendigſten. Er konnte beklagen, daß er ohne Muth dem ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfeld entflohen, um jetzt wie ein gefangenes Thier dem Elend und zuletzt dem Verrath ſchmählich zu unterliegen. Als Pharas erfuhr, daß ſeine Maßregeln wirkten, ſchrieb er einen Brief und ſchickte ihn an Gelimer, um endlich doch dieſer läſtigen Belagerung enthoben und durch Ergebung des Königs reichlich belohnt zu werden. „Ich bin wie du," lautete der Brief, „ein der Schrift wie künſtlicher Rede unkundiger Barbar, rede aber die Sprache des geſunden Menſchenverſtandes und eines aufrichtigen Herzens. Wer hat dich doch vermocht, dich und alle deine Verwandten in dieſe Kluft zu werfen und dem Elende Preis zu geben? Aus Liebe zur Freiheit, um kein Unterthan zu werden? Biſt du denn nicht ſchon Sklave der Mauren, der erbärmlichſten aller Menſchen? Sollte es denn nicht beſſer ſein, in Conſtantinopel ein Leben der Armuth zu führen, als im Pappuagebirg unumſchränkter Gebieter der Mauren zu ſein? Oder hältſt du es für ſo tiefe Erniedrigung, des Kaiſers Unterthan zu ſein? Belifar iſt ſein Unterthan und ich ſelbſt, deſſen Herkunft deinem Stande nicht nachſteht, ſchäme mich nicht, dem Kaiſer zu dienen. Er will dir, und dafür bürgt Belifar, einen Platz im Senat, die Würde eines Patriciers und Grundeigenthum nebſt einer großen Summe Geldes geben. Du biſt freilich im Stande, die Mühſeligkeiten deines Schickſales ſtandhaft zu ertragen, aber iſt es vernünftig, die ſich darbietende Erleichterung von ſich zu weiſen? Es ſteht bei dir, die ſchwere Laſt deiner Leiden abzuwerfen und allen dich bedrängenden Widerwärtigkeiten auf einemmal zu entgehen." Darauf erwiederte der König der Vandalen: „Für deinen Rath ſage ich dir vielen Dank. Aber es iſt mir unerträglich, der Diener eines ungerechten Feindes zu werden, an dem ich mich rächen würde, wäre Gott mir gnädig. Ihm habe ich niemals, weder durch Wort noch That, Unrecht zugefügt, und doch hat er mich mit Krieg überzogen und, ich weiß nicht, woher Beliſar gegen mich geſendet, der mich in dieſes Elend hinabgeſtürzt. Der Kaiſer iſt ein Menſch, fürchtet er nicht, von einem Schickſal heimgeſucht zu werden, das er nicht wünſcht? Mehr vermag ich nicht zu ſagen, da meine Lage mir nahezu die Beſinnung geraubt. Aber ich bitte dich, theurer Pharas, ſende mir eine Leier, einen Schwamm und ein Brod!"

Als Pharas den Brief geleſen hatte, wunderte er ſich über den Schluß des Briefes und die ſonderbare Bitte, bis der Bote ihm die Erklärung gab. Es war nämlich ſchon lange, daß der König von Afrika Brod gegeſſen hatte, der Schwamm aber ſei ihm nöthig, weil das eine ſeiner Augen durch Weinen und Entbehrung kühlenden Bades ſchlimm und triefend geworden, und mit der Leier wünſchte er ſich in ſeinen traurigen Stunden zu tröſten. Gerührt durch

dieſe Mittheilungen ſchickte Pharas Alles, was Gelimer begehrte, verdoppelte zugleich aber auch die Strenge der Einſchließung, um ihn endlich durch Hunger und Noth zur Ergebung zu zwingen. Es verfloßen ſo abermals drei Monate und ſchon ging der Winter zu Ende. Gelimer hatte trotz aller Bedrängniſſe nur Eine Sorge, die Griechen möchten mit beſſerer Jahreszeit in das Gebirg mit Gewalt eindringen; auch bekümmerte ihn das klägliche Ausſehen der Kinder des königlichen Hauſes und ſeiner Verwandten. Als er aber eine Scene des Hungers mit anſah, brach ſein Muth und er ergab ſich. Ein mauriſches Weib hatte nämlich wenig Getreide geſtoßen und das bischen Teig in glühende Aſche gelegt, vor der zwei Knaben ſaßen, mit gierigen Augen Sättigung erwartend, der eine ein Bruderſohn des Königs, der andere der Sohn des Weibes. Von übergroßem Hunger gequält, griff das Vandalenkind ſchnell in die glühende Gluth, raffte den kaum halb gebackenen Teig weg und führte ihn heiß und voll Aſche zum Mund. Da packte ihn der andere bei den Haaren und zwang ihn unter Schlägen, das Geraubte wieder auszuwerfen. Dieſer Anblick erſchütterte Gelimer ſo tief, daß er an Pharas ſchrieb und ſich mit allen Vandalen, die bei ihm waren, zu unterwerfen verſprach, wenn Beliſar ſich für die ſchon gemachten Anerbietungen verbürge. Sobald Beliſar von Pharas darüber Nachricht erhalten, ließ er durch einen Abgeſandten dem Könige die eidliche Verſicherung des Lebens und ehrenvoller Behandlung im Namen des Kaiſers geben. Darauf ſtieg Gelimer mit Allen, die bei ihm waren, von den Bergen herab und ergab ſich in die Gewalt der Griechen. Das erſte Zuſammentreffen mit Beliſar fand in einer der Vorſtädte Carthago's Statt. Als Gelimer bei ihm eintrat, brach er zum Staunen der Anweſenden in lautes Gelächter aus. Einige von denen, welche ihn beobachteten, mochten glauben, daß er durch das Uebermaß deſſen, was er ausgeſtanden, von Sinnen gekommen, ſeine Freunde aber verſicherten, daß er nach ſo großem und plötzlichem Wechſel ſeines Schickſals die Ueberzeugung gewonnen, daß das noch ſo glänzende Loos eines Menſchen etwas Anderes nicht verdiente. Hätten die, welche das nicht begreifen konnten und über die Mienen des gefangenen Königs ihren Unwillen kaum meiſtern konnten, gewußt, was vielleicht zur ſelben Stunde am Kaiſerhof zu Conſtantinopel ſich begeben, wie Beliſar, der Eroberer von Afrika, ſchon verleumdet, gar des Hochverraths angeklagt und der Kaiſer vor ihm gewarnt worden war — ſie hätten mit Gelimer nur lachen können. Einige Kriegsoberſten nämlich, welche unter Beliſar dienten, klagten ihn bei Juſtinian an, als gehe er damit um, ſich zum König von Afrika aufzuwerfen. Und damit die Anklageſchrift nicht verloren gehe und ſie ſicher an Ort und Stelle gelange, war ſie doppelt ausgefertigt und ſollte auch durch zwei Boten in zwei Schiffen nach Conſtantinopel abgehen. Als der eine ſonſt ſchon verdächtig angehalten und ihm ſeine Papiere abgenommen wurden, erhielt Beliſar Kenntniß von den gegen ihn geſponnenen Anſchlägen und beſchloß, obwohl Juſtinian durch

einen eigenen Gesandten ihm frei gestellt hatte, in Afrika zu bleiben oder an den Hof zu kommen, um so eiliger nach Constantinopel unter Segel zu gehen. Mit ihm zugleich wurden Gelimer und seine Verwandten, die eroberten Schätze und die gefangenen Vandalen eingeschifft. 534.

Constantinopel begrüßte den siegreichen Feldherrn mit ungeheuerem Jubel und genoß das erste Mal das glänzende Schauspiel eines Triumphzuges. Der Zug bewegte sich aus dem Palaste Belisars durch die Hauptstraßen der Stadt nach der Rennbahn, bis an den Ort, wo der kaiserliche Thron aufgerichtet war, worauf Justinian und Theodora saßen. Belisar fand aber für gut, um weder kaiserlicher Majestät, noch seinen Feinden Anstoß zu geben, statt auf einem prachtvollen Triumphwagen, wie einst Scipio, der Afrikaner, einherzufahren, — an der Spitze seiner tapfern Gefährten zu Fuß zu gehen. Der erbeutete königliche Schatz erregte großes Staunen. Es waren zum Theil reiche Rüstungen, goldene Sessel und Staatswägen, deren sich die Gemahlin des Königs bediente, prachtvoller, aus Steinen zusammengesetzter, Schmuck, goldene Trinkbecher und massive andere Geräthe, welche beim Schmause des Königs gebraucht wurden. Das Silberzeug und die Menge der Kleinodien war von außerordentlichem Werthe. Darunter befanden sich auch die heil. Gefäße des jüdischen Tempels, welche Geiserich in Rom weggenommen hatte und die jetzt der Kaiser auf die Mahnung eines Juden abermals nach Jerusalem in christliche Kirchen zurückbringen ließ. Darnach kam der Zug vornehmer Vandalen, deren hoher Wuchs und schöner Körperbau bewundernde Theilnahme erweckte. Gelimer selbst, mit einem Purpurgewand bekleidet, schritt mit der Würde eines Königs einher ohne Seufzen und Thränen. Als er in die Rennbahn eintrat, von ferne der kaiserliche Thron, zu beiden Seiten die Massen des staunenden Volkes, dessen Blicke besonders auf ihn sich richteten, rief er, sei es zum Trost, oder aus irgend einem anderen Grunde wiederholt: „Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist Eitelkeit!“ Vor dem Sitze Justinians und Theodoras angelangt, nahm man ihm den Purpurmantel ab und erwartete umsonst, daß er sich vor dem Fürsten niederwerfe. Es war dies die Sitte der sclavischen Asiaten, wie sie einst Diokletian zur Erhöhung kaiserlicher Majestät für nöthig erachtet und von Asien nach Europa gebracht hatte. Man mußte ihn endlich zwingen, niederzufallen und zu thun, was Griechen so geläufig war. Belisar ward alsbald zum Consul für das nächste Jahr ernannt. Als er dann sein Amt antrat, wurde er von den Gefangenen gezogen und warf auf dem Wagen stehend goldene Gürtel und einen Theil der erbeuteten Schätze unter das Volk. Die Nachkommen Hilderichs, sowie sämmtliche Nachkommen aus der Familie des Kaisers Valentinian wurden vom Kaiser und seiner Gemahlin reichlich beschenkt; Gelimer aber wurden große Besitzungen in der Provinz Galatien angewiesen, wohin er mit allen seinen Verwandten sich zurückzog, dagegen ihm

die Würde eines Senators oder Patricieers vorenthalten, weil er seinen arianischen Glauben nicht aufgeben wollte.

Damit schien das Schicksal von Afrika auf immer entschieden und Justinian der reichen Provinz Herr zu sein.. Aber es schien nur so. Es begann vielmehr eine fortgesetzte Reihe von Empörungen, die erst mit dem Verluste der Provinz ein Ende nahmen, als ein furchtbarer Feind das Land auf Jahrhunderte hin dem Christenthum und der Civilisation entriß. In Folge des Krieges, der unausgesetzten Empörungen im Lande selbst und der Einfälle der unbesiegten Mauren wurde das Land allmählig der Hände beraubt, welche es bebauen sollten, und dadurch Afrika, sonst eine der Kornkammern des römischen Reiches, großentheils zur Wüste. Aus den gefangenen Vandalen, welche Belisar nach Constantinopel weggeführt hatte, ließ der Kaiser fünf Reitergeschwader errichten, wies ihnen in einzelnen Städten im Osten des Reiches Standquartiere an, wo sie bald Gelegenheit fanden, den Ruhm germanischer Tapferkeit in dem Kriege gegen die Perser zu bewähren. Bei der Ueberfahrt nach Asien aber empörten sich vierhundert Mann, überwältigten bei Lesbos die Schiffsmannschaft, legten zuerst an der Küste des Peloponnes an und wagten von da die kühne Fahrt nach Afrika, wo sie an einem wüsten Küstenstrich glücklich landeten, und mit Zurücklassung ihrer Schiffe sich nach Mauretanien in das Gebirge zurückzogen. Ihre Ankunft brachte die schon allenthalben glimmende Unzufriedenheit zu vollem Ausbruch. Zuerst war es die Last der Steuern, welche das griechische Reglment den Bewohnern so drückend machte, daß der gemeine Mann die vandalische Herrschaft zurückwünschte. Dann hatten die Soldaten, welche das Land erobert und sich mit vandalischen Frauen verheirathet hatten, zum Theil auch von diesen angetrieben, einen größeren Beutetheil erwartet und murrten laut, als Salomo, Belisars Nachfolger, alles den Vandalen einst gehörige liegende Eigenthum für den Kaiser in Anspruch nahm. Endlich erregten die kaiserlichen Edikte, welche die Ausübung des arianischen Glaubens bei strenger Strafe verboten, wüthende Erbitterung. Es fanden sich nämlich im griechischen Heere selbst etwa tausend Arianer, unter diesen besonders Heruler, deren Zorn durch die zurückgebliebenen Vandalen und deren Geistlichen geweckt und aufgestachelt wurde. Als so Ostern nahe war, und ihnen weder Gottesdienst, noch die Taufe ihrer Kinder nach ihrem Ritus gestattet sein sollte, waren sie so ergrimmt, daß sie Salomo am ersten Tage des Osterfestes im Tempel zu ermorden entschlossen und bereit standen. Mitwissende dieses Mordplans waren sogar mehrere Tribunen und Soldaten der Leibwache Salomo's und die meisten Diener seines Hauses. Die That wurde zwar nicht ausgeführt, sei es wegen der Heiligkeit des Ortes, oder der sonst geachteten Person des Statthalters, vielleicht auch weil von den Verschworenen einer auf den andern wartete, — aber sie wurde auch nicht verrathen, so groß auch die Zahl der Theilnehmer war. Bald brach offene

Empörung aus, von der ſich Salomo durch ſchleunige Flucht nach Sicilien retten und Afrika ſeinem Schickſal überlaſſen mußte. Und das geſchah ein Jahr, nachdem Beliſar wegen Eroberung des Landes in Conſtantinopel glänzend triumphirt hatte. Er eilte zwar alsbald von Sicilien herüber, konnte aber wenig ausrichten und mußte eben ſo ſchnell, wie er gekommen, nach Syrakus zurück, weil auch dort Unruhen ausgebrochen waren. Die Aufrührer, verſtärkt durch Mauren und beſonders Vandalen, die von allen Seiten zum Vorſchein kamen, verſammelten ſich nach der Ausplünderung von Carthago auf der Ebene von Bulla und wählten Stotzas zu ihrem Anführer. Dieſer führte den Krieg unter entſetzlicher Verwüſtung des Landes bis zum Jahre 545 beinahe immer ſiegreich. Worin ſeine Macht nicht ausreichte, darin unterſtützten ihn die meiſt unfähigen kaiſerlichen Statthalter und Militärbeamten, von denen einer den andern haßte, verleumdete und zum Falle brachte. Als Stotzas endlich im offenen Kampf fiel, trat Gontharis an ſeine Stelle und bemächtigte ſich Carthago's. Obwohl die Macht der Vandalen bis auf einen kleinen Reſt herabgeſunken war, ſo wußten die Griechen doch kein anderes Mittel, ihres kühnen Führers Herr zu werden, als Meuchelmord. Gontharis wurde bei einem Gaſtmahle in Carthago, als er trunken war, mit allen Vandalen bis auf den letzten Mann niedergeſtoßen. 546. Damit war der letzte Widerſtand gebrochen, es herrſchte Ruhe in Afrika, aber die Ruhe und Stille des Grabes.

Die Geſchichte beinahe keines der germaniſchen Stämme bietet innerhalb hundert Jahren ſo viele harte und unvermittelte Gegenſätze als die der Vandalen, — ungeheuer und rieſengroß im Anfang, elend, ja wahrhaft kläglich im Ausgange! Die Züge und Wanderungen dieſes Volkes angeſehen, — ihr Aufbruch aus den alten Wohnſitzen, ihr ſiegreicher Zug über den Rhein bis an den Fuß der Pyrenäen, ihr Einfall in Spanien, ihre kühne Fahrt über das Meer, ihr unwiderſtehliches Vordringen bis an das Gebirge des Atlas und den Saum der Wüſte, in wie vielen Geſtalten iſt ihnen auf dieſer weiten Strecke Gefahr und Verderben, Schrecken, Noth und Tod entgegengetreten, und doch Alles ſiegreich überſtanden! Aber welche geiſtige Kraft gehörte dazu, Solches zu unternehmen, welche Kühnheit und Todesverachtung, dieſes Alles zu überwinden! Es war germaniſcher Muth, Volk und Fürſt aus demſelben Kerne. Aber auch nur zu bald wie viele Beweiſe der Unklugheit und des Mangels aller Fernſicht. Welche Gegenſätze zwiſchen Geiſerich, der Rom und eines Kaiſers Töchter und Gemahlin nach Carthago führt, und dem klagenden Gelimer, der im Purpurgewand den Triumphzug ſchmückt und gezwungen wird, vor Juſtinian mit der Stirne bis zur Erde ſich zu beugen, — zwiſchen dem König, der mit ſeinen Schiffen das Mittelmeer beherrſcht und die Flotte der Römer und Gothen vernichtet und dem König, der in ſchmählicher Flucht ſein reiches Lager den Feinden über-

läßt und von Hunger und Elend getrieben, um ein Brod bittet; — welch ein Gegenſatz zwiſchen Geiſerich, der die Flotte der Griechen im Hafen von Carthago den Flammen übergibt und den königlichen Brüdern, die auf der Ebene von Bulla weinend, ſprachlos vor Schmerz, ſich umarmt halten und nach dem Schickſal des Reiches zu fragen ſich nicht getrauen! Aber auch welche Gegenſätze im Leben des Volkes, als die Väter in Thierfelle ſich kleideten, der Schmuck ihrer Waffen Eiſen war und ihre ſittlich ſtrengen Sitten ſelbſt ein ausgelaſſenes Volk zur Ehrbarkeit zwangen, — dagegen ihre Enkel, die in ſeidenen Gewändern einherrauſchten, goldene Zierrathen liebten und an Ueppigkeit ſogar eingeborene Afrikaner übertrafen! Und das Ende all jener Mühen und Gefahren, das Schickſal des einſt ſo tapfern, ſo zahlreichen Volkes, daß, während einige Haufen im Oſten der Wuth des Perſerkrieges trotzten und ſeine Beute wurden, die Letzten in Carthago vom Weine trunken unter den Streichen feiger, elender Griechen dahinſanken!

Kapitel 4.

Vitiges.

1) Nachdem das vandaliſche Reich gefallen war, wendete Juſtinian ſeine ſiegreichen Waffen gegen das der Oſtgothen, das, durch innere Zwietracht ſchon halb gelähmt, aus denſelben Urſachen unterliegen ſollte. Die Oſtgothen hatten, wie die Vandalen in Afrika, die Einwohner Italiens ſich zu Feinden gemacht, blind und unklug Beliſar in Sizilien Hülfe wie eine Brücke zur Eroberung Afrika's gewährt und dem Allen ruhig und theilnahmlos zugeſehen, bis ſie ſich ſelbſt plötzlich von demſelben Feinde bedroht ſahen.

Nach dem Tode Theodorichs des Großen ſollte ihm Athalarich, der Sohn ſeiner Tochter Amalaſwintha, der Wittwe des Gothen Eutharis folgen, dieſe aber bis zu ſeiner Volljährigkeit Vormünderin und Regentin ſein. Amalaſwintha war damals acht und zwanzig Jahre alt, ausgezeichnet durch Schönheit und hohe Gelehrſamkeit. Sie ſprach neben der gothiſchen die lateiniſche und griechiſche Sprache mit Fertigkeit und zeigte in ihren Handlungen männlichen Verſtand und Entſchloſſenheit. Eifrig bemüht, den Zwieſpalt zwiſchen Gothen und Römern auszugleichen, wollte ſie auch die Fehler Theodorichs in den letzten Jahren ſeiner Regierung wieder gut machen, gab den Angehörigen des Boëthius und Symmachus ihr väterliches Erbe zurück und duldete nicht, daß ein Römer körperlich gezüchtigt oder mit Verluſt ſeines Vermögens beſtraft werde. Gemäß ihrer eigenen Bildungsſtufe wünſchte ſie, daß Athalarich, der einſt auch über die Römer herrſchen ſollte, in Künſten und Wiſſenſchaften unterrichtet werde. Demgemäß wählte ſie unter den Gothen drei durch ihr Alter ehrwürdige

Männer, die ſie ſonſt aber auch als die verſtändigſten kannte, und gab ihnen den Befehl, die beſtändigen Geſellſchafter ihres Sohnes zu ſein. Athalarich war damals zehn Jahre alt. Aber dieſe Maßnahmen Amalaſwintha's hatten keineswegs den Beifall der Gothen. Als einſt die Mutter ihrem Sohne wegen eines Vergehens einen Backenſtreich gab und dieſer mit Thränen darüber klagte, entſtand unter denen, die ihr mißgünſtig waren, gewaltiges Aufſehen. Sie klagten ſie ſogar an, nach dem Leben ihres Sohnes und nach ſeiner Krone zu trachten, um dann mit einem andern Mann Italien und das Reich der Gothen beherrſchen zu können. Ganz beſonders aber tadelten ſie die Unterweiſung Athalarichs in den Wiſſenſchaften. Das Schriftweſen ſei von der männlichen Tapferkeit weit verſchieden und der Unterricht bejahrter Männer leite meiſtentheils zur Feigheit und zu einer unterwürfigen Geſinnung. Deßwegen müſſe man den, der einſt in kriegeriſchen Unternehmungen kühn und groß ſein ſolle, von der Furcht vor ſeinen Lehrern frei halten und vor Allem in den Waffen üben. Theodorich habe darum keinem Gothen erlaubt, ſeine Söhne zum Unterricht in eine Schule zu ſchicken, weil er der Meinung geweſen, daß derjenige, welcher vor der Zuchtruthe gezittert habe, den Anblick von Schwert und Speer nicht ertragen könne. Er ſelbſt, obwohl Herr eines ſo großen Landes, ſei des Schriftweſens unkundig geweſen. Sie verlangten deßwegen, daß Athalarichs bisherige Erzieher entlaſſen, ihm aber Geſellſchafter ſeines Alters gegeben würden. Amalaſwintha, obwohl von dem Verderblichen dieſer Forderungen überzeugt, mußte nachgeben. Nachdem die älteren Männer Athalarich verlaſſen hatten, umgaben ihn junge Leute, in deren verführeriſcher Geſellſchaft er ſich bald dem Weine und der Wolluſt ergab — der offene Undank und Ungehorſam des Sohnes und die ſchlecht verhehlte Feindſchaft der vornehmen Gothen ließen Amalaſwintha bei Zeit an ihre Rettung denken. Sie trat in Unterhandlungen mit Juſtinian und als ſie die Zuſicherung freundlicher Aufnahme erhalten hatte, ſchickte ſie ein Schiff mit 40,000 Pfund Goldes nach Dyrrhachium in Epirus, um ſich damit nach Conſtantinopel zurückzuziehen, wenn ihr ein anderer Plan mißlinge. Sie ſchickte nämlich die vornehmen Gothen, die ihr am meiſten entgegenſtanden, unter dem Vorwand eines beſonderen Auftrags an die Grenzen von Italien und ließ ſie dort meuchlings aus dem Wege räumen. Als ſie die Nachricht von dem Gelingen ihres Verbrechens erhielt, beſchloß ſie, da jetzt ihre Herrſchaft weniger beſchränkt war, in Ravenna zu bleiben, und nicht lange darnach ſtarb Athalarich in Folge ſeines ausſchweifenden Lebens.

Dieß war ungefähr die Zeit, in welcher der Krieg gegen die Vandalen zu Ende ging. Beliſar hatte Afrika noch nicht verlaſſen und ſchon von den Gothen die Uebergabe Lilybäums in Sicilien erlangt. Als nämlich Amalafrida, die Schweſter Theodorichs des Großen, mit dem Vandalenkönig Thraſimund vermählt wurde, erhielt ſie, wie ſchon erzählt, ein kriegeriſches Gefolge von 1000 vornehmen Gothen, denen 5000 Knechte folgten, die Feſtung

Lilybäum wurde aber an die Vandalen abgetreten. Nach Thrasimunds Tod ließ Hilderich die Gothenschaar wegen einer wirklichen oder erdichteten Verschwörung niederhauen, Amalafrida in's Gefängniß werfen, wo sie eines verdächtigen Todes starb. Darüber entstand zwischen den Höfen zu Ravenna und Carthago bittere Feindschaft und Theodorich unterließ nur deßwegen für die Ermordung seiner Gothen und die grausame Behandlung seiner Schwester blutige Genugthuung zu nehmen, weil den Gothen eine Flotte fehlte, dafür nahm er aber Lilybäum zurück. Nach der Eroberung Afrika's forderte es nun Belisar wieder, als zum Reich der Vandalen gehörig, die jetzt Unterthanen des Kaisers seien. Hartnäckige Weigerung werde den Kaiser zum Zorn, zuletzt zum Kriege reizen. „Thut das nicht," schrieb er, „sondern bedenket wohl, daß Freundschaft viel Ungehöriges zu verhüllen pflegt, Feindschaft aber bei den kleinsten Beleidigungen sich nicht mehr zu mäßigen weiß, vielmehr Alles von alter Zeit her durchforscht, und es nicht mehr übersieht, daß die Feinde durch ihnen einst nicht gehörige Güter sich bereichert haben. Macht euch darum den Kaiser nicht zum Feinde, — ihr werdet es aber, wenn ihr Lilybäum ihm verweigert. Wenn aber dann der Krieg ausbricht, so wisset, daß wir dann nicht kämpfen werden um den Besitz einer einzigen Stadt, sondern um Alles, was ihr euch unrechtmäßig erworben habt." Dagegen antworteten die Gothen: „Wir haben Nichts, was wir dem Kaiser genommen hätten, besitzen ganz Sicilien, weil es unser ist, und dazu gehört das Vorgebirg, die Festung Lilybäum. Wenn auch Theodorich wegen der Heirath seiner Schwester an den König der Vandalen diesen einen der Handelsplätze Siciliens öffnete, so gibt das keinen Anspruch." Belisar berichtete darauf nach Constantnopel und erwartete weitere Befehle. Wenn Justinian den Entschluß noch nicht gefaßt hatte, Italien wieder mit dem Reiche zu vereinen, und zur Eröffnung des Kriegs vorliegen nach einer Veranlassung suchte, so mußte den Griechen daran liegen, auf dem Seeweg nach Afrika für ihre Schiffe eine sichere Zwischenstation zu haben, die von Fremden nicht willkührlich geschlossen und geöffnet werden konnte. Also beharrte er auf der alsbaldigen Herausgabe Lilybäums und schickte einen Botschafter an den Hof von Ravenna, der auch noch über zwei andere Punkte sich beschweren mußte. Es hatten nämlich zehn Massageten in Afrika die kaiserlichen Fahnen verlassen, waren in Campanien angekommen und von Uliaris, dem gothischen Befehlshaber von Neapel, nicht ohne Genehmigung Amalaswintha's, aufgenommen worden. Auch war bei den Kämpfen der Gothen mit den Gepiden in der Gegend von Sirmium die kaiserliche Stadt Gratiana, an der äußersten Grenze von Illyrien, zu Schaden gekommen. Der Gesandte verlangte deßwegen dafür Ersatz und die Auslieferung der Ueberläufer. In der Antwort darauf berührte die Königin kaum die zwei letzten Punkte, als der Rede nicht werth, hielt aber Justinian vor, daß es fürstlicher wäre, die Regierung einer Frau zu unterstützen, als durch nichtige Vorwände zu

ängſtigen und zu verwirren. Auch erinnerte ſie, freilich jetzt zu ſpät, daran, daß ohne die uneigennützige Hülfe der Gothen Afrika niemals in die Hände der Griechen gefallen wäre. „Erinnere dich, o Kaiſer, daß wir, als du den Kriegszug gegen die Vandalen unternahmſt, dir nichts in den Weg legten, ſondern dir freien Weg und den Einkauf aller Bedürfniſſe, beſonders zahlreicher Pferde, geſtatteten, mit welchen ihr ganz beſonders den Sieg errungen habt. Erwäge, wie damals deine Flotte nirgends als in Sicilien anlegen und ohne die dort gekauften Bedürfniſſe nicht nach Afrika abſegeln konnte. Du haſt alſo die Hauptmittel zum Siege von uns erhalten. Trotzdem haſt du es nicht für werth gehalten, einen Theil der Kriegsbeute an uns abzugeben. Dagegen hältſt du es für Recht, Lilybäum, das ſeit alter Zeit den Gothen gehört, uns zu entreißen, eine Felsklippe, keines Silberlings werth, welche du, wenn ſie deinem Reiche gehört hatte, aus Gefälligkeit Athalarich abtreten müßteſt."

Aber die Reue der Gothen über den Mißgriff der Unterwerfung der Vandalen nicht bloß ruhig zugeſehen, ſondern auch noch die Mittel dazu geliefert zu haben, kam zu ſpät. Ein altgermaniſcher Fehler, ſich durch ſüße Worte und Verſprechungen hinhalten zu laſſen und der Gefahr erſt dann zu gedenken, wenn ſie rieſengroß an den Grenzen ſtand, ſollte auch hier, und zwar mit dem Untergang eines mächtigen Reichs beſtraft werden. Der Anfang dazu waren die Verwirrungen im gothiſchen Reiche nach dem Tode Athalarichs. Als dieſer nämlich ſtarb, nöthigten die Gothen Amalaſwintha, ſich wieder zu vermählen. Eiferſüchtig auf ihre Macht, wie ſie war, ſuchte ſie einen Mann, der mit ihr den königlichen Titel theilen, ihr aber die Fülle der Macht allein laſſen ſollte. Dieß ſollte der ſchon bejahrte Theodat, der Schweſterſohn Theodorichs, welcher bei der Eroberung Italiens in Tuſcien große Ländereien erhalten hatte, — einen Beſitz, den er auf jede Weiſe, ſogar gewaltſam zu vermehren ſuchte und ſich ſogar an den königlichen Domänen vergriff. Als darüber Klagen entſtanden, wurde er von Amalaſwintha genöthigt, Alles, was er widerrechtlich an ſich genommen, wieder herauszugeben. Wenn die Königin ihn deßwegen verachtete, ſo vergalt er dieß mit gleich giftigem Haß, und dennoch hatte ſie den Muth, ihn zu ihrem Gemahl zu wählen. Er that, als hätte er Alles vergeſſen, ſuchte aber, kaum zum König ernannt, Amalaſwintha in Allem zu kränken. Zuerſt umgab er ſich mit den Verwandten derjenigen Gothen, welche ſie als ihre offenen Feinde hatte hinrichten laſſen. Dann tödtete er einige ihrer Anhänger und nahm ſie zuletzt ſelbſt gefangen. Unterdeſſen war eine gothiſche Geſandtſchaft nach Conſtantinopel abgegangen, um dem Kaiſer die Veränderung im königlichen Hauſe anzuzeigen. Sie war aber noch nicht an dem Orte ihrer Beſtimmung angekommen, als Amalaſwintha auf einer Inſel im See Bolſena auf Befehl oder mit Einwilligung Theodats im Bade erdroſſelt wurde. So erzählt Procopius in der Geſchichte des Gothenkrieges. Nach den Anecdota war es die Kaiſerin Theodora, welche Theodat aus Eiferſucht heimlich

zum Morde angetrieben habe, als ſie nämlich vernommen, daß die durch Schönheit und hohe Bildung ausgezeichnete Frau den Entſchluß gefaßt habe, nach Conſtantinopel zu entfliehen, um bei Juſtinian Schutz zu ſuchen, — eine Erzählung, welche, von allem Anderen abgeſehen, wenigſtens dem Charakter der Kaiſerin nicht widerſpricht. Dieſer Mord vermehrte den Abſcheu gegen den alten, habſüchtigen König und gab dem ländergierigen Kaiſer einen neuen prächtigen Vorwand, ein ſolches Regiment mit allen Waffen anzugreifen.

Zuerſt mußte ein Geſandter, Namens Petrus, einer der gewandteſten Rechtsgelehrten von Conſtantinopel, mit dem Theodat ſchon vorher wegen Abtretung von Tuſcien in hochverrätheriſche Verhandlungen ſich eingelaſſen hatte, dieſen durch die ſchon nahe Strafe des Kaiſers auf alle mögliche Weiſe ängſtigen. Dieß gelang auch ſo vollkommen, daß der von Gewiſſensbiſſen und den Drohungen Juſtinians gänzlich Verwirrte im Geiſte ſchon die Ketten ſah, mit denen er gleich Gelimer den Einzug in Conſtantinopel ſchmücken ſollte. Unwürdig des königlichen Namens und ohne die Waffen gerührt zu haben, verſprach er in ſeiner Angſt, ganz Sicilien abzutreten, dem Kaiſer jährlich eine goldene Krone im Gewicht von dreihundert Pfund darzubringen, und, ſo oft er es verlange, 3000 Gothen zum Dienſte des Reichs zu ſtellen. Er entſagte dem Recht, ohne Zuſtimmung des Kaiſers einen Senator zu ernennen, und der Gewalt, über einen ſolchen das Urtheil des Todes und der Einziehung des Vermögens auszuſprechen. Zugleich wurde feſtgeſetzt, daß bei den Begrüßungen im Theater, in der Rennbahn, oder wo es ſonſt üblich ſei, das Volk zuerſt dem Kaiſer, dann erſt dem König der Gothen ſeinen Glückwunſch zurufe, und endlich, daß überall, wo Theodat ein Standbild aus Erz oder Marmor errichtet werde, zugleich das Bild Juſtinians, und zwar zur Rechten, aufgeſtellt werden ſollte. Als er dieſe ſchimpflichen Bedingungen unterzeichnet hatte, entließ er den Geſandten, der ſo ſchnell wie möglich damit auf dem Weg nach Conſtantinopel davoneilte. In der Seelenangſt aber, daß auch dieſe Bedingungen den Kaiſer noch nicht befriedigen könnten, rief er den Geſandten, der kaum Alba erreicht hatte, zurück, und es entſpann ſich zwiſchen ihm und dem ſchlauen Byzantiner folgendes Geſpräch. „Meinſt du, daß der Kaiſer dieſen Vertrag genehmigen wird?“ — „„Ich vermuthe es.““ — „Wenn er ihn aber nicht genehmigt, was wird dann kommen?“ — „„Dann wird für dich Nichts übrig bleiben als Krieg.““ — „Wird ein ſolcher Krieg gerecht ſein?“ — „„Warum nicht? Jedermann muß im Geiſte ſeiner Stellung handeln.““ — „Was willſt du damit ſagen?“ — „„Du zeigſt großen Eifer, Philoſoph zu ſein, Kaiſer Juſtinian, große Unternehmungen auszuführen. Ebendeßwegen würde es dir, einem Schüler Plato's, nicht geziemen, das Blut von ſo vielen Tauſenden zu vergießen, jener aber wird ſein Recht verfechten, wenn er ſich der Länder bemächtigt, welche früher dem römiſchen Reiche angehört.““ Theodat wußte dagegen nicht nur nichts zu ſagen, ſondern, um dem Krieg, ſeinen Kämpfen und

Gefahren ja ganz ſicher zu entgehen, verpflichtete er ſich durch ein weiteres Schreiben, das Königreich der Gothen und Italiener um den Gehalt von 12,000 Pfund abzutreten, ließ aber den ſeinen Griechen einen Eid ſchwören, den zweiten Antrag erſt dann dem Kaiſer zu überreichen, wenn er den erſten nicht angenommen. Es war vorauszuſehen, was geſchehen werde. Juſtinian verwarf das erſte Anerbieten und empfing alſo die Abdankung Theodats. Nach einem ſolchen beiſpielloſen Erfolg wurde es ihm ſehr leicht, den feigen Gothenfürſten mit wohlfeilen Lobſprüchen zu überſchütten. Der gewandte Petrus kehrte nach Italien zurück und überbrachte Theodat ein kaiſerliches Schreiben, worin es hieß: „Daß du ein verſtändiger Mann ſeieſt, das iſt mir ſchon längſt zu Ohren gekommen — in deinem Entſchluß, die Folgen eines Krieges nicht abzuwarten, erkenne ich es nun ſelbſt.“ Es ſolle ihn aber nicht gereuen, den Kaiſer ſtatt zum Feinde zum Freunde ſich gemacht zu haben. Er werde nicht nur dasjenige erhalten, was er begehrt habe, ſondern ihm auch Ehren zuerkannt werden, die ſonſt nur rechtgläubigen, treuen Unterthanen ertheilt würden. Zur ſchließlichen Vollziehung des Vertrags möge er nur noch die Ankunft Beliſars erwarten.

Während dieß Alles am königlichen Hofe verhandelt und beſchloſſen wurde, hatten aber ganz andere Dinge ſich begeben, welche auf Theodat großen Einfluß üben mußten. Zuerſt ſollte eine kaiſerliche Geſandtſchaft die Frankenkönige zu einem Einfall in Italien vermögen, und ihren Eifer durch die Vorſtellung, daß es gegen Arianer gehe, ganz beſonders aber durch große Geldſummen beleben, mit dem Verſprechen, noch größere zu überbringen, wenn der Feldzug einmal eröffnet ſei, — ein Anerbieten, das aber bald durch das der Gothen überboten wurde. Den größten Druck aber übte der Einfall Beliſars in Sicilien und die Erfolge ſeiner Waffen. Das Heer Beliſars beſtand neben ſeiner erprobten Garde aus zweihundert Maſſageten, dreihundert Mauren und viertauſend Verbündeten, das Fußvolk aus viertauſend Iſauriern. Nach kaiſerlichem Befehl ſollte er Anfangs vorgeben, nach Carthago beſtimmt zu ſein, wie nothgedrungen auf Sicilien landen und dann die kaiſerliche Fahne entfalten; wenn er aber großen Hinderniſſen begegnen würde, alsbald nach Afrika abſegeln und Niemand von ſeinen Abſichten etwas zu erkennen geben. Die Sorgloſigkeit der Gothen ſorgte dafür, daß das Letztere nicht eintraf. Beliſar landete bei Catanea und unterwarf ſich ohne viele Schwierigkeiten Syrakus und die übrigen Städte. Nur Panormus, Palermo, leiſtete Widerſtand. Beliſar, ſich wohl bewußt, daß die erſten Erfolge für wichtige Unternehmungen von der größten Bedeutung ſeien, bemächtigte ſich der Stadt durch eine eigenthümliche Kriegsliſt. Weil er nämlich von der Landſeite Nichts gegen ſie unternehmen konnte, ließ er die Flotte in den Hafen ſegeln und hart an die Stadtmauer anlegen, darauf Boote mit Bogenſchützen beſetzt durch Taue und Flaſchenzüge bis zu den Maſtſpitzen emporwinden, und ſo die Wälle und Mauern ſäubern, worauf die Stadt ohne weiteren Kampf übergeben wurde,

und damit gehorchte ganz Sicilien den Griechen. Von diesen Ereignissen noch zeitig in Kenntniß gesetzt, hatte der kaiserliche Gesandte den Gothenkönig, wie eben erzählt wurde, zu seinem ersten Vertrag und bald darauf zur förmlichen Entsagung vermocht. Als nun derselbe bei seiner Rückkunft von Constantinopel auf Ausführung des feierlich Eingezogenen dringen wollte, fand er Theodat wie umgewandelt, — eine Folge der Ereignisse in Dalmatien. Zwei griechische Generäle, welche in Dalmatien eindrangen, waren von den Gothen geschlagen und getödtet worden. Diese Nachrichten machten auf Theodat gemäß seines Charakters einen solchen Eindruck, daß er, der aus Kleinmuth und in förmlicher Verzweiflung sich und die Sache seines Volkes feigerweise aufgegeben hatte, plötzlich zu einem ebenso verderblichen Uebermuth erhoben wurde. Er hatte sogar den Muth, den Gesandten, welcher ihn wegen seines Wankelmuthes schalt, stolz zu erinnern, daß auch Gesandte verletzlich seien. Aber dieser Uebermuth sollte ebenso schnell wieder gedemüthigt werden. Belisar, der unterdessen nach Afrika übergesetzt hatte, um den dortigen Aufstand zu dämpfen, bereitete sich nach seiner Zurückkunft vor, in Italien selbst einzufallen. Er ließ also Besatzungen in Syracus und Palermo zurück und setzte mit dem übrigen Heer von Messina nach Rhegium über. Das Land war offen und die Bewohner den Gothen abgeneigt. Hier kam es vor, daß Ebrimuth, der Schwiegersohn Theodats, mit seiner Gemahlin Theudenantha und seinem ganzen Gefolge zu Belisar überging, der ihn alsbald nach Constantinopel schickte, wo er eine freundliche Aufnahme fand und in die Zahl der Patricier aufgenommen wurde. Das Heer rückte von Rhegium zu Land durch das Gebiet der Bruttier und Lukaner vor, während es die Flotte ganz nahe am Ufer begleitete. Vor Neapel angelangt fand Belisar die Stadt durch eine gothische Besatzung vertheidigt und die Einwohner nicht sehr geneigt, sich dem Kaiser zu unterwerfen. Ja eine Gesandtschaft derselben, Stephanus an der Spitze, wagte dem griechischen Feldherrn gelinde Vorwürfe zu machen über ein Unternehmen gegen eine friedliche Stadt, die ihm nichts zu Leid gethan, zu all dem noch durch eine gothische Besatzung von achthundert Mann ihrer freien Entschließung beraubt sei, und gab ihm zuletzt den Rath, nicht zwecklos seine Zeit auf die Belagerung einer geschützten Stadt zu verwenden, vielmehr gegen Rom vorzurücken, — wenn dieß gefallen sei, werde auch Neapel ohne Schwertstreich folgen müssen. Diese Vorschläge wies Belisar mit den Worten zurück, daß es nicht Sache der Neapolitaner sei, zu untersuchen, ob er mit der Aufgabe, die er sich gestellt habe, gut oder schlimm berathen sei. Sie möchten ihrerseits wohl erwägen, was zu ihrem Vortheil, und das kaiserliche Heer aufnehmen, das nur zur Befreiung Italiens gekommen sei. Der gothischen Besatzung lasse er die Wahl, entweder sich unter die Fahnen des Kaisers zu stellen oder friedlich nach Hause zu gehen. Widerstand werde er schwer strafen, Unterwerfung dieselben Vortheile genießen, welche er ganz Sicilien geschenkt habe.

Ja er gewährte, um durch die Belagerung nicht aufgehalten zu werden, die billigſten Bedingungen, die von einem großen Theil des Volkes und beſonders von den für ihre Güter beſorgten Kaufleuten angenommen werden wollten, als die den Gothen geneigte Gegenparthei, an deren Spitze zwei Rechtsanwälte, Paſtor und Aſklepiodatus, ſtanden, ihre Verwerfung durchſetzte. Dieſe ſtellten der Menge vor, daß der Ausgang des Kriegs, der erſt begonnen habe, doch ein ſehr ungewiſſer ſei. Für den Fall nun, daß die Gothen ſiegten, ſo würden ſie den Abfall der Stadt ſchwer züchtigen, wenn jener aber auch nicht erfolge, ſo müſſe Beliſar doch ihre Treue und Tapferkeit achten. Die Belagerung aber zu fürchten, ſei thöricht, da die Stadt hinlänglich mit Lebensmitteln verſehen und durch das Meer, ihre ſtarken Mauern und eine tapfere Beſatzung dreifach geſichert ſei. Und zum Beweis, daß ſie die Wahrheit redeten, führten ſie die Juden vor, welche verſicherten, daß die Stadt an dem Nothwendigen keinen Mangel leiden werde. Neben dieſer Thatſache, daß die Juden damals ſchon Namen und Macht der Großhändler hatten iſt ihre Abneigung vor der Unterwerfung unter das kaiſerliche Regiment bemerkenswerth, das letzte wohl aus keinem andern Grund, als aus Furcht vor den ſtrengen Geſetzen Juſtinians gegen ihren Cult. Darauf beſchloß Beliſar die Belagerung der Stadt. Aber alle ſeine Verſuche, die Mauern zu erſtürmen, mißlangen mit großem Verluſt; auch die Unterbrechung der Waſſerleitung machte keinen beſonderen Eindruck auf die Belagerten, da die Brunnen innerhalb der Mauern das Bedürfniß hinlänglich deckten.

Trotzdem ſchickten ſie nach Rom an Theodat, ihnen eiligſt zu Hülfe zu kommen. Allein der blieb ein gleichgültiger Zuſchauer der Bedrängniſſe tapferer Bürger und Krieger, dabei aber ebenſo feige, als abergläubiſch. Von innerer Unruhe getrieben gab er ſich viel mit denen ab, welche Wahrſagerkünſte trieben, und wendete ſich unter Anderem an einen berühmten Juden, den Ausgang des Kriegs zu erfragen. Dieſer ließ, ohne Zweifel auch zur Bezeichnung ſeines Haſſes gegen die Chriſten, je zehn Schweine in drei geſonderte Ställe ſperren und ſie durch die Bezeichnung Gothen, Römer, Griechen unterſcheiden, ohne ſich mehrere Tage um ſie zu bekümmern. Als nun nach Ablauf der beſtimmten Friſt die Ställe geöffnet wurden, waren von den erſten alle todt bis auf zwei, von den zweiten die Hälfte noch lebendig und dieſen die Borſten ausgegangen, die dritten aber faſt alle unverſehrt. Während Theodat mit ſolchen nichtswürdigen Künſten ſich abgab, war Neapel gefallen. Beliſar, arg ungehalten über eine ſo fruchtloſe Belagerung, war ſchon entſchloſſen, unverrichteter Dinge abzuziehen, um nicht im Winter vor Rom rücken zu müſſen, als die Neugierde eines Iſauriers einen verborgenen Zugang zur Stadt entdeckte. Dieſer hatte nämlich an der von den Belagerern unterbrochenen Waſſerleitung eine Stelle gefunden, welche, gehörig erweitert, Bewaffnete in die Stadt unbemerkt einließ. Nachdem dieß geräuſchlos und mit großer Vorſicht bewerkſtelligt war, ſo daß ein Mann mit Harniſch und Schild

hindurchſchreiten konnte, ließ Beliſar aus Menſchenfreundlichkeit und im Angeſicht der Greuel einer im Sturm eroberten Stadt die Belagerten noch einmal zur Uebergabe auffordern und ihnen vorſtellen, was den Männern, Frauen und Kindern drohe. „Wenn ich wie in einem Spiegel dieſes Neapel ein gleiches Schickſal mit den eroberten Städten leiden ſehe, ſo fühle ich mit der Stadt und mit euch Erbarmen. Schon ſind die Werkzeuge zum Sturm vollendet. Ich wünſche aber nicht, daß eine ſo alte Stadt, welche Chriſten und von Alters her Römer zu Einwohnern hat, dieſes Schickſal erleide, beſonders bei den vielen Barbaren im Heere, welche Brüder oder Verwandte vor dieſen Mauern verloren haben, und deren Wuth feſſellos ſein wird, wenn die Stadt mit Sturm genommen.“ Aber die Unglücklichen hielten das für unmöglich. Nun begannen die geheimen Zurüſtungen zur Eroberung der Stadt. Um die Zeit, wo man die Lichter anzündet, ließ Beliſar vierhundert Mann in voller Rüſtung mit Harniſch, Schild und Schwert und mit Laternen in die Waſſerleitung eindringen, gab ihnen zwei Trompeter, welche, wenn ſie in die Stadt eingedrungen wären, ihnen die Signale blaſen und zugleich die Einwohner ſchrecken ſollten. Er ſelbſt war mit denen, die er für die größten Wagehälſe hielt, mit Leitern bereit, alsbald die Mauern zu erſteigen; das ganze Heer mußte wach bleiben. Zu ſeiner Beſchämung ſah er aber die, welche er für die Kühnſten gehalten hatte, aus Furcht vor ſo großer Gefahr von der Mauer weg in das Lager zurückgehen. In Beſorgniß, die Gothen, welche in einem Thurme nächſt der Waſſerleitung Wache hielten, möchten das Getöſe der Eingedrungenen vor der Zeit gewahr werden, ließ er einen Kriegsoberſten, Beſſas mit Namen, mit den Gothen in ihrer Sprache eine Unterredung anknüpfen. Dieſer rief ihnen mit gewaltiger Stimme zu, ſich zu ergeben, und mußte ihnen große Belohnungen verheißen. Allein die Gothen ſpotteten darüber und ſagten ihm über Beliſar und Kaiſer Juſtinian viele derbe Dinge. Unterdeſſen fanden die in die Waſſerleitung Eingedrungenen lange keinen Ausgang, noch irgend eine Oeffnung, da ſich innerhalb der Stadt das Gewölbe von Ziegelſteinen bedeckt weit hinzog. Endlich gelangten ſie an eine Stelle, wo das Gewölbe endete und ein altes Gebäude ſtand, in dem eine betagte Matrone wohnte. Aus dem Gemäuer erhob ſich ein Oelbaum. Als ſie den Himmel über ſich erblickten, ſtrengten ſie ſich lange vergeblich an, mit ihren Waffen in die Höhe zu ſteigen, bis es einem von ihnen ohne Waffen mit Händen und Füßen gelang, den Rand zu erklimmen und in das Haus einzudringen. Die Frau war ſprachlos vor Staunen und Schrecken beim Anblick des Soldaten, der ſie alsbald mit dem Tode bedrohte, wenn ſie nicht ſtillſchweige. Darauf band er einen ſtarken Riemen um den Stamm des Oelbaumes und warf das andere Ende in die Waſſerleitung hinab. Daran ſich haltend ſtiegen die Uebrigen mit Mühe herauf. Bis Alle ſich emporgeſchwungen hatten, war die Nacht ſchon weit vorgeſchritten. Nachdem dieß geſchehen, rückten ſie gegen den nördlichen Theil der Mauer, überfielen die Wache von zwei

Thürmen und hieben Alle zuſammen. Jetzt ertönten die Signale mit den Trompeten, wie ſie verabredet waren. Alsbald befahl Beliſar, umgeben von Beſſas und ſeinem Stiefſohne Photius, den Soldaten, die Leitern anzulegen und die Mauern zu erſteigen. Allein da fand ſich, daß die Höhe unterſchätzt und die Leitern, nur nach dem Augenmaß gefertigt, zu kurz waren und lange nicht bis zur Bruſtwehr reichten. Erſt, als zwei zuſammengebunden wurden, gelangte man bis zu den Zinnen und über ſie weg in die Stadt. Die Mauern waren meiſt ohne Vertheidigung, nur die Juden, welche einen Theil zu vertheidigen hatten, leiſteten eine Zeit lang einen verzweifelten Widerſtand und nahmen erſt mit Tagesanbruch, als ſie von allen Seiten beſchoſſen wurden, eiligſt die Flucht. Das Thor gegen Oſten, das weder vertheidigt, noch geöffnet wurde, brannten die Griechen nieder und drangen über die rauchenden und flammenden Trümmer auch von der Seite ein. Unterdeſſen war der Morgen angebrochen, ein entſetzliches Erwachen für die Einwohner der Stadt! Anfangs wurde von den Griechen Alles niedergehauen, ohne Unterſchied des Alters. Die Soldaten ſtürzten in die Häuſer, raubten Alles, was koſtbar war, und ſchleppten Weiber und Kinder als Sklaven weg. Am wüthendſten benahmen ſich die Maſſageten, welche auch in die Tempel eindrangen und die dahin Geflüchteten an den Altären niederſtießen, bis Beliſar endlich dem Blutbade ein Ende machen konnte. Auf ſeinen Befehl behielten die Soldaten die geraubten Koſtbarkeiten, Kinder und Frauen mußten den Männern und dieſen ihre Wohnungen unbedingt wieder zurückgegeben werden. Einen Theil ihrer Schätze hatten die Einwohner in kluger Vorſicht vergraben. Den Reſt der gothiſchen Beſatzung behandelte er freundlich und ließ ihr kein Leid geſchehen. Um ſo ſchlimmer erging es der gothiſchen Parthei und ihren Führern. Der Eine, Paſtor, ſtarb im jähen Schrecken vom Schlage gerührt, Aſklepiodatus aber, der mit den Vornehmen der Stadt ſich zu Beliſar begeben hatte, mußte bittere Worte hören über ſeinen Widerſtand gegen die Uebergabe und über ſeine Kühnheit, trotzdem unter die Augen des griechiſchen Feldherrn zu treten. Aber der Advocat hatte nicht im Mindeſten den Kopf verloren. „Du bedenkſt nicht," rief er dem hefügſten ſeiner Ankläger zu, „daß Du uns eine Lobrede hältſt mit Deinen Läſterungen wegen unſerer Geſinnung gegen die Gothen. Denn nur Menſchen niedriger Geſinnung halten oder brechen ihre Treue nach dem Glück oder Unglück ihrer Feinde." Sie aber hätten als Männer von feſten Grundſätzen den Gothen auch in ſchwerer Bedrängniß Wort gehalten. Darum werde der Sieger in ihnen ebenſo ſtandhafte Vertheidiger des griechiſchen Regiments finden, als ſie vorher deſſen Widerſacher geweſen, weil wahrhafte Treue nicht nach dem Wechſel des Glücks ihre Grundſätze ändere. Aber dieſe männlichen Worte verſtand der niedere und vornehme Pöbel nicht. Maßſtab ſeiner Gunſt und ſeines Zorns war und iſt überall der Erfolg. Er ſuchte deßwegen dieſelben Männer welche er beim Abzug der Griechen in die Rennbahn getragen und denen man

Bildſäulen geſetzt hätte, auf, um ſie zu zerreißen. Das thaten ſie an Aſklepiodatus, da Paſtor aber ſchon todt war, ſo hingen ſie wenigſtens ſeinen Leichnam noch auf. Und Belliſar war auch hier ſo viel Menſch, daß er das nicht nur nicht verhinderte, ſondern darin für die Gothiſchgeſinnten eine Verwarnung und eine gerechte Strafe dafür erblickte, daß er durch die Schuld der Genannten zwanzig Tage vor der Stadt wie gebannt war und nicht unbedeutende Verluſte erlitten hatte.

2) Die Gothen, ſo viel derſelben gerade um Rom und in den dortigen Ortſchaften ſich befanden, hatten ſich über die Ruhe und Unthätigkeit Theodats bei dem ſiegreichen Vordringen des Feindes gewaltig gewundert, und es begann über den geheimnißvollen Verhandlungen mit dem griechiſchen Geſandten der Verdacht ſich zu erheben, daß er die Macht der Gothen an Juſtinian verrathe und für weiter nichts ſorge, als ſich ſelbſt und ſeine Schätze zu retten. Als aber der Uebergang ſeines Schwiegerſohnes zu Beliſar unter großen perſönlichen Vortheilen und bald darauf der Fall Neapels bekannt wurde, brach die ſchon lang glimmende Unzufriedenheit in offene Empörung aus. In dem gothiſchen Lager bei Regeta nicht weit von Rom wurde Theodat des Thrones für unwürdig erklärt und an ſeine Stelle Vitiges erhoben, ein Mann der unter Theodorich in dem Kriege gegen die Gepiden ſich großen Ruhm erworben hatte. 536. Auf die erſte Nachricht davon entfloh Theodat auf der Straße nach Ravenna. Vitiges ſchickte aber eilends einen Gothen nach, Optaris mit Namen, der auf ihn deßwegen ſehr erbittert war, weil der König ein ſchönes und reiches Mädchen, das er ehelichen wollte, ihm entzogen und mit einem andern verehelicht hatte. Ohne bei Tag oder Nacht zu raſten, fand er endlich, nach den ſeine Rache lechzend ſuchte, ſtreckte ihn rücklings zu Boden und ſchlachtete ihn wie ein Opferthier. Vitiges zog mit den Gothen nach Rom und wußte bald auch für den noch weiteren Rückzug bis nach Ravenna beſtimmende Gründe anzuführen. Um das griechiſche Heer unter Beliſar mit Erfolg bekämpfen zu können, dazu fehle es an Allem. Die größere Macht der Gothen ſei in Gallien, in Venetien und in den entlegenſten Gegenden beſonders gegen die Franken entfernt und zerſtreut. Ravenna ſei darum als Mittelpunkt geeignet, zunächſt den Krieg gegen die Franken zu beendigen, die zerſplitterte Macht der Gothen zu ſammeln und dann erſt den Griechen die Spitze zu bieten. Wegen Rom ſolle ſich Niemand Sorgen machen, denn wenn die Römer gutgeſinnt ſeien, ſo würden ſie auch die Stadt den Gothen erhalten, zumal ſie wüßten, daß für den Fall einer Belagerung Entſatz nahe ſei; ſeien ſie aber ſchlecht geſinnt und würden ſie Beliſar einlaſſen, ſo ſei ein offener Feind einem falſchen Freunde vorzuziehen. Er werde übrigens dafür ſorgen, daß jenes nicht eintrete und eine ſtarke Beſatzung unter einem tapfern Befehlshaber zurücklaſſen.

Dazu wurde Leuderis, ein ſchon betagter Krieger, mit 4000 Mann aus-

gewählt, eine Macht, die mit den Römern vereinigt ſtark, ohne ſie viel zu ſchwach war, um die immer noch große und weitgedehnte Stadt gegen Beliſar auch nur auf Tage hin mit Erfolg vertheidigen zu können. In Ravenna angekommen, nahm Vitiges Matasuntha, die Tochter Amalasunthas, gegen ihren Willen zu ſeiner Gemahlin in der Abſicht, um durch die Verbindung mit dem Geſchlechte Theodorichs des Großen ſeiner Gewalt Glanz und Feſtigkeit zu geben. Um alle Kraft gegen den Feind anwenden, ihn ſelbſt aber durch einen andern Krieg ſchwächen zu können, ſchickte er eine Geſandtſchaft an die Perſer, ſie zu einem Einfall in's griechiſche Reich zu bewegen, er ſelbſt aber ſchloß mit den Franken in der Weiſe Frieden und Bündniß, daß ihnen die Provence, der Reſt der oſtgothiſchen Macht in Gallien und Rhätien, in welches früher Theodorich die flüchtigen Alemannen aufgenommen hatte, abgetreten wurde; ſie ſelbſt leiſteten zwar keine Hülfe, geſtatteten aber den Gothen unter den Alemannen und Burgundern zu werben. 536.

Unterdeſſen war Beliſar nach Zurücklaſſung von Beſatzungen in Neapel und Cumä aus Unteritalien aufgebrochen, aber auf ſeinem Marſche nirgends auf einen Feind geſtoßen. Die Römer hatten im Gegentheil, kaum von der gothiſchen Macht befreit und aus Beſorgniß das Schickſal Neapels theilen zu müſſen, Geſandte an ihn geſchickt, ihm die Schlüſſel der Stadt zu überbringen. So rückte das Heer auf der lateiniſchen Straße gegen Rom, und der gothiſchen Beſatzung blieb nichts übrig, als der Rückzug. Während Beliſar durch das aſinariſche Thor einrückte, zogen die Gothen durch das flaminiſche ab, nur Leuderis weigerte ſich aus Scham, ſeinen Poſten zu verlaſſen, und ſo wurde er mit den Schlüſſeln Roms wie eine Siegestrophäe an den Kaiſer geſchickt. Nachdem der Jubel über die Abwerfung eines Joches, das ſechzig Jahre lang auf der Stadt gelegen, vorüber war, beſchäftigte ſich Beliſar ernſtlich mit ihrer Befeſtigung und ließ nicht nur die Ringmauern überall unterſuchen und ausbeſſern, ſondern auch ringsum einen breiten und ſehr tiefen Graben anlegen. Damit waren die Römer ſehr zufrieden, denn ſie ahnten, daß das Alles gegen die drohenden Angriffe der Gothen gerichtet ſei. Als ſie aber an allen Zurüſtungen merkten, daß Beliſar auch gegen eine langwierige Belagerung ſich rüſtete, äußerten ſie ihr Staunen und Mißfallen, daß Jemand in klarer Vorausſicht, eingeſchloſſen zu werden, dennoch in eine Stadt einrücke, welche in ihrer ungünſtigen Lage, beſonders dem Meere entrückt, ſo ſchwer mit Lebensmitteln verſehen werde. Beliſar ließ aber nicht nur Getreide aus Sizilien herbeiſchaffen und aufſchütten, ſondern nöthigte auch die Römer, ſo groß ihr Unwille auch dagegen war, mit allem Nöthigen ſich auf lange hin zu verſehen. Die abgeſchickten Heeresabtheilungen unterwarfen ſich das umliegende Land bis Narni, Perusia und Spoleto. Endlich waren die Rüſtungen des Gothenkönigs vollendet und von ſolchem Umfang, daß er ein Heer nach Dalmatien entſenden, und dennoch mit 150,000 Reitern gegen Rom aufbrechen konnte, wie es ſcheint

in immerwährender Besorgniß, Belisar möchte ihm entschlüpfen. März 537. Ohne sich viel mit der Belagerung von Perusia und Spoleto und der schwer zugänglichen Festungen Narni abzugeben, langte Vitiges mit seinen Gothen an der milvischen Brücke vor der Stadt an. Hier hatte Belisar kurz vorher einen Thurm erbaut und eine Besatzung hineingelegt, um den Uebergang zu verwehren. Es lag ihm daran, vorher noch zugesagte und erwartete Hilfe an sich zu ziehen und den Bewohnern noch Zeit und Gelegenheit zu geben, die nöthigen Lebensmittel hereinzuschaffen. Allein seine Berechnung wurde vereitelt. Ein Theil der Besatzung des Thurmes entfloh aus Furcht vor den Gothen, ein anderer ging zu ihnen über. In der Absicht, an der Tiber ein Lager zu beziehen und den Uebergang der Gothen zu wehren, war Belisar des andern Tages mit tausend Reitern ausgerückt, als er voll Staunen sie schon diesseits des Flusses erblickte. Sie hatten nämlich die Zugänge des Thurmes erbrochen und waren alsbald über die Tiber gezogen. Belisar wurde sogleich angegriffen und gegen seinen Willen in einen erbitterten Kampf verwickelt, aus dem ihn nur seine Tapferkeit und die Hingabe seiner Garde rettete. Er ritt ein Pferd von lichter Farbe, das am Kopf einen weißen Stern hatte, ein solches Pferd, sagt Procopius, nennen die Griechen Phalios, die Barbaren aber Vala. Bei seinem Anblick erhoben die Ueberläufer ein lautes Geschrei und ermunterten die Gothen, nur auf dieses Pferd die Geschosse zu richten, ohne daß viele den Grund dieses Zurufs kannten. Einer der ersten Gothen, welcher sich wüthend auf Belisar stürzte, war Visand, der Bannerträger. Mit dreizehn Wunden bedeckt wurde er am dritten Tage nach der Schlacht halbtodt auf dem Kampfplatze aufgehoben, lebte aber noch lange nachher hochberühmt unter den Gothen wegen seiner Tapferkeit. Die Garden konnten gegen solche Angriffe ihren Feldherrn nur dadurch retten, daß sie sich um ihn schloßen, ihre Schilde dicht an einander hielten und so ihn und sein Pferd deckten. Die Gothen verloren nicht weniger als tausend Mann, aber auch der Verlust der Griechen war sehr bedeutend und als sie sich in voller Eile gegen die Stadtmauern zurückzogen, fanden sie sich ausgeschlossen. Die Römer hatten nämlich auf das Geschrei des Kampfes und auf die falsche Nachricht, daß Belisar unter den vordersten zuerst gefallen sei, die Thore geschlossen und weigerten sich, sie zu öffnen, obwohl er selbst ihnen drohend dazu Befehl gab. Aber sein Gesicht war vor Staub, Schweiß und Blut unkenntlich und es inzwischen schon Abend geworden. Erst ein wiederholter verzweifelter Angriff gegen die anrückenden Gothen, ohne sie aber weiter zu verfolgen, als zunächst nöthig war, überzeugte auch die Römer davon, daß er noch lebe und vermochte sie endlich, das flaminische Thor zu öffnen. In der Stadt eingerückt, ließ Belisar alsbald eine Menge Wachtfeuer anzünden und hielt Soldaten und Einwohner unter den Waffen, in der Besorgniß, die Gothen möchten die Nacht und den ersten Schrecken zu einem Sturm auf die Stadt benützen. Das geschah nicht. Vitiges schickte aber einen vornehmen Gothen,

Namens Vakis an das salarische Thor, der den Römern ihre Treulosigkeit und ihren Verrath vorwerfen und der sie darüber verspotten mußte, daß sie jetzt die Gewalt eines Volkes zu erdulden hätten, von dem man in Italien früher Niemand gesehen habe als Schauspieler, Possenreißer und betrügerische Matrosen. Darauf erwiederten die Geschmähten nichts, wunderten sich aber nicht wenig, daß Belisar, selbst kaum den Gothen entronnen, sie ermunterte, auf ihn zu vertrauen.

Nach diesem ersten Zusammenstoß begann Vitiges die Belagerung der Stadt, welche nicht weniger als ein ganzes Jahr andauerte. Aber sein Heer reichte nicht aus, die ganze Ringmauer einzuschließen. Von den vierzehn Thoren konnten nur fünf und zwar von der flaminischen bis zur pränestinischen Straße geschlossen werden. Dazu bezog es sechs durch Wall und Gräben geschützte Lager, alle innerhalb des Tiberflusses. Um aber die milvische Brücke und den Uebergang über den Fluß sich zu decken, wurde jenseits der Tiber in dem vatikanischen Felde ein siebentes Lager errichtet. Belisar dagegen übergab jedem seiner Kriegsobersten die Bewachung eines Thores mit dem ausdrücklichen Befehl, niemals, was sie auch immer hören möchten, ihren Posten zu verlassen und eigenmächtig an einen andern Ort zur Vertheidigung zu eilen, sondern ihm die Vertheidigung des Ganzen und die Vertheilung der Mannschaften zu überlassen. Die Mauern waren mit Wurfmaschinen besetzt, besonders mit Ballisten, eine Art mächtiger Armbrust, deren Sehne nur durch die Kraft Mehrerer gespannt werden konnte, und die ihre dicken Bolzen mit solcher Kraft abschoßen, daß sie in Holz und sogar Stein mit Leichtigkeit eindrangen, dann Onegri, Waldesel, welche nach Art der Schleuder große Steinmassen warfen. Eingedenk der List, durch welche Neapel gefallen war, ließ Belisar alle Wasserleitungen innerhalb der Stadt durch Mauerwerk große Strecken weit fest verwahren, die Tiber aber durch Ketten sperren, um die innerhalb des Flusses errichteten Mühlen vor den herschwimmenden Bäumen zu schützen, aber auch einen plötzlichen Ueberfall durch Boote unmöglich zu machen. Trotzdem die Gothen sämmtliche Wasserleitungen abgeschnitten hatten, fehlte es nicht an Wasser zum Trinken, dagegen aber an Wasser zu den öffentlichen Bädern. Diese Entbehrung, dazu die Last die Waffen zu tragen und die Mauern bei Tag und Nacht zu bewachen, der Anblick ihrer verwüsteten Landhäuser, Aecker und Weinberge und endlich die Angst einem so zahlreichen und nun doppelt erbitterten Feinde zuletzt doch erliegen zu müssen, erweckte in dem verweichlichten feigen Volke große Unzufriedenheit gegen das neue Regiment. Man schalt öffentlich auf Belisar, daß er ohne hinreichende Macht den Krieg mit den Gothen begonnen und nun die Stadt und ihre Bewohner mit sich ins Verderben hinabstürze; solche Reden gingen sogar unter den Mitgliedern des Senats. Von dieser Stimmung des Volkes durch Ueberläufer in Kenntniß gesetzt, schickte Vitiges an Belisar eine Gesandtschaft, die ihm das Tollkühne seiner Unternehmung vor Augen stellen

und ihm und ſeinem Heer freien Abzug mit allem, was ſie beſäßen, anbieten ſollte — ein Anerbieten, das Beliſar zum Staunen der Römer mit den Worten abwies, daß Niemand ohne ſchweren Kampf in Rom eindringen, und ſo lange er lebe, von der Stadt Beſitz nehmen werde.

Alſo ſollten die Waffen entſcheiden. Die Gothen brauchten achtzehn Tage, bis ſie ihre Zurüſtungen zu einem allgemeinen Sturme beendet hatten. Was dabei die Römer beſonders in Schrecken ſetzte, war eine Anzahl gewaltiger Sturmböcke und großer hölzerner Thürme. Am Morgen des neunzehnten Tages begann der allgemeine Sturm auf die Stadt. Allein all die Gegenſtände, welche den Römern ſo großen Schrecken einflößten, erregten bei dem kriegskundigen Führer des griechiſchen Heeres Heiterkeit und Lachen. Er ſah nämlich den hölzernen Thürmen Ochſen vorgeſpannt, welche ſie bis an die Mauern ſchleppen ſollten und befahl den Bogenſchützen, ſich ruhig zu verhalten, und nicht eher die Pfeile abzuſchießen, bis er dazu das Zeichen gegeben habe. Als endlich die Ochſen mit den Thürmen in Bereich eines Pfeilſchuſſes herangekommen waren, ließ er ſie ohne Mühe niederſtrecken und damit blieben die Thürme, da die Gothen ſie auf eine andere Art zu bewegen entweder nicht kannten oder nicht angebracht hatten, entfernt von den Mauern ſtehen. Der heftigſte Angriff geſchah trotzdem auf das präneſtiniſche Thor und auf das Grabmal Hadrians, jetzt Engelsburg genannt, das außerhalb des aureliſchen Thores, einen Steinwurf weit von der Mauer entfernt, mit dieſem aber in Zuſammenhang gebracht war. Die Gothen waren ſo raſch angekommen und ſchon ſo nahe, daß die Griechen ihre Wurfmaſchinen, die in gerader Richtung ihre Bolzen ſchoßen, nicht mehr gebrauchen konnten. Schon waren jene im Begriff, die Sturmleitern anzulegen, als die Belagerten die koſtbaren Standbilder, womit das Grabmal auf allen Seiten geſchmückt war, herabrießen und die zerſchmetterten Stücke auf die Anſtürmenden hinabſchleuderten. Dadurch wurde der Angriff nicht blos aufgehalten, ſondern der Sturm auch an dieſer Stelle mit großem Verluſt der Gothen abgeſchlagen. Am präneſtiniſchen Thore waren ſie aber ſchon in das ſogenannte Vivarium, ein mit Mauern eingehegter Platz zur Aufbewahrung wilder Thiere, eingedrungen, ſahen ſich aber plötzlich in dem engen Raume angefallen und mußten auch hier zurückweichen. Der grimmige Kampf dauerte vom Morgen bis zum Abend und endete damit, daß der Sturm auf allen Seiten abgeſchlagen wurde und die Gothen nach der ohne allen Zweifel übertriebenen Angabe des Procopius 30,000 Todte und eine noch viel größere Anzahl Verwundeter zählten. Zur Plünderung der Gefallenen, beſonders aber zur Vernichtung der zurückgelaſſenen Maſchinen fielen die Griechen aus allen Thoren, und zündeten die Thürme an, ſo daß rings um die Stadt plötzlich hohe Flammenſäulen ſich erhoben und die blutgetränkte Stätte des Kampfes mit ihrem Schein weithin beleuchteten.

Aber trotz dieſes glänzenden Sieges überſah Beliſar die kommenden Ge-

fahren nicht und bat den Kaiser dringend um schleunige Hülfe. In Besorgniß, diese ihm so nöthigen Zusendungen an Truppen und Lebensmitteln möchten verspätet, oder irgendwo aufgehalten werden, befahl er allen Römern, Frauen und Kinder und die nicht waffenfähigen Sklaven nach Neapel zu schaffen, ebenso gebot er auch seinen Soldaten, das männliche oder weibliche Gesinde dahin wegzuschicken und verordnete, daß sie fernerhin ihre Rationen zur Hälfte in Lebensmitteln, zur Hälfte in Geld erhalten sollten. Der Abzug der Schwachen und Unmündigen nach Campanien ging leicht und ohne Widerstand vor sich. Ein Theil schiffte sich auf der Tiber ein, ein anderer Theil wanderte zu Fuß auf der appischen Straße nach dem Süden. Ab- und Zugang zur Stadt war an mehreren Stellen offen, weil das gothische Heer ungeachtet seiner Größe doch nicht zahlreich genug war, ganz Rom einzuschließen, die Gothen auch aus Furcht vor Hinterhalt und Ueberfall sich nicht weit von ihren einzelnen Lagern entfernten. Die besten Dienste in dem ununterbrochenen kleinen Kriege leisteten Belisar die Mauern, die er aus Afrika herübergeführt hatte. Die einzelnen Züge, welche von ihrer Schlauheit, von ihrer Fertigkeit zu stehlen und zu rauben und ihrem kalten Muthe uns erhalten sind, wie sie katzenartig herankrochen, sich auf ihre Beute stürzten und ebenso schnell verschwanden, wie sie unversehens herangekommen waren, das Alles erinnert vielfach an ihre Landsleute, die Kabylen unserer Zeit, an die französischen Zuaven bei der Belagerung und Erstürmung von Sebastopel. Sie machten einzeln oder in kleinen Haufen zur Nachtszeit ihre Ausfälle, überfielen einzelne Gothen oder ganze Haufen bei ihren Pferden und Maulthieren, hieben sie nieder und eilten nach vollständiger Ausplünderung der Getödteten im schnellen Lauf in die Stadt zurück, das geschah aber sogleich, wenn sie auf einen stärkeren Feind stießen. Sonst wurden sie aber auch dazu gewählt, des Nachts an den um die Stadt gezogenen Gräben die äußersten Vorposten zu beziehen in Begleitung von Hunden, um auch das vorsichtigste Heranschleichen durch sie alsbald zu erfahren. Damit aber das Heer durch ununterbrochenen Wachdienst auf der Mauer nicht ermüdet und saumselig werde, mußten die waffenfähigen römischen Bürger die Soldaten hierin ablösen und erhielten auf jeden Tag eine bestimmte Löhnung. Zu all dem kamen noch die verschiedensten Maßregeln, wie das häufige Wechseln der Wachposten, um Einverständnisse mit den Gothen zu verhüten, oftmalige Veränderung der Schlüssel zu den Thoren, ja sogar Aufspielen mit musikalischen Instrumenten, um die Soldaten während der Nacht wach und munter zu erhalten.

Aber all diese Vorsicht konnte die wachsenden Leiden der Einwohner weder abwenden, noch lindern. Denn Vitiges besetzte, um Belisar die Zufuhr von der See unmöglich zu machen oder wenigstens recht zu erschweren, die Stadt Portus am Ausfluß des einen Tiberarmes und legte eine Besatzung von tausend Mann dahin. Um aber auch die Zufuhren aus Sizilien und Campanien der Stadt abzuschneiden, errichtete er an dem Orte zwischen der

lateiniſchen und appiſchen Straße, wo die zwei Waſſerleitungen ſich zweimal kreuzten, ein Lager von fünftauſend Gothen. Dadurch entſtand allmählig in Rom Hungersnoth und in Folge davon große Sterblichkeit. Wenn es auch den Soldaten an Brod nicht fehlte, ſo mußten die Einwohner beſonders gegen das Ende der Belagerung mit Ungeſunden ſich ſättigen, was dann anſteckende Krankheiten hervorrief. Zur Zeit als das Getreide reifte, wagten ſich die tollkühnſten Soldaten nicht aus Hunger, vielmehr aus Begierde Geld zu erwerben, auf ihren Pferden hinaus und plünderten die Getreideſelder, indem ſie die Aehren abſchnitten, ſie auf ihre Pferde packten und dann in die Stadt zurückgekehrt an wohlhabende Römer um ſchweres Geld verkauften.

Wenn das die reichen Römer thun mußten und thun konnten, was muß erſt die Maſſe des Volkes ausgeſtanden haben, da ihr alle Mittel fehlten, Hunger und Noth abzuwenden oder ſie irgendwie zu lindern! Die bittere und gereizte Stimmung, die ſich ſo allmählig der ganzen Stadt bemächtigte, gab den Griechen Veranlaſſung, einen feingeſponnenen Plan gegen Papſt Silverius auszuführen. Er wurde nämlich beſchuldigt, nebſt andern römiſchen Senatoren mit Vitiges in Verbindung zu ſtehen und dem Gothenkönige heimlich die Thore der Stadt zu öffnen und zum Beweis ein Schreiben vorgelegt, das er an dieſen gerichtet habe, das aber von den wachſamen und mißtrauiſchen Griechen aufgefangen worden ſei. Dagegen liegen aber Nachrichten vor, daß das Ganze nichts anderes war, als ein frevelhaftes Gaukelſpiel der Kaiſerin Theodora, in der Abſicht angelegt, den für den Beſitz Italiens ſowohl, als auch ſonſt in den obſchwebenden kirchlichen Streitigkeiten ſo wichtigen päpſtlichen Stuhl mit einem fügſamen Werkzeug zu beſetzen. Dazu ergingen Inſtruktionen an Beliſars Gemahlin Antonia, von der bekannt iſt, daß ſie der Kaiſerin in manchen ſchlimmen Dingen unbedingt gedient und über Beliſar großen Einfluß ausgeübt hat. So wurden alſo mehrere Senatoren verbannt, Silverius aber auf die Inſel Palmaria abgeführt, wo er im Anfang des Jahres 538 durch Entziehung aller Nahrungsmittel Hungers geſtorben ſei. An ſeine Stelle kam der römiſche Diakon Vigilius, der Apocriſiar, päpſtlicher Geſandter in Konſtantinopel, nachdem er zuvor der Kaiſerin verſchiedene Zuſagen gemacht hatte und deßwegen zur Wahl Beliſar beſonders empfohlen war.

Zwanzig Tage ſpäter, als Portus, Hafen und Stadt von den Gothen weggenommen war, erhielt Beliſar durch die zwei Kriegsoberſten Martin und Valerian Hülfstruppen zugeführt und zwar 1600 Mann meiſt Hunnen und Slavonier. Sie kamen, nachdem ſie die Winterszeit in Griechenland, in den Ortſchaften von Aetolien und Akarnanien, ausgeruht hatten, friſch und ungeſchwächt in Italien an und belebten die Belagerten mit neuen Hoffnungen, die ſie auch bei den alsbald erfolgten Ausfällen zu erfüllen ſuchten. In all dieſen Kämpfen bewährte ſich beſonders die große Gewandtheit der Griechen und vor allen der Hunnen im Gebrauch des Bogens, während bei den Gothen beinahe

Niemand darin geübt war. Ihre Reiter waren blos gewohnt, mit Schwert und Lanze zu kämpfen. Um die Zeit der Sonnenwende landete Euthalius aus Conſtantinopel in Terracina mit großen Geldſummen, um den Soldaten den rückſtändigen Sold auszuzahlen. Weil er aber fürchtete, von den Gothen unterwegs ſammt dem Gelde aufgehoben zu werden, ſandte er an Beliſar, ihm einen ſichern Weg nach Rom anzugeben. Dieſer ſchickte alsbald hundert erpobte Leute aus ſeiner Garde ab, um Euthalius mit ſeiner Geldſumme ungefährdet nach Rom zu führen. Zu gleicher Zeit beſchäftigte er durch einen Ausfall die Gothen in der Abſicht, ihre Aufmerkſamkeit von dem, was ihm angekündet war, und er ſo ſehnlich erwartete, abzulenken, — eine Liſt, die ihm auch vollſtändig gelang. Nicht lange nach herbeorderte er den Geſchichtſchreiber Prokopius, der den Feldzug mitmachte, nach Neapel, nachdem ſich das Gerücht verbreitet hatte, daß Juſtinian noch weitere Hülfstruppen dahin abgeſendet habe. Er ſollte Schiffe, ſo viel nur möglich, mit Getreide befrachten und was an Soldaten aus Griechenland angekommen ſei oder Campanien ſtellen könne, ſchleunigſt heranführen, das Getreide aber nach Oſtia bringen laſſen. Ebendahin ging auch Beliſars Gemahlin, Antonia, die mit wenigen Leuten ohne die mindeſte Furcht kühn durch das von den Gothen theilweiſe beſetzte Land ſich durchſchlich, um bald mit einer Flotte und den aus Oſten geſendeten Truppen nach Rom zurückzukehren. Dadurch aber, daß Beliſar überallhin fliegende Corps ſchickte, die entweder in feſte Plätze ſich niederließen oder lauernd die zerſtreuten und ſorglos umherſchweifenden gothiſchen Abtheilungen überfielen, die Transporte der Lebensmittel unterbrachen und wegnahmen, entſtand jetzt bei den Gothen ſelbſt Hungersnoth und in Folge davon bald anſteckende Krankheiten, durch welche viele Menſchen dahinſtarben. Für Beliſar erſchien aber eine Flotte mit dreitauſend Iſauriern im Hafen von Oſtia. Zugleich rückten über zweitauſend Mann unter Johannes mit einem großen Zug von Wagen, vor allem mit Wein und Getreide auf der appiſchen Straße, um ſich mit der Flotte in Oſtia zu vereinigen.

Das Gerücht von dem Anmarſch ſo bedeutender Verſtärkungen für den Feind, noch mehr die ſchweren Verluſte ſeit Beginn der Belagerung und der mit noch größerer Hungersnoth drohende Winter, dieß Alles nöthigte Vitiges, mit Beliſar in Unterhandlungen zu treten. Er ſchickte eine Geſandtſchaft an ihn, die, nicht ohne viel Bitteres den Griechen vorher geſagt zu haben, Vorſchläge zum Frieden machen ſollte. Zuerſt erinnerte ſie daran, daß Theodorich der Große auf das Wort Kaiſer Zeno's, der dazu außer Stand geweſen ſei, Italien erobert habe, ohne jedoch in den beſtehenden Geſetzen und Staatseinrichtungen etwas zu ändern, — auch der katholiſche Glauben und ſeine Gottesverehrung ſei ungekränkt geblieben, ſo daß kein Italiener weder freiwillig noch gezwungen Arianer geworden ſei, habe aber ein Gothe ſeinen Glauben verläugnet, ſo ſei keine Ahndung noch Strafe erfolgt. Außerdem ſeien den Italienern

alle Aemter des Staates zugänglich gewesen, wie sie auch in der That bis in letzter Zeit die wichtigsten stets bekleidet hätten. Dessenungeachtet und obwohl sie in Frieden mit den Einwohnern des Landes und mit aller Welt gelebt, falle man sie mit Gewalt an, in der Absicht, ihnen den rechtmäßigen Besitz des Landes zu entreißen. Dagegen bestritt Belisar, daß Theodorich von Zeno abgeschickt worden sei, um nach Verdrängung Odoachars Italien für sich zu behalten; er sollte es vielmehr frei machen, und dem Kaiser als seinem Herrn zurückgeben. Weil aber dieses nicht geschehen sei, darüber sei der Krieg ausgebrochen. Darauf boten die Gesandten zum Beweis ihrer friedlichen Gesinnung das an allen Produkten so reiche Sizilien, ohne welches die Griechen Afrika nicht behaupten konnten, ihnen also doppelt wichtig sein müsse. Höhnend erwiederte Belisar, zum Gegenbeweis seiner Großmuth, daß er den Gothen im Namen des Kaisers ganz Britannien schenke, das um Vieles größer sei, als Sizilien, und von früherer Zeit her den Römern zugehört habe. Da boten die Gothen noch Campanien und Sizilien, aber auch das wurde abgewiesen. „Genügt das Dir auch nicht," wagten sie zu sagen, „wenn wir uns verpflichten, jedes Jahr dem Kaiser Tribut zu zahlen?" — „„Auch das nicht,"" lautete die Antwort, — „„denn wir haben keine andere Vollmacht, als das ganze Land seinem Herrn zurückzugeben."" — „Wohlan denn, so gestatte uns nach Konstantinopel abzureisen und aus dem Munde des Kaisers seine Beschlüsse zu hören." Dazu wurde ein Waffenstillstand von 3 Monaten abgeschlossen, und zwar vom Ende des Jahres 537 bis zum Frühling des nächsten Jahres.

Während diese Verhandlungen noch betrieben wurden, traf die Flotte mit den Isauriern im Hafen von Ostia ein, ebenso Johannes zu Land mit seinen Schaaren. Niemand hinderte sie, ans Land zu steigen, noch ein Lager zu schlagen. Um aber doch vor jedem Ueberfall sicher zu sein, zogen jene nahe am Hafen einen tiefen Graben und besetzten ihn mit Wachposten, den Truppen des Johannes mußten ihre Wagen zum Schutze dienen, indem selbige gleich einem Walle um das Lager her aufgefahren wurden. Mit Einbruch der Nacht begab sich Belisar, der von ihrer Ankunft unterrichtet war, mit hundert Mann seiner trefflich berittenen Garde nach Ostia und erweckte in den Angekommenen durch die Nachricht eines glücklichen Treffens mit den Gothen und des abgeschlossenen Waffenstillstandes neuen Muth, darauf kehrte er mit der Morgendämmerung nach Rom zurück mit dem Befehl, die Lebensmittel so schnell als möglich dahin zu schaffen. Da die Ochsen ganz erschöpft waren und halbtodt am Boden lagen, berief Antonia wegen des Transports der bedeutenden Ladungen einen Kriegsrath. Der Landweg war aus dem schon angegebenen Grunde unmöglich, die Boote aber schleppen zu lassen, wie man in der alten Zeit zu thun pflegte, war unmöglich, weil der Leinpfad in den Händen der Gothen war, auf der andern Seite des Flusses aber sich kein gangbarer Weg befand. Es wurde deßwegen beschlossen, mit Segel und Ruder die Strömung des Flusses zu überwinden, an

den Booten ringsum die Wände mit Brettern zu erhöhen und zugleich mit den Matrosen eine gleiche Anzahl Bogenschützen einzuschiffen, um jeden Ueberfall oder Angriff abwehren zu können. Die Gothen, welche in Portus standen und vor deren Augen die Flotte vorüber mußte, rührten sich nicht von der Stelle, wahrscheinlich aus Besorgniß, den schon abgeschlossenen Waffenstillstand durch irgend etwas zu verletzen. In Ostia blieb ein Theil der Isaurier zurück, die Schiffe zu bewachen. Unterdessen hatte man sich auch gegenseitig wegen des Waffenstillstandes Geiseln gegeben, von Seiten der Griechen Zeno, von den Gothen Ulias, unter der Bedingung, daß innerhalb der drei Monate, bis zu welcher Zeit die Gesandten der Gothen aus Konstantinopel zurückgekehrt seien, die Waffen ruhen sollten. Mit der gothischen Gesandtschaft schickte Belisar einige Griechen aus seiner Umgebung an den Kaiser.

Von jetzt an wendete sich beinahe Alles zum Nachtheil des gothischen Heeres. Hunger zwang sie, Alba, Portus, Centumcellä, Civitavechia zu räumen. Kaum waren sie aber aus diesen wichtigen Positionen abgezogen, als die Griechen dieselben besetzten, sei es, daß der Waffenstillstand darüber nichts enthielt, oder die Griechen ihn ohne Scheu übertraten. Als Vitiges sich darüber als einen Bruch des Vertrages beschwerte und mit Vergeltung drohte, ließ ihm Bellsar mit höhnischem Lachen sagen, die Beschwerdeführung sei nur ein Vorwand, denn keinem sei unbekannt, aus welchen Gründen die Gothen die Plätze geräumt hätten. Zugleich ließ er, da Rom mit Soldaten angefüllt war, die Besatzungen von Narni, Spoleto und Perusia verstärken und wußte durch seine Maßregeln die sieben Lager der Gothen so zu umspannen, daß die Belagerer bald die Belagerten wurden mit allen Drangsalen einer Hungersnoth. Den schwersten Schlag führte aber Belisar durch Absendung des grausamen und blutdürstigen Johannes mit zweitausend auserlesenen Reitern nach Alba, mit dem Auftrag, sich dort ruhig zu verhalten, so lange die Gothen ruhig blieben, wenn sie aber den Waffenstillstand brächen, in die Grenzen von Picenum am adriatischen Meer einzubrechen und mit Feuer und Schwert Alles zu verwüsten, nur die Güter der Römer und sie selbst unbeschädigt zu lassen. Dort sei auch nicht Ein Mann übrig und nur Kinder und Weiber mit all ihrem Vermögen zurückgeblieben. Er solle jeden festen Ort um jeden Preis wegnehmen, vermöge er das nicht, sich zurückziehen oder Halt machen, wegen der vielen Gefahren aber in einem fremden feindlichen Lande keinen Ort uneingenommen im Rücken lassen, die gemachte Beute in Sicherheit bringen, damit das ganze Heer auf eine ordentliche und gerechte Weise darein sich theile. „Denn es wäre ungerecht," fügte er hinzu, „wenn die Einen mit großer Mühe die Drohnen vernichteten, während Andere ohne Mühe und Beschwerden den Honig ausschneiden und genießen wollten." Um dieselbe Zeit erschien auch der Bischof Datius von Mailand mit einigen angesehenen Bürgern derselben Stadt und baten Belisar, eine kleine Schaar Besatzungstruppen dahin abzusenden mit der Versicherung, daß

ſie dann ſtark genug wären, nicht nur Mailand, ſondern ganz Ligurien für den Kaiſer zum Abfall zu bringen.

Zur beſſeren Beurtheilung damaliger Verhältniſſe und der in dieſem Kriege hervorragenden Perſönlichkeiten fügen wir hier die Erzählung der Ermordung eines der Kriegsoberſten Beliſars ein. Präſidius, einer der vornehmen Römer, war nämlich gleich nach Ausbruch des Krieges den Gothen verdächtig geworden und entfloh mit einigen Dienern nach Rom, ohne etwas von Werth bei ſich zu tragen, als zwei Dolche, deren Scheiden von Gold und mit Edelſteinen geſchmückt waren. In Spoleto, das ſchon die Griechen beſetzt hatten, wurde er von Conſtantin, dem dortigen Befehlshaber, angehalten und ihm beide Dolche abgenommen und zwar in einer Kirche, wohin er ſich geflüchtet hatte. So lange der Entſcheid der Belagerung zweifelhaft war, ſchwieg der Beraubte. Als ſich aber die Schaale gegegen die Gothen neigte, klagte er bei Beliſar über das erlittetene Unrecht und bat um Zurückgabe ſeines Eigenthums. Beliſar mißbilligte das Geſchehene und ermahnte ſelbſt und durch Andere Conſtantin, das Abgenommene zurückzugeben, um einmal den Klagenden zu befriedigen und das öffentliche Gerede verſtummen zu machen. Allein Conſtantin hatte dagegen nichts als Scherzreden und den Beraubten zum Beſten. Als aber einmal Beliſar über das Forum ritt, fiel Präſidius plötzlich dem Pferd in die Zügel und weigerte ſich unter lautem Geſchrei, ſie fahren zu laſſen, bis Beliſar, umgeben von vielen Leuten, welche dieſe kühne Handlung herbeigezogen, ihm verſprochen, daß er ſein Eigenthum erhalten werde. Des andern Tages berief er die Kriegsoberſten und Conſtantin dazu in ſeinen Palaſt und verlangte nun unter Mittheilung des Vorgefallenen alsbald Gehorſam. Conſtantin dagegen erklärte mit Trotz, daß er die Dolche nicht zurückgebe, ſie eher in die Tiber werfe. Als Beliſar ihn darauf fragte, ob er nicht glaube unter ſeinem Befehle zu ſtehen, antwortete er, nach dem Willen des Kaiſers in allen Stücken, nur in dieſem Falle nicht. Da befahl der Feldherr die Garden zu ſeiner Verhaftung herbeizurufen. Kaum war dieſer Befehl gegeben, als Conſtantin, das als Zeichen ſeines Todes anſehend, mit gezücktem Dolche wüthend auf Beliſar losſtürzte und ihn durchbohrt hätte, wenn die Anweſenden ihn nicht gedeckt hätten und Conſtantin nicht in den Arm gefallen wären. Er wurde ſofort verhaftet, weggeführt und kurze Zeit nachher auf Beliſars Befehl hingerichtet. Dieſes iſt die einzige That, fügt Procopius bei, welche gewiſſenlos und Beliſars höchſt unwürdig war. Nach andern Nachrichten war es aber die Rache ſeines wollüſtigen Weibes, welche einem der tapferſten Unterfeldherrn Beliſars einen ſolch ſchmählichen Tod bereitete. Antonia war nämlich während des Feldzugs in Afrika von Beliſar im Ehebruch ertappt worden und konnte ihren Buhlen nur durch ſchnelle Flucht nach Aſien von dem Tode retten, wozu ihr beſchimpfter Gatte ſchon den Befehl gegeben hatte. Als das bekannt wurde, ließ ſich Conſtantin vor Andern zu den Worten hinreißen: „ich würde eher die Ehebrecherin als den Knaben beſtraft haben.“

Das wurde ihr hinterbracht und von ihr niemals vergessen. Als sich darum Gelegenheit bot, soll sie besonders Belisar zur blutigen Bestrafung des Ungehorsams gedrängt haben, — das hieß für sie denjenigen den Mund auf immer schließen, der nicht blos von ihrer Schande wußte, sondern auch den unbesonnenen Muth hatte, darüber öffentlich ein bitteres, aber gerechtes Urtheil zu fällen.

Unterdessen suchten die Gothen, sei es, daß sie durch Belisars Handlungen den Waffenstillstand für gebrochen hielten, oder aus irgend einem andern Grunde, Roms sich durch Ueberfall zu bemächtigen. Dazu ließ Vitiges eine der Wasserleitungen, welche er abgeschnitten hatte, mit Lichtern und Fackeln durch eine Abtheilung Gothen des Nachts untersuchen, ob nicht aus ihr ein Zugang in die Stadt gefunden werde. Es traf sich aber, daß das Gewölbe in der Nähe der pincianischen Pforte Ritzen hatte und eine der Wachposten das Feuer der gothischen Fackeln gewahrte. Als er das denen, welche mit ihm waren, mittheilte, erklärten diese, er habe sich getäuscht und nur einen vorüberschleichenden Wolf gesehen, dessen Augen man dem Feuer ähnlich hielt. Die Gothen kamen aber in der Wasserleitung bis mitten in die Stadt, wo ein Gang zur Burg auf den palatinischen Hügel aufwärts führte, da stießen sie auf eine Vermauerung, welche Belisar vorsichtig hatte anlegen lassen und die ihnen weiteres Vordringen verwehrte. Nachdem sie einen Stein daraus weggenommen, traten sie den Rückzug an und meldeten Vitiges, was sie gefunden und wie weit sie vorgedrungen. Unterdessen war aber auch der Wachsamkeit Belisars das Gerede der Wachen über den umherschleichenden Wolf mit glühenden Augen nicht entgangen. Er hielt es der Mühe werth, die Wasserleitung in ihrer ganzen Länge untersuchen zu lassen und beauftragte damit die Unerschrockensten aus dem Heere unter Anführung eines erprobten Obersten. Sie fanden auch alsbald die Spuren der Eingedrungenen, besonders was von Fackeln und Lichtern überall herabgeflossen und noch ganz frisch war, an der Vermauerung die Lücke durch den herausgebrochenen Stein und berichteten alsbald an Belisar. Dieser stellte die ganze Wasserleitung unter strenge Wache, was die Gothen, die es merkten, abhielt, weitere Versuche zu machen. Als auch ein plötzlicher Ueberfall der pincianischen Pforte um die Mittagszeit gänzlich mißglückte, versuchte Vitiges durch die Bestechung zweier Römer in die Stadt zu dringen. Sie sollten nämlich, in der Nähe der Kirche des hl. Apostels Petrus wohnend, wo die Mauer nicht sehr hoch und von Thürmen entblößt war, die griechische Wache mit Wein trunken machen und jedem Mann noch in seinen Becher Betäubendes mischen. Im Gehelmen hatte er dann am andern Ufer Boote in Bereitschaft gesetzt, um auf ein gegebenes Zeichen über den Fluß zu dringen und dann mit Leitern die unbewachte Mauer zu ersteigen; dazu war noch das ganze Heer in Bereitschaft gesetzt. Aber einen der Römer faßte Reue oder Angst: er verrieth Belisar den Plan und denjenigen, der zugleich mit ihm sich in die Verschwörung eingelassen hatte. Der Unglückliche wurde eingefangen und gestand unter den Qualen der Folter

ſeine Schuld. Darauf ließ ihm Beliſar nach Griechenart Naſe und Ohren abſchneiden und ſchickte ihn, auf einem Eſel reitend, in's gothiſche Lager.

Solche mißglückte Verſuche ſcheint Beliſar erwartet, vielleicht gerade gewünſcht zu haben, um Johannes den Befehl geben zu können, über die unbeſchützten Provinzen und die wehrloſen Kinder und Frauen der Gothen loszubrechen. Der Erfolg war vorauszuſehen. Der Blutdürſtige durchſchwärmte mit ſeinen zweitauſend Reitern alles Land von den Apeninnen bis zu den Küſten des adriatiſchen Meeres, plünderte, was werthvoll und beweglich war, und führte ganze Schaaren von Frauen und Kindern als Sklaven weg. Ulithes, der Oheim des Gothenkönigs, ſtellte ſich zwar mit einer ſchnell zuſammengerafften Heeresabtheilung ſeinem Vordringen entgegen, unterlag aber und wurde mit den Seinen beinahe ganz aufgerieben. Darauf rückte Johannes, Anrinium, jetzt Oſimo, und Urbinum gegen den Befehl Beliſars hinter ſich laſſend, kühn bis auf eine Tagreiſe von Ravenna vor und beſetzte Rimini in der zuverſichtlichen Berechnung, daß die Nachricht von den Ergebniſſen ſeines Zuges unter den Gothen große Beſorgniß erregen und ſie zur Aufhebung der Belagerung Roms bewegen würde. Er bedrohte aber nicht blos Ravenna, ſondern wußte auch mit Mataſuntha, Vitiges Gemahlin, die nur gezwungen ſich mit ihm vermählt und ſeitdem heimlichen Groll gegen ihn genährt hatte, geheime Verhandlungen anzuknüpfen, um die Hauptſtadt des Gothenreichs ohne Schwertſchlag in ſeine Hände zu bekommen. Als ſolche Nachrichten in das gothiſche Lager vor Rom kamen, blieb Vitiges nichts übrig, als die Belagerung, die ſchon über ein Jahr währte, aufzuheben und den bedrängten Provinzen Oberitaliens zu Hülfe zu eilen. So wurden denn die ſieben Lager in Brand geſteckt, und der Rückzug angetreten, nicht ohne empfindliche Verluſte, da Beliſar aus dem pincianiſchen Thor einen Ausfall machte und dem in Eile davonziehenden und an ungünſtiger Stelle zuſammengedrängten Heere der Gothen ſtark zuſetzte. Dieſes war aber immer noch von ſolcher Stärke, daß Vitiges in den bedeutenden Städten wie Cluſium, Chiuſi, Urbiventum, Orvieto, Auriuium u. a. ſtarke Beſatzungen zurücklaſſen und noch eine bedeutende Macht unter ſeinem Neffen Uraias zur Züchtigung des rebelliſchen Mailands abſenden konnte. 538.

3) Beliſar hatte nämlich dem Verlangen der Mailänder, an deren Spitze der Erzbiſchof Datius ſtand, nachgegeben und ihnen unter Mundilas tauſend Mann zu Hülfe geſchickt. Statt aber die ihm anvertraute Heeresabtheilung nach Mailand zu führen, zerſplitterte er dieſelbe, legte Beſatzungen nach Pergamum, Comum, Novara und einigen andern Städtchen, ſo daß ihm nur noch dreihundert Mann übrig blieben, mit denen er nicht einmal die umfangreichen Mauern Mailands gehörig bewachen konnte. Kaum war er eingezogen, als er ſich plötzlich von 10,000 Burgundern, die dem obenerwähnten Vertrage zufolge über die Alpen den Gothen zu Hülfe zogen, von allen Seiten

eingeſchloſſen und abgeſchnitten ſah, und bald darauf erſchien auch Vitiges Neffe, Uraias. 538. Die Noth in der empörten Stadt ſtieg alsbald in's Unerhörte. Auf die Nachricht hievon ſchickte Beliſar abermals eine Heeresabtheilung unter Martinus und Uliaris, um dieſen wichtigen Poſten ſich zu erhalten. Während dieſe aber zögerten und Scheu trugen, über den Po zu gehen, war endlich Mailand den vereinigten Anſtrengungen der Gothen und Burgunder erlegen. Die Hungersnoth war bereits ſo groß geworden, daß die Bewohner die eckelhafteſten Speiſen verſchlangen. Da bot Uraias der griechiſchen Beſatzung freien Abzug. Er wurde angenommen und die Stadt auf Gnade und Ungnade übergeben. Ihr Schickſal ließ ſich vorausſehen. Sie wurde von Grund aus zerſtört, wenigſtens die Mauern, alles Waffenfähige niedergehauen und zwar ſollen es deren nicht weniger als 300,000 Mann geweſen ſein, — Frauen, Kinder aber zu Sklaven gemacht und damit ſo wie mit der ſonſt werthvollen Beute die Burgunder beſchenkt zum Dank für geleiſtete Hülfe. Der Erzbiſchof ſowie die übrigen Vornehmen der kaiſerlichen Partei wußten ſich dem gewiſſen Tode durch Flucht zu entziehen. Datius lebte noch fünfzehn Jahre lang auf griechiſchem Boden von der Gnade und dem Lohne des Kaiſers. Mit Mailand fielen auch die übrigen von den Griechen beſetzte Städte Liguriens wieder an die Gothen, ſo daß die ganze Provinz von Feinden geſäubert war. Der Anblick der reichen Beute der Burgunder und die zuverſichtliche Hoffnung im Trüben fiſchen und zuletzt gar über beide Theile, Gothen und Griechen, Herr zu werden, ſtachelte bald den fränkiſchen König, Theodebert von Auſtraſien, mit 100,000 Mann die Alpen zu überſchreiten und in die Ebenen Oberitaliens niederzuſteigen. Nur eine kleine Schaar, welche den König umgab, war beritten und mit Lanzen bewaffnet, die Uebrigen alle zu Fuß hatten weder Bogen noch Speere, ſondern Jeder trug ein Schwert, einen runden Schild und ein Beil, das auf beiden Seiten geſchärft war und einen ſehr kurzen Stiel hatte. Dieſe zweiſchneidigen Beile wurden auf ein gegebenes Zeichen zumal geſchleudert, zerſchmetterten Schilde und brachten furchtbare Wunden bei. Der Franke wußte ſeine Pläne wohl zu verwahren und war wenigſtens Willens, Griechen und Gothen zumal zu täuſchen. Als die Gothen vom Heranzug eines ſo großen Heeres hörten, wuchs ihre Hoffnung, endlich den eingedrungenen Feind aus dem Lande zu ſchlagen. Theodebert ließ ſie in dieſem Glauben, bis er ſich den Poübergang bei Pavia geſichert hatte. Da ließ er die Maske fallen und griff mit gleicher Kühnheit Griechen und Gothen an. Es war ſchon ein ſchlimmes Zeichen und zugleich ein Beweis, wie wenig das Chriſtenthum unter den Franken noch Wurzel gefaßt hatte, daß ſie vor ihrem Uebergang über den Po gothiſche Knaben und Mädchen nach altheidniſchem Gebrauch ſchlachteten und als Erſtlinge des Kriegs in den Fluß warfen. So wandelte ſich Hoffnung und Freude der Gothen in Furcht und Entſetzen. Alles floh nach Ravenna. Aber auch die Griechen ſahen ſich bald von demſelben Feinde angefallen. Die ſchon verheerten Provinzen

Ligurien und Aemilia wurden unter ſolchen Händen vollends zu Grunde gerichtet. Beliſar mochte noch viel mehr als Vitiges vor dem Ausgange des Krieges bange ſein, als plötzlich eine andere Macht dazwiſchen trat. Das fränkiſche Heer hatte nämlich in kurzer Zeit die Lebensmittel aufgezehrt, welche ſich in den verwüſteten Gegenden noch auffinden ließen. Damit begann zunächſt Mangel an Brod und Wein, bald Noth aller Art, und endlich eine ruhrartige Seuche ſo gräßliche Verheerungen unter ihnen anzurichten, daß ein Drittheil ruhmlos dahin ſank. Dieß und die bitteren, drohenden Vorwürfe ſeiner Franken, in einem wüſten Lande kläglich ſterben zu müſſen, nicht aber die unmächtigen Vorſtellungen Beliſars, zwangen Theodebert, den Rückzug über die Alpen in größter Eile anzutreten, nicht ohne vorher die Drohungen ausgeſtoßen zu haben, mit 500,000 Franken wiederzukehren und ſeinen Willen unter den Mauern von Conſtantinopel auszuſprechen.

Vitiges hatte ſich von Rom gegen Rimini gewendet, das Johannes beſetzt hielt. Aber alle Anſtrengungen gegen die Stadt ſcheiterten aus Unkenntniß der Gothen in Belagerungen und an der Tapferkeit und Wachſamkeit der griechiſchen Beſatzung. Deßwegen beſchloß man den Platz ringsum einzuſchließen und durch Noth zur Uebergabe zu zwingen. Unterdeſſen war aber Beliſar um die Mitte des Jahres 538 mit Zurücklaſſung einer kleinen Beſatzung von Rom aufgebrochen und nicht lange darnach landete der Eunuch Narſes mit zweitauſend Herulern und fünftauſend erprobten Soldaten in Picenum. Beide vereinigten ihre Streitkräfte bei Firmum, Fermo, etwa eine Tagreiſe vor Aurimum, das die Gothen noch beſetzt hielten. In einer Berathung der Griechen, ob man Rimini entſetzen oder aber vorher Aurimum nehmen ſolle, waren nicht Wenige über Johannes erbittert, daß er dem Befehl Beliſars ungehorſam, ſtatt ſich zurückzuziehen, ſich in Rimini eingeſchloſſen habe, und waren darum nicht abgeneigt, ihn aufzuopfern, eine Meinung, welcher auch Beliſar zuneigte, aus Beſorgniß, bei einem Marſch auf Rimini von den in Aurimum ſtehenden Gothen ſchwere Verluſte zu erleiden. Da war es Narſes, welcher ſein Bedenken niederſchlug und ihn beſonders daran erinnerte, daß, wenn er Johannes preisgebe, der Kaiſer damit einen ergebenen, unternehmenden General und eine Stadt verliere, deren Schickſal den ganzen Krieg entſcheiden könne. Zu gleicher Zeit langte auch ein Bote von Johannes an, daß die Noth der Beſatzung auf's Höchſte geſtiegen und ſie nicht mehr im Stande ſei, die unzufriedenen Einwohner Rimini's im Zaume zu halten, vielmehr die Stadt, wenn nicht innerhalb ſechs Tagen Hülfe erſcheine, ſich ergeben müſſe. Obwohl immer noch unſchlüſſig, ließ Beliſar die Flotte längs der Küſte den Bedrängten zu Hülfe eilen, eine Heeresabtheilung an dem Ufer hin vorrücken mit dem Befehl, ſobald ſie den Gothen nahe wäre, des Nachts eine große Anzahl Wachtfeuer anzuzünden, um ihre Menge zu vergrößern. Er ſelbſt aber ſchlug mit Narſes und dem übrigen Heere den vom Ufer entfernten Weg über Urbiſalvia ein. In dieſer Stadt,

die aber nur ein Hauſe Ruinen war, bot ſich den Griechen ein merkwürdiges Schauſpiel, das Procopius als Augenzeuge ſchildert. Bei dem plötzlichen Einfall der Griechen unter Johannes in Picenum ergriff Alles, um der Gefangenſchaft zu entgehen, ſchleunig die Flucht. So wurde ein neugebornes Knäblein zurückgelaſſen, ſei es, daß die Mutter gefangen weggeführt wurde, oder ſich verſteckt hielt und zurückzukehren ſich nicht mehr getraute. Des armen Kindes aber erbarmte ſich eine Ziege. Als nun auf die Nachricht, daß der Einmarſch der Griechen nur den Gothen gelte, die Einwohner zurückkehrten, fanden römiſche Frauen das Kind und ſahen alsbald das Außerordentliche, wie ihm die Ziege die Zize bot. Die Bemühungen, das Kind davon zu entwöhnen, waren vergeblich — es nahm die menſchliche Bruſt nicht an, und die Ziege ſchien nicht wenig ängſtlich über dieſe Störungen. Die Frauen ließen deßwegen ab und beobachteten mit dem größten Staunen, mit welcher Sorgfalt dieſelbe das Kind bewachte, ſich ſtets in ſeiner Nähe aufhielt und auf ſein Weinen ſchnell herbeieilte. Als Procopius auf ſeinem Marſch durch Urbiſalvia kam, wurde ihm auch das Kind gezeigt und, um die Aengſtlichkeit der Ziege, die nur einen Steinwurf entfernt war, zu beweiſen, dasſelbe zum Weinen gebracht. Kaum hatte dieſe das Weinen des Kindes gehört, als ſie in ſchnellem Laufe meckernd daherkam, über dasſelbe trat und ſo ſtehen blieb, um es gleichſam zu ſchützen.

Die Kriegsliſt Beliſars, des Nachts durch zahlreiche Wachtfeuer die zum Entſatz anrückende Macht der Griechen zu vergrößern und bei aufgehender Sonne der Anblick der heranſegelnden Flotte, machte ſolchen Eindruck auf die Gothen, daß ſie in überſtürzender Eile ihr Lager abbrachen und gegen Ravenna ſich zurückzogen. Die Belagerten waren durch die überſtandenen Mühſalen zu ſehr geſchwächt, vielleicht auch in Furcht vor angelegter Kriegsliſt, als daß ſie den eiligen Rückzug der Gothen zu ſtören und auszubeuten wagten. Aber all die errungenen Vortheile der Griechen ſchienen plötzlich in Frage geſtellt durch die Spaltung unter ihnen ſelbſt, beſonders durch die unbotmäßige Haltung des Eunuchen Narſes gegen Beliſar, — ſei es, daß der Hämling wie zum heimlichen Wächter ſeines glücklichen Feldherrn vom mißtrauiſchen Kaiſer abgeſendet war und ſich heimlicher Befehle erfreute, oder aber, daß er auf eigene Verantwortung den Ruhm Beliſars zu verkleinern und ihm überall Hinderniſſe zu erwecken ſuchte, — wie auf Einen Wink trat Alles, was im griechiſchen Heere mit Beliſar unzufrieden war, auf Seite des Eunuchen, und je höher die Stellung der Einzelnen, deſto größer der Trotz. Dieß zeigte ſich ſchon vor Rimini, als die Lagerfeuer der Gothen noch glimmten. Als nämlich Beliſar dem Johannes, der mit ſeinen Leuten bleich und abgemagert einherwankte, über ſeinen Ungehorſam, ſich in Rimini eingeſchloſſen zu haben, Vorwürfe machte und ihn zum Dank gegen die herbeigeeilten Truppen aufforderte, antwortete dieſer mit trotzigen Worten, daß er Niemanden anders als Narſes für ſein Leben und ſeine Erhaltung danken wolle. Die gegenſeitige Geſinnung wurde aber offen-

kundig, als es ſich um Fortführung des Feldzuges handelte. Während nämlich Beliſar einen Theil des griechiſchen Heeres nach Ligurien und zum Entſatz von Mailand, den andern aber gegen Aurimum abſenden wollte, widerſprach Narſes und wollte die Provinz Aemilia erobern, um dadurch Ravenna zum ſchnellen Fall zu bringen. Dabei pochte er auf eine Macht von 10,000 Mann, die ihm unbedingt ergeben ſeien, während Beliſar den größten Theil ſeiner Truppen in Städten und Feſtungen von Sizilien an bis nach Picenum zurückgelaſſen hatte. Als dieſer endlich, geſtützt auf kaiſerliches Schreiben, unbedingten Gehorſam forderte, und dasſelbe zu verleſen befahl, deutete Narſes den Schlußſatz desſelben „ſoweit es zum Vortheil des Reiches dienlich" zu ſeinen Gunſten und beſtritt wiederholt die ergangenen Befehle. Endlich brach Beliſar mit einer ſtarken Heeresabtheilung gegen Urbino auf. Dasſelbe that auch Narſes, ohne aber mit Beliſar dasſelbe Lager zu beziehen, vielmehr zog er in der Nacht wieder von dannen zur Eroberung der ämilianiſchen Provinz.

Die gothiſche Macht war zu ſehr zerſplittert, wenn auch nicht geſchwächt, um die offene Zwietracht im griechiſchen Heere benützen zu können. In Kurzem hatte Beliſar Urbino eingenommen und die Belagerungen von Fäſulä, Orvieto und Aurimum mit Nachdruck begonnen. 539. Die Noth des Landes, beſonders in der Provinz Aemilia, in Picenum und Tuscien, ſtieg in's Ungeheure. Nach Procopius ſtarben in Picenum allein 50,000 römiſche Landleute am Hunger. Nicht Wenige ſuchten ihr Leben zu friſten, indem ſie Häute und Felle im Waſſer erweichten und verſchlangen, oder Eicheln zermalmten, um daraus Brod zu backen. Der Anblick der Halbverhungerten erregte Entſetzen, ihre Geſichter zeigten ſchreckenvolle Erſtarrung und ihre Blicke furchtbaren Wahnſinn. Bei Manchem hatte ſich die bleiche, blaſſe Farbe des Hungers in's Schwarze verwandelt, ſo daß ſie nach den Worten desſelben Geſchichtſchreibers dem Kienholz glichen, das vom Feuer halb verzehrt war. Ja das Schauervolle ſei vorgekommen, daß auf einem Landgute in der Nähe von Rimini zwei Weiber ſiebenzehn Männer erſchlagen und ihr Fleiſch verzehrt hätten!

Um dieſe Zeit war es, Januar 539, als Beliſar dem von den Gothen hart bedrängten Mailand eine Heeresabtheilung unter Martinus und Uliaris zu Hülfe ſchickte. Da ſie aber vor der Uebermacht der Gothen ſich ſcheuten, über den Po zu ſetzen und weitere Verſtärkungen verlangten, ſo befahl Beliſar dem Johannes und Juſtinus, die unter Narſes ſich von ihm getrennt und in die Provinz Aemilia eingerückt waren, ſchleunig an den Po zu rücken. Allein dieſe weigerten ſich, von Jemanden anders, als von Narſes Befehle anzunehmen, und bis dieſer von Beliſar über die Noth der Stadt und das gemeinſame Intereſſe belehrt war und ſeine Befehle gegeben hatte, war Mailand, wie oben erzählt wurde, in die Hände der Gothen gefallen. Dieſer Schlag gegen die griechiſchen Waffen mußte ihm endlich die gewünſchte Gelegenheit geben, dem Kaiſer darüber Bericht zu erſtatten, wie nur der getheilte Oberbefehl dieſe Nieder-

lage verſchuldet habe und noch Schlimmeres erzeugen werde. Das wirkte, — Narſes wurde zurückberufen. Mit ihm zugleich verließen aber auch die 2000 Heruler das griechiſche Heer und weigerten ſich unter Beliſar, der ihnen große Verſprechungen machte, weiter zu dienen, — ſei es, daß ſie in der That Narſes ſo anhänglich und über ſeine Abberufung erbittert waren, oder aber, daß der kaiſerliche Günſtling trotz ſeiner Ungnade ſeinen Einfluß über die Barbarenhaufen wollte fühlen laſſen. Sie zogen ab und verkauften an die Gothen, die unter Uraias am Po ſtanden, ihre Sklaven und ihr Vieh, — ja ſie gelobten ſogar mit einem Eid, daß ſie niemals mehr gegen die Gothen kämpfen würden. Auf dieſe Weiſe verſchafften ſie ſich einen ungehemmten, friedlichen Rückzug, beſannen ſich aber, in die Ortſchaften von Venetien eingerückt und von kaiſerlichen Emiſſären bearbeitet, wieder anders und traten wiederholt in den Dienſt Juſtinians.

Gerade damals hatten Hungersnoth und anſteckende Krankheiten das Heer Theodeberts, der Gothen und Griechen zugleich bedrohte, wieder über die Alpen zurückgetrieben. Da verſuchte Vitiges noch einmal durch Hülfe germaniſcher Kriegsgenoſſen, die immer näher dringenden Waffen Beliſars aus dem Felde zu ſchlagen. Er ſchickte nämlich Geſandte an den Longobardenkönig Wacho, um ihn gegen große Summen Geldes und noch größere Verheißungen zum Kampfe gegen die Griechen zu bewegen. Allein die Geſandten mußten unverrichteter Sache zurückkehren, da die Longobarden im Solde des Kaiſers ſtanden. Jetzt erſt, nachdem Beliſar von auswärtigen und einheimiſchen Feinden befreit war, machte er die äußerſten Anſtrengungen, um die endliche Entſcheidung des Krieges herbeizuführen. Der erbitterte Kampf drehte ſich zunächſt um den Beſitz von Aurimum, das, etwa drei Tagreiſen von Ravenna entfernt und ſomit ein Vorwerk der Hauptſtadt, 4000 auserleſene Gothen mit Muth und Entſchloſſenheit gegen die Angriffe der Griechen vertheidigten. Die enge Einſchließung der Feſtung erzeugte bald große Noth, aber die von Vitiges genährte Hoffnung eines baldigen Entſatzes ließ die Belagerten auch die bitterſte Noth ohne Murren ertragen. Allein der Gothenkönig ſcheute gegenüber einem ſo kriegsgewandten Feind unter Anführung eines Beliſar eine offene Feldſchlacht und hielt ſich hinter den Mauern und Sümpfen von Ravenna für unüberwindlich. Schon hatte die Beſatzung die Nachricht, ſich nur noch fünf Tage lang halten zu können, an Vitiges gelangen laſſen, als es den Griechen auch noch gelang, die einzige Quelle, aus welcher der Feſtung das Waſſer zufloß, zu vergiften. Beliſar gab nämlich ſeinen Soldaten den Befehl, todte Thiere, ſchädliche und giftige Kräuter und ungelöſchten Kalk hineinzuwerfen. Unterdeſſen hatte der Hunger die in Fäſulä eingeſchloſſenen Gothen gezwungen, ſich zu ergeben. Beliſar ließ die Anführer alsbald vor die Mauern von Aurimum führen, um die Halbverhungerten zur Uebergabe zu bewegen. Sie beriethen lange und wollten ſich endlich ergeben, aber unter der Bedingung, mit Hab und Gut, gleichſam mit allen Kriegsehren, nach Ravenna abziehen zu dürfen. Aber das wollte

und konnte Beliſar nicht geſtatten. Er hielt es für unklug, durch den Zuzug ſo tapferer Männer die Macht des Gothenkönigs noch verſtärken zu helfen. Aber auch ſeine Soldaten murrten laut, daß ihnen nach ſo großen Anſtrengungen und ſo ſchweren Wunden die Beute des Feindes entgehen ſollte. Und doch trieb ſie Alle die Angſt, der Frankenkönig möchte mit friſchen Schaaren in Italien einbrechen und ausführen, was er den Griechen geſchworen hatte. Da wurde endlich die Vermittlung getroffen, daß den Gothen nach Auslieferung der Hälfte ihrer Reichthümer es freiſtehe, im Frieden auf ihre Güter ſich zurückzuziehen oder unter die Fahnen des Kaiſers zu treten. 540.

Nachdem Aurimum gefallen war, richtete Beliſar alle ſeine Kräfte gegen Ravenna, nicht um es zu erſtürmen, ſondern von der See- und Landſeite ringsum einzuſchließen, ihm alle Zufuhr und alle Zuzüge abzuſperren und durch Noth zur Uebergabe zu zwingen. Nach Procopius hätten um dieſe Zeit die Frankenkönige, als ſie von der ſchweren Bedrängniß der Gothen hörten, dieſen Hülfe und Bündniß zugeſagt, wenn den Franken geſtattet werde, mit ihnen über ganz Italien gemeinſchaftlich die Herrſchaft zu führen und das Land zu verwalten. In den Reden, welche derſelbe Geſchichtſchreiber die Franken in Gegenwart einer griechiſchen Geſandtſchaft vor Vitiges und den vornehmen Gothen halten läßt, pochen jene auf ihre ungeheure Macht, die nach Hunderttauſenden zu ſchätzen ſei und der Griechen und Gothen zuſammen erfolgreich nicht zu widerſtehen vermöchten, — zugleich warnten ſie die Gothen vor griechiſcher Politik, die gegen alle Germanen ſtets treulos gehandelt habe. Solche Vorwürfe zahlten die Griechen mit gleicher Münze. Sie erinnerten die Franken an den verunglückten Feldzug in Oberitalien und wie eine unbehülfliche Maſſe vor gewandter Kriegskunſt nichts vermöge. Was aber Treue und Heilighaltung der Eide betreffe, ſo möge man die Franken fragen, bei welchem Gott ſie wohl ſchwören würden, als Bürgſchaft für eingegangene Verpflichtungen, und ob es nicht gerade dieſes Volk geweſen ſei, welches, von den Gothen in Italien gaſtfreundlich empfangen, nicht im Mindeſten die Gefahren mit ihnen getheilt, ſondern die Waffen gegen ſie gekehrt habe. Es bleibt unentſchieden, ob Procopius dieſe Unterhandlungen zwiſchen Franken und Gothen vor dem Fall von Ravenna nicht verwechſelt mit den früher gepflogenen vor der Erſtürmung von Mailand. Damals zahlten die Gothen den Franken 50,000 Goldſtücke und traten ihnen die bis dahin noch gothiſchen Landſtriche im ſüdöſtlichen Gallien, die Berggegenden von Venetien und alle gothiſchen Beſitzungen im Norden der Alpen ab. Es iſt immerhin möglich, daß die fränkiſche Politik, obwohl ſie ſich ſchwerer Unterlaſſungsſünden gegen die hülfeſuchenden Gothen bewußt war, wiederholten Verſuch machte, in der letzten Stunde des Verzweiflungskampfes eines germaniſchen Stammes das Verſäumte nachzuholen ohne aber dabei den Löwenantheil für ſich zu vergeſſen. Nach Procopius wurden die Franken, nachdem Vitiges mit den vor-

nehmſten Gothen viel und lange berathen hatte, abgewieſen, — vielleicht geſtützt auf die Zuſagen der Griechen, die ihnen einen billigen Vergleich mit dem Kaiſer in Ausſicht ſtellten. Deſſenungeachtet hatte Beliſar zur Fortſetzung des Kampfes nichts unterlaſſen und Ravenna auf das Engſte eingeſchloſſen, ſo daß nicht nur die Zufuhr von Lebensmitteln gänzlich geſperrt war, ſondern auch die Vorräthe in der Stadt ſelbſt von verrätheriſcher Hand vernichtet wurden. Als er nämlich hörte, daß noch große Maſſen Getreide in den öffentlichen Magazinen aufgeſchüttet ſeien, ſo bewog er gegen eine große Summe Geldes einen dortigen Einwohner, Feuer an die Magazine zu legen, wodurch ſie gänzlich niederbrannten. Als Urheberin dieſes großen Unglücks beſchuldigte das gothiſche Volk Matafuntha, des Königs Gemahlin, die, wie ſie ihr eheliches Glück nicht gerade hoch anſchlug, ſchon früher mit Johannes, dem Blutdürſtigen, ſich in verrätheriſche Verbindung eingelaſſen hatte.

Während Rath- und Muthloſigkeit in Ravenna wuchs, da der Brand der Magazine deutlich genug zeigte, daß der Feind ſchon mitten in der Stadt ſich Freunde gewonnen, hoffte Beliſar von einem Tag zum andern auf ihre Uebergabe. Da erſchienen zu ſeinem größten Staunen zwei Kommiſſäre, Mitglieder des Senats in Konſtantinopel, mit dem Befehl des Kaiſers, mit den Gothen unter der Bedingung Frieden zu ſchließen, daß Vitiges die Hälfte ſeiner Schätze ausliefere und alles Land bis an den Po abtrete. Als ſie das allerhöchſte Schreiben an ihn abgegeben hatten, gingen ſie nach Ravenna ab, wo Hunger und Noth ſchon für unbedingte Annahme ihrer Vorſchläge geſorgt hatten. Um ſo unzufriedener war der kaiſerliche Feldherr. Wenn im Kabinet des Kaiſers die lange Dauer des Kriegs, die ſchweren Summen, die er verſchlang, und die ſonſtigen, hochgeſpannten Forderungen einer komplizirten Staatsverwaltung ſchwer auf dem Reiche lagen, — wenn nicht minder der drohende Krieg mit Perſien den Frieden als nothwendig und unter den genannten Bedingungen ſogar als ehrenvoll für die griechiſchen Waffen erſcheinen ließ, ſo verwundete es den Ehrgeiz Beliſars, daß die reiche Erndte eines ſo mühevollen Feldzugs ihm in der letzten Stunde entſchlüpfen und dem beinahe ſchon beſiegten Feinde ein ſo ehrender Abzug ſollte geſtattet werden. Als darum die kaiſerlichen Geſandten aus Ravenna zurückkehrten und den Vertrag ihm unterbreiteten, verweigerte er die Unterſchrift. Dieſes erregte unter den Gothen großes Mißtrauen, als ſpiele man gegen ſie ein betrügeriſches Spiel und ſuche ſie in's Verderben zu locken, bei den Griechen entſtand aber lautes Murren, ſo daß ſogar vornehme Offiziere gegen Beliſar Anklage erhoben und ihn eines hinterliſtigen Planes gegen kaiſerliche Maſtejät zu beſchuldigen den Muth hatten. Da berief Beliſar in Gegenwart der kaiſerlichen Senatoren einen Kriegsrath mit der Aufforderung an alle, ihre Meinung ſowohl über den angebotenen Frieden als über die Fortſetzung des Krieges unverhohlen auszuſprechen. Da erklärten alle, daß die Belagerung von Ravenna und damit die Fortſetzung des Krieges hoffnungslos, die Friedens-

bedingungen dagegen vortheilhaft erſcheinen, und übergaben auf das Verlangen Beliſars ihm ihre Abſtimmung ſogar ſchriftlich. Und dieſer Erklärung des verſammelten Kriegsraths gegenüber verkündete Beliſar ſeinen Entſchluß, den Krieg ſiegreich zu Ende zu führen und Vitiges gefangen nach Konſtantinopel zu bringen.

Nach dieſen Vorgängen fürchteten die Gothen nichts mehr als die Auswanderung aus Italien und Anſiedelung in Konſtantinopel. Sei es, daß Vitiges durch lange Unthätigkeit die Liebe und Anhänglichkeit des Volkes verſcherzt, oder daß er zu weiteren Verhandlungen ſeine Zuſtimmung gegeben hatte, um nicht zuletzt auf Gnade und Ungnade ſich ergeben zu müſſen, — es erſchienen vornehme Gothen im griechiſchen Lager und boten Beliſar Unterwerfung an, wenn er die königliche Würde annehmen und über ſie herrſchen wolle. Dieſer Antrag wäre für manchen Diener eines Kaiſers, wie Juſtinian war, zu lockend geweſen, um zurückgewieſen zu werden. Beliſar aber, meint Procopius, hatte keine Luſt, ja einen außerordentlichen Widerwillen gegen den Namen eines Afterkönigs und ſei außerdem durch fürchterliche Eidſchwüre an die Perſon des Kaiſers gebunden geweſen! Aber trotz all dem beſchritt er den ſchlüpfrigen Weg und gab ſich die Miene, als höre er die Anträge der Geſandten mit Vergnügen. Er ſelbſt ſchickte Einige aus ſeiner nächſten Umgebung an Vitiges und die vornehmen Gothen mit der Aufforderung, nun zu vollziehen, was ſie verſprochen. Dagegen erſchienen wiederholt Gothen im griechiſchen Lager, welche im Geheimen Beliſar das eidliche Verſprechen für ihre perſönliche Sicherheit abnehmen ſollten, und daß er die königliche Würde über Römer und Gothen annehme, — wäre dieſes Gelöbniß von ihm abgelegt, ſollten ſie mit dem neuen Könige und ſeinem Heere in Ravenna einziehen. Beliſar beſchwor nach dem Verlangen der Geſandten alle Punkte — wegen der königlichen Würde, waren ſeine heuchleriſchen Worte, werde er den Eid vor Vitiges und den Erſten des Volkes ablegen. Die Geſandten ließen ſich durch die vornehmen Worte täuſchen und ermunterten ihn ſogar, ſo ſchnell wie möglich mit ihnen nach Ravenna aufzubrechen. Ehe er aufbrach, um endlich nach ſo vielen Mühen die reife Frucht vom Baume zu nehmen, hatte er Befehl gegeben, daß alle die, welche Anhänger des Narſes waren und ihm ſo oft zuwidergehandelt, der eine da-, der andere dorthin mit ſeinen Untergebenen abmarſchiere, mit dem Vorgeben, ſich Lebensmittel zu verſchaffen. Es war menſchliches Gefühl, Schwäche, daß die, welche ſeine Feinde, wenigſtens keine Freunde waren, an ſeinem größten Triumphe keinen Anheil haben ſollten. Dagegen war der Flotte, mit Getreide und Lebensmitteln aller Art beladen, der Befehl geworden, in den Hafen von Ravenna einzulaufen. Bei dieſem Anblick, ruft der griechiſche Geſchichtſchreiber aus, daß nämlich eine feſte, uneinnehmbare Stadt, ein ſo tapferes und noch ſo zahlreiches Volk einem nichts weniger als mächtigen Gegner ſich ergab, — da konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß ſchwere Unternehmungen keineswegs durch

Tapferkeit, Menſchenmenge oder andere Mittel durchgeführt werden, ſondern daß es ein höheres Weſen gebe, das all dieſes zu Ende führe trotz aller Hinderniſſe! Die Griechen ſtaunten über die Menge und die Stärke der gothiſchen Männer, die ſich in Ravenna eingeſchloſſen und ihnen an Zahl und Macht weit überlegen waren, — dasſelbe Gefühl beſeelte auch die gothiſchen Frauen. Sie ſpieen ihren Männern in's Geſicht, daß ſie an dieſe winzigen Geſtalten Macht und Freiheit ohne äußerſten Kampf hingegeben! Dec. 539.

Jetzt, nachdem Beliſar in Ravenna eingezogen war, und mit ſchnellem Blick die feſteſten Punkte beſetzt hatte, warf er die Maske ab. Vitiges wurde gefangen genommen, aber ehrenvoll in ſeinem Palaſte bewacht und der ganze königliche Schatz unter griechiſche Wache und Obhut geſtellt, ſonſt aber Niemand weder ſeines Vermögens, noch ſeiner Freiheit beraubt. Dagegen erging an alle, welche diesſeits des Po anſäßig waren, der Befehl, unverzüglich auf ihre Wohnſitze abzugehen. Durch dieſen Auszug der Gothen wurden die Griechen erſt Herren der Stadt. Auf die Nachricht von dem Falle Ravenna's ergaben ſich alle feſte Plätze, welche noch in den Händen der Gothen waren. Um ſo mißtrauiſcher wurde die Siegesnachricht am Hofe des Kaiſers aufgenommen, ſei es, daß ſolche Erfolge das Gemüth eines Mannes, der niemals ein Schwert geführt, mit Beſorgniß erfüllte, oder daß Mißgunſt und Neid Beliſars Ruhm anzutaſten wagte und dazu allerdings ſein zweideutiges Spiel mit den Gothen ausbeuten konnte. Er wurde plötzlich abberufen unter dem Vorgeben, daß ſein Muth und ſein Schwert gegen die Perſer nöthig ſei. Beliſar gehorchte und ſchiffte ſich, nachdem die Zurüſtungen getroffen waren, mit Vitiges, deſſen Gemahlin, den erbeuteten Schätzen und vielen gefangenen Gothen nach Konſtantinopel ein. Juſtinian empfing den Gothenkönig und deſſen Gemahlin ehrenvoll und betrachtete voll Verwunderung die Barbaren wegen ihrer Größe und körperlichen Schönheit. Die erbeuteten Schätze aus Ravenna wurden im kaiſerlichen Palaſte aufgeſtellt und ihr Anblick den Mitgliedern des Senates geſtattet, — den Augen des Volkes blieben ſie entzogen. Das längſt erwartete Schauſpiel eines Triumphzuges unterblieb. Um ſo größer war das Aufſehen, wenn Beliſar, von Vandalen und Gothen ſtets umgeben, aus ſeinem Palaſte trat oder dahin zurückkehrte. Vitiges erhielt großartige Ländereien in Aſien mit dem Range eines Senators und Patriziers. Als er nach zwei Jahren ſtarb, wurde ſeine Wittwe die Gattin des Germanus, eines kaiſerlichen Neffen.

4) Nach ſo ſchweren Verluſten des gothiſchen Volkes, nachdem Tauſende gefallen, der König ſammt dem königlichen Schatz und tauſend andere als Gefangene weggeführt, das Land weithin verwüſtet oder verödet war, ſchien ein weiterer Widerſtand kaum möglich. Derſelben Anſicht war auch die kaiſerliche Regierung in Konſtantinopel, und deßwegen beeilte ſich die dortige Rechnungskammer, ihre Bedienſtete und Eingeweihte in das eroberte Land zu ſchicken, um

nach alten und neuen Steuerrollen ihren Dienſt bei Römern und Gothen für die Staatskaſſe rückſichtslos zu beginnen. Dazu war beſonders ein Mann geſendet, mit Namen Alexander, der bei allem Eifer für die Staatskaſſe ſich niemals vergaß und ſo aus einem armen ein reicher Mann geworden war. Ihm hatte der muthwillige Pöbel der Hauptſtadt ſchon längſt den Beinamen Kneipſcheere geſchöpft, — ſeiner Gewandtheit wegen, mit welcher er die Goldmünzen beſchnitt, ohne die runde Geſtalt wegzunehmen. Als dieſer kaiſerliche Oberzöllner nach Ravenna kam, ſtellte er Rechnungen und Anforderungen, die ſinn- und rechtlos waren, und hatte den Muth, ſeine Anrechnungen folgerichtig ſogar bis in die Tage Theodorichs zurückzuführen. Solche Ungerechtigkeit entfremdete dem neuen Regiment die Geſinnung von Römern und Gothen. Vielleicht hatte er ſchon lange in einer der alten Provinzen des Reiches ungeſtraft ähnliche Wirthſchaft geführt und war der verdienſtlichen Meinung, man könne nicht ſchnell genug die neuen Unterthanen des Kaiſers an die alte Ordnung ſeines Regimentes gewöhnen, — wie Verres, der römiſche Prokonſul, gethan, der den Sizilianern den einen Theil ihres Vermögens raubte und den andern unter Drohungen ſich ſchenken ließ. Was aber für den kaiſerlichen Steuerbeamten noch ſchlimmer war, — er erbitterte auch die Soldaten, indem er ohne Aufhören bald die Berechnung ihres Soldes beſtritt, bald dieſen geradezu verweigerte.

Solch wegwerfender Verachtung des gothiſchen Volkes, das man mit dem der Vandalen verglich, ſollte raſch die Strafe auf dem Fuße folgen. Schon vor dem Abzug Beliſars, ja gerade auf die Nachricht, daß er Anſtalten zur Abreiſe treffe und ſein den Gothen gegebenes Verſprechen der Annahme der königlichen Würde nicht halte, hatten diejenigen des gothiſchen Volkes, welche jenſeits des Po anſäßig waren, Uralas, dem Neffen des gefangenen und weggeführten Königs, die königliche Gewalt angeboten. Nach bitteren Klagen über ſeinen Oheim, der ſie ſo muthlos und unglücklich angeführt, baten ſie den Tapfern, ſich an ihre Spitze zu ſtellen. Denn wenn ſie auch nur noch Wenige ſeien, ſo würden ſie doch unter ſeiner Anführung Vieles vollbringen, was germaniſcher Tapferkeit würdig wäre. Zuletzt ſei es viel beſſer, als Männer zu ſterben, denn Kinder und Frauen zu den äußerſten Enden der Erde von den Feinden fortführen zu ſehen. Uraias war zwar ihrer Meinung, daß man Noth und Tod der Knechtſchaft vorziehen müſſe, lehnte aber die Annahme der königlichen Würde ab, — einmal, weil er als Neffe des gefangenen Königs dem Feinde verrächtlich erſcheinen würde, und dann, weil es ein Unrecht wäre, ſich an die Stelle ſeines noch lebenden Oheims einzudrängen. Dagegen ſchlug er ihnen die Wahl Ildebalds vor, eines Mannes der trefflichſten Eigenſchaften und der, wie er meinte, auch deßwegen zu empfehlen ſei, weil ihm ſein Oheim, der König der Weſtgothen, Hülfe leiſten werde. Die Wahl ſchien günſtig. Obwohl Ildebald nach dem Abzuge Beliſars nur tauſend Mann um ſich hatte und nur die einzige Stadt Pavia ſein nennen konnte, ſo hatten die Bedrückungen der kaiſer-

lichen Generale und die neuen vielnamigen Kommissäre schon dafür gesorgt, daß die ganze Bevölkerung in Ligurien und Venetien freudig sich ihm anschloß, ja sein Name wurde bald in ganz Italien genannt, als er beim ersten Zusammenstoß bei Treviso einen der unter sich uneinigen griechischen Anführer in schimpfliche Flucht jagte. Der Hochmuth zweier Frauen machte aber seinem Ruhm ein schnelles Ende. Als nämlich die Gemahlin des Uraias, wie sie durch Reichthum und körperliche Schönheit alle gothische Frauen übertraf, beim Besuch der Bäder umgeben von einer zahlreichen Dienerschaft, der Ildebald's ihres einfachen Aufzugs wegen mit Stolz und Hochmuth begegnete, klagte diese mit Thränen in den Augen ihrem Mann die erduldete Kränkung. Da wurde Uraias bald darauf aus dem Wege geräumt und die Ermordung des tapfern Gothen machte Ildebald allgemein verhaßt. Bald fand sich auch ein Mann unter den Gepiden, der noch angetrieben aus persönlicher Rache der allgemeinen Entrüstung seinen Arm lieh und bei einem Gastmahle den König so rasch tödtete, daß der Kopf über die Tafel hinrollte, während die Finger Speise zum Munde führen wollten. In der nun folgenden Verwirrung riefen die Rugier, die zu den Gothen zählten, Erarich, einen der Ihrigen, zum Könige aus. Seine Tage waren aber schon gezählt, da die Gothen Totilas, dem Neffen des ermordeten Königs, die Obergewalt übertrugen. Und damit beschritt ein Mann den Kampfplatz gegen die Griechen, der durch die Kühnheit seiner Unternehmungen, durch Muth und Tapferkeit sie in Staunen und in Schrecken setzte, — durch die trefflichen Eigenschaften seines Herzens tief beschämte.

Im Herbst des Jahres 541 eröffnete er mit 5000 Mann den Feldzug und schlug bei Faenza 20,000 Griechen so vollständig, daß diese in wilder Flucht nach allen Seiten auseinanderstoben, ihre Waffen wegwarfen und alle ihre Fahnen schimpflich einbüßten. Dieselbe Flucht der Griechen, derselbe Sieg der Gothen in der Ebene von Mucella. Statt mit der Belagerung von festen Plätzen seine Macht zu zersplittern und zuletzt noch zu unterliegen, eilte er, während die feindlichen Führer sich in die Städte einschloßen, einer voll Haß und Neid gegen den andern, nach Unteritallen, unterwarf sich die Brutier und Lucaner und nahm Apulien und Calabrien in Besitz. Daß er gefangene vornehme Frauen menschenfreundlich behandelte und frei ziehen ließ, erwarb ihm auch unter den Feinden große Achtung. Nachdem er die Mauern von Benevent abgebrochen hatte, wendete er sich gegen Neapel und begann es einzuschließen. Justinian, in Angst, die schönsten Provinzen Italiens zu verlieren, schickte eine Flotte, bemannt zum Theil mit Thrazlern, Armeniern und einer Schaar Hunnen. Aber der furchtsame griechische Admiral ließ zuerst in Sizilien anlegen. Unterdessen hatten die Gothen bedeckte Ruderschiffe ausgerüstet und lauerten in allen Buchten. Endlich lichtete der Grieche, geschreckt durch die Drohungen des Kaisers, die Anker. Schon war die Flotte im Anblick von Neapel, da erhob sich ein furchtbarer Sturm und schmetterte die meisten Schiffe, trotz aller

Anſtrengung der Seeleute, an das Land, wo die Gothen die einen tödteten, die andern gefangen nahmen. Unter dieſen war auch der Admiral, Demetrius mit Namen. Totilas ließ ihn mit einem Strick um den Hals vor die Mauern Neapels ſchleppen mit dem Befehl, den Einwohnern die thörichte Hoffnung auf Entſatz zu nehmen und ſie zur ungeſäumten Uebergabe der Stadt zu ermahnen. Der zitternde Grieche that genau, wie Totilas ihm befohlen. Die von Hunger ſchwer Bedrängten baten um eine Waffenruhe, mit dem Verſprechen, ſich nach dreißig Tagen zu ergeben, wenn nach Ablauf derſelben ihnen keine Hülfe erſchiene. Totilas gewährte ihnen ſtatt dreißig Tage drei Monate. Sie ergaben ſich vor dem feſtgeſetzten Tag. 543. Als der Gothenkönig die Halbverhungerten erblickte, bewies er eine Menſchenliebe, die, wie Procopius zu ſagen gezwungen iſt, weder einem Feinde, noch einem Barbaren ähnlich ſah. Er befahl, den Einwohnern nicht blos Lebensmittel zu reichen, ſondern dabei auch ſo ſorgfältig zu verfahren, daß nicht allzugieriger Genuß ihnen den Tod brächte. Die griechiſche Beſatzung mit ihrem Anführer ließ er einſchiffen und ihren Lauf richten, wohin ſie wollte. Als ein Theil, um der Schande in Konſtantinopel zu entgehen, nach Rom wollte, befahl er, ihnen Pferde und Saumthiere zu verſchaffen und noch einige angeſehene Gothen als Begleiter mitzugeben. Die Mauern der Stadt wurden bis auf den Grund zerſtört. Ehe er aus Unteritalien gegen Rom aufbrach, gab er ein Beiſpiel ſeiner ſtrengen Gerechtigkeit, das auf Freund und Feind gleich großen Eindruck machte. Auf die Klage eines Kalabreſen, daß ein vornehmer Gothe ſeiner Tochter, einer Jungfrau, Gewalt angethan, ließ er dieſen alsbald gefangen ſetzen. Seine Kameraden und Zeitgenoſſen baten aber den König, dem Schuldigen ſeiner kriegeriſchen Eigenſchaften wegen die Strafe zu erlaſſen. Ernſt, aber ohne die mindeſte leidenſchaftliche Bewegung, verwies er ihnen das Unſtatthafte ihrer Bitte und erinnerte ſie an die Nationaltugend der Germanen, durch welche ſie ſich Achtung errungen auch bei erbitterten Feinden. Wenn die Gothen, einſt unter allen Germanen ſo hervorglänzend durch Ruhm, Beſitz und Reichthümer aller Art, trotzdem ihren Feinden unterlegen ſeien, ſo hätten das die Thaten der Ungerechtigkeit verſchuldet, welche Hohe und Niedere ausgeübt. Dazu habe beſonders das Beiſpiel eines Mannes beigetragen, wie Theodat geweſen, der das Recht für weniger geachtet, als die Befriedigung ſeiner Habſucht. Nachdem ſie deßwegen ſo ſchwer gezüchtigt worden, ſei es jetzt an ihnen Allen, durch Ausübung ſtrenger Gerechtigkeit den Sieg wieder an ihre Feldzeichen zu feſſeln. Es ſei unmöglich, daß, wer Gewalt und Unrecht übe, aus der Schlacht ſiegreich hervorgehen könne. Dieſen Worten wagte Niemand zu widerſprechen, der Schuldige wurde hingerichtet und der Jungfrau, welcher er Gewalt angethan, ſein ganzer Beſitz auf Befehl des Königs ausgefolgt. Dieſe Handlungsweiſe machte in ganz Italien um ſo größeren Eindruck, als die griechiſchen Generale ohne Scheu und ohne Scham ſich Ausſchweifungen jeder Art ergaben und die Einwohner durch ein hoch-

müthiges, ausgelassenes Leben bedrückten. Und den Beispielen ihrer Obern folgten die Soldaten um so derber nach. So kam es, daß die römische Bevölkerung das, was sie anfangs als ein wahres Glück herbeigesehnt hatte, ingrimmig verfluchte und die Gothen als ihre Befreier sich herbeisehnte.

Diese Stimmung benützte Totilas, um an die Bewohner von Rom ein Schreiben zu richten, worin er ihnen alle Sünden gegen das milde, gothische Regiment und ihre Strafe dafür unter kaiserlichem Scepter vor die Augen hielt. Für die zahlreichen Wohlthaten Theodorichs und Amalasunthas, für die einst ein unzufriedenes Volk so wenig gedankt, seien jetzt die ungerechten und unerschwinglichen Forderungen der kaiserlichen Finanz gekommen und obendrein der maßlose Uebermuth des griechischen Heeres. Das Alles sage er nicht, um sie in ihrem Unglück noch zu kränken, — sie sollten die nahe Gelegenheit ergreifen und den Gothen eine freundliche Gesinnung beweisen, ihm aber Veranlassung geben, ihnen zu verzeihen. Gefangene sollten das Schreiben dem römischen Senat überbringen. Als der griechische Kommandant die Verbreitung desselben bei schweren Strafen verbot, so erließ Totilas einen weitern Aufruf an die Römer, worin er ihnen Vergessenheit alles Geschehenen eidlich zusagte. Diese zweite königliche Proklamation wurde des Nachts an mehreren Orten der Stadt angeheftet. Als der Handlung verdächtig wurde die arianische Geistlichkeit angesehen und alsbald aus der Stadt vertrieben. Bald darauf erschien Totilas mit dem größten Theile des gothischen Heers vor den Mauern der Stadt. 544.

Unterdessen hatte Justinian auf das unverholene Geständniß seiner Generale, daß sie außer Stand seien, den Gothen nachhaltigen Widerstand zu leisten, Belisar aus dem persischen Feldzug zurückberufen und ihm wiederholt den Oberbefehl in Italien übertragen, — aber nur geringe Mittel zur Verfügung gestellt. Es war eine schwere Aufgabe, mit so geringen Kräften Italien zum zweitenmal zu erobern, denn so weit war es bereits durch das Regiment seiner Nachfolger gekommen. Er durchzog zuerst Thrazien, um Freiwillige zu werben. Die Flotte und ein Herr von 4000 Mann sammelte sich in Salona. Von Pola aus fuhr er nach Ravenna, um den Feldzug zu beginnen. Wie gewaltig sich seit seinem Abzug aus Italien die Verhältnisse zu Ungunsten der Griechen geändert hatten, sollte er an dem Erfolg der Proklamation erfahren, welche er im Namen des Kaisers an Römer und Gothen zugleich richtete. Er berührte darin nicht ohne Bitterkeit, wie eine Handvoll feiger Bösewichter das Werk tapferer Männer in kurzer Zeit vernichtet und die kaiserliche Regierung in Italien in Schande gebracht habe. Die geschehenen Fehler gut zu machen, dazu sei er abgesendet worden. Auch er versprach im Namen des Kaisers Gothen und Römern Verzeihung, wenn sie Totilas, der sich die königliche Würde angemaßt, alsbald verließen und auf die Seite der Griechen träten, — drohte aber auch im andern Falle mit unnachsichtlicher Strenge. Allein es wollte Keiner weder von den Gothen noch von den Rö-

mern ſich der hinlänglich erprobten Milde der kaiſerlichen Regierung unterwerfen. Ja er mußte ſogar die Beſchämung erleben, daß die von Vitalius angeworbenen Illyrier plötzlich die griechiſchen Fahnen und ihren Stationsort Bologna verließen und in ihre Heimath eilten, und zwar, wie ſie dem Kaiſer durch eigene Abgeordnete erklären ließen, weil ſie während ihres langen Kriegsdienſtes in Italien die herkömmlichen Lieferungen nicht erhalten, und die Staatskaſſe ihnen noch einen großen Theil ihres Soldes ſchuldig ſei. Dagegen wollten die kleinen Erfolge, welche die Griechen durch Liſt und Gewandtheit errangen, wenig ſagen, — ſie mußten ſich in die Kaſtelle und feſten Plätze einſchließen, das offene Land gehörte den Gothen. Beliſar ſtellte zwar das von Vitiges zerſtörte Städtchen Peſaro wieder her, aber Rom Hülfe zu bringen, das vermochte er nicht. Um Juſtinian von dieſem ſchlimmen Stand der Dinge Kenntniß zu geben, ſchickte er Johannes, einen Offizier aus ſeiner nächſten Umgebung, nach Konſtantinopel mit dem gemeſſenen Auftrag, darnach ſo ſchnell wie möglich nach Italien zurückzukehren. Er ſei zwar in Italien angekommen, ließ Beliſar berichten, aber beinahe entblößt von allen nöthigen Kriegsmitteln, ohne Pferde, ohne Waffen und ohne Geld. Von den Neuangeworbenen ſeien die einen ohne Waffen, die andern ohne alle Uebung im Gebrauche derſelben, — die alten Soldaten aber nicht zahlreich genug und durch erlittene Verluſte ſo muthlos, ſo daß ſie beim erſten Signal gothiſcher Hörner die Pferde laufen ließen und die Waffen von ſich werfen. Das Land ſei vom Feinde beſetzt, darum unmöglich, Mittel zum Kriege aus Italien zu ſchöpfen. Man ſchulde den Soldaten ſo bedeutende Soldrückſtände, daß man ſich fürchte, ihnen etwas zu gebieten. „Vernimm es, hoher Herr, der größere Theil Deines Heeres iſt zum Feinde übergetreten. Wenn Dir daran lag, Beliſar allein nach Italien zu ſenden, ſo wiſſe, daß er ſich mitten in Italien befindet und alle Anſtalten zum Kriege auf's Beſte getroffen hat. Wenn Du aber verlangſt, daß ich die Feinde überwinde, ſo ſind ganz andere Zurüſtungen nöthig.“ Endlich verlangte er ſeine Garden und Stabsoffiziere ſowie Geldſummen, um unter den Barbaren vor allem Hunnen anwerben zu können.

Aber während der Geſandte Beliſars, in Konſtantinopel angekommen, über Heirathsgedanken mit der Tochter des Germanus, eines Neffen des Kaiſers, die dringenden Aufträge ſeines Feldherrn pflichtwidrig vergaß, nahm Totilas die kleineren Städte Mittelitaliens eine um die andere durch Gewalt oder Vertrag und ſchritt endlich zur ernſtlichen Belagerung von Rom. Herbſt 545. Die Stadt war bald ringsum ein- und abgeſchloſſen. Ein Geſchwader leichter Schiffe ſperrte die Seeſeite und nahm jedes Segel weg, das von Sizilien aus ſich an die Rom zunächſt gelegene Küſte wagte. Beliſar in Ravenna gänzlich machtlos und voll Beſorgniß über den Ausgang der Dinge eilte über das adriatiſche Meer nach Dyrrhachium, um mit den ſo ſehnlichſt erwarteten Truppen alsbald zum Angriff zu ſchreiten. Inzwiſchen begann in Folge der vollſtändigen Einſchließung in Rom die bittere Erndte

des Hungers. Der Versuch des Papstes Vigilius, der um diese Zeit in Sizilien verweilte, so viel Schiffe als nur möglich mit Getreide zu befrachten und der Stadt zu Hülfe zu senden, — mißlang gänzlich, sie fielen sämmtlich den Gothen in die Hände. Unter den Gefangenen befand sich auch ein Bischof mit Namen Valentinus. Als Totilas nach Verschiedenem sich bei ihm erkundigte, und die Wahrheit, wie er glaubte, nicht erfahren hatte, ließ er ihm beide Hände abhauen. Die Besatzung von Rom betrug 3000 Mann unter einem alten Anführer mit Namen Bessus, der gewissenlos genug war, aus der Noth des Volkes für sich den größtmöglichen Gewinn zu ziehen. Ein Scheffel Getreide galt sieben, ein Ochs fünfzig Goldstücke. Wer von dem Fleisch eines gefallenen Pferdes oder eines andern Thieres erhalten konnte, wurde schon zu den Glücklichen gerechnet. Die Meisten aßen Nesseln, wie sie in wilder Pracht an den Ringmauern oder auf den Trümmern verfallener Gebäude üppig hervorwuchsen, nicht Wenige verzehrten Hunde und Mäuse, und tödteten sich selbst, wenn sie solche Speise nicht mehr aufzutreiben wußten. Als ein Römer, Vater von fünf Kindern, ihren flehentlichen Bitten um Speise nichts mehr bieten konnte, befahl er ihnen, seinen Schritten zu folgen und ging, das Herz voll Gram, aber ohne einen Seufzer nach einer der Brücken über die Tiber. Hier bedeckte er sein Angesicht, und sprang vor seinen Kindern und vielen Römern in die Tiber. In dieser Verzweiflung versammelten sich die Einwohner vor dem Palaste des habsüchtigen Statthalters und baten ihn unter Thränen, ihnen, als seinen Sklaven, die unbedingt in seine Hände gegeben seien, Lebensmittel zu reichen oder ungehinderten Abzug zu gestatten oder aber sie zu tödten und ihren namenlosen Leiden ein schnelles Ende zu machen. Als Bessus diese verzweiflungsvollen Bitten angehört hatte, antwortete er kalt und gefühllos: sie zu ernähren, sei unmöglich, sie fortzulassen nicht rathsam, sie zu tödten nicht erlaubt, — und entließ sie mit dem leeren Troste baldiger Hülfe durch Belisar.

Gegen den Versuch eines Entsatzes hatte Totilas schon seine Vorkehrungen getroffen, — nämlich etwa neunzig Stadien von der Stadt an der engsten Stelle den Fluß durch eine Kette gesperrt und die Ufer durch eine Art Brücke verbunden, an beiden Enden aber zwei hölzerne Thürme erbaut, die von einer auserlesenen Schaar vertheidigt wurden. Nach dem Plane Belisars sollte, als die Hülfstruppen angelangt waren, ein Theil unter Johannes von Epidamnus aus nach Kalabrien übersetzen und dann von Unteritalien nach Rom vordringen, er selbst wollte in Portus landen und sich dort mit Johannes vereinigen. Allein dieser wagte, obwohl er gleich anfangs Kalabrien sich unterwarf und bis in die Mitte von Apulien vordrang, bald keinen Schritt mehr vorwärts, aus Furcht vor den Gothen, die noch in seinem Rücken standen. So entschloß sich Belisar, mit eigenen Kräften der ausgehungerten Stadt wenigstens Lebensmittel zuzuführen. August 546. Während der Oberst Isaak zur Bewachung von Portus zurückblieb mit dem ausdrücklichen Befehl, den Ort

unter keinen Umständen zu verlaſſen, auch auf die Nachricht von Beliſars Tode nicht, ſollten zwei zuſammengebundene, mit einem hohen Thurm verſehene Frachtſchiffe den zweihunderten mit Lebensmitteln beladenen Schiffen die Bahn brechen. Beſſus aber war befohlen, zu gleicher Zeit aus Rom gegen die Gothen auszufallen, — ein Befehl, der ihm ſehr ungelegen kam, da er noch gerne einen Theil ſeines Getreides an die reichen Römer verkauft und darum die Belagerung noch gerne verlängert hätte. Die griechiſche Flottille ſegelte mit großer Anſtrengung ſtromaufwärts. Trotz der tapferſten Gegenwehr gelang es Beliſar, die Kette zu ſprengen und einen der Thürme in Brand zu ſtecken, in deſſen Flammen zweihundert Gothen umkamen. Schon ſollte das letzte Hinderniß, die Brücke zertrümmert werden, da ereilte ihn die Nachricht, daß Iſaak in den Händen der Gothen ſei. Dieſer hatte nämlich auf das Gerücht, daß Beliſar geſiegt, gegen den erhaltenen Befehl einen Angriff auf das gothiſche Feldlager gemacht, das auf dem andern Ufer Oſtia zu lag, und war durch unvorſichtiges Vordringen in Gefangenſchaft gerathen. Beliſar dagegen in dem Wahne, Portus ſei in den Händen der Gothen, gerieth in ſtummen Schrecken, was ihm, wie Procopius ſagt, noch nie begegnet war, und eilte zurück. Da erfuhr er den Ungehorſam ſeines Untergebenen und verfiel darauf aus Gram über ſeine eigene vorſchnelle Beſtürzung und über das Mißlingen des Unternehmens in ſchwere Krankheit.

So blieb Rom ſeinem Schickſal überlaſſen. In Beſſus verſchlang Wucher und Habſucht jede andere Sorge um das Wohl der Stadt. Die Mauern wurden ſchlecht beſetzt, noch ſchlechter und ſaumſeliger die Wachen bezogen, nur ſelten eine Runde auf der Ringmauer gehalten. Da verließen in einer Nacht vier Iſaurier, die am aſinariſchen Thor Wache hielten, ihre Poſten, während die anderen ſchliefen, ließen ſich an Stricken über die Mauer hinab, eilten in's gothiſche Lager und verſprachen Totilas, die Thore zu öffnen, mit der Verſicherung, daß das Alles ſehr leicht gehe. Ihr Anerbieten wurde ſcheinbar kalt aufgenommen, ſie ſelbſt mit dem Verſprechen großer Belohnungen entlaſſen. Sie kehrten ohne alle Gefahr auf ihren Poſten zurück, kamen nach einigen Tagen mit demſelben Anerbieten noch zweimal wieder, ja ihr Vorhaben wurde ſogar halb entdeckt, das Alles aber von Beſſus ſorglos aufgenommen. Nachdem Totilas den Platz zweimal ſorgfältig hatte unterſuchen laſſen, gab er endlich dem Unternehmen ſeine Zuſtimmung. Mit einbrechender Nacht trat das gothiſche Heer unter die Waffen und rückte in aller Stille gegen das genannte Thor. Dort angekommen, befahl Totilas vier tapfern Gothen, mit den Iſauriern an Stricken die Mauer zu erſteigen. Kaum waren dieſe eingedrungen, ſo zertrümmerten ſie mit Aexten den Sperrbaum, mit welchem die Thorflügel überſpannt waren, darauf das Eiſenwerk an dieſen, ſo daß dieſe mit lautem Getön aufſuhren, und das Gothenheer eindrang. Bis zum Anbruch des Tages blieb es auf derſelben Stelle und in Schlachtordnung aus Beſorgniß vor einem Hinterhalt.

Aber Beſſas war, als Lärm und Verwirrung entſtand, eilig mit ſeinen Truppen durch ein anderes Thor entflohen und mit ihm alle Patricier, die noch Pferde hatten. Maximus, Olybrius, Oreſtes und einige Andere flüchteten in den Tempel des hl. Petrus. Von den Einwohnern aber ſollen nach Procopius nicht mehr, denn 500 Mann übrig geblieben ſein, — eine beinahe unglaubliche Angabe, — wenn man auch annimmt, daß Viele ausgewandert, noch mehr aber durch Hunger zu Grunde gegangen waren. Als man auf die Nachricht, daß der Feind fliehe, in Totilas drang, ihm nachzuſetzen, verbot er es mit den Worten: es gebe keinen erfreulicheren Anblick, als den eines fliehenden Feindes! Mit Tagesanbruch, als die Stadt vollſtändig in den Händen der Gothen war, betrat er mit ſeiner Begleitung die Kirche des hl. Petrus, um am Grabe des Apoſtels ſein Gebet zu verrichten. Während er vor dem Altare kniete, wurden in der Vorhalle ſechsundzwanzig Soldaten und ſechzig Bürger, die ſich hieher geflüchtet hatten, niedergehauen. Da trat der Archidiacon Pelagius, der nämliche, der einige Zeit vorher vergeblich einen Waffenſtillſtand vermitteln wollte, vor ihn, das Evangelium in den Händen und bat flehentlich um Erbarmen: „O Herr, ſchone deiner Knechte!“ — „„Endlich Pelagius,““ erwiederte Totilas mit dem Lächeln des Spottes, „„kommſt du und fleheſt um Gnade!““ — „Weil mich Gott in deine Hände gegeben,“ antwortete Pelagius, — „ſchone darum, Herr, deiner Unterhanen!“ Dieſe Worte gefielen dem König und er gab den ſtrengen Befehl, das Leben der Einwohner zu ſchonen, und ſtellte Frauen und Jungfrauen unter ſeinen Schutz. Von den erbeuteten Koſtbarkeiten wurde das Beſte für den königlichen Schatz ausgewählt, alles Uebrige aber der Plünderung Preis gegeben. Die größten Summen von Gold und Silber fanden ſich in den Häuſern der Vornehmen, das Allermeiſte im Hauſe des Beſſas, der, was er immer durch gewiſſenloſen Verkauf von Getreide erlöst, ſorgfältig geſammelt hatte. So blieb den Nachkommen der ſtolzen Römer nichts, als das nackte Leben. Mit den Kleidungsſtücken derer angethan, die ihnen zitternd gedient, waren ſie genöthigt, bettelnd in den Straßen und an ihren eigenen Paläſten, in denen jetzt die Feinde ſich bequem niedergelaſſen, um Brod zu flehen. Unter dieſen Unglücklichen befand ſich auch Ruſticana, die Tochter des Symmachus und Wittwe des Boëthius. Es war den Gothen nicht verborgen, daß ſie während der Belagerung ihr Vermögen hingegeben, um den Armen Brod zu kaufen, aber auch das blieb nicht unbekannt, daß das Volk auf ihr Anſtiften die Bildſäule Theodorichs des Großen umgeſtürzt hatte, gleichſam damit die Ermordung ihres Vaters und ihres Gemahls zu rächen. Aber Totilas geſtattete nicht, daß ihr deßwegen ein Leid geſchah. Es iſt der unſterbliche Ruhm dieſes Helden, daß keine der gefangenen Frauen und Jungfrauen irgend Gewalt litt, — ein Ruhm, den ſogar ſeine Feinde laut verkünden mußten!

Gleich in den erſten Tagen ließ er das ganze Heer unter Waffen treten und belobte deſſen treffliche Haltung während des ganzen Feldzugs. Darnach

ließ er den Reſt der Senatoren vor ſich fordern, um ihnen alle Sünden vom Anfang der gothiſchen Herrſchaft vorzuwerfen und ihre Strafe anzukünden. Sie hätten von Theodorich und allen ſeinen Nachfolgern nur Wohlthaten empfangen, immer die wichtigſten Aemter bekleidet und ſeien ſtets ungekränkt im Beſitze von Freiheit und Eigenthum geblieben. Und dennoch ſeien ſie mit fliegenden Fahnen zu den Griechen übergegangen, kaum erwartend, bis dieſe vor den Thoren der Stadt erſchienen. Mit ſtrenger Miene fragte er ſie dann, ob ſie von den Gothen Uebles erduldet? welche Vortheile ihnen die Griechen gebracht? ob das etwa die Steuern und Laſten geweſen, die ihnen die kaiſerliche Regierung aufgelegt? Zur Strafe für ſolchen Undank, für ſolche Thorheit und ſolche Feigheit ſeien ſie, ſchloß er, von nun an leibeigene Knechte der Gothen. Der unglückliche Haufe vernahm die harten Worte ſtill und ſtumm. Da ergriff der Archidiakon Pelagius das Wort und bat ſo lange, bis Totilas erweicht wurde, den Senatoren verzieh und ihre Güter zurückgab. Um ſo unerbittlicher erſchien er gegen die Stadt ſelbſt. Er ließ alsbald an vielen Stellen die Ringmauer, wohl den dritten Theil des Ganzen, niederreißen. Ebenſo war er Willens, die ſchönſten Gebäude in Brand zu ſtecken und die Stelle, wo Rom geſtanden, in eine Viehweide zu verwandeln. Als dieß unter Gothen und Griechen kund wurde, ſchickte Beliſar eine Geſandtſchaft, den Gothenkönig von der Ausführung dieſer Rachehandlung abzubringen. Roms Pracht und Größe, ließ er ihm ſagen, ſei das Werk vieler Jahrhunderte und der edelſten Männer der Geſchichte. Dieſe große und anſehnliche Stadt in Trümmer zu werfen, ſei deßwegen eine ſchwere Sünde gegen das Andenken all' jener großen Männer, die einſt in ihr gelebt und ſie wie eine Mutter geliebt hätten — er möge ſie den Nachkommen erhalten, wie ſeine Vorfahren ſie auch ihm übergeben. Den Ausgang des Krieges angeſehen, ſo werde er entweder Sieger bleiben, oder aber dem Kaiſer unterliegen. Im erſten Falle würde er dann nicht die Stadt eines Andern, ſondern die ſeinige, eine Zierde ſeines Reiches, ein Juwel ſeiner Krone zertrümmert haben. Wenn er aber unterliege, ſo möge er wohl bedenken, daß der Erhalter Roms beim Sieger wohl auf Gnade, ſein Zerſtörer aber niemals auf Erbarmen rechnen könne!

Ob das Gewicht dieſer Vorſtellungen, ob andere Erwägungen ihn bewogen, von dem gefaßten Plane abzuſtehen, — Totilas befahl, in dem Zerſtörungswerke inne zu halten, und unterließ nicht, Beliſar davon in Kenntniß zu ſetzen. Vorher ſchon hatte er den mehrerwähnten Pelagius und einen andern Römer, Namens Theodorus, als Geſandte nach Konſtantinopel mit Friedensanträgen an Kaiſer Juſtinian geſchickt. Sie hatten die Vollmacht, in ſeinem Namen die Oberherrlichkeit des Kaiſers anzuerkennen und gothiſche Hülfstruppen gegen auswärtige Feinde anzubieten. Dem allem waren aber für eine abſchlägige Antwort die Drohungen angeknüpft, Rom von Grund aus zu zerſtören, alle Senatoren zu tödten und den Krieg nach Illyrien hinüberzutragen.

Juſtinian wies die Geſandten nach kurzem Beſcheid und ohne auf die Anträge einzugehen an ſeinen Feldherrn in Italien. Ohne die Rückkehr der Geſandtſchaft abzuwarten, war Totilas mit einem Theil des gothiſchen Heeres nach Unteritalien aufgebrochen, den größeren ließ er etwa hundert und zwanzig Stadien von Rom ein Lager beziehen, um die Griechen, die in Portus lagen, zu beobachten. Alle Bewohner Roms mußten die Stadt verlaſſen, die Bürger mit ihren Weibern und Kindern in den Ortſchaften Kampaniens Unterkunft ſuchen, die Senatoren aber das Heer begleiten, ſo daß die Stadt vierzig Tage lang gänzlich verlaſſen und verödet war. Auf ſeinen Befehl erließen die Senatoren Rundſchreiben an ihre Pächter mit der Aufforderung, die Griechen zu verlaſſen, wie ſonſt ihre Felder zu beſtellen und dem gothiſchen Regiment Gehorſam zu leiſten. Das Gothenheer ſchlug auf dem Berg Garganus, auf dem einſt Hannibal eine Zeit lang Stellung genommen, ein feſtes Lager.

Bald nach dem Abzug Totilas machte Beliſar mit tauſend Mann ſeiner tapferſten Truppen einen Ausfall aus Portus und drang bis nach Rom, kehrte aber, nachdem er das Zerſtörungswerk überblickt hatte, alsbald wieder nach Portus zurück. Schon der Name der halbzerſtörten Stadt hatte bei Freund und Feind ſolche Bedeutung, daß er ſie zu beſetzen und zu behaupten den Entſchluß faßte. Nachdem er eine kleine Beſatzung in Portus zurückgelaſſen, rückte er mit ſeiner ganzen Macht nach Rom. Die durchbrochenen Theile der Ringmauer ließ er durch Steine ohne Kalk und beſonderer Ordnung über einander verſchließen und gegen außen noch Palliſaden einſetzen, die früher ringsum gezogenen Gräben wieder herſtellen und gegen den Angriff der Reiterei Fußangeln ausſtreuen. Den Zugang zu den zertrümmerten Thoren, deren Herſtellung in kurzer Zeit unmöglich war, ſollten die Tapferſten vertheidigen. Von den römiſchen Einwohnern kehrten alle zurück, welche in die nächſten Ortſchaften ſich zerſtreut hatten, aus Anhänglichkeit an die Stadt, nicht Wenige in Hoffnung auf Unterhalt, welchen zahlreiche Schiffe herbeigeführt hatten. Das Alles war die Arbeit von fünfundzwanzig Tagen, — aber ſchon eilte auch Totilas mit ſeinem ganzen Heere in Eilmärſchen heran. Dreimal ſtürmten die Gothen und dreimal wurde ihr wüthender Angriff mit ſchweren Verluſten abgeſchlagen, — Rom blieb in den Händen Beliſars. Dieſes zog Totilas von ſeinen Gothen ſchwere Vorwürfe zu, daß er die Stadt von Anfang an nicht beſetzt gehalten oder aber ſie nicht von Grund aus zerſtört habe. Es war übrigens der letzte Erfolg, den Beliſar über die Gothen erkämpfen ſollte. Totilas war von Rom aus gegen Peruſia aufgebrochen, als ein Befehl des Kaiſers Beliſar nach Kalabrien rief, um ſich dort an die Spitze friſcher Truppen zu ſtellen. Er übergab deßwegen den Oberbefehl in Rom an Konon und war Willens, ſich nach Sizilien einzuſchiffen, um von dort aus nach Tarent zu ſteuern. Aber der Ungehorſam und die Feigheit ſeiner eigenen Offiziere und nicht minder die Schnelligkeit, mit welcher der tapfere Gothenkönig von einem

bedrohten Ort zum andern eilte, vereitelte all seine wohl überlegten Plane. In Krotona mußte er vor Totilas auf die Schiffe flüchten, um der Gefangenschaft zu entgehen. Endlich sammelte er eine Flotte mit neuen Truppen zum Entsatz der Feste Rusciana, Rossano, wohin sich eine Menge vornehmer Italiener geflüchtet hatte. Den ersten Versuch vereitelte ein furchtbarer Sturm, der die Schiffe nach allen Seiten aus einander trieb. Als die Griechen im Hafen von Kroton sich wieder gesammelt hatten und zu einem zweiten Versuch ausgelaufen waren, fanden sie Ufer und Landungsplatz von den Gothen so dicht besetzt, daß ihnen der Muth sank und sie unverrichteter Dinge nach Kroton zurückkehrten, Rusciana seinem Schicksal überlassend. Die Eingeschlossenen mußten sich auch bald darauf, von Noth und Hunger gezwungen, auf Gnade und Ungnade ergeben. Ihr Schicksal war ein sehr verschiedenes. Einem gefangenen Obersten, Chalazar mit Namen, seiner Abstammung nach ein Massagete, wurden, weil er sein früher gegebenes Versprechen nicht gehalten, die Hände und die Schamtheile abgeschnitten, — die Soldaten, welche mit den Gothen sich vereinigten, behielten Alles, was sie hatten, diejenigen aber, welche sich dessen weigerten, ließ er nackt ausziehen und gehen, wohin sie wollten, — es waren ihrer achtzig Mann, die in solchem Zustand nach Kroton gelangten, den vornehmen Römern endlich wurden ihre Schätze abgenommen, ihr Leben aber geschont.

Allen diesen Erfolgen der gothischen Waffen mußte Belisar unthätig zusehen. Nicht als ob die kaiserliche Politik und ihre Agenten müßig gegangen oder den Krieg vergessen hätten, — sie suchten nur auf wohlfeilen Wegen auch zum Ziele zu gelangen. In der Besorgniß, die Frankenkönige möchten doch noch und mit mehr Erfolg als das letztemal in Italien eindringen, ergriff man in Konstantinopel den Gedanken, dadurch die Besitzer von Gallien sich geneigt zu machen, daß man ihnen Urkunden mit kaiserlichem Insiegel und Purpurtinte zustellen ließ, wornach ihnen ihr ganzer Besitz bestättigt wurde. Zwar meint Procopius, die Franken hätten vor dem Besitz dieser kaiserlichen Urkunden ihre Eroberungen in Gallien für sehr unsicher gehalten. Allein es mochte doch den Franken damaliger Zeit die Stärke, d. h. die Schwäche des griechischen Reiches ziemlich bekannt sein, — jedenfalls waren nicht Wenige von ihnen Augenzeugen, mit welchen Anstrengungen Jahre lang ein griechisches Heer mit den Gothen ringen mußte, deren Land und Besitzthümer zu Wasser und zu Land zudem noch so leicht zugänglich war. Ebenso zeugten die drohenden Aeußerungen Theodoberts gegen Kaiser Justinian, als er Italien verließ, wenigstens nicht von tiefem Respekt vor kaiserlicher Oberhoheit. „Auf obige Bestätigung hin," fährt Procopius fort, „nahmen die Beherrscher der Germanen Massilia, die Pflanzstadt der Phocäer und sämmtliche Küstenorte ein und bemächtigten sich der Herrschaft des dortigen Meeres. Jetzt sitzen sie zu Arles, ergötzen sich im Amphitheater mit Pferderennen und schlagen aus den gallischen

Bergwerken goldene Münzen, setzen aber nicht, wie bisher gebräuchlich, das Bild des kaiserlichen Oberherrn, sondern ihr eigenes." Das war dem Griechen unerhört, um so mehr, als nach seinem Bericht sogar der persische König zwar Silbermünzen nach Gutdünken, sein Bild aber so wenig als irgend ein Barbarenkönig auf Goldmünzen einprägen lasse.

Aber alle diese feinen Mittel griechischer Staatsklugheit brachten Bellsar keine Hülfe, noch den siegreichen Gothen irgend welchen Schaden. Bellsar hatte seiner Zeit zwar die Schlüssel von Rom zum zweitenmal nach Konstantinopel gesendet, aber auch Botschaft um Botschaft an seinen Kaiser um nachdrückliche Hülfe. Als sie ausblieb oder nur Versprechen für die Zukunft eintrafen, ging endlich seine Gemahlin Antonina ab, um die Kaiserin Theodora zu bitten, den Krieg mit nachdrücklicheren Mitteln zu führen. Allein die mächtige Frau, welche die Einsicht des Kaisers ergänzen und den Muth eines Mannes heben sollte, und beides auch mehr als einmal bewies, war schon gestorben, als ihre nicht minder entschlossene Freundin, Belisars Gemahlin, in Konstantinopel anlangte. So blieb ihr nichts übrig, als den Kaiser um die Gnade zu bitten, Belisar aus Italien abzurufen. Darauf ging der gnädige Herrscher ein und umkleidete die Abberufung mit dem Scheine, als geschehe es wiederholt wegen des Krieges gegen die Perser. Seufzend, wie einst Hannibal, dessen Schicksal mit dem seinen so viel Aehnlichkeit hatte, verließ er Italien, um nie wiederzukehren. 548. Bei Schilderung seines Charakters und der Erlebnisse in seinem eignen Hause, wie seine eigene Gemahlin vereint mit Theodora gegen ihn gesündigt, wie Mißtrauen und Undank des Kaisers auf seiner so ruhmvollen Laufbahn wie sein eigener Schatten bis zum Tod ihn niemals verlassen, bricht Gibbon in die Worte aus: „Die unbezwingliche Geduld und Treue Belisars scheint entweder über oder unter dem Charakter eines Mannes gestanden zu sein!"

Als er Italien verließ, belagerten die Gothen Perusia, außerdem waren es nur noch die Städte Ancona, Ravenna und Krotona, welche Widerstand leisteten. Um diese Zeit hatte Totilas um die Tochter eines der Frankenkönige, wahrscheinlich Theodoberts geworben, darauf aber die stolze Antwort erhalten, daß der König von Italien dieses Titels unwürdig sei, da er Rom zwar eingenommen, aber nicht behauptet und sogar einen Theil davon zerstört habe. In Rom waren 3000 tapfere Soldaten unter Konon als Besatzung zurückgelassen worden. Da dieser aber, wie einst Bessas, den Handel mit Getreide und anderen Lebensmitteln nicht unter seiner Würde fand, erschlugen sie ihn und schickten eine Abordnung von Priestern an den Kaiser, die nichts weiter fordern sollten, als Verzeihung des Geschehenen und Ausbezahlung des rückständigen Soldes innerhalb einer bestimmten Frist, oder sie würden alsbald zu den Gothen übertreten, und der Kaiser — erfüllte ihr Begehren. Der Nachfolger im Oberbefehl, Diogenes mit Namen, wußte sich die Achtung und das Vertrauen wieder zu erwerben. Darum fand auch Totilas größern Wider-

ſtand, als er gehofft hatte, auch dann noch als Portus in ſeine Hände gefallen war. In dieſer Lage waren es wiederum Iſaurier, die den Gothen die Thore öffneten. Sei es, daß ſie wirklich ſeit Jahren vom Kaiſer nichts empfangen oder aber ihre reich beſchenkten Landsleute im gothiſchen Heere mit Neid betrachteten. Nachdem die Stunde verabredet war, rückten die Gothen in aller Stille vor das St. Paulsthor, das die Iſaurier als ihren Wachpoſten bezogen hatten. Während Totilas in entgegengeſetzter Richtung die römiſche Beſatzung durch häufige Trompetenſignale alarmiren ließ, drangen ſeine Gothen durch das geöffnete Thor und hieben Alles nieder, was ihnen in der allgemeinen Verwirrung in die Hände kam. Von denen, die nach Centumcellä, Civitavechia, ſich retten wollten, fielen die Meiſten in einen den Fliehenden gelegten Hinterhalt und wurden getödtet. Vierhundert Reiter mit dem Cilicier Paulus an der Spitze warfen ſich in das Grabmal Hadrians und ſchlugen jeden Angriff mit Tapferkeit zurück. Als Totilas das Unnütze jedes Sturmes einſah, ließ er den Kampf einſtellen und den Ort ringsum durch ſtarke Wachen einſchließen. Zwei Tage und eine Nacht trotzten ſie Hunger und Durſt. Schon waren ſie entſchloſſen, einige Pferde zu ſchlachten, entſetzten ſich aber über die ihnen ungewöhnliche Speiſe und wollten durch einen allgemeinen Ausfall als tapfere Männer ihren Tod ſuchen. Die außerordentliche Bewegung unter ihnen, wie einer den andern küßte und umarmte, und ſie ſich gegenſeitig die Hände reichten, verrieth dem Gothenkönig ihren Entſchluß. Er ließ ihnen deßwegen, um unnützes Blutvergießen zu verhindern, das Anerbieten machen, entweder unter Zurücklaſſung ihrer Pferde und Waffen frei abzuziehen, oder aber mit ihrer ganzen Ausrüſtung unter gleichen Rechten und Vortheilen in das gothiſche Heer einzutreten. Anfangs wählten alle den freien Abzug, bald aber, aus Scham, zu Fuß und unbewaffnet abziehen zu müſſen, auch in Furcht, auf dem Wege noch ermordet zu werden, traten ſie ſämmtlich zu den Gothen über. Zwei aber, ihr Anführer Paulus und ein Iſaurier, Namens Mindes, traten aus den Reihen und baten entlaſſen zu werden. Sie hätten, waren ihre Worte, in ihrem Vaterland Frauen und Kinder, ohne welche ſie nicht leben könnten. Totilas, der ſeinen Feinden ſo oft Milde und Menſchenfreundlichkeit bewieſen, nahm dieſe offene Erklärung beifällig auf und ließ ſie reich beſchenkt unter Bedeckung ihre Wege ziehen. Außerdem ſchloßen ſich noch andere 400 Mann, die ſich in die Tempel der Stadt geflüchtet, gegen Zuſicherung ihres Lebens und Vermögens den Gothen an. Von einer Zerſtörung Roms war nicht mehr die Rede, im Gegentheil, was niedergebrannt oder eingeriſſen war, ſollte ſo ſchnell wie möglich aufgebaut und wieder hergeſtellt werden; ferner wurden die frühere Einwohnerſchaft, beſonders die Mitglieder des Senates, aus ihrer Verbannung in Kampanien zurückberufen. Die Stadt ſelbſt wurde nicht nur mit Lebensmitteln reichlich verſehen, — ſie ſah auch zu ihrer eigenen Verwunde-

rung, als säße sie mitten im Frieden, wieder circensische Spiele, denen der König unter Jubel und Theilnahme seiner Gothen beiwohnte. 549.

Aber darüber wurden die Kriegsrüstungen weder vergessen, noch unterbrochen. Eine Flotte von vierhundert Schiffen sollte die Gothen nach Sizilien führen und von dort den Krieg nach Griechenland hinübertragen. Vorher ergingen wiederholte Friedensanträge an Justinian, — ohne allen Erfolg, ja die Gesandten wurden nicht einmal vorgelassen. Unterdessen schloß Diogenes, der dem Blutbad in Rom verwundet entgangen war, in Centumcellä einen Waffenstillstand und versprach die Uebergabe, wenn innerhalb bestimmter Zeit ihm keine Hülfe erscheine. Totilas zog hierauf nach Unteritalien, zwang die Städte Rhegium und Tarent, sich zu ergeben, setzte endlich nach Sizilien über und plünderte die Insel von einem Ende zum andern so gründlich, daß er eine Menge Pferde, Schafe und Ochsen, ungezählte Lasten von Getreide und große Werthe an Gold und Silber auf die Schiffe bringen und nach Unteritalien wegführen ließ.

Die lauten Klagen vornehmer Römer, besonders des Papstes Vigilius, mehr aber noch die schon in Konstantinopel beinahe hörbaren Ruderschläge der gothischen Flotte in den griechischen Gewässern, rüttelten endlich Justinian aus seiner trägen Ruhe. Das Kriegsglück der Gothen hatte den höchsten Gipfel erreicht, als sie nicht nur die Insel Korsika und Sardinien eroberten, sondern auch mit dreihundert Schiffen zunächst nach den griechischen Inseln übersetzten, Corcyra und Corfu ausraubten, dann auf dem Festland landeten, bis Nicopolis und zu dem einst durch sein Orakel so berühmten Dodona vordrangen und Alles ringsum plünderten und verheerten. Dabei unterließ aber Totilas nicht, beinahe von einem Schritt zum andern Justinian Frieden anzutragen, — ein vergebliches Bemühen, da der Kaiser, je ohnmächtiger er war, desto mehr schon den gothischen Namen haßte. Endlich war es sein Wille, daß ein Heer und eine Flotte den Krieg unter Libanius wieder nach Italien tragen sollten. Da es sich aber bald ergab, daß der neue kaiserliche Admiral seines hohen Alters und seiner gänzlichen Unerfahrenheit wegen der ihm anvertrauten Sendung nicht gewachsen war, sollte ihn ein Anderer ersetzen, Artabanes mit Namen, der wegen einer Verschwörung gegen das Leben des Kaisers kaum der Hinrichtung entgangen war und wörtlich aus dem Gefängniß weg mit dem Kommandostab bekleidet wurde. Diese Wahl setzte den ganzen Hof in Staunen und der vornehme Schwarm weissagte flüsternd nur Schlimmes. Aber der begnadigte Empörer rechtfertigte die glückliche Wahl des Kaisers und beschämte die hochgestellten Unglückspropheten. Es gelang ihm, die wenigen Plätze, welche die Gothen auf Sizilien mit einer geringen Anzahl Bewaffneter besetzt hielten, mit leichter Mühe zu unterwerfen und die ganze Insel wieder unter kaiserliches Regiment zu bringen. Noch bedeutungsvoller für Griechen und Römer war eine andere Wahl. Den Oberbefehl über die Hauptarmee übertrug der Kaiser seinem Neffen

Germanus mit unbeſchränkter Vollmacht. Ihm ging der Ruf großer Tapferkeit voran, — was aber im Kriege gegen die Gothen von großem Gewichte war und ſeinen Einfluß alsbald zeigen ſollte, er hatte nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin des Vitigis Wittwe Malafuntha zur Ehe genommen. Schon die Nachricht dieſer Ernennung gab den von Gothen eingeſchloſſenen griechiſchen Beſatzungen neuen Muth und bei den Gothen ſelbſt wollte der Zweifel ſich erheben über die Rechtmäßigkeit des Krieges gegen die Enkelin Theodorichs. In Sardica ſollte das Heer ſich ſammeln. Noch war aber Germanus mit Vorbereitungen zum Feldzug beſchäftigt, freigebig mit den großen Mitteln ſeines eigenen Vermögens und unterſtützt durch die verſchwenderiſchen Anweiſungen des Kaiſers, — da ereilte ihn der Tod. Dadurch ſollte aber das mit Ernſt und Nachdruck Begonnene nicht aufgehalten, noch unterbrochen werden. Auf Befehl des Kaiſers ſollte Juſtinianus, einer der Söhne des Germanus, und Johannes, deſſen Schwiegerſohn, das Heer nach Italien führen. Da aber die Jahreszeit ſchon zu weit vorgerückt war, gelangten ſie nur bis Salona, wo ſie überwintern mußten aus Mangel an Schiffen, um das ganze Heer noch überſetzen zu können.

Unterdeſſen bedrängten die Gothen Ancona zu Waſſer und zu Land auf das Heftigſte. Auf die Nachricht von der großen Noth der Belagerten ſchickte Valerianus, der in Ravenna befehligte, Botſchaft nach Salona, mit der Aufforderung, ſchleunig Hülfe zu leiſten. Da bemannte Johannes achtundvierzig Schiffe und ſegelte nach Scardona, wo Valerianus mit zwölf weiteren ſich mit ihm vereinigte. Die Flotte ging dann bei Senogallia, nicht weit von Ancona vor Anker, und bald darauf erſchien auch die gothiſche Seemacht, ſiebenundvierzig Segel ſtark. Es war doch wohl eine zu kurze Zeit, welche die Gothen zu erprobten Seeleuten hätte bilden können. Daher mußte auch die Schlacht auf einem ihnen urſprünglich ſo fremden Element zu ihrem Nachtheil enden trotz aller Tapferkeit. Während die Griechen ihre Schiffe weder in zu großen Zwiſchenräumen von einander trennten, noch zu nah neben einander beihielten, um alsbald Hülfe bringen zu können und doch jedem einzelnen freie Bewegung zu laſſen, und das Alles auf gegebene Signale ohne Lärm und Geſchrei, erſah man alsbald an den Bewegungen der gothiſchen Schiffe den Mangel an Uebung und Erfahrung. Die einen trennten ſich ſoweit von einander, daß ſie dem lauernden Feind Gelegenheit gaben, ſie einzeln anzufallen, andere keilten ſich ſo zuſammen, daß ſie zumal weder zum Angriff noch zum Widerſtand fähig waren. Und das Alles mit ſo viel Lärm und Tumult, daß Befehl und Gehorſam gleichſehr vereitelt und gehindert war. So gelang es dem Feinde unſchwer, die ganze gothiſche Linie zunächſt in Verwirrung zu bringen und ungeachtet vieler Beiſpiele von kaltem Muth und kühner Entſchloſſenheit ein Schiff um das andere mit verdoppelter Macht anzufallen und ſammt der Beſatzung zu vernichten und zu verſenken. Der Sieg der Griechen war voll-

ſtändig. Von der ganzen Flotte der Gothen retteten ſich nur zwölf Schiffe und kaum hatten dieſe mit vollen Segeln ihren früheren Ankerplatz wieder erreicht, als ſie in Brand geſteckt wurden, um dem ſiegreichen Feinde nicht in die Hände zu fallen. Die Folgen dieſer Seeſchlacht waren groß genug, um dem Krieg den Ausſchlag vorzuzeichnen. Das gothiſche Heer hob die Belagerung auf und eilte in halber Verwirrung nach Aurimnum. Der Feind aber verſorgte Ancona mit friſchen Lebensmitteln und zog ſich, Valerius nach Ravenna, Johannes nach Salona zurück. 551.

Schon rüſtete ſich das griechiſche Heer mit beſſerer Jahreszeit von Salona aufzubrechen, als der Befehl des Kaiſers Stillſtand gebot, bis der neue Oberfeldherr eingetroffen ſei. Und dieß war der Eunuche Narſes, der, wie ſchon erwähnt, Beliſar einſt Verſtärkung gegen Vitigis zuführte, durch ſeinen Ehrgeiz aber bald im griechiſchen Heere Zwietracht ſtiftete und nach dem Fall von Mailand auf die Klagen des Oberfeldherrn wieder zurückgerufen wurde. Sein Vaterland, wie ſeine früheren Schickſale ſind unbekannt. Von Perſon klein und mager mochte er mit andern Unglücklichen ſeines Gleichen lange Zeit der Arbeit mit Spindel und Webſtuhl obgelegen und noch ganz andere Dienſte geleiſtet haben, bis, wer weiß es, gute oder ſchlimme Eigenſchaften ihn aus der Weiberſtube in die Nähe kaiſerlicher Majeſtät verſetzten. Nach Procopius war er Verwalter der kaiſerlichen Kaſſe, ein Mann lebhaften Geiſtes und von größerer geiſtiger Kraft und Kühnheit, als ein Hämling zu ſein pflegt. Nach Paul Diaconus war er anfänglich Geheimſchreiber, darauf habe er ob ſeiner großen Verdienſte die Würde des Patriciats errungen, — er ſei im Uebrigen ein ſehr frommer, ſtreng orthodoxer Mann geweſen, mildthätig gegen Arme und ſo eifrig im Wachen und Beten, daß er ſeine Siege mehr durch ſein demüthiges Flehen zu Gott, als durch Kriegswaffen errungen habe. Dieſem widerſpricht der vorhin genannte Geſchichtſchreiber inſofern, als nach ſeinem Bericht Narſes, gleichſam als Lehrer beſonders jenes Gewaltigen unſerer Zeit, dem Kaiſer nicht nachdrücklich genug vorſtellen konnte, daß zur Führung des Krieges gegen die Gothen Geld, Geld und wiederum Geld nöthig ſei, und daß er nur dann den Befehlen ſeines Herrn folgen könne, wenn er mit allen nöthigen Mitteln hinlänglich ausgerüſtet werde. Er empfing deßwegen auch vom Kaiſer, was Beliſar nicht erhalten konnte, Geldſummen, Waffen und ein Heer von ſolcher Größe, wie es dem griechiſchen Reiche würdig war. Außer den Truppen des Germanus, die noch bei Salona ſtanden, ſtellte der bundespflichtige König der Longobarden 2500 ſeiner ſtreitbarſten Mannen, denen 3000 Knechte folgten. Philemuth führte 3000 berittene Heruler, Dagiſtheus ſehr viele Hunnen und Kabades die Schaaren übergetretener Perſer. In Philippopolis eine Zeit lang durch Einfälle der Hunnen aufgehalten, brach er endlich nach deren Zerſtreuung nach Salona auf und rückte von da an der Oſtküſte des adriatiſchen Meeres bis an die Grenzen von Italien. Hier

verweigerten ihm die Franken, welche die Provinz ſchon lange größtentheils beſetzt hatten, den Durchzug unter dem Vorgeben, daß Schaaren der ihnen feindlichen Longobarden in ſeinem Heere dienten. Aber auch ohne dieß hatten die Gothen unter Tejas die wichtige Stellung bei Verona beſetzt, weithin Verhaue angelegt und Wege und Straßen ungangbar gemacht oder das Land durch Ueberſchwemmung unter Waſſer geſetzt. In dieſer Lage, da es an der hinreichenden Anzahl von Schiffen fehlte, um ein ſolches Heer mit Pferden und Gepäck überzuſetzen, riethen Narſes Kundige der Gegend, längs der Meeresküſte vorzurücken, — zugleich ſollten die vorhandenen Schiffe und niederen Boote vorausſegeln und über die Mündungen der Flüſſe, welche ſich in das adriatiſche Meer ergießen, beſonders die Etſch und den Po, für das Heer Schiffbrücken ſchlagen. Und dieſer ſehr gewagte Vorſchlag wurde angenommen und ausgeführt, ſo daß das Heer ohne Verluſt nach Ravenna gelangte.

Nach einer Raſt von neun Tagen brach er auf, mit dem feſten Entſchluß, mit Belagerungen ſich nicht aufzuhalten, ſondern ſo ſchnell als möglich einen entſcheidenden Schlag zu führen, einmal aus Rückſicht auf die einander ſo fremden und an große Beſchwerden wenig gewöhnten Beſtandtheile ſeines Heeres und dann aber auch wohl wiſſend, welche Summen an Geld und Gut der Krieg ſchon verſchlungen, und daß Kaiſer und Reich den äußerſten und letzten Anſtrengungen ſich unterzogen hätten. Das Alles wären ebenſo viele Gründe für die Gothen geweſen, den Krieg wie immer möglich in die Länge zu ziehen und jeder Entſcheidung aus dem Wege zu gehen. Aber Totilas hatte Undank und Wankelmuth der Italiener hinlänglich kennen gelernt, um nicht überall Verräthereien mitten in den Städten, welche die Gothen beſetzt hielten, befürchten zu müſſen und ſich ebenſo überall gehemmt zu ſehen. Und noch viel gefährlicher erſchien ihm die Geſinnung derjenigen Abtheilungen, welche aus dem griechiſchen Heere zu den Gothen übergetreten waren. Und dieſe Geſinnung auszubeuten, dazu hatte Narſes beſonders ſo große Summen Geldes verlangt und erhalten. So mußten ſich beide Heere bald finden und auf einander ſtoßen. Totilas ſtand beim Einmarſch der Griechen in der Nähe Roms und brach, nachdem er ſich mit Tejas vereinigt hatte, beinahe mit ſeinem ganzen Heere auf, durchzog ganz Tuſcien und ſchlug, in den apenniniſchen Gebirgsgegenden angelangt, nahe bei dem Dorfe Taginä, ein Lager. Narſes war unterdeſſen ſüdwärts aufgebrochen, an Rimini vorbeigezogen und rückte zum Theil auf der flaminiſchen Straße den Gothen entgegen bis auf hundert Stadien, wo er dann in der Nähe der „galliſchen Gräber" ein Lager bezog. Von hier aus ſandte er Botſchaft an Totilas mit der Aufforderung, die Waffen niederzulegen, da er doch mit der kleinen Anzahl ſeiner Gothen dem Heere des griechiſchen Reiches nicht widerſtehen könne. Dieſe Nachricht des Procopius iſt inſofern von Wichtigkeit, als ſie den Abfall der Uebergegangenen in ſeinem ganzen Umfang beſtätigt und ſo die Gothen beinahe allein auf dem Kampf-

platz zurückblieben. Die Antwort des tapfern Königs war ſeiner würdig — er und ſeine Gothen, ließ er Narſes ſagen, werden ſiegen oder ſterben. „Und welchen Tag beſtimmſt du zum Kampfe?“ fragten die Geſandten. — „„Den achten,““ — antwortete Totilas.

So brach der erwartete Morgen an, nachdem ein Verſuch, das griechiſche Lager zu überrumpeln, mißglückt war. Aus den ermunternden Worten des griechiſchen Feldherrn an ſein Heer entnehmen wir die dürftige Bewaffnung der Gothen gegenüber der vollſtändigen Ausrüſtung ihrer Gegner. Ihre Reiterei führte, wie die Germanen in den älteſten Zeiten, Speere, deren Spitze meiſtens durch Feuer gehärtet waren, daher auch ein ſtarker Säbelhieb dieſelben abhauen und ſie beinahe wehrlos machen konnte. Ferner ſchalt Narſes die Gothen Räuber, die früher Unterthanen des Kaiſers geweſen und ſeit Jahren durch eine wahnſinnige Kühnheit ſich des größten Theils von Italien bemächtigt hätten. Zuletzt forderte er gemäß der obigen Angabe des Diakonus das Heer zum Gebet auf, um ſo mit göttlicher Gnade den Kampf zu beginnen. Er ließ aber auch vor dem ganzen Heere koſtbare Armbänder, goldene Ketten, geſchmückte Zäume aufrichten als Belohnungen der Tapferkeit. Totilas entging nicht, welch tiefen Eindruck der geharniſchte Aufzug des feindlichen Heeres auf ſeine Gothen machte. Er ſuchte ihn zu verwiſchen durch die Aufzählung der verſchiedenen Beſtandtheile deſſelben und wie dieſe Hunnen, Longobarden und Heruler nicht am freundlichſten gegen einander geſinnt ſeien. Sie feſſle nichts als der Sold an die kaiſerlichen Fahnen. Ein tapferer Angriff werde dieſe vielnamigen Schaaren in unmächtige Theile ſplittern machen. Es ſei der letzte Tag, der Muth und Tapferkeit von ihnen fordere, — der Abend werde ſie entweder als unbeſtrittene Sieger oder in ihren Wunden todt auf dem Schlachtfeld finden.

Auf der Seite der Griechen befehligte Narſes den linken Flügel, der aus den Kerntruppen des ganzen Heeres gebildet war, auf dem rechten ſtanden die Hunnen unter Dagiſtheus mit griechiſchen Schaaren vermiſcht, die Mitte nahmen die Heruler und Longobarden ein, ſie mußten aber von den Pferden abſitzen und zu Fuß kämpfen, damit ſie um ſo entſchloſſener angriffen und nicht etwa im Gedränge der Schlacht ſich im Vertrauen auf ihre Pferde zur Flucht wendeten. Auf dem linken Flügel ſtanden aber noch 1500 auserleſene Reiter, wovon ein Theil den Befehl hatte, den Rückzug zu decken, der andere die Gothen umgehen ſollte. Auch Totilas hatte ſein Heer nicht ohne Kunſt und Berechnung für Angriff und Rückzug geordnet und war dem Feinde bis auf die Entfernung zweier Bogenſchüſſe entgegengerückt. Hier machte er Halt, entſchloſſen, erſt dann anzugreifen, wenn er noch eine Verſtärkung von 2000 Reitern an ſich gezogen. Unterdeſſen tummelte er in vollem Kriegsſchmuck ſein feuriges Roß im Angeſicht beider Heere. Seine Waffenrüſtung war reich mit Gold ausgelegt, eine prachtvolle Zierde auf dem Helm, am Speer eine glänzende Purpurfahne. Während das edle Roß dem leiſeſten Druck gehorchend bald mit voller

Kraft ausgriff und ausprengte, bald ruhig und gemeſſen wie zum Tanze ſeine Schritte wählte, ſchleuderte ſein kühner Reiter den Speer hoch in die Luft und erfaßte ihn wieder mit Leichtigkeit, ohne auch nur im Sattel zu wanken. Der Vorſchlag des Königs zu einer Unterredung wurde von dem Eunuchen mit dem Bemerken abgeſchlagen, daß er ihm nicht traue. Da der Morgen ſo hingegangen war, ließ er das Heer abrücken und Nahrung zu ſich nehmen. Auch Narſes geſtattete den Seinigen einige Raſt, Niemand durfte aber weder den Panzer abſchnallen, noch die Pferde abzäumen. Er ließ nur die Glieder öffnen und Brod und Wein vertheilen, dabei aber ſcharfe Ausſicht in die Ferne halten, um jedes Angriffes gewärtig zu ſein. Nachdem unterdeſſen die zweitauſend Reiter angekommen waren und Totilas die gewöhnliche Rüſtung eines Gothen angelegt hatte, gab er das Zeichen zur Schlacht, mit dem ausdrücklichen Befehl an die Seinen, ſich keiner andern Waffe als nur der Speere zu bedienen. Neben der geringen Anzahl und der mangelhaften Bewaffnung ſchrieben die Griechen beſonders dieſem Befehl die Niederlage der Gothen zu. Die gothiſche Reiterei, dem Befehl ihres Königs gehorchend, brach mit wahrer Wuth ſo raſend ſchnell, daß das Fußvolk nicht folgen konnte, gegen die griechiſche Schlachtlinie los. Aber ſie hatten den Feind noch nicht erreicht, als ein Pfeilregen von 4000 Bogenſchützen die ſchlechtgeſchützten Reiter wahrhaft überſchüttete und Mann und Roß in großer Anzahl niederſtreckte. In dem Augenblicke, als ihre Wucht an die Schlachtreihe der Griechen anprallte, bogen ſich auf den Wink des Feldherrn die beiden Flügel des feindlichen Heeres wie zwei Hörner zuſammen, um ſie zu umſchließen und zu erdrücken. In ſolch erbittertem Kampfe Mann gegen Mann war der Grieche durch ſeine Rüſtung den Germanen weit überlegen. Dennoch durchbrachen die Gothen aber erſt nach ſchwerem Verluſt den ehernen Gürtel, der ſie erdrücken ſollte, und ſtürmten in wilder Flucht zurück gegen das eigene Fußvolk. Dieſes, ſtatt den Flüchtigen ſeine Reihen zu öffnen oder durch die gefällten Speere den ganzen Schwarm rechts und links gegen die Flügel abzuweiſen, gerieth in Unordnung und wurde zum Theil von der eigenen Reiterei niedergeritten. Es war Abend geworden, als das ganze Gothenheer in furchtbarer Unordnung auseinander ſtob und nach allen Seiten fliehend ſich zu retten ſuchte. Sechstauſend Gothen bedeckten das Schlachtfeld. Viele von ihnen waren nicht im Kampfe gefallen, ſondern gefangen genommen und erſt nachher erbarmungslos niedergeſtoßen worden. Das geſchah mit allen denen ohne Ausnahme, welche noch als Ueberläufer aus dem griechiſchen Heere erkannt wurden.

Es war ſchon dunkel geworden, als Totilas mit fünf Begleitern über die Haufen der Erſchlagenen weg ſich in die Flucht warf, hinter ihm her ein Haufe Gepiden unter ihrem Anführer Asbad ohne Ahnung, wen ſie verfolgen. Die Umgebung des Königs glaubte fliehende Gothen hinter ſich. Endlich in ihrer Nähe angekommen, erhob der Gepidenführer ſeinen Speer gegen Totilas. „Du

Hund," donnerte eine Stimme, „du wagst es, nach deinem König den Speer zu schleudern!" Asbad hatte Totilas schon getroffen, sank aber unter einem furchtbaren Streich des Gothen in demselben Augenblicke zur Erde. Trotz seiner schweren Wunde ritt Totilas noch vierundachtzig Stadien bis Capra, wo er vom Pferde sank und bald darauf sein Leben aushauchte. Der Leib des Helden ruhte schon in einem armen Grabe, als die Griechen seinen Tod erfuhren, es aber nicht eher glaubten, bis sie ihn gesehen und an seinem Anblick sich gesättigt hatten. Seinen mit Edelsteinen geschmückten Helm und sein blutiges Gewandt sandte Narses nach Konstantinopel. 552.

Nach so vollständigem Siege begann Narses einen Theil seines Heeres zu entlassen und besonders diejenigen zu entfernen, die ihm lästig und gefährlich zugleich waren. Und das waren die Longobarden. Sie hatten nicht nur Ortschaften friedlicher Einwohner in Brand gesteckt, sondern auch Frauen und Jungfrauen sogar in Tempeln und auf Altären geschändet. Nachdem sie reichlich beschenkt waren, wurden sie in ihr Vaterland entlassen, bis an die Grenzen Italiens aber von einer starken Abtheilung des griechischen Heeres begleitet. Jetzt erst ging der Marsch gegen Rom, das von einer im Verhältniß seines Umfanges kleinen Schaar Gothen unerschrocken vertheidigt wurde. Es mußte trotzdem förmlich eingeschlossen und von allen Seiten zumal berannt werden, ehe die Stadt zum fünftenmal in diesem Kriege genommen werden und sich Justinian der Schlüssel zu ihren Thoren zum drittenmal erfreuen konnte. Der tapferen Besatzung, die sich in das zur Festung umgewandelte Grabmal Hadrians geworfen hatte und unerschrocken Widerstand leistete, mußte freier Abzug gestattet werden, ehe sie sich ergab. Aber die italienische Bevölkerung sollte für ihren lauten Jubel, mit dem sie die Griechen aufgenommen und den Sieg des Narses begrüßt, schwer büßen. Viele römische Patricier, welche Totilas in die Ortschaften Kampaniens eingeschlossen, suchten auf die erste Nachricht von der Schlacht bei Taginä ihrem Gefängniß zu entgehen. Es sollte aber nur Wenigen gelingen, indem die Meisten von den erbitterten Gothen, welche die festen Plätze überall noch inne hatten, emsig aufgesucht und ohne Erbarmen erschlagen wurden. Ja ihre Rache ging noch weiter. Totilas hatte, ehe er aus der Nähe von Rom gegen Narses aufbrach, dreihundert Jünglinge aus den edelsten Familien als Geiseln für die Treue und Anhänglichkeit der italienischen Bevölkerung ausheben lassen und über den Po gesendet. Es kehrte keiner mehr wieder, — der Nachfolger des Totilas ließ alle ermorden.

5) Es ist ein laut redendes Zeugniß der unerschöpflichen geistigen und körperlichen Kraft dieses Germanenstammes, daß auch jetzt nach so schweren Verlusten der Krieg noch nicht zu Ende war und die Sieger ihrer Beute nicht froh werden sollten. Was von den Gothen jenseits des Po ansäßig war oder nach der Schlacht bei Taginä dahin sich geflüchtet hatte, wählte auf die Nachricht von dem Tode ihres tapfern Anführers in Pavia alsbald Tejas zum König. Und

dieſer hatte nichts eiligeres zu thun, als einen Theil des königlichen Schatzes, der von Totilas in Pavia hinterlegt war, zur Fortſetzung des Krieges zu verwenden und eine Geſandtſchaft an den Frankenkönig Theudobald nach Metz mit der Bitte um Hülfe abgehen zu laſſen. Lange ſchwankend geſtattete endlich der Franke den Alemannenherzogen Leutharis und Butilin, wie wir ſehen werden, mit einem Heere von 75,000 Mann nach Italien zu ziehen, — als es zu ſpät war. Kaum hatte Narſes noch vor der Einnahme von Rom von dieſer Bewegung unter den Gothen gehört, als er auch unverzüglich den Befehl gab, den Uebergang über den Po ſtrenge zu hüten und jeden Einfall abzuwehren. Aber Tejas wußte auch die Wachſamkeit eines Griechen zu täuſchen, um ſich mit den Reſten der gothiſchen Macht in Unteritalien zu vereinigen und beſonders den andern Theil des königlichen Schatzes in Kumä zu retten, das von Narſes belagert wurde. Sein beiſpielloſer Zug ging von den Ufern des Po bis an den Fuß des Veſuv mitten durch die Feinde, von dieſen weder geahnt noch viel weniger aufgehalten. Am Sarnus, Draco, der nahe bei Nuceria vorbeifließt und ſich in die Bai von Neapel ergießt, ſchlug er ſein Lager, am andern Ufer ſtanden die Griechen. Zwei Monate lang wußte die kleine Anzahl Gothen das feindliche Heer zu beſchäftigen und hinzuhalten. Da wurden die Schiffe, durch welche ſie Lebensmittel bezogen, durch Verrätherei weggenommen und dadurch Tejas gezwungen, ſich auf den Milchberg zurückzuziehen, wohin Narſes ihm nicht folgen konnte. Aber hier geriethen ſie in noch größere Noth aus Mangel an Unterhalt für ſich und ihre Pferde. So entſchloßen ſie ſich, wieder in die Ebene hinabzuſteigen, die Pferde laufen zu laſſen und eher in der Schlacht zu ſterben, als wie Hunde dem Hunger kläglich zu erliegen. Dem heldenmüthigen Haufen voranzog Tejas an der linken Hand den Schild, in der rechten einen Speer. Mit dieſem ſtreckte er Alle nieder, welche eilfertig ihm nahe kamen, mit jenem deckte er ſich und fing die Geſchoſſe auf, welche gegen ihn ohne Unterlaß geſchleudert wurden. Saßen ſolche in ihm feſt, ſo ergriff er einen andern, ohne von der Stelle oder nach einer Seite auszuweichen. So hatte der Kampf ununterbrochen ſchon mehrere Stunden angedauert, als ſein Schild von zwölf Wurfſpießen beſchwert ihn an der Bewegung hinderte. Laut rief er nach einem neuen, — er war zur Stelle, aber in dem Augenblicke, wo er den einen ließ, den andern ergreifen wollte und ſeine Bruſt unbedeckt war, traf ihn der Todespfeil. Sein abgetrenntes Haupt wurde von den Griechen mit Jubelgeſchrei auf einer Lanze hoch emporgehoben und ſollte die Gothen ſchrecken. Der Anblick erfüllte ſie mit Wuth, — ſie rangen mit der Uebermacht, ohne auch nur einen Fuß breit zurückzuweichen, bis die Nacht ſich herabſenkte. Und kaum war der Morgen angebrochen, ſo erneuerten ſie abermals den Kampf mit derſelben Heftigkeit und Ausdauer, obwohl viele Männer auf beiden Seiten fielen, bis zum Ende des zweiten Tages. Hunger und Waſſermangel ließen ſie endlich die Be-

dingungen annahmen, welche Narſes voll Bewunderung ihnen anbot. Es ſtand ihnen frei, als des Kaiſers Unterthanen in Italien zu bleiben oder aber mit einem Theil ihrer Habe aus dem Lande wegzuziehen. Sie wählten das Letztere. Tauſend Mann aber, die den Eid nicht leiſten und ebenſowenig von dem Wegzug aus Italien etwas wiſſen wollten, brachen während der Verhandlungen mit den Griechen plötzlich auf und ſchlugen ſich nach Oberitalien durch bis unter die Mauern von Pavia. 553. Legenden der alten Zeit laſſen Ueberreſte flüchtiger Gothen nach Bayern, andere nach Uri in der Schweiz gelangen. Von den Städten und Feſtungen, welche ſich bis zum Tode des letzten Gothenkönigs noch gehalten hatten, ging eine um die andere bald durch Gewalt, bald durch Vergleich an den Kaiſer über, am längſten hielt ſich Lukka.

Es hatte ſich noch nicht ergeben, als die 75,000 Alemannen unter Leutharis und Butilin über die Alpen nach Italien drangen. Von Hülfe für die Gothen konnte nicht mehr die Rede ſein, es galt vielmehr wie ſpäter bei den Longobarden Italien, wenn nicht zu erobern, doch von einem Ende zum andern vollſtändig auszuplündern. Im alten Samniterlande trennten ſich beide Brüder. Butilin zog mit dem größern Theil des Heeres am tyrrheniſchen Meere hinab durch Kampanien bis zur Meerenge von Meſſina, Leutharis aber dem adriatiſchen Meer entlang durch Apulien und Kalabrien. Dieſe Alemannen verſtanden es, den unglücklichen Einwohnern alle bisher ausgeſtandenen Leiden vergeſſen zu machen über den Greueln, die in ihrem Gefolge ſich über das Land ergoßen. Da gab es keine Zuflucht, keinen Ort und keine Perſon, welche ſicher, geachtet und heilig geweſen wäre. Das offene Land wurde zu ihrem eigenen Schaden planlos verwüſtet, — was niedergeriſſen, verbrannt oder zertreten werden konnte, wurde ſchonungslos der Verwüſtung Preis gegeben, die Kirchen und Heiligthümer verwüſtet und durch Unnennbares entweiht, die Einwohner mißhandelt, ſehr viele niedergehauen und nicht Wenige, beſonders aus dem Frauengeſchlecht, namenloſen Leiden Preis gegeben. Es zeigte ſich aber auch hier, daß rohe Kräfte, wenn auch in ungeheuren Verhältniſſen nur um ſo ſchneller Tod und Verwüſtung aus ſich ſelbſt gebären. Das wußte auch der ſchlaue Eunuch, der außerdem ſich viel zu ſchwach fühlte, um dieſen Maſſen irgend welchen Widerſtand leiſten zu können. Von den Brüdern war es Leutharis, den es drängte, ſeine reiche Beute über die Alpen in Sicherheit zu bringen. Da brach in den Pogegenden in Folge unregelmäßiger Lebensweiſe und des Genuſſes ungewohnter Speiſen eine Seuche unter ſeinen Alemannen aus, an der auch die Meiſten dahinſtarben, Leutharis ſelbſt unter gräßlichem Ausbruche des Wahnſinnes, zwiſchen Verona und Trient am Gardaſee. 553.

Unterdeſſen war Butilin der Weſtküſte Italiens entlang in ſeinen Verwüſtungen bis zum Faro hinab vorgedrungen. Er beſonders mochte ſich geſchmeichelt haben, von dem Reſt der Gothen zum König erwählt zu werden

Aber die ſinnloſe Verwüſtung des Landes vereitelte dieſen Plan gänzlich. Aligern, Tejas Bruder, hatte bisher die Stadt Kumä, in welcher ein Theil der Schätze der Gothen aufbewahrt lagen, gegen alle Angriffe der Griechen tapfer und mit Erfolg vertheidigt. Auf die Kunde aber von der furchtbaren Verwüſtung des Landes durch die Eingedrungenen übergab er die Stadt ſammt allen Schätzen an Narſes, ſeinen Schritt damit gleichſam vor Freund und Feind rechtfertigend, daß es den Franken und Alemannen nicht um Hülfe für die Gothen, ſondern um die Herrſchaft von Italien zu thun ſei. Butilin wendete ſich, immer der Hoffnung ſeines Ehrgeizes lebend, wieder nordwärts und bezog in Kampanien am Vulturno in der Nähe von Kapua ein befeſtigtes Lager, entſchloſſen, nach Vereinigung mit ſeinem Bruder Narſes zur Entſcheidung zu zwingen. Dieſer hatte alle ſeine Streitkräfte, über die er in verſchiedenen Städten verfügen konnte, zuſammengerafft, die Ungeübten, ſo weit möglich, noch in den Waffen geübt und ließ nicht lange auf ſich warten. Er konnte wiſſen, daß Leutharis umſonſt erwartet wurde und Butilin es endlich ahnen. Auch in ſeinem Heere brach eine ruhrartige Krankheit aus in Folge des maßloſen Genuſſes von Weintrauben, da Narſes alle Zufuhr abgeſchnitten hatte. So blieb keine andere Hoffnung, als die der Waffen, — ſo ſchnell wie möglich zu ſiegen oder zu ſterben. Welche Waffen dieß waren gegen einen zum Angriff und zur Vertheidigung wohl bewährten Feind, beſchreibt der griechiſche Geſchichtſchreiber Agathias. Nach ſeiner Schilderung hatten ſie weder Panzer, noch Schienen, der Kopf war meiſtens ungedeckt, nur Wenige trugen Helme. Bruſt und Schultern waren nackt bis zur Hälfte, Schenkel und Beine mit leinenen oder ledernen Hoſen bekleidet. Trefflich für den Kampf zu Fuß eingeübt, beſaßen ſie nur wenige Pferde. An der Hüfte hing ein Schwert, an der linken Seite ein Schild; Bogen, Schleuderer oder andere Geſchoſſe für die Ferne gebrauchten ſie nicht, dagegen aber zweiſchneidige Beile und ihre Hauptwaffe, die Angonen. Dieſe waren eine Art Spieße von mittlerer Größe, geeignet zum Wurf in die Ferne und zum Angriff in der Nähe. Sie waren ſo mit Eiſen beſchlagen, daß man wenig von Holz erblickte; am obern Ende traten auf beiden Seiten gebogene Spitzen, wie nach unten gekrümmte Angelhacken hervor. Drang eine ſolche Waffe, aus der Ferne geſchleudert, in den Leib, ſo konnte ſie nicht mehr ſo leicht weder von dem Getroffenen, noch von irgend einem Andern herausgezogen werden, verurſachte durch die Angelhacken furchtbare Schmerzen und hatte auch meiſtens den Tod zur Folge. Hing ſich der Speer aber an einem Schild feſt, ſo hinderte er den, welcher ihn trug, am Gebrauche deſſelben. Denn er konnte ihn weder herausziehen wegen der gekrümmten Hacken, noch mit dem Schwerte durchhauen, weil er ringsum auf Eiſen traf. Merkte das der Alemanne, ſo eilte er heran, ſtemmte den Fuß auf den Schaft, drückte ſo den Schild nieder, daß die ihn haltende Hand erlahmte und den Schild endlich fallen ließ, wodurch Kopf und Bruſt ſich entblößten und dem Angriffe Preis gegeben waren. Jetzt zerſchmetterte er mit Leich-

tigkeit unter der Wucht des zweiſchneidigen Beiles ſeinem Gegner die Stirne oder durchſtieß ihm mit einem andern Speere den ungeſchützten Hals. Aber was ſollten dieſe Waffen gegen die vollkommene Ausrüſtung eines griechiſchen oder römiſchen Soldaten! Ihm waren Kopf und Bruſt und dem Schwerbewaffneten ſogar die Beine durch Schienen wohl geſchützt. Als Waffen für den Kampf in der Nähe war ein kurzes Schwert für Hieb und Stoß geeignet und ein Schild, der für Plänkler und Leichtbewaffnete leicht und klein war, an Gewicht und Größe aber für ſchwerere Waffengattung zunahm. Zur Abwehr eines maſſenhaften Sturmes und zum Angriff in die Ferne diente der lange, gewichtige Speer und die Schaaren wohlgeübter Bogenſchützen, zum Schutz der Flanken, zum Umgehen und Ueberflügeln der feindlichen Reihen ausgewählte und gutberittene Schwadronen. Und was einem alſo bewaffneten, noch ſo kleinen Heere gegenüber noch ſo zahlreichen, ſchlechtbewaffneten Maſſen Ausſicht auf Erfolg gab, das war die Pünktlichkeit, mit der die Befehle des Feldherrn gegeben und in jeder Abtheilung vernommen, mit der die Signale zum Angriff und zum Rückzug ertönten, mit welcher der Lagerplatz ausgewählt, abgeſteckt und befeſtigt, bewacht und wieder abgebrochen wurde.

Dieß vorausgeſetzt, waren die Hoffnungen der Alemannen auf Erfolg und Sieg ſchlecht begründet, obwohl ihrer 30,000 Mann gegen 18,000 Byzantiner geſtanden ſeien. Ihr Angriff geſchah nach alter Germanenſitte in Form eines Keils, — der andere Theil ihrer Schlachtlinie, — der ſpitz zulief, vorn dichtgedrängt, Mann an Mann und nach Außen Schild an Schild, — um ſo mehr dehnten ſich nach beiden Seiten die Flanken und nahmen zuletzt die größte Breite, ſo aber, daß der Raum in der Mitte leer blieb und der Rücken der alſo Anſtürmenden ungedeckt war. Sie brachen auch mit furchtbarem Kriegsgeſchrei in die griechiſche Schlachtlinie ein und glaubten ſchon, dieſelbe durchbrochen zu haben, als ſie plötzlich auf die tapfern Schaaren der Heruler ſtießen. Während hier ein erbitterter Kampf ſich entſpann, hatten aber auch die griechiſchen Schwadronen die Alemannen überflügelt und im Rücken gefaßt, ſo daß ſie wie Fiſche im Netz gefangen und von allen Seiten gedrängt waren, und förmlich hingeſchlachtet wurden. Was nicht auf dem Schlachtfeld blieb, ertrank im Volturnus oder wurde von den erbitterten Landleuten gehetzt und erſchlagen, ſo daß nach griechiſchem Bericht von dem ganzen alemanniſchen Heere nur fünf Mann ſich gerettet hätten. 554.

Die Griechen hatten Urſache, Triumphgeſchrei zu erheben, — es war kein Feind mehr in Italien. Rom ſah zum letztenmal ein ſchwaches Abbild der alten Triumphzüge in ſeinen Straßen gleich einem Schatten vorüberziehen. Die griechiſche Herrſchaft konnte ſich jetzt ungeſtört in dem entvölkerten und furchtbar verwüſteten Lande wohnlich einrichten. Der Stellvertreter des Kaiſers, Exarch genannt, reſidirte von nun an in Ravenna. Eine Anzahl kaiſerlicher Edikte

ſollte die Verwaltung des Königreichs und die Ausübung der Gerechtigkeit ordnen, die Anſprüche des Staates von den Rechten der Bürger ſcheiden, aus der Zeit Theodorichs und ſeiner Nachfolger erhalten, was dem griechiſchen Intereſſe nicht entgegen war, und in dieſem Sinne Ruhe und Ordnung zurückführen. Und dafür arbeitete Narſes fünfzehn Jahre lang, ohne dabei, wie ſeine Feinde ſagten, ſich ſelbſt zu vergeſſen. Kaum hatte aber der Krieg ausgetobt, als eine wo möglich noch größere Plage ſich über die Halbinſel legte, — die Peſt. Mit einem Male kamen nach Diakonus an Häuſern, Thüren, Gefäſſen, Kleidern eigenthümliche Flecken zum Vorſchein, — am menſchlichen Körper aber meiſtens an den Leiſten Geſchwülſte, wie Nüſſe oder Datteln, worauf dann bei unerträglicher Fieberhitze meiſt am dritten Tage der Tod erfolgte. Die gewöhnlichen Folgen dieſer entſetzlichen Plage waren, wie zu allen Zeiten, rohe, unmenſchliche Handlungen. Wer entfliehen konnte, entfloh, ſo daß bald Dörfer und Städte in ſchauervoller Stille verlaſſen ſtanden und die Leichname über der Erde verweſten, die reichen Saatfelder, die Weinberge mit den köſtlichſten Trauben umſonſt der Erndte harrten! Eine eigenthümliche Erſcheinung war, daß es den Kranken zu jeder Stunde des Tages und der Nacht in den Ohren erklang, wie das Schmettern der Kriegstrompeten und die Meiſten den Lärmen wie von einem heranziehenden Heere zu vernehmen glaubten. Die Krankheit drang nicht über die Alpen, ſondern wüthete nur in Italien. Während dieſer Zeit ſtarb Juſtinian, 565, und bei ſeinem Nachfolger Juſtinus und deſſen Gemahlin Sophia begannen alsbald Haß und Neid gegen Narſes zu klagen und zu handeln. Er hatte ſich in den fünfzehn Jahren ſeiner Gewalt ſolche Maſſen von Gold und Silber nebſt andern Koſtbarkeiten geſammelt, daß er der Gegenſtand allgemeiner Mißgunſt wurde. Ja eine römiſche Geſandtſchaft hatte den Muth, dieſen Reichthum des Eunuchen vor Kaiſer Juſtinus aus der Bedrückung Italiens abzuleiten, — eine Anklage, welche die Vorwürfe und Warnungen des Totilas noch nach Jahrzehnten auf's Neue beſtätigen ſollten: für die Römer wäre die Dienſtbarkeit unter den Gothen erträglicher, als die Knechtſchaft unter einem griechiſchen Eunuchen. Entweder möge der Kaiſer den Eunuchen abberufen, oder ihnen geſtatten, auf ihr eigenes Wohl bedacht zu ſein, lauteten die derben Worte der Römer. So ſollte alſo auch der zweite Eroberer Italiens unfreiwillig abtreten, wie der erſte, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſer über ſchwerer, ungerechter Anklage ſeinem Kaiſer niemals die Treue brach, noch den Gehorſam aufkündete, obwohl die Werkzeuge dazu ihm vor die Füße fielen, — Narſes aber, gleichviel ob ſchuldig oder unſchuldig, nur um ſo ſchneller die Ausſagen ſeiner Feinde und Ankläger beſtätigte. Der Kaiſer ſendete augenblicklich in Longinus einen neuen Exarchen. Zornig zog ſich Narſes nach Neapel zurück. Denn er kannte den Weg, den am Kaiſerhofe gefallene Günſtlinge gehen mußten und würde nach Alcibiades auch ſeiner Mutter mißtraut haben, ſie könnte ſtatt eines weißen einen ſchwarzen Stein in die Urne werfen. Am

Kaiserhof in Konstantinopel vergaß man sich aber so weit, daß man der ungnädigen Abberufung desjenigen, der einst Totilas und Tejas besiegt hatte, nach Art rachgieriger Weiber kränkende Beschimpfung hinzufügte. Er möge nur heimkommen, habe Kaiserin Sophia ausgerufen, und mit ihren Mägden Wolle spinnen in der Weiberstube! Darauf habe der schwer Gekränkte die furchtbare Antwort zurückgegeben, er wolle ihr ein Gespinnst anfertigen, daß sie es Zeitlebens nicht mehr werde entwirren können!

Und diesem Racheschwur folgte die Ausführung. Er schickte Boten an dasjenige Volk, mit dessen Schaaren er bei Taginä Totilas und seine Schaaren niedergeworfen hatte, an die Longobarden, mit der Aufforderung, doch ihre ärmlichen Felder in Pannonien zu verlassen und in Italien sich niederzulassen, das reich an allen Schätzen sei. Zugleich überschickte er von den süßen Früchten und andern Erzeugnissen der italienischen Erde, um ihre Gemüther nur noch mehr zu reizen.

Kapitel 5.

Die Longobarden.

1) Nach Paul Diakonus, Warnefrieds Sohn, dem wir die unschätzbare Geschichte des Longobardenvolkes verdanken, stammten sie aus dem fernen Norden, der Insel Scandinavia und hießen früher Winilen. Armuth des Bodens und Hunger zwang den durch's Loos ausgeschiedenen Theil auszuwandern und südlich neue Wohnsitze zu suchen. Die Anführer waren Ibor und Agio. Im Zuge befand sich auch ihre Mutter Gambara, ein Weib, das durch Klugheit und entschlossenen Muth unter dem Volk in hohem Ansehen stand. Als die Ausgezogenen Nachbarn der Vandalen wurden, verlangten diese als die Stärkeren Unterwerfung und Tribut. Darüber entstand Streit und Kampf. Um daraus siegreich hervorzugehen, flehten die Vandalen Wodan um seine Hülfe an. Und dieser versprach denen den Sieg, die er bei Sonnenaufgang zuerst erblicke. Da bat Gambara Wodans Gemahlin, Freia, um Sieg für die Winilen. Und diese gab ihr den Rath, die Weiber der Winilen sollten ihr Haar wie einen Bart in's Gesicht hängen lassen und in aller Frühe mit den Männern auf dem Platze sein und sich so aufstellen, daß Wodan sie sehen müsse, wenn er, wie gewöhnlich, aus dem Fenster gegen Morgen schaue. Sie thaten so. Als nun Wodan sie bei Sonnenaufgang erblickte, habe er gefragt: „Wer sind diese Langbärte?" Da sei Freia eingefallen, er solle denen den Sieg verleihen, welchen er jetzt selbst den Namen gegeben habe. So habe er den Winilen zum Sieg verholfen und von da an hießen sie Langbärtige, — Longobarden. Das Vorwort zu dem Gesetzbuch König Rotharis

zählt eine Reihe von ihren Königen auf. Als Agelmund, ihr erster König, über sie herrschte, gebar eine seile Dirne auf einmal sieben Knaben und warf sie insgesammt in einen Fischteich. Da ritt der König daran vorbei und hielt voll Staunen über den Anblick der Kinder sein Pferd an. Als er seinen Speer in's Wasser streckte, griff eines derselben mit seinen Händchen darnach. Von Mitleid bewegt, befahl Agelmund, es aus dem Wasser zu nehmen und übergab es einer Amme mit dem Befehl, es sorgsam zu erziehen, denn es werde einst ein großer Mann werden. Weil er es aus einem Teich, der in ihrer Sprache Lama, — Lehm, Schlamm hieß, gezogen hatte, so gab er ihm den Namen Lamissio. Und in der That wurde er der Stifter eines Königsgeschlechts.

Der Name der Longobarden wird zuerst genannt im Kampfe zwischen Armin und Marbod. Ihre Wohnsitze waren, wie schon erwähnt, an der untern Elbe im heutigen Lüneburgischen. Nach langem Stillschweigen in der Geschichte finden sie sich im fünften Jahrhundert im nordwestlichen Theile Ungarns und von jetzt an war des Kampfes kein Ende mehr, bis sie im Westen das Volk der Rugier, im Osten das der Heruler vernichtet und sie sich über das Land auf dem rechten Ufer der Donau, Pannonien, ausgebreitet hatten, von wo aus sie von den Griechen besonders gegen die Ostgothen aufgerufen wurden. Am Anfang des sechsten Jahrhunderts herrschte bei den Longobarden Tato, ihr siebenter König, bei den Herulern Rodulf. Dieser schickte einst seinen Bruder an den Longobardenkönig, ein Bündniß abzuschließen. Als er seine Botschaft ausgerichtet und auf den Rückweg sich begab, erblickte ihn Rumetrud, Tatos Tochter, und ließ ihn voll Verwunderung über das vornehme Geleite und deren Schmuck durch eine Dienerin einladen, einen Becher Wein von ihr entgegenzunehmen. Kaum war er aber eingetreten, so brach sie in lautes Gelächter aus, weil er so klein von Gestalt war. Er voll Scham und Zorn erwiderte in solchen Worten, daß sie noch beißender spottete, aber auch in Wuth gerieth und sich blutig zu rächen auf der Stelle entschloß. Ein heiteres Gesicht heuchelnd nöthigte sie ihn mit freundlichen Worten, sich niederzulassen, doch so, daß er das Fenster der Wand im Rücken hatte. Dieses ließ sie, scheinbar den Gast zu ehren, in der That aber ihn zu verderben, mit einem kostbaren Teppich verdecken und gab dann ihrem Diener den Befehl, sobald sie dem Mundschenken zurufe: „mische!" ihn mit dem Speere niederzustrecken. Den Meuchelmord an seinem Bruder zu rächen, erklärte Rodulf an die Longobarden den Krieg. Als beide Heere im Blachfelde zusammentrafen, blieb Rodulf beim Brettspiel sitzen, nicht im Mindesten an dem Siege der Seinen zweifelnd. Denn sie waren kriegsgeübt und hatten sich durch harte Kämpfe großen Ruhm erworben. Sie zogen sogar, sei es, um leichter zu streiten, oder aus Verachtung gegen die Longobarden, nackt in die Schlacht, nur die Schamtheile bedeckend. Einen seiner Leute hieß Rodulf einen Baum besteigen, damit er ihm alsbald den Sieg seines Volkes melde, — bedrohte ihn aber mit dem

Tode, wenn er Flucht verkünde. Auf die häufigen Fragen des Königs, wie es mit den Herulern stehe, antwortete jener, obwohl er ihre Schlachtlinie schon wanken sah, immer: sie kämpfen noch! Da brach er endlich in die Worte aus: „Wehe dir, Herulervolk, was für einen Zorn sendet über dich der Herr des Himmels!“ — „„Wie, fliehen denn meine Heruler?““ fragte der erstaunte König. — „Nicht ich,“ antwortete der Wächter, „du selbst hast das gesagt.“ Damit waren die siegreichen Longobarden auch schon zur Stelle und erschlugen den König sammt seiner Umgebung trotz tapferer Gegenwehr. Die fliehenden Heruler waren aber in solcher Verwirrung, daß sie blühende Flachsfelder für Wasser hielten und die Arme ausbreiteten, um durch Schwimmen sich zu retten. Seit dieser Niederlage hatten sie keinen eigenen König mehr, — ihre Macht war gebrochen; so finden wir starke Haufen Heruler im Solde des Kaisers. Am Volturnus entschieden sie unter Narses die Niederlage der Alemannen.

Bald entstand Krieg mit den Gepiden, die im heutigen Ungarn zwischen der Donau und den Karpathen damals ihre Wohnsitze hatten. Die Gepiden waren die ersten, welche unter ihrem König Ardarich das Joch der Hunnen brachen. Nachdem was sonst die Geschichte von ihnen berichtet, war es ein hochherziges, tapferes Volk. Bei den Longobarden hatte Macho den König Tato ermordet, und als Ildichis gegen den Mörder seines Vaters sich erhob, wurde er besiegt und floh zu den Gepiden. Da verlangte man seine Auslieferung, — sie wurde verweigert als eine Verletzung des Gastrechts und dem Flüchtling Mittel geboten, zu gehen, wohin er wolle. Unter Audoin, dem neunten König der Longobarden, brach endlich der schon lange genährte Kampf mit den Gepiden aus. Die Tapferkeit Alboins, Audoins Sohn, der Thurismund, den Sohn des Gepidenkönigs Thurisind in der Schlacht tödtete, entschied zu Gunsten der Longobarden. Weil er aber dem Erschlagenen die Waffen abzunehmen vergaß, verweigerte ihm sein Vater trotz der Bitten der Longobarden den Ehrensitz neben ihm am Tische. Da machte sich Alboin mit vierzig Jünglingen auf zu Thurisind, um die Waffenrüstung seines Sohnes zu erbitten. Der König nahm ihn freundlich auf, lud ihn zu Tisch und setzte ihn zur Rechten, wo sonst immer Thurismund gesessen. Während des Mahles dachte der alte König doch mit Schmerzen an seinen Sohn, und wie der, welcher ihn getödtet, ihm jetzt zur Seite sitze, und seufzte darüber laut auf mit den Worten: „lieb ist mir dieser Platz, aber der Anblick des Mannes, der darauf sitzt, fällt mir sehr schwer.“ Das reichte hin, daß des Königs zweiter Sohn der Longobarden zu spotten begann, indem er von den weißen Tüchern, mit denen sie von den Waden abwärts ihre Füße banden, sie mit den Stuten verglich. Darüber brach einer der Longobarden mit den Worten los: „Geh nur hinaus auf das Asfeld, dort wirst du sonder Zweifel schauen können, wie kräftig deine Stuten mit den Hufen ausschlagen; daselbst liegen die Gebeine deines Bruders wie vom schlechten Vieh auf dem Anger zerstreut umher.“ Wie das

die Gepiden hörten, ſprangen ſie auf, den Schimpf mit Blut zu rächen. Ihnen gegenüber erhoben ſich die Longobarden, die Hand an's Schwert gelegt. Da warf ſich der König in die Mitte, dämpfte Zorn und Streitſucht der Seinen und drohte augenblicklichen Tod, wer den Kampf beginne; denn es ſei ein ſchwerer Frevel, ſo man den Gaſtfreund im eigenen Haus erſchlage. Als ſo der Zwiſt geſchlichtet war, ſetzten ſie das Gelage fröhlichen Sinnes fort. Dann langte Thuriſind die Waffen ſeines Sohnes herab, übergab ſie Alboin und entließ ihn ungekränkt.

Dieß fiel ſchon in die Zeit Juſtinians. Die Gepiden hatten den größten Theil von Dacien inne, das heutige Serbien und einen Theil der Bulgarei, die Longobarden aber allmählig der beſonders feſten Plätze von Pannonien ſich bemächtigt. In den Streitigkeiten zwiſchen beiden Stämmen ſtanden die Griechen meiſt auf Seite der Longobarden in der ſchlecht verhehlten Abſicht, dadurch die Kraft des Stärkeren zu brechen und dann um ſo leichter über den Schwächern Herr zu werden. Es konnte ſich aber auch begeben, daß beide Theile plötzlich Frieden ſchloßen und die herbeigeeilten Griechen zwiſchen zwei Feuer geriethen. Die wichtigſten Dienſte, welche die Longobarden unter Audoin dem Kaiſer leiſteten, waren die Hilfsſchaaren gegen Totilas, die aber Narſes, nachdem der Hauptſchlag geſchehen war, ſo ſchnell wie möglich wieder aus Italien in ihre Wohnſitze entließ. Auf Audoin folgte deſſen Sohn Alboin, der ſich mit Chlodoſinde, der Tochter des Frankenkönigs Chlotar, vermählte. Unter ihm brach wiederholt Krieg gegen die Gepiden aus, deſſen Ausgang aber die Uebermacht der Longobarden herbeiführen ſollte. Bei den Gepiden war auf Thuriſind deſſen zweiter Sohn Kunimund König geworden. Ehe Alboin zum Angriffe ſchritt, hatte er ſich mit den öſtlichen Grenznachbarn der Gepiden, mit den Avaren, einem Volke hunniſcher Abkunft, verbunden, um ſie von zwei Seiten zu bedrängen. Allein ſchon beim erſten Zuſammenſtoß mit den Longobarden unterlagen die Gepiden vollſtändig. Kunimund wurde in der Schlacht von Alboin ſelbſt getödtet und ſein Schädel von dieſem zu einer Art Trinkbecher verwendet, den die Longobarden Scala hießen. Roſamunde, die Tochter des gefallenen Königs, nahm Alboin nach dem Tode von Chlodoſinde zur Frau. Was von den Gepiden nicht gefallen oder entflohen war, wurde den Longobarden zinsbar, ihre Wohnſitze erhielten die Avaren.

Dieß war ungefähr die Zeit, in welcher die lockende Einladung des ſchwer gekränkten Eunuchen an die Longobarden erging, ſich doch Italiens, dieſes ſchönen und reichen Landes, zu bemächtigen, da es ja unbewohnt an ihre ärmlichen Felder in Pannonien grenze. Die Botſchaft wurde von dem ganzen Volke, dem tapfern König voran, mit Jubel aufgenommen. Ehe der Aufbruch geſchah, lud er die Sachſen zur Theilnahme ein und ſchloß mit den Avaren einen Vertrag, wornach dieſe in Pannonien einrückten, daraus aber wieder

abzurücken hätten, ſollte den Longobarden der Rückzug dahin nöthig oder gefällig ſein. Nach dieſen Zurüſtungen und nachdem 20,000 Sachſen Zuzug verſprochen hatten, begann der Ausbruch des ganzen Volkes mit allen beweglichen Gütern am erſten Tage nach dem Oſterfeſte des Jahres 568. Als Alboin mit der Vorhut an der Grenze Italiens anlangte, beſtieg er einen hohen Berg und überblickte die reichen Gefilde, ſo viel von Italien zu überſehen war. Der Berg hieß noch in ſpäten Zeiten der Berg des Königs. In jenen Gegenden wurden damals noch wilde Ochſen erlegt und Paul Diakonus führt die Ausſage eines Mannes an, der die Haut eines dort erlegten geſehen hatte, auf der fünfzehn Perſonen liegen konnten! Die Nachricht von dem Einfall der Longobarden wurde in Italien von Griechen und Römern mit Entſetzen vernommen. Jene wußten ſich kaum ſtark genug, die größeren Städte und einige Feſtungen zu behaupten und von Zuzug aus Konſtantinopel konnte um ſo weniger die Rede ſein, da ja die Reſte der Gothen nur mit Hülfe derſelben Barbaren vernichtet wurden, welche jetzt als Feinde erſchienen. Das romaniſche Volk erzitterte ſchon bei dem Longobardennamen, da die Beweggründe noch unvergeſſen waren, welche Narſes zwangen, ſeine tapfern Hülfsſchaaren unter ſtarker griechiſcher Bedeckung bis an die Grenzen von Italien zu begleiten. In der beſchränkten Ausdehnung der gemachten Eroberungen und in der Behandlung des eroberten Landes konnten Griechen und Romanen die Abſicht Alboins erblicken, ſeine Kräfte nicht zu zerſplittern und erſt von geſichertem Beſitz aus weiter gegen Süden vorzudringen, — ebenſo aber auch durch Wegnahme alles Eigenthums die Einwohner zu Hörige zu machen und dadurch die Fehler der Gothen zu vermeiden, welche trotz eines milden Regimentes die Anhänglichkeit der Unterworfenen nie gewinnen konnten, vielmehr überall mit Undank und Verrath ſich belohnt ſahen. Kaum waren die Longobarden über die juliſchen Alpen in Italien eingedrungen, ſo galt es zunächſt den Rücken ſich zu decken und gegen Nordoſten die Gebirgspäſſe zu ſchließen. Dieſe Wache übertrug Alboin ſeinem Neffen Giſulf, indem er ihn als Herzog über die Stadt Forumjuli und ihr ganzes Gebiet ſetzte, — der erſte Herzog von Friaul. Der Tapfere nahm das ehrenvolle Amt erſt dann an, als der König ihm geſtattete, die Faren, d. h. Geſchlechter, daher Faron oder Baron, aus den Longobarden ſelbſt auswählen zu dürfen, die mit ihm dort ſich niederlaſſen und die Grenzen hüten ſollten, auch verlangte er eine Zucht edler Stuten. Erſt nachdem dieſe nordöſtlichen Thore von Italien geſchloſſen waren, ergoß ſich das Longobardenheer in die Ebenen Oberitaliens. Nicht geringe Furcht vor dem irrgläubigen Feinde beſeelte die romaniſche Geiſtlichkeit. Paulus, der Patriarch von Aquileja, flüchtete ſich mit ſeinem ganzen Kirchenſchatz auf die Inſel Grado. Honoratus, der Erzbiſchof von Mailand, entfloh nach Genua. Nur Felix, der Biſchof von Treviſo, hatte den Muth, Alboin

entgegenzuziehen. Darüber erfreut, ließ ihm der König das Gesammtvermögen seiner Kirche und bekräftigte das durch eine eigens darüber ausgestellte Urkunde.

Nach Verfluß von drei Jahren gehorchte den Longobarden Alles von den Alpen von Trient bis vor die Thore von Ravenna und Rom oder was sonst eine günstige und geschützte Lage am Meer hatte. Am längsten widerstand Pavia und trotzte einer Belagerung von drei Jahren und etlichen Monaten. Ueber solche hoffnungslose Hartnäckigkeit erbittert, schwur Alboin, Alles zu erwürgen, wenn er mit seinen Longobarden in die Stadt gelange. Endlich erzwang der Hunger die Uebergabe und die Einwohner harrten voll namenloser Angst der kommenden Stunden. Als nun Alboin von Osten her durch das Thor des heil. Johannes in die Stadt einzog, stürzte sein Pferd mitten im Thore und konnte weder durch die Sporen des Reiters, noch durch die Schläge des Marschalls wieder auf die Beine gebracht werden. Da wagte ein Longobarde dieses warnenden Zeichens wegen den König um Schonung der Einwohner zu bitten und Alboin ließ sich erweichen und verzieh. Von jetzt an blieb Pavia auf lange Zeit die Residenz der Könige von Italien.

Aber der erste sollte eines kläglichen Todes sterben, ein Opfer der Unmäßigkeit, des Verrathes und weiblicher Rache. Als er einst im Palaste zu Verona mit den Vornehmen des Volkes länger, als er hätte sollen, bei einem Gastmahle saß, ließ er auch die Trinkschale, welche er aus Kunimunds Schädel hatte fertigen lassen, mit Wein füllen und umherreichen, sie zuletzt gefüllt auch der Königin reichen mit der Aufforderung, lustig mit ihrem Vater zu trinken. Sie trank, gelobte aber vor Schmerz und Wuth, den Tod ihres Vaters blutig zu rächen. Vorher schon in traulicher Bekanntschaft mit Helmichis, des Königs Skilpor, d. h. Schildträger, sollte dieser den rächenden Arm führen. Ohne Muth oder voll Bedenklichkeiten rieth er aber Peredeus, einen ungemein starken Mann, zu der Ausführung beizuziehen. Allein auch dieser wollte sich nicht zu so schwerer That verstehen. Da legte sich Rosamunde des Nachts an die Stelle einer ihrer Frauen, welche Peredeus liebte und gab sich dann dem Erstaunten als die Königin zu erkennen mit der Drohung, entweder schmachvollen Tod zu leiden oder aber Alboin zu ermorden. Er wählte das letzte. Als nun einmal der König vom Weine erhitzt vom Mahle sich erhob, um zum Mittagsschlaf sich hinzulegen, und er vielleicht unter ihren Liebkosungen eingeschlafen war, ließ sie, nachdem Wachen und Zeugen entfernt waren, geräuschlos die Mörder eintreten. Sie hatte alle Waffen entfernt und sein Schwert zu Haupten des Ruhebettes so fest gebunden, daß er es weder losreißen, noch aus der Scheide ziehen konnte. Alboin erwachte und, die Gefahr aus Blick und Haltung seiner Mörder erkennend, griff nach seinem Schwert. Da er es aber mit aller Gewalt nicht losreißen konnte, nahm er einen Fußschemel und wehrte sich eine Zeit lang, bis er vor den Augen und zu den Füßen seiner Gemahlin todt niedergestreckt wurde. Sein Leich-

nam wurde unter lautem Klagen des Volkes unter einer zum Palaſt führenden Treppe beigeſetzt. 573.

Roſamunde ſchien es nach ſolcher That nicht ſchwer, mit ihrem Geliebten auch der Herrſchaft ſich zu bemächtigen. Sie wurde aber ſchnell eines anderen belehrt, — die Wuth des Volkes ſuchte die Mörder zu ermorden. Da blieb kein anderer Weg als ſchleunige Flucht zu den Feinden der Longobarden. Auf ihre dringende Bitte ſtellte Longinus, Exarch von Ravenna, augenblicklich ein Schiff zu ihrer Verfügung, auf dem ſie auch mit Helmichis zur Nachtzeit entfloh. Sie nahmen aber nicht blos Albiſinda, des Königs Tochter, mit, ſondern auch den ganzen longobardiſchen Schatz und gelangten wohlbehalten nach Ravenna. Kaum hatte aber der Exarch die Wittwe Alboins erblickt und wohl auch Kunde von den mitgebrachten Schätzen erhalten, als er ſie für ſich und gegen Helmichis zu gewinnen wußte. Schon im Vorgefühl als Herrin von Ravenna reichte ſie Helmichis, als er aus dem Bade ſtieg, einen, wie ſie vorgab, beſonders geſunden Trank. Da merkte er, daß er Gift getrunken, zog ſein Schwert und zwang ſie, den Reſt zu trinken, ſo daß beide in Einer Stunde ſtarben. Albiſinda ſchickte Longinus ſammt den longobardiſchen Schätzen nach Konſtantinopel. Eben dahin mußte auch Peredeus. Um ſeine erſtaunliche Kraft zu zeigen, ſollte er vor Kaiſer und Volk mit einem Löwen von ausnehmender Größe kämpfen. Er erlegte ihn, — wurde jetzt aber auf Befehl des Kaiſers, damit ein ſo ſtarker Mann nichts Schlimmes anſtelle, des Augenlichtes beraubt. Von der Rache eines Simſon beſeelt, verlangte er bald darauf, den Kaiſer zu ſprechen, um ihm Wichtiges mitzutheilen. Dieſes ſollten zwei Hochgeſtellte aus der nächſten Umgebung des Kaiſers entgegennehmen. Als Peredeus ihre Nähe merkte, that er, als wolle er ihnen zuflüſtern, zog aber in demſelben Augenblick zwei in den Aermeln ſeines Gewandes verborgene Meſſer und brachte ihnen ſo ſchwere Wunden bei, daß ſie zuſammenſtürzten und nach wenigen Augenblicken das Leben aushauchten.

Um dieſe Zeit zogen die Sachſen mit Weibern und Kindern und mit ihrer ganzen Habe wieder aus Italien ab, aus welchem Grunde, ob aus Sehnſucht nach ihren alten Wohnſitzen oder unzufrieden über das nicht gehaltene Verſprechen der Longobarden, iſt unbekannt. In den Gebirgen von den Burgundern unter Mummolus angehalten und wegen Verheerungen des umliegenden Landes ſchwer gezüchtigt, mußten ſie ihre Gefangene zurücklaſſen und beinahe mit der ganzen Beute aus Italien ſich den Durchzug kaufen. Als ſie endlich nach vielen Beſchwerniſſen an der Grenze ihrer alten Heimath anlangten, fanden ſie ihre alten Wohnſitze von Alemannen, Schwaben, eingenommen. Schwabengau hieß noch ſpät die Gegend um Quedlinburg an der Bode. Den drohenden Streit zu ſchlichten boten die Alemannen den Sachſen den Drittheil des Landes, und als das ausgeſchlagen wurde, die Hälfte, ſogar zwei Drittheile und damit noch alles Vieh. Sie verlangten Alles. So mußten die

Waffen entſcheiden. Das Selbſtgefühl der Sachſen, die ſchon vor dem Kampfe die Frauen der Alemannen unter ſich getheilt hatten, wurde aber ſo ſchwer gedemüthigt, daß 20,000 von ihnen todt die Wahlſtatt bedeckten, und als die übrigen 6000 mit dem Schwure, weder Bart noch Haupthaar zu ſcheeren, bis ſie Rache genommen, den Kampf auf's Neue begonnen, erlitten ſie eine gleich ſchwere Niederlage.

2) Nach dem Tode Alboins wählten die Longobarden nach gemeinſamer Berathung Kleph zum König, der aber ſchon nach einem Jahre und ſechs Monaten von einem ſeiner Leute erſchlagen wurde. 575. Von da blieben ſie zehn Jahre lang ohne König und ſtanden unter Herzogen, deren es nicht weniger als ſechsunddreißig gab. Unter ihnen werden beſonders genannt Zoban in Ticinum, Pavia, Walleri in Bergamus, Bergamo, Alachis in Brixia, Brixen, Evin in Tridentum, Trient, Giſulf in Forojuli, Friaul. Die neuen Herren waren von der Stärke des griechiſchen Heeres zu genau unterrichtet, als daß ſie von Oſten für ihre Eroberungen etwas befürchtet hätten. Sie wußten, daß ohne ihre nachdrückliche, freilich bald auch ſehr läſtige Hülfe die Beſiegung der Gothen nicht wäre möglich geweſen. Aber trotzdem hatten ſie Feinde genug zu bekämpfen, und wo es ihnen an ſolchen gebrach, waren ſie übereifrig genug, ſich ſolche beſonders im Norden zu erwecken. Sie waren ſchon vor dem Abzug der Sachſen im ſüdlichen Gallien eingefallen und etwa bis Embrun vorgedrungen, als Mummolus, der Herzog der Burgunder, ſie umzingelte und mit ſchwerem Verluſte zurückwarf. 576. Ein Jahr darauf brachen drei Herzoge, Amo, Zoban und Rodan wiederholt in Gallien ein und dehnten ihre Plünderungen und Verwüſtungen bis Arles und Marſeille aus, als Mummolus ihnen abermals Halt gebot, Rodan bei Grenoble und Zoban bei Embrun ſchlug und ihnen alle Beute abnahm. Auf dieſe Nachricht trat Amo ſchleunig den Rückzug an, mußte aber, um ſich und ſein Heer zu retten, alles Erbeutete in den tief beſchneiten Alpen zurücklaſſen. Die alſo gereizten Franken ſuchten jetzt durch die Alpenpäſſe in Italien ſelbſt einzudringen. Sie kamen durch Tyrol bis nach Trient, wurden aber bei Salurn von Evin, dem Herzoge von Trient, geſchlagen und ihr Herzog Chramnichis ſammt vielen Leuten getödtet, — ein neuer Einfall der Franken hatte keinen beſſeren Erfolg.

Dieſe überſtandenen und noch größere drohende Gefahren legten dem Longobardenvolk einheitliche Leitung ſehr nahe. In Konſtantinopel war auf Juſtinus in der Kaiſerwürde Tiberius Konſtantinus gefolgt und auf dieſen der Kappadocier Mauritius ausdrücklich ſeiner kriegeriſchen Thaten wegen. Die Mittel zu einem neuen Krieg aus dem armen und durch Steuern und Drangſale aller Art ausgeſogenen Reich zu erſchwingen, war geradezu unmöglich. Und doch ſollten einem ſo verwegenen und tollkühnen Feinde, wie das Volk der Longobarden war, Schranken geſetzt werden. Der Ehrgeiz und die

Habsucht der fränkischen Könige bot dazu reichliche Hülfsmittel. Wie die Verbindung unter Franken und Griechen trotz vielfachen, unliebsamen Erfahrungen auf beiden Seiten niemals ganz unterbrochen war, so kam zwischen Kaiser Mauritius und dem Frankenkönig Childebert ein Vertrag zu Stande, wornach dieser gegen Ausbezahlung von 50,000 Goldschillingen mit einem Heere in Italien einfallen und nach Vereinigung mit den Griechen die Macht der Longobarden brechen sollte. Dieß waren die Gründe, warum diese nach einer kräftigen einheitlichen Leitung sich sehnten und Autharis, Klephs Sohn, die königliche Würde übertrugen. 584. Die mildversöhnende und doch kräftige Regierung des neuen Königs zeigte sich bald nach Innen und nach Außen. Den Bedingungen des Bündnisses mit den Griechen gemäß fiel Childebert mit einem Heere in Italien ein, scheint sich aber mit dem Feinde, den er bekämpfen sollte, abgefunden zu haben. Auf die nachdrücklichen Vorstellungen des Kaisers und aus Besorgniß um das Schicksal seiner Schwester Ingunde, die wir bei den Westgothen finden werden, schickte Childebert ein neues Heer nach Italien, das aber wegen Streitigkeiten, die in ihm selbst zwischen Franken und Alemannen ausbrachen, ohne allen Erfolg umkehren mußte. 585. Das dritte Heer erlitt eine solche schwere Niederlage, wie sich die Franken nicht erinnern konnten, je erlebt zu haben. 588. Endlich schien ein vierter Einfall in Italien die Franken für alle ihre Verluste zu entschädigen. Ihre Anführer, Herzoge, waren Andoald, Olo und Cedinus. Olo fiel zwar bei Bellinzona, aber Andoald drang bis Mailand, Cedinus bis Verona vor, nachdem er alle Burgen auf seinem Weg gebrochen und zerstört hatte. Als in das fränkische Lager vor Mailand noch die Botschaft kam, daß innerhalb drei Tagen ein griechisches Heer sich mit ihnen vereinigen werde, war die Niederlage der Longobarden so viel wie gewiß. Aber diese hatten sich meist in die festen Städte zurückgezogen und das griechische Hülfsheer erschien auch nach sechs Tagen nicht. Unterdessen war wegen der drückenden Hitze und schlechten Nahrung unter den Franken die Ruhr ausgebrochen und raffte sie zu Hunderten dahin. Rettung erschien nur in dem unverweilten Rückzug über die Alpen. Bis aber das geschwächte Heer die Heimath erreichte, mußten die Meisten aus Hunger Kleider und sogar die Schilde verkaufen, um damit Lebensmittel kaufen zu können. 590. Die von Autharis selbst gemachten Friedensanträge, sowie die Verwirrungen im fränkischen Reiche sollten endlich alle Hoffnungen des griechischen Kaisers auf Vernichtung der Longobarden gänzlich vereiteln.

Vor diesen Ereignissen hatte Autharis jenseits der Alpen Verbindungen anzuknüpfen gesucht. Er schickte eine Gesandtschaft an König Childebert und ließ um die Hand seiner Schwester mit reichen Geschenken werben. Da man aber Scheu trug, mit einem Arianer ein Ehebündniß einzugehen, wendete sich Autharis an Garibald, den Herzog der Bayern, und warb um dessen

Tochter Theodolinde. Nach Diakonus bewohnten die Bayern damals die Provinz Noricum und hatten ſomit zur Grenze im Oſten Pannonien, im Weſten Schwaben, im Süden Italien, im Norden die Donau. Die Bojoarii, Bajuarii, auch Bajubarii erwähnt zuerſt Jornandes als Nachbarn der Sueven und dann Fortunatus, der im ſechsten Jahrhundert auf einer Reiſe von Augsburg nach Tyrol durch ihr Gebiet kam und den Lech überſchreiten mußte. Ueber die Abſtammung des Volkes, ſowie über die Ableitung ſeines Namens beſtehen ſehr verſchiedene Meinungen. Nach den einen wären es die alten Bojer, — boii nach Leo die hübſchen, netten, gebildeten, gefälligen, — nach andern die alten Marcomannen, — wahrſcheinlich aber iſt der Name die gemeinſame Benennung eines Völkerbundes, welcher ſich aus den Reſten der Heruler, Scyren, Turcilinger, Rugier gebildet und die dann als Beſitzer des alten Bojerlandes jenen Namen angenommen hatten. Unter Theodorich dem Großen gehörten ſie zu den gothiſchen Bundesgenoſſen, — bei welcher Veranlaſſung ſie dann nach Zertrümmerung des oſtgothiſchen Reichs an die Franken fielen oder zu Auſtraſien kamen, wird nirgends erzählt. Neben dem edlen Geſchlechte der Agilolfinger nennt das bayeriſche Geſetzbuch noch fünf andere und zwar die Huoſi, Throzza, Fagana, Hailinga und Aniona, welche nach der obigen Annahme über die Entſtehung des Volkes die alten Stammfürſten der einzelnen Stämme geweſen wären.

Als die Geſandtſchaft mit einer günſtigen Antwort aus Bayern zurückgekehrt war, verlangte der König ſich von der Schönheit und den vortrefflichen Eigenſchaften ſeiner Braut ſelbſt zu überzeugen. Er ſuchte deßwegen einige unter den Longobarden aus und darunter einen ihm ganz ergebenen Mann gleichſam als das Haupt der Geſandtſchaft und zog mit ihnen über die Alpen. Als ſie nach Geſandtenbrauch vor Herzog Garibald geführt worden und jener, der das Haupt der Geſandtſchaft vorſtellte, nach der Begrüßung die gebräuchlichen Worte geſprochen, trat Autharis, der von Niemanden erkannt wurde, an Garibald heran mit der Bitte, ihnen doch Theodolinde, ihre künftige Herrin, vorzuſtellen, damit ſie dem König berichten könnten, von welcher Geſtalt und Schönheit ſie ſei. Kaum hatte der Herzog dieſen Wunſch vernommen, ſo ließ er ſeine Tochter rufen. Als nun Autharis ſie lange ſchweigend angeſehen hatte, wie ſchön ſie war, ſprach er zu Garibald: „Da uns die Geſtalt deiner Tochter wohl gefällt, ſo möchten wir, falls es deiner Herrlichkeit gefällt, einen Becher Wein aus ihrer Hand entgegennehmen, wie ſie ihn uns ſpäter reichen wird.“ Als der Herzog einwilligte, reichte Theodolinde zuerſt einen Becher Wein dem, der das Haupt der Geſandtſchaft zu ſein ſchien und darauf Autharis, von dem ſie aber nicht wußte, daß er der König und ihr Bräutigam ſei. Als er getrunken hatte und ihr den Becher zurückgab, berührte er, ohne daß Jemand es bemerkte, ihre Hand mit dem Finger und ſtrich ihr mit ſeiner Rechten von der Stirne über Naſe und Wangen herab. Ganz ſchamroth

erzählte das Theodolinde ihrer Amme. Aber diese sagte zu ihr: „Wenn dieser Mann nicht selbst der König und dein Bräutigam wäre, so hätte er dich niemals zu berühren gewagt. Laß uns darüber stille sein, damit dein Vater nichts davon erfährt. Denn wahrlich es ist ein Mann, der es wohl verdient, König zu sein und mit dir vermählt zu werden." Es blühte auch Autharis in jugendlichem Mannesalter, war von edler Gestalt, hellgelockten Haaren, röthlichem und schönem Antlitz. Bald nachher machten sich die Gesandten mit herzoglichem Geleite wieder auf den Rückweg. Als sie an die Grenze von Italien kamen und die Bayern, welche sie begleiteten, noch um sie waren, so erhob sich Autharis, so hoch er konnte, im Sattel und schleuderte seine Streitart tief in einen nahe stehenden Baum, daß sie darin haften blieb, mit den Worten: „Solche Hiebe führt der König der Longobarden!" Wie er das gesprochen, erkannten die Bayern erst, wem sie das Geleite gegeben hatten.

Diese Verbindung der Bayern mit den Longobarden sahen die Franken ungern, und als Garibald durch einen Einfall derselben in Noth kam, vielleicht in seinen Entschlüssen selbst schwankend wurde, entfloh Theodolinde mit ihrem Bruder Gundoald nach Italien und ließ ihrem Verlobten voraus ihre Ankunft melden. Dieser ging ihr sogleich mit stattlichem Aufzug entgegen und traf sie auf dem Sardisfelde oberhalb Verona, wo am fünfzehnten Tag des Wonnemonats unter allgemeinem Jubel das Beilager vollzogen wurde. 589. Zum Beweis, wie damals unter den Longobarden neben den schwachen Anfängen des Christenthums noch heidnische Anschauungen neben einander standen, führt Diakonus folgendes Beispiel an. Unter den longobardischen Herzogen, welche die Hochzeit ihres Königs durch ihre Gegenwart verherrlichten, war auch Agilulf, Herzog von Tarent. Als nun ein schweres Gewitter losbrach und ein Stück Holz, das im königlichen Hofe lag, unter einem furchtbaren Donnerschlag vom Blitzstrahl getroffen wurde, sagte ein Knecht, der ein Wahrsager war und den Blitzstrahl zu deuten wußte, zu Agilulf, als dieser wegen eines natürlichen Bedürfnisses auf die Seite ging: „Dieses Weib, das sich soeben mit unserm Könige vermählt hat, wird nach nicht langer Zeit deine Gemahlin werden!" Als dieses Agilulf hörte, drohte er ihm den Kopf abzuschlagen, wenn er noch ein einziges Wort davon spreche. „Ich mag getödtet werden," versetzte der Knecht, „aber gewiß ist, daß diese Frau dazu in unser Land gekommen ist, daß sie dir angetraut werde." Und so geschah es auch.

Der milde, menschenfreundliche Charakter Autharis zeigte sich besonders darin, daß er der wilden Verwüstung des Landes, der harten Behandlung der unglücklichen Einwohner ein Ziel setzte. Diebstahl und Räubereien wurden hart bestraft. Niemand durfte ungerechter Weise zu Frohndiensten gezwungen werden. Nach den vergeblichen Einfällen, besonders nach der letzten Niederlage der Franken und bei offenkundiger Schwäche der Griechen durchzog Autharis siegreich ganz Italien. Ein longobardisches Heer belagerte den Griechen

Francio auf der Inſel Comacina im Comerſee gelegen, der noch von Narſes Zeiten her war und ſich zwanzig Jahre lang tapfer gehalten hatte. Er mußte ſich nach einer ſechsmonatlichen Belagerung mit ſeinen großen dort aufgehäuften Schätzen ergeben, erhielt aber mit ſeiner Frau und mit Hab und Gut freien Abzug nach Ravenna. Einige Jahre früher ſchon hatte Farnald, der erſte Herzog von Spoleto, die Hafenſtadt von Ravenna heimgeſucht und ſie gänzlich ausgeplündert. Ravenna ſelbſt war für die Longobarden nicht zu nehmen, — es wurde außer ſeinen natürlichen Schutzmauern noch durch den Alemannen Droktulf vertheidigt. Unter den Longobarden aufgewachſen, hatte er auch das Ehrenamt eines Herzogs erhalten, was ihn aber nicht abhielt, bei der erſten günſtigen Gelegenheit zu den Griechen überzugehen und im Dienſte des Kaiſers Ravenna gegen alle Angriffe tapfer zu vertheidigen. Dagegen drang Autharis bis an die Südſpitze von Italien vor, ritt bei Regium bis zu einer Säule, die im Meere ſtand, berührte ſie mit ſeinem Speere und ſprach: „Bis hieher das Reich der Longobarden!“ Schon waren Geſandte zu den Franken abgegangen mit dem Auftrag, Frieden abzuſchließen, als Autharis am 5. Sept. 590 in Pavia ſtarb, wie man ſagt an Gift, nach ſechsjähriger Herrſchaft. Der Königin geſtatteten die Longobarden, mit ihrer Hand die königliche Würde einem der Tapferen des Volkes zu übertragen, aber ausdrücklich einem ſolchen, der das Regiment kräftig zu führen wiſſe. Nachdem ſie mit verſtändigen Männern ſich berathen, ließ ſie Agilulf, den Herzog von Turin, zu ſich entbieten und ging ihm ſelbſt bis Lumello entgegen. In ſeiner Nähe angekommen, ließ ſie Wein bringen, trank davon zuerſt und reichte dann ihm den Becher. Als er ihn entgegennahm und ihr mit Ehrfurcht die Hand küßte, ſprach ſie lächelnd und erröthend: „Küſſe mir den Mund, mein König und mein Gemahl!“ Dieſe Wahl erhielt die Billigung des Volkes in der Weiſe, daß die Vermählung unter großem Jubel gefeiert und die königliche Würde dem Auserwählten Anfangs November zuerkannt wurde. Später aber ward er in einer allgemeinen Verſammlung der Longobarden zu Mailand auf den königlichen Thron geſetzt. Unter Agilulf wurde auch der von Autharis ſchon angebahnte Friede und zwar im Monat Mai 591 mit den Franken abgeſchloſſen.

Von viel größerer Bedeutung war die Stellung der Longobarden zu den chriſtlichen Einwohnern des Landes. Sie waren bei ihrem Einfall in Italien ſchon dem Chriſtenthum gewonnen und bekannten ſich, wie die meiſten germaniſchen Stämme, zum Arianismus. Daher auch die Angſt und Furcht der katholiſchen Prieſter und Biſchöfe bei ihrem Erſcheinen auf der Halbinſel, daher auch die Plünderung und Verwüſtung von Kirchen und Kapellen überall, wohin ſie vordrangen. Dieſer Annahme, daß die Longobarden ſchon Chriſten waren, ſcheint Vieles aus ihrer Geſchichte zu widerſprechen und für das Gegentheil zu zeugen. Als ſie einſt vierhundert Gefangene gemacht, opferten ſie zuerſt

nach ihrer Weiſe unter Geſang und Tanz Wodan den Kopf einer Ziege, darauf tödteten ſie alle Gefangenen ohne eine einzige Ausnahme, weil ſie ſich weigerten, das Nämliche zu thun. Zur Zeit des Königs Arioald wurde ein Mönch, weil er in einem Heiligthum im Walde ein Feuer angezündet, von den Einwohnern deßwegen ergriffen und arg mißhandelt. Und in den Tagen des Königs Grimoald verehrten die Longobarden in der Nähe von Benevent das Bild einer Schlange, außerdem auch noch einen Baum, der nicht weit von den Mauern von Benevent ſtand, in der Weiſe: ſie hingen ein Fell daran auf, ritten dann alle zuſammen um die Wette, ſo daß die Pferde von den Sporen bluteten, warfen mitten im Laufe mit Wurfſpießen rückwärts nach dem Fell und erhielt dann Jeder einen kleinen Theil davon zum Verzehren. Und dieſer Ort hieß damals noch Wodan. Der heilige Barbatus von Benevent predigte unaufhörlich dagegen. Aber ſie hörten nicht auf, indem ſie in ihrem wilden Sinn an nichts Anderes dachten, als an Krieg und Waffen und auch geradezu dem läſtigen und ihnen unverſtändlichen Prediger erklärten, der Brauch ihrer Vorfahren ſei der beſte, das ſeien die ſtreitbarſten geweſen. Noch Liutprand verordnete in ſeinen Geſetzen vom Jahr 724: „wer an einem Baum, den die Landleute einen Blutbaum nennen oder an Quellen betet oder Götzendienſt oder Verſchwörungen treibt, der ſoll die Hälfte ſeines Wergeldes erlegen.“ Aber alle dieſe Angaben beweiſen nicht mehr, als daß die Longobarden wie die Franken, obwohl das Taufwaſſer über ſie längſt ausgegoſſen war, mit ihren Gedanken in der That noch an dem nationalen Göttergiauben und Götterdienſt hingen und ſich demgemäß, kaum in Italien angekommen, allda ſogar neue Heiligthümer an klaren Quellen und in dichtem Walde zu ſchaffen wußten.

Dieſe Anhänglichkeit an heil. Quellen und Bäume zu ſchwächen, beſonders aber die Arianer und ihren Gemahl Agilulf voran der Kirche zu gewinnen, dafür war Theodolinde unaufhörlich bemüht namentlich von den Zeiten an, als Gregor der Große den päpſtlichen Stuhl beſtiegen hatte. Gregor haben viele ſeiner Vorfahren und Nachfolger an Gelehrſamkeit übertroffen und die Regierung von Manchem von ihnen iſt durch den ſchimmernden und beſtechenden Glanz großartiger Arbeiten und Unternehmungen ausnehmend hervorgehoben. Und doch hätte Keiner aus der langen Reihe dieſer kirchlichen Regenten nach ihm dem päpſtlichen Stuhl weder Macht noch Anſehen erworben, wenn Gregor die unſcheinbaren Anfänge derſelben Gewalt in einer harten Zeit nicht gehütet, gepflegt und nach allen Seiten erweitert hätte. An klarem Blick in die Aufgabe ſeines Amtes in einer umnachteten Zeit, an Milde und Freundlichkeit trotz Härte und eiſerner Strenge, an Eifer und Ausdauer trotz unzählbarer Gefahren und Hinderniſſe von einem kranken elenden Körper bis zur Ungnade des Kaiſers und dem Kriegsgeſchrei der ſtürmenden Longobarden, an felſenfeſtem Glauben in ſeine Sendung, an perſönlicher Würde und einem makelloſen Leben ſteht er den Größten gleich. Seine Schriften, beſonders ſeine Briefe, enthalten die namen-

loſen Leiden der Einwohner Italiens in jener Zeit. Was Hungersnoth und Peſt, die mehrere Jahre zugleich mit furchtbaren Ueberſchwemmungen wiederkehrte, von den Einwohnern verſchonte, über dem ſchwebte Gefangenſchaft oder das beinahe nie raſtende Schwert der Longobarden. Als mehrjähriger päpſtlicher Geſandter in Konſtantinopel, Apocriſiar genannt, war er mit allen Verhältniſſen des kaiſerlichen Hofes und des griechiſchen Reiches auf's Genaueſte bekannt und mochte ebendeßwegen, als er ſelbſt den Stuhl Petri beſtiegen, von daher wenig Hülfe für Rom und Italien erwarten. Und doch zürnte man ihm, wenn er bei der offenbaren Ohnmacht der Griechen, um Stadt und Volk zu retten, von Frieden ſprach und die billigen Bedingungen eines mächtigen, unbeſiegten Feindes anzunehmen mahnte. Als Agilulf endlich Rom bedrohte, beſtand die ganze Beſatzung aus der theodoſianiſchen Legion, die kaum hinreichte, die Stadtmauern zu bewachen und außerdem noch ſchwierig war, weil ſie ſchon lange keinen Sold mehr erhalten hatte. So von allen Seiten bedrängt und verlaſſen zugleich wollte Gregor unterhandeln, aber ehe er den päpſtlichen Geſandten auch nur ein Wort von Frieden oder Waffenruhe geſtattete, verlangte der Longobardenkönig die Darwägung einer ſchweren Summe Geldes. Daher Gregors Klage, daß er nicht Biſchof der Römer, ſondern der Longobarden geworden, deren Verträge Schwerter und deren Gnade für ihn eine Strafe ſei. Erſt nachdem der Exarch von der Unmöglichkeit eines Widerſtandes und von der Nähe noch größerer Gefahren ſich überzeugt, erſt nachdem Gregor dem Kaiſer mit Abſchluß eines Separatfriedens mit den Longobarden förmlich gedroht hatte, kam ein Waffenſtillſtand auf mehrere Jahre und endlich der Friede zu Stande. Dieſen dankte der Papſt nächſt ſeinem eigenen Eifer beſonders der ununterbrochenen Verbindung mit des Königs Gemahlin. Dazu trieb ihn wie die Liebe zu einem unglücklichen Volk, das er zu Hauſen wie Hunde an den Hälſen zuſammengekoppelt wegtreiben ſah, ſo namentlich der Eifer, die Longobarden als Arianer für die Kirche zu gewinnen und damit eine weitere Scheidewand zwiſchen Longobarden und Romanen niederzureißen. Und das von ihm durch Theodolinde begonnene Werk gelang auch, wenn gleich er es nicht mehr erleben ſollte.

Die Regierung Agilulfs verlief gegenüber ſeinen Vorgängern meiſtens friedlich. Außergewöhnlich war nur, daß er Aufſtände und Verräthereien im Norden von Italien zu bändigen hatte. So wurde Mimulf, der Herzog von der Inſel des hl. Julian, weſtlich vom Lago maggiore, wegen ſeines geheimen Einverſtändniſſes mit den Franken getödtet, die Empörungen Gaidulfs, des Herzogs von Bergamo und Ulfaris, des Herzogs von Tarviſium, niedergeſchlagen. Daß das kriegeriſche Volk auch ſchon für Kunſt und Bildung empfänglich war, bewies der Palaſt, welchen Theodolinde in Monza ſich erbaute und den ſie mit Bildern aus der Longobardengeſchichte ausmalen ließ, — noch in den Tagen des Paulus Diakonus ein Gegenſtand der Be-

wunderung. Nach diesen Gemälden trugen die Longobarden das Haupthaar um Nacken und Hinterkopf glatt geschoren, die andern Haare hingen ihnen über die Wangen bis zum Mund herab und waren in der Mitte der Stirne gescheitelt. Ihre Kleidung war weit und meist leinen, wie sie auch die Angelsachsen trugen, zum Schmuck mit breiten Streifen von anderer Farbe verbrämt. Ihre Schuhe waren aber fast bis zum großen Zehen offen und durch herübergezogene lederne Riemen zusammengehalten. Erst nachher fingen sie an, Hosen zu tragen, über die sie beim Reiten wollene Gamaschen zogen, eine Tracht, die sie erst von den Römern angenommen.

Welcher Werth den heuchlerischen Versicherungen der Griechen von Freundschaft innewohne, sollte Agilulf erfahren, als der Exarch Gallicinus durch plötzlichen Ueberfall in Pavia seine Tochter nebst deren Gemahl und Kinder gefangen nahm und nach Ravenna wegführte, 601. Erst die Verbindung mit Caean, dem Avarenkönig, die Eroberung von Kremona und Mantua, endlich die drohende Gefahr für Ravenna vermochten den Exarchen Smaragdus, des Königs Tochter sammt ihrem Gemahl, ihren Kindern und ihrem ganzen Vermögen freizugeben, und zwangen ihn, auf ein Jahr gegen Ausbezahlung von 12,000 Goldschillingen einen Waffenstillstand zu schließen. 604.

Das Longobardenreich hatte damals zu Grenznachbarn im Osten die Avaren, im Norden die Bayern und im Westen die Franken von Austrasien und Burgund und dehnte sich über die Terrafirma von Venedig, Tyrol, das Mailändische, Piemont, die Küste von Genua, Mantua, Parma und Modena, das Großherzogthum Toscana und einen großen Theil vom Kirchenstaat von Perugia bis zum adriatischen Meer. Und im Süden beherrschten die Herzoge von Benevent den größten Theil des Königreichs Neapel, von Kapua bis Tarent. Das Meer war den Longobarden so fremd wie den Gothen, — daher die Inseln Sardinien, Korsika und Sicilien ihren Angriffen ebenso entrückt waren, wie jede Stadt, welche durch ihre Lage an der Küste eine Verbindung zur See sich offen hielt.

Es mag ein Stück griechischer Diplomatie gewesen sein und die Longobarden an ihre Vergangenheit und ihre Handlungsweise erinnert haben, daß das Volk der Avaren, das sich Agilulf kaum vorher gegen die Griechen verbunden, plötzlich gegen die Longobarden sich wendete. Sie fielen um das Jahr 610 mit einem zahlreichen Heere in das venetianische Gebiet ein und tödteten Gisulf, den Herzog von Friaul sammt der kleinen Schaar, mit welcher er ihr weiteres Vordringen muthvoll verhindern wollte. Seine Gemahlin Romilda flüchtete sich mit ihren Kindern und den übrigen Longobarden und den Weibern und Kindern der Gefallenen hinter die Mauern von Friaul. Sie hatte vier Söhne, von denen zwei, Taso und Kako, erwachsen waren, Roduald und Grimuald aber noch im Knabenalter standen. Von ihren vier Töchtern waren Appa und Gaila die älteren. Die Avaren verheerten das

offene Land mit Feuer und Schwert und lagerten dann mit ihrer ganzen Macht vor Friaul. Als nun ihr König gewappnet und mit ſtattlichem Gefolge um die Mauern ritt, um Angriffspunkte zu erſpähen, ſah Romilda, daß er ein ſchöner Mann und in den beſten Jahren ſei, und ließ ihm alsbald durch einen Boten die Uebergabe der Stadt antragen, wenn er ſie zum Weibe nehme. Auf ſeine Zuſage ließ ſie die Thore öffnen. Darauf wurde die Stadt zuerſt geplündert und dann den Flammen Preis gegeben, die Gefangenen aber unter dem Vorgeben, ſie in Pannonien anzuſiedeln, zum Wegzug angetrieben. Da ihnen die Zahl auf dem Wege dahin läſtig wurde, ſollten die Mannbaren getödtet, Frauen und Kinder aber vertheilt werden. Kaum hatten die drei älteſten Söhne Giſulfs davon Kunde, als ſie auf ihren Pferden die Flucht ergriffen. Den Jüngſten, Grimuald, nach ihrer Meinung noch zu ſchwach, um auf einem Roſſe in vollem Laufe ſich zu halten, wollten ſie tödten. Schon war der Speer erhoben, um ihn zu durchbohren, als die Bitten des Knaben den Aelteſten erweichten. Auf den glatten Rücken eines Pferdes gehoben, eilte er ſeinen fliehenden Brüdern nach. Während ſie aber entkamen, holte ihn einer der Avaren ein und kehrte mit ihm zurück, hoch erfreut über ſeine edle Beute. Der Knabe war von ſchöner Geſtalt, glänzenden Augen und langem, hellen Lockenhaar. Den Kleinen bewegten aber bei der lauten Freude der Avaren große Gedanken. Er zog unverſehens ſein kurzes Schwert, wie er es in ſeinem Alter eben führte, verſetzte damit dem Avaren einen Streich, daß er vom Pferde ſank und eilte jubelnd ſeinen Brüdern nach. Mit Romilda brachte der Cacan eine Nacht zu, gab ſie dann zwölf Avaren Preis und ließ hierauf in offenem Felde einen Pfahl aufrichten und ſie daran ſpießen mit den Worten: „Das iſt der Mann, den du verdienſt!“ Ihre zwei älteſten Töchter retteten dadurch Ehre und Unſchuld, daß ſie verweſendes Hühnerfleiſch in ihren Kleidern bargen und durch dieſe Liſt alle Nachſtellungen von ſich ſcheuchten. Sie wurden ſpäter verkauft, ihre edle Geburt erkannt und die eine an einen alemanniſchen, die andere an einen bayeriſchen Herzog vermählt.

3. Als König Agilulf, auch Azo genannt, im Jahre 616 ſtarb, zählte ſein Sohn Adaloald erſt dreizehn Jahre, ſo daß Theodolinde für ihn regierte. Adaloald war der erſte katholiſche König der Longobarden. Damit ſchien endlich in Erfüllung zu gehen, was Papſt Gregor als das glücklichſte Ereigniß für Rom und Italien zum Voraus ſchon geprieſen hatte, — die Vereinigung der Longobarden mit der orthodoxen Kirche. Aber der Eifer der Königin, womit ſie Kirchen wiederherſtellte und viele reiche Schenkungen an heilige Stätten machte, rief heftigen Widerſtand hervor. Gleichviel ob die Erzählung Fredegars wörtlich zu nehmen iſt oder nicht, wornach Adaloald von Euſebius, einem Geſandten des Kaiſers Heraclius, durch Gift wahnſinnig gemacht und in ſolcher Raſerei zwölf vornehme Longobarden erſchlagen habe, — er wurde abgeſetzt, nachdem er zehn Jahre lang mit ſeiner Mutter

regiert hatte. Zuſammengehalten mit ähnlichen Thatſachen unter den Vandalen, iſt es wahrſcheinlich, daß des Königs und ſeiner Mutter offene Begünſtigung der orthodoxen Kirche den Longobarden als Abfall und Verrath erſchien und ihn Thron und Leben koſtete. Er ſtarb an Gift. An ſeine Stelle wurde Arioald, Herzog von Turin gewählt, der Gundeberga, eine Tochter Theodolindens, zur Ehe hatte. 626. Von den Thaten dieſes Königs, ſagt Paul Diakonus, iſt faſt nichts zu meiner Kenntniß gekommen. Nach Fredegar wurde ſeine Gemahlin Gundeberga von einem gewiſſen Adalulf aus Rache dafür, daß ſie ihm auf ſeine entehrenden Anträge voll Verachtung in's Angeſicht ſpuckte, des Ehebruchs mit einem Andern beſchuldigt. Da ließ Arioald den Beſchuldigten umbringen, Gundeberga aber einſperren, bis ihre Unſchuld an den Tag kam. Nach ſeinem Tode überließen ihr die Longobarden, wie einſt ihrer Mutter, einen Gemahl und König zu wählen. Sie wählte Rotharis, den Herzog von Brescia. 636. Unter ihm ſanken die durch Theodolinde und Adaloald geweckten Hoffnungen einer Vereinigung der Longobarden mit der orthodoxen Kirche auf's Neue. Es war eine nationale Reaktion gegen alle Zugeſtändniſſe, ſo daß faſt in allen Städten des Longobardenreiches neben dem katholiſchen Biſchof auch ein arianiſcher ſeinen Stuhl hatte. Rotharis war aber ein tapferer und gerechter König. Auf ſeinen Befehl wurden die Geſetze der Longobarden, welche bis dahin nur mündlich und durch Gebrauch vor Gericht fortgepflanzt wurden, geſammelt und in ein Ganzes zuſammengefaßt, das von ihm den Namen trägt. Auf ihn folgte ſein Sohn Rodnald, der aber nur ſieben Monate regierte und aus Rache ermordet wurde. 652. Sein Nachfolger war Aripert, ein Brudersſohn Theodolindens. Nach ſeinem Tode zerriß der Ehrgeiz ſeiner Söhne, die noch Jünglinge waren und um die Herrſchaft rangen, das Reich: Bertari ſaß zu Pavia, Godebert zu Mailand. 661. Da war es Grimoald, der Herzog von Benevent, derſelbe, welcher als Knabe ſich ſo muthvoll aus der Gewalt der Avaren befreit hatte, nach ſeiner Rückkehr vom Herzog Arigil an Kindesſtatt angenommen worden und ſich jetzt in dem für Volk und Reich ſo gefährlichen Bruderzwiſt auf die Seite Godeberts ſtellte. Nachdem er ſeinen Sohn Romuald in Benevent zurückgelaſſen, brach er nach Oberitalien auf. Wenn je ohne herrſchſüchtige Gedanken, wußte Garibald, Godeberts Geſandter und Unterhändler, ſie um ſo eifriger in ihm anzufachen und zu ſchüren, — in kurzer Zeit ein Verräther an beiden. In Placentia angekommen, ſchickte Grimoald den Genannten an Godebert, ſeine Nähe zu melden. In der Unterredung mit dieſem wußte Garibald nichts mehr zu rühmen, als die uneigennützigen Abſichten Grimoalds und wie es ſich ziemte, ihm eine Wohnung im königlichen Palaſt ſelbſt anzuweiſen, — dem fügte er aber wie flüſternd die Warnung bei, ja niemals anders, als mit einem Panzer unter dem Kleide Grimoald zu begegnen. Ebenſo warnte er Grimoald vor Godebert, — dieſer werde ihn, wenn er

ſich nicht ſchütze, tödten und zum Beweis der feindlichen Abſicht werde er den Panzer unter Godeberts Kleid merken. So geſchah es auch. Als Grimoald bei der erſten Begegnung Godebert umarmte, hatte er kaum den Panzer unter deſſen Gewand gefühlt, als er ſein Schwert zog und ihn niederſtreckte. Bei der Nachricht von der Ermordung ſeines Bruders entfloh Bertari aus Mailand und Italien zu den Avaren mit Zurücklaſſung ſeiner Gemahlin Rodelinde und eines kleinen Sohnes Kunibert, welche Grimoald nach Benevent in die Verbannung ſchickte. So ohne alle Nebenbuhler wurde Grimoald von den Longobarden zum Königthum erhoben. 662. Seine Regierung zeichnete ſich ebenſo durch Thatkraft im Innern, wie durch Milde und Klugheit aus, aber auch durch ein ſcharfes Schwert gegen die Feinde der Longobarden.

Auf die Kunde, daß Bertari zu den Avaren geflohen und dort Aufnahme gefunden habe, ſchickte er Geſandte zu dem Cacan mit Drohungen, wenn er dem Flüchtling längeren Aufenthalt geſtatte. So ausgewieſen, entſchloß ſich Bertari zur Rückkehr nach Italien, denn er hatte gehört, daß Grimoald ſehr milde ſei. Bei ſeiner Ankunft in Lodi ſchickte er ſeinen getreuen Unulf an den König mit der Bitte um ſeinen Schutz. Er wurde ihm zugeſichert und zugleich Wohnung und reichlicher Unterhalt in Pavia angewieſen. Da ſtrömten ganze Schaaren Longobarden herbei, um den Sohn Aribert's zu ſehen und zu grüßen. Aber eben dieß ſollte ihm zum Verderben gereichen. Auf die feindſeligen Zuflüſterungen, wie die ganze Stadt zu Bertari ſtröme und Grimoald ganz vergeſſen habe, war dieſer bald zur blutigen That entſchloſſen, um Leben und Herrſchaft zu retten. Bertari ſollte erſt durch Wein trunken gemacht und dann getödtet werden. Aber das Vorhaben, von Mehreren gekannt, wurde an Bertari durch einen treuen Diener ſeines Vaters verrathen und er vor allen berauſchenden Getränken gewarnt. In dieſer Noth entſchloß ſich Unulf, für ſeinen Herrn zu ſterben. Er legte ſich in deſſen Schlafgemach, nachdem er Bertari wie einen Sklaven verkleidet und mit Scheltworten aus dem Hauſe getrieben hatte, das ſchon von Grimoalds Leuten umſtellt war. Während Bertari mit Pferden, die er auf der Weide fand, in höchſter Eile zuerſt nach Turin und dann zu den Franken entfloh, ſollte an Unulf, als dem vermeintlichen Flüchtling, das Bluturtheil vollſtreckt werden. Jetzt erſt erkannte man den Irrthum. Unter Flüchen und ſchweren Mißhandlungen vor den König gebracht, verlangten die Erbitterten ſein Leben, da er um Bertaris Flucht gewußt. Auf die Frage Grimoalds, wie jener entkommen, erzählte er Alles. Da wandte ſich der König an die Umſtehenden mit der Frage, was ein ſolcher Menſch verdiene? Sie antworteten wie aus Einem Munde, er verdiene unter Martern jeglicher Art zu ſterben. „Bei dem," erwiederte Grimoald, „durch deſſen Gnade ich auf dieſe Welt kam, — dieſer Menſch, der aus Treue zu ſeinem Herrn ſterben wollte, verdient Lob und Ehre!" Damit nahm er ihn unter ſein Gefolge auf mit der Ermahnung, ihm dieſelbe Treue, wie Bertari, zu beweiſen. Aber eben

so freimüthig wie treu erklärte Unulf, lieber mit Bertari zu sterben, als ohne ihn im Ueberflusse zu leben. So ließ ihn Grimoald mit Hab und Gut und allen Dienern Bertaris ungekränkt über die Alpen ziehen. Die vermeintliche Zwietracht der Longobarden zu nützen, brachen jetzt die Franken aus der Provence in Italien ein. Zu schwach, ihrer Masse Widerstand zu leisten, täuschte sie Grimoald durch List. In verstellter Flucht verließen die Longobarden plötzlich ihr Lager sammt allen Zelten und sonstiger Habe, besonders aber einer Masse Wein. Kaum hatten die Franken sorglos und schwelgend sich allda niedergelassen, als Grimoald nach Mitternacht die Trunkenen überfiel und ein furchtbares Blutbad unter ihnen anrichtete. Der Ort, wo dieß geschah, in der Nähe von Asti, hieß in der Zeit Paul Warnefrieds der Frankenbach.

Auch die Griechen gelüstete es, den Zwist um die Longobardenkrone nicht unbenützt vorüberzulassen und Italien sich wieder zu unterwerfen. Damals herrschte in Konstantinopel Kaiser Konstantinus. Nach einer Landung bei Tarent war es ihm leicht, die zum Theil durch Wegzug der Longobarden nach Oberitalien entblößten Städte und Ortschaften zu erstürmen und in blinder Wuth dem Boden gleich zu machen. Dieses widerfuhr besonders Luceria, einer reichen Stadt Apuliens. Darauf wendete sich der Kaiser gegen Benevent, das er ringsum einschloß und von allen Seiten heftig bedrängte, in dem aber Romuald, Grimoalds Sohn, ebenso tapferen Widerstand leistete. Dieser hatte, noch ehe das Griechenheer die Stadt eingeschlossen, seinen Erzieher Sesuald an seinen Vater nach Oberitalien geschickt mit der Bitte um schleunige Hülfe gegen die Griechen, die er indessen durch häufige Ausfälle in nicht geringen Schrecken setzte. Grimoald brach auch alsbald auf und rückte in Eilmärschen heran. Zum Voraus aber sollte Sesuald seinem Sohn die nahe Hülfe melden. Allein dieser wurde in der Nähe von Benevent von Griechen gefangen und vor den Kaiser gebracht. Auf die Frage, woher er komme, gab er Aufschluß über die Nähe des Longobardenkönigs. Schon im Begriff, mit den Eingeschlossenen einen billigen Vergleich zu schließen und dann nach Neapel zurückzukehren, ließ ihn Konstantin an die Mauern Benevents führen unter Androhung des Todes, wenn er die Belagerten nicht versichere, daß sie umsonst auf Hülfe hoffen. An der Mauer angekommen, verlangte er mit Romuald zu sprechen. Kaum war dieser auf der Mauerzinne erschienen, so rief er ihm laut zu: „Harre aus, dein Vater ist in der Nähe!“ Zugleich bat er ihn, seines Weibes und seiner Kinder sich zu erbarmen, — denn das treulose Griechenvolk werde ihn tödten. So geschah es auch beinahe augenblicklich auf Befehl des Kaisers. Sein abgeschlagenes Haupt wurde durch eine Kriegsmaschine, Petraria genannt, in die Stadt geschleudert. Da ließ es Romuald zu sich bringen und küßte es unter Thränen. Die Griechen warteten aber Grimoalds Ankunft nicht ab, sondern hoben die Belagerung auf und zogen sich nach Neapel zurück. Kaum war aber der König angekommen, so

erbat sich Romuald von seinem Vater einen Theil des Longobardenheeres, um den Feind, der unter Saburrus mit zwanzigtausend Mann wieder aus Neapel ausgerückt war, für seine Verwüstungen des Landes zu züchtigen. Als es zum Treffen kam, durchbohrte ein Longobarde, mit Namen Amalong, der gewöhnlich den Speer des Königs trug, mit diesem so ein „Griechenmännlein," hob es aus dem Sattel und trug es in freier Luft über seinem Haupte. Bei diesem Anblick faßte die Griechen ein solcher Schrecken, daß sie sich in wilde Flucht warfen und das Schwert der Longobarden entsetzlich unter ihnen wüthete. So ohne Beute und Siegeszeichen nach Konstantinopel zurückzukehren, duldete aber der Schatten Justinians nicht. Konstantin zog also nach Rom in keiner andern Absicht, als um aus der Stadt noch wegzunehmen, was Griechen und Barbaren übrig gelassen. Er legte zwar ein mit Gold gewirktes Pallium am Grabe des heiligen Petrus nieder, nahm aber dafür alle zum Schmuck der Stadt errichteten Erzwerke weg, ließ sogar das Pantheon abdecken und die ehernen Ziegel sammt allen anderen Kunstwerken auf Schiffe laden. Und von all diesem sollte das Wenigste Konstantinopel sehen. Das Meiste fiel den Arabern in die Hände, die damals schon im Besitze von Aegypten Raubzüge bis nach Sicilien machten.

Auf diese Weise von den Griechen befreit, mußte Grimoald seine Waffen gegen die Avaren wenden. Er hatte vor seinem Abzug nach Unteritalien Lupus, dem Herzoge von Friaul, die Gewalt in Oberitalien übertragen. Allein seine übermüthigen und gewaltthätigen Handlungen ließen ihn bei der Rückkunft des Königs dessen Zorn und Ungnade fürchten, — er zog sich deßhalb nach Friaul zurück und kündete den Gehorsam auf. Grimoald forderte jetzt die Avaren auf, in Friaul einzufallen und den Empörer zu vernichten. Sie kamen auch wirklich, fanden aber einen tapferen Gegner, der nur der Uebermacht erlag. Drei Tage lang rang Lupus siegreich mit dem Heere der Avaren, erst als am vierten Tag neue Schaaren heranrückten, war die Kraft des Longobardenhaufen gebrochen, — sie wendeten sich zur Flucht, auf welcher Lupus erschlagen wurde, — die Uebrigen aber zerstreuten sich in feste Orte. Das offene Land war schutzlos dem Feinde Preis gegeben. Als Grimoald diesen Verwüstungen eine Zeit lang zugesehen, ließ er die Avaren auffordern, von diesen endlich abzustehen und den Rückzug anzutreten, mußte aber die Antwort hinnehmen: sie werden Friaul, das sie mit den Waffen erobert, nie mehr räumen. So mußten sie dazu gezwungen werden. Grimoald brach also mit dem kleinen Heere, über welches er zur Zeit verfügen konnte, gegen die Feinde auf. Um ihren Gesandten, die ihn auf dem Marsche trafen, seine Schwäche zu verdecken, ließ er den kleinen Haufen mehrere Tage lang in verschiedener Tracht und Rüstung, als kämen immer wieder neue Heereshaufen, an den erstaunten Gesandten vorüberziehen und nahm dann die drohende Miene, mit solcher Heeresmasse sich alsbald den Abzug ohne große Mühe zu erzwingen. Auf diesen

Bericht der Geſandten eilte der Avarenkönig ſchleunig aus den Grenzen. Um ſo ſtrenger verfuhr er gegen alle diejenigen, welche ihm bei ſeinem Zuge gegen Benevent Schaden zugefügt oder gar den Gehorſam aufgekündigt hatten. Dazu gehörten beſonders die Einwohner von Forumpopuli, die außer anderem ſeine von Benevent hin- und herreitenden Boten mehrmals verletzt hatten. Nachdem er geräuſchlos in Tuscien eingerückt war, überfiel er ganz unvermuthet am Charſamſtag zu der Stunde, wo getauft wurde, die Stadt und begann ein Morden, bei dem ſelbſt die Prieſter, welche die Kindlein tauften, am Taufſteine nicht verſchont wurden. Die Stadt Opitergium, in der einſt ſeine zwei Brüder meineidig verrathen und dann ermordet wurden, machte er dem Boden gleich. Grimoald war bis an ſein Ende einer der gewaltigſten Könige der Longobarden. Das Geſetzbuch, welches Rotharis hatte ſammeln laſſen, vermehrte er durch neue heilſame Zuſätze. Er war von gewaltigem Körperbau, kahlem Haupte, ſtarkem Barte, an Kühnheit Allen voran und durch Rath und That gleich ausgezeichnet. Sein Tod wird verſchieden angegeben. Nach Warnefried hatte er ſich zu Ader gelaſſen und wollte einen Bogen ergreifen, um eine Taube zu ſchießen. Da brach die Ader ſeines Armes wieder auf. Die herbeigerufenen Aerzte legten vergiftete Heilmittel auf und verurſachten ſo ſeinen Tod. 671.

Kaum hatte Bertari vom Tode Grimoalds gehört, als er die Angelſachſen in England, zu denen er ſich von den Franken geflüchtet hatte, verließ und zurückkehrte. Ihm entgegen machte Garibald, aus Grimoalds zweiter Ehe mit Ariberts Tochter, noch im Knabenalter, auf die königliche Würde Anſpruch. Allein die Longobarden erhoben Bertari. Von ihm wird ausdrücklich Gottesfurcht, Gerechtigkeit und Milde gegen Arme gerühmt, außerdem aber noch ſein katholiſcher Glaube, — ein Beweis, wie die Abſichten Theodolindens eine Zeit lang zwar vergeſſen wurden oder zurückgedrängt werden konnten, immer aber wieder auftauchten und endlich bei ſo mächtigem Anhang zum Ziele gelangten. Zeugen ſeines Sinnes und des ſeiner Gemahlin Rodelinde waren die Kirchen und Klöſter, welche auf ihr Geheiß in und um Pavia ſich erhoben. Dieſe ließ einen prachtvollen Tempel außerhalb der Stadt bei den „Stangen" bauen. An den Stangen hieß nämlich der Ort, weil früher allda aufrechte Stangen ſtanden nach der alten Longobardenſitte, wornach die Blutsverwandten, wenn einer im Kriege oder ſonſt wo umgekommen war, auf den Grabſtätten Stangen ſetzten, auf deren Spitze ſich eine hölzerne Taube befand, die nach der Gegend hinſehen mußte, wo der Geliebte geſtorben oder gefallen war. Neun Jahre herrſchte Bertari allein, im zehnten nahm er ſeinen Sohn Kunibert zum Mitregenten und ſtarb, nachdem er achtzehn Jahre lang die Gewalt inne gehabt hatte. 688. Kunibert war mit der angelſächſiſchen Hermelinde vermählt. Von ihr wird erzählt, ſie habe einſt im Bade Theodate erblickt, ein Mädchen aus einem edeln römiſchen Geſchlecht von aus-

nehmend ſchöner Geſtalt, deren langes blondes Haar bis auf die Füße herabfiel. Im Palaſte angekommen, rühmte ſie ihrem Gemahl Kunibert, was ſie geſehen und bewundert habe. Er that gleichgültig, entbrannte aber in ſolch heißer Leidenſchaft gegen die Jungfrau, daß er in der folgenden Nacht die Ehe brach. Später ſchickte er ſie in das Kloſter, das in Pavia lag und nach ihr benannt wurde. Während die Regierung ſeines Vaters beinahe ganz friedlich verlief, hatte er mit gefährlichen Empörungen zu kämpfen, namentlich gegen Alachis, Herzog von Trient. Dieſer hatte ſich ſchon gegen Bertari erhoben, erhielt aber auf Kuniberts Bitten nicht nur Verzeihung, ſondern ſogar noch das Herzogthum Breſcia, obwohl der alte König ſeinem Sohne vorſtellte, daß dieſes zu ſeinem eigenen Schaden geſchehe. Denn es werde Alachis durch den Beſitz von Breſcia, in welchem eine große Anzahl tapferer Longobarden ſich aufhielt, übermüthig und ihm gefährlich werden. So geſchah es auch und die Empörung erhielt um ſo größere Bedeutung, da nach allen Andeutungen Alachis an der Spitze der nationalen Partei ſtand und Katholiken und Prieſter und alle Vereinbarungen mit ihnen tödtlich haßte. Im Bunde mit Aldo und Grauſo, zwei mächtigen Longobarden, fiel er plötzlich während Kuniberts Abweſenheit in Pavia ein und bemächtigte ſich der Gewalt zum Schrecken beſonders der Geiſtlichkeit, die aus ſeinen beißenden Worten ihre Zukunft leicht vorher ſehen konnte. Ein Kind mußte ihm Verderben bringen. Als er nämlich eines Tages auf dem Tiſch Schillinge zählte, fiel ihm ein Tremiſſus, der dritte Theil eines Schillings, auf den Boden. Der Sohn des Aldo, ein noch zarter Knabe, hob ihn auf und legte ihn auf den Tiſch. In der Meinung, der Knabe verſtehe es nicht, ſprach Alachis: „ſolcher Dinger hat dein Vater gar viele, doch wird er ſie mir, ſo Gott will, bald abtreten müſſen!“ Als der Knabe nach Hauſe kam und ihn ſein Vater fragte, was der König heute mit ihm geſprochen habe, erzählte er, was vorgefallen war und der König zu ihm geſagt hatte. Das ſtimmte ganz genau mit ſeinem habſüchtigen, tyranniſchen Sinn überein und es galt deßwegen, ſchnell ſeiner Abſicht zuvorzukommen. Nach einer Unterredung mit ſeinem Bruder Grauſo beſchloßen Beide, Alachis von Pavia wegzulocken und dann Kunibert in die Stadt einzulaſſen. In einer Audienz mahnten ſie den König, ſeiner Geſundheit wegen dem Weidwerk ſich zu ergeben, ſie werden unterdeſſen Pavia hüten und wenn nöthig, ihm ſogar Kuniberts Haupt bringen. Während Alachis im Vertrauen auf ihre Zuſicherungen Pavia verließ und ſich auf der Jagd erluſtigte, riefen die Beiden Kunibert herbei und übergaben ihm die Stadt. Da herrſchte großer Jubel, — vor Allen ſtrömte die hohe und niedere Geiſtlichkeit herbei und konnte nicht ſatt werden in Dank und Lobeserhebungen. Von all dem mußte ein Bote Alachis Nachricht bringen mit den Worten: Aldo und Grauſo hätten ihr Wort gelöst und ihm Kuniberts Kopf gebracht, ja nicht blos den Kopf, ſondern den ganzen Leib, er ſitze im Palaſt. Als Alachis das vernahm, ſtieß er wüthend und

Zähne knirſchend die ſchwerſten Drohungen gegen die Urheber ſeiner Niederlage aus.

Der Anhang auf beiden Seiten war zu groß, — alſo ſollte auch hier das Schwert entſcheiden. Als beide Theile auf der Ebene von Coronate in der Gegend von Komo ihr Lager gegenüber aufſchlugen, ſchickte Kunibert eine Aufforderung an Alachis zum Zweikampf, um das Blut ſo vieler tapferer Männer nicht vergießen zu müſſen. Aber Alachis wollte von einem Zweikampf nichts hören und erwiederte, als ihm ein tapferer Longobarde zuſprach: „du weißt nicht, was du ſagſt. Kunibert iſt wohl trunkſüchtig und einfältigen Sinnes, aber kühn und von wunderbarer Stärke. Bei Lebzeiten ſeines Vaters, als wir noch jung waren, wurden im Palaſt Widder beſonderer Größe gehalten, und dieſe hob er, indem er ſie an der Wolle des Rückens packte, mit ausgeſtrecktem Arm vom Boden auf, was ich nie vermochte.“ Da ſprach der Longobarde zu ihm: „Wenn du nicht einmal den Muth haſt, im Zweikampfe gegen Kunibert dich zu ſtellen, ſo will ich auch dein Dienſtmann nicht mehr ſein!“ Damit ging er zu Kunibert über, ihm erzählend, was vorgefallen ſei. Ehe es endlich zur Schlacht kam, bat Seno, ein Diaconus aus Pavia, Kunibert um ſeine Rüſtung, um dadurch den Feind zu täuſchen und das koſtbare Leben des Königs zu erhalten. Anfangs weigerte ſich Kunibert, der Bitte zu willfahren, gab aber endlich dem Drängen vieler nach, Seno, der mit ihm die gleiche Größe und Geſtalt hatte, mit ſeinen Waffen auszurüſten. Im blutigen Getümmel gelang es Alachis unſchwer, Seno zu erſchlagen. Frohlockend befahl er, dem vermeintlichen König das Haupt abzuſchlagen und auf einen Speer geſteckt, beiden Heeren zu zeigen. Als man aber den Prieſter erkannte, da machte er unter Flüchen gegen den Getödteten das Gelübde, daß, wenn Gott ihm den Sieg verleihe, er einen ganzen Brunnen mit Pfaffenhoden füllen werde. Aber die Schlacht ging für ihn verloren und er fiel im Zweikampf von Kuniberts Hand. Während dieſer Kämpfe im Norden von Italien bekämpfte Romuald, der Herzog von Benevent, die Griechen im Süden, eroberte Tarent, Brundusium und unterwarf ſich alles Land ringsum, und ſpäter rang Ferdulf, den Herzog von Friaul, mit den Slaven, ſollte aber durch ſeinen Hochmuth und ſein zweideutiges Spiel ſchwere Noth über ſein Herzogthum bringen. Er lockte durch Geld die Slaven, daß ſie in Friaul einfielen, in welcher Abſicht er dies that, iſt unbekannt. So brachen ganze Banden in das Land, überfielen die Schafheerden und führten ſie ſammt den Hirten weg. Argahit, der Amtmann eines Bezirks, in der Longobardenſprache Sculdahis, Schultheiß genannt, verfolgte einen ſolchen Haufen, konnte ihn aber weder einholen, noch ihm die Beute abnehmen. Als er zurückkehrte, begegnete ihm der Herzog Ferdulf und fragte ihn, was aus den Räubern geworden ſei. Argahit antwortete, ſie ſeien entflohen. Da ſprach Ferdulf höhniſch: „Wenn hätteſt du auch eine tapfere That vollbracht, da ſchon dein Name, Argahit von Arga, nichts verſpricht!“

Erbittert erwiederte der Andere: „gebe es Gott, daß ich und du Herzog Ferdulf nicht eher aus diesem Leben gehen, als bis man erkannt hat, wer von uns Beiden mehr der Arga ist!“ Nicht lange darauf brach wirklich durch das falsche Spiel Ferdulfs ein Slavenheer in Friaul ein und schlug das Lager auf der Höhe eines ziemlich steilen Berges. Der Herzog umging den Berg, um sie auf günstigem Boden angreifen zu können. Da erinnerte ihn Argahit an seine Worte: „Denke daran, Herzog Ferdulf,“ rief er aus, „daß du mich einen feigen untüchtigen Mann oder in unserer Sprache einen Arga genannt hast. Der Zorn Gottes über den von uns Beiden, der zuletzt zu den Slaven kommt!“ Damit wandte er sein Roß den schwer zu ersteigenden, steilen Berg hinan gegen das Lager der Feinde und Ferdulf aus Scham ihm nach, ebenso das Heer, das es für schimpflich hielt, seinem Herzog nicht zu folgen. Das Ende eines solch' tollkühnen Kampfes war vorauszusehen. Den Slaven, schon durch ihre Stellung begünstigt, gelang es, ohne schwere Verluste die Longobarden nicht blos zurückzuwerfen, sondern den ganzen Adel von Friaul aufzureiben — es fiel Herzog Ferdulf und auch der, welcher ihn erbittert herausgefordert hatte. Nur ein einziger Longobarde, Munichis mit Namen, soll hier dem Blutbade entronnen sein, nicht ohne vorher eine tapfere That ausgeführt zu haben. Als er nämlich vom Pferde geworfen war und ein Slave, der sich augenblicklich auf ihn stürzte, ihm die Hände mit Stricken gebunden hatte, wand er noch mit gefesselten Händen dem Slaven den Speer aus der Rechten, durchbohrte ihn damit und rollte sich dann gebunden wie er war den steilen Berg hinunter und entkam.

Nach dem Tode Kuniberts begann dasselbe Schauspiel ehrgeiziger Kämpfe um die Krone, wie es in einem so lose zusammenhängenden Reich bei so mächtiger Aristokratie nicht anders sein konnte. Kunibert hatte einen Sohn, Liutbert, noch im Knabenalter hinterlassen und ihm den weisen und erlauchten Ansbrand als Vormund zur Seite gegeben. Gegen diese Regierung erhob sich nach acht Monaten zuerst Reginbert, Herzog von Turin und überwand Ansbrand und den ihm zur Seite kämpfenden Rothari, Herzog von Bergamo. Als er in demselben Jahre starb, begann sein Sohn Aribert den Kampf auf's Neue, schlug Ansbrand und die vier Herzoge, die für das Recht des Königs fochten, und nahm diesen gefangen. Das Gleiche widerfuhr Rothari, der sich nach der Gefangennehmung Liutberts die königliche Würde beigelegt hatte. Er wurde von Aribert in Bergamo belagert und nach der Einnahme der Stadt gefangen genommen, ihm Haupt und Bart geschoren und er nach Turin verbannt, wo ihn Aribert bald darnach tödten ließ, beinahe zugleich mit Liutbert, der im Bade erstickt wurde. Grausame Rache nahm er an der Familie Ansbrands, der über Chiavenna und Chur sich zu den Bayern geflüchtet hatte. Dem einen Sohn, Sigibrand, ließ er die Augen ausstechen und strafte alle, die mit ihm durch Blutsverwandtschaft verbunden

waren, auf harte Weise. Den zweiten Sohn Ansbrands, Liutbrand, hielt er eine Zeit gefangen, entließ ihn aber dann zu seinem Vater nach Bayern, da er ihm seiner Jugend wegen zu geringfügig schien. Ansbrands Frau, Theoderada, ließ er gefangen setzen, und als sie nach Weiberart prahlte, sie werde trotz ihrer Gefangenschaft noch Königin werden, sie furchtbar verstümmeln und ihr Nase und Ohren abschneiden, ebenso ihrer unschuldigen Tochter Aurona, die vor vielen sich durch ihre Schönheit und Wohlgestalt auszeichnete. Trotz dieser Grausamkeiten rühmt Warnefried an dem Könige seine gottesfürchtige mildthätige Gesinnung, und wie er sonst strenge Gerechtigkeit geübt habe. Er ging oft des Nachts in Verkleidung bald da-, bald dorthin, um zu hören, was man in den Städten von ihm spreche, und erforschte fleißig, ob die über das Volk gesetzten Richter Gerechtigkeit übten. Wenn Gesandte fremder Völker zu ihm kamen, erschien er in abgetragenen Kleidern oder in Pelzwerk vor ihnen und ließ, um ihnen die süßen Früchte Italiens zu verbergen, ihnen niemals köstlichen Wein oder sonst ausgewählte Speisen vorsetzen. Ansbrand aß bereits neun Jahre lang das Brod der Verbannung, als er endlich im zehnten Theobert, den Bayerherzog, zum Einfall in Italien vermochte. In dem erbitterten Kampfe wurde viel Volk auf beiden Seiten getödtet und nur die Nacht machte dem Morden ein Ende. Die Bayern räumten das Schlachtfeld und Aribert zog siegreich ab in sein Lager. Aber sein unüberlegter Rückzug nach Pavia und seine Sorge um dasselbe entfremdete ihm die Longobarden, gab dagegen seinen Gegnern neuen Muth. Nun zwar im Besitz von Pavia machte er zu spät die Erfahrung, daß er das Vertrauen seines Volks eingebüßt habe und darum verloren sei. Rasch war der Entschluß gefaßt, zu den Franken zu entfliehen und dahin so viel als möglich vom königlichen Schatz mitzunehmen. Als er aber mit vielem Golde beschwert über den Ticinusfluß setzen wollte, zog ihn die Last hinab, daß er ertrank. Sein Leichnam des andern Morgens aufgefunden, wurde nach gebührender Ausstellung im königlichen Palast in der Kirche beigesetzt, die sein Vater erbaut hatte.

4) Damit fiel die Herrschaft an Ansbrand, der sich ihrer aber nur drei Monate erfreuen durfte. Er erlebte die Freude noch, daß die Longobarden seinen Sohn Liutbrand auf den königl. Thron und damit einen Mann erhoben, der einer der größten Könige des Longobardenreichs geworden ist. 713. Wie kein anderer seiner Vorfahren ergriff er die Gewalt mit ganz bestimmten Absichten, mit einem fertigen Plan. Sein Ziel war, ganz Italien zu unterwerfen, die Griechen daraus zu verdrängen und jede Gewalt den Longobarden dienstbar zu machen. Um darin nicht gestört zu werden und den Angegriffenen jede Hülfe und alle Hoffnung nach Außen abzuschneiden, hielt er mit der größten Sorgfalt streng auf den Frieden mit den Franken und Avaren und in Italien handelte er nach der altrömischen Taktik vielleicht auch ohne die geringste Kenntniß der römischen Geschichte, so daß die Longobar-

den bald im Bunde mit den Griechen gegen Rom erſcheinen, bald der Papſt für das ſchwer bedrängte Ravenna ſein Wort einzulegen gezwungen wird. Ein ſo entſchiedener, thatkräftiger Wille mußte ſich auch Feinde im Innern wecken, — in einem Reiche, in welchem die Macht der Herzoge der königlichen Gewalt ſtets hindernd in den Weg trat, — aber ſo viele Verſuche gewagt wurden, ſie ſollten nur Zeugen werden von des Königs Muth und Tapferkeit. Als er einſt mit zwei Schildträgern aus ſeiner Umgebung, deren Abſicht ihm verrathen war, ganz allein in einen Wald ritt, hielt er ihnen, dort angekommen, mit gezogenem Schwert vor, zu was ſie gedungen ſeien, und forderte ſie auf, darnach zu thun. Angedonnert von ſolcher Kühnheit, warfen Beide ihre Waffen weg, ſich ihm zu Füßen und baten um Verzeihung und ihr verwirktes Leben. Die erſte Allianz ſchloß Liutbrand mit dem Exarchen Eutychius in Ravenna, — der Grieche mit der Abſicht, Rom zu unterwerfen und den Papſt zu demüthigen, der König aber, die ſeinem Arm ſo entfernten Herzogthümer Spoleto und Benevent zu unterwerfen und die Herzoge ihre Abhängigkeit fühlen zu laſſen. Nachdem ihm dieß gelungen war, zog er im Einverſtändniß mit dem ſchlauen Griechen vor Rom, wo damals Gregor II. auf dem päpſtlichen Stuhle ſaß. Der Erfolg gegen eine beinahe ſchutzloſe Stadt war vorauszuſehen. Da erſchien Gregor im Lager der Longobarden und wußte den König durch fromme Ermahnungen, vielleicht mehr noch durch den Fingerzeig, wie der ihnen gemeinſchaftliche Feind ſich über ihre Zwietracht und deren Folge allein freue, ſo zu bewegen, daß er das Verſprechen gab, Niemanden Leides zu thun und wieder abzuziehen. Vorher beſuchte er aber die Stadt und das Grab des heil. Petrus, wo er ſeinen Mantel, Kriegsrock, Gürtel, ſein vergoldetes Schwert und dazu noch eine goldene Krone und ein ſilbernes Kreuz niederlegte. Auf ſeine Veranlaſſung ſchloß der Exarch mit dem Papſte Frieden. 730. Zehn Jahre ſpäter ſtand er abermals vor Rom. Traſimund hatte ſich gegen ſeinen Vater Faroald, den Herzog von Spoleto, empört, ihn zum Geiſtlichen ſcheeren laſſen und war beim Anrücken des Königs nach Rom entflohen. In ſchwerer Bedrängniß ſchickte Gregor III., der damals den päpſtlichen Stuhl inne hatte, eine Geſandtſchaft an Karl Martell mit den Schlüſſeln zum Grabe des heil. Petrus und der Bitte zugleich, Rom aus der Gewalt der Longobarden zu befreien: „Glaube doch, mein Sohn,“ ſchrieb Gregor an den mächtigen fränkiſchen Hausmeier, „den falſchen Berichten nicht, — wenn dir etwa geſchrieben wird, daß die Herzoge von Spoleto und Benevent ſich gegen den Longobardenkönig empört hätten. Die beiden Herzoge waren und ſind bereit, ihm nach altem Brauch Gehorſam zu leiſten. Aber dieſer will einen Vorwand haben, ſie und uns zu verderben, — die Kirche Gottes in noch größere Bedrängniß zu bringen und das Gut des heil. Petrus an ſich zu reißen.“ Aber Carl Martell war mit Liutbrand ſo befreundet, daß er ſogar ſeinen Sohn Pippin über die Alpen ſchickte, daß er ihm der Sitte gemäß das Haupthaar abnahm

und ſo gleichſam zu ihm in ein väterliches Verhältniß trat, worauf denn Pippin reich beſchenkt zu ſeinem Vater zurückkehrte. Doch ſcheint der Franke Frieden oder einen Waffenſtillſtand vermittelt zu haben. Als aber der aufrühreriſche Traſimund die Bedingungen nicht hielt und beſonders mit römiſcher Hülfe ſich zu halten verſuchte, fiel Liutbrand zum drittenmal in das römiſche Gebiet und eroberte vier dazu gehörige Städte. Traſimund unterwarf ſich und wurde geſchoren. Auch jetzt wußte Zacharias, der Nachfolger Gregors III., das Gemüth Liutbrands zu beſänftigen. Er zog mit einem großen Gefolge bis nach Narni, wo damals der König ſich aufhielt. Auf die Nachricht ſeiner Ankunft hatte ihm Liutbrand bis Hortas den Herzog Grimoald entgegengeſendet, zu ſeinem Empfang ſtanden die Herzoge und ein Theil des Heeres bereit, er ſelbſt erwartete ihn am erſten Meilenſtein vor der Stadt Narni. So kam ein Friede auf zwanzig Jahre zu Stande, in Folge deſſen der Longobardenkönig die gemachten Eroberungen zurück und alle Gefangenen frei gab und dazu noch die vier Städte Narni, Aurima, Ancona und Numana an den päpſtlichen Stuhl ſchenkte. 742.

Jetzt erſt wandte er ſich gegen Ravenna. Der Reſt jener Macht, die einſt Beliſar und Narſes mit ſo großen Opfern des ganzen griechiſchen Reichs auferbaut hatten, ſchien verloren. Aber auch hier ſollte nicht die Gewalt der Waffen, ſondern Rückſichten und Ermahnungen entſcheiden, die uns mehr oder weniger verborgen ſind. Der Exarch Eutychius wendete ſich nämlich an Papſt Zacharias mit der flehentlichen Bitte um ſeine Vermittlung. Eine päpſtliche Geſandtſchaft an Liutbrand hatte aber ſo ſchlechten Erfolg, daß Zacharias es für nöthig und für werth hielt, eine Reiſe nach Oberitalien anzutreten und den König in Pavia ſelbſt aufzuſuchen. Ehrfurchtsvoll von dem Longobarden empfangen, wußte der Papſt auch dießmal den Zorn Liutbrands zu beſänftigen und zum Frieden mit dem Exarchen zu bewegen, — auch hier ſehen wir die Longobarden das Eroberte zurückgeben, gegen welche Bedingungen aber wird nicht berichtet. Liutbrand ſtarb 744. Paul Diaconus ſchildert ihn als einen Mann von großer Weisheit, klug im Rathe, gottesfürchtig und ein Freund des Friedens, im Kampfe gewaltig, gegen Fehlende mild, keuſch und züchtig, wachſam im Gebet, freigebig gegen die Armen, mit den Wiſſenſchaften zwar unbekannt, aber den Philoſophen gleichzuachten, ein Vater ſeines Volkes und ein Verbeſſerer der Geſetze.

Im folgte ſein Neffe Hildebrand, der aber ſchon nach ſieben Monaten Rachis dem Herzog von Friaul weichen mußte. 744. Rachis war der tapfere Sohn von Pemmo — eines der Nachfolger jenes Ferdulf, welcher mit ſo vielen Longobarden den Avaren kläglicherweiſe erlegen war. Pemmos Gemahlin hieß Radberge. Da ſie nicht ſchön war, bat ſie oftmals ihren Mann, er möge ſie verſtoßen und ſich ein anderes Weib ſuchen, das ihm beſſer anſtehe. Er erwiederte ihr jedesmal: „Deine Tugenden ſind mehr als Schön-

heit des Leibs!“ Pemmo nahm auch die Söhne all der Edlen, die gegen die Avaren gefallen waren, zu ſich und ließ ſie mit ſeinen eigenen Söhnen erziehen. Dieſe wurden auch unter ſeiner tapfern Anführung in den Schlachten die Rächer ihrer Väter. Wie Rachis durch Tugenden und ein eigenthümliches Schickſal von ſo manchen ſeiner Vorfahren ſich unterſchied, ſo noch mehr durch ſein Ende. Nach dem Tode des Herzogs von Benevent war er entſchloſſen, durch Kräftigung der königlichen Macht das Herzogthum nicht mehr zu beſetzen, ſondern einzuziehen. Um Perugia und die übrigen Städte der Pentapolis an ſich zu nehmen, belagerte er die erſte Stadt mit aller Macht. Da erſchien Papſt Zacharias in Begleitung einiger hohen Geiſtlichen im Longobardenlager und bewog den König durch Vorſtellungen und reiche Geſchenke, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen. Nicht lange nachher legte Rachis, aus welchem Grund iſt unbekannt, die königliche Würde nieder und widmete ſich mit Frau und Tochter dem beſchaulichen Leben. Er ſelbſt ging in das vom heil. Benedict gegründete Kloſter zu Montecaſino, das ſchon damals eines außerordentlichen Rufes ſich erfreute — in der Nähe davon gründeten ſeine Frau Taſia und ſeine Tochter Rattruda das Frauenkloſter Plumbariola und beſchloßen daſelbſt ihre Tage. Noch im zwölften Jahrhundert nannte man einen Weinberg bei Montecaſino mit dem Namen Rachis.

Rachis Nachfolger war ſein Bruder Aiſtulf, 749, der mit dem feſten Entſchluß, Ravenna und Rom den Longobarden zu unterwerfen, die Grlechen aus Italien zu vertreiben und die Einheit von Italien wieder herzuſtellen, die königliche Gewalt ergriffen hatte, der aber auch dem mächtigen Franken die Veranlaſſung bot, in die Angelegenheiten der Halbinſel ſich einzumiſchen, und damit dem Longobardenreich die ſchwerſten Verluſte beibrachte. Ravenna und bald nachher Iſtrien und Pentapolis waren ohne viele Anſtrengung bald in ſeinen Händen. Nun galt es, die Oberherrlichkeit über Rom auszuſprechen und durchzuführen. Welch ſchweren Verwicklungen aber dieſer Plan Aiſtulfs herbeiführte, werden wir aus der fränkiſchen Geſchichte unter Pippin dem Kleinen erſehen.

Anſiedlung und Verfaſſung der Longobarden ſind im Weſentlichen dieſelben, wie bei den übrigen germaniſchen Stämmen. Bei ihrem Einfall in Italien wurden die Beſitzungen des römiſchen Fiscus und die kaiſerlichen Patrimonialgüter für den König eingezogen, und wer von den Römern nicht gefallen oder geflohen war, ſo an die Longobarden vertheilt, daß jeder an ſeinen Hospes ein Drittheil der Früchte abgeben mußte, d. h. entweder ein Drittheil ſeines Beſitzthums abtrat oder ein Drittheil der aus ſeinen Gütern eingehenden Früchte ablieferte. Sonſt blieb die romaniſche Bevölkerung perſönlich frei, und Wechſelheirathen zwiſchen Longobarden und Römern waren ausdrücklich geſtattet, ja von den Zeiten Ariberts an, als jene allmälig zur orthodoxen Kirche übertraten, trat allmählig eine Verſchmelzung beider Nationalitäten ein.

Das Volk der Longobarden bestand außer den edlen Geschlechtern aus den Arimannen oder Exercitalen, d. i. den freien Heerbanns pflichtigen Grundbesitzern, den Aldionen oder Halbfreien, endlich den Freigelassenen und Unfreien. Diesen Unterscheidungen gegenüber standen die Römer als Freie, nämlich Grundbesitzer, Kaufleute, Kunstarbeiter und Handwerker, als Colonen, Freigelassene und Knechte. Der König wurde aus den edlen Geschlechtern gewählt und zwar auf Lebenszeit. Er rief das Volk zu den Waffen und befehligte es. Er war oberster Richter, Wahrer des Friedens, Beschützer der Witwen und Waisen, der Fremden, Kirchen und Klöster. Seine Person wie sein Vermögen war mit doppelter Buße geschützt. Von schweren Landfriedensbrüchen, meist mit einer Buße von 900 Solidi belegt, bezog er bald das Ganze, bald die Hälfte. Seine Residenz war zu Pavia, wo auch der königliche Schatz aufbewahrt wurde. Zum Unterhalt des Königs dienten große Krongüter. Als Autharis König wurde, gaben nach dem Bericht von Paulus Diaconus zur Wiederherstellung des Königthums alle damaligen Herzoge die Hälfte ihres Besitzes zur Deckung der königlichen Bedürfnisse her, damit hievon der König selbst, sein Gefolge und alle, welche ihm in verschiedenen Aemtern dienten, unterhalten würden. Des Königs Macht verstärkten seine Getreuen, fideles, und Gefolgen, gasindii, die durch ein höheres Wergeld geschützt waren und von ihm mit besondern Ehren und Gütern belohnt wurden. Reichskanzler war der Protonotarius, andere königliche Beamte der Marpahis oder Marschall, der Vestiarius oder Kämmerer, der Schenk, Hausmeier u. a. Die Verwaltung des Landes geschah in der Weise, daß in jeder größern Stadt ein Juder, Dux oder Comes die Rechtspflege über das ganze Gebiet ausübte, — unter ihnen stand dann in kleineren Bezirken ein Sculdahis, Schultheiß mit ähnlichen Befugnissen niederer Art, unter diesem die Dekane als Ortsvorsteher. Ueber die Königshöfe, curtes regiae, die aber auch in Städten liegen konnten, waren Gastalden gesetzt, — an die Stelle der Decane kommen auch die Holzgrafen, saltarii, vor. Die Richter, Schultheißen, Gastalden und Holzgrafen waren auch Anführer im Kriege. Zum Kriegsdienst waren alle freien Männer verpflichtet. Das Recht der Longobarden wurde wie bei allen germanischen Stämmen auch noch nach der Eroberung Italiens mündlich fortgepflanzt. Erst König Rotharis ließ das Gewohnheitsrecht aufzeichnen und am 22. November 643 als Edikt bekannt machen. Diese Sammlung galt zunächst nur für die Longobarden, aber auch Fremde, wargangi, die in das Reich kamen, mußten sich darnach richten, für die Römer blieb das römische Recht bestehen. Rotharis Edict wurde dann von Grimuald im Jahre 668 durchgesehen und erweitert, — erläuternde und ergänzende Gesetze ließ Liutbrand dem Edikt anfügen. Auch König Rachis, nach ihm Aistulf, erließen eine Reihe von Gesetzen.

Daß das Longobardenvolk sich allmählig mit der romanischen Bevölkerung vermischte und endlich in ihm ganz aufging, das erfolgte theils aus

gegebenen, von ihnen unabhängigen Verhältnissen, theils aber auch aus dem unglücklichen Verlauf seiner eigenen Geschichte. Es fand bei seinem Einfall in Italien freilich nur noch Splitter und Reste der alten einst so hoch gebildeten römischen Welt, aber immer noch genug, um daran lernen zu können und durch das Bekanntwerden mit neuen Bedürfnissen seine Abhängigkeit von den Unterworfenen alsbald fühlen zu müssen. In solchen Verhältnissen hat noch überall der Abhängige von seinem Meister einen Theil seines Eigenthümlichen abgelegt und fremdes oft gegen seinen Willen nur zu schnell eingetauscht. Wenn unsere Vorfahren in Deutschland Sprache, Sitten und Gewohnheiten von einem Jahrhundert auf das andere fortererbten, so bauten sie an einem Felde, in dessen Grenzen nur selten Feinde blicken durften, — ungehemmt und ungestört nach ihrer Art und in ihrer Weise. Das konnten aber weder Ost- noch Westgothen, weder Vandalen noch Longobarden. Wir haben Aehnlichkeiten von solchen Kämpfen in unsern Tagen. Dem europäischen Einwanderer in Nordamerika wird es schwer sein, Sprache und Sitten mitten in dem fremden Land sich zu erhalten, auch dann wenn er nicht vereinzelt, sondern in Mitte und in Massen derselben Nationalität sich angesiedelt, so daß schon die Kinder die Sprache der Eltern kaum mehr verstehen. Und doch ringen hier die Strömungen ebenbürtiger Bildung mit einander. Was aber an Cultur die Longobarden, die germanischen Stämme überhaupt den Romanen bieten konnten, war sehr wenig, so viel wie Nichts. Sie mußten lernen vom Schnitt der Rebe bis zum Schmelzen und Verarbeiten der Metalle, — vom Färben der Wolle bis zur feinen künstlichen Arbeit eines Helms und eines Panzers. Und in einer solchen Schule des Wissens und der täglichen Bedürfnisse legte sich ihnen allmählig das fremde Wort wie von selbst auf die Zunge, allerdings von ihnen trotzig und höhnend gedehnt oder zerrissen, — aber sie lernten es. Wenn dieser Gebrauch einer andern Sprache und dieses Hineinleben in fremde Anschauungen schon seine großen Nachtheile für die Entwicklung der eigenen Sprache hatte, so daß sie nur unter Germanen selbst mehr gehört wurde, aber weiter keine Ausbreitung fand, so wurde aber auch diese Sprachsphäre immer mehr eingeengt, je mehr Germanen und Romanen sich vermischten und zu einem Volke wurden. Diese Gefahr mochten besonders die Ostgothen im Auge haben, als sie mehr denn eine Scheidewand zwischen ihnen und der römischen Bevölkerung aufrecht erhielten. Aber diese Politik handelte auf Kosten ihrer eigenen Existenz, denn sobald die Griechen erschienen, sahen sie sich von zwei Feinden angegriffen und besonders von der einheimischen Bevölkerung, auf die sie so stolz herabblickten, von allen Seiten gehemmt und überall verrathen. Doch den schwersten Stoß gegen Sprache und nationales Leben erlitten die Longobarden durch die Einbuße ihrer Selbstständigkeit und Unabhängigkeit. Um so mehr ragt Liutbrand unter allen Longobardenkönigen hervor, weil er mit dem Bestreben, ganz Italien zu einem Reiche zu vereinigen, jede Einmischung des Auslandes ferne zu halten

wußte, oder wie Paulus Diaconus sagt, mit Franken und Avaren Freundschaft pflegte. Aistulf theilte mit ihm die Eigenschaften eines unerschrockenen tapfern Königs, aber damit können wohl Reiche erobert, die eroberten aber nicht immer beschützt und erhalten werden. Es gelang ihm unschwer, Ravenna und das ganze Exarchat dem Kaiser wegzunehmen, da dieser sein Besitzthum nicht mehr durch Flotten und Armeen, sondern nur durch wohlredende, bald bittende, bald drohende, Gesandtschaften vertheidigte. Rom und das Patrimonium Petri schützten freilich andere Waffen, — aber bei mäßig klugem Vorgehen wäre auch dieses Besitzthum ihm nicht entgangen, so lange er Herr im eigenen Lande blieb. Daß er unklug und trotzig den Franken Gelegenheit bot, zweimal über die Alpen zu steigen, als Schiedsrichter mit den Waffen in der Hand sich zwischen ihn und den von ihm Angegriffenen zu stellen und er ihren Entscheid wie gebunden hinnehmen mußte, das war das Ende des Longobardenreichs, lange bevor Desiderius von den Zinnen Pavias mit Schrecken die geharnischten Feinde heranstürmen sah. Ueberall aber, wo die Longobarden unterlagen, mußten die Romanen gewinnen. Damit, daß jene aufhörten, ein selbstständiges Reich mit nationalem Königthum zu bilden und in Abhängigkeit von fremden Einflüssen geriethen, war nicht blos das Nationalgefühl schwer verwundet, sondern all die Thätigkeiten eines volksthümlichen Lebens unterbunden und gehemmt, und dazu gehörte ganz besonders die Ausbildung und Ausbreitung ihrer Sprache. Nur siegreiche Völker haben ihre Sprache ausgebreitet und andern sogar aufgedrungen, besiegte stets die ihrige eingebüßt und vergessen. So konnte der Abt von Salerno schon gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts berichten, daß die Longobarden vor Zeiten die deutsche Sprache, lingua tedesca, redeten, aber erst im zwölften Jahrhundert wurde allmählig aus der deutschen Form ihres Namens Langobarden der latinisirte: Longobarden, und aus diesem bald Lombarden. Worin aber die Urenkel noch den Vätern glichen, das war die beinahe unzerstörbare Kraft und die stolze Freiheitsliebe, mit der sie ihre oft winzigen Gemeinschaften bauten und vertheidigten. Gerade Oberitalien, in dem sich die meisten Longobarden niedergelassen hatten, war besonders im zwölften und dreizehnten Jahrhundert übersäet mit reichen freiheitsstolzen Republiken, ähnlich jenen alten Herzogthümern, auf denen die Kraft, aber auch die Zerrissenheit des Longobardenreichs ruhte. Vor den Mauern und in den Straßen jener kleinen oberitalienischen Freistaaten verbluteten so viele deutsche Mannen, mußte sich so oft des Kaisers Fahne senken, so daß es wie eine Art Rache dafür erscheint, daß man in den längst vergangenen Tagen einen germanischen Stamm den Wälschen kurzsichtig Preis gegeben!

Kapitel 6.

Brunhilde und Fredegunde.

1) Von der großen Zahl der germaniſchen Stämme, wie ſie in Folge der Völkerwanderung über beinahe alle Provinzen des Römerreichs ſich ergoſſen hatten, waren nach einem Jahrhundert nur wenige mehr übrig, die dann die von ihnen eroberte Römerwelt in der Weiſe getheilt hatten, daß der größte Theil Frankreichs und Deutſchlands mit Belgien, der Schweiz und Savoyen in den Händen der Franken war. Den nördlichen Theil Deutſchlands und der Niederlande, den größten Theil von England und Südſchottland hatten die Frieſen und Sachſen inne. Der größte Theil Italiens war im Beſitz der Longobarden, und der größte Theil der pyrenäiſchen Halbinſel und ein Theil Frankreichs in den Händen der Weſtgothen. Alles Land im Oſten der germaniſchen Welt, von der öſtlichen Grenze Holſteins, von der Elbe und der Einmündung der Sale an, dieſe herauf bis zum Fichtelgebirg, dann dem Böhmerwald entlang bis zur Donau, von da hinab bis in die Gegend von Wien, von da bis zu den Alpen und nach Iſtrien am adriatiſchen Meer hatten die Slaven beſetzt, meiſt abhängig von dem großen Reich der Avaren, die, wie einſt die Germanen, mit Ausnahme Konſtantinopels und einiger Küſtenpunkte — ganz Griechenland überſchwemmten. Beſonders dieſe ſlaviſchen Einfälle und Eroberungen hinderten den Kaiſer gegen die Longobarden und für Italien thatkräftig aufzutreten, — eine erzwungene Unthätigkeit, welche der Entwicklung der päpſtlichen Macht um ſo förderlicher war.

Bei den Franken überlebte unter den Söhnen Chlodwigs Chlotar alle ſeine Brüder und die Nachkommen ſeiner Brüder, ſo daß er im Jahr 558 das ganze große Reich Chlodwigs ſammt den ſpäter eroberten Reichen der Burgunder und Thüringer unter ſich vereinigte. In ihm ſehen wir, wie zum Theil ſchon angedeutet, all die kriegeriſchen Tugenden ſeines Stammes, aber auch all die Sünden und Gräuel, wodurch das Merovingerhaus ſich ſo furchtbar auszeichnen ſollte. Er hatte mehrere Frauen, zuerſt die thüring'ſche Radegunde und nach ihrer Verſtoßung, da ſie ihm wegen der Ermordung ihres Bruders Vorwürfe machte, die Ingunde. Als dieſe ihn einſt bat, für ihre Schweſter Aregunde einen angeſehenen und wohlhabenden Mann auszuſuchen, ging er hin, ſah ſie an und vermählte ſich auch mit ihr, wovon er alsbald Ingunde benachrichtigte mit den Worten: „ich habe gethan, wie du verlangt, — und da ich einen angeſehenen und reichen Mann ſuchte, habe ich keinen beſſern gefunden als mich ſelbſt und ſie zum Weibe genommen, und dieß wird dir, wie ich hoffe, nicht mißfallen!" Sein viertes Weib hieß Chunſena, die ihm den

Chramm gebar, der sich später gegen ihn empörte und auf seinen Befehl ein so entsetzliches Ende nahm. Chlotar war wie Chlodwig einer der Tapfersten und in den größten Gefahren alsbald gerüstet und rasch entschlossen. Er befand sich mit seinem Bruder Theodorich noch im Feldzuge gegen die Thüringer, als dieser den Entschluß faßte, ihn zu ermorden, um die Früchte des Krieges allein zu erndten. Die gedungenen Mordgesellen waren hinter einem ausgespannten Vorhang verborgen in dem Gemach, in welches Chlotar zu einer Unterredung freundlich eingeführt wurde. Aber der Vorhang war zu kurz, so daß er die Füße der Bewaffneten erblickte. Ohne irgend ein Zeichen von Furcht rief er sein Gefolge, das in der Nähe war, und die beiden Brüder, die einander so gut verstanden, unterredeten sich von gleichgültigen Dingen. Um seine friedliche Gesinnung noch besonders zu beweisen, schenkte Theodorich ihm beim Weggehen ein großes silbernes Becken. Kaum war aber Chlotar unter Dankesworten mit dem Geschenk weggegangen, so reuete es Theodorich, ohne alle Ursache ein so kostbares Geschenk weggegeben zu haben: „Geh zu deinem Oheim," sprach er zu seinem Sohn Theodobert, „und bitte ihn um das Geschenk wieder, das ich ihm gemacht habe." Und der Knabe erhielt auch, um was er bitten mußte.

Einige sächsische Gegenden waren wahrscheinlich in Folge des Krieges gegen die Thüringer, denen sie Hülfe geleistet, tributbar geworden, trugen aber die fränkische Oberherrlichkeit nur gezwungen. Nach Fredegar mußten sie jährlich fünfhundert Kühe liefern. Ihre räuberischen Einfälle und die Verweigerung des Tributs zwangen Chlotar mehr als einmal gegen sie auszuziehen. Da kam es vor, daß er auf die dringenden Bitten der Sachsen und gegen ihr Anerbieten von Geiseln von weiterer Züchtigung abstehen wollte. Aber seine wilden Franken, die schon zum Voraus die reiche Beute getheilt hatten, wollten von Vergleich und Frieden durchaus nichts hören, und als er wiederholt davon redete, empörten sie sich, zerrissen sein Zelt und zwangen ihn unter Todesdrohungen, sie gegen die Sachsen zu führen. Er that es, erhielt aber von dem entschlossenen Feind eine schwere Niederlage. Sein Sohn Chramm sollte die Grenze gegen die Westgothen hüten, kümmerte sich aber sehr wenig um die Befehle seines Vaters und ging bald von einem muthwilligen ausgelassenen Leben zu offener Empörung über. Er verband sich nach andern fehlgeschlagenen Hoffnungen endlich mit dem Grafen von Bretagne, unterlag aber sammt diesem gegen seinen Vater in der Schlacht. Schon auf bereit liegenden Schiffen in Sicherheit, trieb es ihn noch einmal an's Ufer, um sein Weib und seine Töchter zu retten. Er fand sie, wurde aber mit ihnen gefangen und gebunden. Als dieß Chlotar vernahm, befahl er ihn mit Weib und Töchtern zu verbrennen. Sie wurden in die Hütte eines armen Mannes geführt, Chramm mit einem Schweißtuch auf einer Bank erdrosselt und dann die Hütte über ihren Häuptern angezündet. Als es endlich mit Chlotar zum Sterben kam, rief er aus: „Wie mächtig muß doch der König des Himmels sein, vor dem solch mächtige Könige

so elend vergehen!“ 561. Nach seinem Tode theilten seine Söhne das Reich in der Weise, daß Chilperich das alte salische Land erhielt und die eine Hälfte von dem alten Armorica mit Rouen, Lisieux, Bayeux, Coutances und Maine, südlich der Loire in Aquitanien Limoges, Cahors und die Gascogne, von dem frühern Reich des Syagrius Soissons. An Sigibert fiel das ripuarische Franken, der größte Theil der Champagne, mit Ausnahme von Troyes, Langres und Sens, in Aquitanien die Auvergne, Rhodez, Gevaudan und Uzes, sowie ein Theil der Provence mit Avignon und Marseille, die Hauptstadt war Metz. Guntramm erhielt Burgund, den Rest der Champagne, Aurerre, sowie in Aquitanien das Land zwischen Perigueux, Toulouse und Arles in der Provence, sein Sitz war zu Orleans. Charibert fiel die westliche Hälfte der Armorica, die spätere Bretagne, zu, in dem Reich des Syagrius Paris, Beauvais und Senlis, die noch übrigen Besitzungen in Aquitanien und Tours, Poitiers, Bourges, Saintonges, Angouleme und Bordeaux und der Rest der Provence, er residirte zu Paris.

Die fränkische Geschichte hatte, besonders von Chlodwig an des Entsetzlichen genug aufzuweisen, aber was unter den Söhnen Chlotars I. sich begab, das überbietet Alles, was bis jetzt möglich war, sogar manche berüchtigte Periode der römischen Kaisergeschichte oder asiatischer Sultanherrschaft. Es ist ein wilder rasender Kampf, wie ihn je Habsucht, Geiz und Wollust eingefädelt und List, Verrath und Grausamkeit durchgefochten hat. Die Fragen, woher solche Thaten ihren Anfang genommen und wie das Alles bei einem christlichen Volke nur möglich gewesen sei, hat man zu verschiedenen Zeiten verschieden, nicht selten falsch beantwortet. Diejenigen, welche Christenthum und Kirche für diese Blutperiode verantwortlich erklärt und besonders der Geistlichkeit einen großen Theil der Schuld zugeschoben haben, die haben gänzlich übersehen oder verschwiegen, daß die Franken damaliger Zeit hohen wie niedern Standes außer der Taufe äußerst wenig von dem Christenthum empfangen hatten und nach Weiterem auch sehr wenig Verlangen trugen. Die Erziehung eines rohen und durch den Erwerb von Reichthümern aller Art üppigen Volks für das Christenthum ist aber, wie schon erwähnt, das Werk nicht von Jahrzehnten, sondern von Jahrhunderten. Von den Tugenden und dem Eifer aber, mit welchem der christliche Klerus für seine Sendung eintrat, spricht jedes Blatt der fränkischen Geschichte, wie sie Gregor von Tours mit seltenem Freimuth geschrieben hat. Es ist ein glänzendes Zeugniß seiner unbestochenen Wahrheitsliebe, daß er auch die Ausnahmen nicht verschwiegen und diejenigen, besonders der höhern Geistlichkeit, bezeichnet hat, welche ihren Stand und ihre Würde beschimpft und einer schlechten Sache gedient haben, und wäre sie auch die eines Königs oder einer Königin gewesen. Reichthum und Besitz können der damaligen Kirche nicht zum Vorwurf gereichen, — sie waren ihr unter diesem Volke geradezu nothwendig, da arme

christliche Sendboten und ihre Sache in solchen Zeiten der Verachtung und der Gewalt erlegen wären. Das fränkische Volk befand sich also in jener Uebergangsperiode, in welcher die guten Sitten der heidnischen Vorzeit vergessen und nur das Schlimme geblieben und von dem Christenthum meist nur rohe und abergläubische Ansichten gewonnen waren, — eine Rand- und Bandlosigkeit, wie Leo sagt, die namentlich vom ehelichen Leben gilt. Was sich im königlichen Hause begab, die blutigen Frevel gegen Brüder, Frauen und Kinder, das ruchlose Spiel mit Eid und Treue, daneben die kindische Angst vor Zauber und Reliquien, — es ist, als schritt die Nemesis mit ihrem mit Schlangen umwundenen Haupt durch die Paläste, um an den Enkeln furchtbare Vergeltung zu üben für die Blutsaat, aus der das ganze Geschlecht herausgewachsen. Was oben möglich war, fand unten in allen Schichten des Volks Nachahmung und Nacheiferung. Solch mehr als heidnischer Rohheit und Ruchlosigkeit stehen übrigens Beispiele edler Gesinnung und eines Lebens entgegen, wie sie nur die schönsten Zeiten christlicher Zeitrechnung aufzuweisen haben. Die Meinung, welche besonders von Franzosen mit Vorliebe schon verfochten wurde, als seien all die erwähnten Greuel nur germanischer Barbarei entsprungen, das Leben der Romanen, der gallischen Bevölkerung, dagegen ein lichtes Gegenbild, entbehrt aller geschichtlichen Grundlage, — im Gegentheil der Zustand in vorherrschend germanischen Theilen des Reichs war im Allgemeinen ein besserer als in den romanischen. Es sei unwidersprochen, daß ein ungezähmter Sinn und ein derber Uebermuth auf Seite der Germanen bei ihrem Einfall in Gallien gewesen, ebenso daß die Romanen sie an Lebensart, an Cultur, an geleckten feinen Sitten weit überragten. Diese gallische Bevölkerung trug aber auch sogar an ihrem Körper alle die Wunden römischer Cultur, frivoler Ausgelassenheit und sittlichen Verderbnisses. Kaum fühlten sie den Nacken vom römischen Joch entlastet, so zeigten sich im Zusammenleben mit den Germanen all jene schlimmen Eigenschaften, nach Art entlassener Sclaven, frei und ungescheut. Ja, erst nachdem diese wälsche Verfeinerung germanische Kraft und Derbheit befruchtet hatte, wurden jene Greuel ausgeboren, wie sie die Welt kaum vorher gesehen!

Wenn in altrömischer Zeit die schwersten Unthaten, ein Gemisch von Blut und Wollust, aus der zerrütteten Ehe, namentlich der Vornehmen, hervorgebrochen, so auch unter diesen fränkischen Königen, den Enkeln Chlodwigs. Charibert nahm nicht weniger als vier Frauen beinahe zu gleicher Zeit. Die erste war Ingoberga. Sie hatte zwei Mädchen in ihrem Dienst, Töchter eines armen Wollenwebers, von denen die eine Marcovefa hieß und Nonnenkleider trug, die andere Merofleda, und denen Charibert sehr zugethan war. Voll Eifersucht ließ Ingoberga ihren Vater in ihren Gemächern Wolle weben, damit ihn so der König sehen und sich der Mädchen schämen sollte. Kaum wurde Charibert des Mannes gewahr, so gerieth er in solchen Zorn, daß er Ingo-

berga verſtieß und die Merofleda heirathete. Er nahm aber auch ein anderes Mädchen zur Ehe, die Tochter eines Schäfers, mit Namen Theodochilde, und bald nachher die Marcovefa, die Schweſter Merofleda's, weßwegen Biſchof Germanus über Beide den Kirchenbann ausſprach. Da er darnach wenig fragte, ſo erblickte das Volk Gottes Strafgericht, daß Beide nicht lange nachher ſchnell auf einander ſtarben. Guntramm, der zweite Sohn Chlotars, war nicht beſſer. Zuerſt nahm er Veneranda, die Magd eines ſeiner Leute, zum Kebsweibe. Nachher heirathete er Marcatrude, die den Sohn ihrer Nebenbuhlerin durch Gift aus dem Wege räumte und bald darauf von Guntramm verſtoßen wurde, auf ſie nahm er zum Weibe Auſtrichilde, mit dem Namen Bobila, die ihm zwei Söhne gebar. Als ſich nach dem Tode ſeines Bruders Charibert Theodichilde aus freien Stücken ihm zur Ehe anbot, nahm er die Miene an, als wolle er ſie mehr achten und höher ſtellen, als ſein Bruder. Kaum war ſie aber mit ihren Schätzen voll Freude bei ihm angekommen, als er ihr das Meiſte abnahm und ſie in ein Kloſter nach Arles ſchickte, wo ſie Zeitlebens ſchwer büßen ſollte. Dieſem zügelloſen Leben ſeiner Brüder gegenüber ſuchte Sigibert eine ebenbürtige Gemahlin. Er warb durch eine Geſandtſchaft um Brunhilde, die Tochter des weſtgothiſchen Königs Athanagild. Nach Venantius Fortunatus, der ihre Hochzeit beſungen, war ſie eine Jungfrau von blühender Schönheit, anmuthig und klug, beſcheiden, lieblich und gütig. Ihre ausnehmende Geſtalt, ſowie die großen Reichthümer, die ſie über die Pyrenäen ihrem Gemahl zubrachte, erfüllte das Frankenreich mit ihrem Ruhme, um ſo mehr, als ſie ihrem arianiſchen Glauben abſagte und Katholikin wurde. 566. Dieß ſah ſein Bruder Chilperich und freite alsbald, die großen Vortheile einer ſolchen Verbindung im Auge, um die ältere Schweſter Brunhildens, Galaſwintha. Er hatte vorher ſchon eine rechtmäßige Gemahlin, Audovera mit Namen, und neben ihr eine Beiſchläferin, die vielberüchtigte Fredegunde. Als jene in Chilperichs Abweſenheit eine Tochter gebar, wußte Fredegunde bei der eilfertigen Taufe liſtig es ſo einzurichten, daß eine der Pathen ausblieb und die Königin an ihre Stelle trat. Dadurch wurde Audovera die Pathin ihres Mannes, und da Ehen zwiſchen Taufpathen nicht erlaubt waren, von Chilperich verſtoßen, ſo daß ſie den Schleier nahm und Fredegunde an ihre Stelle trat. Da er nun aus Neid gegen ſeinen Bruder um Galaſwintha warb, ließ er Athanagild das Verſprechen geben, fernerhin nur mit ſeiner rechtmäßigen Gemahlin zu leben. So kam Galaſwintha, die aber älter war als Brunhilde, ebenfalls mit großen Schätzen über die Pyrenäen und wurde Chilperich zu Soiſſons unter großem Jubel ſeines Volks angetraut, nachdem ſie ebenfalls den katholiſchen Glauben angenommen hatte. Aber des Königs Verſprechungen hatten keinen Beſtand, — ſeine fortgeſetzte Liebe zu Fredegunde brachte großes Aergerniß in den Palaſt. Galaſwintha beklagte ſich unabläſſig, ihr geſchehe Unrecht

und ſie habe keine ihrer würdige Stellung neben ihm, ja ſie bat ihn, er möge ihre Schätze behalten und nur ſie frei in ihr Vaterland zurückkehren laſſen. Chilperich wußte ſie durch mannigfache Ausreden hinzuhalten und durch ſanfte Worte zu begütigen, bis man ſie eines Morgens erdroſſelt in ihrem Bette fand. Wenige Tage nach ihrer Ermordung nahm er Fredegunde zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin an und zeigte damit die Urheberin der Bluthat vor allem Volk.

2) Brunhilde betrachtete den Tod ihrer Schweſter nach altgermaniſcher Sitte als eine That, wofür ſie an ihrer Mörderin und an ihrem ganzen Hauſe eben ſo blutige Rache zu nehmen habe. Von jetzt an erfüllt die unverſöhnliche Feindſchaft dieſer Frauen die Frankengeſchichte auf Jahrzehnte hin mit Greueln jeglicher Art. Nach Chariberts Tod hatten ſich ſeine Brüder in deſſen Erbe getheilt. Dieſe Theilung, in der Jeder gegen den andern ſich verkürzt glaubte, vorher aber ſchon ihre unerſättliche Ländergier hatte den Krieg zum Ausbruch gebracht. Schon während Sigibert an der öſtlichen Grenze gegen die Avaren zu Felde zog, war Chilperich verwüſtend in ſein Gebiet eingefallen, mußte aber bei deſſen Rückkehr das Eroberte zurückgeben und ſein Sohn Theodobert, der in die Hände Sigiberts fiel, dieſem mit einem Eide geloben, nie mehr etwas gegen ihn zu unternehmen. Land und Volk litten furchtbar unter dieſen Kriegen, die Brüder und Stammesgenoſſen gegen einander führten. Alles Werthvolle wurde geraubt, Städte und Dörfer geplündert und verbrannt, die Saatfelder und Weinberge verwüſtet, kein Geſchlecht und kein Alter verſchont und Tauſende als Gefangene weggeſchleppt, verkauft oder zu hartem Dienſt genöthigt, wenn nicht beſonders Frauen zu viel Aergerem mißbraucht. Damals, ſagt Gregor von Tours, war mehr Klaggeſchrei in den Kirchen als zu den Zeiten der Verfolgung Dioeletians, es erfülle ihn mit Entſetzen, wenn er an die Leiden denke, die damals über die Nation gekommen ſeien und er ſeine Zeit mit der ſeiner Voreltern vergleiche. Die fortgeſetzten Feindſeligkeiten ſeiner Brüder, die ihm namentlich Tours und Poitiers, den Theil von Chariberts Erbe, zu entreißen ſuchten, zwangen endlich Sigibert mit Aufbieten all ſeiner Kräfte ſich Ruhe und Frieden zu verſchaffen. Er bot namentlich die Auſtraſier, die überrheiniſchen Germanen, auf, deren wilder Muth einmal entflammt von ihm kaum mehr zu bändigen war. Unter ihren Händen ging Alles in Trümmer und Flammen auf, und ſie murrten einſt laut, als es nicht ſchnell genug zum blutigen Kampfe kam. Einmal war er ſelbſt genöthigt, da ſeine Bitten um Schonung für das Land und ſeine Bewohner ungehört verhallten, mitten unter die halbaufrühreriſchen Haufen zu ſprengen, unerſchrocken die Unbändigſten herauszugreifen und dem Tode durch die Seinigen zu übergeben. Chilperich unterlag, ſein Sohn Theodobert blieb auf der Wahlſtatt. Sigibert eroberte Paris und drang bis nach Rouen. Nach Paris zurückgekehrt fand er eine Geſandtſchaft der Vornehmen aus dem Gebiet Chilperichs, Neu-

ſtrien, welche ihm die Herrſchaft antrugen. Zu dieſer Feierlichkeit kam Sigibert nach dem königl. Hofe, Vitry genannt, wurde vor verſammeltem Heere auf den Schild erhoben und zum König von Neuſtrien ausgerufen. Da drängten ſich plötzlich zwei von Fredegunde gedungene Dienſtleute an ihn heran, gleich als hätten ſie wichtige Dinge ihm vorzutragen und ſtießen ihre vergifteten Meſſer — Seramaſar von schram, ſchräg, sahs, großes Meſſer — ihm in die Seiten. Sigibert ſchrie laut auf, ſtürzte zuſammen und hauchte auf der Stelle ſein Leben aus. 575.

Chilperich in Tournay ſchon eingeſchloſſen und rathlos, wie er entrinne, hatte kaum von dem Tode ſeines Bruders gehört, als er, die allgemeine Verwirrung benützend, plötzlich in Paris erſchien. Er nahm Brunhilde, Sigiberts Wittwe gefangen, ihr alle ihre Schätze ab und verwies ſie nach Rouen, ihre Töchter befahl er in Meaux in ſtrengem Gewahrſam zu halten. Childebert, Sigiberts einziger Sohn, ein Knabe von fünf Jahren, entging nur dadurch dem gewiſſen Tode, daß er in eine Jagdtaſche verſteckt durch ein Fenſter einem treuen Diener übergeben wurde, der ihn nach Metz brachte, wo ihn Herzog Gundebald zum König der Auſtraſier ausrief. Brunhilde in den Händen ihrer Feindin, der Mörderin ihrer Schweſter, mußte auf ein gleiches Schickſal gefaßt ſein, da ſah ſie ſich plötzlich gerettet und mit neuer Macht umgeben. Merovich, Chilperichs und der Audoveva Sohn, von ſeinem Vater mit einem Heer ausgeſendet, Poitiers zu nehmen, wendete ſich plötzlich nach Tours und von da nach Rouen, wo er ſich, von Brunhildens Schönheit hingeriſſen, mit ihr vermählte. Brunhilde wußte vor Chilperichs Zorn zu entfliehen, Merovich aber nahm er gefangen, hielt ihn anfangs in leichter Haft, ließ ihm aber bald das Haar ſcheeren und in einem Kloſter zu Mans gefangen halten. Als er von da entkam, flüchtete er zu Brunhilde, aber die Auſtraſier duldeten ihn nicht unter ſich. So bald hier, bald dort ſich verbergend, ſah er ſich plötzlich verrathen. Um nicht in die Hände ſeines Vaters, mehr noch ſeiner Stiefmutter zu fallen, ließ er ſich von einem ſeiner vertrauten Diener tödten. 577. Einige Jahre nachher ſtarben zwei Kinder Chilperichs und der Fredegunde, — dieß gab dem harten abergläubiſchen Weib Veranlaſſung, lang gehegte Plane gegen Audoveva und ihre Kinder auszuführen. Einer derſelben, Chlodwig, wurde auf die falſche Anklage eines Weibes, als habe er durch böſe Künſte den Tod der Kinder Fredegundens verurſacht, gefangengeſetzt und nach drei Tagen im Gefängniß ermordet. Daſſelbe Schickſal erduldete ſeine Mutter, ſeine Schweſter Baſina aber wurde zuerſt von den Dienern der Königin beſchimpft und dann in ein Kloſter geſperrt. Von welcher Rohheit und Ruchloſigkeit dieſe Zeiten erfüllt waren, dafür zeugt uns auch Auſtrichilde, die Gemahlin Guntramms. Von einer ruhrartigen Seuche ergriffen, wie tauſend andere, verlangte ſie, als ſie ſich dem Tode nahe fühlte, daß die zwei Aerzte, die ſie bedient hatten, getödtet würden. „Noch hätte ich Hoffnung, länger

zu leben, wenn ich nicht unter die Hände verruchter Aerzte gerathen wäre; ihre Tränke haben mit Gewalt mich aller Lebenskraft beraubt und sind schuld, daß ich so schnell von dieser Welt scheiden muß." Und Guntramm ließ nach ihrem Tode Beide mit dem Schwert hinrichten.

Indessen kam Fredegunde zu Ohren, ihr ältester Sohn sei ihr durch Zaubereien und Besprechungen entrissen worden, und der Hausmairer Mummolus, ihr schon längst verhaßt, habe davon gewußt. Das reichte hin, ihn zu verderben, um so mehr, als sie hörte, er habe sich bei einem Gastmahl eines Krauts gerühmt, das unfehlbar von der Ruhr heile, und an der Ruhr waren ihre Söhne gestorben. Zuerst ließ sie gewisse Weiber in Paris ergreifen und brachte sie durch die Folter zum Geständniß, daß sie Zauber geübt und ihren Sohn geopfert, um Mummolus das Leben zu erhalten. Da wurde der Unglückliche auf die Klagen Fredegundens in Ketten gelegt und auf die Folter gespannt. Aber auch die härteste Pein konnte ihm kein anderes Geständniß erpressen, — als er habe allerdings Zaubertränke und Salben genommen, um die Gunst des Königs und der Königin zu erwerben. Seinen Worten endlich an die Henker dem König zu sagen, daß er bei aller Qual keinen Schmerz empfinde, wurde die Deutung, daß er also doch ein Zauberer sei, — als er darauf wiederholt gefoltert wurde, erlag er endlich der entsetzlichen Behandlung.

Brunhildens Absicht, für ihren Sohn die Gewalt auszuüben, fand bei den austrasischen Großen harten Widerstand, und nur an Lupus, dem Herzog von der Champagne, Unterstützung. Als er deßwegen in schwere Noth gerieth, wappnete sich Brunhilde wie ein Mann und warf sich mitten unter die Streitenden, stiftete zwar Ruhe und Frieden, mußte aber von einem der Gegner des Herzogs die Worte hören: „Weib, zieh ab, — genug, daß du die Herrschaft führtest unter deinem Gemahl, jetzt aber herrscht dein Sohn, und nicht du, sondern wir schützen seine Herrschaft, — weiche also, daß nicht die Hufe unserer Rosse dich zu Boden treten!"

Kurze Zeit vor seinem Tode hatte Chilperich seine und Fredegundens Tochter Rigunthe an Reccared, den König der Westgothen, verlobt. Um ihr ein königliches Gefolge zu verschaffen, zwang er leibeigene und freie Leute, viele von vornehmer Abkunft, mitzuziehen. Viele von den dienstbaren Leuten, die sich förmlich weigerten, mitzuziehen, befahl er einzukerkern, so daß Manche durch Selbstmord ihrem Leben ein Ende machten. Da so Eltern von den Kindern, Kinder von den Eltern gerissen wurden, entstand nach Gregor von Tours ein Wehklagen, wie einst in Egypten, als der Herr daselbst alle Erstgeburt erschlug. Der Brautschatz war von solchem Umfang, daß es fünfzig Lastwagen bedurfte, um Gold, Silber und den übrigen Schmuck fortzuschaffen, ohne die Geschenke, welche die Franken der Tochter ihres Königs darbrachten. Als endlich Rigunthe unter Thränen und Küssen Abschied genommen hatte und aus dem Thore fuhr, brach an dem einen Wagen eine Axe. Alles schrie: „ein Unglück!"

— mala hora, was Manche für eine üble Vorbedeutung hielten. Schon beim achten Meilenſteine von Paris, wo das erſte Nachtlager gehalten wurde, entflohen fünfzig Männer, nahmen hundert der beſten Pferde mit ſich, ebenſoviel goldenes Geſchirr und flüchteten zu Childebert. Und ſo entfloh auf dem Weg Alles, was entwiſchen konnte, mit ſich nehmend, was ihnen in die Hände fiel. Da der König nichts aus ſeiner Kaſſe gab, mußten unterwegs zur Unterhaltung des Zugs große Summen von den verſchiedenen Städten aufgewendet werden. Der ganze Zug betrug aber viertauſend Mann, — leicht begreiflich, daß ſie ähnlich einem Schwarm Heuſchrecken ringsum Alles verheerten und verzehrten. Rigunthe war ſo bis Toulouſe gekommen und Willens, ehe ſie die Grenze überſchritt, eine Zeitlang allda zu raſten. Da verbreitete ſich plötzlich die Nachricht von der Ermordung Chilperichs, und kaum gelangte ſie zu den Ohren des Herzogs Deſiderius, der bisher im Namen ihres Vaters in Aquitanien befehligte, als er mit Bewaffneten den ganzen Zug überfiel, der königlichen Braut alle Schätze abnahm und ſie mit kärglichem Unterhalt in ein Haus in Toulouſe verwies.

Wenn das der Tochter eines Königs widerfahren konnte, ſo muß das Loos der Armen und Leibeigenen damaliger Zeit ein hartes, oft ein entſetzliches, geweſen ſein, dafür zeugt Herzog Rauching, ein Mann voll Eitelkeit und Hochmuth, und der, als ob keine Spur von Menſchlichkeit in ihm geweſen, über alles Maß menſchlicher Bosheit gegen die Seinigen wüthete. Wenn z. B. ein Diener, wie es beim Gelage zu geſchehen pflegte, eine brennende Fackel hielt, ſo ließ er ihm die Beine entblößen und die Fackel ſo lange darauf ſtoßen, bis ſie erloſch, und wenn ſie dann wieder angezündet wurde, ſetzte er es fort, bis die Beine des Unglücklichen ganz verbrannt waren. Wenn ein ſolcher zu weinen oder von der Stelle zu rücken wagte, zog er unter Drohungen und Verwünſchungen ſein Schwert und jauchzte voll Freude, während jene vor Schmerz ſich krümmten. Wo möglich unmenſchlicher als dieß war folgende Handlung. Er hatte in ſeiner Dienerſchaft einen Mann und ein Mädchen, die ſich liebten. Als ihr Liebesverhältniß zwei Jahre oder noch länger gedauert hatte, verbanden ſie ſich und flüchteten in eine Kirche. Als dieß Rauching erfuhr, ging er zum Prieſter des Ortes und verlangte die Herausgabe ſeiner Leute unter dem Verſprechen, daß ihnen kein Leid widerfahre. Der Prieſter forderte aber ein eidliches Gelöbniß, daß er ihre Verbindung nicht löſe und ſie auch nicht körperlich züchtige. Rauching, nachdem er eine zeitlang unſchlüſſig und nachdenkend geſchwiegen hatte, legte die Hand auf den Altar und ſchwur, daß ſie niemals getrennt würden, ſondern ihre Verbindung beſtehen ſolle. Der Prieſter glaubte gutmüthig den Worten und gab ſie Beide heraus. Da befahl Rauching, einen Baum zu fällen, die Aeſte abzuhauen und ihn dann auszuhöhlen, darauf drei oder vier Fuß Erde auszugraben und den ausgehöhlten Baum hinabzulaſſen. Darauf ließ er das Mädchen hineinlegen, gleich wie eine Todte, oben darauf den Knecht, dann den Deckel

ſchließen und die Grube wieder mit Erde füllen, ſo daß ſie lebendig begraben waren. Als das der Prieſter erfuhr, lief er eilends herbei und ſo heftig er auf ihn einfuhr, brachte er es doch kaum dahin, daß ſie wieder aufgedeckt wurden. Den Knecht zog man lebendig heraus, das Mädchen aber fand man ſchon erſtickt.

Und vor ſolch grauſamer Behandlung ſchützte weder Stand noch Würde. Chilperich ließ Prätertatus, Biſchof von Rouen, der Merovich mit Brunhilde getraut hatte, deßwegen und unter dem Vorgeben, daß er Geſchenke unter das Volk vertheilt, um es für ſeinen Sohn zu gewinnen, zuerſt anklagen, dann hart geiſeln und auf eine Inſel verbannen. Aber der Mißbrauch der Gewalt ging durch alle Schichten und Stände des Volkes, den geiſtlichen nicht ausgenommen. Einen Biſchof Cautinus ſchildert Gregor von Tours als ſo ſehr dem Trunke ergeben, daß er oft kaum von vier Männern vom Tiſch getragen werden konnte: daher bekam er die fallende Sucht, die ihn öfters vor den Augen der Gemeinde befiel. Er war ferner in dem Grade vom Geiz beſeſſen, daß, wenn irgend Jemandes Gut an ſein Gebiet ſtieß, er es um jeden Preis an ſich zu bringen ſuchte. Den Vornehmen nahm er ihr Eigenthum durch Streit und Händel, dem geringen Manne entriß er es mit Gewalt. Eben zu der Zeit lebte ein Prieſter Namens Anaſtaſius, ein Mann von freier Geburt, der durch Gnadenbriefe der Königin Chlotilde ein Landgut beſaß. Cautinus bat ihn zuerſt ſchmeichelnd um die Gnadenbriefe und die Abtretung des Guts. Da Anaſtaſius ſich deſſen beharrlich weigerte, ließ er ihn mit Gewalt nach Tours bringen und drohte ihm mit allen möglichen Unbilden und zuletzt mit dem Hungertod. Der Prieſter tröſtete ſich, es ſei beſſer, eine kleine Zeit Hunger zu leiden, als ſein Eigenthum auf immer zu verlieren, und weigerte ſich, dem Verlangen des Biſchofs zu willfahren. Er ſollte alsbald fühlen, zu welcher Unthat dieſer entſchloſſen war. Es befand ſich in der Kirche des Märtyrers Caſſius eine ſehr alte und ganz verborgene unterirdiſche Kapelle und in dieſer ein großes Grabmal aus pariſchem Marmor, in dem der Leichnam eines Menſchen beigeſetzt war. Auf Befehl des Biſchofs wurde Anaſtaſius ergriffen, das Grabmal geöffnet, er hineingedrängt und der Stein, mit dem der Sarkophag geſchloſſen war, wieder darüber hingerückt. Die Schergen, in der Meinung, daß der Stein auf ihm liege, machten ſich dann, da es Winter war, ein Feuer an, bereiteten ſich warmen Wein und ſchliefen endlich berauſcht ein. Der Lebendigbegrabene, dem der Modergeruch kaum zu athmen geſtattete, machte unterdeſſen die raſendſten Anſtrengungen, dem Grabe zu entfliehen, bis es ihm endlich gegen Tagesanbruch gelang, den Stein zu rücken und ſich heraus zu winden. Die That erfüllte Alles mit Entſetzen, der Biſchof, vor König Chlotar gerufen, wurde auch ſeines Verbrechens überführt und ging beſchämt von dannen, — daß er aber irgend eine Strafe erduldet hätte, erzählt Gregor nicht.

Chilperichs Tod war ſeinem Leben gemäß. Fredegunde pflegte näm-

lich mit dem Majordomus Landerich ehebrecherischen Umgang. Als Chilperich eines Tags in aller Frühe von dem königlichen Hof Chelles in der Nähe von Paris auf die Jagd reiten wollte, kehrte er aus dem Pferdestall noch einmal in das Schlafgemach zurück. Denn er liebte die Königin sehr. Da sie sich eben wusch, trat er von hinten an sie heran und gab ihr mit einem Stock einen Schlag auf das Gesäß. Sie meinte, es sei ihr Buhle und rief: „wart Landerich!" Damit wendete sie sich um, erschrack aber bis zum Tode, als sie den König erblickte, der sie, ohne ein Wort zu sagen, verließ und in den Wald ritt, voll Kummer und Rache in seinem Innern. Unverweilt ließ sie Landerich rufen und erzählte, was vorgefallen, mit der Aufforderung: „erwäge nun, was du zu thun hast." Verzweifelnd brach er unter Thränen in die Worte aus: „Wahrlich zur bösen Stunde haben dich meine Augen gesehen," — und gestand, daß er keinen Ausgang wisse. Sie in allem Schlimmen den Schlimmsten weit voran, sprach: „Fürchte dich nicht, sondern höre meinen Rath: damit uns nicht die Folter tödte, muß der König sterben, diesen Abend noch bei seiner Rückkehr von der Jagd. Unsere Diener breiten aus, daß es Nachstellungen Childeberts waren, und wir herrschen dann Beide im Namen meines Sohnes Chlotar." Und so geschah es. Als Chilperich bei Anbruch der Nacht von der Jagd zurückkehrte, standen schon Knechte bereit, die ihr ergeben waren und die sie mit Wein angefeuert hatte. Und in dem Augenblicke, als der König sich vom Pferde schwang und ein Theil des Gefolges schon weggegangen war, stieß ihm einer von den Mördern ein Messer unter die Achsel und gab ihm dann einen zweiten Stoß in den Bauch. Er schrie auf, ein Blutstrom stürzte ihm aus dem Munde und nach einem Augenblick war er verschieden. Mit dem Geschrei: „das war eine That Childeberts!" eilten Bewaffnete nach allen Seiten, kehrten aber, da sie Niemand fanden, zurück. 584.

Man hat nicht ohne Grund Chilperich mit Heinrich VIII. von England verglichen. Seine Habgier und sein Hang nach Gewaltthätigkeiten zeigten sich unmittelbar nach dem Tode Chlotars. Er stürzte sich mit der Schnelligkeit eines Raubvogels auf dessen hinterlassene Schätze und nahm Paris weg, bis das Bündniß seiner Brüder ihn zur Herausgabe alles Geraubten zwang. Gier nach Reichthum und Neid gegen Sigibert zwangen ihn, Galaswintha zu ehelichen, Wollust, sie zu ermorden. Er war dem Trunke ergeben. Gregor nennt ihn einen Nero und Herodes. Mit besonderer Mißgunst betrachtete er den Reichthum der Kirchen und Klöster und klagte laut, daß der königliche Schatz arm und leer geworden. Keinen Spott und keinen Scherz trieb er lieber, wenn er in vertrautem Kreise war, als gegen die Bischöfe. Seine Habgier ersann neue und drückende Steuern, so daß jeder Besitzer von seinem eigenen Grund und Boden eine Amphora Wein auf jeden halben Morgen Landes gebe, — etwa zehn Procent des Ertrags, — die Amphora zu vierundzwanzig Quart berechnet. Außerdem gab es aber noch andere Steuern, sowohl von Grund und Boden,

als von Sklaven. Darüber wurde das Volk von Limoges so wüthend, daß es sich zusammenschaarte und den Kanzler Marcus getödtet hätte, wenn er nicht vom Bischof wäre beschützt worden. Dagegen bemächtigte sich die Menge der Steuerregister und warf sie in's Feuer, wofür der König blutige Strafen verhängte. Er schrieb auch ein Buch über die hl. Dreieinigkeit mit dem ausdrücklichen Verlangen, daß darnach gelehrt werde, und gerieth in Zorn, als ihm widersprochen wurde, — ward jedoch wieder ruhig, als ihm der Bischof von Albi erklärte, es sei nur werth, zerrissen zu werden. Dieselbe tyrannische Gewalt wollte er auch in der Grammatik üben. Er fügte dem Alphabet vier neue Buchstaben bei und verlangte, die Knaben sollten darnach unterrichtet und alle Handschriften mit Bimsstein radirt und darnach umgeschrieben werden. Nicht viel besser waren seine geistlichen Hymnen und andere Gedichte, wobei er sich den Dichter Sedulius zum Muster nahm. Aber gegen die oft so wilden Leidenschaften stritt sein besserer Geist nicht umsonst: so hatte er Manchem der Vornehmen, der sich schwer gegen ihn vergangen, großmüthig verziehen. In der Freude über die Geburt eines Sohnes ließ er alle Gefängnisse öffnen, die Gefangenen frei geben und befahl alle dem Schatz gebührenden und noch rückständigen Steuern nachzulassen.

Guntramm, der vierte, dem Alter nach der zweite unter den Brüdern, glich Chilperich in Rücksicht seiner ehelichen Ausschweifungen und seiner Lüsternheit nach Schätzen. Dazu waren ihm, wie schon erwähnt, gleich den meisten Merovingern, alle Wege gerade. Gegen Sigiberts und Chilperichs Thatkraft spielte er eine mehr als klägliche Rolle. Ein Liebhaber gemächlicher Ruhe war er vorsichtig und furchtsam, aber stets um Ansehen und Würde ängstlich besorgt. In den unausgesetzten Feindseligkeiten seiner Brüder suchte er oft Frieden zu stiften, aber dazu mangelte ihm Festigkeit und Energie. Von jedem Winde hin und herbewegt, für jede Schmeichelei eingenommen und jeder Zuflüsterung ein geneigtes Ohr gewährend, stand er zuerst auf Seite Sigiberts, verließ ihn aber ebenso schnell, um mit Chilperich sich zu verbinden, und verließ auch diesen wieder, um sich mit Sigibert wieder auszusöhnen. Dagegen war er gegen seine Untergebene mild, gegen Arme freigebig, im Gebet, im Wachen und Fasten eifrig und streng, wie der Angehörige eines Klosters, ordnete auch in Zeiten großer Noth gleich einem Bischof, wie Gregor sagt, die gottesdienstlichen Uebungen. Als die Drüsenpest im Gebiete von Lyon sich ausbreitete, befahl er allem Volke, sich in der Kirche zu versammeln und mit der größten Andacht Bettage abzuhalten, gebot auch Allen, nichts Anderes als Gerstenbrod und reines Wasser zu genießen und unabläßig bei den Vigilien gegenwärtig zu seyn. Daher kam es, daß das gemeine Volk ihn mit einer Art Ehrfurcht betrachtete. Ein Weib, deren Sohn am Fieber schwer darniederlag, näherte ihm sich im Gedränge von hinten und ries einige Fransen von seinem Mantel, die sie dann in's Wasser legte, ehe sie dieses dem Sohn zu trinken gab. So gern er von Religion und religiösen Angelegenheiten sprach, so unbändig war sein Zorn, wenn er sich be-

leidigt oder verletzt glaubte. Einſt fand er in den Forſten der Vogeſen, als er dem Waidwerk oblag, Spuren eines erlegten Büffels. Der Waldhüter ſtreng darüber zu Rede geſtellt, wer das in einem königlichen Forſte gewagt habe, gab den Oberkämmerer Chundo an. Daraufhin wurde dieſer ergriffen und in Ketten nach Chalons gebracht. Als Beide vor dem Könige einander gegenüber ſtanden, leugnete der Oberkämmerer mit Heftigkeit, daß er ſich jemals unterſtanden habe, was ihm vorgeworfen werde. Da ſollte auf Guntramms Befehl der Zweikampf zwiſchen ihnen entſcheiden. Für Chundo trat ſein Neffe auf den Kampfplatz. Gleich der erſte Speerwurf traf den Waldhüter am Fuß, ſo daß er rücklings zur Erde fiel. Schnell ſprang er hinzu, zog ſein Schwert, dem Gefallenen den Kopf abzuhauen, aber dieſer ſtieß ihm, obwohl verwundet an der Erde liegend, das ſeinige durch den Leib. So lagen Beide neben einander und hauchten ihr Leben aus. Als Chundo dieß ſah, floh er aus Furcht nach einer nahegelegenen Kirche. Auf Befehl des Königs wurde er aber angehalten, ehe er die Schwelle betreten konnte, an einen Pfahl gebunden und geſteinigt. Es ſtand aber nicht lange an, ſo faßte ihn bittere Reue, daß er vom Zorn ſich habe hinreißen laſſen, einen treuen Diener wegen einer ſo geringfügigen Sache getödtet zu haben.

Dieß war der Mann, der nach dem Tode Chilperichs einer mächtigen Ariſtokratie entgegen den Frieden zwiſchen ſeinen Neffen und deren rachſüchtigen Müttern ſichern, vor Allem aber die beinahe unbeſchränkte Gewalt des Königthums gegen mächtige Feinde erhalten ſollte. Aufſchluß und Verſtändniß in die nun folgenden Wirren des fränkiſchen Reichs gibt das Streben der Herzoge und der Vornehmen, die Macht des Königthums zu beſchränken und zu ſchwächen, oder doch wenigſtens daran Theil zu nehmen. Es war die natürliche Entwicklung ſtaatlicher Verhältniſſe, wie ſie vor und nach dieſem Kampf tauſendmal ſich auszugleichen oder einander zu durchbrechen ſuchten. Wenn die Könige bis daher die Früchte aus der Eroberung und Beſitznahme ſo großer Länderſtrecke beinahe allein zu erndten verſtanden hatten und ihre Gewalt Alles überragte, ſo entſtanden jetzt gerade aus denen, die ſie groß und reich gemacht, gleichſam aus ihrer Nähe ihre gefährlichſten Feinde, — ein ingrimmiger Kampf, aus dem das Königreich ſiegreich hervorging, der aber ſeine Fortſetzung immer auf's Neue aus ſich gebar. Nach dem Tode Chilperichs flüchtete Fredegunde mit einem Kinde, das erſt wenige Monate alt war, Chlotar genannt, nach Paris und bat Guntramm um Schutz und Hülfe. Da ſich ſpäter gegen ſie laute Klage erhob, als ſei nicht Chilperich, ſondern Landerich des Kindes Vater, ſo reinigte ſie ſich durch Eideshelfer von der Anklage, und es ſchwuren drei Biſchöfe und dreihundert Edle, daß Chlotar Chilperichs rechter Sohn ſei. Während Guntramm auf ihren Hülferuf herbeieilte, näherte ſich auch Childebert der Stadt und dem Gebiet von Paris und ſchickte zuerſt eine Geſandtſchaft Vornehme an ihn mit der Aufforderung, die abgeſchloſſenen Verträge zu halten und ihm herauszugeben,

was einſt zum Reiche ſeines Vaters gehört habe. Als ſie mit derben Gegenbeſchuldigungen abgewieſen wurden, erſchien eine zweite Geſandtſchaft, welche die Auslieferung Fredegundens verlangte, der Mörderin ſo vieler Verwandten des königlichen Hauſes. Dieſe Anklagen wies Guntramm vor den nächſten Landtag, placitum genannt. Unterdeſſen ließ er ſich und Chlotar in allen Städten, die zum Gebiet Chilperichs gehörten, den Eid der Treue ſchwören und zwang Alle, die widerrechtlich ſich fremdes Eigenthum angemaßt, daſſelbe unverweilt zurückzugeben. In Furcht aber vor heimlichen Nachſtellungen bat er an einem Sonntage, während des Gottesdienſtes das Volk mit lauter Stimme um ſeine Hülfe und Treue, auf daß nicht auch er wie ſeine Brüder ermordet werde und ihm doch noch einige Jahre verbleiben, ſeine Neffen, die er an Kindesſtatt angenommen habe, recht zu erziehen. Als die Zeit des Landtags herangekommen war, ſtellte ſich von Childeberts Seite ein der Biſchof Egidius, Guntramm-Boſo, Sigiwald und andere Große. „Wir danken Gott dem Allmächtigen, frommer König," hub der Biſchof an, „daß er dich nach ſo vielen Drangſalen wieder in dein Reich eingeſetzt hat." — „„Ja ihm,"" erwiederte Guntramm, „„ihm gebührt Dank, dem Königl der Könige, dem Herrn der Herren, der in ſeiner Barmherzigkeit dieß gethan hat, — aber nicht dir, durch deſſen argliſtige Anſchläge und deſſen Treuloſigkeit im vorigen Jahr meine Provinzen verwüſtet worden ſind, der nie Jemand Treue bewahrt hat, deſſen Ränke aller Orten bekannt ſind und der ſich nicht als ein Prieſter, ſondern als ein Feind unſeres Reichs zeigt."" — Bei ſolchen Worten ſchwieg der Biſchof voll Ingrimm. Da forderte ein Anderer von den Geſandten die Herausgabe der Städte, die einſt Sigibert inne gehabt. „„Ich habe euch ſchon geſagt,"" antwortete Guntramm, „„daß die Verträge ſie mir zuſprechen, und darum werde ich ſie nicht räumen."" — „Dein Neffe bittet dich," begann ein anderer, „daß du ihm die Frevlerin Fredegunde ausliefer[ſt], durch die ſo viele Könige umgekommen ſind, damit er den Mord ſeines Vaters, ſeines Oheims und ſeiner Vettern an ihr räche." — „„Sie kann ihm nicht ausgeliefert werden,"" erwiederte Guntramm, „„denn ſie hat einen Sohn, der Königl iſt; auch halte ich die Beſchuldigungen, die ihr gegen ſie vorbringt, nicht für gegründet."" — Nun trat Guntramm-Boſo an den König heran, aber ehe er ein Wort reden konnte, fuhr ihn Guntramm an: „„Du Feind unſres Landes und unſres Reiches, der du deßwegen vor einigen Jahren in das Morgenland gegangen biſt, um jenen Ballomer gegen uns in das Land zu führen, — Meineidiger, niemals hältſt du, was du verſprochen!"" — „Du biſt Herr und König," verſetzte Boſo, „und Niemand wagt dir zu antworten, ich erkläre dir aber, daß ich unſchuldig bin in dieſer Sache, — iſt aber Jemand meines Gleichen, der mich im Geheimen deſſen anklagt, ſo trete er offen hervor: dann möge Gott entſcheiden, wenn er uns im Zweikampf auf dem Plane ſieht." Als hierauf Alle ſchwiegen, fuhr der König fort: „„Es muß Allen daran liegen, daß jener Fremde aus unſern Grenzen vertrieben wird, deſſen Vater eine Mühle

regierte, ja, um die Wahrheit zu ſagen, Wolle kämmte.“ Da verſetzte einer ſpottend: „Alſo hat dieſer Menſch zwei Väter, einen Müller und einen Wollkämmer, — hüte dich, ſo ungereimt zu reden, o König, — denn es iſt unerhört, daß ein Menſch zwei Väter habe, vom geiſtlichen Sinn abgeſehen!“ Darüber brachen Alle in Gelächter aus, und ein Anderer von den Geſandten fügte hinzu: „Wir nehmen Abſchied von dir, o König, — du willſt deinem Neffen die Städte nicht zurückgeben; wir aber wiſſen, daß die Streitart, die deiner Brüder Köpfe ſpaltete, noch ſcharf genug iſt; dein Gehirn wird ſie noch ſchneller treffen.“ Damit gingen ſie, Guntramm aber, durch dieſe Worte bis zur Wuth entflammt, ließ ihnen Pferdemiſt, faule Holzſpäne, Spreu und vermodertes Heu, ja ſogar ſtinkenden Straßenkoth auf die Köpfe werfen.

Dieſe Behandlung einer anſehnlichen Geſandtſchaft, welche über wichtige Angelegenheiten des Reichs berathen ſollte, iſt ein ſprechendes Zeugniß für die Sitten damaliger Zeit. Die Vorwürfe, welche der König in heftiger Weiſe Guntramm-Boſo machte, beziehen ſich auf eine Verſchwörung einiger Vornehmen gegen die königliche Gewalt, die noch unter Chilperich zum Ausbruch gekommen war. Sie iſt zugleich ein kräftiger Beweis, mit welcher Gewandtheit die Politik der griechiſchen Kaiſer, je ohnmächtiger ſie äußerlich erſchien, nach allen Seiten ihre Fäden und Netze zu ziehen wußte. Noch zu Chilperichs Lebzeiten landete in Marſeille ein Mann mit Namen Gundobald, der ſich für einen königlichen Prinzen ausgab. Er war in Gallien geboren und ſorgfältig erzogen, auch in den Wiſſenſchaften unterrichtet, und trug nach der Sitte fränkiſcher Könige langwallende Haare. Als er herangewachſen war, brachte ihn ſeine Mutter vor Childebert I. mit den Worten: „Siehe, das iſt dein Neffe, ein Sohn Chlotars: da er ſeinem Vater verhaßt iſt, ſo nimm du ihn auf, er iſt ja von deinem Blute!“ Childebert, der keine Kinder hatte, nahm ihn an und behielt ihn bei ſich. Als Chlotar dieß erfuhr, ließ er den Knaben holen, erklärte, als er ihn ſah, dieſen habe er nicht gezeugt und befahl, ihm die Locken abzuſcheeren. Nach Chlotars Tode fand er Aufnahme bei Charibert, dem älteſten ſeiner Söhne, da ließ ihn Sigibert zu ſich rufen, ihm von Neuem die Haare ſcheeren und ſandte ihn nach Köln. Von da entfloh er, vielleicht in Beſorgniß noch Aergeres erdulden zu müſſen und entſchloſſen, in beſſern Zeiten ſeine Anſprüche geltend zu machen, ließ ſeine Haare wieder wachſen und wendete ſich nach Italien, wo damals Narſes den Oberbefehl führte. Dort heirathete er, zeugte mehrere Kinder und ging nach Konſtantinopel. Bei den vielfachen, meiſt friedlichen Berührungen der Griechen und Franken erſchien er dem Eunuchen und ſeinem kaiſerlichen Herrn als ein taugliches Werkzeug, damit in die Geſchicke des Frankenreichs ſeiner Zeit eingreifen zu können. Von dort kehrte er nach einiger Zeit im Jahr 582 zurück, von Jemand, wie Gregor ſagt, geladen, den er aber nicht nennt, — landete in Marſeille, wo er bei dem Biſchof Theodorus Aufnahme fand und von da zu Herzog Mummolus ſich

begab. Dieſer hatte ſich ein Jahr vorher vom Hofe König Guntramms heimlich entfernt und ſich mit vielen Hörigen und großen Schätzen in das feſte Avignon geworfen, welches zu Childeberts Gebiet gehörte, — die Gründe ſeiner Flucht vom königlichen Hof ſind unbekannt. Biſchof Theodorus, über die Unterſtützung des Flüchtlings zu Rede geſtellt, zeigte Briefe von Vornehmen des auſtraſiſchen Hofes vor, worin ihm daſſelbe geboten war. Vor König Guntramm gebracht wiederholte er daſſelbe, wurde zwar von dieſem freigeſprochen, aber doch ſcharf im Auge behalten. Gundobald zog ſich darauf auf eine Inſel zurück, die Schätze wahrſcheinlich, die reichlichen Geldſummen, womit ihn Kaiſer Mauritius zur Unterſtützung ſeiner Pläne verſah, theilte Guntramm-Boſo mit einem andern Herzog. Es war offenbar ein fein angezettelter Plan, der aber zu bald bloß gelegt, aber darum nicht aufgegeben wurde. Der Verſuch König Guntramms, Avignon zu erobern und Mummolus in ſeine Gewalt zu bekommen, mißlang, da Childebert vielleicht von Brunhilde dahin unterrichtet, als gereiche der Plan der Verſchworenen zu ſeinem Vortheil, den Eingeſchloſſenen zu Hülfe eilte.

Das war vorgefallen vor Chilperichs Ermordung, — daher die Vorwürfe Guntramms gegen die Geſandten Childeberts, beſonders gegen Boſo, als ſie zum Placitum vor ihm erſchienen. Mit dem Tode Chilperichs brach die zweite Verſchwörung aus oder wurde die erſte jetzt für reif gehalten. Bei der erſten Nachricht von Chilperichs Ermordung war Herzog Deſiderius, wie ſchon erwähnt, in Toulouſe eingebrochen und hatte die Braut des weſtgothiſchen Königs all ihrer Schätze beraubt, darauf begab er ſich nach Avignon zu Mummolus, mit dem er ſeit zwei Jahren im geheimen Bunde ſtand und bei dem er Gundobald ſchon vorfand. Gleich als hätte es Eile, brachen ſie auf und drangen bis nach Limouſin, wo ſie in dem Dorfe Brives, Briva — Curecia, Gundobald nach alter Sitte auf den Schild erhoben und zum Könige ausriefen. Als ſie das drittemal mit ihm den Umzug hielten, fiel er herab, ſo daß ihn die Umſtehenden kaum mit den Händen auffangen konnten, was in den Augen Aller ein ſchlimmes Vorzeichen war. Die Parteien in dieſem Kampfe näherten ſich und ſtießen ſich ab nach ihren offenkundigen Intereſſen. Da König Guntramm Fredegunde und ihren Sohn ſchützte, ſo machten Brunhilde und Childebert kein Hehl aus ihrer Freundſchaft für ſeine Feinde. Die verſchwornen Herzoge hofften auf das Gelingen ihres Planes, eben wegen der ausgebrochenen Feindſchaft zwiſchen dem auſtraſiſchen und burgundiſchen Hof, ja ſie benahmen ſich als Verbündete des erſtern und ließen in den Städten, die früher Sigibert gehörten, Childebert huldigen, in den Landſchaften der beiden andern Reiche Guntramms und Chilperichs, dem neu ausgerufenen Könige. Unter dieſen heftigen Kämpfen ruhte auch der Haß Fredegundens gegen Brunhilde nicht. Sie ſchickte im Geheimen einen ihr vertrauten Geiſtlichen in der Abſicht, daß er dieſe mit Liſt umgarne und dann

dem Befehl gemäß handle. Wirklich wußte sich der Abgesandte unter dem Vorgeben, daß er vor der Rache Fredegundens fliehe, in die Gunst ihrer Feindin einzuschmeicheln, wurde aber bald seiner schlimmen Absichten überführt, darauf grausam gegeißelt und weggeschickt. Als der Unglückliche zurückkehrte, woher er gekommen war, ließ ihm Fredegunde Hände und Füße abhauen.

Gundobalds und der Verschworenen Plan war, nach Poitou, dann über die Loire zu gehen und auf Paris loszurücken. Auf die Nachricht aber, daß Guntramm mit einem großen Heere schon im Anzug war, ging Gundobald nach dem Süden zurück. In Toulouse waren die Bürger auf Mahnung ihres Bischofs zum Widerstand entschlossen, da sie aber Gundobalds Macht nicht gewachsen waren, öffneten sie die Thore. Als das Heer Guntramms bis an die Dordogne vorrückte, verließ Gundobald Toulouse und zog nach Bordeaux. Von hier aus gingen Gesandte an Guntramm mit geweihten Stäben, daß sie nach fränkischer Sitte unverletzt ihre Botschaft ausrichten und ungekränkt wieder zurückkehren konnten. „Gundobald," berichteten sie, „der erst kürzlich aus dem Morgenland gekommen, erklärt, daß er der Sohn eures Vaters Chlotar sei und schickt uns, um den ihm gebührenden Theil seines Reichs zu fordern; wenn dieser nicht gegeben wird, so wisset, daß er mit seinem Heere in diese Gegenden kommen wird, — denn die tapfersten Männer jenseits der Dordogne stehen mit ihm im Bunde, er läßt euch sagen, wenn wir im Zweikampfe auf dem Plan zusammentreffen, wird Gott entscheiden, ob ich Chlotars Sohn bin oder nicht." Darüber gerieth Guntramm in solchen Zorn, daß er die Gesandten trotz der geweihten Stäbe hart foltern ließ. Die furchtbaren Qualen preßten ihnen endlich das Geständniß aus, daß der gesammte Adel König Childeberts Gundobald aufgefordert habe, als König aufzutreten, daß besonders Guntramm-Boso vor einigen Jahren nach Konstantinopel gegangen sei und ihn nach Gallien eingeladen habe. Diese Geständnisse waren für König Guntramm um so wichtiger, als er jetzt bestimmt wußte, was er vorher nur vermuthet, und weil sie Childebert die Augen öffnen und ihn mit sich versöhnen mußte. Er ließ ihn deßwegen zu sich entbieten, um gemeinsam die Aussagen der Gesandten zu vernehmen. Sie wiederholten in Gegenwart beider Könige, was sie schon Guntramm gestanden, namentlich, daß dem gesammten Adel Childeberts die Plane Gundobalds bekannt gewesen. Das reichte hin, Childebert mit seinem Oheim auszusöhnen und auf seine Seite zu führen. Als sie sich förmlich ausgesöhnt hatten, legte ihm Guntramm seine Lanze in die Hand zum Zeichen, wie er sagte, daß er ihn zum Erben seines Reichs mache. „Durch unsrer Sünden Schuld," rief er aus, „blieb nichts von meinem Stamme übrig, als du allein, meines Bruders Kind!" Nachdem ihr Gefolge entlassen war, pflog er mit ihm eine geheime Unterredung, nannte die Personen, denen er trauen könne und welchen er mißtrauen müsse, und warnte ihn namentlich vor Bischof Egidius, der schon oft die angelobte Treue gebrochen habe und endlich vor —

seiner eigenen Mutter Brunhilde. Dann stellte er ihn dem ganzen Heer als seinen Erben vor.

Diese That Guntramms versetzte der Sache Gundobalds den Todesstoß. Zuerst verließ ihn Desiderius. Mit den übrigen Anhängern und zwar dem Bischof Sagittarius, den Herzogen Mummolus, Bladast und Waddo, dem Majordomus der Rigunthe, ging er über die Garonne auf die Pyrenäen zu und warf sich in die auf einem Berg gelegene Stadt Lugdunum Convenarum. 585. Hier wurde er bald von dem nachrückenden Heere Guntramms, das Leudegisil anführte, ringsum eingeschlossen. Aber alle Anstrengungen, die Mauern zu brechen und die Stadt mit Sturm zu nehmen, scheiterten an ihrer festen Lage. Da sie auch gegen eine langwierige Belagerung durch reichliche Vorräthe geschützt war, so versuchte man geheime Unterhandlungen und wendete sich an Mummolus, indem man ihm gewissen Untergang vor Augen stellte, wenn er die Sache Gundobalds nicht verlasse. Als hätte er schon längst diese Aufforderung erwartet, verband er sich in einer Kirche mit Bischof Sagittarius, Chariulf und Waddo mit einem Eid, Gundobald zu verlassen, ja ihn dem Feinde auszuliefern, wenn ihnen das Leben verbürgt würde. In einer Zeit, da so viele Eide geschworen und ebenso leicht gebrochen wurden, mußte es den geheimen Boten nicht schwer sein, treulosen Menschen, die durch ihre Treulosigkeit sich selbst ihre Gruben gegraben hatten, ein Gelöbniß zu machen, — sie versprachen ihnen also mit einem Eide, beim König ihnen eine gute Aufnahme zu bereiten, und wenn sie das nicht vermöchten, sie in eine Kirche zu bringen, daß sie nicht am Leben gestraft würden. Sofort begab sich Mummolus mit den Andern zu Gundobald und gaben ihm, auf ihre Treue sich berufend, den Rath, zu seinem Bruder Guntramm zu gehen, da sie erfahren, daß er ihn schonen würde, weil nur noch Wenige vom königlichen Geschlechte übrig seien. Aber Gundobald täuschten sie nicht. Seinen Untergang vor Augen sprach er weinend zu ihnen: „Auf eure Einladung bin ich nach Gallien gekommen. Von meinen unermeßlichen Schätzen liegt ein Theil zu Avignon, den andern hat mir Guntramm-Boso geraubt. Nächst Gott habe ich alle meine Hoffnung auf euch gesetzt, euern Rathschlägen habe ich getraut, durch euch immer zu herrschen gewünscht. Lügt ihr, so habt ihr Gott Rechenschaft zu geben, — er selbst wird meine Sache richten!" Mummolus schwur, daß er nicht hintergangen werde, bat ihn aber noch, das goldene Wehrgehäng abzulegen, das er ihm geliehen, — geizig und treulos zugleich: „Ich verstehe dich," erwiederte Gundobald, „mir soll genommen werden, was ich von dem deinigen aus Liebe zu dir zu tragen pflegte!" Er ging an das Thor, wo Ollo, der Graf von Bourges und ein anderer Anführer mit Namen Boso seiner schon warteten. Kaum hatte er aber den Fuß außerhalb des Thors gesetzt, als Mummolus mit seinen Genossen dasselbe eilig verschloß und verrammelte. Als sich Gundobald so in den Händen seiner Feinde sah, hob er betend

Augen und Hände zum Himmel empor, mit den Worten: der gerechte Gott möge ſein Rächer werden an denen, die ihn, den Unſchuldigen, in die Hände ſeiner Feinde überliefert. Darauf ging er mit den genannten Männern den Berg hinab. Sie waren aber noch nicht weit vom Thore, als ihm Ollo einen Stoß gab, daß Gundobald zu Boden fiel, zugleich ſchleuderte er nach ihm eine Lanze, — allein die Panzerringe hielten ſie ab. Gundobald raffte ſich auf und ſuchte die Höhe wieder zu erreichen. Da zerſchmetterte ihm Boſo mit einem Stein den Kopf, daß er hinſank und verſchied. Jetzt lief alles Volk herbei, durchbohrte den Leichnam mit den Lanzen und raufte ihm den Bart und die Locken aus. Dann band man einen Strick um die Füße, ſchleifte ihn um das ganze Lager und ließ ihn unbeerdigt liegen. Am folgenden Morgen wurden die Thore geſprengt, das Heer drang ein und erſchlug alles Männliche, ſelbſt die Prieſter an den Altären. Darauf wurde die ganze Stadt den Flammen übergeben. Als die doppelten Verräther Mummolus, Sagittarius, Chariulf und Waddo im Lager anlangten, fragte Leudeſigil bei Guntramm heimlich an, was ſein Wille ſei. Er befahl die Verräther zu tödten. Waddo und Chariulf hatte Leudeſigil ſchon entlaſſen, nachdem ſie ihre Söhne als Geiſeln geſtellt. So wurden Sagittarius und Mummolus, letzterer nicht ohne tapfere Gegenwehr, getödtet. Chariulf ſuchte Zuflucht in der Kirche zu Tours, Herzog Deſiderius hinter den Mauern einer Burg, wurde aber ſpäter von den Weſtgothen vor Carcaſſone erſchlagen. Waddo ſchützte die Königin Brunhilde.

Die Verſchwörung war kaum niedergeſchlagen, als Fredegunde den frühern Marſchall ihres Gemahls, Cuppa, nach Toulouſe ſchickte, unter dem Vorwande, ihre Tochter Rigunthe, welche ſeit ihrer Plünderung durch Herzog Deſiderius in dieſer Stadt verweilte, zurückzubegleiten. Seine eigentliche Sendung war aber, Gundobald, wenn er ihn noch am Leben fände, durch große Verſprechungen zu gewinnen und zu ihr zu führen. Es war eine natürliche Berechnung dieſes immer entſchloſſenen Weibes, daß derjenige, der ein Feind Guntramms und des mit ihm verbundenen Childerich und deſſen Mutter Brunhilde war, nothwendig ihr Freund und Bundesgenoſſe ſein müſſe. Da Cuppa den geheimen Auftrag nicht mehr ausrichten konnte, nahm er Rigunthe in Empfang und brachte ſie, die mit ſo großer Begleitung und ſo koſtbarer Ausrüſtung abgegangen war, arm und verlaſſen zurück. Unter den Verſchworenen war Mummolus der bedeutendſte. Seine kriegeriſchen Eigenſchaften hatte er beſonders im Kriege gegen die Lougobarden bewährt; er galt immer als die rechte Hand des Königs von Burgund, deſſen Sturz, eben weil er ihn zu kennen meinte, ihm leicht erſchien. Im Uebrigen war er ein ächter Sohn ſeiner Zeit, beſonders über die Maßen aber- und wundergläubig. Als Gundobald vor dem Heer Guntramms nach Bordeaux ſich zurückgezogen hatte und nach Hülfsmitteln für ſeine ſchon halb verlorne Sache ſpähte, erzählte ihm Jemand von einem Könige im Morgenlande, der den Daumen des Märtyrers Ser-

gius an ſeinem rechten Arm verborgen getragen und damit jedesmal, ſo oft er ihn nur erhoben, auch die größten Schaaren ſeiner Feinde in die Flucht geſchlagen habe. Eine ſolche übernatürliche Macht ſchien auch Gundebald von nöthen, — er ließ deßwegen ſorgfältig nachforſchen, ob nicht Jemand in Bordeaux Reliquien dieſes Martyrers beſitze und erfuhr endlich zu ſeiner großen Freude, daß ein ſyriſcher Kaufmann, mit Namen Eufronius, ſolche beſäße, die bei einer großen Feuersbrunſt ihn und ſein ganzes Haus wunderbar gerettet hätte, als es ſchon längſt von Flammen umgeben geweſen. Kaum hatte Mummolus davon gehört, als er mit dem Biſchof von Bordeaux in das Haus des Syrers eilte und die Reliquien nur zu ſehen verlangte. Der Kaufmann weigerte ſich, — weil er aber ſah, daß man ihn berauben wollte, bot er hundert Goldgulden, wenn man ihm ſeinen Schatz laſſe. Mummolus beſtand auf ſeiner Forderung, da bot der Syrer zweihundert Goldgulden, aber auch die wurden nicht angenommen. Endlich ließ Mummolus eine Leiter an die Wand legen und hieß einen Diacon hinaufſteigen, um die Reliquien, die in einer Kapſel verſchloſſen und oben an der Wand aufbewahrt waren, wegnehmen. Als dieſer die Stufen der Leiter hinanſtieg, überkam ihn ein ſolches Zittern, daß man glaubte, er werde nicht mehr lebendig zur Erde kommen. Dennoch nahm er die Kapſel weg und brachte ſie herab. Mummolus durchſuchte ſie, fand einen Knochen vom Finger des Heiligen und ſcheute ſich nicht, denſelben mit einem Meſſer zu durchhauen, ſo daß er in drei Theile zerſprang, während der Syrer bittere Thränen vergoß, — einen davon nahm Mummolus an ſich und zog von dannen.

So kläglich die Verſchwörung der Vornehmen von Burgund und Neuſtrien gegen die Macht des Königthums endigte, ſo hatte ſich nach zwei Jahren ſchon eine andere gebildet. Dießmal ging der Plan von den auſtraſiſchen Großen aus. Die königliche Gewalt war nach dem Ausgang der Empörung Gundobalds furchtbarer denn zuvor. Dieß trugen beſonders die vornehmen Auſtraſier mit ſichtbarem Unwillen, ebenſo, daß nach dem im Jahre 585 erfolgten Tode Wandelens, des Erziehers König Childeberts, ſeine Stelle nicht wieder beſetzt wurde, ſondern Brunhilde der weitern Sorge für ihren Sohn, wie ſie erklärte, ſich ſelbſt unterziehen wollte. Die Fäden zu einer neuen Verſchwörung gingen von dem neuſtriſchen Herzog Rauching aus. Er ſchloß mit den Großen in Neuſtrien eine Uebereinkunft unter dem Vorwande, den Landfrieden zu erhalten und den Streitigkeiten und Räubereien an den Grenzen beider Reiche ein Ende zu machen, — allein der geheime Inhalt der Convention war, Childebert ſollte ermordet, Guntramm vom Throne geſtoßen werden und an die zwei Knaben des erſteren, Theodobert und Theodorich, der eben erſt geboren war, die Regierung übergehen, aber in der Weiſe, daß Rauching im Namen des Aeltern, Urſio und Bertefried für den jüngern herrſchten, endlich ſollte Brunhilde für immer unſchädlich gemacht werden. Hochmuth und

Siegesgewißheit bereitete ihnen daſſelbe Ende, wie Gundobald und ſeinen Genoſſen. Rauching traf eben Vorbereitungen, an den königl. Hof abzugehen, um den Mordplan in's Werk zu ſetzen, als die ganze Verſchwörung an König Guntramm verrathen wurde, der dann auch geheime Botſchaft an Childebert ſendete mit der Warnung, auf der Hut zu ſein. Kaum hatte dieſer Kenntniß von den Gefahren, welche ihm und dem königlichen Hauſe drohten, ſo ließ er Herzog Rauching zu ſich entbieten. Er erſchien und betrat den Palaſt des Königs, als dieſer eben den Befehl erlaſſen hatte, aller Orten ſein Eigenthum unter Siegel zu legen. Die Unterredung war kurz und betraf gleichgültige Dinge. In dem Augenblick aber, als er aus den königlichen Gemächern trat, wurde er von zwei Thürſtehern ſo gefaßt, daß er zu Boden ſtürzte, dann von ihnen ermordet und ſein Leichnam durch's Fenſter geworfen. Einer ſeiner Diener entkam und eilte nach Soiſſons, ſeinem Weibe die entſetzliche Nachricht zu bringen. Sie zog eben mit wahrhaft königlicher Pracht über die Straße, um in der Kirche des hl. Criſpinus und Criſpinianus die hl. Meſſe zu hören. Auf einem ſtolzen Pferde ſitzend, war ſie in einem von Gold durchwirkten Gewande, von Perlen und koſtbaren Edelſteinen ganz bedeckt, vor und hinter ihr ein Schwarm reichgekleideter Diener, — ſo traf ſie die Todesnachricht ihres Mannes. Da bog ſie raſch in eine andere Straße, warf ihr Geſchmeide zur Erde und flüchtete in die Kirche des hl. Medardus. In Rauchings Schatzkammer fanden ſich Reichthümer, wie ſie kaum der königliche Schatz aufweiſen konnte. Unterdeſſen hatten Urſio und Berteſried der Verabredung gemäß ein Heer ausgehoben und waren ſchon im Anzug. Als ſie aber von dem Schickſale Rauchings hörten, zogen ſie ſich in die feſte Burg von Vaivre zurück, feſt entſchloſſen, ſich auf das Aeußerſte zu vertheidigen.

In der Ungewißheit, welche Gefahren noch drohen und von der Nothwendigkeit überzeugt, gemeinſame Maßregeln zu ergreifen, lud Guntramm ſeinen Neffen zu einer Zuſammenkunft ein. Sie ſollte in Andelot zwiſchen Langres und Nancy ſtattfinden, wo denn auch der von daher benannte Vertrag zwiſchen ihnen abgeſchloſſen wurde. Childebert war begleitet von Brunhilde, ſeiner Schweſter Chlodoſinde und ſeiner Gemahlin Faileuba. Hier brach endlich auch das Strafgericht über Guntramm-Boſo herein, der ſchon längſt König Guntramm wie der Königin Mutter Brunhilde gleich ſehr verhaßt war, — namentlich hatte ihm dieſe die Schmähungen und kränkenden Worte nicht vergeſſen, welche ſie während Childeberts Jugend auch von ihm erdulden mußte. Schon vor dem Ausbruch der zweiten Verſchwörung hatte Childebert den Befehl gegeben, ihn zu verfolgen und zu tödten. Darauf war Boſo nach Verdun zu Biſchof Agerich, der des Königs Taufpathe war, geflohen und hatte ihn um ſeine Fürſprache flehentlich angegangen. Auf deſſen Bitten wurde die Vollſtreckung des gegebenen Befehls aufgeſchoben, bis Guntramm ſich ausgeſprochen, und Boſo ſo lange der Obhut des Biſchofs übergeben. Der Ausſpruch

war vorauszusehen und Agerich mußte den Gefangenen stellen. Als Boso hörte, daß er verurtheilt sei, floh er in die Herberge des Bischofs Magnerich von Trier. „Ich weiß, hl. Bischof," sprach er, „daß du in hohen Ehren bei den Königen stehst, und flüchte mich zu dir, daß ich ihrem Zorn entgehe. Siehe, schon stehen meine Mörder vor der Thüre. Rette mich, oder wisse, daß, wenn du mich nicht rettest, ich dich erst tödte, ehe ich hinausgehe und sterbe." Vergebens stellte ihm Magnerich vor, ihn hinauszulassen, wenn er die Gnade des Königs erflehen solle. „Schicke deine Vertrauten," entgegnete Boso mit gezücktem Schwerte, „die mögen berichten, was ich dir sage." Dem Könige wurde aber berichtet, der Bischof schütze den Herzog. Im Zorn brach er in die Worte aus: „So legt Feuer an das Haus, auf daß sie beide verbrennen!" Als dieser Befehl ausgeführt wurde, erbrachen die Geistlichen die Thüre mit Gewalt und retteten den Bischof. Guntramm-Boso wollte sich durch die Flammen den Weg mit dem Schwerte bahnen, sobald er aber an der Schwelle erschien, flogen ihm so viele Lanzen entgegen, daß er von ihnen durchbohrt nicht zur Erde sinken konnte. Darauf wendete sich Childebert gegen Ursio und Bertefried. Der erstere erlag nach tapferer Gegenwehr auf der Schwelle einer Kirche, wohin er sich gerettet hatte, aus der ihn aber die Flammen heraustrieben. Bertefried rettete sich nach Verdun in ein Oratorium des dortigen Bischofs. Da dieser sich weigerte, ihn auszuliefern, ja ihn sogar schützen wollte, so erstiegen die Leute Childeberts das Dach und tödteten den Eingeschlossenen mit Ziegeln, die sie nach ihm warfen. Der Sieg des Königs über seine Feinde war so vollkommen, daß viele aus Furcht vor seiner Gewalt das Land verließen. Herzoge, deren Gesinnung ihm verdächtig war, wurden ab-, und andere an ihre Stelle gesetzt. Der Einzige, der noch übrig blieb, war Egidius, Bischof von Rheims. Gewandt, wie er war, begab er sich mit großen Geschenken auf den Weg, nachdem ihm mit einem Eid sicheres Geleit versprochen war. Und Childebert verzieh ihm zum nicht geringen Aerger Guntramms, daß ein so offener Feind des Königthums beinahe straflos ausgehen sollte.

Das wichtigste Ereigniß der Zusammenkunft beider Könige war der Abschluß des Vertrags zu Andelot, wornach die Grenzen beider Reiche, ebenso die Erbschaftsfolge im Falle des Todes des Einen oder Andern festgesetzt wurden. Namentlich war darin, wie zur Beruhigung vor Mißbrauch der königlichen Macht auch die Bestimmung enthalten, daß, was einem Jeden ihrer Getreuen nach Wahl und Gesetz zukomme, ihm nicht geschmälert werde, vielmehr sollten sie Alles besitzen oder zurückerhalten, was ihnen gebühre, und wenn irgend Einem durch königliche Entscheidung ohne sein Verschulden etwas entzogen werden solle, es ihm nach gepflogener Untersuchung zurückgestellt werde. Ebenso soll ein Jeder, was die Freigebigkeit früherer Könige bis zum Tode Chlotars ihm geschenkt, ungefährdet besitzen und was seitdem irgend einem Getreuen entzogen worden sei, soll ihm zurückerstattet werden. Ferner sei den Getreuen beider Könige durch beide Reiche,

mögen sie in Staats- oder ihren eigenen Angelegenheiten reisen, niemals freier Durchzug zu verweigern. Endlich verpflichteten sie sich gegenseitig, daß Keiner die Getreuen des Andern an sich ziehe, oder wenn sie selbst kämen, aufnehmen dürfe, — Schuldige aber sollten ausgeliefert werden. Nach der Niederlage und dem Tod so mächtiger Männer, wie die verschworenen Herzoge waren, sollten diese Bestimmungen des Vertrags den Vornehmen und Großen, welche auf Seite der Könige standen, Beruhigung und Sicherheit gewähren.

Aber all dieser Maßregeln ungeachtet war schon im nächsten Jahr eine neue Verschwörung dem Ausbruch nahe. Demnach sollte Childebert genöthigt werden, seine Mutter zu verbannen, seine Gemahlin Faileuba zu verstoßen und mit einer andern sich zu vermählen, oder, wenn er sich dessen weigere, getödtet und seine Söhne zu Königen erhoben werden. Dazu hatten der Marschall Sunnegisil, der Kanzler Gallomagnus, Septimina, die Erzieherin der königlichen Kinder, und ein gewisser Droctulf sich verbunden. Septimina ergriffen und auf die Folter gespannt gestand den ganzen Plan, ebenso daß sie ihren Ehemann aus Liebe zu Droctulf getödtet und mit diesem schon lange Buhlschaft getrieben habe. Sie wurden beide hart gegeißelt, mit glühenden Eisen im Gesicht gebrandmarkt und darauf zu Sclavenarbeit verurtheilt. Sunnegisil und Gallomagnus suchten in Kirchen Schutz vor der Rache Childeberts. Sie wurden all ihrer Güter beraubt und aus dem Reiche verbannt, auf die Fürsprache Guntramms später zwar wieder zurückgerufen, aber nur um einem schrecklichern Loos zu verfallen.

Um diese Zeit, etwa von 584—590, brachen die Franken zum Theil unter Childeberts eigener Anführung wiederholt in Oberitalien ein, um in Vereinigung mit den Griechen den Longobarden die Halbinsel wieder zu entreißen, — mit welchem Erfolg, ist schon erwähnt. Während all dieser Ereignisse inner- und außerhalb des Frankenreichs blieb Fredegunde eine unversöhnliche Feindin von Sigiberts Haus, und so gräßlich oft die Strafen waren, denen ihre Werkzeuge, wenn sie ergriffen wurden, erliegen mußten, — sie fand stets neue, die sie „wie verzaubert" demselben Loos entgegenschickte. Zwei mit vergifteten Dolchen gegen Childebert und dessen Mutter ausgesandte Mörder wurden ertappt und ihnen nach erpreßtem Geständniß Hände, Nase und Ohren abgeschnitten. 585. Im folgenden Jahre sah sich König Guntramm an einem Morgen, als er zum Gebet ging, in der Kirche von einem Mann angefallen, der das Nämliche gestand. Das furchtbare Weib wüthete gegen ihre eigenen Kinder. Erbittert über die Vorwürfe ihrer Tochter Rigunthe, die sie von Toulouse zurückholen ließ, öffnete sie derselben in scheinbar gütiger Miene eine Truhe, die mit goldenen Halsketten und kostbarem Geschmeide angefüllt war, mit der Aufforderung, herauszunehmen, was sie erfreue. Aber kaum beugte sich jene strahlend vor Freude nieder, als Fredegunde den Deckel der Truhe ihr in's Genick warf und mit aller Gewalt niederdrückte, so daß ihr röchelnd die Augen aus den Höhlen

drangen, bis auf den Hülferuf einer der zufällig eintretenden Mägde Alles zusammenlief und die halb Erdroſſelte den Händen ihrer Mutter entriß. Von einem Weibe, das jedes Gefühl einer Mutter ſo grauſam und kaltblütig verleugnen konnte, durften Andere mildere Geſinnungen nicht erwarten. In Tournay kam es zwiſchen zwei Franken, Schwäger zu einander, deßwegen, weil der Eine ſein Eheweib, die Schweſter des Andern, vernachläſſigt und der Buhlſchaft mit Andern nachging, zuerſt zu heftigen Vorwürfen und bald zu blutigen Streitigkeiten, in denen der untreue Ehemann mit vielen ſeiner Leute erſchlagen wurde. Andere aber erſchlugen bald darauf den Erſtern, ſo daß in dem gegenſeitigen Gemetzel von den beiderſeitigen Haufen nur ein Einziger übrig blieb. Nun befehdeten ſich die Väter der Getödteten und es hatte bald den Anſchein, als werde die ganze Umgegend in den blutigen Hader hinabgeriſſen, obwohl Fredegunde die Streitenden oftmals ermahnte, endlich von der Feindſchaft abzulaſſen und ſich zu vertragen, damit nicht aus dem hartnäckigen Streit noch größeres Unheil hervorbreche. Als dieß nichts fruchtete, zertrat ſie ſo zu ſagen kaltblütig die ganze ſtreitende Brut. Sie lud nämlich, unter dem Vorwande, eine Verſöhnung anzubahnen, viele Männer zu einem Gelage und hieß die Väter der Getödteten und denjenigen, der von ihrer Begleitung allein übrig geblieben war, auf eine Bank neben einander ſitzen. Das Mahl dehnte ſich bis zur einbrechenden Nacht aus, man blieb aber nach der Sitte der Franken, als der Tiſch bereits abgedeckt war, auf den Bänken ſitzen, wie man vorher geſeſſen hatte. So zechte man weiter und trank ſo lange, bis die Diener endlich auch berauſcht wurden und in den Winkeln des Hauſes, wo gerade ein Jeder hinſank, ſich zum Schlafe legten. Dieſen Augenblick hatte Fredegunde erwartet. Auf ihren Befehl ſtellten ſich Männer, ein Jeder mit einem Beil, im Rücken jener Franken auf und ſchlugen ſie, während ſie mit einander ſprachen, wie mit Einem Schlage zu Boden. „Darauf," ſagt Gregor von Tours, „ging man vom Mahle." Die Verwandten der alſo Ermordeten erhoben zwar laute Klage und ſuchten bei Childebert Hülfe, Fredegunde wußte aber der Entrüſtung des Volks mit leichter Mühe zu entgehen.

In Childebert mußte zuletzt der Gedanke, überall von gedungenen und lauernden Mördern umgeben zu ſein, jedes Gefühl von Mitleid und Erbarmen zugleich austilgen. Als im Jahre 590 von ſeinen Leuten in der Nähe eines königlichen Hofs im Elſaß ein Verdächtiger aufgegriffen und zu Rede geſtellt wurde, geſtand er ohne Zögern, daß er von Fredegunde zur Ermordung des Königs ausgeſandt ſei, es ſeien ihrer aber zwölf, ſechs davon in Soiſſons geblieben, um den Sohn Childeberts gefangen zu nehmen, er mit fünf andern gekommen, um dem Könige auf allen Wegen aufzulauern. Von den Aufgegriffenen wurden die Einen furchtbar verſtümmelt, die Andern tödteten ſich ſelbſt. Dieſe Entdeckung brachte den begnadigten Marſchall Sunnegiſil auf's Neue in's Gefängniß und auf die Folter. Der Unglückliche wurde mit Riemen und

Ruthen furchtbar gegeißelt und damit immer von Neuem angefangen, wenn die aufgerissenen Wunden sich schließen und heilen wollten. Unter den so erpreßten Geständnissen beschuldigte er Bischof Egidius der Theilnahme an der Verschwörung Rauchings, Ursio's und Bertefreds zur Ermordung Childeberts. Sofort wurde Egidius, der eben erst von einer langwierigen Krankheit sich erhoben hatte, ergriffen und von Rheims nach Metz in's Gefängniß gebracht. Auf Befehl des Königs sollten die Bischöfe in Verdun sich versammeln und über den Angeklagten zu Gericht sitzen. Einige von ihnen machten aber Childebert Vorstellungen, daß er Egidius ohne Verhör aus seinem Bischofssitz vertrieben und in's Gefängniß habe werfen lassen. Darauf durfte der Angeklagte nach Rheims zurückkehren, mußte sich aber vor dem bischöflichen Concil in Metz zur Verantwortung stellen. Hier ließ ihn Childebert durch den frühern Herzog Ennodius des Verraths an König und Reich anklagen. Als er leugnete, wurden von ihm gefälschte Urkunden vorgelegt, durch welche er sich große Güter angeeignet hatte. Darauf wurden die Beweise beigebracht, daß er einst von Chilperich zweitausend Goldgulden und viele Kostbarkeiten erhalten, und Briefe vorgewiesen, in welchen der Plan enthalten war, Brunhilde und darauf Childebert zu verderben. Auf seine Behauptung, daß diese letztern weder in seinem Namen abgesandt noch als Antwort Chilperichs von ihm empfangen worden, trat ihm einer seiner vertrauten Diener entgegen, mit dem Gegenbeweis, daß man sie allerdings in Geheimschrift unter seinen Briefen gefunden. Eine Frist von drei Tagen sollte ihm Zeit und Mittel geben, sich gegen diese schweren Anklagen zu vertheidigen. Als der bestimmte Tag anbrach, warf er sich vor der Versammlung auf die Kniee und bekannte sich als Hochverräther des Todes schuldig. Auf die Bitte der Bischöfe schenkte ihm Childebert das verwirkte Leben. Er wurde aber seines Bisthums entsetzt, aus dem priesterlichen Stande ausgestoßen und nach Straßburg verwiesen.

Neben diesem Beispiel eines Egidius von Mißbrauch bischöflicher Würde und Gewalt findet sich noch Manches, das dem Priesterthum zur Unehre und der christlichen Gemeinde zu schwerem Aergerniß gereichen mußte. Es gab da Bischöfe, welche nicht blos ränkevoll und habsüchtig waren, sondern eines scandalösen Lebens, vieler Gewaltthaten und Ungerechtigkeiten, des Ehebruchs und Mordes beschuldigt und überführt werden konnten. Zu diesen gehörte besonders Pappolus von Langres, Salonius von Embrun und Saggittarius von Gap. Auch der Bischof Badegisil von Mans war räuberisch wie Cautinus, — vorher königlicher Hausmaier, nahm er die Tonsur, erhielt die Weihen und vierzig Tage nach dem Tode seines Vorfahren das Bisthum Mans, aber damit nichts weniger als christliche Gesinnung. Er war ein Mann, der, hart gegen das Volk, Vielen ungerechter Weise ihre Habe nahm und raubte. Es verging kein Tag, an dem er nicht gegen Leute wüthete und sie mißhandelte, ja selbst mit eigenen Händen Viele schlug. „Soll ich denn," pflegte er zu sagen,

„weil ich Geiſtlicher geworden bin, etwa nicht mehr das Unrecht rächen, das man mir anthut?“ Noch ſchlimmer als er war ſein Weib Magnatrud, von der Gregor Unnennbares erzählt. Alle dieſe Uebel brachen aus Verhältniſſen hervor, gegen welche die kirchlichen Geſetze ohnmächtig waren. Sie ſind in der Thatſache angedeutet, daß die Laien nach dem Tode eines Biſchofs, um deſſen Nachfolger zu werden, nichts Beſſeres zu thun wußten, als von den Juden viele Koſtbarkeiten zu kaufen und ſie dem Könige überreichen zu laſſen, um durch ihren Einfluß an das Ziel ihrer Wünſche zu gelangen. Ebenſo wird berichtet, daß auch nach den Klagen Gregors des Großen an Brunhilde und ihren Sohn Childebert in Gallien und Germanien beinahe Niemand unentgeltlich zu den Weihen gelangte, alſo wieder zu verkaufen ſuchte, was er von Andern nur käuflich an ſich gebracht, und daß ehrgeizige Laien um die Wette nach biſchöflicher Gewalt rannten: man laſſe ſich die Haare ſchneiden und alsbald weihen ohne Beruf und Prüfung. Wenn vor der Eroberung Galliens durch die Franken die Bisthümer meiſt in den Händen vornehmer römiſcher Familien faſt erblich wurden, ſo hatte das unter einem ungebildeten und gewaltthätigen Volke, dem Beſitz, Bildung und vornehme Abkunft eine gewiſſe Achtung einflößten, ſeine Vortheile, aber auch, in der beinahe geſicherten Uebergabe eines geiſtlichen Amtes von einem Familienglied auf das andere, ſeine ſchweren Nachtheile. Dieſe wurden aber noch vergrößert, als die fränkiſchen Könige anfingen, die biſchöfliche Würde ihren Günſtlingen zu übertragen und vornehme Franken ſich ſelbſt einzudrängen wußten. Von da an werden Geiſtliche, welche öffentlich in Waffen erſchienen, der Jagd oblagen, im Forſte mehr als am Altar erſchienen, Rauſer und Säufer im biſchöflichen Gewand immer häufiger, — daher das Beſtreben der kirchlichen Gewalt vor Allem die Wahlen zum biſchöflichen Amt von äußern weltlichen Einflüſſen frei zu ringen und die alte Synodalverfaſſung und Kirchenzucht aufrecht zu erhalten.

Gegenüber jenen unwürdigen Biſchöfen fehlte es der Kirche nicht an ſittenreinen, gottesfürchtigen und thatkräftigen Männern, welche der ihnen anvertrauten Gemeinde mit väterlicher Liebe zugethan waren und auch vor gewaltthätigen Königen die Würde ihres Amtes zu behaupten wußten. Die Gewalt dieſes Amtes hatte ſich ſchon im römiſchen Reiche über das kirchliche Leben hinaus erſtreckt. Die Biſchöfe hatten auch die Aufſicht über die Lebensmittel und die öffentlichen Gefängniſſe und die Mitwirkung bei Ernennung der Vormünder, ebenſo die Befugniß mit Zuſtimmung beider Theile bürgerliche Rechtshändel zu ſchlichten, auch konnten bei ihnen Beſchwerden über pflichtvergeſſenen Richter vorgebracht werden. In harten Zeiten und ſchweren Bedrängniſſen fanden große wie kleine Gemeinſchaften nur in ihren geiſtlichen Hirten Rath, Hülfe und Schutz. Bei Eroberung des Landes waren beſonders ſie es, welche für die Unterworfenen Schonung und Erbarmen erflehten, oder Verträge und Bündniſſe ſchloßen. Mit dieſem Anſehen traten ſie dann auch zu den bekehrten Eroberern

um so mehr, als auch die Könige schon aus Staatsklugheit ihrer Gewalt bedurften, ja mancher mit einer Art Scheu und aberglaubischen Furcht zu ihnen aufblickte. Aus solcher Machtfülle und dem Bestreben, sie zu erhalten und auszudehnen, erwuchs ihnen später die Eifersucht und das Mißtrauen der königlichen Gewalt, woraus dann jene Kämpfe, welche die christliche Welt Jahrhunderte lang erschüttern sollte, und die bei gänzlich umgestalteten Verhältnissen bis zu uns heraufreichen.

3) Childebert war aus allen gegen ihn angezettelten Verschwörungen siegreich hervorgegangen. Als aber Guntramm starb, 593, bald darauf er selbst und damit an der Spitze der drei Reiche, in welche das Frankenreich getheilt war, drei Knaben standen, errang endlich die Aristokratie den Sieg gegen das Königthum. Nach dem Tode Guntramms erhob sich um Burgund, das Childebert nach dem Vertrag von Andelot erben sollte, ein wüthender Kampf. Das ganze Frankenreich erhob sich in den Waffen. Die von Westen führte Fredegunde mit Herzog Landerich, an der Spitze der Austrasier und zum Theil der Burgunder standen Gundobald und Wintrio, Childeberts Herzoge. In dem Gebiet von Soissons stießen sie auf einander. Gegen das große Heer Childeberts bediente sich Fredegunde einer List, die ihr gegen alle Erwartung zum Sieg verhalf. Sie ließ nämlich die Ihrigen mit grünen Baumästen bedeckt, als ob es ein Wald wäre, bei Nacht vorrücken. Als die Wachen der Austrasier mit der Morgenröthe die sich bewegenden grünen Zweige sahen, waren sie nicht wenig erstaunt. „War nicht gestern noch dort Alles kahl und eben?“ — „„Fürwahr, du bist gestern trunken gewesen, hörst du denn nicht die Schellen unsrer Pferde, die dort am Walde weiden?““ Es waren dieß die Schellen der Pferde der Neustrier, die sich mit Tagesanbruch unter Hörnerklang über die Austrasier und Burgunder, die meist im Schlafe lagen, herstürzten und ihnen eine schwere Niederlage beibrachten. Gundobald und Wintrio entgingen der Gefangenschaft nur durch die Schnelligkeit ihrer Pferde. Bald darauf starb Childebert erst fünf und zwanzig Jahre alt, wie man sagt, an Gift, das ihm seine eigene Mutter Brunhilde, um mit ihren Buhlen allein zu herrschen, habe beibringen lassen. 596. Von seinen beiden Söhnen erhielt Theodebert Austrasien mit der Hauptstadt Metz, Theoderich aber Burgund mit der Hauptstadt Orleans. Diesen Zeitpunkt hielt Fredegunde für geeignet, Paris und einige andere Städte gewaltthätig für ihren Sohn Chlotar wegzunehmen, und als es darüber wiederholt zu einem Zusammenstoß an der Seine kam, unterlagen Theoderich und Theodebert auch hier. Ein Jahr darauf starb Fredegunde auf dem Gipfel ihrer Macht, alt und hochbetagt, 597, und hinterließ Chlotar im unbestrittenen Besitz von Neustrien.

Um so größern Widerstand fand Brunhilde bei den Austrasiern wegen ihrer Herrschsucht. Auf ihr Anstiften war Wintrio ermordet worden. Sie

mußte fliehen und irrte eine Zeitlang arm und verlassen umher, bis sie ein armer Mann auffand und aus Mitleid zu Theoderich nach Burgund geleitete, wofür sie ihn später zu hohen Ehren erhob. In dem fortgesetzten Krieg gegen die Neustrier erlitten diese bei Dormeille eine schwere Niederlage, so daß gegen 30,000 Franken gefallen seien. Theoderichs Hausmaier war Berthoald, ein Franke von strengen Sitten, unbestechlich, tapfer und ein Mann von Wort gegen Alle. Um so verhaßter war er Brunhilde: sie drang in den König, ihren Günstling Protadius, einen Römer, mit dem sie in Unzucht lebte, an dessen Stelle zu setzen. Als die Burgunder gegen die Neustrier, die von Landerich angeführt wurden, allein den Krieg fortsetzten, suchte und fand Berthoald aus Unmuth, von seinem Könige zuletzt doch dem ränkevollen Weib geopfert zu werden, den Tod in der siegreichen Schlacht bei Etampes. 604. Theoderich zog als Sieger in Paris ein. Königlicher Hausmaier wurde nun Protadius, ein Mann, ebenso schlau wie gewandt in den Geschäften, dabei grausam und ungerecht, der es gleich gut verstand, den Schatz des Königs wie sein eigenes Vermögen durch das der Unterthanen zu vermehren. Nachdem endlich mit Chlotar Friede geschlossen war, wußte Brunhilde in wahrer Mordlust und aller Gefühle eines Weibes baar und ledig Theoderich gegen seinen Bruder Theodebert zum Krieg zu hetzen, — seine Vorstellungen und sein Sträuben damit niederschlagend, daß dieser nicht Childeberts, sondern eines Gärtners Sohn sei. Als die Heere einander gegenüber standen, war es Protadius allein, der dem allgemeinen Ruf nach Frieden entgegentrat. Da brach ein Aufstand auf und das ganze Heer Theoderichs verlangte den Kopf des königlichen Hausmaiers. Er saß eben im Zelte des Königs mit dem Leibarzt Petrus beim Brettspiel, als der Tumult ihn umringte. Theoderich, der von seinen Leuten anderswo zurückgehalten wurde, schickte den Alemannen Uncilin an die Aufrührerischen mit dem Befehl, von Protadius abzulassen. „Was ist des Königs Wille?“ brüllte ihm der Haufen entgegen: „„Er soll sterben!““ war des Alemannen kaltblütige Antwort. Uncilin war nämlich derselben Meinung, wie das ganze Heer. Da wurden die Zeltwände auseinandergehauen und Protadius unter Flüchen und Verwünschungen niedergestreckt. Bei solcher Gesinnung seines Heeres schloß Theoderich nothgedrungen Frieden mit seinem Bruder und kehrte zurück. Brunhilde hatte den Tod ihres Buhlen auch nach Jahren noch nicht verschmerzt und ließ Uncilin, dem hinterlistigen Urheber seines Todes, einen Fuß abhauen und ihm alles rauben, was er besaß; aus demselben Grunde mußte auch der Patricier Vulfus sterben. Es wäre ein zu lautredendes bedeutsames Zeichen für die Wirksamkeit der christlichen Kirche damaliger Zeit, wenn das Leben eines solchen Weibes von den Wächtern und Hütern des göttlichen Gesetzes nicht strenge getadelt worden wäre. Es geschah, — aber dasselbe Weib, das die eigenen Enkel zu Haß und Mord gegen einander hetzen konnte, hatte auch den Muth, lästigen Sittenpredigern den Mund auf immer zu

ſchließen. So wurde Biſchof Deſiderius, der ihr Buße zu predigen wagte, auf ihr Anſtiften geſteinigt. Der heil. Columban, der von Irland her in's Frankenreich gekommen war, das Evangelium zu verkünden, tadelte König Theoderich ſtrenge, daß er nicht mit einer rechtmäßigen Gemahlin, ſondern mit Kebsweibern in Sünden lebe. Daran war aber namentlich Brunhilde ſchuld, weil ſie den Einfluß einer Königin mehr fürchtete, als die Macht von Frauen, welche die Luſt und Laune des Königs eben ſo ſchnell rufen, wie entlaſſen konnte. Als Columban Brunhilde auf einem der königlichen Höfe in der Nähe von Autun begegnete, führte ſie ihm die Söhne Theoderichs vor. Auf ſeine Frage, was ſie begehre, ſprach ſie: „Es ſind des Königs Söhne, — ſegne ſie!" — „„Wiſſe,"" erwiederte er, „„daß ſie niemals den königlichen Scepter führen werden, ſie ſind aus Unzucht entſprungen."" Wüthend befahl ſie, die Knaben wegzuführen, wußte aber Theoderich und den ganzen königlichen Hof gegen den gefürchteten, ſittenſtrengen Glaubensboten ſo einzunehmen, daß er das Reich verlaſſen mußte, anfangs wieder in ſein Vaterland zurückkehren wollte, dann aber nach Deutſchland und von da nach Italien zog. Um dieſe Zeit ließ Theoderich durch eine Geſandtſchaft bei dem Weſtgothenkönig Witterich um die Hand ſeiner Tochter Ermenberta werben. Er erhielt ſie unter denſelben Bedingungen, wie einſt König Chilperich, daß er nämlich ſeine Kebsweiber entferne, hielt aber auch ſein Verſprechen beinahe wie jener. Nach einem äußerſt pomphaften und freudigen Empfang wußten Brunhilde und ſeine Schweſter Theudelana im königlichen Palaſt ſolchen Unfrieden zu ſtiften, daß er jeden ehelichen Umgang mit ihr mied und ſie nach einem Jahr nach Spanien zurückſchickte, ihre Mitgift aber behielt. Sein Bruder Theodebert war nicht beſſer. Er hatte eine Frau mit Namen Belichilde zur Gemahlin, die Brunhilde einſt von Handelsleuten gekauft und unter ihre Mägde aufgenommen hatte. Nicht nur, daß es zwiſchen Bellchilde und ihrer früheren Herrin oftmals zu Schmähreden und gegenſeitiger beſchimpfender Behandlung kam, — in einem Anfall von Wuth tödtete Theodebert ſeine Gemahlin mit eigener Hand und nahm dann ein anderes Mädchen mit Namen Theudechilde zur Frau.

Endlich war es Brunhilde gelungen, die beiden Brüder, ihre Enkel, auf's Neue zu entzweien. Es handelte ſich um den Beſitz von Elſaß. Darüber ſollte ein Schiedsgericht vornehmer Franken aus beiden Reichen in der Burg Selz entſcheiden. Als Theoderich dazu mit einem Heer von 10,000 Mann erſchien, ſah er ſich plötzlich von ſeinem Bruder durch ein weit größeres Heer Auſtraſier eingeſchloſſen, ſo daß bei ſolcher Beweisführung der Spruch der Schiedsrichter zu Gunſten Theodeberts lautete und Theoderich ohne irgend einen Gewinn ſchimpflich abzuziehen genöthigt war. Die Wunde ſolcher Niederlage ließ Brunhilde nicht mehr vernarben, — nachdem Theoderich durch einen Vertrag mit Chlotar ſich den Rücken gedeckt, brach er gegen ſeinen Bru-

der zur letzten blutigen Entscheidung auf. Bei Toul stießen beide Heere auf einander und rangen wie in allen Bruder- und Bürgerkriegen mit äußerster Erbitterung um den Sieg. Er blieb Theoderich, sein Bruder floh und sammelte ein neues Heer, mit dem er bei Zülpich Theoderich zum Zweitenmale entgegentrat. Er unterlag auch hier, die gegenseitige Erbitterung und Metzelei war so groß, daß, wo die Schlachtreihen aufeinander trafen, die Körper der Erschlagenen nicht zur Erde fielen, sondern zwischen den übrigen Leichnamen aufrecht stehen blieben, als lebten sie noch. Theodebert floh nach Köln und von da über den Rhein von Theoderichs Kämmerer Berthar hart verfolgt. Endlich eingeholt und gefangen genommen, wurde er in Köln seinem Bruder vorgeführt. Dieser ließ ihn seines königlichen Gewandes entkleiden, schenkte sein Pferd mit Zaum und Sattelzeug Berthar und befahl, ihn in ein Kloster zu bringen, wo er nach Brunhildens Willen nach wenigen Tagen ruchlos ermordet wurde. Sein Sohn Merovich, ein noch zartes Kind, wurde auf Theoderichs Befehl an den Füßen ergriffen und an einem Stein zerschmettert, daß das Hirn herausspritzte, die übrigen Kinder getödtet. 612.

Da sah Theoderich seines Bruders wunderschöne Tochter und begehrte sie zur Ehe. Dadurch Einbuße in ihrer Macht fürchtend, widerrief Brunhilde jetzt ihre frühere Aussage, durch welche sie ihn gegen Theodebert in den Krieg gehetzt hatte. „Wie kannst du," sprach sie, „die Tochter deines Bruders ehelichen?" Wuthentbrannt brach er gegen sie los: „„hast du nicht gesagt, es sei nicht mein Bruder?"" — und fiel sie mit gezogenem Schwerte an. Nur mit Mühe wurde sie von den Umstehenden einem gewissen Tode entrissen. Aus Rache mischte sie einen Trank mit Gift und ließ ihn Theoderich durch einen treuen Diener überreichen. Er trank und starb eines schmerzlichen Todes mit Hinterlassung von vier unmündigen Söhnen, Sigebert, Childebert, Corbus und Merovich. Brunhildens Hoffnung, im Namen des ältesten die Herrschaft zu führen, wurde schnell vereitelt, da sie vornehmlich den austrasischen Großen schon lange verhaßt war. Ein großer Theil von diesen, vor Allen Arnulf von Metz, Pippin u. a. forderten darum Chlotar, Fredegundens Sohn auf, von Austrasien Besitz zu nehmen. Er kam und war schon bis Andernach vorgedrungen, als Gesandte von Brunhilde bei ihm eintrafen mit der Aufforderung, das Reich, das den Söhnen Theoderichs gehöre, alsbald wieder zu räumen. Seine schlaue Antwort war, Haß und Feindschaft hätten im königlichen Hause lange genug geherrscht, das Volk der Franken möge durch ein Schiedsgericht entscheiden, wem das Reich gehöre, — er unterwerfe sich demselben. Da schickte Brunhilde Theoderichs ältesten Sohn Sigebert mit dem Hausmaier Warnachar, Alboin und andern Großen nach Thüringen, um die überrheinischen Völkerschaften zum Widerstand gegen Chlotar aufzurufen. Weil sie aber Wanachar nicht traute, schickte sie einen heimlichen Boten an Aiboin mit dem schriftlichen Befehl, jenen auf irgend eine Weise aus

dem Wege zu räumen. Als Alboin den Brief geleſen hatte, zerriß er ihn und warf ihn weg. Aber ein Diener Warnachars fand die Theile, zog ſie auf einer mit Wachs beſtrichenen Tafel wieder auf und ſetzte ſeinen Herrn in Kenntniß von der ihm drohenden Gefahr. Das beſchleunigte die Entſcheidung, indem nun der Bedrohte mit Chlotar in geheime Verbindung trat und viele Auſtraſier heimlich auch dafür gewann. Als nun beide Heere bei Chalons auf derſelben Ebene, auf der einſt Attila mit ſeinen Hunnen erlag, einander gegenüberſtanden, ſah ſich Brunhilde wie auf ein gegebenes Zeichen verrathen und plötzlich verlaſſen. Die vier Söhne Theoderichs fielen in die Hände Chlotars. Childebert entkam wieder durch die Flucht und erſchien nie mehr wieder, Sigebert und Corbus wurden auf Chlotars Befehl getödtet, Merovich, den er aus der Taufe gehoben hatte, ließ er nach Neuſtrien bringen, wo er noch einige Jahre lebte. Brunhilde war mit Theoderichs Schweſter Theudetana entflohen, wurde aber in Orbe, im Kanton Waadt, ergriffen und vor Chlotar gebracht, der ſie tödtlich haßte. Nachdem er ihr alle Sünden und Frevelthaten ihres Lebens vorgerechnet hatte, ließ er ſie auf den einſtimmigen Ruf des Heeres, daß ſie den Tod verdient habe, drei Tage lang martern, dann auf ein Kameel ſetzen und durch's ganze Heer führen, zuletzt mit dem Haupthaar, einem Arm und Fuß an den Schweif eines wilden Pferdes binden und ſo zu Tode ſchleifen. 613.

Auch aus dieſem Kampfe ging die königliche Gewalt als Siegerin hervor, aber nur ſcheinbar. Zwar war die Einheit der Monarchie wieder gewonnen und es lag eine ungeheure Macht in den Händen Eines Mannes. Aber einmal war der Sieg nur errungen durch Vernichtung eines großen Theils des königlichen Stammes, alſo auf Koſten des fürſtlichen Hauſes, das die Franken mit Ehrfurcht zu betrachten ſchon lange gewöhnt waren, und dann konnte auch dieſe blutige Erndte nur durch die Gunſt und Hülfe der Vornehmen gewonnen werden, und kaum war jene gehalten, verlangten die Kriegsgenoſſen über den noch zuckenden Leichen der königlichen Kinder ihren ausbedungenen Lohn. Warnachar, der ihren Tod und den Brunhildens durch ſeinen Verrath herbeigeführt hatte, wurde zum Hausmaier von Burgund erhoben und war, wie unbelehrt durch ſo nahe Beiſpiele der fränkiſchen Geſchichte ſo durch ſeine geleiſteten Dienſte trotzig genug, von Chlotar einen Eid zu verlangen, daß er nie ſeiner Würde werde entſetzt werden. Hausmaier in Auſtraſien wurde Rado. Nach Fredegars Chronik hatte Chlotar noch Jahre lang mit unzufriedenen Großen zu kämpfen, aus welchen Gründen iſt nicht angegeben, — wahrſcheinlich aber waren es ſolche, die nach geleiſteten Dienſten in dem vorangehenden blutigen Intriguenſpiel ſich zu karg belohnt glaubten oder gar übergangen wurden, darum meiſt ihr altes Spiel fortſetzten und dem ſcharfen Schwert Chlotars unter die Schneide fielen. Es iſt nur ein Stück der herrſchenden Zuchtloſigkeit, daß Leudemund, Biſchof von Sitten in Wallis,

als heimlicher Bote des Patriziers Aletheus bei Chlotars Gemahlin Bertetrud erschien und ihr nichts weiter eröffnete, als: Chlotar werde in einem Jahre aus der Welt scheiden, sie möge darum in aller Stille den königlichen Schatz nach Sitten schaffen lassen, da dieß der sicherste Ort sei. Aletheus sei bereit, sein Weib zu verstoßen und Bertetrud zu heirathen, und werde, da er dem burgundischen Königshause angehöre, sich selbst auf den Thron setzen. Aber Bertetrud war keine Fredegunde. Kaum hatte sie diese merkwürdige Botschaft gehört, als sie in Thränen ihrem Gemahl Alles eröffnete. Leudemund entfloh und kehrte nach langer Irrfahrt endlich in seine Stadt zurück, ohne weiter gestört zu werden. Aletheus aber wurde vorgerufen, vor den Großen des Reichs seines Verbrechens überwiesen und hingerichtet. Aber die eigentliche Einbuße der königlichen Gewalt gegen die großen Vasallen und die Geistlichkeit zeigte sich erst, als Chlotar auf dem großen Synodalreichstag zu Tours jenen ihre Vorrechte feierlich bestätigen mußte, oder, wie Fredegar sagt, allen ihren gerechten Wünschen Gehör gab und seinen Bewilligungen Gesetzeskraft verlieh. Darnach wurde den Vasallen der Besitz ihrer Lehen, die durch den ununterbrochenen Herrenwechsel vielfach gefährdet waren, förmlich gesichert. Ferner wurde der Einfluß, den bisher die Könige bei Besetzung der bischöflichen Stühle auszuüben wußten, sehr beschränkt. Gleich der erste Canon befiehlt, daß man auf den erledigten Stuhl eines Bisthums nur den setzen soll, der vom Metropoliten mit seinen Conprovinzialen, vom Clerus und Volke der Stadt und aus freiem Willen gewählt worden sei; sei die Wahl auf eine andere Weise oder durch Einfluß irgend einer Gewalt zu Stande gekommen, so soll sie nichtig sein. Die übrigen Canonen betreffen die der Kirche gemachten Schenkungen. 615. Aus diesen erkämpften, dem Königthum abgerungenen Vorrechten erhob sich besonders eine Gewalt, die der Hausmaier, die allmählig dem elend verkümmerten Geschlecht der Merovinger die königlichen Insignien entzogen und sich selbst damit schmückten.

Nach dem Chronisten war Chlotars Charakter ohne Stolz und Uebermuth, — er war in den Wissenschaften unterrichtet und gottesfürchtig, freigebig gegen Arme, milde und gütig gegen Alle, — der Jagd mit Leidenschaft ergeben. Das Schlimmste war, daß er den Einflüsterungen von Weibern und Dirnen allzusehr sein Ohr lieh.

4) In diese Zeit fallen die unscheinbaren Anfänge eines klösterlichen Instituts, das Deutschland eine reiche Pflanzstätte für Wissenschaft und Bildung jeder Art werden sollte, — das ist St. Gallen. Als der heilige Columban vor dem Haß oder der sträflichen Gleichgültigkeit Theodorichs und seiner Mutter aus Burgund entwich, richtete er seine Schritte nach Austrasien, in der Absicht, über die Alpen nach Italien zu ziehen. Von Theodebert freundlich aufgenommen, ließ er sich in einem Weiler nieder, den das Volk Tuggonia, Tuggen, nannte und der am See von Turegum, Zürich, gelegen

war. Unter seinen zwölf Gefährten werden besonders Gallus, Theodor und Magnus genannt. Ueberzeugt, daß die christliche Predigt bei dem heidnischen Volke wenig Eingang finde, so lange seine Heiligthümer unversehrt vor seinen Augen stünden, unternahm Gallus unerschrocken deren Vernichtung, — er schleuderte die Götterbilder in den See und legte Feuer an die Heiligthümer. Dies brachte aber das Volk in solche Wuth, daß sie einem gewissen Tod sich durch die Flucht entzogen. So kamen sie nach Arbona, Arbon am Bodensee, bei den Römern castrum Arbor felix, wo sie einen Priester Namens Willimar trafen. Auf seinen Rath fuhren sie nach dem von den Alemannen zerstörten Brigantium, Bregenz, und gewannen den Ort wegen der Fruchtbarkeit des Bodens und der Nähe des See's so lieb, daß sie zu bleiben beschloßen und sich alsbald Wohnungen errichteten. Nicht lange darnach sollten sie Zeugen eines altheidnischen Opferfestes sein, das die dortigen alemannischen Einwohner Wodan zu Ehren abhielten, — in ihrer Mitte ein großes Faß mit Bier angefüllt, das etwa zwanzig Eimer hielt und das sie in ihrer Sprache Cupa, Kufe, nannten. Auf Columbans Frage, was das bedeute, wurde ihm die Antwort, es sei ein Opfer Gott Wodan dargebracht. Da blies er, erzählt der Mönch Jonas, das Faß an, daß es in Stücke sprang und sein Inhalt überall dahinfloß. Die Umstehenden meinten, Columban müsse einen starken Athem haben, daß er ein festgebundenes Faß so leicht zersprengen könne und geriethen darüber in nicht geringes Erstaunen. Er aber schalt und ermahnte sie, abzulassen von solchen Opfern und nach Hause zu gehen. Als er in der früher der heiligen Aurelia geweihten Kapelle, wo später das Kloster Mehrerau sich erhob, drei eherne und vergoldete Götzenbilder traf, mußte Gallus, als in der Redeweise jener Gegend bewandert, an das über den Anblick der Fremdlinge nicht wenig verwunderte Volk eine Rede halten, und darauf ergriffen sie furchtlos und unerschrocken die Götterbilder vor Aller Augen, zerschmetterten sie an dem Felsen und schleuderten die gebrochenen Theile in den See. Während ein Theil des Volkes sie aufmerksam anhörte, zog ein anderer zornig und aufgebracht in voller Wuth von dannen.

Drei Jahre lang blieb die Colonie ungestört in ihrer harten Arbeit, der Wildniß des Bodens, wie des menschlichen Herzens eine karge Erndte abzugewinnen. Da klagten die Unzufriedenen bei Herzog Cunzo, der zu Iburninga, Ueberlingen, seinen Sitz hatte, daß wegen dieser Fremdlinge die Jagd Schaden nehme und nach und nach zu Grunde gehe. Das reichte hin, den Unwillen des Herzogs zu erwecken, sammt dem Befehl an sie, die Gegend zu verlassen. In dieser Noth, die liebgewonnene Stelle verlassen zu müssen, wurde den Armen auch noch eine Kuh gestohlen und in die Wildniß weggetrieben, und als zwei Brüder sich aufmachten, sie zu suchen, wurden sie getödtet und ausgeplündert. Beim Anblick ihrer Leichen brach Columban in bittere Klagen aus: „o meine Brüder, wir haben eine goldene Schaale gefunden, aber voll Schlangen!“ So wurde

der frühere Entschluß wieder aufgenommen, über die Alpen nach Italien zu ziehen, wo denn auch Columban in einer fruchtbaren und fischreichen Gegend, in Bobbjum, Bobbio an der Trebia, eine Niederlassung gründete und im Jahre 615 starb.

An dieser Reise Theil zu nehmen, war Gallus durch Krankheit gehindert, wurde aber von Columban nur ungern zurückgelassen. Als er in Arbon bei Willimar wieder genesen war, forschte er nach einem abgeschiedenen Ort in der Wildniß, um dort eine Kapelle zu errichten, für sich ein Wohnhaus, um in der Einsamkeit sein Leben zu beschließen. Die Schilderung, daß die Umgegend rauh und mehr als wasserreich sei, hohe Berge und enge Thäler habe, und von Bären und ganzen Schaaren von Wölfen und wilden Schweinen bevölkert sei, schreckte ihn nicht. So trat er denn, begleitet vom Diacon Willimars, welcher der Umgegend kundig war, die Wanderung in die Wälder an. Nach einem äußerst beschwerlichen Wege, während dessen Gallus nicht aß noch trank, gelangten sie an das Flüßchen Petrosa, die Steinach, wo sie die Nacht zubringen wollten. Während der Diacon mit dem Netz einige Fische fing und an einem lodernden Feuer zubereitete, war Gallus betend weggegangen. Da strauchelte er plötzlich an einem Dornbusch, daß er niederfiel. Als der Diacon herbeisprang, ihn aufzurichten, wehrte Gallus ihn ab mit den Worten des Psalmisten: „Das ist meine Ruhe ewiglich, da will ich wohnen, denn ich habe sie erkoren." Ps. 132, 14. Darauf bildete er aus einer Haselstaude ein Kreuz, senkte es in den Boden und befestigte daran eine Kapsel, in welcher sich Reliquien befanden. Und das ist die Gegend, in welcher sich das berühmte Kloster St. Gallen erheben sollte. Zum Bau der Kirche und der Zellen trug derselbe Herzog Cunzo bei, der Columban und seine Genossen wegen Einbuße der Jagd über die Alpen getrieben hatte. Er hatte nämlich eine Tochter mit Namen Fridiburga, welche an Sigibert, Theodeberts Sohn, verlobt, in derselben Zeit an einer schweren Krankheit darniederlag. Gallus, den aber nur die dringendsten Bitten der Wildniß und seiner Zelle entführen konnten, legte ihr die Hände auf und sie genas. Mit dankerfülltem Herzen bot Cunzo ihm den erledigten bischöflichen Stuhl von Constanz an, — Gallus schlug ihn aus, ihm aber seinen Schüler Johannes vor, der ihn auch unter Zustimmung des Volks und der Geistlichkeit bestieg. Auf herzoglichen Befehl mußten alle Gaubewohner von Arbon Gallus beim Bau der Zellen und der Kirche Hülfe leisten. Fridiburga trat noch vor der furchtbaren Katastrophe, in welcher Sigibert, ihr Bräutigam, sammt seinen königlichen Brüdern so kläglich umkam, mit dessen Einwilligung in ein Frauenkloster in Metz. Gallus starb 95 Jahre alt, um das Jahr 635.

Kapitel 7.

Reccared.

1) Nach der schweren Niederlage der Westgothen bei Poitiers, in welcher Alarich von der Hand Chlodwigs fiel, stand der Eroberung ihres Reichs diesseits der Pyrenäen durch die Franken kein Hinderniß mehr entgegen, als der mächtige König der Ostgothen, Theodorich der Große, den Siegern plötzlich Halt gebot und ihrer Eroberungsluſt Schranken ſetzte. Er übernahm auch die Vormundſchaft für Amalarich, den unmündigen Sohn des gefallenen Königs, und die Verwaltung des westgothiſchen Reichs. Erſt mit Theodorichs Tode 526 übernahm Amalarich die königliche Gewalt, erhielt die Schätze zurück, welche jener vor den gierigen Händen der Franken nach Ravenna geflüchtet hatte, trat aber dafür alles Land zwiſchen Alpen und Rhone an die Oſtgothen ab, ſo daß dieſer Fluß die Grenze zwiſchen den Oſt- und Weſtgothen bildete. Da der ſtarke Arm des Oſtgothenkönigs nicht mehr ſchützen konnte, ſuchte Amalarich auf andere Weiſe die gefährliche Nachbarſchaft des Frankenreichs unſchädlich zu machen. Er warb um die Hand Clotildens, einer Tochter Chlodwigs und Schweſter der vier Könige, welche nach deſſen Tod ſich in den Beſitz des Reichs getheilt hatten, — und erhielt ſie. Aber gerade dieſe Verbindung brachte neue Verwicklungen und zuletzt den Krieg. Amalarich, ſonſt milde gegen Andersgläubige in ſeinem Reiche, hätte ſeine Gemahlin zu gerne für den arianiſchen Glauben gewonnen. Als ſie ſich deſſen ſtandhaft weigerte, begann er ihr zu drohen und zuletzt ſie zu mißhandeln. Oft ließ er, wenn ſie zur Kirche ging, Miſt und andern Koth auf ſie werfen. Die Mißhandlungen wurden endlich ſo ſtark, daß Clotilde ihr Schweißtuch, getränkt von dem Blut, das ſie unter Schlägen vergoß, an ihren Bruder Childebert nach Paris ſchickte, mit der flehentlichen Bitte, ſie aus ſolchen Händen zu erlöſen. Er erſchien auch mit einem Heere, während ſeine Brüder gegen die Thüringer beſchäftigt waren, vor Narbonne, der damaligen Hauptſtadt des Weſtgothenreichs. Amalarich unterlag und rettete ſich auf Schiffen nach Barcellona. 531. Narbonne fiel mit reicher Beute in die Hände der Franken, die in ihrer Habſucht ohne alles Bedenken aber auch die Kirche nicht verſchonten. Clotilde, von dem Bruder befreit, ſtarb nicht lange darnach auf dem Rückweg nach Paris.

Die Niederlage in Gallien koſtete Amalarich das Leben, — er wurde in einem Aufſtand in Barcellona ermordet; an ſeine Stelle ſchwang ſich der Oſtgothe Theudes, Amalarich's früherer Erzieher, — nicht ohne Verdacht an dem Aufſtand des Heeres und dem Morde des Königs Schuld zu haben. Er war der erſte, welcher den königlichen Sitz nach Spanien verlegte, und

über den Rest der westgothischen Besitzungen diesseits der Pyrenäen, Septimanien genannt, einen Statthalter setzte. Nicht lange darnach eroberten die Franken davon nicht nur einen Theil, sondern drangen später auch über die Pyrenäen, eroberten Pampeluna, verwüsteten das Land auf beiden Ufern des Ebro und traten erst den Rückzug an, als Theudes mit einem Heere gegen sie anrückte, nachdem er vorher schon die pyrenäischen Pässe durch seinen Feldherrn Theodegisil hatte sperren lassen. Das ganze Heer der Franken sammt seiner reichen Beute schien verloren, als Theodegisil durch eine große Summe Geldes gewonnen, einen Tag und eine Nacht den Durchgang frei ließ, — wer diese Freiheit nicht benützte, wurde niedergehauen. 543.

Während dieser Zeit war das Vandalenreich in Afrika den griechischen Waffen erlegen, und Gelimer die dringend erbetene Hülfe versagt worden, ohne Zweifel wegen dieser fränkischen Einfälle, die vielleicht nicht ohne Zuthun des griechischen Kaisers unternommen wurden. Als nun der zweite Gothenkrieg ausbrach, suchte Theudes seinen Stammesgenossen durch einen Zug nach Afrika Luft zu machen. Aber das Unternehmen, so günstig sein Anfang war, mißlang gänzlich. Nicht lange darnach wurde Theudes von einem Menschen, der sich wahnsinnig stellte, im königlichen Palast mit einem Dolche erstochen, aus welcher Ursache, blieb unbekannt. Sterbend bat er seine Umgebung, den Mörder nicht zu verfolgen mit dem Bekenntniß, wie ihm nun vergolten sei, was er seinem frühern Herrn bereitet habe. 548. Nun wurde Theodegisil zum Könige gewählt, allein seine Gewalt dauerte nur ein Jahr und fünf Monate. Was ihn verhaßt machte, war außer der Habsucht, um derentwillen er die Franken für eine große Geldsumme entschlüpfen ließ, ein ausgelassenes, zügelloses Leben, so daß Frauen und Töchter der vornehmsten Gothen vor seinen Lüsten nicht sicher waren. Als er die wachsende Unzufriedenheit durch Hinrichtungen dämpfen wollte, bildete sich eine Verschwörung. Bei einem nächtlichen Mahl in Sevilla wurden plötzlich alle Lichter ausgelöscht und der König in der Dunkelheit niedergestoßen. Wie bei den Vandalen zum Theil auch bei den Longobarden, weniger bei den Ostgothen, die Unsicherheit in der königlichen Nachfolge den Untergang des Reiches mitverschuldet, so ganz besonders bei den Westgothen. Ehrgeiz und der unbändige Sinn der Vornehmen wollten von einem starken mächtigen König nichts wissen, — wer ihnen deßwegen nicht gefiel, wurde getödtet und mit seinem Nachfolger ebenso verfahren, wenn er mehr als eine Puppe in ihren Händen sein wollte. Das sollte Agila erfahren, der auf Theodegisil zum König gewählt wurde. Kaum war er gewählt, so war dem Adel auch seine Herrschaft zu schwer und drückend. Es ist aber gewiß, daß, wie in andern Wahlreichen der alten und neuen Zeit, die Vornehmen der Westgothen unter Freiheit und Abhängigkeit nichts Anderes verstanden, als Zügellosigkeit und Ungehorsam gegen die bestehenden Gesetze. So klagten einst auch die polnischen Wojwoden über Bedrückung und Gefahr der

polniſchen Freiheit und hatten den wahnſinnigen Muth, zu ihrer Rettung die Ruſſen herbeizurufen. Da Agila ſich gegen Meuchelmord zu ſchützen wußte, ſo brach eine Empörung des weſtgothiſchen Adels aus, an der beſonders Cordova Theil nahm. Bei einem Sturm gegen die rebelliſche Stadt wurde der König von den Empörern übermannt, ſo daß ſein Sohn mit einem großen Theil des Heeres auf der Wahlſtätte blieb, — außerdem fiel der ganze königliche Schatz den Rebellen in die Hände. Ohne Hoffnung, den tapfern Fürſten niederzuringen, riefen ſie, Athanagild an ihrer Spitze, die Griechen herbei, die damals alle Inſeln des mittelländiſchen Meeres beſetzt hatten und mit lüſternen Augen nach der pyrenäiſchen Halbinſel blickten. Auf Juſtinians Befehl erſchien der Patricier Liberius zur Unterſtützung des Aufruhrs gegen den weſtgothiſchen König mit einer Flotte an den ſpaniſchen Küſten. Damit war Athanagild mit ſeinen Genoſſen dem König überlegen. Agila unterlag auch in einer zweiten Schlacht und flüchtete nach Merida, um neue Kräfte zu ſammeln. Da wurde er von den Seinigen, in der Hoffnung, damit den Bürgerkrieg zu beenden und die Fremden wieder aus Spanien vertreiben zu können, ermordet, und Athanagild als alleiniger König der Weſtgothen anerkannt. 554. Kaum ſah ſich dieſer aber im Beſitz der königlichen Gewalt, als er ſeine Waffen gegen die Griechen wendete, mit deren eigennütziger Hülfe er über Agila die Oberhand gewonnen hatte, — auch eines jener tauſend Beiſpiele der Weltgeſchichte, wie auf dem Gebiete der Politik Handlungen und Grundſätze, welche Moral und Sittlichkeit verwerfen, gerühmt und gerechtfertigt werden. Die Griechen als Altmeiſter in ſolchen Angelegenheiten, hatten das auch vorausgeſehen und ſich einen guten Theil ihres Lohnes einſtweilen ſelbſt ausgewählt. Im Beſitz vieler feſten Plätze, beſonders der Seeſtädte, vermochte Athanagild wenig gegen ſie, — es koſtete einen Kampf von achtzig Jahren, um die gefährlichen Gäſte aus dem Lande zu werfen. Mit Athanagild beginnt eine Reihe von Königen, die mit klarem Blick und ſtarker Fauſt die Geſchicke des weſtgothiſchen Reichs zu lenken verſtanden. Um ein wachſames Auge auf die gährenden Elemente im Innern zu haben, hielt er Freundſchaft mit den fränkiſchen Königen, ja trat mit ihnen in die innigſte Verbindung, indem er an Sigibert und Chilperich ſeine beiden Töchter Brunhilde und Galaſwintha vermählte, in deren wechſelvolles Schickſal das ganze Frankenreich verflochten wurde. Nächſt den Grenzen der Weſtgothen dehnte ſich das Reich der Sueven damals noch über Gallicien, Portugal und einen Theil von Aſturien und Leon aus. Von Theodorich II. faſt ganz erdrückt und durch innere Unruhen vielfach gelähmt, erhoben ſie ſich allmählig wieder, ſeit die Weſtgothen von Alarich II. an durch innere und äußere Feinde mehr als beſchäftigt waren.

Als Athanagild nach einer vierzehnjährigen Regierung in ſeinem Palaſt zu Toledo eines natürlichen Todes ſtarb, der erſte wieder nach einer Reihe

von ermordeten Königen, allgemein betrauert von dem Volke, das unter seiner starken Regierung Frieden hatte und sich glücklich fühlte, drohte die alte Willkührherrschaft des Adels wieder einzureißen, indem ein Jeder von ihnen sich der königlichen Gewalt für würdig, keiner aber den andern solcher Stellung für fähig hielt. 567. So trat ein Interregnum ein von fünf Monaten. Endlich vereinigte man sich wenigstens soweit für die westgothischen Besitzungen diesseits der Pyrenäen, daß der dortige Statthalter, Liuwa, als König anerkannt wurde, — Grund genug für die Großen in Spanien, ihn zu verwerfen, da sie zu seiner Wahl nicht mitgewirkt hatten. In solcher Lage, zu schwach, die Widerspenstigen sich zu unterwerfen und in Besorgniß vor dem Ausbruch eines neuen Bürgerkriegs trat Liuwa freiwillig die Regierung an seinen Bruder Leowigild ab, 569, der dann nach Liuwa's Tode das ganze Reich der Westgothen unter seine Gewalt vereinigte. 572. Leowigild ist einer der größten Könige der Westgothen. Um den Unzufriedenen im Reiche jede Hoffnung auf die Hülfe der Griechen zu benehmen, wandte er seine Waffen zuerst gegen diese. Ein Zug in das Gebiet von Malaga, die Eroberung des stark befestigten Affidonia in Andalusien und eine furchtbare Züchtigung der Stadt Cordova, deren katholische Einwohner lieber unter dem orthodoxen Kaiser gestanden wären und ihm die Thore verschlossen hatten, warf die schon in's Binnenland eingedrungenen Griechen wieder an die Küste zurück und brachte heilsamen Schrecken unter die kaiserlichen Anhänger. Darauf eilte er nach Navarra und Biscaya, deren Einwohner gestützt auf ihre Felsberge und die nahe Hülfe der Sueven Leowigild als einem Arianer Gehorsam verweigerten. Allein der Suevenkönig Mir erkannte noch rechtzeitig seinen überlegenen Gegner und versagte die in Aussicht gestellte Hülfe, und vor den kühnen mit der Schnelligkeit des Blitzes ausgeführten Zügen des Gothenkönigs gab es für die unter sich uneinigen Rebellenführer auch in den entlegensten Gebirgsgegenden keine Sicherheit. So hatte er in zwei Jahren die Gebirgsgegenden unterworfen und jeden versuchten Widerstand mit Waffengewalt niedergeworfen. Das Gleiche traf die Empörung der Bewohner der aragonischen Berge. Nachdem so die Verführten gezüchtigt waren, sollte auch den adeligen Unruhstiftern ihr Recht widerfahren. Vornehme, die des Aufruhrs, der Anstiftung und Belhülfe dazu überführt waren, wurden hingerichtet und ihr Vermögen eingezogen, oder, wie Gregor von Tours sich ausdrückt, er schaffte alle diejenigen, welche gewohnt waren, die Könige aus dem Wege zu räumen, aus der Welt, indem er von ihnen Alles tödtete, was an die Wand pißt. In Zusammenhang mit dieser Strenge ging seine Thätigkeit in Herstellung alter und Einführung neuer Gesetze, um dadurch das Ansehen und die Gewalt des Königs zu heben und damit unverträgliche Vorrechte des Adels zu vernichten. Da der König bisher unter den Haufen der Großen ohne irgend ein unterscheidendes Zeichen kaum als der erste unter ihnen sich wie verlor, so war er es, der in engem Zu-

ſammenhang mit ſeinen Plänen und in ſeiner Berechnung des Eindrucks auf die Menge mit koſtbaren Gewändern ſich bekleidete und in Verſammlungen des Volks einen erhabenen Thron beſtieg. Um aber ſeinen Eroberungen und den Ergebniſſen ſeiner Arbeiten Beſtändigkeit zu geben, ſollte das Königthum in ſeiner Familie erblich werden.

Allein ſo große und mächtige Gegner gaben ihre Sache noch lange nicht für verloren, zumal die beinahe ununterbrochenen Kriege und die dadurch nöthigen Steuern und Abgaben, welche unter Leowigild zum Erſtenmal an den königlichen Schatz abzuliefern waren, den Unzufriedenen immer neuen Stoff zu Klagen gaben. Die klaffende Wunde aber, die wie in den meiſten germaniſchen Staaten ſich nicht ſchließen und nicht vernarben wollte, war der Glaubensunterſchied zwiſchen den ſiegreichen Barbaren und den romaniſchen Einwohnern des Landes. Daran ſcheiterte das Reich der Oſtgothen und Vandalen und daran wäre auch das der Weſtgothen in Trümmer gegangen, wenn das griechiſche Reich nur ein wenig kräftiger ſeine ſchon zubereiteten Hebel hätte anſetzen können. Der erwähnten Abſicht gemäß nahm Leowigild ſeine beiden Söhne aus erſter Ehe, Hermenegild und Reccared, zu Mitregenten an. Seine Gemahlin Theodoſia, Tochter des Severinus, des griechiſchen Statthalters über die karthageniſche Provinz, war als eine ſtrenge Katholikin von großem Einfluß ſowohl auf ihre Söhne, als auch auf den König ſelbſt. Als er aber nach ihrem Tode, Gaswintha, die Mutter der Königin Brunhilde, eine eifrige Arianerin, heirathete, brachte dieſe in das Haus des Königs und in ihm ſelbſt gegen die Katholiken einen ganz andern Geiſt, der bald in ſchweren Verwicklungen ſich äußern ſollte. Wie einſt Galſwintha und Brunhilde die Freundſchaft zwiſchen Gothen und Franken befeſtigen ſollten, ſo verſuchte jetzt Brunhilde, beide königlichen Häuſer auf's Neue durch ein Ehebündniß zwiſchen Hermenegild und ihrer Tochter Ingundis näher zu bringen. Ingundis, von ihrem Bruder König Childebert mit einem großen Gefolge und mit reichen Geſchenken ausgerüſtet, zog nach Sepitamnien, um dort den weſtgothiſchen Geſandten übergeben zu werden. Bei ihrem Aufenthalt in Agde ermahnte ſie Biſchof Fronimius, dem orthodoxen Glauben in ihrem neuen Vaterlande nicht untreu zu werden, worüber ihm Leowigild ſpäter ſo zürnte, daß er nach Gallien entfliehen mußte, um deſſen Nachſtellungen zu entgehen. Ingundis Empfang am königlichen Hofe in Spanien war herzlich, beſonders brach Gaswintha bei ihrem Anblick in lauten Jubel aus. Aber dieſer Jubel verwandelte ſich plötzlich in Kälte und in die bitterſte Feindſchaft von dem Augenblick an, als die Rede auf den Glauben kam und Gaswintha unter ſchmeichelhaften Bitten Ingundis zur Annahme des arianiſchen Bekenntniſſes zu bereden ſuchte. Zur Hitze dieſer theologiſchen Erörterungen zweier Frauen trug weibliche Eitelkeit nicht wenig bei. Gegen Gaswintha, die von kleiner Geſtalt, alt und an einem Auge wie erblindet

war, strahlte Ingundis in Schönheit und jugendlicher Wohlgestalt, mehr als ein Grund, mit Stolz und Selbstgefühl auf die alte Häßlichkeit herabzublicken, für diese aber, den jugendlichen Uebermuth herb und strenge zu behandeln. Als Ingundis auch die Drohungen verlachte, gerieth Gaswintha in eine solche Wuth, daß sie jene bei den Haaren ergriff, zu Boden riß und sie so lange mißhandelte, bis sie mit Blut bedeckt war, — darauf gab sie Befehl, die halb Ohnmächtige der Kleider zu berauben und in einen Fischteich zu werfen.

Solche Auftritte am königlichen Hofe machten ein weiteres Zusammenleben unmöglich und bewogen Leowigild, seinem Sohne ein eigenes Gebiet in Andalusien, wahrscheinlich die Stadt Sevilla zum Aufenthalt anzuweisen. Hier geschah es nun, daß dieser, der schon von seiner Mutter zum Mindesten mit versöhnlicher Gesinnung gegen die Katholiken gestimmt war, auf die Bitten und Thränen seiner Gemahlin, mehr noch durch die Bemühungen des Bischofs Leander von Sevilla bewogen, das katholische Bekenntniß ablegte und den Namen Johannes annahm. Damit begann einer der gefährlichsten Kriege gegen Leowigilds Herrschaft. Ohne Hoffnung, vor seinem Vater den gethanenen Schritt rechtfertigen zu können, verband sich Hermenegild alsbald mit den Feinden des westgothischen Reiches, mit Griechen und Sueven und betrat damit die abschüssige Bahn des Hochverraths, eine Meinung, die auch der streng kirchliche Gregor von Tours mit den Worten ausdrückte: „der Unglückliche bedachte nicht, daß er Gottesgericht herausforderte, wenn er gegen seinen Vater, ob dieser auch im Irrglauben war, solches im Schilde führte!“ Um diese Zeit finden wir auch den Bischof Leander von Sevilla am kaiserlichen Hofe zu Konstantinopel, ohne Zweifel in Angelegenheiten Hermenegilds gegen seinen Vater. Damals wurde zwischen Leander und dem dortigen päpstlichen Apokrisiar, dem nachmaligen Papst Gregor I., die innigste Freundschaft geschlossen, die auf die spätern Geschicke des westgothischen Reiches unter Reccared von großer Bedeutung war. Als Leowigild von dem Abfall seines Sohnes hörte, sah er sich plötzlich von allen Seiten von der schwersten Gefahr umringt. Von Außen drohten die Frankenkönige mit einem Einfalle in Septimanien, im Innern sah er Hermenegild von Griechen und Sueven unterstützt, und was noch schlimmer war, von allen Katholiken des Landes mit Jubel begrüßt. Und dennoch siegte die Kraft und Gewandtheit des gothischen Königs. Mit schnellem Blicke seine gefährliche Lage überschauend, war es ihm deutlich, daß, ehe die Feinde im Innern nicht gebändigt, seine Waffen nach Außen wie gebunden seien. Darum galt es zunächst dem voreiligen Jubel der katholischen Bevölkerung im ganzen Reiche. Er ließ diejenigen Bischöfe, welche sich am weitesten in Sprache und Handlungen vorgewagt, ergreifen, ihres Vermögens berauben und arm in die Verbannung schicken. Diesem Schreckensregimente fügte er in schlauer Berechnung auch mildere Maßnahmen bei, um den Uebertritt zum arianischen Bekenntnisse leichter zu machen. Zu diesem Zwecke

befahl ein Concil arianiſcher Biſchöfe zu Toledo, die nochmalige Taufe vor dem Uebertritt von Katholiken zu unterlaſſen u. a. m. Während ſo Schrecken und nicht geſparte Lockmittel Viele zum Abfall brachten, blieben Andere auch unter Qualen ihrem Glauben getreu. Jedenfalls hatte Leowigild durch dieſe Mittel ſich jetzt im Innern ſolcher Ruhe verſichert, daß er ohne Beſorgniß weiterer Unruhen im Rücken gegen ſeinen rebelliſchen Sohn zu Felde ziehen konnte. Um die Verbindung der fränkiſchen Könige zu trennen, ließ er für ſeinen Sohn Reecared um Rigunthe, Chilperichs Tochter, werben, die ihm auch zugeſagt und dadurch der gemeinſame Einfall der Franken in Septimanien vereitelt wurde. Ein Verſuch zu einer perſönlichen Begegnung zwiſchen Vater und Sohn mißlang, alſo mußten die Waffen entſcheiden. Hermenegild hatte ſeinen größten Anhang in Andaluſien, wo er auch des ſchnellen Zuzugs der Griechen ſich verſichert hielt. Allein die Bewegungen und Züge ſeines Vaters waren wie immer raſch und entſcheidend. Als Leowigild die Stadt Merida an der Guadiana erobert hatte, wendete er ſich gegen Sevilla, wo Hermenegild mit ſeiner Hauptmacht ſtand. Der Einfall der Franken war nicht mehr zu befürchten, — ſo hatte er es nur noch mit den Sueven und etwa erneuerten Unruhen im Innern zu thun. In der That brach auch unter den Katholiken eine neue Empörung in Biscaya und Navarra aus, die aber Leowigild in ſolcher Schnelligkeit und mit ſolcher Grauſamkeit niedertrat, daß Viele über die Pyrenäen nach Aquitanien auswanderten, um neue Wohnſitze zu ſuchen. So begann die Belagerung von Sevilla, als der Suevenkönig Mir aus religiöſen und politiſchen Gründen Hermenegild mit einem Heere zu Hülfe eilte. Allein ehe er ſich verſah, war er mit ſeinem Heere von Leowigild ſo eng ringsum eingeſchloſſen, daß er nur mit den größten Opfern, namentlich der Anerkenntniß der weſtgothiſchen Oberhoheit, den Rückzug ſich erkaufen konnte. Des ſchlechten Waſſers und der Luft des ſüdlichen Spaniens ungewohnt, erkrankte Mir auf dem Rückzug und ſtarb unterwegs oder bald nach ſeiner Ankunft in der Heimath. 583.

Jetzt erſt begann Leowigild die Belagerung von Sevilla mit aller Kraft und ſchritt, nachdem die tapfere Beſatzung durch enge Einſchließung, durch Hunger und unaufhörliche Angriffe ſchwer gelitten hatte, zum Sturm, durch welchen die Stadt auch in ſeine Hände fiel. Hermenegild entging dem Blutbad durch die Flucht nach Kordova, wo er mit Hülfe der Griechen neue Streitkräfte zu ſammeln hoffte. Ehe Leowigild gegen den neuen Zufluchtsort Hermenegilds auszog, unterwarf er ſich erſt alle die Orte, welche gegen ihn rebellirt hatten und zog dann gegen Kordova. Hermenegild in feſter Hoffnung auf den Beiſtand der Griechen war zum Aeußerſten entſchloſſen. Allein er täuſchte ſich: der griechiſche Statthalter, von Leowigild mit 30,000 Goldgulden beſtochen, zog plötzlich ſeine Hülfstruppen zurück und überließ Hermenegild ſeinem Schickſal. Da flüchtete ſich dieſer beinahe von Allen verlaſſen

in eine Kirche. Als Leowigild davon hörte, schickte er seinen zweiten Sohn, Reccared, an ihn mit der eidlichen Versicherung, daß er durch freiwillige Unterwerfung Verzeihung und Vergessenheit des Vergangenen sich erwerben werde. Darauf gestützt, verlangte Hermenegild nach seinem Vater und warf sich, als dieser herbeikam, weinend zu seinen Füßen. Leowigild hob ihn auf und führte ihn, nachdem er ihn geküßt hatte, unter freundlichen Worten in's Lager. Kaum hatte aber der Unglückliche den Fuß dahin gesetzt, als er auf Befehl des Königs ergriffen, seiner königlichen Kleidung beraubt und nur mit einem einzigen Diener nach Toledo verbannt wurde. Damit war sein Schicksal vorauszusehen. Als er die Aufforderung Leowigilds, sich als Arianer zu bekennen und aus den Händen eines arianischen Geistlichen das Abendmahl zu empfangen, als Preis der Freiheit und Wiedereinsetzung in seinen früheren Stand zurückwies, wurde er am Osterfeste des Jahres 585 hingerichtet, — den Arianern an König und Reich ein Hochverräther, den Katholiken ein Märtyrer ihres Glaubens, dessen Gedächtnißtag am 13. April begangen wird. Seine Gemahlin, Ingundis, wollte sich mit ihrem kleinen Sohn Athanagild auf einem Schiff zu ihrem Bruder Childebert nach Gallien flüchten, wurde aber von den Griechen zurückbehalten und sollte an den Hof nach Konstantinopel gebracht werden. Unterwegs erkrankte sie und starb entweder in Afrika, oder auf der Insel Sicilien, dagegen wurde ihr Sohn Athanagild an den Kaiserhof gebracht und daselbst erzogen.

So war Leowigilds Macht nach all' diesen drohenden Empörungen im Innern und Gefahren von Außen drohender, denn zuvor. Bei den Sueven wurde nach Mir's Tode dessen Sohn Eurich König, nachdem er die Freundschaft des mächtigen Gothenkönigs gewonnen und das Oberhoheitsrecht über das Reich der Sueven anerkannt hatte. Kaum hatte er aber die Gewalt ergriffen, als sich Andeca, ein Verwandter des königlichen Hauses, empörte und Eurich vom Throne stürzte, der dann mit geschorenen Haaren in ein Kloster wanderte. Um größeren Anhang zu gewinnen, vermählte sich Andeca mit Sisegunte, Mir's hinterlassener Wittwe. Da brach Leowigild als Rächer Eurichs in das Land und unterwarf das in Parteien getheilte und zerrissene Suevenreich auf immer. Andeca theilte Eurichs Schicksal und starb als Geistlicher in einem Kloster. Seit dieser Zeit verschwindet der Name der Sueven aus der Geschichte. Leowigild war der erste König, der über die ganze pyrenäische Halbinsel herrschte.

Unterdessen war Riguntha, Reccareds Braut, auf ihrer Reise nach Spanien in Toulouse angekommen, wurde aber, wie schon erzählt, auf die Nachricht von der Ermordung ihres Vaters von Herzog Desiderius ausgeplündert und schimpflich gefangen gehalten, ohne daß von den Westgothen irgend das Mindeste geschah, solchen Schimpf zu rächen, — zum Beweis, daß es Leowigild nicht um eine zweite Heirath mit dem fränkischen Haus, sondern

nur um Trennung der Könige und um Vereitlung ihres gemeinschaftlichen Zuges zu thun war. Trotzdem kam der Krieg zum Ausbruch, aber zu einer Zeit, als Leowigild auf dem Gipfel seiner Macht stand. Childebert und sein Oheim Guntramm wollten die Mißhandlungen Ingundis und den Tod Hermenegilds rächen. Was die Frankenkönige noch mehr erbitterte, war die Entdeckung, wornach Fredegunde gemäß einer Aufforderung des Gothenkönigs Childebert sammt seiner Mutter aus dem Wege räumen sollte. Weil aber dieser mit einem Heere nach Italien gezogen war, unternahm Guntramm allein den Rachezug. Er brach mit zwei Heeren in Septimanien ein, das eine rückte gegen Nismes, das andere gegen Carcassone. Ihre Verwüstungen waren aber so ungeheuer, daß sie eine förmliche Einöde hinter sich zurückließen, nicht nur die Kirchen beraubten, sondern Alles ohne Unterschied erwürgten, sogar was an den Altären Schutz zu finden glaubte. Auf die Nachricht von Reccareds Annäherung, den Leowigild mit einem Heere gegen die Franken aus Spanien abgeschickt hatte, erhob sich überall das durch die frevelhaften Verheerungen erbitterte Volk, so daß Guntramms Heere von allen Seiten umschwärmt und beunruhigt in größter Unordnung und mit schweren Verlusten zurückeilten, von Reccared bis über die Grenze hart bedrängt und verfolgt. Denselben Erfolg hatte eine Flotte, welche Guntramm hatte auslaufen lassen, um nach einer Landung in Gallicien die Sueven zu einem Aufstand anzustacheln. Die Schiffe fielen Leowigild in die Hände, ein Theil der Bemannung wurde niedergehauen, der andere gefangen, so daß nur Wenige die Nachricht ihrer völligen Niederlage nach Gallien bringen konnten. Nach solchen Siegen sehnte sich Leowigild nach Frieden, — allein seine Gesandten wurden mit ihren Geschenken von Guntramm, der die Gefangenschaft und den Tod seiner Nichte nicht verzeihen konnte, unwillig abgewiesen. Da sollte Reccared wiederholt nach Septimanien ziehen und durch Fortführung eines schonungslosen Kriegs bei den Franken Sehnsucht nach Frieden erwecken. Kaum hatte er aber diese blutige Arbeit begonnen, als die Nachricht von Leowigilds in Toledo erfolgten Tode eintraf und Reccared nach Spanien rief. 586.

2) Wenn Leowigild durch rücksichtslose Strenge hochmüthige und fanatische Empörer niedergetreten, durch Gewandtheit und Tapferkeit die Feinde aus den Grenzen des Reiches geworfen und diesem die Einheit nach Außen gegeben hatte, so beschritt Reccared insoweit die Bahn seines großen Vaters, daß er nach dem Beispiel Chlodwigs die Ursache unaufhörlicher Unruhen und der bittersten Feindschaft zwischen Gothen und Romanen hinwegnahm und dem Gothenreich zunächst in Rücksicht des christlichen Glaubens Einheit und damit den innern Frieden gab. Um in diesem für Reich und Nation so wichtigen Unternehmen von Außen nicht gestört zu werden, suchte er Frieden mit den fränkischen Königen zu schließen. Er schickte deßwegen im Einverständniß mit seiner Stiefmutter Gaswintha Gesandte an die Könige von Austrasien und

Burgund, die aber eine ganz verſchiedene Aufnahme fanden. Childebert empfing ſie freundlich und ſchloß Frieden mit den Gothen, zu denen er gleichfalls eine Geſandtſchaft mit Geſchenken nach Spanien abgehen ließ. Deſto unfreundlicher war die Aufnahme bei König Guntramm, der ſie nicht einmal ſehen wollte. Daraus erwuchs zunächſt zwiſchen den Grenznachbarn eine ſolche Feindſchaft, daß Niemand aus Guntramms Reich die Grenze von Septimanien betreten durfte. Nach dieſen Vorgängen begann Reccared ſein Werk mit großer Vorſicht. Zuerſt wurde das Gerücht verbreitet, als habe Leowigild vor ſeinem Tode die Hinrichtung Hermenegilds und die Verfolgung der Katholiken bitter bereut, ja er habe nicht nur ſelbſt den arianiſchen Glauben verlaſſen, ſondern auch den Biſchof Leander von Sevilla, der nach ſeiner Rückkehr von Konſtantinopel eine Zeit lang in gefängliche Haft gebracht wurde, beauftragt, Reccared für das katholiſche Bekenntniß zu gewinnen. Im Zuſammenhange damit ſtand, daß er Sisbert, welcher Hermenegild enthauptet hatte, hinrichten ließ. Bald darauf mußten ſich auf ſeinen Befehl die arianiſchen und katholiſchen Biſchöfe in Toledo verſammeln, um durch Rede und Gegenrede vor dem König ſelbſt die Wahrheit ihrer Bekenntniſſe zu beweiſen. Die Ergebniſſe dieſer theologiſchen Erörterungen hätten, wie die zu andern Zeiten, bitter täuſchen müſſen, wäre Reccareds Entſchluß nicht ſchon längſt gefaßt geweſen. Er legte auch vor den katholiſchen Biſchöfen das katholiſche Glaubensbekenntniß ab und ſeinem Beiſpiele folgten die meiſten Biſchöfe der Arianer und ein großer Theil der Weſtgothen. 587.

Nach dieſem für das weſtgothiſche Reich ſo folgereichen Schritt ging eine zweite Geſandtſchaft mit vielen Geſchenken nach Gallien, um durch einen Ehebund zwiſchen den königlichen Familien die Freundſchaftsbande zwiſchen Gothen und Franken noch feſter zu ſchließen. Die Aufnahme am auſtraſiſchen Hofe war ehrenvoll. Chlodoſintha, Childeberts Schweſter, war zwar ſchon dem Langobardenkönig Autharis verſprochen, auf die Nachricht von Reccareds Uebertritt aber wurde ſie von Childebert und ſeiner Mutter Brunhilde ihm zugeſagt, jedoch unter der Bedingung, daß König Guntramm dazu einwillige. Allein dazu war dieſer nicht zu bewegen. „Wie können mir die Treue verſprechen," war ſeine Antwort, „oder bei mir Glauben finden, die meine Nichte der Gefangenſchaft überliefert haben und durch deren Hinterliſt ihr Gemahl das Leben verloren hat! Ich empfange deßhalb Reccareds Geſandte nicht eher, als bis mich Gott hat Rache an dieſen meinen Feinden nehmen laſſen." Es müßte kein Leben mehr in der Nation geweſen ſein, wenn Reccareds Schritt und Abſicht nicht auf großen Widerſtand geſtoßen wäre. Die erſten Bewegungen zeigten ſich in Septimanien, wohin königliche Boten gegangen waren, mit der Aufforderung an das Volk, dem königlichen Beiſpiele zu folgen. Ein Theil folgte, ein anderer aber, mit dem arianiſchen Biſchof Athaloch und den Grafen Granista und Wildigern an der Spitze, erhob Widerſtand und Auf-

ruhr. Zu ſchwach aber gegen die drohende königliche Macht riefen ſie Guntramm um ſchleunige Hülfe an. Wurden früher die Gothen von den Franken angegriffen, weil ſie Arianer waren, ſo war König Guntramm in politiſcher Berechnung ſo weit vorgeſchritten, daß er jetzt arianiſchen Unterthanen gegen ihren katholiſchen König Beiſtand leiſtete. Allein Receared war in ſeinen Unternehmungen ſo ſchnell und ſo glücklich, wie ſein Vater. Die aufrühreriſchen Gothen wurden niedergeworfen, das fränkiſche Heer unter Herzog Deſiderius über die Grenzen getrieben und ſeine Verwüſtungen am burgundiſchen Gebiet furchtbar wiedervergolten. Dieſe empfindliche Niederlage und die Verſöhnung mit Childebert zwangen Guntramm, endlich die Einwilligung zur Ehe Reccareds mit Chlodoſintha zu geben. Es iſt aber ungewiß, ob die Ehe wirklich eingegangen wurde, da Chlodoſintha, obwohl es dazu vielfach Veranlaſſung gab, gar nicht mehr erwähnt wird. Kaum war aber der Aufruhr in Septimanien beſiegt, ſo erhob ſich ein weit gefährlicherer in Spanien. An ihrer Spitze ſtand der arianiſche Biſchof Sunna, ein gewiſſer Sigga und Witterich zu Merida in Luſitanien. Allein die Verſchwörung wurde vor ihrem Ausbruch entdeckt und die Theilnehmer theils verſtümmelt, theils in die Verbannung geſchickt. Trotz dieſes unglücklichen Ausgangs ſtellte ſich jetzt Reccareds Stiefmutter, Gaswintha, an die Spitze der nationalen Partei, um den Glauben des Volkes und alles, was damit zuſammenhing, gegen ihren Sohn zu retten. Der Plan ſchien bei ſo vornehmer Unterſtützung um ſo leichter zu gelingen, als König Guntramm von Neuem in Septimanien eingefallen war. Als aber auch dieſe Verſchwörung verrathen wurde, tödtete Gaswintha ſich ſelbſt, — der Biſchof Uldila, der ſtets großen Einfluß auf ſie ausgeübt hatte, wurde verbannt. Das fränkiſche Heer, befehligt von Boſo und Auſtrowald, dem Herzog von Toulouſe, erlitt durch eine Kriegsliſt der Gothen eine ſo furchtbare Niederlage, daß der größere Theil niedergehauen oder gefangen wurde, nur die Reiterei entrann dem ſichern Verderben. Von jetzt an wurde Receared in ſeinem Werk von den fränkiſchen Waffen nicht mehr geſtört.

Eine Kirchenverſammlung zu Toledo, auf der neben den vornehmen Gothen gegen ſiebenzig Biſchöfe aus Spanien, Gallicien und Septimanien erſchienen, ſollte dem Ganzen die eigentliche Weihe geben. 589. Nachdem der König, die Königin Badda, die Geiſtlichkeit und der Adel ein orthodoxes Glaubensbekenntniß abgelegt und unterſchrieben hatten, ergingen ſtrenge Beſchlüſſe gegen diejenigen, welche fernerhin dem arianiſchen Irrthum anhängen oder heidniſchen Aberglauben treiben würden. Im Zuſammenhang damit ſtand der Befehl, die arianiſchen Glaubensbücher auf einen Haufen zu bringen und zu verbrennen. Es war dieß eine im Sinne des Königs wohl überlegte Maßregel, um dadurch Volk und Geiſtlichkeit auch die letzten äußeren Anhaltspunkte ihres Glaubens zu entreißen. Die übrige Zeit der Regierung Reccareds war meiſt ruhig und friedlich. Eine nochmalige Verſchwörung, an deren Spitze ein gothi-

ſcher Herzog Argimund ſtand, wurde bald entdeckt und ſchnell niedergeſchlagen. Die Mitwiſſenden wurden getödtet, dem Herzog aber die Haare geſchoren, öffentlich Peitſchenhiebe gegeben und die rechte Hand abgehauen und er ſo auf einem Maulesel ſitzend in den Straßen von Toledo dem Geſpött und der Rohheit des Pöbels Preis gegeben. Der einzige Feind, der noch lauernd an den Grenzen hing, waren die Griechen. Hatten ſie früher kaiſerlicher Politik gemäß Hermenegild gegen ſeinen arianiſchen Vater Hülfe verſprochen, ſo wußten auch ſie es mit ihrer Rechtgläubigkeit gar wohl zu vereinigen, die Reſte der Arianer gegen ihren katholiſchen König aufzuwiegeln, — das Alles zur Ehre des griechiſchen Reiches. Aber ihre Abſichten ſcheiterten an Reccareds Wachſamkeit. Durch Papſt Gregor I. kam endlich zwiſchen Kaiſer Mauritius und dem gotiſchen König ein Vertrag zu Stande, wornach die Griechen die Seeſtädte behielten, aber allen weiteren Anſprüchen und Angriffen entſagen mußten.

Von Reccared an datirt ſich eine ganz neue Geſchichte des weſtgothiſchen Reiches. Sein wohlbedachtes Werk ſchnitt ſo tief in den Charakter und das nationale Weſen des Volkes ein, daß die Gothen aufhörten, Germanen und Gothen zu ſein. Die Gründe ſeiner reformirenden Handlungsweiſe lagen in einer an Blut und Trümmer ſo reichen Vergangenheit und in den drohenden Bedrängniſſen ſeines eigenen Zeitalters. Es galt das Schickſal der Oſtgothen und Vandalen von dem Reiche der Weſtgothen abzuwenden. Jenes lag deutlich vorgezeichnet in den unausgeſetzten blutigen Erhebungen der katholiſchen Romanen gegen das arianiſche gothiſche Regiment; und dazu lauerten noch an allen Grenzen des Reiches Franken und Griechen, die zwar orthodoxe Zeichen auf ihre Fahnen ſchrieben, denen es aber um ganz andere Dinge zu thun war. Dieſen Verwirrungen ein Ende gemacht und die ſchon gerüſteten Netze der Feinde mit Einem Streiche zerhauen zu haben, das iſt das große Verdienſt Reccareds. Er wäre der größte aller gothiſchen Könige und der eigentliche Retter ſeines Volkes, wenn ſein Werk gelungen wäre ohne Verletzung und Vernichtung des Weſens und der nationalen Eigenthümlichkeit des gothiſchen Volkes, und nicht Verhältniſſe und eine Ordnung herbeigeführt hätte, aus der mit Beeinträchtigung der königlichen Gewalt neue Unordnungen hervorbrachen, die zuletzt den Untergang des ganzen Reiches herbeiführen mußten. Mit Reccared verſchwand allmählig die gothiſche Sprache, die eigenthümlichen Sitten und Gebräuche des Gothenvolkes. Die Sprache der Wälſchen wurde die Sprache des Gerichts, des öffentlichen Gottesdienſtes und aller öffentlichen Verhandlungen. Dazu gehörte ganz richtig die Verbrennung aller gothiſchen Bücher und das Verbot nationaler Lieder. Die Aemter der Großen am Hofe wurden nach römiſchen Namen genannt und auf römiſche Weiſe verwaltet. Um Gothen und Römer zu Einem Volk zu verſchmelzen, wurde das bisher beſtandene Verbot der Ehe zwiſchen Beiden aufgehoben und für Alle ein gemeinſchaftliches Geſetzbuch

gegeben. Welchen wohl berechtigten Widerstand diese Reformen im Volke fanden, können wir nur noch aus den wiederholten Empörungen und Verschwörungen der nationalen Partei ermessen; wir würden noch ganz andere Akte der Gewalt finden, wäre die Reichsgeschichte wie von der siegenden, so auch von der besiegten Partei geschrieben worden. Um aber all dieß gegen Adel und Volk durchsetzen zu können, bedurfte Reccared des ganzen Einflusses und der größten Gewalt der orthodoxen Geistlichkeit, die Concilien wurden Reichstage. An die Stelle des Adels war jetzt die Macht der Geistlichkeit getreten. Diese Thatsache, sowie daß das Reich ein Wahlreich blieb, erzeugte mit der Schwäche der königlichen Gewalt solche Verwicklungen und Verwirrungen, daß zuletzt das Reich der Vielzahl seiner innern und äußern Feinde erliegen mußte.

Reccared starb nach einer fünfzehnjährigen Regierung und hinterließ das Reich in einem solch' blühenden Zustand, wie er vorher nie gesehen wurde. 601. Aber das hatte mit seinem Tode beinahe ein Ende. Liuwa, ein unehelicher Sohn von ihm und der später zur Königin erhobenen Badda bestieg den Thron. Die Vorzüge des zwanzigjährigen Königs versprachen eine glückliche Regierung, als im zweiten Jahre Witterich, einer der adeligen Unruhestifter, die Fahne des Aufruhres erhob, sich des Königs bemächtigte und ihn nach Abhauung der rechten Hand hinrichten ließ. 603. Witterich hatte früher den arianischen Glauben abgeschworen, sich aber mit Sunna gegen Reccared in eine Verschwörung eingelassen, diese verrathen und dadurch Verzeihung erhalten. Gegen die neue Ordnung der Dinge und besonders die große Macht der Geistlichkeit vermochte er sich nicht anders zu halten, als daß er auf die Seite der von Reccared unterdrückten nationalen Partei und des arianischen Glaubens und gegen die innern Feinde in eine enge Verbindung mit den Franken trat. Er gab nämlich seine Tochter Ermenberta dem König Theodorich von Burgund zur Ehe, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß dieser vorher sein Kebsweib entferne. Allein Brunhilde und ihre Tochter Theudelana fürchteten den Einfluß der Spanierin und Einbuße ihrer Macht, und wußten daher dem König diese so verhaßt zu machen, daß er die Ehe mit ihr gar nie vollzog und sie nach einem Jahre ihrem Vater schimpflich zurückschickte, ihre reiche Aussteuer natürlich behielt. 607. Dafür schwur Witterich dem Franken blutige Rache und verband sich mit dessen Bruder, dem Könige Chlotar von Soissons und dem Longobardenkönig Agilulf zu einem Rachezug gegen Burgund — er unterblieb, warum, ist unbekannt. Witterich konnte nur mit Strenge sich halten, wurde darum verhaßt und bei einem Gastmahle plötzlich überfallen und ermordet, sein Leichnam auf die Straße geworfen und wie der eines Missethäters begraben. 610. Auf ihn folgte nach dem Willen der Verschworenen der orthodoxe Gundemar, und als er nach zwei Jahren starb, Sisebut, 612, dessen treffliche Eigenschaften den spärlichen Chroniken damaliger Zeit, dessen Tapferkeit und Menschenfreundlichkeit aus jedem Worte hervorleuchten. Aufstände

im nördlichen Spanien ließ er durch ſeine Feldherrn niederſchlagen, gegen die Griechen aber, die immer noch die Küſte des mittelländiſchen Meeres von Gibraltar bis Valentia und außerdem noch den ſüdlichen Theil von Portugal, das heutige Algarbien, beſetzt hielten, ſtellte er ſich ſelbſt an die Spitze des gothiſchen Heeres. Sie unterlagen in zwei mörderiſchen Schlachten, ſo daß eine große Menge von ihnen die Wahlſtätte bedeckte, eine noch größere in die Gefangenſchaft der Gothen gerieth. Hier geſchah es, daß die menſchenfreundliche Geſinnung des Königs gegen Freund und Feind ſich gleich groß bewies. Er ließ nämlich die Verwundeten gut verpflegen und kaufte die gefangenen Griechen von ſeinen eigenen Soldaten, um ihnen die Freiheit zu ſchenken. Dieſe Niederlage und eine jener zahlreichen Palaſtrevolutionen in Konſtantinopel, wodurch auf den an Leib und Seele gleich häßlichen Phokas der tapfere Heraclius folgte, nicht minder die ſchweren Kriege gegen Perſer und Avaren, veranlaßten den Kaiſer, die ihm ſo entfernt gelegenen Beſitzungen in Spanien aufzugeben. Heraclius, als Sohn des griechiſchen Statthalters in Afrika, kannte den gothiſchen König perſönlich, — um ſo raſcher gelang der Abſchluß der eingeleiteten Unterhandlungen, wornach die Griechen all ihre Beſitzungen in Spanien längs der Küſte des Mittelmeeres an die Gothen zurückgaben, mit Ausſchluß einiger Städte am atlantiſchen Ocean im heutigen Algarbien. 616. So mild und freigebig Siſebut gegen Arme und Nothleidende ſich erwies, um ſo härter verfuhr er gegen die zahlreichen Judencolonien im Lande. Nach jüdiſcher Ueberlieferung kamen die Erſten von ihnen durch Salomo's Flotten nach Spanien und Kaiſer Hadrian ließ nach Unterdrückung einer Rebellion im Judenlande ihrer nicht wenlger denn 50,000 mit Weibern und Kindern nach Spanien verpflanzen. Seitdem hatten ſie ſich zu mehreren hunderttauſend Seelen vermehrt. Da ſollten ſie, die ohne Zweifel ebenſo reich und wohlhabend waren, plötzlich und mit Gewalt für das Chriſtenthum gewonnen werden. Nach nicht ganz zuverläßigen Nachrichten ſeien 90,000 gezwungen worden, ſich taufen zu laſſen, — die aber, welche deſſen ſich weigerten, waren nebſt dem Einzug ihres Vermögens der Geißelung und jeder Mißhandlung Preis gegeben. Was fliehen konnte, entfloh in das Reich der Franken, ſah ſich aber bald dort denſelben Verfolgungen unter Dagobert ausgeſetzt. Und als könnte einer ſeiner Nachfolger hierin milder denken und verfahren, drohte Siſebut in hinterlaſſenen Geſetzen einem ſolchen mit den ſchweren Strafen des Himmels. Von jetzt an kehren die Judenverfolgungen in Spanien wieder, aber auch in andern chriſtlichen Ländern, beſonders in ſchweren nationalen Bedrängniſſen, namentlich wenn die Begeiſterung der chriſtlichen Völker wie in den Kreuzzügen hoch aufflammte. Siſebut war wie ein tapferer Krieger, ſo auch ein Freund der Künſte und Wiſſenſchaften und bewachte mit eiferſüchtigen Augen die Rechte ſeiner königlichen Gewalt gegen zahlreiche und mächtige Gegner, — ja er wagte manche Handlung,

die andere vor und nach ihm ſich nicht erlaubten. Den Biſchof von Barcellona ſetzte er ab, weil er ein Schauſpiel über die Nichtigkeit der Verehrung heidniſcher Götter aufführen ließ und der König das eines Biſchofs für unwürdig hielt. Er ſtarb, ungewiß, ob an Gift, oder an einer allzu ſtarken Arznei nach einer neunjährigen Regierung. 620.

Auf ihn folgte ſein Sohn Reccared II., — derſelbe ſtarb aber ſchon nach einigen Monaten. Von jetzt bietet die Geſchichte des weſtgothiſchen Reiches bis zu deſſen Untergang mit geringer Ausnahme das klägliche Schauſpiel königlicher Schwäche und Ohnmacht, des Uebermuthes und Ungehorſams Hochgeſtellter, des Adels wie der Geiſtlichkeit, eine Art polniſcher Wirthſchaft, bis Königthum, Adel und Geiſtlichkeit unter den Keulſchlägen des in breiten Gaſſen eingelaſſenen Reichsfeindes erlagen und verſchwanden. Nach Reccared II. wurde Suinthila, Siſibuts tapferer General, zum König gewählt, der auch alsbald den Griechen den letzten Reſt ihrer Eroberungen in Algarbien entriß, ſo daß er zuerſt unter allen gothiſchen Königen die ganze pyrenäiſche Halbinſel unter ſeiner Gewalt vereinigte. 624. Auch die nie ruhigen Basken, welche in einer neuen Empörung ſich erhoben hatten, fühlten die Schärfe ſeines Schwertes und mußten ſich unterwerfen. Seine Regierung ſchien für Volk und Reich ſegensreich zu werden, er ſelbſt war geachtet und geliebt wegen ſeiner Regententugenden und der Eigenſchaften ſeines häuslichen Lebens, bis er nach dem Beiſpiel Leowigilds ſeinen Sohn Ricciмer zum Mitregenten annahm, — damit erwachten zuerſt die Intriguen der Vornehmen und ihre Beſorgniß, die königliche Gewalt möchte in ſeiner Familie erblich werden. Ohnmächtig gegen die königliche Macht in Spanien, mußte Siſenand, ein Adeliger in Septimanien, die Fahne des Aufruhres erheben. Weil aber auch er ſich zu ſchwach fühlte, wurde die Hülfe des fränkiſchen Königs Dagobert gewonnen gegen das Verſprechen, ihm das koſtbarſte Stück des gothiſchen Schatzes auszuliefern. Es ſei dieß nämlich jener goldene Tiſch geweſen, Fredegar nennt es ein Becken, missorium, welchen Aëtius nach dem Siege über Attila bei Chalons dem Könige Thorismund geſchenkt hatte, — von maſſivem Gold an fünfhundert Pfund ſchwer. So drang Siſenand mit Gothen und einem fränkiſchen Heere in Spanien ein, wo Verrath und Treuloſigkeit dem König Alles entfremdet und ihm den Boden unter den Füßen unterhöhlt hatte. Suinthila rückte mit ſeinem Heer den Franken und den gothiſchen Rebellen bis in die Nähe von Saragoſſa entgegen, als er ſich plötzlich von Allen, ſelbſt von ſeinem elenden Bruder Geila verlaſſen und der Gnade ſeiner Gegner bedingungslos preisgegeben ſah. Darnach wurde das fränkiſche Heer entlaſſen. Zur Entgegennahme des Verſprochenen erſchienen aber alsbald Abgeſandte Dagoberts, denen Siſenand auch, in Dankbarkeit für das Gelingen ſeiner Verſchwörung, das koſtbare Geſchenk auslieferte. Darüber fühlte ſich aber der gothiſche Nationalſtolz ſo ſehr verletzt, daß ſie in Haufen den Franken nacheilten und es

ihnen ohne weitere Umſtände wieder abnahmen und zurückbrachten. Um Dagobert zufrieden zu ſtellen, zahlte Siſenand den geſchätzten Werth des Verſprochenen in 200,000 Schillingen. 631. Ueber das weitere Schickſal Suinthilas und ſeiner Familie iſt weiter nichts bekannt, als was die Beſchlüſſe der vierten Synode zu Toledo enthalten. 633. Siſenand ſuchte und fand eine Stütze für ſeinen Thron in allen denen, welche zum Sturze ſeines Vorgängers beigetragen hatten. Zu dem Zwecke wurde auch die erwähnte Synode berufen. Gleich bei ihrem Anfang warf ſich der König den Biſchöfen zu Füßen und bat unter Thränen um ihre Fürbitte bei Gott. Nach Erledigung der kirchlichen Angelegenheiten und Beſtättigung der vielen Vorrechte der Geiſtlichkeit, wurde beſchloſſen, daß Suinthila, der ſich wegen ſeiner Frevel ſelbſt des Reiches beraubt und das Scepter niedergelegt habe, ebenſo ſeine Frau und Kinder nie mehr zu Ehren und Würden erhoben werden und von ihren unrecht erworbenen Gütern nur ſo viel behalten ſollen, als Siſenand ihnen gewähre. Eben ſolche Strafe traf auch Geila, Suinthilas Bruder, der wie gegen ihn, ſo auch gegen den neuen König ſich empört hatte. Um aber einen gegen ſie ſo gütigen Fürſten zu ſchützen, beſchloß die Verſammlung, daß der dem König geleiſtete Eid unverletzt bewahrt werden ſolle, unter Warnung vor Aufſtänden, Verſchwörungen und Mordanſchlägen gegen den König und unter Androhung gänzlicher Ausſchließung aus der Chriſtenheit. Es dürfe Niemand nach dem Thron ſtreben, ſondern, wenn der Fürſt geſtorben ſei, ſollten die Häupter des Volkes in Gemeinſchaft mit den Biſchöfen einen Nachfolger beſtellen.

Dieſe Beſchlüſſe ſcheinen ſo wenig gefruchtet zu haben, daß nach Siſenands Tod deſſen Bruder Chintila erſt nach unruhigen Auftritten zum Könige gewählt wurde. 636. Auch er war der Geiſtlichkeit ſehr ergeben und ſuchte in ihr Stütze und Gegengewicht gegen die Macht des Adels. Wie er ihre Vorrechte beſtättigte und vermehrte, ſo zeigte ſie ſich dankbar und fügſam durch ihre Beſchlüſſe auf der fünften und ſechsten Synode zu Toledo. 636 u. 638. Wenn aus Geſetzen und Verordnungen die Sünden und Verbrechen einer Zeit erkannt werden, welche verhütet werden ſollten oder beſtraft werden mußten, ſo mußte damals Chintila wiederholt mit Aufruhr und Verſchwörung zu kämpfen haben. Wer da, heißt es in den Beſchlüſſen des Concils, ohne allgemein erwählt oder von dem Adel des gothiſchen Volkes erhoben zu ſein, nach dem Throne ſtrebt, ſoll excommunicirt werden; ebenſo wer auf abergläubiſche Weiſe den Tod des Fürſten zu erfahren ſuche und noch bei deſſen Lebzeiten Pläne und Bündniſſe wegen der Nachfolge mache; ebenſo wer Verwünſchungen gegen den Fürſten ausſpreche. Es müſſen wichtige Gründe vorgelegen ſein, daß die achte Synode dieſelben Beſchlüſſe in verſchärfter Weiſe wiederholte. Bei Lebzeiten des Königs, ſagt der ſiebenzehnte Canon, darf Niemand Pläne für künftige Beſetzung des Thrones ſchmieden. Alle Vergehen gegen den König werden mit ewiger Verdammung bedroht. Chintila muß ein ganz beſonderer Feind der Juden geweſen ſein. Nach ſeinem Willen

und den Beschlüssen der Synode mußten nicht nur alle Juden Spanien verlassen, sondern jeder künftige König sollte vor seiner Thronbesteigung neben den andern Eiden auch den leisten, den jüdischen Unglauben nicht zu dulden und die erlassenen Gesetze aufrecht zu halten, — verletze er diesen Eid, so sei er aus der Christenheit ausgeschlossen.

Die Wirkung all jener den König und seine Gewalt betreffender Gesetze sollte sich bald zeigen. Nach Chintila, der im Jahre 640 starb, wurde sein Sohn Tulga, ein noch zarter Knabe, nach dem Willen des Vaters auf den Thron erhoben. Da begann der alte Uebermuth der Großen sein Spiel und ganz Spanien litt dafür, daß die Gewalt in der Hand eines Kindes männiglich mißbraucht wurde. Es war so weit gekommen, daß zur Erhaltung des Reichs ein Regentenwechsel sich Allen als Nothwendigkeit aufdrängte. So wurde die Krone Chindasuinth, einem schon etwas bejahrten, mächtigen Gothen, angetragen. 641. Kaum hatte er die Gewalt ergriffen, so gebrauchte er sie auch mit rücksichtsloser Strenge gegen die bekannten Uebel, an denen das Gothenreich krankte. Zuerst ließ er Tulga die Haare abschneiden und ein Kloster zum Aufenthaltsort anweisen. Des Gehorsams ungewohnt und ohne Achtung vor dem neuen König, der eben noch war, wie einer von ihnen, begann ein Theil des Adels bald Aufruhr und Empörung, gestützt auf Hülfe aus Gallien und Afrika. Aber Chindasuinth, der war wie keiner von ihnen, schlug jede Empörung nieder und erzwang der königlichen Gewalt eine Achtung, wie sie vorher weder gekannt noch gewünscht wurde. Um das Uebel an der Wurzel zu fassen und in der richtigen Erkenntniß, daß die weichherzige Milde und Nachsicht dem Königthum genug geschadet, umgab er sich mit Strenge und Schrecken. Deßwegen ließ er alle die, welche sich gegen ihn empört oder dessen gegen frühere Könige überwiesen waren, mit ihren Familien ohne Erbarmen aus dem Wege räumen, andere wurden aus dem Reiche gewiesen, Weiber und Töchter leibeigen gemacht, ihr Vermögen eingezogen und seinen Getreuen zugewiesen. So wurden zweihundert vornehme Gothen und fünfhundert aus dem mittleren Stande hingerichtet. Nicht Wenige flüchteten aus Furcht, denselben Strafen zu verfallen, nach Afrika oder in das Reich der Franken. Diese bis jetzt beispiellose Strenge gab dem Reiche Frieden und Ruhe. Um diese Zustände noch mehr zu befestigen, und auch seine Gegner unter der Geistlichkeit zu treffen, berief er die siebente Synode nach Toledo. 646. Nach ihren vielen Beschlüssen wurde jeder Laie, wie Geistliche, der sich an den letzten Empörungen betheiligt oder in fremde Länder sich begeben hatte, als Landesverräther erklärt und sie und ihre Helfer des Amts entsetzt und mit lebenslänglicher Buße belegt. Auch dürfe der König nach alten Gesetzen die auf dem Landesverrath stehende Güterconfiscation nur dahin mildern, daß er dem Schuldigen den zwanzigsten Theil seines frühern Eigenthums zurückgebe. Wenn ein Geistlicher bei Lebzeiten des Königs für einen Andern, der nach dem Throne strebe, Partei nehme seines Standes uneingedenk, so soll

er, ſei er Biſchof oder was er immer ſein möge, bis an den Tod excommunicirt ſein.

Trotz ſeiner großen Strenge, deren ſo Viele jeglichen Standes mit Leib und Leben verfielen, wurde Chindaſuinth von ſeinem Volke um ſo mehr geliebt, als es in Ruhe und Frieden die Früchte ſeines Wohlſtandes ungeſtört genießen konnte. Er war ein Freund der Künſte und Wiſſenſchaften, erhob den gelehrten Eugenius zum Erzbiſchof von Toledo und war beſonders ſehr freigebig gegen Arme und Nothleidende. In Beſorgniß, das Reich möchte nach ſeinem Tode auf's Neue eine Beute der Bürgerkriege werden, erhob er ſeinen Sohn Receſuinth zunächſt zum Mitregenten und übergab ihm bald darauf kraft ſeiner Gewalt und ſeines Anſehens die Regierung ganz. Er mußte es aber erleben, daß ſich eben ſo ſchnell unter ſeinen Augen gegen Receſuinth trotziger Widerſtand erhob, hatte aber auch die Freude, ihn ſiegen und ſeine Feinde unterliegen zu ſehen. Chindaſuinth ſtarb nach einer zehnjährigen Regierung, beinahe neunzig Jahre alt. 652. Kaum war er todt, ſo ſuchte ſein Sohn viele Landesflüchtige dem Vaterlande wieder zu gewinnen und die von der ſtarken Hand ſeines Vaters geſchlagenen Wunden wieder zu heilen, einen Theil der gegebenen Geſetze zu mäßigen und zu mildern. Zu dem Behuf berief er die achte Synode von Toledo. 653. Nach dem Willen des Königs wurden auch die früher gegen Aufrührer gegebenen Geſetze gemildert und Schiedsrichter aufgeſtellt, wenn irgend Jemand gegen den König Klage zu erheben hätte. Was bei einem andern König Schwäche und ein großer Fehler geweſen wäre, das wußte die Gerechtigkeit und der ſtarke Arm Receſuinths zum Beſten des ganzen Reiches zu wenden. Der achten Synode zu Toledo, die, wie die vorausgegangenen, zugleich Reichsverſammlung war, folgte raſch die neunte und zehnte. 655 und 656. Aus dieſer Zeit ſtammt auch das erſte geordnete Geſetzbuch der Weſtgothen. Kein König des weſtgothiſchen Reiches weder vor noch nach ihm hatte ſo wenig mit Empörung und Aufruhr zu ſchaffen, als Receſuinth. Während das mächtige fränkiſche Reich beinahe von Rohheit und Barbarei verſchlungen wurde, erfreute ſich das Reich der Weſtgothen eines ungetrübten und noch nie geſehenen Wohlſtandes. Es waren die letzten Sonnenblicke vor neuen Erſchütterungen, in welche eines der mächtigſten germaniſchen Reiche beinahe ruhmlos verſinken ſollte. Und als hätte es Eile vor dem Tode den ſchon drohenden äußern Gefahren Anſtoß zu neuen und innern Unruhen zu geben und damit die Widerſtandskraft des Volkes zu ſchwächen, ließ Receſuinth zu, daß das Reich, das durch den entſchiedenen Willen ſeines Vaters zu einem Erbreich geworden war, wieder zu einem Wahlreich herabſank. Er lebte aber noch lange genug, um ein Stück Reichsgeſchichte nach ſeinem Tode vorauszuſehen. Noch hatte er die Augen nicht geſchloſſen, als ſchon die Bewegungen und Unruhen über die Wahl des zukünftigen Königs unter den Großen begannen. Unter dieſen Vorgängen ſtarb

Reccasuinth nach einer Regierung von dreiundzwanzig Jahren in der Gegend von Salamanca. 672.

Einen geordneten Gang in die Leitung und Verwaltung des Reiches hatte unter den gothiſchen Königen erſt Leowigild gebracht. Wenn er als ein Anhänger des echt Nationalen römiſchen Einrichtungen durchaus abhold war, ſo handelte ſein Sohn Receared unter den ſchon angegebenen Gründen in entgegengeſetztem Sinne, — das Römiſche in Sprache, Sitte, Recht und Religion gewann nach ſeinem Willen die Oberhand. Von da an beginnt auch der außergewöhnliche Einfluß der Geiſtlichkeit in allen Angelegenheiten des Reiches, — ſie ſollte anfangs den über die antinationalen Reformen erbitterten Großen das Gleichgewicht halten, war aber bald mit dieſen gegen das Kaiſerthum verbunden, dem ſie dann auf den Synoden und Reichstagen nur gegen Beſtättigung alter und Erringung neuer Vorrechte zu Willen waren. Dagegen bemühten ſich die Könige, ihre Perſon und Würde mit allem zu umgeben, was Achtung und Ehrfurcht erwecken konnte. Von Receared an wurden ſie in Toledo vor den Erzbiſchof oder Primas des Reiches in Gegenwart vieler anderer Biſchöfe und der Großen der Nation geſalbt und gekrönt. Wahlort war Toledo oder auch der Ort, wo der letzte König ſtarb. Wähler waren die Biſchöfe und der höhere Adel, aus dem auch in ſpäterer Zeit der König hervorging. Der königlichen Würde unfähig war ausdrücklich, wer das Büßergewand getragen, wem die Haare geſchnitten worden, Fremdlinge und Abkömmlinge von Sklaven. Ehe der Gewählte geſalbt wurde und den Thron beſtieg, mußte er mit einem feierlichen Eide ſchwören, beſonders den katholiſchen Glauben aufrecht zu erhalten, die erlaſſenen Geſetze gegen die Feinde ungeſchmälert durchzuführen, mit Gerechtigkeit zu herrſchen und den Bedrängten Hülfe zu leiſten, die Güter des Staates nicht zu verſchwenden, für das Wohl des Reiches zu ſorgen und die Erben des vorigen Königs nicht zu bedrängen. Das Beſtreben der Könige, den Einfluß der toletaniſchen Synoden durch Beiziehung weltlicher Großen zu beſchränken oder für ſich auszubeuten, ſchlug fehl, da die Zahl der Biſchöfe ſtets überwog. Für die Landesverwaltung war das Reich in Provinzen eingetheilt, deren man ebenſo wie Erzbisthümer ſechs zählte und zwar Carthagena mit Toledo, Bätica mit Sevilla, Luſitania mit Merida, Gallicia mit Braga, Tarragona mit Sarragoſſa und Septimanien oder Gallia mit Narbonne. Den erſten Rang nach dem König hatten die Herzoge, duces, von ihm geſetzt, über die Landesſicherheit, Ordnung der Verwaltung und Rechtspflege und die Beſtrafung der Verbrechen zu wachen. Die herzogliche Würde war nicht erblich und die Ertheilung derſelben über eine Provinz nicht als Lehen zu betrachten. Unter ihm ſtand in jedem Stadtgebiet an der Spitze der Verwaltung und Rechtspflege der Graf, comes, neben dieſem deſſen Vicarius und ein Juder als Gehülfe im Richteramt. Hofämter bekleideten die Erzmundſchenken, comites scantiorum, die Kämmerer, com. thesaurorum, die Kanzler, com. notariorum, die Oberſten der

Leibwache, com. spathariorum, die Kammerherren, com. cubiculi, die Marschälle, com. stabuli u. a. Zu den Palatinen oder dem höheren Adel wurden auch die Gardinge, proceres, gezählt, eigentlich reiche Gutsbesitzer von dem gothischen Gards, das Haus mit Hof und Gütern. Zum Aufgebot mußten alle Waffenfähigen sich stellen, auch die Freigelassenen und die Knechte des Fiscus. Oberster Führer im Krieg war der König, unter ihm befehligten die Herzoge und Grafen, unter diesen waren die Tiufathen über Tausende und Hundafathen über Hunderte, die Taihunfathen gesetzt. Im Frieden waren diese die niedere Obrigkeiten und der Gau in mehrere Tiufathien eingetheilt, in welchen die Tiufathen besonders als Vorsitzende der Kriminalgerichte Recht sprachen. Geringe örtliche Obrigkeiten waren noch der Villicus, Actor oder Procurator des Ortes. Ueber den gewöhnlichen Freigelassenen und Sklaven standen die königlichen Leibeigenen, servi fiscales, die viele Vorrechte hatten und zu den niedern Hofämtern befördert wurden.

Gesetzgeber der Gothen waren außer Eurich 466—482 und Alarich II. 484—507 Leowigild und sein Sohn und Nachfolger Reccared. Wenn jener besonders das königliche Ansehen zu heben suchte und die Gewalt des Adels beschränkte, wobei aber immer Gothen und Römer eigene Gesetze hatten, so gab Reccared, der Gothen und Römer zu einem Volke machte, allen auch gleiches Recht. Die Grundlage seines Gesetzbuches bildete das früher gothische Recht, es fehlte aber auch nicht an Bestandtheilen, welche dem römischen Recht entnommen waren. Von ihm an wurde es Gebrauch, daß jeder König im ersten Jahr seiner Regierung das Gesetzbuch einer Durchsicht unterwarf und es dann veröffentlichte. Von den Gesetzen, die bestimmten Königen zugeschrieben werden, sind die ältesten von Gundemar † 612 und Sisebut † 621, es finden sich auch von Wamba, † 680, Erwig, † 687, Egiza, † 701 und Witiza, † 710. Weit aus die meisten sind von Chindasuinth und Reccasuinth, so daß sie als die eigentlichen Urheber des westgothischen Gesetzes, wie es jetzt noch vorhanden ist, gelten. Das Gesetzbuch ist in zwölf Bücher und jedes Buch in Titel eingetheilt. Die mehrfach vorhandene Ueberschrift antiqua besagt, daß die betreffende Verordnung aus der Sammlung König Reccareds entnommen sei Der Preis des Gesetzbuches war auf zwölf Schillinge angesetzt. Die Ueberschreitung dieses Preises sollte am Käufer, wie am Verkäufer mit hundert Peitschenhieben bestraft werden. Der Gebrauch, aber nicht das Studium, aller andern Gesetze war bei einer Geldstrafe von dreißig Pfund Gold verboten. Fremde, namentlich Handelsleute aus Afrika, Griechenland und Italien sollten unter sich nach ihren Gesetzen gerichtet werden.

3) Nach dem Tode Reccasuinths fiel die Wahl beinahe einstimmig auf Wamba, einem der vornehmen Gothen, der wie die übrigen zur Begehung der königlichen Leichenfeier nach Gerticos kam, wo der König gestorben war. 672. War die beinahe einstimmige Wahl gegen die bisherigen Wahlhandlungen etwas

Ungewöhnliches, ſo ſtaunte man um ſo mehr darüber, daß der Gewählte die Krone hartnäckig ausſchlug. Da erhob ſich plötzlich ein Gothe und drohte mit gezücktem Schwert, Wamba niederzuſtoßen, wenn er bei ſeiner Weigerung verharre. Denn wer ſeine eigene Ruhe und Bequemlichkeit dem allgemeinen Beſten nicht aufopfern könne, verdiene als Verräther des Vaterlandes den Tod. Durch dieſe Worte bewogen, begab ſich Wamba ſeines Widerſpruches und wurde neunzehn Tage darauf in Toledo zum König gekrönt und geſalbt. Seiner Erwählung und Krönung antwortete wie ſo vielen ſeiner Vorgänger Septimanien und das nördliche Spanien mit einem Aufruhr. Die nie ruhigen und niemals beruhigten Bewohner von Navarra und Aſturien verweigerten Steuern und Abgaben, und in Septimanien verſagte Hilderich, Graf von Nismes, dem König den Gehorſam unter dem Vorgeben, daß die Gothen in Gallien bei der Wahl weder gehört noch ihr zugeſtimmt hätten, — in der That mochte ihn aber ebenſo ſehr Ehrgeiz nach der königlichen Würde und Furcht vor Strafe antreiben, da er gegen die mehrfach eingeſchärften Reichsgeſetze den Juden Schutz gewährte. Dabei tröſtete er ſich mit der ſtets fertigen Hülfe der Franken, wenn es ſich um Verwirrung und Unruhe im Gothenreich handelte. Wamba, gerade mit dem Feldzug gegen die Navarreſen und Aſturier vollauf beſchäftigt, entſandte Paulus, einen tüchtigen Feldherrn griechiſcher Abkunft, mit einem Heere nach Septimanien. Allein kaum hatte dieſer den königlichen Auftrag und die Macht dazu erhalten, als er ſelbſt die Fahne des Aufruhrs erhob. Auf ſeinem langſamen Zuge durch die tarragonenſiſche Provinz, dem heutigen Catalonien und Arragonien, gewann er unter dem mächtigen Adel Bundesgenoſſen und machte unter dem Scheine, die Rebellion mit Einem Streich niederſchlagen zu wollen, immer größere Aushebungen zu ſeinem Heere. Darauf überſtieg er die Pyrenäen, immer noch mit dem Auftrag des Königs ſich deckend, — kaum hatte er aber Narbonne, die Hauptſtadt Septimaniens eingenommen, als er endlich die Maske abwarf. Der Vornehmſten und ſeines übrigen Anhangs ſicher, erklärte er die Wahl Wambas für ungültig und das ganze Heer des Gehorſams gegen denſelben für entbunden. Bei dem Poſſenſpiel einer ſofort neu angeordneten Wahl mußte einer ſeiner Genoſſen ihn vorſchlagen, worauf er ſich, ebenſo eilig als einſtimmig erwählt, mit den Zeichen der Gewalt ſchmückte. Wenn es nicht ein ausgeſonnener Plan war, ſo konnte ſich Hilderich vor der Macht des neuen Rebellen, der jetzt auch im Beſitze von Narbonne war, nicht mehr halten und trat mit ſeinem ganzen Anhang zu ihm über, ſo daß jetzt die Provinzen vom Ebro bis gegen die Rhone gegen Wamba unter den Waffen ſtand, abgeſehen davon, daß Franken und Sachſen bereits nachdrückliche Hülfe zugeſagt hatten.

Als dieſe höchſt unerwartete Nachricht nach Spanien kam, ſtand Wamba gerade in den nördlichen Gegenden gegen die Gebirgsbewohner. Nach der Meinung eines verſammelten Kriegsrathes ſollte der König nach Toledo zurück-

kehren, größere Aushebungen vornehmen und dann erſt gegen Paulus ausrücken. Wamba dagegen war entſchloſſen, ohne Zeitverluſt und mit Aufbietung aller Kräfte raſch und ſchnell, wie einſt Leowigild, gegen die Aufrührer aufzubrechen. Nachdem er die Basken durch kühne Züge und Einfälle in Schrecken geſetzt und ihnen auf ihre Bitten Frieden gewährt, unter der Bedingung, daß alle waffenfähige Mannſchaft dem Zuge über die Pyrenäen ſich anſchließe, durcheilte er ſiegreich das heutige Catalonien und unterwarf ſich die auf ſeine Ankunft wenig vorbereiteten Städte, die auf Seite des Paulus ſtanden, wie Auſona, Barcellona und Gerunda. Am Fuße der Pyrenäen traf ihn ein Schreiben des Aufrührers, der ſich König Flavius Paulus, Beherrſcher der öſtlichen Provinzen Spaniens nannte und den König der weſtlichen zum Kampfe forderte. Wenn dieſer auch die rauheſten Gebirge und Fußſteige überſtiegen habe, wenn er auch wie ein brüllender Löwe durch die dichteſten Wälder und die dunkelſten Gehölze gedrungen ſei, die Schnelligkeit der Hirſche und Hündinnen, die Stärke der Eber und Bären auf dem Wege übertroffen habe, ſo werde er einen Abtreiber finden, ſobald er nur von den Gebirgen herab die Ebene beſchreite. Als Antwort Wambas drang ſein Heer an drei Stellen über die ſpaniſche Grenze, die eine Abtheilung unter Führung ſeines Neffen Deſiderius über Julia Livia, die zweite unter dem König ſelbſt über das alte tropaeum Pompeji, oder Clauſurä, die dritte längs der Meeresküſte hin und vereinigten ſich dann nach Niederwerfung jedes Widerſtandes in der Nähe von Narbonne wieder. Aber der angedrohte Abtreiber fand ſich nicht, — Paulus, in Erwartung fränkiſcher Hülfe, zog ſich nach Nismes und überließ die Vertheidigung des wichtigen Narbonne dem Wittimir, einem ſeiner getreueſten Anhänger. Wamba fand auch einen hartnäckigen Widerſtand und die Stadt auf das Tapferſte vertheidigt. Als aber von der Seeſeite eine Flotte die Angriffe des Heeres unterſtützte, erlag die Beſatzung einem allgemeinen Sturm. Nach einem dreiſtündigen, verzweifelten Kampf wurde die Mauer erſtiegen, die Thore erbrochen und die Stadt, ihre Einwohner und Vertheidiger, nach Kriegsrecht behandelt. Wittimir flüchtete in eine Kirche und vertheidigte ſich noch an den Stufen des Altars. Statt aber einen ehrenvollen Tod zu finden, ſchlug ihn einer der Soldaten mit einem Brett zu Boden, darauf wurde er ergriffen, gebunden und mit Andern durch die Straßen der Stadt gepeitſcht. Dieſe Niederlage beugte Paulus nicht, er rüſtete ſich vielmehr zu kräftigem Widerſtande in Nismes, füllte die Magazine mit Lebensmittel, verſtärkte die Befeſtigungswerke und erwartete mit dem Kern ſeines Heeres den Heranzug Wambas, der auch nicht lange auf ſich warten ließ. Wamba theilte ſein Heer, um auf alle Fälle gerüſtet zu ſein, — dreißigtauſend mußten unter vier Herzögen die Stadt einſchließen, er ſelbſt bezog mit dem Reſt einige Meilen davon ein Lager, namentlich in der Abſicht, den Angriffen eines fränkiſchen Heeres begegnen zu können. Als dieſes ſich nirgends blicken ließ, ſendete er weitere zehntauſend ab, mit deren Hülfe endlich Nismes

erſtürmt wurde. Obwohl aber die erbitterten Soldaten Wambas durch die brennenden Thore und über die Mauern weg von allen Seiten in großer Anzahl eindrangen, mußten ſie doch jeden Fuß breit mit Blut und Leichen erkaufen. Erſt als zwiſchen Beſatzung und Bürgern, die ſich verrathen glaubten, Streit ausbrach, hörte aller Widerſtand auf. Paulus flüchtete ſich mit dem Reſte ſeines Heeres in das alte römiſche Amphitheater und ließ dann, ohne alle Hoffnung auf Rettung, durch den Erzbiſchof von Narbonne, den er bei ſich hatte, bei Wamba um Gnade bitten. Der König ſchickte ſich eben an, ſeinen Einzug in Nismes zu halten, als der Erzbiſchof ihm einige Meilen von der Stadt begegnete und fußfällig für Paulus und ſeine Genoſſen um Gnade bat. Der König ließ ſich erbitten und verſprach, ihres Lebens zu ſchonen, ſie jedoch ganz ſtraflos ziehen zu laſſen, das geſtatte die Größe ihres Frevels nicht. Nachdem er hierauf ſeinen Einzug gehalten, wurde Paulus mit ſiebenundzwanzig andern, die ſich beſonders bei der Empörung betheiligt hatten, vorgeführt, Paulus an ihrer Spitze, zwiſchen den Reihen des ſiegreichen Heeres von zwei Reitern an den Haaren gehalten. Der König, dem ſie ſich alle todtenbleich zu Füßen warfen, ſchenkte ihnen das verwirkte Leben, verwies ſie aber auf das bald zu fällende Urtheil. Franken und Sachſen, die in Nismes gefangen wurden, entließ er ohne Löſegeld. Wenige Tage darnach wurde über Paulus und ſeine Parteigenoſſen öffentlich Gericht gehalten. Der König ſaß auf einem mitten im Lager errichteten Thron, umgeben von den vornehmſten Führern des Heeres, während dieſes ringsum unter den Waffen ſtand. Vor den ihrer Verbrechen überwieſenen Gefangenen wurden die Concilienbeſchlüſſe von Toledo verleſen, welche Tod und Einzug des Vermögens über Aufruhr und Empörung ausſprachen. Die erſte Strafe hatte ihnen der König erlaſſen, dagegen wurden ſie für ehrlos erklärt, zu lebenslänglicher Haft verurtheilt und nach einem ſpäteren Bericht Paulus, als dem Haupt der Verſchwörung, die Augen ausgeſtochen. Bei dem königlichen Einritt in Toledo mußte Paulus mit den andern Verurtheilten den Zug eröffnen. Er war mit Ketten gefeſſelt, baarfuß, in einer armſeligen Kleidung nach Art der Sklaven und ihm Haupt- und Barthaar ausgeriſſen, außerdem noch zum Jubel des Pöbels mit einer ſchwarzen, ledernen Krone entſtellt.

Ein merkwürdiges Geſetz, das Wamba bald nach ſeiner Rückkehr aus Septimanien gab, lautete dahin, daß, wenn das Reich durch äußere oder innere Feinde bedroht werde, alle Waffenfähige, Geiſtliche wie Weltliche, die Waffen ergreifen müßten, bei Androhung von Landesverweiſung, Ehrloſigkeit und Einzug des Vermögens. Nach allen Nachrichten aus damaliger Zeit ſetzte er auch eine neue Eintheilung der Bisthümer durch, ſei es, um immer wiederkehrende Streitigkeiten dadurch abzuſchneiden, oder aber die Größe manches Sprengels und die Gewalt ſeines Inhabers zu beſchneiden. Ueberhaupt mußte die Sittenloſigkeit des Clerus, beſonders auch nach den Akten der eilften Synode zu Toledo, 675, damals groß geweſen ſein. Während ſo das Reich zwar von Aufruhr und Em-

pörung frei war, aber an jenem innern Schäden litt, erſchien an den Grenzen plötzlich ein Feind, der Königthum, Adel und Geiſtlichkeit, die ganze Nation vernichten ſollte. Es waren die Saracenen, die Anhänger Mahomeds, die ſeit dem Jahre 622, dem Anfang ihrer Zeitrechnung, ihren wilden Siegeszug durch die ſchönſten Provinzen des Römerreiches ſchon vollzogen hatten. Syrien, Paläſtina, Egypten und die ganze Nordküſte von Afrika waren, lange genug ſchon durch Willkürherrſchaft eines despotiſchen Regiments gedrückt und ausgepreßt, von rachedürſtenden Parteien aufgewühlt und zerrüttet, den tapfern Söhnen Arabiens bei leiſer Berührung wie eine überreife Frucht zugefallen. Kaum waren ſie aber bis zur Meerenge von Gibraltar vorgedrungen, als ihre lüſternen Augen nach Spanien ſchweiften, das ſie für eine ebenſo leichte Beute betrachteten, wie die Länder, welche ſie bis jetzt beinahe widerſtandslos unter ihre Füße gebracht hatten. So wagte der arabiſche Feldherr Ocba den erſten Verſuch, mit einer Flotte ſeine Schaaren an der Küſte von Südſpanien zu landen. Allein der gothiſche König war gerüſtet und auf der Hut. Die Mahomedaner, noch unbehilflich auf dem ihnen fremden Elemente, verloren zweihundertundzweiundſiebenzig größere und kleinere Schiffe und damit den größeren Theil ihres Heeres.

Wamba ſollte einem ganz anderen Feinde auf eine ſchändliche Weiſe erliegen. Unter Chindaſuinth war ein vornehmer Grieche, Ardebaſt mit Namen, vielleicht ein Nachkomme Athanagilds, des Sohnes von Hermenegild nach Spanien gekommen und vom König mit einer nahen Verwandten vermählt worden, welche ihm Erwig gebar. Dieſer wurde ſelbſt am königlichen Hofe erzogen und von Wamba auf jede Weiſe vor andern ausgezeichnet. Der Undankbare reichte ihm dafür eines Tages einen Gifttrank, der ihn plötzlich des Verſtandes und der Beſinnung beraubte. Ob Erwig, vom Ehrgeiz getrieben, ſich des Verbrechens allein ſchuldig machte, oder ob er nur Werkzeug in den Händen Anderer war, namentlich der Geiſtlichkeit, die der König durch ſeine Reformen aufgebracht hatte, läßt ſich nicht mehr beſtimmen. Dem Beſinnungsloſen wurden die Haare geſchnitten, eine Mönchskutte angezogen und er dadurch auch im Fall ſeiner Geneſung der königlichen Würde für immer unfähig. Unterdeſſen übernahm Erwig die Gewalt und ließ ſich dann ſpäter zum König ſalben. 680. Aber Wamba überwand die Wirkungen des giftigen Trankes und erwachte wieder zum Gebrauch ſeiner Sinne, ohne Zweifel zu nicht geringem Schrecken der genannten Frevler. Aber wie er einſt zur Annahme der königlichen Würde nur mit Gewalt gezwungen werden konnte, ſo entſagte er jetzt freiwillig derſelben und zog ſich in ein Kloſter zurück, wo er noch mehrere Jahre lebte.

Erwig war auf eine zu außerordentliche Weiſe zur königlichen Gewalt gelangt, als daß er nicht ganz beſonderer Unterſtützung bedurft hätte. Und dieſe ſuchte und fand er in der Geiſtlichkeit und in den früher von Wamba ſo ſchwer gezüchtigten und verurtheilten Aufrührern. Dazu berief er die zwölfte Reichs-

verſammlung nach Toledo, 681, die ihn auch ohne Widerſpruch in ſeiner Würde anerkannte, um ſo härter aber gegen Wamba und manche ſeiner Maßnahmen verfuhr. Aber Furcht oder drohende Gefahr zwangen ihn, ſchon nach zwei Jahren eine neue Verſammlung zu berufen. Nach ihren Beſchlüſſen wurden alle die, welche gegen Wamba dem Aufruhr des Paulus ſich angeſchloſſen und deßwegen mit Ehrloſigkeit und Einzug ihrer Güter beſtraft worden waren, in den vorigen Stand wieder eingeſetzt. Ebenſo wurden, um das Volk noch mehr ſich geneigt zu machen, alle rückſtändigen Steuern und Abgaben bis zum erſten Regierungsjahr Erwigs erlaſſen. Und als könnte ihn und die Glieder ſeines Hauſes ein Wambas ähnliches Schickſal treffen, die deutlichen Zeichen eines böſen Gewiſſens, ließ er ſich und ſeine ganze Familie für unverletzlich erklären und den mit den ſchwerſten Strafen bedrohen, welcher irgend ein Glied des königlichen Hauſes verfolge, beraube, ſchlage, beſchädige oder mit Gewalt in den Stand der Buße verſetze. Aber alle dieſe Vorkehrungen gegen künftige Strafe oder Rache vermochten das Gemüth des Königs ſo wenig zu beruhigen, daß er zunächſt ſeine Tochter mit Egiza, dem Neffen Wambas, vermählte, nicht lange darnach durch Krankheit bewogen in ein Kloſter ging und ſtarb, nachdem er noch vorher Egiza zu ſeinem Nachfolger erklärt hatte. 687. Aber auch dieſer mußte ihm ſchwören, ſeine Söhne in allen Dingen zu beſchützen und kurz vor ſeinem Tode noch einen zweiten Eid hinzufügen, gegen Jedermann Gerechtigkeit üben zu wollen. Im Zweifel, ob nicht der erſte Eid dem zweiten entgegen ſei, verlangte Egiza auf der fünfzehnten Reichsverſammlung zu Toledo Aufklärung und Beruhigung. Dieſe wurde ihm dahin gegeben, daß der zweite Eid, nämlich gerecht zu ſein gegen Jedermann, dem erſten, Beſchützung der Söhne Erwigs, vorgehe. Es iſt uns aber keine Nachricht erhalten, daß er dieſe irgend wie gekränkt hätte. Dagegen trennte er ſich auf Zureden Wambas, der noch lebte, von ſeiner Gemahlin, Erwigs Tochter, ſetzte aber den mit ihr gezeugten Sohn Witiza als Statthalter über Gallicien, dem frühern Königreich der Sueven.

Kaum hatte Egiza von der königlichen Gewalt Beſitz ergriffen, ſo begann das alte klägliche Schauſpiel der Empörungen, — das Erbübel des weſtgothiſchen Reiches, das erſt mit ſeinem Untergang verſchwinden konnte. Der ungebeugte Trotz der Vornehmen, der Uebermuth einer übermächtigen Geiſtlichkeit, der Ehrgeiz irgend eines königlichen Abkömmlings und dazu die Intriguen der an den Grenzen lauernden Feinde, — das ſind die unverſiegbaren Quellen, aus denen das Reich in kurzen Zwiſchenräumen mit Brand und Mord vulcanartig überſchüttet wurde. Dießmal ſtand der Erzbiſchof von Toledo, Siſebert, an der Spitze der Verſchwörung, — er hatte den erzbiſchöflichen Stuhl weniger durch die Tugenden eines religiöſen Lebens errungen, als vielmehr durch Verſtellung und Intriguen ſich erſchlichen. Es iſt ein Zeichen der ſittlichen Zuſtände jener Zeiten, wenn der Primas des Reiches an der Spitze einer Verſchwörung gegen den König ſtehen konnte, mit der Abſicht, ihn, ſeine ganze Familie und fünf der

vornehmſten Hofbeamten ohne Erbarmen aus dem Wege zu räumen und einen mehr geſchmeidigen auf den Thron zu heben. Zu dem Behuf ließ ſich Siſebert auch mit Erwigs Wittwe in Unterhandlungen ein, einmal um den zukünftigen Regenten mit ihr zu vermählen und dann durch ſie die Anhänger ihres frühern Gemahls für ſich zu gewinnen. Allein die Verſchwörung wurde entdeckt, Siſebert gefangen genommen und ſeine Partei mit Gewalt niedergeſchlagen. Die Reichsverſammlung zu Toledo ſollte über den Hochverrath des kirchlichen Würdeträgers zu Gericht ſitzen. 693. Ihr Spruch lautete dahin, daß derſelbe als Meineidiger und Aufrührer ſeiner Würde entſetzt, ſeines Vermögens beraubt, aus der Kirche ausgeſtoßen und in die Verbannung verwieſen werde. Dabei wurden Geiſtliche und Laien beſchworen, dem Könige wegen ſeiner großen Verdienſte um Reich und Kirche treu und hold zu ſein. Kaum war dieſe Verſchwörung beſtraft, als eine weit gefährlichere entdeckt wurde. Eine große Zahl von Juden, geſchreckt durch die Gefahren für Leben und Eigenthum, angelockt durch ebenſo große Vortheile für ſich und die Ihrigen, war ſcheinbar zum Chriſtenthum übergetreten, wartete aber mit ſchlecht verhehlter Sehnſucht auf den Augenblick, wo ſie die Kirche mit der Synagoge vertauſchen könnten. Nicht Wenige von ihnen waren glücklich nach Afrika entkommen und rühmten ſich gegen die Zurückgebliebenen des milden arabiſchen Regiments, das ihnen nichts weiter als ein Kopfgeld auflegte und ſie ihrem Glauben ungeſtört leben laſſe. Dieſe Nachricht war für die abgefallenen oder bekehrten Juden in Spanien zu lockend, um ihnen nicht den Gedanken nahe zu legen, wie etwa mit der Rache an ihren hartherzigen Bedrängern die ganze pyrenäiſche Halbinſel unter dieſelbe Herrſchaft der Araber gebracht werden könne. So entſtanden geheime Zuſammenkünfte und Einverſtändniſſe zwiſchen Juden und Mahomedanern, — es kamen und gingen Boten, um Alles zum Einfall in's Gothenreich und deſſen Untergang vorzubereiten. Es war das ein ruchloſer Plan, der die härteſte Strafe verdiente. Aber die Verſchwörung der ſpaniſchen Juden, die, von Verzweiflung getrieben, ſich mit dem Reichsfeinde verbanden, verdient gegenüber der fortlaufenden Kette von Aufruhr und Empörung gothiſcher Herzoge und Palatine trotzdem eine mildere Beurtheilung. Triebfeder des rebelliſchen gothiſchen Adels war Ehrgeiz und Uebermuth, ein nicht zu ſtillender Durſt nach Vermehrung und Erweiterung ihrer Vorrechte, — ſie ſelbſt gleich unfähig, zu herrſchen, wie zu gehorchen, bethätigten Liebe und Anhänglichkeit an Reich und Nation damit, daß ſie mit allen Feinden ringsum gegen ihre Könige zur Verwüſtung und Brandſchatzung des eigenen Landes ſich verbanden. Und die Geſchichte bewies es, daß ſie, wäre der erbittertſte Feind des chriſtlichen Glaubens und der chriſtlichen Völker früher an den Thoren erſchienen, auch mit ihm ohne das mindeſte Bedenken Verbindung und Freundſchaft geſchloſſen hätten zu Nutzen und Frommen beſonderer Vortheile und Vorrechte. Jene Juden aber kämpften für die natürlichſten aller menſchlichen Rechte, für Leben, Eigenthum und Familie. Sie waren nicht vor-

nehme Glieder der gothiſchen Nation, berechtigte Theile des gothiſchen Reiches, — im Gegentheil, ſie waren ausgeſchloſſen und für vogelfrei erklärt oder zu einem Leben und zu einem Glauben gezwungen, den ſie freiwillig niemals angenommen hätten und den abzuwerfen, ſie jeden günſtigen Augenblick erwarteten. Wie alſo ohne Rechte, ſo band ſie auch keine Pflicht, — es war ein ganz menſchliches Gefühl, das Ende ihrer Leiden, aber auch das Ende der Herrſchaft ihrer furchtbaren Feinde herbeizuſehnen. Damit allerdings, daß ſie mit den Mahomedanern gegen das Gothenreich ſich verbunden, hatten ſie jede Schonung verwirkt, — aber nur das gethan, was gothiſche Herzoge nicht lange nachher trotz Taufe und Unterthaneneid zu unterlaſſen, weder Scham, noch Scheu hatten.

Die Judenverſchwörung wurde aller Vorſicht und Heimlichkeit unerachtet entdeckt und an den Schuldigen mit unnachſichtlicher Strenge beſtraft. Sie wurden auf die Anklage hin, den Plan gefaßt zu haben, Volk und Vaterland dem Verderben Preis zu geben, von der ſiebenzehnten Reichsverſammlung zu Toledo, 694, alle ihres Vermögens für verluſtig erklärt und zu Sklaven gemacht, — ihre Kinder aber ſollten vom ſiebenten Jahr an von ihnen entfernt, Chriſten zur Erziehung übergeben und ſpäter an Chriſten verheirathet werden. Obgleich damit dem Unternehmen der Mahomedaner, in Spanien einzufallen, eine nicht zu verachtende Hülfe entzogen war, ſo machten ſie dennoch den Verſuch einer Landung, wurden aber von dem wachſamen gothiſchen Admiral, Theodemir, mit ſchweren Verluſten an die afrikaniſche Küſte zurückgetrieben. Ob und welche Kriege gegen innere oder äußere Feinde Egiza ſonſt noch zu führen hatte, iſt den dürftigen Quellen nicht zu entnehmen. Jedenfalls war aber ſein Anſehen im Reiche ſo groß, daß er ſeinen Sohn Witiza zum Mitregenten annehmen konnte, ſo daß ſeit 698 Vater und Sohn, wie die Münzen damaliger Zeit bezeugen, über alle Provinzen zugleich als Könige herrſchten. Es waren beinahe die letzten glücklichen Tage des Gothenreiches. Als Egiza im Jahre 701 ſtarb, konnte Witiza als König ſich eines Reiches rühmen, das an Macht, Reichthum und hoher Bildung ſich mit jedem maß, viele weit überragte. Aber alle dieſe Vorzüge waren durch ein Uebel, wenn nicht gerade aufgehoben, doch zum Mindeſten ſehr unſicher gemacht, — das war der beinahe revolutionäre Zuſtand des Reichs, der nicht nur mit dem Tode des Königs alle Leidenſchaften entfeſſelte, ſondern unter jedem Könige oft mehr als einmal alle Verhältniſſe verwirrte und dem Nationalfeinde breite Straßen in das Herz des Reiches öffnete. Die beſten gothiſchen Könige hatten die Todeswunde erkannt, an der das Ganze dahinſiechte, aber die Heilung wurde zu oft unterbrochen, die Mittel dagegen ohne Nachhalt angewendet, als daß Beſſerung hätte eintreten können. Auch Witiza muß das Grundübel erkannt und dagegen entſchiedene Maßregeln ergriffen haben. Aber die Nachrichten über ſeine Perſon und ſeine Regierung ſind zu ſehr von den Farben der ihm feindlichen Partei getrübt, als daß überall die Wahrheit könnte erhoben werden.

Die erſten Jahre ſeiner Regierung waren friedlich und glücklich. Er ſchenkte Vielen, die gegen Egiza ſich empört hatten, die Freiheit und das eingezogene Vermögen wieder, und ließ auch alle aufgefundenen Briefe und Schriften aufrühreriſchen Inhalts verbrennen. Aber nicht lange darnach ergriff er Maßregeln, welche tief in die beſtehenden Verhältniſſe eingriffen und ihm unverſöhnlichen Haß und dem Reiche die unheilvollſten Verwirrungen einbrachten. Zuerſt wendete er ſich gegen die Macht der Geiſtlichkeit. Auf der achtzehnten Reichsverſammlung zu Toledo, 701, deren Akten aber verloren gegangen ſind, ſetzte er durch, daß nicht nur die Biſchöfe in größere Abhängigkeit vom Könige kamen und jede Berufung an den päpſtlichen Stuhl verboten wurde, ſondern daß auch ein Theil ihrer großen Güter eingezogen, ja den Geiſtlichen die Ehe erlaubt wurde. Mit den eingezogenen geiſtlichen Gütern ſollten die dem König ergebenen Großen bereichert werden, ſie dagegen von ihren Vorrechten bei der Königswahl Manches aufgeben. Ebenſo befahl er, von den Verfolgungen der Juden abzuſtehen und ertheilte den Vertriebenen die Erlaubniß, wieder nach Spanien zurückzukehren. Um ſeinen Willen ſchneller und kräftiger durchzuſetzen, ernannte er ſeinen Bruder, Oppas, der ſchon Erzbiſchof von Sevilla war, zugleich zum Erzbiſchof von Toledo und Primas von Spanien. Die Berichte über dieſe königlichen Verordnungen ſind voll von Anklagen gegen die Perſon und das Leben Witizas, als eines gottloſen und laſterhaften Tyrannen, vor deſſen Willkür kein Recht, vor deſſen Ausſchweifungen kein Mädchen und keine Frau ſicher war. Daß die erwähnten Maßnahmen mit Bitterkeit aufgenommen wurden und ſchwer verwunden mußten, iſt begreiflich, — aber es iſt ganz unmöglich, die Sprache der Leidenſchaft von der der Wahrheit zu unterſcheiden. So habe er auch, um jeder Empörung die Stützpunkte zu entreißen, alle Mauern der Städte, außer denen von Toledo, Aſtorga und Tuy niederreißen und viele verdächtigen und der Verſchwörung gegen ihn überwieſenen Großen einkerkern und hinrichten laſſen. Ebendeßwegen wurde Theodefried, ein Sohn oder Neffe Receſuinths, als Mitſchuldiger an einer Verſchwörung von Toledo nach Cordova verbannt und ihm allda die Augen ausgeſtochen. Gerade während dieſer dumpfen innern Gährung erſchienen die Araber zum Zweitenmal mit einer Flotte an der ſüdlichen Küſte, wurden aber auch zum Zweitenmal von dem tapfern Theodemir zurückgeſchlagen. Da kam endlich der bisher kaum verhaltene Ingrimm, beſonders des Adels römiſcher Abkunft und der Geiſtlichkeit zum Ausbruch. Die Beſchuldigungen gegen den König waren die alten, — tyranniſche Regierung, Vernichtung wohl erworbener Rechte und Abſicht, das Wahlreich in ein Erbreich zu verwandeln. An der Spitze der Verſchwörung ſtand Roderich, der Sohn des geblendeten Theodefrieds. Aber ſeine Hoffnungen auf Sieg über einen ſo entſchloſſenen und thatkräftigen Gegner, wie Witiza war, ſtanden ſchlecht, als Meuchelmörder den König aus dem Wege räumten. Nun wurde Roderich König, hatte aber Mühe, ſich gegen die Söhne und die noch mächtige

Partei Witizas zu behaupten, der Ehrgeiz des Adels bezahlte das Land mit Blut und Verwüstung, — damit begann das Ende.

Die Mahomedaner, die schon seit Jahren sich die Nordküste von Afrika unterworfen hatten, blickten mit Sehnsucht nach Spanien, nach der grünen Insel in ihrer Sprache. Sie verglichen es mit Syrien wegen seiner Fruchtbarkeit und seines reinen Himmels, mit Indien wegen seiner Wohlgerüche und seines Reichthums an Blüthen und Blumen, mit China wegen seiner kostbaren und reichhaltigen Minen. Zweimal schon hatten sie versucht, angelockt durch innere Unruhen oder gerufen durch geheime Einverständnisse, festen Fuß auf der Halbinsel zu fassen, mußten aber jedesmal mit schweren Verlusten dahin zurückkehren, woher sie gekommen waren. Dieß geschah noch unter Hassan, dem tapfern Führer der Araber. Als Musa, ein neuer Statthalter, an seine Stelle trat, wurde der Plan, die Halbinsel zu unterwerfen und auf ihr die Fahne und den Glauben des Propheten zu pflanzen, von Neuem aufgenommen und der Genehmigung des Chalifen, Mahomeds Nachfolger in Damaskus, unterbreitet. Er war besonders auf die Uneinigkeit der Gothen und auf die verblendete Unterstützung und den Verrath gothischer Großen gebaut. Und so geschah es auch. Die Söhne Witizas und ihr Oheim Oppas, Erzbischof von Toledo, hatten sich Roderich scheinbar unterworfen, ohne Zweifel in der Absicht, bei der ersten Gelegenheit das Nämliche zu thun, was so Viele vor ihnen für sich so glänzend durchgeführt hatten. Derselben Gesinnung war auch Graf Julian, der bisher auf der afrikanischen Küste die feste Stadt Ceuta, die einzige Besitzung der Gothen auf's Tapferste gegen die Mahomedaner vertheidigte. Was ihn besonders zum Abfall bewogen habe, ob Haß gegen den Mörder Witizas, ob persönliche Rache oder Hoffnung auf großen Gewinn und hohe Ehrenstellen, das Alles ist in Dunkel gehüllt, — genug, er, wie die, welche zu ihm standen, waren so verblendet und so tief gesunken, daß sie über ihrer Person Nation und Vaterland vergessen konnten. Der Sage nach hatte Julian dem König blutige Rache geschworen aus folgender Ursache: nach gothischer Sitte wurden die Kinder der Vornehmen am Hofe erzogen, so daß die Knaben dem Könige, die Mädchen der Königin dienten. Als einst Roderich vom Balcon dem Spiele der Hoffräulein zusah, fiel Cava, Julians Tochter, ein Mädchen von außerordentlicher Schönheit, ausgleitend nieder. Von heftiger Leidenschaft gegen sie entbrannt, versuchte er anfangs durch Geschenke und Schmeicheleien sie zu verführen und als dieses nicht gelang, entehrte er sie mit Gewalt. Als ihr Vater davon Nachricht erhielt, schwur er Roderich unversöhnliche Rache, trat dann mit Musa in Unterhandlung und übergab ihm die Stadt Ceuta. Er war es besonders, welcher dem arabischen Feldherrn eine Landung in Spanien als ein leichtes Unternehmen darstellte. Allein diesem war es nicht um eine Landung, sondern um die Eroberung der Halbinsel zu thun. Und da er wohl wußte, wie schimpflich schon zwei Versuche mißglückt waren, so ging er nur

mit großer Vorsicht auf die Vorschläge Julians ein, ihn benützend, aber ohne ihm Einblick in seine geheimen Plane zu gestatten. Um den Arabern Muth zu machen und ihnen die Leichtigkeit der Landung zu zeigen, zugleich aber auch, um mit andern Unzufriedenen Verbindungen anzuknüpfen, ging Julian mit zwei Schiffen, welche mit Gothen bemannt waren, nach Spanien, landete an der südlichen Küste und kehrte, nachdem er seinen Zweck erreicht, mit Beute beladen, zu Muſa nach Afrika zurück. Aber auch so konnte der Verräther an seinem Vaterlande das Mißtrauen des Arabers nicht ganz zerstreuen, vielmehr schickte Muſa vier Schiffe mit vierhundert Saraeenen, meistens Reiter, hinüber, um die Aussage des Gothen zu prüfen. Sie landeten auf der Halbinsel Tariffa, durchstreiften das ganze Küstenland Andaluſiens, fanden aber nirgends Widerstand. So kehrten sie nach mehreren Tagen mit Gefangenen und reicher Beute nach Tanger zurück. Juli 710.

Nach solchen Berichten wurde das Unternehmen auf das Frühjahr 711 festgesetzt. Der kühne Feldherr Tarik führte auf Schiffen, welche Julian selbst zusammengebracht hatte, 12,000 Afrikaner hinüber und landete glücklich. Siebenzehnhundert Gothen, unter dem vielberühmten, tapfern Theodemir, versuchten Widerstand, mußten aber bald der Uebermacht weichen. Tarik besetzte alsbald die verlassenen Höhen und schlug auf der höchsten Spitze sein Lager auf. Von ihm trägt Gibraltar seinen Namen, Gebel al Tarik, Berg Tariks. Ehe er aufbrach, wurden auf seinen Befehl, um den Seinen jede Hoffnung auf Flucht zu nehmen, Feuer in die Schiffe geworfen und alle vernichtet. Der Gothenkönig lag eben gegen die Basken zu Felde, als die Nachricht von der Landung der Araber ankam und Theodemir gegen so große Gefahr um schleunige Hülfe bat. Auf des Königs Befehl wurde Alles zu den Waffen gerufen und alsbald der beste Theil der Reiterei unter Edeco nach dem Süden geschickt, das weitere Vordringen des Feindes aufzuhalten. Mit dieser Verstärkung griff Theodemir die Araber unverweilt an, wo er sie traf, wurde aber immer weiter zurückgedrängt, so daß ihre leichten Reiterschaaren, von Verräthern angeführt, bis an die Ufer des Quadalquivir streiften und überallhin Furcht und Schrecken verbreiteten. Nach arabiſchen Berichten hatte Roderich endlich ein Heer von 90,000 Mann zusammengebracht, — statt aber die feindliche Macht durch alle möglichen Hindernisse zu bedrängen und langsam aufzureiben, rückte er, des Sieges gewiß, heran, entschlossen, mit Einem Schlage die Ungläubigen zu vernichten. Tarik war unterdessen mit 5000 Mann frischer Truppen verstärkt worden, ebenso liefen alle unzufriedenen Gothen zu ihm über, ihnen voran aber ganze Schaaren von Juden, bereit, ihren giftigen Haß an allen ihren Bedrängern zu sättigen, so daß das arabiſche Heer im Ganzen 25,000 Mann zählte. Der Platz, auf welchem das Schicksal des Gothenreiches auf immer entschieden werden sollte, lag in der Nähe von Xeres, nicht sehr weit von Cadix. Der kleine Fluß Quadalete trennte die zwei Heere, die von Kampfesluft brannten. Die Gothen,

ſtolz auf eine glorreiche Vergangenheit, in welcher ſie die tapferſten Heere Europas vernichtet und ſich in die Reichthümer der Welt getheilt, hatten Eile, den verachteten Haufen Plünderer, zugleich mit den übergelaufenen Verräthern, in's Meer zu treiben. Denen aber, die unter der Fahne des Propheten fochten, war der Kriegsruhm tapferer Germanen unbekannt, ſie wußten nichts von dem Blutbad bei Adrianopel, nichts von der Plünderung der ewigen Stadt, noch weniger, daß dieß die eiſernen Fäuſte waren, die bei Chalons die ungezählten Haufen aſiatiſcher Barbaren zerbrachen und unter die Hufen ihrer Pferde geſchleudert hatten, — ſie waren vielmehr trunken von den Siegen in hundert Schlachten, wußten ſich unbeſiegbar, nachdem ſie alle ihre Feinde, gleichviel welche Farbe und welchen Glauben ſie hatten, bis in den fernſten Oſten niedergeworfen. Viele von ihnen hatten am Fuße der Pyramiden gekämpft, in den prachtvollen Roſengärten von Damaskus ausgeruht, die Haufen Goldes geſehen, welche des Kaiſers Geſandte zu den Füßen ihres Feldherrn ausgeſchüttet und von den großen Strömen und fabelhaften Ländern gehört, bis wohin das ſiegreiche Schwert ihrer Brüder vorgedrungen ſei.

So brach der Sonntags-Morgen des 19. Juli an. Nachdem beide Heere in ihrer Weiſe den Himmel um Hülfe und Sieg angerufen, begann die Schlacht auf beiden Seiten mit gleicher Kraft und derſelben Tapferkeit. Angriff und Vertheidigung, Verwunden und Ermorden, währte den ganzen Tag, ohne daß der Sieg auf die eine oder die andere Seite ſich neigte, bis die Nacht dem erbitterten Kampf ein Ende machte. Die Kämpfenden übernachteten auf der Stelle, wo ſie ſtanden, während ringsumher Alles mit Todten angefüllt war und Verwundete in ihrem Blute und ihren Schmerzen ſich wälzten. Mit dem Anbruch des Tages begann der Kampf auf's Neue und dauerte bis in die Nacht ohne irgend eine Entſcheidung. War der Verluſt auf beiden Seiten beinahe gleich groß, ſo empfand ihn doch Tarik empfindlicher, als die Gothen, da er an die Stelle der Ermüdeten keine neue Kräfte führen konnte. Daher war am dritten Tage ſein Angriff wie ſeine Vertheidigung um ſo ſchwächer, und ſchon begannen ſeine Schaaren langſam zu weichen. Da erhob ſich Tarik hoch in den Bügeln und rief mit lauter Stimme: „Wohin wollt ihr fliehen? Eure Schiffe ſind verbrannt, hinter euch iſt das Meer, vor euch der Feind! Ihr Sieger von Afrika, folget mir, entweder werden wir ſterben hier oder den Fuß auf unſere Feinde ſetzen!“ Die Weichenden ſtanden und fochten mit neuer Kraft. Aber trotzdem war ihre Niederlage vorauszuſehen, wenn am andern Morgen die Gothen mit derſelben Stärke zum Angriff ſchritten. Da war es Julian, der in der folgenden Nacht mit den Söhnen Witizas in Unterhandlung trat und dadurch die gewichtigen Schalen der Entſcheidung zum Verderben ſeines Vaterlandes niederdrückte. Nach anderen Beiſpielen der gothiſchen Geſchichte hofften Witizas Söhne mit Hülfe der Fremden Roderich zu ſtürzen und ſich an deſſen Stelle aufzuſchwingen, — Tarik werde, mit der gemachten Beute zufrieden, abziehen und Alles andere

nach ihrem Willen ſich geſtalten. Als Roderich in Siegeshoffnung am vierten Tag die gothiſchen Schaaren zum letztenmal zur Schlacht ordnete, war die Stelle, welche bisher die Söhne Witizas eingenommen hatten, leer und ſie mit all den Ihrigen zum Feinde übergegangen, — ſein Zorn und Unwille theilte ſich dem ganzen Heere mit und der Kampf erneuerte ſich mit um ſo größerer Wuth, als der eine Theil zum Siege wieder aufathmete, der andere mit dem Feinde auch die Verräther vernichten wollte. Aber das Beiſpiel der Uebergegangenen wirkte anſteckend, ſo daß während die Reihen Tariks ſich wieder füllten, die Roderichs abnahmen. Trotzdem wurde der Kampf mit altgothiſcher Tapferkeit bis zum Sonntag ununterbrochen fortgeſetzt, bis endlich jede Ausſicht auf Erfolg verſchwunden, jede Kraft erſchöpft war und die gelichteten Reihen des gothiſchen Heeres unter den Streichen der Araber und der Ueberläufer zuſammenſanken. König Roderich war verſchwunden, um nie mehr geſehen zu werden. Nach dem ſtolzen Siegesbericht wäre er, ein Nachkomme Alarichs und Theodorichs, mit einem des Siegers von Chalons unwürdigen Pompe in die Schlacht gezogen und zwar auf dem Haupte ein Diadem, glänzend von koſtbaren Perlen, mit einem fliegenden Gewand von Gold und Seidenſtickerei, nachläſſig hingeſtreckt auf einer Sänfte oder einem Wagen, den zwei weiße Maulthiere zogen. Allein der Bericht iſt falſch, wie auch der Chalif in Damaskus getäuſcht wurde, als man ihm ein abgeſchlagenes Haupt als das des Gothenkönigs darbot und er es vor ſeinem Palaſt aufzuſpießen befahl. Roderich iſt ſehr wahrſcheinlich auf der Flucht im Quadalquivir oder Bätis ertrunken, — an deſſen Ufer fand man ſein Diadem, Gewand und Pferd, ſeinen Körper nie. Die Niederlage der Gothen war ungeheuer. Die Blüthe des Adels, die beſte Kraft der freien gothiſchen Mannen lag erſchlagen auf dem weitgedehnten Schlachtfeld, man erkannte ſie alle an den Ringen, der Adel trug goldene, die Freien Ringe von Silber, die Sclaven von Kupfer; aber auch Witizas Söhne bezahlten den Verrath mit ihrem Leben.

Kaum war die Kunde von dem Siege bei Xeres nach Afrika gedrungen, als eine Menge Araber zur Theilnahme an der Beute nach Spanien überſetzte. Von den Gothen flüchtete Alles entweder in die feſten Städte oder in die Gebirge. Um Furcht und Entſetzen noch mehr zu ſteigern, ließ der ſiegreiche Feldherr in Gegenwart von Gefangenen das Fleiſch von Erſchlagenen kochen, als nährten ſich die Araber davon und darauf einige von jenen entfliehen, die dann grauenvolle Schilderungen machten von dem, was ſie geſehen und auch was ſie nicht geſehen hatten. Die erſte Stadt, welche in die Hände Tariks fiel, war Sidonia, — ſie wurde mit Sturm genommen. Um ſo tapferer vertheidigte ſich Ceiga am Quadalquivir, unter deren Mauern die Gothen den letzten Widerſtand leiſteten und den Arabern viele Leute tödteten. Ohne alle Hoffnung auf Erſatz ergab ſich die Stadt unter der Bedingung, daß gegen einen jährlichen Tribut den Einwohnern ihr Vermögen erhalten bleibe und ſie nach den

bestehenden Gesetzen leben dürften. Von Ceiga weg rieth Julian, rasch auf Toledo, die Hauptstadt des Reiches loszurücken. Während Tarik dahin abging, entsandte er zugleich eine Reiterschaar von siebenhundert Mann gegen Cordova. Hier verrieth ein Schäfer eine zugängliche Stelle, so daß die Mauer des Nachts erstiegen und die Stadt erobert wurde. Vierhundert Gothen flüchteten sich in eine Kirche und schlugen drei Monate lang jeden Angriff zurück, bis die Kirche in Flammen aufging und sie alle darin umkamen. Eine andere Abtheilung nahm Malaga weg und eroberte Granada mit Sturm. Wer bei allen diesen Eroberungen in lauten Jubel ausbrach und überall mit Rath und That beistand, das waren die Juden, d. h. die früher Juden waren, aus Furcht und Schrecken aber äußerlich das Christenthum angenommen hatten und jetzt die lästige Maske wieder abwarfen. Endlich erschien Tarik nach einem beschwerlichen Marsch vor Toledo, der Hauptstadt des Gothenreiches. Sie war mit starken Werken umgeben, aber es fand sich beinahe Niemand, der sie gegen den Feind vertheidigt hätte. Wer fliehen konnte, war mit den Heiligthümern der Kirchen und dem Besten seines Vermögens in die nördlichen Gegenden entflohen, — dagegen war die Stadt mit Juden angefüllt, die von allen Seiten mit und vor der Ankunft der Araber sich gesammelt hatten. Den zurückgebliebenen Christen wurde Ausübung ihrer Religion, Beibehaltung ihrer Gesetze und Obrigkeit bewilligt. Von Toledo eilte Tarik gegen die Gebirge von Leon und Gallicien. Auf diesem Wege bemächtigte er sich in einer kleinen Stadt des sogenannten salomonischen Tisches, den einst Thorismund nach dem Sieg über Attila von Alltius zum Geschenk erhalten hatte. Es bestand aus einem großen Smaragd, war von drei Reihen Perlen eingefaßt, mit Edelsteinen reich verziert und stand auf dreihundert und fünfundsechzig Füßen aus massivem Gold.

Dieser ungeheuere Erfolg weckte in Musa Neid und Eifersucht auf Tariks Waffen. Er gebot ihm, bis zu seiner Ankunft stille zu stehen und nicht weiter vorzurücken, und setzte dann selbst mit 18,000 Reitern und einigen Tausend Fußgängern nach Spanien über. 712. Als er ankam, war Tarik schon gegen die nördliche Gegend abgezogen. Er wendete sich gegen Sevilla, das er durch Verrath eines andern Verwandten Witizas, durch Erzbischof Oppas, erhielt, der es mit seiner Würde wohl zu vereinigen wußte, wie Sevilla, so noch andere Städte den Feinden des christlichen Namens in die Hände zu liefern. Nachdem auch Merida gefallen und ein Aufruhr in Sevilla von seinem Sohne niedergeschlagen war, zog Musa gegen Toledo und ließ dann später Tarik für den Ungehorsam gegen seinen Befehl eine Zeit lang gefangen setzen. Als dieser darauf wieder an die Spitze des Heeres gestellt wurde, rückte er bis an den Ebro, während Musa Asturien und Gallicien unterwarf. Saragossa, das sich mit Muth und Entschlossenheit vertheidigte, mußte endlich dem vereinigten Saracenenheere seine Thore öffnen. Darauf fiel Barcellona und die andern Städte in den heutigen Provinzen von Catalonien, Arragonien und

Navarra. Damit wehte die Fahne des Propheten über ganz Spanien, von dem Felſen von Gibraltar bis zur Bai von Biscaja mit Ausnahme von Gallicien und Aſturien. Hieher hatten ſich nämlich die tapferſten Gothen geflüchtet, und jeder Verſuch der Araber, in die Gebirge einzudringen und dem Reſte eines edlen Volkes den Todesſtoß zu geben, ſcheiterte an ihrem wilden Muthe. Sie, wie die Bewohner der Gegend von Merida, über welche der tapfere Theodemir gebot, wurden nicht bezwungen. Mit den letztern ſchloß Muſas Sohn, Abdelaziz, einen Vertrag, wornach den Chriſten Leben und Eigenthum, Schutz ihres Glaubens und ihrer Tempel zugeſichert wurde, dagegen ſollten ſie den Feinden des Chalifen weder beiſtehen noch Schutz gewähren und Tribut zahlen, d. h. jeder edle Gothe jährlich ein Goldſtück, ein Maß Waizen, ebenſoviel Gerſte und eine gewiſſe Menge Honig, Oel und Eſſig, — jeder ihrer Vaſallen aber von all dem die Hälfte. Mit Theodemirs Tod erloſch auch dieſe Begünſtigung und die letzten unbezwinglichen Bürgen gothiſcher und chriſtlicher Freiheit blieben die aſturiſchen Gebirge, von wo aus die heldenmüthige Eroberung der Halbinſel wieder ihren Anfang nehmen ſollte.

Der raſend ſchnelle Untergang des weſtgothiſchen Reiches, die mit Ausnahme der Städte beinahe müheloſe Eroberung Spaniens bilden einen harten Gegenſatz gegen die jahrelangen, heldenmüthigen Kämpfe der Oſtgothen, um ſo mehr, als dieſe mit und neben den Griechen die ihnen feindlichen romaniſchen Einwohner Italiens zu fürchten und zu bekämpfen hatten, während die Weſtgothen mit Ausnahme der ſchleichenden Perfidie der Juden keinen Feind innerhalb der Grenzen ihres Reiches gegen ſich ſahen. Ihre Niederlage und ihr Untergang gleicht mehr dem des Vandalenreichs, — aber auch dieſes erlag den griechiſchen Waffen nur in Vereinigung mit den durch fortgeſetzte Verfolgungen erbitterten römiſchen Einwohner der Provinz. Am meiſten Aehnlichkeiten, mit den Geſchicken des weſtgothiſchen Reiches trägt in der Geſchichte der Neuzeit das des Polenreiches, ſowohl den Ruhm ſeiner Vergangenheit, als auch die Urſachen ſeines Unterganges angeſehen. Wie die Weſtgothen unſterbliche Verdienſte um die höchſten Güter der Geſittung der Welt ſich errangen, wie ſie bei Chalons die doppelt häßlichen Feinde chriſtlicher Freiheit und Civiliſation mit den Hufen ihrer Pferde zertraten, — gleicher Ruhm bedeckt auch die jetzt geſenkten und gebundenen Fahnen des polniſchen Volkes. Gleich den Weſtgothen mit den trefflichſten Eigenſchaften ausgerüſtet, bildeten die Polen Jahrhunderte lang für das Abendland den feſten Wall, an dem ſich die furchtbaren Wogen aſiatiſcher Barbarei brauſend und ſchäumend brechen mußten, — waren ſie es, die den ſiegreichen, bis in das Herz unſeres Vaterlandes eingedrungenen, Feind des chriſtlichen Namens aufſuchten und ihn unter Hingabe des beſten Blutes mit zerriſſenen Fahnen und gebrochenen Waffen in ſchmähliche Flucht warfen. Aber beide Völker ſind auch ein warnendes Beiſpiel der Weltgeſchichte, wie die ſchönſten Tugenden eine Nation vor Untergang nicht ſchützen

können, wenn die hohen und niederen Träger derſelben, in ſelbſtſüchtiger Verblendung und wilder Wuth, ohne Vaterlandsliebe und Opferwilligkeit, fortgeſetzt gegen einander im Kampfe liegen, — wenn jeder winzige Bruchtheil ſein Intereſſe für das Höchſte hält und dafür das Ganze und Gemeinſame zu berauben und zu verrathen den Muth hat. Der Verlauf der weſtgothiſchen Geſchichte iſt eigentlich der einer polniſchen Wirthſchaft, und die Geſchichte des polniſchen Volkes das wiederholte Schauſpiel des weſtgothiſchen Reiches. Hier wie dort Adel und Geiſtlichkeit mächtiger, als das Wohl des Reiches ertragen konnte, — zwiſchen beiden das Königthum als eine Gewalt, die man nicht genug beſchränken kann, um mit den abgeriſſenen Fetzen ſich zu bekleiden und die Rolle von unbeſchränkten Königlein zu ſpielen, — beide gleich frech und entſchloſſen, ihre Intereſſen als die des ganzen Reiches auszugeben und dafür gleich verblendet und hochverrätheriſch über Brand und Blut die Feinde der Nation in's Vaterland zu führen. Bei den Weſtgothen verband ſich der Adel mit Franken und Saracenen zur Demüthigung der königlichen Gewalt, zur Vertheidigung ſeiner Standesintereſſen und zur Verfolgung ehrgeiziger Plane, mit denen zugleich das Reich langſam dem aufgewühlten Abgrund zuſank, — bei den Weſtgothen konnten ſich Primaſe von Toledo, der eine in eine Verſchwörung einlaſſen, eigentlich die Seele derſelben bilden, um den König zu ermorden und die ganze königliche Familie auszurotten, der andere die wichtigſten Städte ohne Scham und Gewiſſen dem Reichsfeinde beinahe bedingungslos ausliefern! In unſern Tagen mußten die Denkwürdigkeiten eines ruſſiſchen Staatsrathes veröffentlicht und daraus die Summe bis zum Copeken vorgerechnet, um die einſt Adel und Geiſtlichkeit des polniſchen Volkes ihr Vaterland verkauft, und die unerhörten Verräthereien aufgedeckt werden, bis endlich der Schmerzensruf ertönte: finis Poloniae! — und der lachende Moskowiter unter Knutenhieben den hochgeſtellten Verräthern die verbrämten und geſtickten Kleider vom Leibe riß, zugleich mit dem Marſchbefehl in unbewohnte Wüſten — zur Abtragung eines winzig kleinen Theils ihrer unermeßlichen Schuld!

Kapitel 8.

Die Angelſachſen und Normannen.

1) Die äußerſte, nordweſtliche Grenze des römiſchen Reiches bildete Britannien. Dahin war zuerſt Julius Cäſar aus Ehrgeiz und Habſucht von Gallien aus vorgedrungen. Die Inſel war im Alterthum wegen ihres Reichthums an Metall, beſonders an Zinn, berühmt, daher auch Caſſiteriden, Zinninſel, genannt, eigentlich die von Großbritannien weſtlich gelegenen Scilly- und Surling-Inſeln. Die Einwohner, ohne Zweifel aus

Gallien eingewandert und dem großen keltischen Stamme angehörig, leisteten den römischen Legionen tapfern Widerstand, was Julius Cäsar mit den Worten einzugestehen gezwungen wird: die Kelten lieben die Freiheit. Als endlich besonders durch Julius Agricola in einem siebenjährigen Feldzug 78—84 n. Chr. der größere Theil der Insel unterworfen wurde, konnten die Eroberungen nur dadurch gesichert werden, daß Hadrian und später Antonin quer durch den nördlichen Theil der Insel einen Wall, Kaiser Severus aber eine feste zwölf Schuh hohe Mauer gegen die ununterbrochenen, furchtbaren Einfälle der Kaledonier errichten ließ. Wie schon erwähnt, hatten die Eroberer Alles aufgeboten, römische Sprache, Sitten und Gebräuche auszubreiten. Das Land, von Severus in Ober- und Niederbritannien eingetheilt, Britannia superior et inferior, war von guten Straßen durchschnitten, mit schönen Tempeln, prachtvollen Landhäusern und zahlreichen Bädern übersät, seine Einwohner trugen die Toga, redeten die Sprache und gewöhnten sich an alle Genüsse ihrer Herren. Bedeutende Städte waren damals schon Londinium, London, durch Handel blühend, und das nördlicher gelegene Eboracum, York, wo eine Legion ihr Standquartier hatte. Aber dieser ruhmvolle, zum Theil reiche Besitz mußte aufgegeben werden, als in den schon geschilderten Stürmen der Völkerwanderung die Legionen nothgedrungen zurückgezogen wurden. Damit blieben besonders von Honorius an 411 die Britten sich selbst überlassen, bekamen aber, obwohl früher tapfer und kriegsgewandt, nun seit langer Zeit durch römischen Luxus des Gebrauchs der Waffen entwöhnt, gegen die nördlichen Einwohner einen harten Stand. Es bildeten sich eine Menge kleinerer Gemeinschaften, civitates, Königreiche, die, statt im Bunde mit einander den gemeinschaftlichen Feind abzuwehren, ihre besten Kräfte in Zwietracht und Fehden gegen einander vergeudeten, um dann eine um so sichere Beute der wilden Kaledonier zu werden.

Ungefähr um das Jahr 449 hatte Vortigern die höchste Gewalt über die Fürsten und Städte Britanniens inne, war aber zugleich in schwerer Bedrängniß wegen der fortgesetzten feindlichen Einfälle. Da landeten unter Hengist und Horsa auf drei langen Schiffen Angelsachsen und Jüten, nach ihrer Aussage durch's Loos zur Auswanderung gezwungen, um sich ein anderes Vaterland aufzusuchen. Nach Ptolomäus waren die Angli das größte der binnenländischen Völker, wohnten östlicher als die Longobarden und dehnten sich nordwärts bis gegen die Mitte des Elbeflusses. Sie lebten also in der heutigen Altmark und in der Nordthuringia der spätern Zeit. Ob das schleswig'sche Land Angeln mit ihnen in Verbindung zu bringen sei, wollen Einige bezweifeln. Auf Vortigerns Bitte ergriffen sie die Waffen und schlugen die Feinde in die Flucht. Dafür erhielten sie die Insel Tanet als Belohnung. Bei feierlichem Mahl über solch glänzenden Sieg kniete Rowena, Hengist's schöne Tochter, vor Vortigern nieder, ihm einen Becher Weines darreichend mit den Worten:

„Euer Heil, lieber König!“ Der König küßte ſie und war bald von ihren Reizen ſo eingenommen, daß er ſeine brittiſche Frau verſtieß und Rowena zur Ehe nahm. Darüber wurden die Britten ſo erbittert, daß ſie über die Fremdlinge herfielen, einen Theil, unter ihnen Horſa, erſchlugen und die andern auf ihre Schiffe trieben. Aber Hengiſt kehrte mit einer weit größern Anzahl zurück und rächte den Tod ſeiner Stammesgenoſſen, ſo daß die Britten um Frieden baten. Je dreihundert auf beiden Seiten ſollten die Verſöhnung feiern. Aber die Sachſen waren mit kurzen Schwertern unter den Gewändern in feindlicher Abſicht gekommen und ſtürzten ſich auf ein gegebenes Zeichen auf die wehrloſen Britten, ſo daß von dieſen auch nicht Einer entkam. Dieſes brachte alle Britten in Bewegung zunächſt gegen Vortigern, den ſie in ſeiner Burg verbrannten, und wählten dann Ambroſius, einen Römer, zu ihrem Heerführer, dem ſich alle brittiſchen Fürſten unterordnen mußten. Allein die Kunde von den Eroberungen ihrer Brüder brachte ſolche Bewegung in die zurückgebliebenen Angelſachſen und Jüten, daß ſie in Maſſen über die Nordſee nach Britannien eilten, in der Abſicht, Antheil an der reichen Beute zu nehmen oder ſelbſt neue Eroberungen zu machen. Gegen ſolche Verſtärkungen waren alle Anſtrengungen der Britten umſonſt. Hengiſt behauptete ſich in Kent, ſein Sohn, von der ſchweren Lanze, die er ſchwang, oder von dem Schiffe, das ihn trug, Aesk genannt, war der erſte König von Kent, Ella der Gründer des Königreichs Suſſex 487, Kerdik des Königreiches Weſſex 494, aber erſt nach blutigen Kämpfen, beſonders gegen den tapfern Brittenkönig Ratanleod. Von der Erbitterung gegen die ſiegreichen Fremdlinge zeugen die brittiſchen Nationalgeſänge, wenn ſie auch aus einer ſpäteren Zeit ſtammen. „Verflucht ſei der Tag“, klagt der Barde Golyddan, „an dem wir uns nicht waffneten, um die Gewalt der Sachſen zurückzuhalten, — der Tag, an dem wir ſie geliebt haben! Denkt an das Gelage und die Trunkenheit vom Meth, denkt an den Mord ſo vieler Männer, an die Thränen der ſchwachen Frauen, die der Schmerz aufjagt in Mitte der Nacht! denkt an das Schickſal, das unſrer wartet, wenn die Feiglinge von Tanet je unſere Herren werden!“ Die Beſiegten hofften immer auf einen Tag der Rache und des Sieges. „Man ſchärfe die Schwerter, daß ſie beſſer tödten, daß ſie unheilbare Wunden ſchlagen. Auf! in die Wälder, in die Ebenen, auf die Berge! Die Zeit kommt, wo die Helden ſich ſammeln zu Einem Plan, mit Einem Herzen. Mögen die Krieger ſich von den Bergen ſtürzen, wie die Löwen, um den Mord der Ahnen zu rächen, — möge der Freund nicht darauf denken, den Leib des Freundes zu decken, — möge es viele Schädel geben ohne Hirn, viele Frauen, die Wittwen werden, viele Roſſe ohne Reiter, viele Raben gierig nach Fraß, viele abgehauene Arme! Wir werden Rache nehmen für ihre Plünderung, für ihren Verrath.“ Aber die Prophezeihung war falſch. Es war das unabwendbare Schickſal des Keltenvolkes bis auf den heutigen Tag, daß es dem Germanen weiche überall, wo es ihn traf.

Einer der tapferſten Brittenkönige war Arthur, deſſen Haupt Sage und Dichtung mit unſterblichem Glanze geſchmückt. Der Andrang der Sachſen war übergroß, die Britten mußten unterliegen. Erkenwin, einer ihrer Häuptlinge, gründete das Königreich der Oſtſachſen, Eſſex, 527, und als der größere Theil der Angeln aus ihren Sitzen aufbrach und an der Küſte landete, Uffa zur ſelben Zeit das Königreich Oſtangeln. Später kam Ida mit vierzig Schiffen und erhob ſich nach ſchweren Kämpfen gegen die Einwohner zum Königg von Bernicien. 547. Aella eroberte ſich 560 den Beſitz Deiras, und Krida 586 das Königreich Mercia, — aus Deira und Bernicia wurde ſpäter Northumberland. So war im Verlaufe von hundert und fünfzig Jahren der ſchönſte Theil der Inſel im Beſitz der Sachſen, die frühern Einwohner in den Norden und hinter Moräſte zurückgedrängt. Viele flohen über das Meer nach Armorica, das von ihnen den Namen Brittenland, Bretagne, erhielt; ein Theil hielt ſich in Wales, wo bis auf dieſe Stunde, wie in der Bretagne, keltiſche Sprache, Sagen und Sitten noch nicht ausgeſtorben ſind.

Die angelſächſiſche Verfaſſung hat das Weſentliche aller germaniſchen Stämme in Rückſicht des Beſitzes und der Unterſchied der Stände. Wer nicht voll frei war, hatte keinen Beſitz und ohne Beſitz gab es keine Freiheit. Auch ſie kennen die Eintheilungen des Landes in Marken und Gaue, Ga, wie jetzt noch in manchen fränkiſchen Gegenden das Wort Gau geſprochen wird. Mearkmot iſt das Mal, der Ort der Verſammlung der Markgenoſſen. Der freie Mann hieß angelſächſiſch Keorl, Wäpnedman, Frigman, Frihals, — der Edle — Eorl, aus dieſen wurden die Prieſter, Richter und Könige gewählt. Namen zur Bezeichnung der Stellung der Eorls ſind: äthele, ealdorman, Häuptling, — wita, weota, Weiſer, Rathgeber von witan, wiſſen oder von wit, Witz, Klugheit. So kennt auch das angelſächſiſche Geſetz das Folkmot, die eigentliche Volksverſammlung, die Verſammlung der freien Männer zum Unterſchied von Witenagemot, die Verſammlung der Weiſen, d. h. der Vornehmen, der Räthe des Königs. Eine noch höhere Macht als König und Landesverſammlung beſaß der Bretwalda, ein Name, der aber nicht Herrſcher über die Britten, ſondern großer, mächtiger Herrſcher bedeutet, da immer Einer unter den angelſächſiſchen Königen als Oberherr oder Hegemon den Uebrigen voranſtand.

2) Die Angelſachſen waren noch Heiden, als ſie den britiſchen Boden betraten. Unter den Britten dagegen hatte das Chriſtenthum ſchon längſt Wurzel gefaßt und ſich ausgebreitet. Die brittiſche Kirche, wohl organiſirt, zählte Bisthümer und Klöſter und hatte Kirchen und Kapellen, — aber zwiſchen Britten und Sachſen glühte ſolcher Haß, daß die Einen es verſchmähten, chriſtliche Botſchaft zu bringen, die Andern ſie nicht angenommen hätten. Da war es Papſt Gregor der Große, der wie im Vorgefühl der unermeßlichen Folgen für die ganze chriſtliche Welt die Angelſachſen dem Chriſtenthum gewinnen

wollte, und zwar zu einer Zeit, wo er ſelbſt in einem elenden kranken Körper kaum des Todes, Rom reich nur an Trümmern, arm an jeder Hülfe, kaum des Untergangs ſich erwehren konnte. Es war der Anblick des Sclavenmarktes in Rom, der den Gedanken in ihm erweckte und ihn nie mehr ruhen ließ. Unter den aufgeſtellten Sclaven bemerkte er Jünglinge von ausnehmender Wohlgeſtalt und edler Haltung. Auf ſeine Frage, welchem Volke ſie angehören, erfuhr er, daß ſie aus dem angelſächſiſchen Königreich Deira ſeien, und alsbald ſtand der Entſchluß, der Miſſion dieſes Volkes ſich zu weihen, in ihm unerſchütterlich feſt. Aber Rom wußte zu gut, was es in ihm verlor, und widerſetzte ſich ſeiner Abreiſe, nachdem er dafür mehrere ſeiner Kloſterbrüder gewonnen hatte. Später als päpſtlichen Geſandten in Konſtantinopel verließ ihn auch in den Prunkgemächern des kaiſerlichen Palaſtes der bezaubernde Ausdruck der angelſächſiſchen Sclaven nicht. Und als er dann ſelbſt den päpſtlichen Stuhl beſtieg, gab er, umringt von Peſt und Hungersnoth, vom Kriegsgeſchrei der ſtürmenden Longobarden und tauſend Bedrängniſſen, dem Verwalter der päpſtlichen Güter in Gallien den Auftrag, angelſächſiſche Sclaven von ſiebzehn bis achtzehn Jahren zu kaufen, damit ſie in Klöſtern dem Chriſtenthum erzogen würden. Und nach nicht ſehr langer Zeit konnte er Eulogius, dem Patriarchen von Alexandrien, die freudige Nachricht geben, daß die an den äußerſten Enden der Erde wohnende Nation der Anglier, die bis jetzt Holz und Steine angebetet, für das Chriſtenthum gewonnen werde. Er habe nämlich einen Mönch aus ſeinem Kloſter zur Glaubenspredigt dahin abgeſendet, die Biſchöfe Germaniens hätten ihn zum Biſchof geweiht und mit ihrer Unterſtützung ſei er glücklich bis an die äußerſten Grenzen der Welt gekommen. Seitdem ſeien von da ſchon mehrere Berichte eingelaufen, wornach er und ſeine Gefährten rüſtig und geſund an dem begonnenen Werke fortarbeiten, — ſo ſeien an Einem Tage zehntauſend Anglier getauft worden.

Zu dieſem wichtigen Geſchäft hatte er den Abt Auguſtin mit vierzig Mönchen ausgewählt und ſie nach Britannien geſendet, zugleich mit Empfehlungsſchreiben an mehrere Biſchöfe des Frankenreichs, worin Auguſtin als ein Mann voll Muth und Eifer geſchildert und ihrer nachdrücklichen Unterſtützung empfohlen wurde. 596. Um daſſelbe bat Gregor auch die fränkiſchen Könige Theodorich und Theodebert, auch Brunhilde wird von dem Unternehmen in Kenntniß geſetzt und ihr mächtiger Schutz angerufen. Auguſtin war aufgetragen, Prieſter, welche die angelſächſiſche Sprache verſtänden, aus den benachbarten Gegenden mitzunehmen, um durch ſie die Geſinnung des Volkes leichter erforſchen und auf ſie wiederum einwirken zu können. Allein das für die chriſtliche Kirche ſo außerordentlich wichtige Unternehmen gerieth gleich Anfangs in Gefahr, ohne irgend ein Ergebniß muthlos aufgegeben zu werden. Als die Römer nämlich nach Frankreich kamen und für ihr Vorhaben die nöthigen Erkundigungen einzogen, wurden ihnen die Gefahren des unermeßlichen

Meeres so groß, die Angelsachsen so wild und roh geschildert, daß den Mönchen aller Muth entsank und sie Augustin mit Vorstellungen nach Rom sendeten, während sie in Frankreich zurückblieben und die Entschlüsse des Papstes abwarteten. Augustin war aber bald mit seiner Antwort zurück: es sei weit besser, hieß es in dem Schreiben an die Mönche, das Gute gar nicht anzufangen, als gleich nach dem Anfange davon wieder abzustehen, — sie sollen ausharren und mit Eifer vollenden, was sie unternommen. Davon solle sie nichts abschrecken, weder die Beschwerden der Reise noch die geschwätzige Zunge unverständiger träger Menschen, — auf große Mühe folge unvergänglicher Lohn!

So erfolgte ihre Abreise. Augustin landete mit seinen Mönchen auf der Insel Tanet, östlich von Kent, wo damals Ethelbert regierte. Seine Gemahlin, eine Tochter des Frankenkönigs Charibert, hatte durch mitgebrachte Priester und ihr eigenes Beispiel dem Christenthum schon Freunde gewonnen, und vielleicht war sie es, welche das Kommen der Missionäre mehr als befördert hatte. Als Augustin mit seinen Genossen gelandet, schickte er einige an den König mit den Worten, daß sie von Rom mit freudiger Botschaft gekommen seien. Ethelbert nahm die Boten gastfreundlich auf und ließ sie dann zu Augustin mit dem Befehl zurückgehen, dort wo sie gelandet, so lange zu bleiben, bis er mit den Seinen zu Rathe gegangen und über ihr Unternehmen beschlossen habe. Für den Unterhalt der Fremdlinge wurde indessen reichlich gesorgt. Nach einigen Tagen landete der König auf der Insel, betrat aber keine Wohnung, um nicht etwa durch böse Künste der Fremden Schaden zu leiden, sondern ließ sie auf freiem Felde herbeirufen, — als Dolmetscher dienten fränkische Priester. Die Mönche kamen, Augustin an ihrer Spitze, indem sie ein Crucifix vorantrugen und Psalmen sangen. Als Augustin zu reden gestattet war, eröffnete er dem Könige, wie er und seine Genossen in der Absicht gekommen seien, ihn zu lehren, wie er nach seinem Tode noch glücklicher regieren und die Krone der Unsterblichkeit erlangen könne, — begann dann von Christus, seiner Lehre, von dem Leben und den Hoffnungen der Christen zu reden und ihm die ganze Summe des Evangeliums darzulegen. Dem Allem fügte er bei, wie Gregor der römische Bischof, von dem die ganze christliche Welt auf das Weiseste regiert werde, aus Sorge für das Wohl des Königs und seines ganzen Volkes selbst gekommen wäre, wenn ihn die Last seiner Berufsgeschäfte nicht abgehalten hätte. Als dem Könige die Worte Augustins erklärt waren, erwiderte er, wie das von Augustin Gesagte und Versprochene ihm gut scheine, — weil es aber neu und ungewiß sei, so könne er nicht alsbald zustimmen, noch das verlassen, was er und sein Volk seit langer Zeit festgehalten und geglaubt hätten. Weil aber Augustin mit den Seinen so weit hergekommen und die Mittheilung dessen, was gut und vortrefflich sei, verspreche, so werde er ihm dafür großen Dank wissen, und gestatte, daß, wer immer sich zu ihrer Lehre bekennen wolle, von ihnen aufgenommen werden und nach ihrer Weise leben dürfe. Damit zugleich wies er

ihnen in der Hauptſtadt Dorovernum, Canterbury, einen Ort an, wo ſie bequem leben könnten, und befahl, ihnen reichlichen Unterhalt zu geben. So zog Auguſtin in derſelben Weiſe, wie er vor dem König erſchien, in der Hauptſtadt ein und begann ungeſtört ſeine Arbeit. Das, was an ihm und ſeinen Genoſſen vom Volke am meiſten angeſtaunt wurde, war ihr äußerſt ſtrenges Leben, ſo daß ſie alles Ueberflüſſige verſchmähten und mit Kärglichem ſich begnügten. Der König hielt ſein Wort, — wer ſich taufen laſſen wollte, wurde weder abgehalten noch geſtraft. Wer kann hier ſagen, was dieſes ſonſt rohe und wilde, aber im Verhältniß zu romaniſcher Unkultur einfache und ſittenſtrenge Volk zur Predigt der römiſchen Miſſionäre hinzog? War es die Macht eines felſenfeſten Glaubens, der aus den Augen dieſer Mönche leuchtete, der belebende Glanz ihres Gottesdienſtes, die rührende Einfachheit ihrer Gebete, das bis zur Selbſtpeinigung ſtrenge Leben der Prediger? Bald ließ ſich Ethelbert ſelbſt taufen und an dem darauf folgenden Weihnachtsfeſt folgten ſeinem Beiſpiele 10,000 Sachſen. Das mit ſoviel Scheu begonnene Werk bahnte ſich von jetzt an ſeine Wege ſelbſt. Nicht als ob es mit offenen Armen und ohne Widerſpruch Eingang gefunden, — die nationale Parthei der Angelſachſen ſtemmte ſich aus allen Kräften dagegen und wiederholte, von einem Königreich zum andern überall und bis zu den äußerſten Grenzen getrieben, denſelben hartnäckigen und wohlbegründeten Widerſtand. Dagegen ſchritten die römiſchen Sendboten mit einer zähen Ruhe und ſelbſtbewußten Kraft vor, die ihnen ein glückliches Ergebniß ſicherte. Nicht nur, daß Auguſtin von Gregor namentlich vor allem hochmüthigen und hochfahrenden Benehmen mehrfach gewarnt wurde, er ſollte nach derſelben Vorſchrift frei von allem fanatiſchen Eifer die nationalen Gefühle der Angelſachſen, wo nur immer möglich, ſchonen und ſie für die neue Lehre zu gewinnen ſuchen. Die den Göttern geweihten Haine oder Tempel ſollten weder verwüſtet noch niedergeriſſen, nur das in ihnen dem Chriſtenthum Widerſprechende entfernt, alles Uebrige aber dem neuen Kult erhalten werden. Von der Einſicht durchdrungen, vielleicht auch vielfach durch eigene Erfahrung darüber belehrt, wie gemeinſame Ordnung und enge Gliederung auch winzige Kräfte zu ſtählen, ſogar zu vermehren vermag, war Auguſtin ſchon mit dem fertigen Plane verſehen, ganz Britannien in kirchliche Kreiſe einzutheilen und ſie gegenſeitig zu ordnen. Nach Gregors Willen ſollten London und York Metropolitanſitze werden, jedes mit zwölf untergeordneten Bisthümern. Aber dieſe Eintheilung war wohl jener Zeit entnommen, als die römiſchen Waffen in einem großen Theile der britiſchen Inſel Achtung und Gehorſam fanden. Die Angelſachſen wußten oder wollten von dieſen altrömiſchen Staatseinrichtungen nichts, — ſie ſchufen nach ihren Bedürfniſſen und nach dem Vordringen ihrer Waffen eine neue Eintheilung des eroberten Landes. Eben deßwegen konnte Gregors Willen nur zum Theil durchgeführt werden, das andere blieb der Zukunft vorbehalten. Auguſtin konnte nur ſoweit gebieten, als der Arm Ethelberts reichte, — London lag

aber in einem andern der ſieben Königreiche, — Dorovernum blieb alſo der Sitz Auguſtins, und zur Stunde iſt der Erzbiſchof von Canterbury Primas von ganz England.

Aber beinahe größere Hinderniſſe als das Heidenthum der Angelſachſen, bot die altbrittiſche Kirche, die nach Gregors Vorſchrift in die neukirchliche Eintheilung eingereiht und deren Biſchöfe Auguſtin untergeordnet werden ſollten. Wann das Chriſtenthum zu den Kelten nach Britannien kam, läßt ſich nicht mehr beſtimmen, — nachdem es aber einmal Wurzel gefaßt hatte, war die brittiſche Kirche bei den furchtbaren Stürmen der Völkerwanderung, und als die römiſchen Legionen von da zurückgezogen wurden, ſich ſelbſt überlaſſen und von dem kirchlichen Verband des Feſtlandes wie abgeſchnitten. Sie unterſchied ſich von der römiſchen Kirche durch die Zeit der Oſterfeier, durch die Ceremonien bei der Taufe u. a. m., von der Strenge aber, die in ihren klöſterlichen Inſtituten herrſchte, zeugt Columbans Mönchsregel, die uns erhalten iſt. Der Mönch, wollte er, thue niemals nach ſeinem eigenen Willen, — er eſſe, was man ihm vorſetzt, er nehme ruhig hin, was man ihm gibt, er unterwerfe ſich den Vorgeſetzten willenlos, — er gehe müde zum Lager, ſchlafe im Gehen, ſtehe wieder auf, ehe er ausgeſchlafen, — leidet er Unrecht, ſo ſchweige er, — er fürchte ſeinen Vorgeſetzten wie einen Herrn, und liebe ihn wie einen Vater, — was derſelbe auch befehlen mag, halte er für heilſam, nie richte er über die Handlungen ſeiner Vorgeſetzten, — die Mönche ſollen nur des Abends eſſen, aber nie bis zur Sättigung, und nur die ſchlechteſten Speiſen. Wer auf den Segen des Abts nicht Amen ſagt, wer bei Tiſche ohne Noth redet, wer über ſeinen Löffel das Zeichen des Kreuzes zu machen vergißt, wer beim Anſtimmen eines Pſalms huſtet, bekommt je ſechs Peitſchenhiebe. Ebenſoviel der Prieſter, der die Meſſe lieſt, ohne die Nägel beſchnitten zu haben, der Kirchendiener, der mit ungeſchornem Barte aufwartet, oder beide, wenn ſie ihre Augen herumſchweifen laſſen. Zwölf Hiebe erhält der Mönch, der das Gebet vor oder nach der Arbeit unterläßt, oder ohne den Segen geſprochen zu haben ißt. Wer auf das Feld geht und ſein Chrismale, ein Gefäß mit geweihtem Oel, vergißt, erhält fünf und zwanzig Hiebe, — verliert er daſſelbe, erhält er fünfzig, ſelbſt wenn er es wieder findet. Wer ſich unterſteht, mit einem Weibe allein zu reden, bekommt zweihundert Peitſchenhiebe, nicht auf einmal, ſondern in acht Abſätzen zu je fünfundzwanzig. Solche unbarmherzige Härte würde in unſern Tagen lauten Tadel und allgemeine Verurtheilung finden, — aber jene Zeit würde mit den Phraſen und der Sentimentalität unſerer Zeit Rohheit und Verfinſterung auch nicht überwunden haben. Eben derſelbe, der das Alles von armen Mönchen mit eiſerner Strenge verlangte, hatte keine andere Sprache, wenn er vor Fürſten ſtand. Columban tadelte, als er in's Frankenreich kam, laut den ſittenloſen Lebenswandel Theodorichs II., und als Brunhilde für deſſen uneheliche Kinder

um seinen Segen bat, hatte er den Muth, der mächtigen Frau in's Angesicht zu erklären, Kinder, die im Ehebruch erzeugt, segne er nicht.

Augustins Verlangen nun an die altbrittischen Bischöfe den Gebräuchen der römischen Kirche sich anzuschließen, seiner Metropolitangewalt sich zu unterwerfen und ihm in Bekehrung der Sachsen beizustehen, fand hartnäckigen Widerstand. Sie wollten das eine nicht, weil sie ihre Gebräuche und Ueberlieferungen für so alt als die der Römer hielten, und konnten das andere nicht, weil die nationale Abneigung zwischen Sachsen und Britten so groß war, daß sie jede Anstrengung fruchtlos, ja jede Annäherung unmöglich machte. Dennoch fand eine Unterredung und Verhandlung an den Ufern der Savern unter einer großen Eiche statt, die von da an Augustius-Ae genannt wurde. Von den Britten erschienen sieben Bischöfe, mehrere sehr gelehrte Mönche, auch Dinoth, Abt des großen Klosters Bangor im Nordwales an den Ufern des Dee. Die theologischen Verhandlungen endeten, wie tausend andere nach ihnen, ohne Ergebniß, erzeugten im Gegentheil nur um so größere Erbitterung. Was eigentlich den Ausschlag gab, war der Ausspruch eines Einsiedlers, den die Britten vorher um Rath gefragt hatten, ob sie der Predigt Augustins ihre Ueberlieferungen opfern sollten. „Folgt ihm", war seine Antwort, „wenn er ein Mann Gottes ist!" Auf ihre Gegenfrage, woran sie das erkennen sollten, erwiderte er, wenn er nach den Worten Jesu sanftmüthrg und von Herzen demüthig sei. „Erhebt er sich bei eurer Ankunft, so erkennet, daß er ein Diener Christi ist, — steht er nicht auf vor euch, obwohl ihr der Zahl nach mehrere seid, so ist er kein Mann Gottes." Als sie ankamen, blieb Augustin sitzen, — und die Britten konnten weder durch Bitten noch durch Drohungen bewogen werden, auch nur den kleinsten Theil ihrer eigenthümlichen Ueberlieferungen aufzugeben, indem sie unter sich äußerten, wenn er jetzt nicht vor uns aufsteht, um wie viel mehr wird er uns erst verachten, wenn wir ihm uns unterworfen haben. Da brach endlich Augustin in die drohenden Worte aus: „Wohlan denn, da ihr euch weigert, mit uns den Sachsen den Weg des Lebens zu zeigen, so werden sie euch ohne uns den Weg des Todes führen!" Und diese Drohung ging in acht Jahren in furchtbarer Weise in Erfüllung. Als nämlich der König von Northumberland die Britten mit Krieg überzog, ließ er unter den Mönchen des Klosters Bangor ein solches Blutbad anrichten, daß von zwölfhundert nur fünfzig sich retten konnten, das berühmte Kloster aber von da in Trümmer sank. Fünfzig Jahre später ward auf der Synode von Streaneshalch der Versuch, Einheit zwischen der römischen und brittischen Kirche herzustellen, noch einmal erneuert. Für die Römer sprach Abt Wilfrid, für die Britten Colman, Bischof von Lindisfarne. Hatte bei den Verhandlungen unter der Augustinseiche der Rath eines Einsiedlers den Ausschlag gegeben, so hier der sonst in theologischen Dingen immer gefährliche Ausspruch eines Königs. Weil Colman im Verlauf der Verhandlungen sich immer auf den Apostel Johannes und

auf den hl. Columba, den Stifter des Kloſters Hii, berief, unterbrach ihn Wilfrid mit den Worten: „Hat der Herr auch zu Columba geſagt wie zu Petrus: Du biſt ein Fels, auf den ich meine Kirche baue.“ Als Colman darauf eine Zeit lang ſchwieg, fragte ihn der König Oswy, der mit ſeinem Sohne der Verſammlung beiwohnte: „Hat der Herr dieſe Worte zu Petrus geſprochen?“ — „„Ja, mein König!““ — „Hat er ſo auch zu Columba geſprochen?“ — „„Nein.““ — Mehr brauchte der König nicht, um Wilfrid mit allen ſeinen Forderungen Recht zu geben, und die Anweſenden ſtimmten ihm bei. Die Britten mußten ſich fügen oder Amt und Stellen niederlegen. Viele thaten das Letztere, Andere zogen als Miſſionäre nach Deutſchland.

Entgegen andern Erfahrungen war es in Northumbrien der heidniſche Oberprieſter ſelbſt, welcher die Hand an die Göttertempel legte und ſich taufen ließ. König Edwin war lange ſchwankend, obwohl die Königin Ethelburgha eine Tochter Ethelberts von Kent und ein römiſcher Prieſter Namens Paulinus mit allen Kräften ihn zu gewinnen ſuchten. Endlich brachte er die Angelegenheit vor die allgemeine Landesverſammlung Witenagemot, an deren Beſchlüſſe alle angelſächſiſchen Könige gebunden waren. Während die Edlen und Stammälteſten vorſichtig ſchwiegen, trat Coifi, ſo hieß der Oberprieſter von Northumbrien, auf, gab laut ſeinen Beifall kund, die Götter zu verlaſſen und auf den Namen des neuen Gottes ſich taufen zu laſſen, und riß die ganze Verſammlung mit ſich fort. Darauf umgürtete er ſich mit einem Schwert, beſtieg ein Roß und ſchleuderte ſeine Lanze gegen den Göttertempel, worauf er dem ſtaunenden Volk befahl, Feuer in das Gebäude zu werfen und es dem Boden gleich zu machen. Damit war der Grund für das Bisthum York gewonnen, deſſen Stuhl Paulinus beſtieg. Das kirchliche Bekenntniß bildete die Vorbedingung zur politiſchen Einheit der Angelſachſen. Um das Jahr 828 vereinigte Egbert alle ſieben Königreiche unter ſeinem Scepter, von ihm an wird der Namen, der nur von einem Theil der Eroberer Angeln herrührt, für das ganze Reich gebraucht, — es heißt England. Von da an ſchieden ſich, wie das Meer die ſiegreichen Einwanderer von ihren alten Stammſitzen trennte, auch die Bahnen, welche Deutſchland und das Inſelreich nach Schuld und Verdienſt zu durchlaufen hatten. Aber Englands beſte Söhne haben es mit Stolz anerkannt, daß nur das Blut und die Tugenden der germaniſchen Race, Großbritanniens Größe gegründet und bis zur Stunde aufrecht erhalten, — und als vermöchten die Bande des Bluts und der Abſtammung auch in Jahrhunderten nicht zerriſſen werden, es geht jetzt noch ein gemeinſamer Zug durch die ganze germaniſche Welt, und mehr als einmal, beſonders in den ſchwerſten Prüfungen der Geſchichte der Neuzeit, fand ſie ſich vereint und verbunden auf demſelben weiten Plan demſelben wälſchen Feinde entgegen!

3) Als die Angelſachſen ihre Wohnſitze nordwärts der Elbe, namentlich die däniſche Halbinſel Jütland und Schleswig, verlaſſen hatten, drängten

ſich von den Inſeln herüber neue Schaaren unſeres Volkes ein, die an beiſpielloſer Kühnheit ihrer Seefahrten, an wildem Muth und Todesverachtung beinahe Alles übertrafen, was bis jetzt von den Germanen berichtet wurde. Sie kamen zum Theil aus Norwegen und dem heutigen Dänemark und hießen bald Normannen, bald Dänen, auch Heiden. Die Britten nannten ſie Oſtmänner, ſie ſich ſelber Wikinger, Seefahrer. Die Kühnſten von ihnen kamen bis nach Konſtantinopel, wo ſie des Kaiſers Leibwache bildeten, von den Griechen Barengoi, Waräger, genannt. Jeder einzelne Zug aus den uns noch erhaltenen zerſtreuten Nachrichten bewährt die nationalen Tugenden ihrer Bluts und ihrer Abſtammung. Sie waren wie kein anderer Stamm unſerer Nation die kühnſten Seefahrer und zwar auf einer Waſſerbahn, der Nordſee, die wegen drohender Gefahren aller Art jetzt noch auch von abgehärteten Seeleuten gefürchtet wird. Und doch welch' gewaltiger Unterſchied zwiſchen dem Kiel und der Ausrüſtung eines Schiffes damaliger Zeit und in unſern Tagen! Und dennoch war vor dieſen normänniſchen Segeln und Rudern keine Küſte zu entlegen, die ſie nicht bis tief in's Land hinein geplündert und verwüſtet hätten. Sie beſuchten die Oſtküſte des baltiſchen Meeres, liefen aber am liebſten gegen Süden aus. Wohin ſie mit ihren Drachen, d. h. mit ihren großen Schiffen nicht gelangen konnten, dahin drangen ſie mit leichten Barken vor. Sie plünderten Friesland, Flandern und Holland, und kamen rheinaufwärts ſogar bis Mainz, in derſelben Weiſe auf der Somme, Seine, Loire, Garonne und Rhone, bis nach Paris, Orleans, Bordeaux, Toulouſe und Tours. Denſelben Schrecken trugen ſie nach Spanien und ließen die Saraceenen die Wucht und Schärfe germaniſcher Streitärte fühlen, auch noch nach der Schlacht bei Poitiers. Was konnte da die Küſten von Italien, Griechenland und Paläſtina ſchützen? Deßwegen war aber der Weſten nicht beſſer daran. Da wurde Britannien heimgeſucht — ja Island und Grönland aufgefunden und die erſten beinahe räthſelhaften Nachrichten von Amerika gebracht. Was ſie zu ſolchen Fahrten zwang, war die Armuth und die Rauheit ihres Vaterlandes, — der Boden felſig, das Klima ſtreng, der Winter lang, daher oft Hungersnoth und die Nothwendigkeit, gleichſam die Ueberzähligen durch's Loos auszuſcheiden und in die Ferne wegzuſenden. Außer dieſen Urſachen aber auch der geheimnißvolle Zug aller Germanen nach dem Süden und der niemals geſtillte Durſt nach Abenteuern und Gefahren, ſpäter aber noch eine wahre Wuth gegen alles Chriſtliche, in dem ſie den unverſöhnlichen Feind ihrer Götter und ihrer Freiheit ſahen. Daher die furchtbaren Rachehandlungen mit Feuer und Schwert an allem, was dieſen Namen trug: „wir haben eine Meſſe geſungen mit Lanzen bei Sonnenaufgang!"

Wie ihr vornehmſter Gott im goldenen Tempel zu Upſala gewappnet dargeſtellt, und ihm geopfert ward, wenn Krieg drohte, ſo war auch das Leben des Normannen nur Uebung und Rüſtung zu Kampf und Krieg. Er wuchs auf

daheim in der Halle mit Sehnen winden, Bogen ſpannen und Pfeile ſchaften, Spieße werfen, Lanzen ſchwingen, Hengſte reiten, Hunde hetzen, Schwerter ziehen, die Sund durchſchwimmen. Und von einem ihrer kühnen Führer rühmt eine Chronik: er war groß von Wuchs, ſtark und der gewaltigſte Streiter, er ſchwang den Speer gleich gut mit der Rechten wie mit der Linken, er ſchwang das Schwert ſo ſchnell, daß es ſchien, als blinkten viele Schwerter in der Luft, er ſchoß am beſten mit dem Bogen und traf ſtets das Ziel. Schwer gerüſtet ſprang er ſo hoch als er ſelbſt war, ebenſoweit vorwärts als rückwärts, — er ſchwamm wie ein Seehund, und Niemand war, der in irgend einer Leibesübung mit ihm ſich meſſen konnte. Recht germaniſch ergriff in den Stunden der Nöthen und Gefahren dieſelbe kriegeriſche Wuth auch die Frauen. Jungfrauen, die den zarten Leib in Eiſen hüllten und das Schwert ergriffen, nannte der Normanne Sciöldmöer, Schildjungfrauen. Ihrer Tapferkeit gleich war ihr Freiheitsſtolz. Sie haben Könige, ſagt Adam von Bremen, aus einem alten Geſchlechte, deren Gewalt jedoch durch den Willen des Volkes gebunden iſt, — denn was Alle insgemein gebilligt haben, muß der Fürſt beſtätigen. Daheim alſo erfreuten ſie ſich völliger Gleichheit, ging es aber in die Schlacht, ſo galt dem Könige vollkommener Gehorſam. Mit Ruthen geſchlagen zu werden, war für Normannen ebenſo ſchimpflich wie unerträglich, — wer eines Verbrechens überführt wurde, wollte ſich lieber enthaupten als ſchlagen laſſen. Daher gab es keine andere Strafe als das Beil oder die Knechtſchaft. Thränen und Wehklagen, ſagt derſelbe Schriftſteller, und andere Bezeugungen der Reue, welche wir für heilſam erachten, verabſcheuen die Normannen, ſo daß es ſich eben ſo wenig für einen ſchickt, über ſeine Vergehungen wie über ſeine theuren Verſtorbenen zu weinen. Ein Weib, das ihre Ehre preisgab, wurde in die Sclaverei verkauft. Wer aber das Weib eines Andern beſchlief oder eine Jungfrau nothzüchtigte, mußte des Todes ſterben. Ganz beſonders heilig galt das Recht der Gaſtfreundſchaft, ſo daß es für ſie nichts Schmählicheres gab, als den Fremden Schutz, Obdach und Hülfe zu verweigern, und ſie auch unter einander in Eifer und Wettſtreit geriethen, wer es werth ſei, den Gaſt aufzunehmen. Dieſem gewährte dann der Wirth alle Rechte der Menſchenfreundlichkeit und führte ihn ſoviele Tage er bei ihm verweilen wollte, immer wechſelnd in den einzelnen Häuſern bei ſeinen Freunden umher. Was man in jener Zeit, die auch wie die unſere ihre Hoffahrtsſünde hatte, namentlich ihre Vorliebe für feines Pelzwerk, an den Normannen nicht weniger bewunderte, das war die Einfachheit ihrer Kleidung, — ſie kleideten ſich meiſt in leinene Gewänder trotz der Größe und dem Werthe an gemachter Beute, an Gold und Silber und Koſtbarkeiten aller Art.

Ihre Sprache war den Wälſchen ſo unerträglich wie das Blinken ihrer Schwerter und das Sauſen ihrer Lanzen, — nach den Worten Gregors war — es den Romanen, wenn Normannen redeten, als knirſchten ſie mit den Zähnen, jedenfalls noch mehr Ehre und Anerkennung, als die Vergleichung unſerer Sprache

mit einer Sprache der Pferde, wie Napoleon gethan. Aber sie wußten es alle, diese wälschen Meister, daß es für sie sehr gut sei, das zornige Zähnknirschen nicht wach zu rufen und die nicht zu reizen, welche die Sprache der Pferde redeten.

Sechstes Buch.

Das römisch-deutsche Kaiserthum.

Quellen: Pertz, monumenta. Fredegar, Paulus Diaconus, der Mönch von St. Gallen, Alcuin Einhard.

Wissenschaftliche Bearbeitungen: J. Ch. A. Seiters, Bonifazius der Apostel der Deutschen Mainz 1845.

Kapitel 1.

Die fränkischen Hausmaier.

1) Nach Fredegar hatte die Mutter Chlodwigs einen Traum, wornach sie einen Löwen geboren, auf den dann Einhörner und Leoparden, diesen aber Bären und Wölfe folgen, auf diese endlich Hunde und kleinere Thiere kommen werden, — nach ihrer eigenen Auslegung ein Bild der fränkischen Geschichte. Die furchtbaren Zähne des Löwen waren längst nicht mehr zu fürchten, der blutige Kampf der Einhörner und Leoparden ist ausgekämpft, auch das Geschlecht der Bären und Wölfe ausgestorben, — es bleiben also noch die Hunde und die kleineren Thiere, die unter einander hadernd und sich anfallend zuletzt von stärkern Krallen zerrissen werden. Das vorangegangene Geschlecht der Merowinger war zwar nicht besser als die Nachkommen Chlotars II., — es waren aber doch meist gewaltige Gestalten dem Frankenvolke in allen harten blutigen Kämpfen überall hoch voran, meistens Krieger, die Staub und Schweiß und Blut nicht fürchteten, deren Arme mit Gewandtheit Schild und Lanze, Bogen und Schwert zu führen wußten, die noch wie die Alten die Anstrengung der Jagd und darauf das kalte Bad liebten und wenn nöthig den Strom mit Leichtigkeit durchschwammen, — jetzt aber folgt ein Geschlecht von gleichen Ausschweifungen, — angefressen von denselben Sünden, — aber beinahe ohne irgend

eine Tugend, ohne irgend einen Vorzug der vergangenen Wölfe und Leoparden. Für sie gab es keine andere Freuden und keine andere Mühen als das Intriguenspiel des Palastes und das Geschäft mit Weibern, vielleicht auch Hunde- und Hühnerfütterung, wie an den Höfen von Ravenna und Byzanz, mit dergleichen Entschlossenheit und derselben Furcht vor den sengenden Strahlen der Sonne, — dem tapfern Volke nur dann sichtbar, wenn es sich auf dem Märzfelde mit den alten siegreichen Waffen in Reih und Glied aufgestellt oder nach herkömmlicher Weise in Haufen geordnet hatte. Dann öffneten sich die Thore des Palastes und es fuhr ein Wagen vor, meist mit Ochsen bespannt, darauf der König, oder vielmehr das königliche Kind, mit langwallendem goldenem Lockenhaar, angethan und umgeben mit allen Zeichen der Gewalt, aber stumm und unbeweglich wie ein Götzenbild. Wenn dann der betäubende Jubelruf des Volkes verhallt war, das mit Staunen den Nachfolger derjenigen betrachtete, die einst das Reich gegründet und gegen tausend Feinde tapfer vertheidigt hatten, — dann lenkte das königliche Gespann dahin zurück, woher es gekommen, dem Bewohner des Palastes nach solcher Anstrengung wieder Ruhe und Sammlung zu lassen, bis ein mächtiger Wille die Wiederholung desselben Schauspiels für gut fand. Unter solchen Umständen wäre das Frankenreich demselben Schicksale des Gothenreichs in Spanien verfallen, ein Spielball ehrgeiziger Kämpfe Vornehmer und Hochgestellter geistlichen und weltlichen Standes und zuletzt eine leichte Beute wachsamer und tapferer Feinde an den Grenzen, — wenn bei der Verkommenheit des königlichen Stammes die Hausmaier dem Reiche nicht Schild und Schwert geworden wären. Die Ausgangs- und Zielpunkte der Politik der fränkischen Hausmaier waren Anfangs keine andern, als die der Adel, namentlich in Austrasien, gegen die große Gewalt des Königthums vergeblich zu erreichen suchte. Bald galt es aber auch bei dem fortgesetzten Wechsel der königlichen Gewalt eine Stetigkeit der Verwaltung und Sicherung aller dabei betheiligten Interessen zu erhalten, besonders aber die Einheit des Reiches zu bewahren. Bei jedem Wechsel der königlichen Gewalt waren nämlich tausend Interessen, sah sich jedes Glied der Dienstmannschaft mit Verlust seiner Stellung und der damit verbundenen Einkünfte bedroht. Hier war es der Einfluß und die Macht der Hausmaier, namentlich seit ihr Amt ein lebenslängliches und endlich gar ein erbliches geworden war, welche die allzu herben Uebergänge mildern, anerkanntes Verdienst schätzen und bedrohte dienstliche Verhältnisse im Wesentlichen ungestört und ungehindert erhalten konnten, — aber damit ihre eigene Stellung auch weit über die königliche Gewalt befestigen mußten.

Chlotar II. nahm seinen Sohn Dagobert schon 622 zum Mitregenten an und setzte ihn, wie es scheint auf Verlangen der Großen, als König über Austrasien, wo ihm Pippin von Landen, eben derselbe, der sich mit Warnachar und andern gegen Brunhilde erhoben, zur Seite stehen sollte. Pippin gehörte einer austrasischen Adelsfamilie an, welche von weiblicher Seite mit

dem königlichen Hauſe nahe verwandt und in den alten ſaliſchen Landſchaften am Niederrhein reich begütert war. Bei der Wiederaufrichtung des auſtraſiſchen Thrones hatte aber Chlotar alles altauſtraſiſche Land, weſtlich und ſüdlich von den Ardennen und Vogeſen, bei ſeinem neuſtriſch burgundiſchen Reiche gelaſſen. Als nun 625 Dagobert nach dem Willen ſeines Vaters in Clichy bei Paris mit Gometrud, der Schweſter der Königin Sichilde, ſich vermählte, kam es am dritten Tag nach der Hochzeit zwiſchen Vater und Sohn zu heftigen Auftritten. Dagobert verlangte die Herrſchaft über ganz Auſtraſien, was ihm Chlotar mit Heftigkeit verweigerte. Da ſollte ein Schiedsgericht von zwölf Franken den Streit zwiſchen Vater und Sohn ſchlichten. Unter jenen war es beſonders Arnulf, Biſchof von Metz, auf deſſen Bitten und Vorſtellungen Chlotar endlich Dagobert Champagne und Lothringen überließ. Es währte nicht lange, als Dagobert ſeinen Vater um Hülfe gegen die Sachſen flehentlich bitten mußte. Auf die Nachricht nämlich, daß die Sachſen mit großen Maſſen über die Grenze gebrochen ſeien und alles mit Feuer und Schwert verwüſteten, ging Dagobert über den Rhein und fiel die Plünderer an, wo er ſie traf. Der Widerſtand der Sachſen war aber ein ſo hartnäckiger, daß die Franken nur mit Mühe der Vernichtung entgingen. Dagobert wurde im Handgemenge der Helm zerſchmettert und eine Haarlocke ihm noch abgehauen. Als der Eilbote mit der blutigen Locke ſeines Sohnes bei Chlotar anlangte, war dieſer mit dem Heere ſchon aufgebrochen dem Rhein zu, den er jetzt in Eilmärſchen zu erreichen ſuchte. Dagoberts Heer empfing ihn vor Freude in die Hände klatſchend. In ſolcher Stärke rückte man gegen die Weſer vor, wo den Franken gegenüber die Sachſen, unter ihrem Herzog Bertoald, lagerten. Bei dem freudigen Getümmel unter den Franken erkundigte ſich der Sachſenherzog, was das bedeute. Die Antwort, daß Chlotar angekommen und das Heer ſeine Ankunft feiere, — wollte er nicht glauben. Davon benachrichtigt, trat der König ſelbſt an's Ufer, den Panzer angethan, den Helm auf dem Haupte und enthüllte dann ſein ſchon mit grauen Haaren beſetztes Haupt. Kaum erkannte Bertoald den König, als er ihn im Angeſichte von Franken und Sachſen mit einer Fluth von Schmähungen überhäufte: „So biſt Du alſo doch hier, Du faules Laſtthier!“ Ergrimmt über ſolchen Schimpf ſprang Chlotar auf ſein Pferd und ſchwamm mit ihm in voller Rüſtung über den Fluß und das ganze Frankenheer ihm nach. Der grimmige unerwartete Angriff brachte die Sachſen zum Weichen. Ihr Herzog fiel im Zweikampfe unter Chlotars wüthenden Streichen. Aber damit war ſeine Rache noch nicht geſtillt, er befahl vielmehr das ganze Land zu verwüſten und alle Gefangenen, die größer waren als ſein Schlachtenſchwert, ohne Erbarmen niederzuhauen. Um dieſe Zeit ſtarb der burgundiſche Hausmaier Warnachar, worauf ſein Sohn Godinus nichts Eiligeres zu thun hatte, als noch deſſelben Jahrs ſeine Stiefmutter Berta zur Ehe

zu nehmen. Dieſe freventliche Verletzung des chriſtlichen Sittengeſetzes ſollte auf Chlotars Befehl, Herzog Arnebert, der des Godinus Schweſter zur Frau hatte, an dem Schuldigen durch den Tod ſühnen. Aber Godinus, davon benachrichtigt, entfloh mit Berta zu Dagobert und flüchtete zum Altar einer Kirche. Auf Dagoberts mehrmaliges Verwenden für ihn verſprach Chlotar ihm das Leben zu ſchenken, wenn er ſich von ſeiner Stiefmutter trenne. Dies that er denn auch und kehrte dann ungeſtraft nach Burgund zurück. Um ſo ſchneller eilte aber Berta zu Chlotar und wußte dieſen ſo gegen Godinus einzunehmen, als habe er einen Mordplan gegen den König gefaßt, daß er ihn ergreifen ließ, zunächſt nur um an mehreren heiligen Stätten Chlotar Treue zu ſchwören, dann aber um ihn auf dem Wege nach Tours zum Heiligthum des hl. Martinus, in der Nähe von Chartres, wo er eben in einem Hofe ſein Frühſtück nehmen wollte, aus dem Wege zu räumen. Auf ähnliche Weiſe, aber um ganz anderer Dinge willen, mußte Theodoald, aus dem bayriſchen Herzogsgeſchlecht der Agilolfinger, ſein Leben laſſen. Ihm gereichte bei den Franken zur Anklage und zum Verbrechen ſein Anſehen und ſeine Reichthümer, darum befahl Dagobert ihn zu tödten. Um dem Tode zu entgehen, entfloh er zu Chlotar, der ihm auch ſtraffreie Rückkehr erwirkte. Aber kaum war er mit Dagobert nach Trier gekommen, als er auf deſſen Befehl an der Thüre ſeines Schlafgemachs niedergeſtreckt wurde.

Nach Chlotars Tod lag es in Dagoberts Hand, das ganze Frankreich unter ſich wieder zu vereinigen. Aus Mitleid überließ er einem Bruder von beſchränktem Geiſte, Charibert mit Namen, die Gaue und Städte ſüdlich von der Loire bis zur ſpaniſchen Grenze, mit dem Sitze in Toulouſe. Dagobert war der letzte kräftige Schoß am Merowinger Stamme, von ihm an trieben nur noch kränkliche Zweige, die ohne äußere Gewalt elend hinwelkten und kläglich abſtarben, — nach dem Traume von Chlodwigs Mutter das Geſchlecht von Hunden! In Dagoberts Charakter fehlte zu einer glänzenden Lichtſeite auch tiefer Schatten nicht, — tapfer bis zur Tollkühnheit, übte und liebte er, namentlich zu Anfang ſeiner Regierung, Gerechtigkeit rückſichtslos, ohne Anſehen der Perſon; er hat entſchiedenes Verdienſt um Sammlung und wiederholte Durchſicht der in ſeinem Reiche beſtehenden Geſetze. Herablaſſend und freigebig gegen Arme, wußte er die mächtige und einflußreiche Geiſtlichkeit durch Stiftungen und reiche Schenkungen an ſich zu feſſeln. Friedfertig wie Salomo, ſagt der Chroniſt, laſten auf ſeinem Leben auch dieſelben Anklagen. Er lebte mit drei Königinnen und noch mehr Kebsweibern. Kaum in Paris eingezogen, ließ er ſich von ſeiner Gemahlin Gomatrud ſcheiden und nahm Nantilde, eines von den Kammermädchen, zur Ehe, neben ihr hatte er aber noch Wulfgunde und Berchilde, — der Kebsweiber, berichtet Fredegar, waren aber zuviel, um ihre Namen aufzuführen. Ein ſolch' wollüſtiges Leben verzehrte in ihm alle männliche Kraft, erſtickte in ſeinem Innern allmählich jede edle Geſinnung,

zwang ihn aber, erfinderiſch in ungerechten Titeln, die Hände nach dem Gut ſeiner Unterthanen auszuſtrecken.

Um das Jahr 628 betrat er als König das erſtemal Burgund, ihm voran eilte der Ruf ſtrenger und unerbittlicher Gerechtigkeit, ſo daß nicht Wenigen aus den vornehmen Geſchlechtern bangte, während das niedere Volk laut ihm entgegenjubelte. Und er hielt auch, was das Gerücht von ihm vorher verkündete. Von einem Gerichtsſitz zum andern hielt er öffentlich Gericht über Hohe wie Niedere, — da galt keine Macht und kein Anſehen, — wehe einem Richter, der um Geld und Geldeswerth die Gerechtigkeit gebeugt und Arme gedrückt hatte! Zu ſolch' glänzendem Anfang ſeiner Regierung, über das ganze Frankenreich, trugen namentlich zwei Männer bei, deren Gerechtigkeit und Sittenſtrenge auch ihre Widerſacher unangetaſtet laſſen mußten, — das waren der Hausmaier Pippin von Landen und Biſchof Arnulf von Metz. Der Frieden des Reichs ſollte aber bald durch einen erbitterten Krieg gegen die Wenden unterbrochen werden. Ein fränkiſcher Kaufmann, Samo mit Namen, aus dem belgiſchen Hennegau, wußte auf einer ſeiner Handelsreiſen den Wenden in ihren Kämpfen gegen die Avaren, Hunnen damals genannt, ſolche tapfere Dienſte zu leiſten, daß ſie ihn zu ihrem Könige erwählten und er auch fünfunddreißig Jahre glücklich regierte. Er legte ſich ganz nach Art der fränkiſchen Könige nach und nach zwölf wendiſche Weiber bei, mit denen er 22 Söhne und 25 Töchter zeugte. Da begab es ſich, daß fränkiſche Kaufleute, im Jahr 630, auf ihrer Handelsreiſe von den Wenden erſchlagen wurden. Gleichviel ob das die Urſache oder nur ein Vorwand gegen das aufſtrebende Wendenreich war, Dagobert verlangte durch eine Geſandtſchaft die Herausgabe des Geraubten und die Beſtrafung der Schuldigen. Als Samo den fränkiſchen Geſandten nicht einmal vor ſich ließ, kleidete ſich dieſer in die Tracht der Wenden und erſchien ſo vor dem König. Ein Wort gab das andere. Auf die Weigerung des Wendenkönigs, die geſtellten Forderungen zu erfüllen, begann der Franke zu drohen und brach in die Worte aus: „es iſt nicht möglich, daß Chriſten mit Hunden in Freundſchaft leben!“ — Da antwortete Samo trotzig: „„wenn ihr die Knechte Gottes ſeid, wir aber die Hunde, ſo wollen wir euch, ſo ihr uns unaufhörlich quält, auch die Zähne zeigen.““ Und mit dieſem Beſcheid ließ er den fränkiſchen Geſandten hinauswerfen. Bei ſolchen Nachrichten bot Dagobert nicht nur den fränkiſchen Heerbann auf, mit dem Befehl an drei Stellen in das wendiſche Reich einzufallen, ſondern wußte auch die Longobarden, von Süden her, zu einem gleichzeitigen Angriff zu bewegen. Vor einem ſo verſtärkten Angriff mußten die Wenden weichen, ſo daß die Alemannen, unter ihrem Herzog Crodobert, und die Longobarden eine ungeheuere Menge Gefangene wegſchleppten. Als ſich aber die Auſtraſier an die Belagerung von Wogaſtisburg machten, nach einigen Voitsburg, weſtlich von Grätz, nach andern an der Eger in Böhmen zu ſuchen, ſahen ſie ſich plötzlich

der Hauptmacht der Wenden gegenüber. Eine dreitägige Schlacht raffte den größten Theil des fränkiſchen Heeres hin, der übrige Theil ließ Zelte und das Gepäck im Stich und ſuchte fliehend über die Grenze zu entkommen, — eine Niederlage, welche die Franken nicht wendiſcher Tapferkeit, ſondern dem ſchlechten Willen der Auſtraſier, die von Dagobert beſtändig ausgeplündert wurden, ſchuldgaben. Um ſo verderblicher waren die Folgen. Nachdem der ſtrahlende Glanz der fränkiſchen Waffen ſo ſchnell vor Slaven erbleichen konnte, fielen die Wenden ohne Unterlaß ſengend und brennend in Thüringen und die angränzenden fränkiſchen Gaue ein, — ja Derwan, Herzog der Sorben, die bisher dem Reiche tributpflichtig waren, eilte mit ſeinen ſlaviſchen Stammesgenoſſen ſich zu vereinigen. In dieſen wendiſchen Angelegenheiten trat erſt dann ein den Franken günſtiger Wechſel ein, als Dagobert die Sachſen zu Hütern der Grenze und zum nationalen Kampf gegen die Slaven gewann, indem er ihnen ſämmtliche Steuern erließ, welche ſie ſeit geraumer Zeit der Staatskaſſe entrichteten, darunter auch einen jährlichen Zins, ſchon aus Chlotars I. Zeiten, von 500 Kühen. Unter ſolchen raſtloſen Angriffen zerfiel Samos Reich ſchneller, als es erſtanden war. Um dieſelbe Zeit erhob ſich unter dem, dem Frankenreiche ſo gefährlichen Avarenvolke, ein erbitterter Kampf, um die Thronfolge zwiſchen Bulgaren und Avaren. Als jene in einer blutigen Entſcheidung unterlagen, verließen 9000 Männer mit Weib und Kind ihre Niederlaſſungen in Pannonien und baten, an den Grenzen des Reichs angekommen, Dagobert um bleibende Wohnſitze. Sie abzuweiſen ſchien unklug, ſie aufzunehmen gefährlich. So wurde ihnen einſtweilen geſtattet, bei den Bayern zu überwintern. Kaum hatten ſich aber die Flüchtigen über das Herzogthum hin zerſtreut, als ein königlicher Befehl erging, ſie alle in einer Nacht zu ermorden, dem die Bayern um ſo eifriger nachkamen als an den Aufgenommenen manche grauſame Plünderung ihres ganzen Volkes zu rächen war. Nur 700 Männer retteten ſich mit Weibern und Kindern über die Wendenmark in Krain, zwiſchen Donau und Sau.

Während auf dieſe Weiſe die öſtlichen und nordöſtlichen Marken geſichert werden ſollten, ſuchte Dagobert an der ſüdlichen und ſüdweſtlichen Grenze wenigſtens gute Nachbarn in ſeiner Weiſe zu gewinnen. Mit den Longobarden ſtand er in freundlichem Verkehr und, wie der verabredete Zug gegen die Wenden bewies, in Bundesgenoſſenſchaft. Und als ſich Gelegenheit bot, in den Angelegenheiten des weſtgothiſchen Reichs mitzuſprechen, unterſtützte er den Rebellen Siſenand mit einem Heer, gegen ſeinen rechtmäßigen König Suinthila, um den Preis von 200,000 Schillingen. 631. Ein Jahr vorher war König Charibert geſtorben, mit Hinterlaſſung eines unmündigen Sohnes, Namens Chilperich, der bald darauf auch ſtarb, wie man ſagte auf Dagoberts Veranlaſſung, — damit war das Reich wieder unter Einer Hand vereinigt.

Aber nicht auf lange. Die ununterbrochenen Einfälle der Wenden, mehr noch das Drängen des austrasischen Adels, dem Dagobert seiner Habsucht und seiner rücksichtslosen Plünderungen wegen anfing verhaßt zu werden, nöthigten ihn, Austrasien in seinem Sohn Sigibert III. wieder einen eigenen Regenten zu geben. 632. Seinem Hofstaate mit dem Sitz in Metz sollten Cunibert, Bischof von Cöln, und der Herzog Adalgisil, vorstehen und die Geschäfte leiten. Pippin nebst andern austrasischen Großen hielt er unter ehrenvollem Vorwand in Neustrien zurück, sei es, daß er von Uebelwollenden, wie Fredegar andeutet, verläumdet wurde, oder daß ihm Dagobert sonst mißtraute und ihn in Paris lieber unter Augen als von sich entfernt und in Austrasien hatte. Kaum war Sigibert über Austrasien gesetzt, als Dagobert für Chlodwig II., den ihm Nantilde 633 gebar, eine weitere Herrschaft zu gründen hatte. Nach dem Rathe und Wunsch der Neustrier schloß er mit Sigibert einen Vertrag ab, den die Vornehmen Austrasiens mit einem Eid bekräftigten, daß nach Dagoberts Tod Neustrien und Burgund abgesondert Chlodwig zufallen, Austrasien aber, weil es an Bevölkerung und Flächeraum jenen Ländern gleichkomme, in seiner ganzen Ausdehnung Sigibert verbleiben solle. Ein siegreicher Feldzug gegen die Basken, die sich empört hatten, indem Dagobert aber gegen der Sitte der tapfern Frankenkönige nicht selbst befehligte, sondern aus wollüstiger Trägheit durch eine Anzahl Herzoge ausführen ließ, war die letzte nennenswerthe That unter seiner Regierung. Er starb in St. Denys und wurde auch daselbst begraben in der Kirche des hl. Dionysius, die er nicht blos gebaut und prachtvoll ausgeschmückt, sondern durch Schenkungen aller Art verschwenderisch ausgestattet hatte. Sterbend noch empfahl er dem Hausmaier Aga seinen unmündigen Sohn Chlodwig II. und dessen Mutter Nantilde. 637.

2) Mit Dagoberts Tode beginnt der letzte und kläglichste Theil aus der Geschichte der merowingischen Könige; denn von nun an sind es entweder unmündige Kinder und dann wörtlich der Spielball des Ehrgeizes und der Habsucht der Vornehmen, oder aber Menschen ohne irgend eine männliche Tugend, ohne alle sittlichen Eigenschaften. In Austrasien führte Pippin, der nach Dagoberts Tod dahin zurückgekehrt war, im Bund mit Cunibert von Cöln die Zügel der Gewalt für Sigibert III. Sie waren es auch, welche begleitet von andern austrasischen Großen von Nantilde im Namen Sigiberts die Hälfte von Dagoberts hinterlassenen Schätzen verlangten und sie nach Metz brachten. Als Pippin starb, wurde sein Sohn Grimold, der sich in der Stelle seines Vaters zu erhalten suchte, durch Palastintriguen auf eine Zeitlang verdrängt. Hausmaier wurde Otto, der Sohn des Haushofmeisters Uvo, der Sigiberts Erzieher von dessen Jugend an gewesen war. Aber ein unglücklicher Feldzug kostete ihn sein Amt und Leben. Es hatten sich nämlich, vielleicht nicht ohne Zuthun Grimoalds und seines mächtigen Anhangs die Herzoge Radulf

von Thüringen und Fara von Bayern empört und für unabhängig erklärt. Der gegen sie alsbald begonnene Feldzug, den Sigibert unter Anführung Otto's mitmachte, begann glücklich, Fara erlag dem ersten Angriff und wurde getödtet; um so kläglicher endete das Unternehmen gegen Radulf. Es gelang zwar, sein auf einem Berge an der Unstrut befestigtes Lager einzuschließen, aber ein Theil der fränkischen Herzoge war mit Radulf geheim einverstanden und jedem ernstlichen Angriff abgeneigt. So wurde es Radulf leicht, nicht nur einen planlosen Sturm abzuschlagen, sondern auch unter den Franken eine solche Niederlage anzurichten, daß Sigibert, auf dem Pferde sitzend, weinend den Verlust so manches Tapfern laut bejammerte. Des andern Tages wurde mit den Rebellen durch Gesandte ein Abkommen getroffen, wornach Sigibert unbelästigt an den Rhein und nach Hause zurückkehrte. Die Schmach solcher Niederlage traf vor Allen Otto, den jetzt Grimoald, erbittert über dessen ungebeugten Hochmuth und seine eigene Zurücksetzung, ungestraft ermorden ließ, und dann im Palast an dessen Stelle trat. Hausmaier in Neustrien war Aga, ein Mann, wie von vornehmer Geburt so von strenger Gerechtigkeit. Auf seinen Rath gab Nantilde allen denen, welche Dagobert geraubt hatte, Vermögen und Eigenthum ungeschmälert zurück. Nach Agas Tode erhielt Erchinoald, ein Verwandter von Dagoberts Mutter, dessen Würde und Gewalt, doch so, daß nach dem Willen der Königin Wittwe für Burgund Flaochad als Hausmaier gewählt wurde, mit dem sie dann ihre Nichte Ragnoberta verlobte. Während beide Hausmaier eng mit einander verbunden in Befriedigung sinnlicher Rache sich gegenseitig Hülfe leisteten, fröhnte der König einem wüsten Leben. Als er später dem Leib des hl. Dionysius einen Arm abschneiden ließ, um ihn als Reliquie bei sich zu tragen, wurde er aus Gewissensbissen darüber wahnsinnig. Eine um so lieblichere Erscheinung ist seine Gemahlin Balthilde. Aus England gebürtig und als Sclavin nach Frankreich verkauft, sollte sie ebenso durch ihre ausnehmende Schönheit wie durch die sittliche Reinheit ihres Lebens Schmuck und Zierde des dem Untergang geweihten königlichen Hauses werden.

Von solcher Vorahnung, mehr noch von einem hochmüthigen Sinn angetrieben, drängte Grimoald in Austrasien den König Sigibert, der keine Nachkommen hatte, seinen Sohn Childebert zum Nachfolger zu ernennen. Der König nahm zwar, als ihm ein Sohn, Dagobert II., geboren war, diese Ernennung zurück. Dies hinderte aber Grimoald nicht, nach Sigiberts Tode, 656, seinem schon längst gefaßten Plane gemäß zu handeln. Er ließ Dagobert II. scheeren, schickte ihn nach Irland in ein Kloster und erhob seinen Sohn Childebert in Austrasien an dessen Stelle. Seine Ahnung, daß an die Stelle des langsam verdorrenden königlichen Stammes ein that- und lebenskräftiger treten werde, war richtig, aber die Berechnung doch noch zu früh angestellt. So mußte er der immer noch großen Anhänglichkeit der Franken an das königliche Haus und dem Haß der zahlreichen Feinde seiner eigenen Familie

nothwendig erliegen. Als der heftige Unwillen Aller losbrach, entfloh er, wurde aber bald ergriffen und nach Paris an Chlodwig II. ausgeliefert. Dort wurde er in Feſſeln geſchlagen und nach dem über ihn gehaltenen Gericht im Gefängniſſe hingerichtet, — daſſelbe Schickſal ſcheint auch ſein Sohn erduldet zu haben. Damit war Chlodwig Herr über das ganze Frankenreich, aber die Alleinherrſchaft des Wahnſinnigen währte nicht lange. In den nun folgenden Kämpfen für und wider die königliche Gewalt ſpiegelt ſich ſo recht der ausgeprägte Charakter des dreigetheilten Reichs. Während in Neuſtrien, wo römiſch-galliſche Bevölkerung die germaniſche überwog, die Vertheidiger der ſtreng gegliederten Verwaltung und Regierung über alle drei Reiche, Centraliſation um ein anderes franzöſiſches Schlagwort zu gebrauchen, der unbeſchränkten königlichen Gewalt feſten Boden und kräftige Arme fanden, ſtanden Burgund, mehr noch Auſtraſien, beinahe rein germaniſche Reiche für die geſonderte Regierung und Verwaltung eines jeden der drei Reiche nach ihren ſchon ausgeprägten Beſonderheiten und Eigenthümlichkeiten, für die Reſte altgermaniſcher Rechte und Freiheiten. Nach Chlodwigs II. Tod regierte ſein älteſter Sohn Chlotar III., d. h. der Majordomus, vier Jahre allein. Mit dem Jahre 660 erzwangen ſich die Auſtraſier wieder einen eigenen König in der Perſon ſeines Bruders Childerichs II. Als Chlotar III. noch ein Knabe ſtarb, 670, wurde ſein Bruder Theodorich III., der wahrſcheinlich zum geiſtlichen Stand beſtimmt war, durch den Majordomus, ohne die Großen des Reichs darüber zu fragen, eigenmächtig an ſeiner Stelle zum König von Neuſtrien ausgerufen. Majordomus im letztern Reiche war ſeit 657 Ebroin, ein Mann von Geiſt und Muth, voll Liſt und Verſchlagenheit, der im erbitterten Kampfe um ſeine eigene Gewalt nnd die Rechte ſeines Königs vor keinem Mittel zurückſcheute. In dieſe Zeit fallen auch die Streitigkeiten und innere Kriege um den longobardiſchen Thron. Grimoald war nach der Ermordung Godeberts und nach der Flucht ſeines Bruders Bertari zu den Avaren König geworden. Als Bertari auf den Ruf von Grimoalds Gerechtigkeit zurückgekehrt und dann, um ſein Leben zu retten, wieder geflohen war, ſuchte er, wie es ſcheint, zuerſt bei den Bayern Schutz und Hülfe und kam dann wahrſcheinlich durch die Fürſprache des bayriſchen Herzogs Theodo an den Hof Chlotars III. Seine Schilderungen von den Wirrniſſen des Longobardenreichs mußten bei den Franken, namentlich bei einem ſo entſchloſſenen Mann wie Ebroin, die alten Gelüſte nach den ſüdlichen Grenzprovinzen auf's Neue wecken. Ein fränkiſches Heer ſollte Grimoald ſtürzen und den ſtehenden Prätendenten an ſeine Stelle ſetzen. Aber die ſchmähliche Niederlage der Neuſtrier an dem von daher ſogenannten Frankenbach vereitelten Ebroins hochfliegende Plane, wenigſtens in Italien. Das Waffenglück des Longobardenkönigs und der bald darauf folgende Tod Chlotars III. brachte Ebroin in ſolches Gedränge, daß er gerne mit Grimoald Frieden ſchloß, — dadurch wurde Bertari gezwungen, die Franken

zu verlaſſen und zu den Angelſachſen zu entweichen. Die ſchimpfliche Niederlage in Italien mochte beſonders dazu beitragen, die Herrſchaft Ebroins noch verhaßter zu machen. Gegen den Gewaltthätigen bildete ſich daher ſchnell ein Bund unter den Großen von Burgund und Auſtraſien. An der Spitze jener ſtand Leodegar, Biſchof von Autun. Aus einer vornehmen Familie im Jahre 615 geboren, wurde er durch den Einfluß ſeines Oheims, des Biſchofs Dido von Poitiers, zuerſt Abt des Marcutius-Kloſters und dann um die Zeit von Ebroins Erhebung Biſchof von Autun. Die erwähnte Verbindung, ſowie der verabredete Feldzugsplan ſcheinen ein Werk Leodegars geweſen zu ſein. Die vereinigten Burgunder und Auſtraſier überfielen plötzlich Theodorich III. ſammt ſeinem Hausmaier, nahmen beide gefangen und ſchickten ſie geſchoren, den König in das Kloſter von St. Denys, ſeinen Majordomus in das von Luxueil. Nach dieſem Sieg wurde Leodegar Majordomus von Burgund, aber auch ſeine Gewalt dauerte nicht lange. Dazu trugen verſchiedene Gründe bei. Der jugendliche König, an Geiſt und Charakter den übrigen Gliedern ſeines Hauſes vollkommen ebenbürtig, verfuhr in allen Handlungen, die von ihm berichtet werden, rückſichtslos und gewaltthätig. Unter dem Vorwande, eine innige Verbindung der drei Reiche herbeizuführen, ehelichte er die einzige Tochter des auſtraſiſchen Königs Sigibert II., ein Geſchwiſterkind zu ihm. Zu einer Verbindung ſo naher Verwandten war kirchliche Dispens nothwendig, die damals, wenn auch wichtige Gründe vorlagen, kaum zu erlangen war. Die ausweichenden Antworten der Biſchöfe, daß ſie dazu ohne Vollmacht ſeien, die Zuflüſterungen, daß Leodegar die Sache zwar vor Papſt Vitalian gebracht habe, im Geheimen aber dagegen ſei, erbitterten den König, beſonders gegen den Majordomus. Dazu kam noch, daß Childerich das Verhältniß zu denen, die ihn zum alleinigen König des Frankenreichs erhoben hatten, zu läſtig fand. Es gelüſtete ihn, ſelbſt zu regieren und unabhängig zu ſein. Vorher ſchon voll Mißtrauen gegen Leodegar, fand ſich bald eine Veranlaſſung, gegen den läſtigen Mahner und Warner loszubrechen. Auf eine oberflächliche Anklage hin wurde Leodegar in daſſelbe Kloſter verbannt, wo nach dem Willen Leodegars Ebroin, ſein Todfeind, bereits eingeſperrt war. Die von den Verbündeten Childerich aufgelegten Verpflichtungen waren, er möge in den drei Reichen die Anordnung treffen, daß Recht und Herkommen eines jeden Landes gewahrt werde, wie es von Alters her geweſen, daß Beamte aus der einen Provinz nicht in die andere geſchickt werden und daß Keiner hinfort ſolch tyranniſche Gewalt in Händen habe wie Ebroin, — das höchſte Amt ſollte wechſeln. Aber daran ſcheint ſich Childerich nicht lange gebunden, ſondern durch gewaltthätige Handlungen im Nehmen und Geben zuerſt Mißtrauen, dann Unzufriedenheit erweckt zu haben. Ja er achtete ſo wenig die ſeit den älteſten Zeiten beſtehenden perſönlichen Rechte, daß er im Zorn einen freien Franken, mit Namen Bodilo, wegen ſeines Freimuths über eine neue Auflage an einen Pfahl binden und gegen das Geſetz

peitſchen ließ. Darüber entſtand allgemeiner Unwille, Bodilo ſchwur mit Andern blutige Rache, — lauerte ihm während einer Jagd auf und ermordete ihn und ſeine ſchwangere Frau Bilchilde. 673. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Leodegar von ſeinem Gefängniß aus nebſt ſeinem Bruder an dem Ausbruch des Unwillens gegen Childerich Theil hatte.

Kaum war die Nachricht von des Königs Ermordung nach Luxueil gedrungen, als Ebroin und Leodegar die aufgezwungenen Mönchskutten von ſich warfen und nach verſchiedenen Seiten entflohen. Während jener mit bekannter Entſchloſſenheit ein Heer ſammelte, riefen die Auſtraſier den nach Irland in ein Kloſter verbannten Dagobert II. als ihren König zurück. Dagegen gebrauchte Ebroin rückſichtsloſe Gewalt gegen ſeine Feinde. Kaum den Kloſtermauern entkommen, ſchickte er zu Audoen, Erzbiſchof von Rouen und fragte ihn um Rath. Der ſchrieb ihm bloß die Worte zurück: „Gedenke der Fredegunde!“ Seine blutige Strenge erinnert auch an dieſes furchtbare Weib. Anfangs, da er für Theodorich III. nicht auftreten konnte, rief er einen Knaben Chlodwig, den er Chlotars III. Sohn nannte, zum König aus, — gab ihn aber alsbald auf, als es ihm gelungen war, durch Ueberfall ſich der Perſon Theodorichs III. auf einem Gute bei Abbeville zu bemächtigen. Darauf ließ er Leodegar, der von ſeinem Bisthum wieder Beſitz genommen, in Autun belagern, ergreifen und ihm die Augen ausſtechen, ſpäter den Geblendeten vor eine Synode ſtellen unter der Anklage der Mitwiſſenſchaft an der Ermordung Childerichs II., und als er für ſchuldig erklärt wurde, nach entſetzlichen Martern enthaupten. 678. Da erhob ſich von Auſtraſien her ein gefährlicher Gegner, — ein Mann aus jener muthigen Familie, die ſchon einmal nach dem Königsthrone zu greifen Stolz und Muth hatte. Von Grimoalds zwei Schweſtern Gertrud und Begga hatte die letztere ſich mit Anſegiſel, dem Sohne des oben erwähnten Arnulfs, Biſchofs von Metz, vermählt und aus dieſer Ehe ſtammt Pippin, von einem ſeiner Güter nahe bei Lüttich, Pippin von Heriſtall genannt. Der erſte Zuſammenſtoß zwiſchen beiden Gegnern, 680, in der Nähe von Laon entſchied zu Gunſten Ebroins, der dann Dagobert, der ein machtloſes armes Daſein geführt haben muß, ermorden ließ. 678. Pippin entfloh, Martin, einer ſeiner Verbündeten, ſchloß ſich in Laon ein, — da ließ ihm Ebroin durch Boten ſagen, er möge ohne Gefährde für Leib und Leben zu König Theodorich III. kommen, und jenem einen feierlichen Eid auf Reliquienkäſten ſchwören. Aber die Reliquienkäſten waren leer, und als Martin vertrauensvoll kam, wurde er mit ſeinen Gefährten erbarmungslos niedergehauen. Darauf ward Auſtraſien, um jeden Widerſtand auf lange hin zu brechen, furchtbar verheert und verwüſtet. Nach Walafrid Strabo wurde namentlich auch im Thurgau ſchrecklich gehaust, in St. Gallen die Gebeine des hl. Gallus aus dem Grabe geworfen, geplündert, wer ſich zur Wehre ſetzte, niedergehauen, und was ſich nicht in die Berge flüchtete, gefangen fortgeſchleppt. Solche

Erfolge waren nicht geeignet, Ebroins Regiment in etwas zu ermäßigen. Aber ein Mann, dessen Gewalt auf einer solchen Blutsaat ruhte, mußte auch eine gleiche Erndte erwarten. Während er keinen Feind mehr zu fürchten hatte, wurde er um Mitternacht an einem Sonntag in der Fasten, als er andächtig zur Mette gehen wollte, von einem Franken, Ermenfried mit Namen, den er ungerecht beraubt habe, überfallen und mit dem Schwerte niedergestoßen. 681. Der Mörder entfloh nach Austrasien zu Pippin. Von den drei Nachfolgern in seinem Amte war ihm keiner gleich, weder an Fähigkeiten noch an Glück, — der letzte aber, Berthar mit Namen, der kleinste an Körper und Geist. Bald sah sich Pippin von solchen Schaaren von Unzufriedenen aufgefordert und um geben, daß er von Neuem sich gegen Theodorich III. erhob. Bei Testri, nahe bei St. Quentin stießen die Heere auf einander, welche über das Loos des königlichen Hauses und die Geschicke des Reiches auf Jahrhunderte hin entscheiden sollten. 687. Pippin, der die Frucht seiner Pläne, Mühen und Sorgen für reif hielt und darum einen Entscheidungskampf wünschte, bediente sich einer Kriegslist, in deren Falle die Gegner auch plump hineintappten, und darin erdrückt wurden. Er ließ nämlich eines Morgens plötzlich das Zeichen zum Aufbruch geben, das Lager anzünden und wie bestürzt den Rückzug antreten. Als Theodorichs Heer darüber ganz freudetrunken und regellos nacheilte, wendete sich Pippin plötzlich um, überfiel mit geschlossenen Reihen seine Feinde und richtete unter ihnen ein furchtbares Blutbad an. Theoderich floh mit seinem Hausmaier Berthar davon, Pippin war und blieb Sieger.

3) Der Tag von Testri war ein Wendepunkt in der Geschichte, — das verkommene Geschlecht der Merowinger steigt hinab, ein kräftigeres schwingt sich nach Verdienst an seine Stelle, um seiner Zeit mit Recht dasselbe Loos zu theilen. Pippin war glücklicher, aber auch mäßiger und vorsichtiger als Grimoald und Ebroin, — er nöthigte zwar Theodorich III., ihn, nachdem Berthar von seinen schmeichlerischen Freunden erschlagen war, zum Majordomus über das ganze Frankenreich anzuerkennen, ließ dagegen dem Könige und seinen Nachfolgern den Glanz und die Würde der königlichen Gewalt. Er selbst nannte sich dux et princeps Francorum, Fürst oder Herzog der Franken. Auf Theoderich III., der noch vier Jahre, bis 691, lebte, folgte dessen Sohn Chlodwig III., noch ein Knabe, als König aller Franken, auf ihn 695 sein Bruder Childebert III. bis 711, wo Pippin dessen Sohn Dagobert III. zur königlichen Würde erhob. Und in dieser ganzen Periode, während die geschmückten königlichen Kinder sorg- und mühelos auf- und niederstiegen, und einander ohne Haß und Neid Vortritt und Nachfolge gestatteten, bedurfte es der ganzen Kraft eines gewaltigen Mannes, um die Berge von Mühen und Arbeiten zu bemeistern, welche überall das Reich umlagerten und seine Verwaltung hemmten. Pippin löste seine Aufgabe in jeder Hinsicht mit Meisterschaft. Im Angesicht der Schicksale eines Grimoald, eines Ebroin und Leodegar, wußte er die Einheit

des Reiches zu erhalten, und doch die rivaliſirenden Eigenthümlichkeiten der einzelnen Theile zu ſchonen, oder zu gemeinſamer Thätigkeit wach zu rufen. Er vereinigte Milde- und Verſöhnlichkeit mit unerbittlicher Strenge, Vorſicht und Klugheit mit Thatkraft und raſcher Entſchloſſenheit. Er war ausdauernd und geduldig, aber auch ſtets fertig, die Früchte langgeſponnener Plane mit Einem Sprung an ſich zu reißen. Während ſeine Hand beinahe nie vom Schwertgriff laſſen durfte, bewachte ſein Auge alle Bewegungen der Mächtigen und Angeſehenen des weitgedehnten Reiches, hing ſein Blick an allen Grenzen, gingen ſeine Boten in geiſtlicher und kriegeriſcher Kleidung nach allen Seiten, — und bei dieſem ununterbrochenen Gewühl von innern Fehden und auswärtigen Kriegen, bei dem raſchen Wechſel der Dinge und Perſonen, doch nur Ein Plan und nur Ein Ziel!

Im Innern des Reichs herrſchte unter Pippin gegen die frühern Stürme und fortgeſetzten Empörungen Ruhe und Frieden, — ſei es, daß die Leidenſchaften ſich auf eine Zeit ausgetobt oder aber, daß das ſcharfe Auge, die ſtarke Fauſt des ſo mächtigen Mannes jeden Verſuch entdeckt und erſtickt hatte. Ein um ſo reicheres Feld zu Thätigkeit harrte ſeiner beinahe an allen Grenzen, namentlich im Norden und Oſten. Germaniſche und ſlaviſche Stämme hatten ſich während der Stürme im Innern des Reichs nicht nur der zuvor anerkannten fränkiſchen Oberhoheit entzogen, ſondern fielen auch meiſt unter ſich verbunden oft nach gemeinſamem Plane die Grenzen unter furchtbaren Verheerungen an. So wüthete der Kampf Jahrzehnte lang von den Alpen bis zur Nord- und Oſtſee. Pippin galt es aber, namentlich die germaniſchen Stämme nicht blos mit Waffengewalt niederzuſchlagen und niederzuhalten, — er wollte ſie gewinnen und als Glieder in den Bau des Reiches einfügen. Mittel dazu waren ihm wechſelſeitige Heirathen und — die Arbeit chriſtlicher Glaubensboten. Er ſelbſt hatte ſich wohl vor dem Kampf gegen Ebroin mit der frommen und glaubenseifrigen Plectrudis, Tochter des Agilolfingers Hugobert, vermählt, ohne Zweifel, um dadurch für die nahen Kämpfe Hülfe zu ſuchen und den Rücken ſich zu decken. Söhne aus dieſer Ehe waren Drogo und Grimoald. Den erſten vermählte Pippin mit Adeltrud, der Erbtochter Waratto's, eines der letzten auſtraſiſchen Hausmaier, und erhob ihn dann zum Herzog von Champagne. Es mag nun 689 geſchehen ſein, daß er das erſtemal über den Rhein gegen die Alemannen zog und ihre Verwüſtungen mit Feuer und Schwert vergalt, im Uebrigen aber über ſie nicht viel vermochte. Als er 709 wiederkam, galt es die Streitigkeiten der Söhne des Alemannenherzogs Gotfried zu ſchlichten und Wilchar, den willfährigſten, über ſeine Brüder zu erhöhen. Erſt 711, als auch die Bayern zugleich mit einfielen, erfolgte völlige Unterwerfung, nachdem das Land, namentlich auch die St. Gallen-Zelle furchtbare Verwüſtungen erduldet hatte. Thüringen ſcheint er mehr gütlich gewonnen zu haben. Um ſo erbitterter waren die Kämpfe mit den Frieſen unter ihrem Herzoge Radbod. Obwohl ihm ſeine Reſidenz entriſſen wurde, beſiegt und

unterworfen wurde er nicht, — doch bequemte sich Rádbod zum Frieden und gab seine Tochter Teutsinda Pippins zweitem Sohne Grimoald, — er selbst blieb aber Heide. Aber zwischen den Siegern und Besiegten bestand, und wenn sie auch Germanen waren, durch Geschichte und Religion eine zu große Kluft, als daß diese als gleichartige und ebenbürtige Theile dem Reiche sich hätten einfügen lassen. Das erzwang aber weder Feuer noch Schwert, im Gegentheil Wuth und Erbitterung wuchs riesengroß aus dem stromweise vergossenen Blut, und die Besiegten verließ bei gleicher Tapferkeit niemals die Hoffnung, jede Drangsal hundertfach wieder zu vergelten. Da trat eine Macht auf den blutgedrängten Boden, die schon seit Jahrhunderten entfremdete Gemüther versöhnte und verwilderte allein besänftigen konnte. Ihre außerordentlich segensreiche Thätigkeit für die Größe unseres Vaterlandes und die Bildung unserer Nation zu würdigen und anzuerkennen, wird in unserer Zeit Vielen schwer, — und doch ist an den beiden größten Strömen, namentlich an den Grenzmarken damaliger Zeit kaum Ein Ort, den nicht Schweiß und Blut christlicher Glaubensboten erst gewinnen und befeuchten mußte. Das wußte Pippin und nach ihm die Größten seines Hauses, — daher jenes innige Zusammenwirken von weltlicher und geistlicher Gewalt, auf dem die große Vergangenheit unserer Geschichte beruht, das aber Vielen in der Gegenwart ein Räthsel, wieder Andern ein Aergerniß ist. Man vergesse nur nicht, daß überall, wo das Schwert ob der blutigen Erndte entweder stumpf geworden war, oder sich gar nicht Bahn brechen konnte, gleichviel wer es führte, die Kirche ihre geräuschlose Thätigkeit begann, — in der That eine Mehrerin des Reichs! So war es Willibrord, der um 690 mit zwölf andern Glaubensboten, aus England oder Irland gekommen, das Erzbisthum Utrecht gründete, — eine in unserer nationalen Geschichte vielgenannte und hochberühmte Stadt. Pippin hatte allerdings die Friesen nach furchtbarem Widerstand besiegt und in ihre Moräste zurückgeworfen, — aber diese urbar zu machen und die erbitterten Feinde zu tapfern Freunden zu machen, vermochten weder die fränkischen Schilde noch die fränkischen Schwerter, — das vermochten aber Hände, die weder die einen noch die andern zu führen im Stande waren. Bei ihrer Arbeit floß auch oft Blut und gab es empfindliche Niederlagen, aber auf solchen Feldern schoß dann für die Schnitter eine um so reichere Erndte in vollen schweren Aehren. Während Wilibrord in Utrecht blieb, drängte es zwei seiner Genossen, von denen der Eine Ewald der Weiße, der Andere Ewald der Schwarze hieß, ostwärts zu den Sachsen zu ziehen. Auf der Reise dahin, beladen mit den nöthigen Büchern und hl. Gefäßen, sangen sie Psalmen und Hymnen. Aber den freiheitsstolzen, kriegsmuthigen Sachsen waren ihre Gesänge und ihre Absichten verhaßt. „Seht," sprachen sie unter einander, „da kommen diese Männer, um unsere Herzoge zu bereden, die Götter zu verlassen, ruhig daheim zu sitzen und Beute und Abenteuer zu vergessen!" Und sie erschlugen sie. Das hatte aber keinen andern Erfolg, wie an hundert andern

Stellen, als daß Andere an ihre Stelle traten mit denſelben Abſichten und derſelben Todesverachtung. Um das Jahr 685 zog dann der Ire Cyllena mit ſeinen Gefährten Coloman und Totnan predigend den Main entlang und bekehrte den Thüringerfürſten Gozbert, der ſeinen Sitz auf einem Berge hatte, da, wo jetzt Würzburg liegt. Als Cyllena von ihm ein ſtrengeres ſittliches Leben forderte, ließ deſſen Beiſchläferin Geilana alle drei ermorden. 689. Aber damit war der Grund geweiht, auf dem der Mittelpunkt von ganz Oſtfranken ſich erheben ſollte. Der Donau entlang wirkten Rupert und Emmeran. Der letztere, in Poitiers von reichen Eltern geboren und ſchon zur biſchöflichen Würde emporgeſtiegen, verließ Alles mit dem feſten Entſchluß, den Avaren in Pannonien das Evangelium zu verkünden. In Regensburg, durch die Vorſtellungen und Bitten des Herzogs Theodo I. aufgehalten, wirkte er mehrere Jahre in Bayern, bis ihm die falſche Anklage, Uta, des Herzogs Tochter, entehrt zu haben, den Tod unter den furchtbarſten Qualen brachte. 652. Unter Theodo II. kam Rupert, aus königlichem Geſchlecht, von Worms nach Bayern, ſchiffte von Regensburg die Donau hinunter bis an die Grenzen des ehemaligen Carantaniens und kehrte dann nach Lorch zurück. Aber bald richtete er ſeinen Blick auf die Trümmer und Ruinen des an der Salzach gelegenen und ſeit zwei Jahrhunderten von den Herulern zerſtörten Juvavia, — Theodo ſchenkte ihm alles Land zwei Meilen in die Runde; dieß die beſcheidenen Anfänge von Salzburg.

Mit wie viel Mühe und mit welch großem Erfolg der Plan Pippins ausgeführt war, mit ſeinem Tode ſchien das Ganze in Gefahr, nicht auseinander geworfen zu werden, vielmehr auseinander zu fallen. Von den Söhnen, welche ihm Plectrudis geboren hatte, ſtarb Drogo, Hausmaier von Burgund, 708, zwei Söhne, Arnold und Hugo hinterlaſſend, worauf Grimoald das Hausmaieramt von Burgund mit dem von Neuſtrien vereinigte. Neben Plectrudis hatte aber Pippin noch eine andere Frau, die ſchöne Alpais und von dieſer auch zwei Söhne, Carl und Hildebrand. Dieſe Verbindung fand bei Biſchof Lambert von Tongern ſtrengen Tadel. Als er nun bald darnach nicht ohne Mitwiſſen der Alpais in dem Dorfe Leodium, Lüttich, ermordet wurde, ſchenkte Pippin, um die Schuldigen mit der Kirche wieder auszuſöhnen, der Kirche von Tongern ſeine Herrſchaft zu Lüttich und ließ allda über dem Grabe des Ermordeten Lambertus eine Kirche bauen. Da erkrankte Pippin auf dem Hofgut Jopil, an der Maas, nicht weit von Heriſtall und Lüttich. Auf die Kunde von der Krankheit des hochbetagten Vaters eilte Grimoald, um deſſen Willen und letzte Anordnungen zu vernehmen. Während er aber auf der Durchreiſe durch Lüttich an Lamberts Grabe betete, wurde er von einem gewiſſen Rantgar ermordet, den der Frieſenfürſt Radbod gedungen habe. April 714. Er hinterließ ein uneheliches Kind von fünf Jahren mit Namen Theobald. Dieſer unerwartete Schlag ſchien Pippins ganzes Werk zu

vernichten. Nachdem er Grimoalds Sohn unter Plectrudis Vormundschaft zum Erben aller Güter und Würden erklärt hatte, legte er sein müdes Haupt zur Ruhe. Dezember 714.

Kapitel 2.

Carl Martell.

1) Wenn diejenigen der Ehre und des Ruhmes in der Geschichte werth sind, welche der Bildung und Entwicklung eines Volkes nach wohldurchdachtem Plane neue Bahnen gebrochen und diese auf lange hin förmlich vorgezeichnet haben, so nicht weniger diejenigen, welche die vorgefundenen Plane richtig aufgefaßt und in demselben Geiste unbeirrt von drängenden und drückenden Hindernissen muthvoll fortgebaut haben. Jenes gilt von Pippin von Heristall und dieses mit demselben Recht von seinem Sohn Carl, Martell oder der Hammer genannt. Wie es sich schon unzählige Mal in der Geschichte begeben, daß mit dem Tode eines gewaltigen Mannes, ehe ein ebenbürtiger an seine Stelle getreten, all die zum Wohl des Ganzen gebundenen Kräfte und niedergehaltenen Leidenschaften Band und Fessel abzuwerfen suchen, — dasselbe Schauspiel bot das Frankenreich, als die Nachricht vom Tode Pippins sich verbreitete. Es waren aber nicht die gesunden Regungen zu einer natürlichen, längst schon angedeuteten Abgrenzung und Abrundung der einzelnen Theile des Reichs, — vielmehr die deutlichen Zeichen vollkommener Auflösung des Ganzen in regellose Trümmer, die von Wind und Wellen hin- und hergetrieben eine Zeitlang gegen einander anprallen, dann aber zumal von einem ungeheuern Abgrund hinabgeschlungen werden. Eine solche Katastrophe vom fränkischen Reiche abzuwenden, die losgesprungenen Theile beizusangen, festzubinden und dann das Ganze sicher zu steuern und ringsum jeden Angriff mit derber Faust, wie mit der Wucht eines Hammers abzuwehren, das war die ununterbrochene Aufgabe und Arbeit von Pippins großem Sohne. Es sind zum Theil harte, schwere Anklagen gegen ihn erhoben worden, — als habe er ungerechtes Gut in ungeheuern Verhältnissen sich angeeignet oder Unwürdigen zugewiesen, die Quelle christlicher Gesittung verschüttet und Rohheit und Barbarei über ein großes Volk heraufgeführt oder doch wenigstens nicht verhindert. Wahr ist aber, daß er das Reich, das Abendland und die Christenheit gerettet. Im Angesichte der Schicksale und des ruhmlosen Untergangs des westgothischen Reichs ist die Frage nur die, ob es besser gewesen, in der äußersten Noth zur Rettung des Ganzen jedes Vermögen und jedes Talent einzufordern und die Heilung der geschlagenen Wunden der Zukunft zu übergeben, oder aber aus Schwäche und Achtung vor Unverstand und Eigennutz das Reich sicherem Verderben zu überlassen. Den Untergang des Reiches der Westgothen

haben die nur zu gut gehüteten Intereſſen der vornehmen Stände verſchuldet, die voll Leidenſchaft und Verblendung ſich ſelbſt für werthvoller hielten, als das Wohl des Ganzen, von dem ſie nur Theile waren. Und in Konſtantinopel entzogen einſt die Einwohner dem heldenmüthigen Kaiſer zur Vertheidigung der Stadt Geld und Hülfsmittel, bis ihr Blut ſich mit den ſorgſam aufgeſparten Byzantinern miſchen ſollte. Das Leben Carl Martells iſt von 714 bis 739 eine fortgeſetzte Reihe der blutigſten Kämpfe und Kriege, ein ununterbrochener Feldzug von den Frieſen zu den Alemannen, von den Bayern zu den Sachſen, vom Rhein zu den Pyrenäen, von den Sümpfen Hollands auf das Schlachtfeld von Poitiers. Endlich zwei Jahre vor ſeinem Tode war eine Ruhe im Innern und an den Grenzen, wie ſie nur ein ſo gewaltiger Arm auch von den tapferſten Feinden erzwingen konnte. Wenn uns von einem ſo viel bewegten Leben ſpärliche, von der furchtbaren Schlacht bei Poitiers kaum Andeutungen erhalten ſind, ſo iſt das nicht etwa die Rache der von ihm rückſichtslos geplünderten Geiſtlichkeit, — vielmehr eine natürliche Folge eben jener Plünderungen und Verwüſtungen auf dem kirchlichen Gebiete. Wer ſollte ſchreiben und die folgenreichen Thaten ſeines Lebens ſchildern? Die es kannten, mußten ohne Erbarmen die reichen Sitze verlaſſen, in denen man mit wahrer Aengſtlichkeit die wenigen Bücherſchätze gehütet und mit unendlichem Eifer neue zu erwerben ſuchte, — und die nach Martells Willen an ihre Stelle oft mit Weib und Kind einzogen, hatten andere Beſchäftigung und andere Verdienſte. Hände, die am Griff des Schwertes oder der Keule hart und ſchwer geworden, waren untauglich für Griffel und Pergament, und verachteten zudem eine unmännliche Beſchäftigung, durch deren Werke weder der Frieſe gezüchtigt noch der Saracene über die Pyrenäen zurückgeworfen wurde. Daher kein Wunder, wenn die Worte leicht zu zählen ſind, welche von den Thaten dieſer Periode reden, kein Wunder, wenn manche koſtbare Rolle, deren Inhalt jetzt mit Schätzen von Gold aufgewogen würde, zu profanem Gebrauch unter lautem Gelächter ſchmachvoll Preis gegeben wurde!

Nach dem Willen Pippins ſollte ſeine Wittwe Plectrudis für Theodobald, den unehelichen Sohn Grimoalds, die Vormundſchaft führen, eigentlich bis zu deſſen Volljährigkeit Majordomus ſein, — ein verfehlter Plan, das Regiment einem Weibe zu übergeben, nachdem kaum die Kraft des tapferſten Mannes ausgereicht, dem Reiche Frieden und Einheit zu erhalten. Es lebten zwar noch zwei Söhne Drogos, Arnold und Hugo, aber für ſie regte ſich Niemand, — von Pippins Söhnen dagegen, die ihm die ſchöne Alpais geboren, hielt Plectrudis in Cöln, wo ſie ſich gewöhnlich aufhielt, Carl den ältern in ſtrenger Haft. Aber mit dieſer Einrichtung waren zuerſt die Neuſtrier nicht zufrieden und erhoben Raginfrid, einen vornehmen Franken zum Majordomus, und dieſer einen merowingiſchen Prinzen, der, vorher zum geiſtlichen Stande beſtimmt, Daniel hieß, unter dem Namen Chilperich II. zum Könige der

Neuſtrier gegen Dagoberts III. Sohn Theodorich IV. Die natürliche Folge dieſer Zwietracht war Krieg, deſſen Ausbruch Fredegar dem Anſtifter des Teufels zuſchreibt. Es ſchien allerdings, als ſollte durch eine unſelige Verblendung der Vornehmſten die blühendſten Zeiten wüthender Anarchie wiederkehren und das Reich dem Ehrgeiz Weniger zum Opfer fallen. Um des Sieges über die Auſtraſier um ſo ſicherer zu ſein, verband ſich Raginfrid mit dem Frieſenherzog Radbod. Der erſte Zuſammenſtoß fand bei Compiegne ſtatt, — Theodobald unterlag, entkam zwar dem Blutbade der Seinigen, ſtarb aber bald darauf. Dagegen verheerte Raginfrid die Gegend bis zur Maas mit Feuer und Schwert. In ganz Auſtraſien war kein Mann, der ſich den ſchweren Anforderungen einer eiſernen Zeit gewachſen fühlte, — da entkam Carl der Haft, in welcher ihn Pippins Wittwe feſtgehalten hatte, und ward von den Großen Auſtraſiens als Heerführer und Hausmaier ausgerufen. Seinen erſten Angriff ſchlugen die Neuſtrier blutig zurück. Sie kamen 716 in Verbindung mit den Frieſen ſogar bis Cöln, ſo daß Plectrudis ihren Abzug mit ſchwerem Löſegeld erkaufen mußte. Während ſie aber jubelnd abzogen, überfiel ſie Carl plötzlich bei Amel, öſtlich von Malmedy und brachte ihnen empfindliche Verluſte bei. Auch die Sachſen waren um dieſe Zeit in Thüringen eingefallen. Im folgenden Jahre erwartete Carl die Neuſtrier an der Grenze von Auſtraſien bei Vincy, in der Nähe von Cambrai, mit einem Heere und verſuchte zuerſt durch Unterhandlungen friedliche Entſcheidung. Als dieß vergeblich war, oder jene geradezu zurückgewieſen wurde, ſchlug er die ganze Macht ſeiner Gegner, ſo daß er die fliehenden bis an die Thore von Paris verfolgte und König Chilperich zu Herzog Eudo von Aquitanien flüchtete, die Neuſtrier Carl aber als Hausmaier anerkennen mußten. In Cöln wieder angekommen, zwang er Plectrudis, mit ihr in Streit gerathen, den ganzen Schatz ſeines Vaters herauszugeben, worauf ſie ſich mit ihrer Tochter Pilitrudis nach Bayern wendete. Den Einfall der Sachſen züchtigte er durch ſchonungsloſe Verheerung ihres Landes bis in die Weſergegenden. Gegen den flüchtigen Chilperich II. hatte er einen merowingiſchen Prinzen als Chlotar II. den Neuſtriern zum Könige geſetzt. Da erſchien, während des Zugs gegen die Sachſen, Chilperich II. mit Hülfe des Aquitaniers Eudo, dem er gewiſſe Rechte, ſogar den Königstitel zugeſtand, wieder im Felde. Ebenſo ſchnell war aber auch Carl zur Stelle. Die erſten Unternehmungen waren erfolglos oder ungünſtig, — aber die Schlacht bei Soiſſons krönte alle ſeine bisherigen Anſtrengungen. 719. Chilperich II. unterlag und ſah ſich plötzlich von Eudo, dem Carl Aquitanien zuſagte, ausgeliefert. Die Ausſöhnung mit Chilperichs mächtigen Vaſallen gelang um ſo leichter, als unterdeſſen Chlotar IV. geſtorben war, ſomit der Anerkennung Chilperichs nichts mehr im Wege ſtand, ſonſt aber noch ganz andere furchtbare Gefahren drohten. Als Chilperich II., mit dem ſich Carl vor deſſen Tod noch verſöhnt hatte, in Noyon kinderlos

gestorben war, 720, ward Theoderich IV. auch König von Neustrien und Burgund, und Carl selbst, nach einigen Feldzügen in Burgund, Hausmaier im ganzen Frankenreich. Bei den Friesen war 719 Herzog Radbod gestorben und kaum an seine Stelle Poppo als Herzog getreten, als er in gleichem Jahre das wilde Seevolk zu den Waffen rief, — ohne Zweifel in der zuversichtlichen Hoffnung die vielfachen Verwicklungen des Reichs zu seinem Vortheil auszubeuten. Er fand aber einen ihm gewachsenen Gegner. Aus dem Feldzug gegen Eudo zurückgekehrt unternahm Carl einen kühnen Seezug, fuhr mit einer gehörigen Anzahl Schiffen nach den friesischen Inseln und zwang Poppo zu blutiger Entscheidung, in welcher dieser mit Verlust einer großen Anzahl seiner Mannen unterlag und eine Menge Schiffe verbrannt oder versenkt wurde. Dafür führte er Odo, den früheren Gegner Radbods, in seine Besitzungen in diesen Gegenden zurück, vereinigte aber alles Land von der Maas bis zum Zuyderſee mit dem Frankenreiche. Hüter dieser Eroberungen wurde abermals eine kirchliche Stiftung, das Bisthum Utrecht. 724.

Nach Demüthigung oder Vernichtung so vieler und so tapferer Feinde schien der Friede des Reichs und die Machtstellung des gewaltigen Mannes gesichert und unbestritten. Es war nicht so. Nun folgten die rastlosen ununterbrochenen Kämpfe mit den Herzogen der Alemannen und Bayern, und bald nachher wiederholt mit Eudo von Aquitanien. Der sehr dehnbare Unterthänigkeitsverband der Herzogthümer von Bayern und Alemannien richtete sich nach den so wandelbaren Schicksalen des fränkischen Reichs, — den schwachen Königen kündigte man Gehorsam, dem Befehl der mächtigen ward beinahe ohne Widerspruch gehorcht. Zu den neuen Kämpfen mochten auch Gründe gekränkten Ehrgeizes und des Hochmuthes das Ihrige beitragen. Die Herzoge der Bayern und Alemannen, welche in ihren Landen eine dem Hausmaier ähnliche erbliche Machtstellung hatten, sahen, als den edelsten Geschlechtern entsprossen, jenen höchstens für ihres Gleichen an, sollten ihn aber jetzt bei der gänzlichen Unfähigkeit des königlichen Stammes als ihren Gebieter anerkennen. Da konnte es an Veranlassungen zu Streit und Krieg nicht fehlen, und Carl war nicht der Mann, dem auszuweichen. Nach Besiegung der Friesen wendete er sich zuerst gegen die Alemannen mit der strengen Aufforderung, sich, wie es früher war, dem Reiche unterzuordnen. Es galt dieß Herzog Lantfrid, neben dem auch Theodobald, Herzog am Bodensee, vielleicht Lantfrids Bruder, genannt wird. Zu viel beschäftigt und zu schwach, den Widerstand der Herzoge zu brechen, gewann Carl den Zehntgrafen Waltram, der von Chur bis zum Bodensee gebot, zum Bundesgenossen, und damit zur fränkischen Schildwache gegen die Alemannen. Carl ging und kehrte wieder, beinahe von einem Jahr zum andern, aber die Unterwerfung der Herzoge zu erzwingen war um so schwieriger, als der Herzog von Bayern mit ihnen dieselben Interessen und denselben Feind haben wollte. In diese Zeit fällt die Wirksamkeit

des hl. Pirmin auf der Insel Reichenau. Bayern war damals gegen Südosten die Vormauer des Frankenreichs. Herzog Theodo, zu Regensburg sitzend, hatte es in vier Theile getrennt und drei davon seinen Söhnen in der Weise zugewiesen, daß Theodebert Rhätien mit dem Sitze in Botzen, Grimoald Oberbayern mit Freising, Theodoald mit dem Nordgau die Gegenden am Lech und bis zur Iller erhielt. Den letztern als Theodos Erstgeborener hatte Pippin mit seiner und Pleetrudis Tochter Pilitrudis vermählt und sich verbunden. Als aber Theodoald um 715 starb, begab sich Pilitrudis zu ihrer Mutter, — in Bayern aber trat eine neue Theilung ein, so daß Grimoald die rhätischen Lande des verstorbenen Bruders, Theodebert das übrige Bayern bekam, ihr Vater Theodo aber Allem entsagte, um sich den Uebungen eines beschaulichen Lebens zu widmen. Um diese Zeit verließ Pleetrudis mit ihrer Tochter Cöln und brachte in bitterer Stimmung über die Beraubung ihres Einflusses und ihrer Schätze auch ihren Verwandten in Bayern dieselbe Gesinnung gegen die Franken, vor allen gegen Carl bei. Kaum ersah Grimoald die Wittwe seines Bruders, Pilitrudis, als er sie zur Ehe nahm, worüber ihn Corbinian, der Stifter des Bisthums Freising, mit strengem Tadel überhäufte. Da starb der Herzog Theodebert, welcher zu Regensburg seinen Sitz hatte, und hinterließ ein Söhnlein Hugibert mit Namen. Dieß war die Veranlassung, daß Grimoald nicht nur die Würde des Verstorbenen als Oberherzog, sondern auch den Besitz seines Landes verlangte, dadurch aber allen Feinden des bayrischen Namens, den Franken und Longobarden, den Slaven und Avaren Gelegenheit zur Einmischung gab. Vor allen war es Carl, der durch Grimoalds Demüthigung auf die Unterwerfung seiner Bundesgenossen, der Herzoge der Alemannen, hoffen durfte. Auf den Hülferuf der Freunde oder Vormünder Hugiberts drang Luitbrand, der Longobardenkönig, der eine Schwester Hugiberts zur Frau hatte, vom Süden her bis nach Botzen und besetzte das ganze Etschland. Carl stand in Alemannien, vermochte aber gegen den gewandten und tapfern Grimoald wenig auszurichten. Erst als dieser ermordet wurde, gelang es ihm leicht, die Verhältnisse des Herzogthums zu seinen Gunsten zu ordnen. 729. Hugibert wurde mit den nöthigen Einschränkungen zum Oberherzog eingesetzt, damit mußte sich jetzt auch Alemannien unterwerfen. Die schöne Sunichilde, Grimoalds Schwester, nahm Carl zur Ehe, — Pilitrudis, Grimoalds Wittwe, mußte Bayern verlassen und über den Rhein wandern. Damit war aber ihr wechselvolles trauriges Schicksal noch nicht beschlossen, sie die Tochter eines der mächtigsten fränkischen Hausmaier, die Gemahlin zweier bayerischer Herzoge, gerieth bald in solche Noth, daß sie auf einem Esel allein nach Italien flüchten mußte und dort im Elend starb.

2) Schon die bisher geschilderten Kämpfe und Heereszüge in der ganzen Ausdehnung des fränkischen Reichs, mehr noch die Folgen der Kriege, in denen

es ſich um die Exiſtenz der germaniſchen Welt und der chriſtlichen Kirche handelte, forderten außerordentliche, ungeheuere Mittel. Auch angenommen, daß der Hausbeſitz der Pippine ein ſehr großer geweſen ſei, ſo mußte auch der größte Beſitz von ſolchen Anforderungen gänzlich verſchlungen werden, — die Staatsgüter in den eroberten Ländern ſeit den Zeiten Chlodwigs und ſeiner Nachfolger waren ſchon lange vergeben und davon nichts mehr zu nehmen noch zu verſchenken. Da griff Carl zu den Gütern der Kirche im ausgedehnteſten Maße. Nicht nur, daß er ohne Rückſicht und Achtung kirchlicher Beſtimmungen nach Willkühr und politiſcher Berechnung Biſchöfe ein- und abſetzte, ſondern er verſchenkte Beſitzungen einzelner Kirchen, ganze Abteien, ja auch viele Bisthümer zum Nießbrauch an tapfere Soldaten, die von geiſtlichen Verrichtungen nichts wußten und nichts wollten, vielmehr ſehr eifrig beſtrebt waren, die erhaſchten Pfründen auch auf ihre Nachkommen fortzuerben. So erhielt Hugo, Drogos Sohn, alſo Carls Neffe, die Bisthümer Paris, Rouen und Bayeux zur Ausſtattung. Milo, der Sohn des Biſchofs Liutwin von Trier, riß nach ſeines Vaters Tod den erledigten Stuhl an ſich und erhielt von Carl, dem er ein treuer Anhänger und tapferer Soldat war, auch noch das Bisthum Reims, in welchem Beſitz er ſich gegen vierzig Jahre zu erhalten wußte. Damit wurden allerdings zahlreiche Dienſtmannen und reiche Mittel gewonnen, den Anforderungen einer harten Zeit zu genügen, aber auch die Schleuſen aufgeriſſen und die Dämme durchgebrochen, welche Jahrhunderte gegen Verwilderung und Barbarei mühſam aufgerichtet hatten. Da, wo vorher die kleine, aber unſchätzbare Bücherſammlung prangte, erklangen jetzt die Schläge, mit denen die Decken der Schilde gefeſtigt oder die Theile des Panzers genietet wurden, — in den ſonſt ſo ſtillen Gängen und Hallen vom Morgen bis zur tiefen Nacht Lärm und Geſchrei der glücklich Beſchenkten und ihrer ganzen Sippe, ſammt Roß und Saumthiere, — nicht bloß die Gefahr lag nahe, daß die Kirche mit Einbuße ihrer Selbſtſtändigkeit zum willenloſen Werkzeuge der politiſchen Gewalt herabſinke und dann für die unwandelbaren Grundſätze und Zielpunkte ihres makelloſen Wirkungskreiſes die gemeinen Schlagworte unſauberer Politik nach Art ſpärlich gedungener Herolde eintauſche, ausrufe und widerrufe, und dabei, obwohl in das endloſe Netz habgieriger und blutdürſtiger Staatsweisheit ohne Wahl und freier Selbſtbeſtimmung auf immer verflochten, für alle Unthaten und Sünden niedriger Intereſſen mitleide, blute und haftbar bleibe, — nein die Zeitgenoſſen klagten ſchon, daß kirchliche Zucht und ſittliche Ordnung unter ſolchen Beiſpielen verſchwinde und vergehe. Lange nachher, nachdem längſt die Wunden vernarbt, die ſchweren Verluſte in vieler Hinſicht wieder erſetzt und namentlich durch Carl den Großen die Kirche in ihre Rechte wieder eingeſetzt war, konnte die Geiſtlichkeit Carl Martell trotz der außerordentlichen Verdienſte um das ganze Abendland und die chriſtliche Welt ſeine Eingriffe in kirchliches Recht und Eigenthum nicht vergeben. Hincmar, Erzbiſchof von Reims, berichtet in einem Schreiben vom

Jahre 854 an den deutſchen König Ludwig: daß ſein Urgroßvater wegen jener frevelhaften Handlungen ewiges Verderben auf ſich geladen habe, ſei dem Biſchof Eucherius von Orleans, im Gebete in die obere Welt entrückt, einſt geoffenbart worden, — ja, als man deſſen Grab geöffnet habe, ſei ein Drache daraus emporgeſtiegen, das Grab ſelbſt habe man von Innen geſchwärzt gefunden, als habe dort ein Feuer gebrannt. Aber gleichviel, was Hincmar ſchreibt, Eucherius geſehen oder geträumt haben mag, abgeſehen von dem unzweifelhaften Unrecht Martells, — man hat zu allen Jahrhunderten der Kirche nur Rechte und Eigenthum genommen, die ſie ſich nehmen ließ oder die unwürdige Diener zu beſitzen nicht mehr werth waren. Es hat vor und nach Carl lüſterne Augen und Hände genug gegeben, aber wenn, nach den Worten der Schrift, ein Starker ſeinen Hof bewacht, werden Eindringlinge abgewieſen. Wenn Carl nach Gunſt und Willkühr Biſchöfe ein- und abſetzte, Beſitzungen von Kirchen, ganze Klöſter und Abteien verſchenkte, ſo ſtützte er ſich allerdings dabei auf die Schärfe und Länge ſeines Schwertes, aber auch nicht minder vielfach auf die Unwürdigkeit derer, die er abſetzte und vertrieb. Es war vorher ſchon lange die Klage, daß unter den nie raſtenden politiſchen Stürmen die kirchliche Ordnung verwirrt, kanoniſches Leben vergeſſen ſei, daß vielfach Miethlinge in die Hürden ſich eingedrängt und das Salz taub geworden, daß bei Erledigung kirchlicher Aemter und Würden nicht ein Suchen unter den Würdigen, ſondern ein Wettlauf und Rennen gerade der Unwürdigſten dahin ſtattfinde, — ſolche Dinge waren nicht geeignet, dem kirchlichen Amt Achtung und Ehrfurcht zu gewinnen, — mußten vielmehr über raubgierige Hände einen Schein von Rechtfertigung ausſtrahlen, wenn ſie Unwürdigen die zu ganz andern Zwecken geſammelten Güter und Schätze entzogen. Daß aber Carl hierin wohl zu unterſcheiden wußte und alle ſeine Schiffe nicht verbrannte, das wird durch ſeine Verbindung mit dem römiſchen Stuhl erſichtlich werden und namentlich durch die mächtige Unterſtützung, welche er dem hl. Bonifacius in Auſtraſien aufrichtig gewährte.

3) Noch war Carl in Bayern und Alemannien beſchäftigt, als im Südweſten ihm die erſten Zeichen zu einem Kampfe aufleuchteten, wie er bis dahin noch keinen beſtanden hatte. Schon Muſa, der glückliche Eroberer des weſtgothiſchen Reiches, hatte ſich vorgeſetzt, über die Pyrenäen zu ſteigen, das Frankenreich anzufallen und dann die Pläne eines Hannibal und Mithridates auszuführen, da rief ihn das Mißtrauen des Chalifen nach Damaskus, wo er ſtatt Dank und Anerkennung unerhörte Beſchimpfung erlitt, die Ermordung ſeiner tapfern Söhne erlebte und endlich voll Gram und Verzweiflung in Mekka ſterben durfte. So viele nach dem Willen des fernen Despoten an ſeine Stelle in Spanien traten, alle verfolgten denſelben Plan, — Einfälle und Eroberungen jenſeits der Pyrenäen zu machen, ſo daß ſchon gegen 720 über das gothiſche Gallien der Halbmond ſchimmerte. Der gefährlichſte und ſchrecklichſte unter den mauriſchen Statthaltern in Spanien war

Abderrahaman. Schon einmal von ſeiner blutigen Arbeit abberufen, mußte er, da kein Tauglicher zu finden war, zum Zweitenmale dahin abgehen. Die Hut gegen ſolche Feinde lag Eudo, Herzog von Aquitanien, ob. Obwohl mehrmals im harten Kampfe mit Carl und jedesmal unterlegen, ſcheint er trotz des ſo nahen, warnenden Beiſpiels des weſtgothiſchen Reichs die Bedeutung und Ausdehnung des drohenden Kampfes gar nicht geahnt zu haben, vielmehr der unſchuldigen Meinung geweſen zu ſein, mitten inne zwiſchen Mauren und Franken beide gegen einander zu gebrauchen, in Schach zu halten und daraus für ſich ſelbſt nur Vortheil und Gewinn zu ziehen. So hatte er mit dem mauriſchen Häuptling Munuz, der ſich während des Wechſels der arabiſchen Statthalter in Spanien in ſeiner Aquitanien nahen Provinz eine unabhängige Stellung erkämpft, Bündniß und Freundſchaft geſchloſſen, ja ihm ſogar ſeiner Töchter eine zur Frau zu geben. Auf ſolche Hülfe und die Verwicklung in Bayern und Alemannien geſtützt, muß es gegen Carl zum Kampfe gekommen ſein. Denn nach den Chroniken ging er zweimal über die Loire, weit und breit Alles verwüſtend.

Unterdeſſen hatte Abderrahaman die Zurüſtungen vollendet und die Schaaren angeſammelt, um mit ihnen Aquitanien und Burgund zumal anzufallen und zu überſchwemmen. Zuerſt vernichtete er Munuz und ſchickte deſſen Kopf und Eudos Tochter an den Chaliſen nach Damaskus. Und damit war abermal der Plan ausgemeſſen, auf dem die chriſtlich-abendländiſchen Völker mit aſiatiſchen Horden um die höchſten Güter der Menſchheit in blutiger Entſcheidung ringen mußten. Wie ein Orkan brauste Abderrahamans Macht über die ſchutzlos oder ſchlecht vertheidigten Grenzprovinzen, — nicht um ſie auszuplündern und zu verwüſten, ſondern ſie bleibend zu erobern. Er drang die Garonne hinab und alle Städte, namentlich das reiche Bordeaux erlagen ſeinem erſten Angriff. Solche Nachrichten, beſonders auch von der Gefangenſchaft und Hinwegführung ſeiner Tochter, konnten dem kurzſichtigen Herzog von Aquitanien die Augen und den Abgrund öffnen, an deſſen Rande durch ſeine Schuld das Abendland ſchwebte. Mit ſeinen ſchnell zuſammengerafften Schaaren hoffte er zwar den Ungläubigen die Spitze zu bieten, — aber die ihnen an der Dordogne angebotene Schlacht ging für ihn verloren, — von dem wüthenden Anprall zerſtob ſein Heer in alle Winde, der größte Theil bedeckte todt das Schlachtfeld. Dadurch war das Herzogthum dem Sieger ohne Gnade und Erbarmen, Neuſtrien ſchutzlos Preis gegeben. In dieſen verzweiflungsvollen Tagen wendete ſich Eudo und mit ihm der tauſendſtimmige Ruf des Volkes an Carl um Hülfe und Rettung. Es iſt dieß die Zeit, aus welcher, da die Geſchichte ſchweigt, Mythe und Legende ſo lieblichen Stoff für Schilderungen von chriſtlicher Liebe und Treue, von Muth und Ausdauer, von Aufopferung und Hingabe im Kampfe mit den Mohren geſchöpft und verwendet hat. Im Januar 729 leuchteten vierzehn Tage lang zwei Cometen am nächt-

lichen Himmel, — Grund genug für das geängſtigte Volk, darin die Zeichen und Vorboten der ſich heranwälzenden Drangſale zu erblicken! Es waren aber auch Gefahren in ſolcher Größe, wie ſie das Abendland und das Chriſtenthum kaum ein Zweitesmal bedrohten. Der fanatiſche, chriſtlicher Bildung glühend abgeneigte Feind hatte weitaus ſchon den ſchönſten und größten Theil des altrömiſchen Reiches inne, — im unbeſchränkten Beſitze des Mittelmeeres plünderte und bedrohte er alle Geſtade der chriſtlichen Länder. Während ein Theil vor die Mauern Konſtantinopels rückte und ſiegestrunken ſchon die reiche Beute wog und zählte, ſollte der andere von Weſten her anſtürmen und in ſolcher Umarmung jeder Widerſtand unerbittlich erdrückt werden. Und dem allem ſtand in Konſtantinopel ein entnervtes, ſchon verzweifelndes Volk entgegen, das ſammt ſeinem elenden Palaſtregiment vor gewiſſem Untergang nur wie durch ein Wunder gerettet wurde. Im Abendland war durch den Untergang des weſtgothiſchen Reichs ein gewaltiger Ring aus der tapfern germaniſchen Völkerfamilie geſprengt, die übrigen Glieder in loſem Zuſammenhang oder einander feindlich geſinnt, das Frankenreich aber ſchien durch fortgeſetzte innere Unruhen und blutige Kämpfe ermüdet und durch wachſame Feinde im Nordoſten zu einem nachhaltigen Widerſtand gegen den Maſſenangriff ſolch fanatiſirter Horden im Südweſten geradezu unfähig. Als einſt das Abendland des Schreckens und der Barbarei der Hunnenſchaaren ſich erwehrte, waren ſeine Widerſtandskräfte größer, ſowohl ihrer Zahl als ihrer engen Gliederung nach. Damals beſtand noch ein Kern der einſt unüberwindlichen Legionen, das Gothenreich auf dem Gipfel kriegeriſchen Ruhmes und im Hochgenuß zahlloſer Triumphe über ſo viele Feinde von den Grenzen Kleinaſiens bis zu den Säulen des Hercules, dabei durchdrang die unabſehbaren Schaaren auf der Ebene von Chalons, Ein Geiſt und Ein Wille, band die an Sprache und Abſtammung ſo verſchiedenartigen Kriegerhaufen dieſelbe klar erkannte Gefahr und Noth, während die Maſſe der gegenüberſtehenden Feinde in ihrem Schooß ſchon die glimmenden Keime künftiger Auflöſung in ſich trug und von keinem andern Geiſte gelenkt und zuſammengehalten wurde, als von der wilden Luſt, Alles Beſtehende zu vernichten, ohne irgend Etwas an deſſen Stelle ſetzen zu können. Der neue Feind, der über die Pyrenäen brach, war zwar nicht reicher, weder an Bildung, noch an Erbarmen, aber es waren gefeite hl. Schaaren, die lebend oder ſterbend ſiegen mußten, niemals unterliegen konnten. Wenn auch in den folgenden Jahrhunderten die Türkennoth noch manches uneinnehmbar chriſtliche Bollwerk gebrochen hätte und vorwärts gedrungen wäre, jeder weitere Schritt weſtwärts wäre näher einem gewiſſen Grabe und der Vernichtung geweſen, da die Sieger immer mehr von ihren natürlichen Hülfsquellen ſich entfernt, dagegen den Angriffen einer chriſtlichen Welt ringsum ſich bloßgeſtellt geſehen. In den Tagen Carls aber galt es einen Kampf gegen die Ungläubigen, ohne Rückzug und ohne Reſerve, — war die Macht vernichtet, welche der fränkiſchen Haus-

maier herbeigeführt, ſo war das größte und das einzige Bollwerk des chriſtlichen Namens gefallen und jeder weitere Widerſtand nicht nennenswerth!

Von den jedenfalls ungeheuern Rüſtungen des fränkiſchen Hausmaiers, von den Geſandtſchaften, die wohl auch nach Italien gingen, von dem Aufbruch der Auſtraſier und ihrem Uebergang über den Rhein, wie dieſe und noch andere ſich vielfach ſo fremdartige Theile eines ungeheuern Heeres nach Einem Willen ſich bewegten und Einem Ziele zuſteuerten, welche Hinderniſſe zu beſeitigen, wie viele Bedenken einflußreicher, wie viele Eiferſüchteleien mächtiger Perſonen zu beſiegen waren, wie endlich im letzten Kriegsrath vielleicht mehr Noth und Gefahr, als einheitliche Geſinnung zu gemeinſamer That nöthigte, darüber und noch über vieles Andere berichtet die Geſchichte auch nicht Eine Silbe. Eudo war fliehend und bittend angekommen, denn alles Land von der Garonne bis zu den Alpen war in den Händen Abderrahamans. Arles hatte eine Zeitlang in Hoffnung auf Entſatz Widerſtand geleiſtet, — allein das chriſtliche Aufgebot, das die Stadt entſetzen ſollte, wurde vor den Augen der Belagerten umzingelt und niedergehauen, darauf die Stadt mit Sturm genommen und in ihr unter den Wehrloſen nach Türkenart gehaust. Ebenſo erging es Avignon, Viviers, Valençe, Vienne, Lyon, Maçon, Chalons, Beſançon, Dijon und allen Ortſchaften links und rechts der Rhone und die Saone herauf, darunter den berühmten Klöſtern Lerins und Lureul. Erſt vor Sens, deſſen Bürgerſchaft in zuverläſſiger Hoffnung auf nahe Hülfe ſich muthig vertheidigte, mußte der Feind Halt machen. Im Frühjahr 732 brannten und mordeten die Horden durch ganz Saintonge, Poitou und Touraine, — Poitiers hielt ſich, aber die prachtvolle Hilariuskirche der Vorſtadt ſank in Aſche, — ſchon ſchwammen einzelne Haufen über die Loire, um in Maine ebenſo zu hauſen und gegen Tours vorzudringen, — — als endlich Carl mit ſeinem Heere heranrückte. Da zog Abderrahaman die ausgeſandten Streifcorps an ſich und wich bis in die Fluren von Poitiers zurück, auf das für ſeine zahlreiche Reiterei äußerſt günſtige Schlachtfeld. Nicht lange darauf zeigten ſich auch die Spitzen des chriſtlichen Heeres, das dann in Stämme und Völkerſchaften geordnet in weitem Halbkreis dem Feinde gegenüber ein Lager ſchlug. Es war Herbſt geworden, — Furcht und Hoffnung, namentlich aber die Schwierigkeiten auf ſo engem Raume und in einem ringsum verwüſteten Lande Hunderttauſende an Menſchen und Thieren auch nur auf kurze Zeit zu ernähren, nöthigten zur Entſcheidung, die aber die flüchtigen mauriſchen Reiter mit viel größerem Eifer verlangten, als die mit ſolcher Fechtart ungewohnten Germanen. Und wie einſt Marius die Römer zuerſt an das Kriegsgeſchrei, ja ſogar erſt an den Anblick der zuvor nie geſehenen Germanen gewöhnen mußte, ſo verfuhr auch Carl. Sechs Tage lang währten die vorbereitenden Gefechte, von Tag zu Tag wuchs dem chriſtlichen Heere der Muth, aber auch die Verachtung eines Feindes, der mit wildem Geſchrei eine Wolke von Pfeilen entſendete, mit

der Wuth eines Orkans einherbrauste, aber gewandt dem ſchon bereiten Stoß von Lanzen auswich, zurückſtürmte und eben ſo ſchnell wieder erſchien. Da endlich, als das Heer auch die Schlacht verlangte, ward von Carl der ſiebente Tag, es war ein Sonnabend im Oktober 732, zur Entſcheidung feſtgeſetzt. Welche Rüſtungen und Vorbereitungen dieſem denkwürdigen Tage im abendländiſchen Heere vorangingen, welcher Schlachtenplan beſchloſſen, welche Kriegsliſt verabredet und welche Befehle und Warnungen dem ganzen Heere gegeben wurden, wie beim Anbruch des Tages, als die Kriegshaufen ſich in Schlachtordnung ſtellten, wie Carl namentlich die ſchwergerüſteten Schaaren der Auſtraſier, die Alemannen, Bayern und Thüringer, Frieſen und Sachſen an ihre Ausdauer und Tapferkeit erinnert, auch darüber und über vieles Andere iſt uns nicht ein Wort erhalten. Nachdem, wie auf der Ebene bei Chalons vielleicht eine Abtheilung in den Rücken der Feinde entſendet war, wurde das Zeichen zur Schlacht gegeben. Sie begann mit demſelben furchtbaren Angriff des Feindes, wie ſechs Tage lang vorher, — die fanatiſchen Haufen ſtürmen an, weichen zurück und verſuchen auf's Neue die enggeſchloſſenen, unbeweglichen Glieder der Abendländer zu durchbrechen, — der Boden erdröhnt unter den Hufen ſo vieler tauſend Roſſe, weithin hallt Alles wieder von dem Getöſe der Waffen und einem verworrenen entſetzlichen Kriegsgeſchrei von Hunderttauſenden, — in dem erbitterten Kampfe häufen ſich Verwundete und Todte zu ganzen Wällen. Endlich als die wüthendſten Stürme der Araber an dem kalten Muthe, namentlich der Auſtraſier, machtlos abgeprallt waren, vielleicht in demſelben Augenblicke, als der Hinterhalt der Abendländer hervorbrach, ging das chriſtliche Heer auf ein gemeinſames Zeichen zum furchtbaren unwiderſtehlichen Angriff über, Alles vor ſich niederſtoßend und hinwürgend, was Widerſtand leiſtete. Dem ganzen Heere aber hoch voran brach Carl, ſchwer gerüſtet und von den Tapferſten umgeben, in die dichteſten Haufen und zerſchmetterte, ſein Schwert mit der Wucht eines Hammers gebrauchend, die Köpfe der Feinde. Abderrahaman fiel nach tapferer Gegenwehr mit dem Schwert in der Hand. Sein Tod löste bei den Arabern jede Ordnung. In wilder Flucht ſtürzte Alles dem Lager zu, in das aber die Sieger mit den Fliehenden zugleich eindrangen, erbarmunglos wüthend und mordend. Erſt die Nacht konnte dem gräßlichen Blutbade ein Ende machen. Nach Paul Diaconus lagen über dreimalhunderttauſend Feinde getödtet auf dem Schlachtfelde. In die reichen Schätze des Lagers theilte ſich das ſiegestrunkene Heer. Nach den ſo ſpärlichen Nachrichten über die Schlacht waren es namentlich die Auſtraſier, welche unter den raſenden Anfällen des Feindes kalt und unerſchütterlich gleich Mauern ſtanden, dann aber zum Angriff ſtürzend, wie mit eiſernen Händen Alles zermalmten, was ihnen ſich entgegenſtellte. Die höchſte Ehre gebührt aber Carl, von dieſem Tage an der Hammer genannt. Ohne ſeinen Geiſt und ſeine außerordentlichen Mittel wären ſolche Widerſtandskräfte nie geſammelt, ohne ſeinen Muth und

ſeine in hundert Schlachten erprobte Tapferkeit ſelbige nie zu ſolchem Siege geführt worden! Durch den Schlag von Poitiers war der Siegesſtolz der Araber gebrochen, der Halbmond ſank über die Pyrenäen hinab, — Zuverſicht und neues Leben durchzuckte die chriſtliche Welt. Ohne jenen Sieg aber wäre das Kreuz auf Jahrhunderte, vielleicht auf immer, vor der Fahne des Propheten in Staub geſunken. Es war auch hundert Jahre nach dem Siegestage wohl noch der Betrachtung werth, daß es ohne Carl Martell in Reims keine Königsgräber, aber auch keinen erzbiſchöflichen Stuhl mehr gegeben hätte!

Nach ſiegreicher Abwendung ſo drohender Gefahren für das ganze chriſtliche Abendland, mochte Carl ſich der Hoffnnng hingeben, daß in Neuſtrien und in Burgund, wenn nicht Dankbarkeit, ein in ſolchen Verhältniſſen unbekanntes Wort, doch politiſche Einſicht und Berechnung, Frieden und Ruhe eine Zeit lang ſichern werde. Es kam ganz anders. Von den Großen in Burgund gilt ein modernes Partheiwort: ſie hatten nichts gelernt und nichts vergeſſen! Kaum der Vernichtung unverdient entgangen begann der alte, eigenwillige, widerſpenſtige Trotz, der eben ſo viele Königreiche, als Grafſchaften und Herzogthümer geſchaffen hätte. Um ſo ſchneller fuhr Carl unter die Ungehorſamen und hauste unter ihnen und in ihrem Eigenthume wie ein Würgengel. 733. Kaum hatten die in Holland und Utrecht unterworfenen Frieſen von ſolchen aufrühreriſchen Bewegungen im fernen Süden vernommen, als ſie die Zeit, ihre Unabhängigkeit zu gewinnen, raſch zu benutzen ſuchten. Da eilte Martell aus Burgund herbei, ſchlug den Aufſtand blutig nieder und vereinigte, nachdem auch der Herzog Poppo gefallen war, Weſtraſien und Oſtraſien, die heutige Provinz Friesland im Königreich der Niederlande, mit dem Frankenreiche. 734. In dem nun folgenden Heereszug gegen die Sachſen wurden die Weſtphalen zu Tribut und Gehorſam gezwungen.

Kaum waren auf dieſe Weiſe die Grenzen im Nordoſten beruhigt, ſo drohten ſchon neue Gefahren im Südweſten. Nach dem furchtbaren Schlag von Poitiers überließ Carl dem ſo vielfach gedemüthigten Herzog von Aquitanien den Kampf gegen die Mauren. Eudo genügte nach Kräften ſeiner Rache, — aber ſobald er in der Gascogne nur einigermaßen der Feinde Herr geworden war, ſo ſuchte er auch ſeine herzogliche Unabhängigkeit auf's Neue geltend zu machen. Schon rückte Carl mit Macht heran, als Eudo ſtarb. 735. Von ſeinen ebenſo übermüthigen, als unverſtändig ſich zankenden Söhnen Hunald und Hatto mußte der erſtere Carl Martell und deſſen Söhnen förmlich huldigen. Dieſe Streitigkeiten hatten die Burgunder auf's Neue zur Empörung benutzt und ebenſo ſchnell blutige Züchtigung über ſich herabgerufen. Da erhob ſich plötzlich Maurontus, eben der Mann, dem Martell die Vertreibung der Saracenen aus der Provence übertragen hatte, gegen ihn. Auf ſeine Einladung drangen die Feinde auf's Neue über die Rhone, ſtürmen

Arles und bemächtigen sich Avignons durch Verrath. Carl sandte seinen jungen Bruder Hildibrand gegen den Verräther und dessen Verbündete, — er entriß ihnen auch im Sturm Avignon wieder, um so heftiger war ihr Widerstand in Languedoc und mit den äußersten Anstrengungen vermochte Carl selbst Narbonne nicht zu nehmen. Desto schwerer züchtigte er die Städte Agde, Bezieres und Maguelonne dafür, daß sie Feinde bei sich aufgenommen. Aber die Nachricht von neuen Empörungen der Westphalen nöthigte zum Aufbruch. In die Zeit seiner wiederholten Unterwerfung fällt der Tod des Schattenkönigs Theodorichs IV. Sein Name wurde während der tiefgehenden Erschütterungen des ganzen Reichs nur ein oder das anderemal genannt. Carl fühlte sich stark genug, den Thron Jahre lang unbesetzt zu lassen. 737.

Bisher hatten die Kräfte des fränkischen Reichs ausgereicht, über äußere und innere Feinde Herr zu werden, — aber mit welch' ungeheuern Opfern, das sehen wir zum Theil aus den gewaltsamen Beraubungen der Kirchengüter. Carl selbst konnte wohl am besten ermessen, welche Lasten das Reich zu tragen noch im Stande sei, und er mußte finden, daß weitere Anforderungen, in dem bisherigen Umfang, des Reiches Lebenskraft gründlich erschöpfen würden. Und doch konnten sie ihm nicht erspart, sollten aber durch Hülfe von Bundesgenossen erleichtert werden. Diese konnten nur die Longobarden sein, denn wohin immer der Blick sich wendete, hatten die Franken erbitterte, unversöhnliche Feinde. So ging Pippin, Carls Sohn, nach Italien ab, um mit dem tapfern Longobardenkönig Luitbrand ein Bündniß abzuschließen, zugleich mit der Bitte an denselben, ihn zu adoptiren, was nach Germanenart durch Abschneiden des Haupthaares, bei Erwachsenen des Bartes geschah. Der zukünftige fränkische König kehrte reichlich beschenkt über die Alpen aus dem Lande zurück, gegen das er einst siegreich die Waffen tragen sollte. Durch das Longobardenbündniß von mancher schweren Besorgniß befreit, beschloß nun Carl die vernichtenden Schläge gegen Maurontus und seine Genossen auszuführen und Südburgund von den Saracenen gründlich zu säubern. Während er nach gepflogener Verabredung mit dem aufgebotenen fränkischen Heerbann über Lyon nach dem Süden zog, drang der gleich tapfere Luitbrand mit großer Macht über die Alpen, — in Avignon boten sich Franken und Longobarden die Hand. Gegen solche Macht hielten weder die Burgunder noch die Saracenen Stand. Maurontus, an seiner Rettung verzweifelnd, floh dem Gebirge zu, wo schwer zugängliche Felsenschlösser des Gebirgs ihm einstweilen hinreichend Schutz boten. Mit derselben Eile räumten auch die Saracenen vor der vereinigten christlichen Wehrkraft der Abendländer Alles, was sie noch in Händen hatten, — die ganze Provence lag auf Gnade und Ungnade zu Carls Füßen. 739. In diesem Feldzug hatte namentlich der Alemannenherzog, Lantfrid der jüngere, tapfere Hülfe geleistet, wofür Carl ihm und seinem Geschlechte dankbar sich bewies, — ebenso reichlich belohnte er die Tapfer-

ſten ſeines Heeres und übergab ihnen, um ferneren Unruhen vorzubeugen, zum Theil die Hut des eroberten Landes.

Vor dem Zug über die Alpen und nach ſeiner Rückkehr aus Burgund hatte Luitbrand, aus den ſchon angegebenen Urſachen, ſeine Waffen gegen Rom gewendet. Auf dem päpſtlichen Stuhle ſaß damals Gregor III., der in ſeiner äußerſten Bedrängniß, von aller Welt verlaſſen, den Biſchof Anaſtaſius und den Presbyter Serglus mit Geſchenken und flehenden Bittſchreiben an Carl nach Gallien ſchickt. 740. Ob die uns erhaltenen Briefe, in welchen er den fränkiſchen Hausmaier Unterkönig nennt, subregulus, ächt ſind, ſteht dahin. Daß er aber, mit andern Geſchenken, die Schlüſſel zum Grabe des hl. Petrus überreichen und um den Preis eines ſchnellen Beiſtands das Schutzrecht der römiſchen Kirche und damit die höchſte Gewalt in Rom ſelbſt anbieten ließ, daran wird um ſo weniger zu zweifeln ſein, als er von der Macht, eigentlich Ohnmacht, des byzantiniſchen Kaiſers, weder etwas zu hoffen, noch viel weniger etwas zu fürchten hatte. Aber die Zeit der fränkiſchen Politik, in Italien befreiend einzuſchreiten, wollte wie in unſern Tagen abgewartet ſein. Carl Martell hinderten ſehr triftige Gründe, der dringenden Bitte des Papſtes zu entſprechen. Die beinahe ununterbrochenen Kriege und Heereszüge ſeit dem Jahre 714 hatten, wie eben erwähnt, die Kräfte des Reichs ſo tief erſchüttert, daß er zum letzten Feldzug ſogar fremder Hülfe benöthigt war. Außerdem lag neben den bittern Erfahrungen aus den Zügen über die Alpen, welche im Frankenvolke gewiß nicht erſtorben waren, die peinliche Frage nahe, ob nicht Frieſen und Sachſen den Wegzug des fränkiſchen Heeres zu neuen Einfällen und gefahrvollen Verwüſtungen benützen, und ob die neuen, erſt durch die ſo bereitwillig geleiſtete Bundeshülfe Luitbrands zurückgeſchlagenen Saracenen mit den niedergeworfenen, aber nicht vernichteten, Unzufriedenen in Neuſtrien und Burgund nicht auf's Neue ſich verbinden würden. So ging unter Dankesbezeigungen für das Empfangene, in den Perſonen des Abts Grimo von Corvei und des Mönchs Sygobert von St. Denys, eine fränkiſche Geſandtſchaft mit prachtvollen Geſchenken nach Italien, nicht um zu drohen, ſondern zwiſchen den Streitenden vermittelnde Vorſchläge zu machen.

Es waren endlich für Carl Martell die Jahre, um nicht zu ſagen die wenigen Monate angebrochen, in welchen er zwar die Früchte ſeiner Kämpfe und Anſtrengungen nicht genießen, doch das große Feld ſeiner Arbeit ruhig überblicken konnte. Durch ihn waren die Grenzmarken des Reichs im Nordoſten namhaft erweitert und jede Verrückung mit dem Schwerte empfindlich beſtraft, jeder Verſuch der großen Vaſallen, unter der gleißenden Decke von Rechten und Freiheiten, dem Staate das Schickſal des weſtgothiſchen Reiches zu bereiten, unerbittlich im Blute erſtickt, und über alle dieſe Verdienſte ſeine unſterbliche That das Abendland vor dem tiefen Grab aſiatiſcher Barbarei gerettet und die ſchon hoch flatternde Fahne ihres Propheten herabgeriſſen und zerbrochen zu

haben. Im Innern des Reiches ließ er, getreu der Politik seines Hauses, die unfähigen Könige, unter deren Regiment das Reich sicher furchtbarer Verwilderung verfallen wäre, langsam vor dem Volke verschwinden, — nach dem Tode Theodorichs IV. verflossen Jahre, bis Childerich III. als sein Nachfolger genannt und vorgezeigt wurde. Daß unter einem so gewaltigen Regiment, das gegen drückende Verhältnisse ohne Unterbrechung ankämpfte und von derselben sein charakteristisches Zeichen wieder aufgedrückt erhielt, die altgermanische Verfassung noch größere Einbuße erlitt, ist schon erwähnt. Unter dem Heere von Carls Beamten mußte oft hinter dem erheuchelten, aber furchtbaren Schild des Reiches Noth und des obersten Herrn Gebot, der Unterthanenverband auch der Freien zu einer Art Hörigkeit herabgedrückt werden, — selbst der sonst reiche und in seinem Rechte wohlverwahrte Clerus erschien in Carls Gefolge mit Schild und Schwert und mußte darüber die Pflichten seines Amtes vergessen. Es war der Folgezeit vorbehalten, die verwirrte kirchliche Ordnung wieder in Rand und Band zu fassen, und schweren Verletzungen an Gesetz und Eigenthum wieder gerecht zu werden.

Als das Jahr 741 anbrach, ruhten die Waffen seit Jahrzehnten zum Erstenmal im ganzen Umfang des fränkischen Reichs. Aber die Kraft des gewaltigen Mannes, der weitaus den größten Theil seines Lebens geharnischt und im Bügel zubrachte, war auch erschöpft. Er starb fünfzig Jahre alt in der Pfalz, zu Verberie an der Oise, in der Gegend von Senlis, am 22. Oktober 741. In diesem Jahre schieden auch der byzantinische Kaiser Leo der Isaurier, im Juni, und Papst Gregor III., am 28. November, von dieser Welt.

Kapitel 3.

Pippin der Kleine.

Nach dem Hingang Pippins von Heristall erschien die Lage des Reichs weit gefahrreicher, als bei dem Heimgange Carl Martells, seines großen Sohnes. Bei der offenbaren Ohnmacht der königlichen Gewalt und der persönlichen Unwürdigkeit ihrer Inhaber, wurde damals die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu einer Frage, welche Ehrgeiz hochverrätherischer Verbindung mit den Reichsfeinden, auf Kosten des Ganzen, mit dem Schwerte zu lösen suchte, — gleichsam eine Einladung, ja eine förmliche Aufforderung für die Herzogthümer von Aquitanien, Bayern und Alemannien, endlich ihre Unabhängigkeit festzustellen. Bei dem Tode Carl Martells aber gab es schon keine merowingischen Könige mehr und die Macht des Hausmaiers war keine Frage, vielmehr in der Familie der Pippine so fest gegründet, daß nach dem Tode ihres Vaters die Söhne in den Besitz derselben ohne Widerspruch, wie in eine Erb-

ſchaft, nur einzurücken brauchten. Und dennoch fanden ſie Widerſtand und Gefahren genug. Sie mußten lauernden, aber entſchloſſenen Feinden ihre Tüchtigkeit und Würdigkeit beweiſen, ehe ſie an Ruhe und Frieden denken durften, und dann hatten die überſtandenen Kämpfe Martells dem Reiche ſo tiefe Wunden geſchlagen und ſo peinigende Verwirrung rechtlicher Verhältniſſe gebracht, daß, während dort Verderben von außen, hier ſchleichendes Verkommen, Rohheit und Barbarei von innen drohte. Es galt deßwegen einer um ſo mühſameren Arbeit, als auf dieſem Gebiete nicht ſo raſch Siegestrophäen errichtet und belohnende Erndten geſammelt werden. Und dennoch iſt der Name Pippins, von ſeiner Körpergeſtalt, der Kleine, genannt, von eben ſo großem Ruhme wie der ſeines heldenmuthigen Vaters übergoſſen und umſtrahlt.

Carl Martells Kinder, von ſeiner erſten Gemahlin Rothrudis, waren Pippin und Carlmann und eine Tochter, Hiltrudis. Nach des Vaters Willen und unter Zuſtimmung der Großen ward Pippin Majordomus in Neuſtrien und über Aquitanien und Armorica, während Carlmann Auſtraſien erhielt mit Thüringen, Alemannien und Bayern. Außer dieſen beiden Söhnen hinterließ Martell von ſeiner zweiten Gemahlin, der bayeriſchen Herzogstochter Sunnichild, noch einen dritten Sohn, Grippo mit Namen. Dieſer ſollte nach dem väterlichen Willen herzogliches Gebiet erhalten, zu dem die Provinzen des Reichs je ihren Theil abzugeben hatten, und zwar Oberlothringen, was zu Auſtraſien, die franche comté, die zu Burgund, und die Champagne, welche zu Neuſtrien gehörte. So in der Mitte zwiſchen beiden Brüdern hielt Martell Grippos Herzogthum um ſo geſicherter. Aber kaum hatte er die Augen geſchloſſen, als die beiden älteren Söhne, ohne Achtung auf den väterlichen Willen, Grippo ſein Erbe entriſſen und ihn auf der Burg Neufchateau, im belgiſchen Luxemburg, in gelinder Haft feſtſetzten. Sunnichild war aus Paris nach Lyon entflohen, wurde aber eingeholt und in das Kloſter Cala eingeſperrt. Demſelben Stande ſollte, nach dem unerbittlichen Willen der Brüder, auch ihre Schweſter Hiltrudis ſich widmen, vielleicht um ſie nicht mit einem Mächtigen vermählen und ſpäter dann deſſen unerſättliche Anſprüche bekämpfen zu müſſen. Aber Hiltrudis entſprang der Kloſterzelle und flüchtete, ſehr wahrſcheinlich nicht ohne Zuthun ihrer Stiefmutter, nach Bayern, wo ſie ſich mit Herzog Odilo vermählte. Bald war die Lage der Söhne Carl Martells eine ſehr gefährliche. Den auch nach Unabhängigkeit lüſternen Herzogen im Weſten wie im Oſten diente der Vorwand, daß das Reich keinen König mehr habe, ſie alſo auch ihren Vaſallenpflichten entbunden ſeien, als Maske ihrer aufrühreriſchen Bewegungen. Dem entgegen riefen die Brüder Pippin und Carlmann alsbald Childerich III. zum Könige aus, aber auch ſo wäre der erbitterte Kampf ganz anders ausgelaufen, und das Reich wie bei den Angelſachſen vielleicht in viele kleinere Gebiete zertrümmert worden, wenn die Söhne Martells nicht in der Macht der

Kirche eine große Stütze erworben hätten, was die Geschichte des hl. Bonifacius deutlicher zeigen wird. Schon auf die Nachricht von Carl Martells Tod waren in Alemannien Unruhen ausgebrochen und im Zusammenhang damit begannen Bewegungen in Bayern, auch die Sachsen feindselig sich zu regen. Eine größere Gefahr drohte aber von Aquitanien. Dort hatte Herzog Hunold, Eudos Sohn, aus dem schon angegebenen Grunde Aufruhr erhoben. Aber Pippin und Carlmann bewährten sich da als die ächten Söhne ihres tapfern Vaters. Das Gemeinsame fest im Auge, vereinigten beide ihre Heere, überschritten bei Orleans die Loire und eilten jeden Widerstand in Blut und Brand zu ersticken. Sie kamen bis Berry, verbrannten die Vorstädte und verheerten weithin Alles mit Feuer und Schwert. Herzog Hunold, eingedenk der Erlebnisse seines Vaters, vermied das Zusammentreffen mit den Franken und gab das offene Land den furchtbarsten Verwüstungen Preis, nur darauf bedacht, die festen Plätze sich zu erhalten. 742. Nach so schwerer Heimsuchung Aquitaniens eilten Pippin und Carlmann über den Rhein nach Alemannien, wo Herzog Theobald mit Odilo, dem Herzog von Bayern, seine Streitmacht vereinigt hatte. Die Verbündeten wichen vor dem fränkischen Heere bis an den Lech. 743. Während beide Heere an den Ufern des hochangeschwollenen Flusses zwei Wochen lang einander gegenüber standen, suchten Prälaten den Frieden zu vermitteln, namentlich der römische Presbyter Sergius, der wie Papst Zacharias, Herzog Odilos Sache mit Entschiedenheit verfocht und die Franken drohend vor der Unterdrückung der Bayern warnte, — um so treuer und unerschrockener stand Bonifacius zu den Söhnen Martells. Diese hatten kaum bei fallendem Wasser einige Fuhrten auskundschaftet, als sie die durch die Spöttereien der Bayern erbitterten Franken des Nachts über den Fluß führten und ihre Gegner so unvorbereitet fanden, daß Alles auseinander stob, Odilo mit Wenigen hinter den Inn, Theobald in das Gebirge entfloh. Sergius gefangen genommen und vor die fränkischen Fürsten gebracht, mußte von Pippin harte Worte hinnehmen: „Du hast uns gestern gesagt," fuhr er ihn an, „daß der Papst, aus eigner Vollmacht und der des hl. Petrus, unser Recht über Bayern bestritten habe. Wir sagen Dir, daß weder der hl. Petrus, noch der apostolische Herr, Dich mit solchem Auftrag geschickt haben." Zwei Monate lang mußte das Land entsetzliche Verheerungen über sich ergehen lassen, dann brach Carlmann gegen die Sachsen auf, Pippin aber führte das Hauptheer über den Rhein zurück, auf's Neue gegen die Aquitanier unter Hunold, welcher in verabredeter Verbindung mit den Herzogen von Bayern und Alemannien gegen Paris vorrücken sollte. Auch hier war der Erfolg auf Seite der Franken, Carlmann glücklicher durch Milde und freundliche Vermittlungen, Pippin dagegen durch das Schwert, so daß Hunold bald in solches Gedränge kam, daß er sich unterwarf und Geiseln stellte, 744, im Jahre darauf aber das Herzogthum seinem Sohne Waifar übergab und sich in ein

Kloſter auf der Inſel Rhe zurückzog, um dort ſein Leben zu beſchließen. Im Jahre 744 muß auch mit Odilo ein Vergleich vermittelt worden ſein, durch welchen das Herzogthum nicht gerade unterworfen, viel mehr in das frühere Bundesverhältniß zum fränkiſchen Reiche zurückgeführt wurde.

Die bisherigen Erfolge der Söhne Martells waren nur möglich durch die nachdrückliche opferreiche Unterſtützung der Geiſtlichkeit. Es fehlte aber nicht an Mahnungen, hierin nicht nur Maß zu halten in ihren Anforderungen, ſondern auch der vielen begründeten Klagen über erlittene ſchwere Bedrückungen gerecht zu werden. Das letztere, nämlich das zu den Zeiten Martells entzogene Gut zurückzugeben, war ſchwer, ja in vielen Fällen geradezu unmöglich. Denn es handelte ſich für Carlmann und Pippin um nichts weniger, als die von ihrem Vater für treue Dienſte verliehenen Schenkungen zu widerrufen und tapfere Soldaten gewaltſam aus ihrem Beſitz zu treiben. Sie ſollten ſtehende Verhältniſſe achten und doch Gerechtigkeit üben. Dazu zeigte Carlmann Willen und Thatkraft. Er bot Bonifacius Hand und Mittel zur Abhaltung des erſten deutſchen Nationalconcils, 742, um das göttliche Geſetz und die kirchliche Disciplin, welche unter dem hingegangenen Fürſten ſo ſchwer gelitten hatten, wiederherzuſtellen. Den erſten Schritt, wenigſtens einen Theil des mit Gewalt entriſſenen Kirchengutes zu erſetzen, that die gleichfalls nach Carlmanns Willen berufene Synode von Liftinä, unweit Cambrai, von der es nur zweifelhaft iſt, ob ſie im Jahre 743 oder 745 abgehalten wurde. Nach dem neunten Canon ward nämlich beſtimmt, daß wegen der bevorſtehenden Kriege und der Angriffe der Nachbarvölker ein Theil des eingezogenen und an die Soldaten vergebenen Kirchenguts noch auf einige Zeit zur Unterhaltung des Heeres als Precarien und gegen Zins verbleibe, doch ſoll alljährlich von jedem Hofe ein Solidus, d. h. zwölf Denare, an die Kirche oder das Kloſter entrichtet werden, — wenn aber derjenige, dem das Kirchengut als Commende gegeben worden, ſterbe, ſo ſolle es an die Kirche ſogleich wieder zurückfallen. Wenn aber die Noth zwinge oder der Fürſt befehle, ſo könne das Precarium, Lehenbrief, erneuert oder neu eingeſchrieben werden. Durchweg aber ſolle berückſichtigt werden, daß die Kirche oder Klöſter, deren Güter als Precarien verliehen ſeien, keine Noth leiden, und wenn die Armuth dazu zwinge, ſo ſolle jeder Kirche oder jedem Gotteshaus das ganze Beſitzthum zurückgegeben werden. Abgeſehen davon, daß damit auf meiſt arme Colonen eine neue Laſt gewälzt wurde und die eigentlichen Nutznießer der Güter darunter nicht zu leiden hatten, konnte der erwähnte Beſchluß für die ſchweren Verluſte nur geringen Erſatz bieten, — aber es war damit der Weg der Ausgleichung betreten, der in der Zukunft noch günſtigere Ergebniſſe für die Betheiligten erzielen ſollte.

Indeſſen dauerte der Kampf mit den Herzogen fort. Der Alemannenherzog war allmählich bis zu den Alpen hinaufgetrieben und ſcheint ſich endlich 744 unterworfen zu haben, brach aber im folgenden Jahre den Frieden aufs

Reue, drang über den Rhein und ſuchte den Krieg in's Elſaß zu tragen. Sein Glück muß nicht groß geweſen ſein, die Aermlichkeit der Chroniken läßt aber nicht erkennen, ob er im Felde gefangen genommen oder aber auf die Anklage des Treuebruchs von dem arg erbitterten Carlmann auf die Mahlſtätte bei Cannſtadt zur Verantwortung vorgeladen worden iſt. Nach letzterer Annahme erſchien Theobald mit andern mächtigen Alemannen auf der Wahlſtätte. Ehe aber Anklage und Vertheidigung anheben konnte, warfen ſich die Franken auf die nichtsahnenden Alemannen, nahmen ſie gefangen und tödteten Theobald und die Vornehmſten ſeiner Umgebung auf der Stelle. Dieſe Gewaltthat nützte ihren Urhebern ſo wenig, daß die Alemannen in Lantfrid ſich einen neuen Herzog wählten und den Kampf auf's Neue begannen. Der blutige Gerichtstag bei Cannſtadt muß aber nach der Andeutung des Chroniſten in Carlmann ſolche Zweifel und Gewiſſensbiſſe erweckt haben, daß er in demſelben Jahr ſeinem welthiſtoriſchen Berufe zu entſagen und von der Bühne eines ſo viel bewegten Lebens abzutreten ſich entſchloß. Nachdem er dem hl. Bonifacius die Schenkungen für Fulda verbrieft hatte, legte er ſeine Würde nieder und reiste mit zahlreicher Begleitung über St. Gallen nach Rom, wo ihn Papſt Zacharias zum Mönche weihte. Anfangs lebte er auf dem Berge Sorakte bei Rom, baute auch daſelbſt eine Sylveſter-Kirche, zog ſich aber, um den läſtigen Beſuchen zu entgehen, nach Monte Caſſino zurück, bis er auf die Bitten des Longobardenkönigs Aiſtulf noch einmal nach Frankreich ging, um Pippin von dem Kriegszug über die Alpen abzuhalten. Bei ſeinem Eintritt in das Kloſter hatte er Pippin ſeinen Sohn Drogo empfohlen, wohl in der Annahme, daß dieſer unter deſſen Leitung Auſtraſien verwalte. Dem ſtanden aber ſowohl die nichts weniger als geſchlichteten Verhältniſſe Auſtraſiens, als der Charakter Pippins ſchroff entgegen. Bald ſtanden Oheim und Neffe auch ſo gegeneinander, daß in wenigen Jahren Drogo dem Beiſpiele ſeines Vaters folgte und Mönch wurde. Auch eine andere Bitte Carlmanns hatte keinen beſſern Erfolg. Auf ſeine Vorſtellungen ließ Pippin ihren Stiefbruder Grippo aus ſeiner Haft, zog ihn an den Hof und übergab ihm nebſt reichlichen Geſchenken beträchtliche Herrſchaften. Aber dieſer vergaß nicht nur die erlittene Behandlung nicht, ſondern wälzte auch große Plane in ſeinem Innern. Von Pippin in Schranken gewieſen, begann er unter den unzufriedenen Vornehmen ſich Anhänger zu ſammeln und wußte die Herzoge von Bayern und Alemannien durch große Verſprechungen an ſich zu feſſeln, auch die Sachſen für ſich zu gewinnen. Das waren Einleitungen zu ſchweren Verwicklungen. Als gütliche Verhandlungen vergeblich waren und das Schwert entſcheiden ſollte, floh Grippo, noch nicht gehörig gerüſtet, von vielen jungen Adeligen begleitet zu den Sachſen, die dann auf ſeine Veranlaſſung dreimal brennend und mordend das fränkiſche Gebiet anfielen. Damals richtete der hl. Bonifacius an Grippo ein uns noch erhaltenes Schreiben, das Manche für eine Billigung ſeiner aufrühreriſchen

Plane hielten, während es eine unverhohlene Mißbilligung in ſich ſchloß. Er bittet ihn nämlich ſeine Macht nicht zu mißbrauchen und die Wuth der Heiden nicht gegen die kaum gegründeten chriſtlichen Inſtitute in Thüringen loszulaſſen, und erinnert ihn endlich an die Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge. Seine warnenden Worte wurden nicht gehört, gingen aber in Erfüllung. Nachdem Grippo in offenem Kampfe dreimal unterlegen war, floh er zu den Bayern. Dort war Herzog Odilo geſtorben mit Hinterlaſſung eines Knaben, Thaſſilo mit Namen, von etwa ſechs Jahren. Die Herzogin Wittwe Hiltrudis, eine leibliche Schweſter Pippins, mochte ihrem Bruder die früher erlittene Behandlung noch lange gedenken, auch in Beſorgniß ſein über das Schickſal des Herzogthums und rief deßwegen den perſönlich gleichgeſinnten Stiefbruder herbei, daß er die Vormundſchaft über Thaſſilo führe und für Bayern rette, was noch zu halten ſei. Grippo ergriff die ihm für ſeine Plane ſo günſtige Gelegenheit mit Freuden und verband ſich mit dem Alemannenherzog Lantfrid. Während dieſe mit dem größten Eifer ihre Rüſtungen betrieben, trug Pippin vierzig Tage lang Schrecken und Verheerung in die ſächſiſchen Gaue, hatte aber damit die Feinde nicht gebeugt, vielmehr nur erbittert, was er im folgenden Jahre beinahe mit dem Leben büßte. Ohne die geringſte Ahnung naher Gefahr, nur von einem kleinen Gefolge begleitet, ſah er ſich auf dem Wege von Cöln nach Kaiſerswerth plötzlich von ſächſiſchen Haufen wüthend angefallen. Seine Tapferkeit und die todesmuthige Hingebung ſeines Gefolges rettete ihn vor dem Tode oder der Gefangenſchaft. Mit dem Jahre 750 rückte endlich der Heerbann über den Rhein. Solcher Macht konnte Lantfrid nicht Stand halten und kam als Flüchtling über den Lech nach Bayern, gegen das nun Pippin heranzog. Die Gewißheit gegen ein ſolches Heer zu unterliegen und der Gnade und Ungnade des Siegers Preis gegeben zu ſein, erweckte in Bayern plötzlich, beſonders bei der Nachricht, daß die Avaren, von Pippin gewonnen, von her Oſten im Anzug ſeien, ſolchen Schrecken und ſolche Unzufriedenheit gegen Grippo, daß er ſich außer Stand ſah, ein Heer zuſammenzubringen und mit geringer Macht eilig über den Inn entfloh. Aber Pipin ließ ihn nicht mehr aus dem Auge und rückte in Eilmärſchen nach. Als beide Theile an den Ufern des Inn einander gegenüber lagerten, begannen Unterhandlungen, die aber erſt dann von Erfolg waren, als Grippo den Anzug der Avaren erfahren hatte. Er unterwarf ſich und erhielt die Stadt Mans und zwölf Grafſchaften in Neuſtrien zum Geſchenk, wohin er ſich alsbald begab zugleich mit Lantfrid, deſſen Namen von da an nicht mehr genannt wird. Thaſſilo wurde darauf von Pippin als Herzog eingeſetzt, unter ſeiner und Hiltrudens Vormundſchaft, aber unter Bedingungen, wie ſie ihm gefielen, das Herzogthum Alemannien dagegen aufgehoben und ſeitdem von Kammerboten verwaltet. Aber Grippo hielt nicht lange Frieden, — unzufrieden mit dem ihm bewilligten Beſitzthum, entwich er nach Aquitanien zum Herzog Waifar und wußte dieſen bald in offenen

Kampf mit den Franken zu verwickeln. Als Pippin mit Heeresmacht herankam und Waifar, namentlich durch den Abfall seiner Vasallen, zur unbedingten Unterwerfung sich bequemen mußte, floh Grippo nach Burgund in der Absicht nach Italien zu gehen und den Longobardenkönig für sich zu gewinnen. Er sollte nicht über die Alpen kommen. Als er nämlich durch das Thal, in welchem Maurienne liegt, mit seinen Begleitern nach dem Longobardengebiet durchbrechen wollte, wurde er von den Grenzhütern zuerst aufgehalten und fiel dann mit den Meisten seiner Anhänger im Kampf, nach verzweifelter Gegenwehr. Damit war der Letzte der gefährlichen Gegner Pippins gefallen, — vom Inn bis an den Fuß der Pyrenäen gehorchte Alles Einem Willen.

2) Wenn auch im Hause Pippins kein Plan vorlag und es nicht Familientradition war, Würde und Macht der Merowinger einst als Erbe an sich zu nehmen, — der Enkel Pippins von Heristall mußte nach ganz gewöhnlicher Berechnung aus sich selbst zu demselben Entschluß gelangen. Das königliche Geschlecht Chlodwigs stand einst durch tausend Bande fest gewurzelt im Leben und in der Geschichte des fränkischen Volkes, — es war Zeuge seiner wechselvollen Vergangenheit, Mitgenosse seiner zahllosen Kämpfe und Gefahren, namentlich aber Urheber seiner glänzendsten Siege und Triumphe, — es trug als der gewaltigste unter allen Stämmen des weitgedehnten Waldes alle Zeichen friedlichen Wachsthums und stillen Gedeihens an Aesten und Zweigen, aber auch alle Stürme, welche an ihnen und über sie hingebraust, tief eingekerbt in seinen sonst wohlgepanzerten Körper. Aber seit vielen Jahrzehnten war von den zahlreichen Gliedern der so mächtigen Familie auch Alles dahin geschehen, daß man sie vergesse, wenn nicht gar sie verachte, so daß ihre Namen zu Trägern von Thorheit und Verbrechen, oder nationalen Niederlagen für Gegenwart und Zukunft wurden. Einst hatte ein Kreis von Herzogen den königlichen Thron umgeben, dessen Bestand und Interesse nur das ihrige war, und hing namentlich der heidnische Theil des Volkes mit wahrer Ehrfurcht an dem priesterlichen Königsgeschlecht, — aber jetzt hatte christliche Lehre und christliches Leben jene Anschauung vernichtet und Anderes an seine Stelle gesetzt, — die Herzoge aber und ihre Gewalt waren im Osten wie im Westen überall verschwunden. Von der alten Zeit war nichts übrig geblieben, als ein Name ohne Würde, eine Würde ohne Macht, — das Alles aber nicht das Ergebniß von längst gehegten und glücklich ausgeführten Plänen Weniger, es war vielmehr das naturnothwendige Erzeugniß der Verhältnisse, wie es sich aus der Unwürdigkeit und sittlichen Bodenlosigkeit des königlichen Hauses ergeben mußte. Aber mit diesen Betrachtungen moralischer Weisheit verbanden sich auch politische Erwägungen. Während der Hausmaier der That nach König und Oberhaupt des Reiches war, stand neben ihm eine Puppe, deren Zeichen und Attribute ihm solches Ansehen zum Vorwurf machten und jedem Verwegenen den Vorwand geben konnten, Verwirrung über das Reich zu bringen. Also Pippin war an der Entscheidung angelangt und hatte die

unbeſtrittene Macht, dem unſichern und ſchwankenden Zuſtand in Rückſicht auf oberſte Gewalt ein Ende zu machen und damit den Beſtand, den Frieden und die Einheit des Reiches zu ſichern, obwohl wir auch der Meinung Gibbons ſind, daß auf die Rathſchlüſſe der Fürſten viel häufiger Rückſichten zeitlicher Vortheile Einfluß haben, als Betrachtungen abſtrakter und ſpeculativer Wahrheit.

Welche Berathungen Pippins endgültigen Entſchlüſſen vorangegangen ſind, davon geben die wortkargen Chroniken damaliger Zeit auch nicht eine Andeutung. Sind die Mächtigen unſeres ſchreib- und redſeligen Zeitalters oft in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt, um wie viel mehr in jenen Tagen, in denen Hinderniſſe aller Art die Erkenntniß der Thatſachen erſchwerten und die Mittheilung des Erkannten verboten. Wir halten uns an die ſpärlichen Aufzeichnungen aus damaliger Zeit. In der wichtigen Erwägung, für einen ſo bedeutungsvollen Schritt der Mit- und Nachwelt nicht Gründe genug vorlegen zu können, vielleicht um auch im letzten Augenblick eigene Zweifel niederzukämpfen, ſchickte Pippin 751 den Abt Fulrad von St. Denys nach Rom mit der Anfrage an Papſt Zacharias: „ob es beſſer wäre, daß derjenige König ſei und heiße, der alle Macht in Händen und alle Reichsgeſchäfte zu beſorgen habe, als der, welcher mit Unrecht König genannt werde?“ Pippin mochte ſich den Schein geben, als hätte er nur auf eine günſtige Antwort gewartet, um zu thun, wozu ihn die Verhältniſſe drängten und er längſt entſchloſſen war. So kam das Jahr 752. Eine nach Soiſſons befohlene Verſammlung von Großen des Reichs, geiſtlichen und weltlichen Standes, vollzog den letzten Akt des ſeit einem Jahrhundert in Scene geſetzten Schauſpiels. Childerich III., der letzte merowingiſche König, erſt 18 Jahre alt, wurde der Krone verluſtig erklärt und in das Kloſter Sithieu bei St. Omer gebracht, Pippin aber zum Könige ausgerufen, nach alter Sitte auf den Schild gehoben und dreimal in der Verſammlung umhergetragen, — darauf von der fränkiſchen Geiſtlichkeit feierlich geſalbt. Von da an wurden die großen Verſammlungen nicht wie bisher im Monat März, ſondern im Mai abgehalten. Die Frage, welchen Antheil an dieſem Thronwechſel Bonifacius, nach Pippin die bedeutendſte Perſönlichkeit in Auſtraſien, gehabt, haben Viele vorſchnell dahin beantwortet, daß er es eigentlich geweſen, der Pippin beſonders dazu angetrieben und dafür in Rom durch Geſandte eifrig gewirkt habe. Aber bei ruhiger Betrachtung ſeines Charakters, bei leidenſchaftsloſer Sichtung der uns erhaltenen Nachrichten iſt das eine wie das andere unrichtig. Bonifacius, einer engelreinen, wahrhaft apoſtoliſchen Perſönlichkeit, fehlten alle Eigenſchaften eines Hofmann's, — lag nichts entfernter als Sorge und Theilſchaft an weltlichen Angelegenheiten, — dafür bürgt ſein reines Leben und ſein heldenmüthiger Tod. Wie er ſelbſt mehr als dreimal die Reiſe nach Rom gemacht hatte, ſo ging auch mehr als einer ſeiner Schüler in ſeinem Auftrag denſelben Weg, — daß ſie ihn aber zu Gunſten und in Angelegenheiten Pippins gethan hätten, läßt ſich nicht erweiſen.

3) Krone und Schlußpunkt der politiſchen Thätigkeit Pippins war ſein Zug über die Alpen, die Einmiſchung in die Angelegenheiten Italiens und damit die Vernichtung des Longobardenreiches. Und dazu wurde er nach Wunſch förmlich eingeladen. Die Thätigkeit der Longobardenkönige ſeit Luitbrand war dahin gerichtet, ihre Herrſchaft über den Reſt der Halbinſel, der ſich bis in's achte Jahrhundert ihrer Gewalt entzogen hatte, um jeden Preis auszudehnen, — das waren das ſogenannte griechiſche Exarchat in Ober- und Mittelitalien, Reſte des griechiſchen Reichs in Unteritalien und dann die Stadt Rom ſammt dem Patrimonium des hl. Petrus. Den Gebietenden und Einflußreichen in Pavia ſchien das kein ſo ſchweres Unternehmen. Aber ſie mußten zu ihrem Verderben erfahren, daß es außer Wall und Graben, außer Schild und Schwert noch andere Dinge und Mittel gibt, durch welche Angriff und Vertheidigung auch gegen noch ſo große Uebermacht mit Erfolg erzielt werden kann. Macht und Namen des griechiſchen Kaiſerreichs war in Italien gegen die Zeiten eines Juſtinian zum Schatten zuſammengeſchwunden. Den kaiſerlichen Titel führte damals Conſtantin Copronymus, ein in der Kirchengeſchichte wegen der Bilderſtreitigkeiten übel berüchtigter Name, eine gewaltthätige Soldatennatur, der aber, abgeſehen von ſeinen unſinnigen Rohheiten, in Vertheidigung des griechiſchen Reichs nicht ohne Verdienſt iſt. Die Einfälle und Angriffe von Saracenen und Bulgaren folgten einander zu ununterbrochen, als daß die Longobarden von daher große Hinderniſſe gegen ihre Pläne zu fürchten hatten. So blieb eigentlich nur noch Rom und die päpſtliche Macht, wenn von dem Anſehen und dem Einfluß des römiſchen Biſchofs damaliger Zeit ſo geſprochen werden kann. In Rom hatte man auch in den bedrängteſten Lagen die Oberherrlichkeit des griechiſchen Kaiſers niemals geleugnet, obwohl ſeit der Zeit Gregors des Großen das Verhältniß zu Konſtantinopel aus verſchiedenen Urſachen, namentlich wegen des vorgeſchobenen rivaliſirenden Anſehens des dortigen Patriarchen und zuletzt durch die kaiſerlichen Gewaltakte im Bilderſtreit, ſo unfreundlich als möglich geworden war. Auch Papſt Zacharias mochte dem Kaiſerhof Bericht und Aufſchluß über die drohenden Bewegungen der Longobarden gegeben haben, hatte aber darauf nur Verſprechungen erhalten, ſchönredende Geſandte, kaiſerliche Geheimeräthe mit leeren Taſchen und großen Anſprüchen, kurz Alles, nur keine nachdrückliche Hülfe. Möglich, daß die kaiſerliche Staatsweisheit gegen den Feind ſchon kräftige Mittel gewonnen zu haben glaubte, darüber aber ängſtliches Stillſchweigen beobachtete. Es gingen damals, wie die Verbindung zwiſchen Griechen und Franken nie ganz unterbrochen war, Geſandte in's Frankenreich, die, wie früher ſchon die Augen der Könige, ſo jetzt die des Mächtigſten nach Italien lenken ſollten. Dem ſei wie ihm wolle, — das Alles, gewußt oder nicht gewußt, hielt die Ausführung der Pläne der Longobardenkönige nicht auf.

Auf den eben ſo kriegeriſchen und tapfern wie menſchenfreundlichen Luit-

brand war zuerſt ſein Neffe Hildebrand, aber ſchon nach ſieben Monaten Rachis, Herzog von Friaul, als König gefolgt. 744. Dieſem ſchien es Zeit, endlich einmal mehr Zuſammenhang und Verbindung zwiſchen den longobardiſchen Beſitzungen zu bringen und darum außer dem Exarchate alle zwiſchen Tuſcien und Benevent zwiſcheninneliegende Städte zu unterwerfen. Vielleicht daß die Bedrohten ſich in der eilften Stunde gegen die Gefahr feſt zuſammenſchloſſen und größern Widerſtand leiſteten, als die Longobarden erwarten durften, — da warf ſich Rachis plötzlich auf die Landſchaft Pentapolis und ſuchte mit äußerſter Anſtrengung die auf der Straße nach Benevent liegende und unter des Papſtes Schutz geſtellte Stadt Perugia in ſeine Gewalt zu bekommen. Er konnte ſeinem Wunſche nahe ſein, als plötzlich Papſt Zacharias mit zahlreicher vornehmer Begleitung im Lager der Longobarden erſchien und den König zum Abzug und zum Frieden bewog, — durch welche Mittel, iſt aus den dürftigen Quellen nicht erſichtlich. 749. Wie ſchon erzählt, legte er bald darauf die königliche Würde nieder und zog ſich mit Gemahlin und Tochter aus dem öffentlichen Leben in's Kloſter zurück. Auch darüber, ob dieß aus innerem Drang geſchah, oder aber, ob er dazu durch die Unzufriedenheit und die drohende Haltung der Großen des Volkes gedrängt wurde, geben uns die Geſchichtsquellen keinen Aufſchluß. Rachis Nachfolger war ſein Bruder, Herzog Aiſtulf, der mit Eifer an die Ausführung der ſchon längſt entworfenen Pläne ging. Er unterwarf ſich Ravenna ſammt Gebiet und bildete daraus ein longobardiſches Herzogthum, — ebenſo leicht gelang in Iſtrien die Unterwerfung aller Städte und Schlöſſer. Es begannen jetzt auch Unterhandlungen mit Rom wegen Anerkennung der Oberherrlichkeit der Longobarden. Dieß war die Zeit, in welcher der letzte Merowinger in's Kloſter wanderte, Pippin die königliche Würde annahm und vor- und nachher fränkiſche Geſandtſchaften nach Rom hin- und hergingen. Aiſtulf kam ſelbſt nach Rom, wo auf Papſt Zacharias Stephan II. gefolgt war. Als die Unterhandlungen ſich zerſchlugen, begannen auf's Neue die Feindſeligkeiten, die ein Friede beendete, der vierzig Jahre dauern ſollte. 753. Aber Aiſtulf kündete ihn ſchon nach vier Monaten, aus welcher Urſache iſt unbekannt, und nahm Narni weg. Die Gefahr für Rom wuchs mit jedem Tag. Auf den Hülferuf nach Konſtantinopel kam von daher nichts als Johannes, ein kaiſerlicher Rathsherr mit höflichem Schreiben, der Papſt möge Alles aufwenden, daß die Longobarden von ihren Angriffen abſtehen und das Weggenommene zurückgeben. Aiſtulf verlangte aber wiederholt nicht nur die Anerkennung longobardiſcher Oberherrlichkeit, ſondern auch von jedem Römer jährlich ein Goldſtück als Kopfgeld. Eine vom Papſt an ihn abgeordnete Geſandtſchaft wurde gar nicht angehört, ſondern drohend abgewieſen.

Da entſchloß ſich Stephan II., gleich dem Beiſpiele ſeines Vorfahren, in eigener Perſon mit dem Longobardenkönige in Pavia zu unterhandeln. 753. Dahin begleiteten ihn außer einem großen Gefolge namentlich die oben

genannten kaiſerlichen Geſandte und die um dieſelbe Zeit im Auftrag Pippins in Rom verweilenden Franken, der Herzog Authari und Chrodegang Biſchof von Metz, letzterer ſchon Carl Martells vertrauter Rath und Kanzler und in der Kirchengeſchichte durch ſeine Regel für ein gemeinſchaftliches Leben der Cleriker bekannt. Als der Papſt dem Po ſich näherte, fand ſich eine feierliche Abordnung des Longobardenkönigs ein, welche ihn ehrfurchtsvoll begrüßen, ihm aber auch bedeuten ſollte, den König mit neuen Vorſtellungen über die Rückgabe der eroberten Städte als fruchtlos zu verſchonen. So war es auch. Prachtvolle Geſchenke vermochten ſo wenig als ſchöne Worte Aiſtulf in ſeinen gefaßten Plänen wankend zu machen. Noch weit weniger Eindruck machte ein kaiſerliches Schreiben, das der byzantiniſche Geſandte überreichte und in ſtolzen, drohenden Worten Rückgabe aller Eroberungen verlangte. Der König wußte zu gut, daß Kaiſer Conſtantin außer dieſen hochmüthigen Worten etwas Anderes nicht zu Gebot ſtand. In dieſer für Papſt Stephan peinlichen Lage ſcheinen ihn die fränkiſchen Geſandten, namentlich aber der kaiſerliche Silentiarius, der nach geheimen Anweiſungen zu handeln hatte, zur Reiſe über die Alpen, was beim Aufbruch aus Rom nicht beabſichtigt war, nach langen Verhandlungen vermocht zu haben. Wie König Aiſtulf dieſe Reiſe aufnahm, ob er davon wußte und ihr Endziel kannte, derſelben ſich widerſetzte und endlich durch die Drohungen der Franken von jedem Hinderniß abſtand, von alldem iſt uns nichts bekannt. Am 15. November brach der Papſt mit ſeinem Gefolge von Pavia auf und eilte ſo ſchnell wie möglich über das Gebirg zu kommen. Erſt im Kloſter St. Moritz in Wallis ward Raſt gemacht, hier erſchien auch der Abt Fulrad von St. Denys und Herzog Rotard, um Stephan im Namen Pippins ehrerbietig zu begrüßen und ihn an das königliche Hoflager zu geleiten. Weihnachten wurde noch in St. Moritz gefeiert, am 6. Januar 754 endlich gelangte der Papſt in die Pfalz Pontion, nördlich von Paris, von Pippin, ſeiner Gemahlin Bertrude und ſeinen Söhnen auf das Ehrenvollſte empfangen. Zu den ausſchmückenden Schilderungen gehört ohne Zweifel auch die Scene, daß am folgenden Tag der Papſt mit den ihn begleitenden Prälaten in härenen Gewändern, Aſche auf den Häuptern, ſich Pippin zu Füßen geworfen und ſich nicht eher erhoben habe, bis der König ſammt den ihn umgebenden Großen ihm Rettung aus der Dienſtbarkeit der Longobarden feierlich zugeſichert hatte. Gleichviel was davon Wahres oder Mythe iſt, Pippin erreichte durch die Anweſenheit des Papſtes, der auf das ausdrückliche Drängen der fränkiſchen Geſandten über die Alpen gegangen war, einen doppelten Zweck, — einmal die feierliche Salbung der königlichen Familie vor allem Volke und dann den frommen Vorwand zu einem Kriege, in welchem der Einfluß und die Grenzen des Reichs ausgedehnt werden ſollten. Nach eidlich zugeſagter Hülfeleiſtung zog Stephan mit Pippin und deſſen ganzer Familie nach Paris, wo dieſer, ſowie ſeine beiden Söhne Carl und Carlmann zu Königen der Franken

von ihm gesalbt und ihnen das Patriciat von Rom ertheilt wurde. Darauf wohnte Stephan im Kloster St. Denys, wo er erkrankte, — begab sich dann später mit dem König nach Quierey an der Oise, wo sich auch die Großen des Reichs versammelten, um den Feldzug über die Alpen zu berathen und zu beschließen. Vorher sollte aber auf Bitten des Papstes eine Gesandtschaft Aistulf zu einem freundlichen Abkommen zu bewegen suchen, — dieß Alles aber wahrscheinlich unter Bedingungen, welche der Longobardenkönig anzunehmen außer Stande war. Gerade in diesen Tagen, in der Zeit der ernsten Vorbereitung zu einem Krieg zwischen christlichen Völkern rüstete sich Bonifacius zu seinem letzten Gang, legte sein hohes Amt nieder, um den Friesen das Evangelium zu predigen, unbekümmert um Lob oder Tadel der damaligen Welt, — auch ein charakteristisches Zeichen dieses außerordentlichen Mannes!

Während man so diesseits der Alpen den Krieg wollte, suchte man jenseits ihm wo immer möglich auszuweichen. Dem zu Folge wurde Pippins Bruder Carlmann, der als Mönch im Kloster von Monte Cassino lebte, bewogen, eine Reise über die Alpen zu machen, um den König vom Krieg abzumahnen. Möglich ist es, daß er sie unternahm, seines damals gefangenen Sohnes Drogo willen. Nach den einmal gefaßten Plänen konnten aber die abgegangenen Gesandten, wie der neuangekommene, nichts ausrichten. Konnte Aistulf die Forderungen der Franken nicht erfüllen, so mußte Carlmann, wenn er auch wirklich für den Frieden mit den Longobarden sprach, seinem Bruder Pippin ganz besonders unbequem gekommen sein, was schon daraus ersichtlich ist, daß Carlmann nach Pippins Willen nicht mehr nach Italien zurückkehrte, sondern in ein Kloster zu Vienne im Delfinat gewiesen wurde, wo er nach sehr kurzer Zeit starb. In demselben Jahr starb auch Hiltrudis in Bayern, worauf Pippin ihren Sohn und seinen Mündel Thassilo zu sich und das Herzogthum in seine besondere Aufsicht nahm. Da sich unterdessen alle Unterhandlungen zerschlagen hatten, alle Zurüstungen aber getroffen waren, brach der fränkische Heerbann gegen den Herbst 754 auf, — zu der Zeit, sagt der Chronist, da die Könige zum Krieg auszuziehen pflegen, und drang über Lyon, Vienne und Grenoble gegen die Grenze vor. Gegen solch raschen Angriff waren die Longobarden nicht gerüstet, — zwar wurden in aller Eile die Klausen besetzt, um den Franken das Eindringen in das Thal von Susa zu verlegen, — aber sie wurden umgangen und mußten fliehen, um der Gefangenschaft zu entgehen. In wenigen Tagen lagerte das Frankenheer vor den Mauern von Pavia. Und damit war der Feldzug zu Ende und der Sieg Pippins entschieden. Bessere Vorbereitungen und entschiedener Widerstand hätten bei der vorgerückten Jahreszeit, bei den großen Hindernissen, ein so schwerfälliges Heer auf fremder Erde unter einem andern Himmel und bei ganz anderer Lebensart zu ernähren, den Franken nach den Beispielen ihrer Voreltern Verderben bringen müssen, — aber Aistulf war entweder zu kräftigem Widerstand gar

nicht gerüſtet, oder aber hatte er die Abſicht, nach dem vorausſichtlich baldigen Abzug der Franken um ſo raſcher nach allen Seiten zu handeln. Nach den meiſt päpſtlichen Quellen, welche namentlich den Charakter des Longobardenkönigs in einſeitiger Partheilichkeit mit allzu düſtern Farben malen, war Stephan im Gefolge des fränkiſchen Heeres nach Italien gezogen und machte, vor Pavia angekommen, Friedensvorſchläge, nach deren weſentlichen Inhalt die Longobarden Ravenna und Umgegend räumen und die eroberten päpſtlichen Patrimonien und die zu Rom gehörigen Landſchaften zurückgeben ſollten. Die Vorſchläge wurden angenommen und der Friedensvertrag endlich von Aiſtulf und ſeinen Herzogen beſchworen, auch vierzig vornehme Longobarden als Geiſeln den Franken übergeben. Nachdem der Papſt noch in's römiſche Gebiet geleitet war und Pippin nach Rom eine ſtarke Beſatzung unter einem Abt Warnhar gelegt hatte, trat das Frankenheer den Rückzug an.

Der Frieden währte nicht lange. Gleich in den erſten Monaten des Jahres 755 ſtand Aiſtulf mit ſeinen erbitterten Longobarden vor den Thoren von Rom. Was ihn dazu bewogen, läßt ſich kaum errathen, — ob er ohne irgend eine Veranlaſſung von der Begierde brannte, die Niederlage des vorigen Jahres an ſeinem Urheber zu rächen, oder ob die Herzoge unzufrieden, wie ſie immer waren, ihn vorwärts trieben, darüber geben die Quellen keinen Aufſchluß, ſondern nur Klagen über den ruchloſen Friedensbrecher. Die Sache war ernſt und der Sturm gegen Rom mit weit größerer Energie als irgend einmal unternommen worden. In kurzer Zeit lagerte der ganze Longobardenheerbann vor den Mauern der Stadt. Ein Theil lagerte bei der Porta Salaria, die Haufen, die aus Tuſcien kamen, bei St. Peter, die aus Benevent bei St. Johann von Lateran und bei St. Paul. Da die Beſatzung, von einem tapfern unerſchrockenen Manne angeführt, ſich muthig vertheidigte und Mauern und Thore wohl hütete, ſo fiel die Wuth der Belagerer ſchonungslos auf die ganze Umgebung der Stadt. Was niedergehauen oder verbrannt werden konnte, fiel dem Schwert oder der Brandfackel zum Opfer. Nachdem die erſten Angriffe abgewieſen waren, eilte Abt Warnhar mit dem Biſchof Georg und zwei römiſchen Grafen auf dem Seeweg nach Gallien, um Pippin nicht blos um Hülfe zu bitten, ſondern ihn durch Schilderung der brennenden Gefahr für Rom zur möglichſten Eile anzutreiben. Das war bei Pippin unnöthig, wohl aber bei den Großen des Reichs, die der Wiederholung ſolch beſchwerlicher und koſtſpieliger Züge, wie über die Alpen aus Gründen, die ihnen nicht ſehr durchſichtig waren, lauten Widerſtand entgegenſetzten. Pippin wußte auf dem Maifeld ihre Bedenken zu überwinden und ſie, wenn auch unwillig, zur Heerfolge zu bewegen. Aehnliche Verhandlungen müſſen mit den Prälaten in der königlichen Pfalz zu Verneuil, zwiſchen Paris und Campiegne gelegen, am 11. Juli 755 ſtattgefunden und Pippin denſelben auf ihre Klagen Manches zur Herſtellung der kirchlichen Ordnung zugeſtanden, Mehreres noch für die Zukunft verſprochen haben, nur um

die gewünſchte Unterſtützung für den zweiten Feldzug zu gewinnen. Außer dieſen kirchlichen Verhältniſſen galt es auch noch auf einem andern Gebiete zu beſchwichtigen und zu beruhigen, und das war im Herzogthum Bayern, — in einer Provinz, die ſchon wegen ihrer Grenzverhältniſſe, ganz abgeſehen von den vielfachen nähern Verbindungen zwiſchen Bayern und Longobarden, für den bevorſtehenden Feldzug eine ganz beſondere Wichtigkeit hatte. Der ſchlecht verhehlten Unzufriedenheit der Bayern über die fränkiſche Vormundſchaft und allen ihren Folgen zum Nachtheil für die Unabhängigkeit des Herzogthums ſcheint Pippin dadurch begegnet zu ſein, daß er auf dem Maifelde 755 den zwölfjährigen Thaſſilo als Herzog von Bayern vorſtellte, nachdem ihm die Zuſicherung geworden war, daß das Herzogthum am Kriege gegen die Longobarden Theil nehmen werde.

Nach ſolchen Vorbereitungen und Zurüſtungen brach das fränkiſche Heer zum Zweitenmal gegen die Grenzen des Longobardenreichs auf, Ende Auguſt 755. Hatte ſich Aiſtulf im erſten Feldzug über Zeit und Stärke des fränkiſchen Angriffs ſchwerer Täuſchung hingegeben und Widerſtand zu ſpät gerüſtet, — ſeine Berechnungen beim zweiten Einfall der Franken ſcheinen nicht weniger irrig und falſch geweſen zu ſein, — entweder, daß er annahm, Pippin werde die Franken zu einem zweiten ihnen ſo läſtigen Feldzug nicht bewegen können, oder aber er ſelbſt werde bis dahin jeden Widerſtand in Italien gebrochen haben und dann um ſo mächtiger jeden Angriff beſtehen können. Nicht wenig erſtaunt über den Aufbruch des Frankenheeres eilte er von der Belagerung Roms weg, um ſo ſchnell wie möglich dem Feinde die Alpenpäſſe zu verlegen, — aber dieſe Maßnahmen wurden dadurch vereitelt, daß die Bayern, ihren jugendlichen Herzog Thaſſilo in der Mitte, über den Brenner zogen und den Longobarden im Rücken erſchienen. Dadurch wurde Aiſtulf genöthigt, die Päſſe zu öffnen und nach Pavia zu ziehen, um die Hauptſtadt des Reichs zu decken. So ſtanden die Franken in Vereinigung mit den Bayern in kurzer Zeit zum Zweitenmale vor Pavia, die Stadt ringsum ſo eng umſchließend, daß Niemand aus- oder einzugehen vermochte. Auch die Hoffnung Aiſtulfs, durch kräftigen Widerſtand den Muth der Belagerer zu brechen und ſie in der ungünſtigſten Jahreszeit zu einem verderblichen Rückzug zu nöthigen, ging nicht in Erfüllung, da Pippin ausdauernde Anſtalten traf, nöthigenfalls mit dem Heere vor Pavia zu überwintern. Weit gefährlicher war aber, daß ſich in dem nie ſehr ſtrengen Unterthänigkeitsverband der Longobardenherzoge meutriſche Bewegungen zeigten, ſei es, daß ſie die erlittenen und noch nahenden Nachtheile dem Könige zuſchoben, oder daß ihre Beſorgniſſe und Bedenklichkeiten durch fränkiſches Gold wachgerufen wurden. Bei ſolchen trüben Ausſichten für das Longobardenreich begann Aiſtulf mit Pippin zu unterhandeln, wornach der Friede unter den Bedingungen zu Stande kam, daß die ſtrittigen Städte herausgegeben, der dritte Theil des königlichen Schatzes ausgeliefert und ein jähr-

licher Tribut von 12,000 Goldpfennigen an die Franken verſprochen wurde. Die Schmach, einen ſolchen Frieden mit dem Feinde der Nation geſchloſſen zu haben, überlebte Aiſtulf nicht lange, — er ſtarb in Folge eines gefährlichen Sturzes auf der Jagd, indem das Pferd, das er ritt, plötzlich ſcheute und ihn mit aller Gewalt gegen einen Baum ſchleuderte. 756. Da begab ſich das merkwürdige Schauſpiel, daß bei der Kinderloſigkeit des verſtorbenen Königs plötzlich deſſen Bruder Rachis aus der Einſamkeit ſeines Kloſters erſchien, in der Abſicht, die Mönchskleidung mit der königlichen Zier zu vertauſchen. Was ihn dazu bewogen, ob perſönliche Gründe, ob er dem Rufe Anderer gefolgt, darüber wird uns kein Aufſchluß. Wenn es aber wahr iſt, daß Aiſtulf ähnlich andern Beiſpielen in der Longobardengeſchichte deßwegen unterlag, weil ein Theil der Herzoge ihn nachläſſig unterſtützte, oder gar in geheimer Verbindung mit dem Feinde ſtand, und dieß namentlich von Herzog Deſiderius von Tuſcien galt, ſo fällt mehr Licht in dieſe nicht erzählten Begebenheiten. Denn Deſiderius war es, der nach dem zum Theil räthſelhaften Tode Aiſtulfs von einem Theil der Vornehmen beſonders auf den Rath Pippins zum Könige ausgerufen wurde. Und gegen dieſe nur den verhaßten Franken genehme Wahl erhob ſich die nationale Parthei unter den Longobarden und rief den aus dem Kloſter hervorgezogenen Rachis zum König aus. Mit welchem Erfolg war vorausſichtlich. Die Niederlage gegen die Franken und ihre Folgen waren noch zu friſch und neu, die Macht des ſiegreichen Feindes noch zu drohend und mitten im Lande, als daß ein nachhaltiger Aufſchwung des Nationalſtolzes in Erwählung eines den Franken offen abgeneigten Königs zu erzielen geweſen wäre. Dieſelben Mittel, durch welche Deſiderius König wurde, Drohungen und Einſchüchterungen der Franken ſiegten, — Rachis kehrte auf immer in die Einſamkeit zurück, mehr von Trauer und Mitleid als von Gram erfüllt über das Schickſal ſeines Volkes. Bei dem zweiten fränkiſchen Einfall war die griechiſche Politik eifrigſt bemüht, wenigſtens durch Andere wieder zu erreichen, was ſie ſelbſt durch eigene Mittel zu erwerben gänzlich außer Stand war. Zu der Zeit, als das fränkiſche Heer ſchon gegen Süden aufgebrochen war, erſchienen nämlich zwei Bevollmächtigte des Kaiſers, der Geheimſchreiber Gregor und der ſchon erwähnte Silentiar Johannes, in Rom, um von da im Auftrage ihres Herrn zu Pippin zu reiſen. Voll Staunen über die unerwartete Nachricht von dem ſchon begonnenen Heereszug der Franken begaben ſie ſich, auf ihre Bitte von einem päpſtlichen Sendboten begleitet, unverzüglich wieder zu Schiff, um nach der fränkiſchen Küſte zu ſegeln. Als ſie aber in Marſeille landeten, war Pippin ſchon jenſeits der Alpen, — eine Mittheilung, welche die kaiſerlichen Geſandte mit Beſtürzung vernahmen und nicht ohne Zorn über die, wie ſie glaubten, nur halb wahren Mittheilungen in Rom. Um ſo ſchneller eilte der Geheimſchreiber Gregor dem fränkiſchen Heere nach und traf endlich Pippin vor Pavia. Allein ſeine mit allen möglichen Anerbieten verbrämte

Forderung, Ravenna und das ganze Exarchat dem Kaiser wieder zurückzugeben, wurde entschuldigend zurückgewiesen und durch eidlich gegebene Versprechungen zu rechtfertigen gesucht, was besonders noch die Aufgabe einer fränkischen Gesandtschaft war, die sich in Konstantinopel einer sehr freundlichen Aufnahme erfreuen durfte.

Wann Pippin mit seinen Franken aus Italien abzog, ob vor oder erst nach dem Tode Aistulfs, so daß er noch wesentlichen Theil an der Erwählung des Desiderius hatte, ist aus den Chroniken nicht deutlich. Jedenfalls blieb aber auch nach seinem Abzuge noch eine solche Macht in Italien zurück, daß sie im Stande war, der Ausführung des Friedens Nachdruck zu geben. Nach dem Vertrag mußten die Longobarden alle seit Luitbrand eroberten Städte der Landschaften Amilien, Flaminien und Pentapolis, also das ganze Dreieck zwischen Bologna, Commachio und Ancona sammt diesen Städten räumen und sie als eigenes Gebiet an St. Peter, d. h. an dessen Nachfolger in Rom übergeben. Zum alsbaldigen Vollzug der zweiten Bestimmung begab sich Fulrad, Abt von St. Denys, von longobardischen Commissären begleitet in die erwähnten Landschaften, um von Stadt zu Stadt von Bologna nördlich bis zur Festung Commachio und südlich bis Ancona die Schlüssel in Empfang zu nehmen und sie dann in Rom auf den Hochaltar von St. Peter niederzulegen. Die Städte des nun römisch gewordenen Gebiets behielten unter päpstlicher Oberhoheit ihre militärisch städtische Verfassung, wie sie sich seit Narses ausgebildet hatte und von den Longobarden nicht war geändert worden. Die höchste militärische und politische Gewalt lag in den Händen eines Dux, Doge. Hauptperson neben dem Dux war der Bischof, dessen Einfluß sich auf die ganze zur Stadt gehörige Landschaft erstreckte. Er hatte nicht nur die Oberaufsicht über die öffentlichen Bauten, die Gefängnisse und die ganze Sittenpolizei, sondern auch die Wahlen zu den wichtigsten Staatsämtern zu leiten und mußte bei Ernennung von Vormünder von der städtischen Verwaltung beigezogen werden. Den angesehensten Theil der Stadtbevölkerung bildeten neben dem eigentlichen Militär, der Besatzung der Stadt, die von einander wohlunterschiedenen scholae der Handwerker, Zünfte. An der Spitze jeder bürgerlichen oder militärischen Schola stand ein Patronus oder Tribunus nebst andern Offizieren, optimates militiae genannt. Die Verwaltung aber blieb städtisch, — zu ihrer Besorgung wurde aus dem Stadtadel, ordo decurionum, durch den Bischof, der Geistlichkeit und die Curialen, d. h. durch die honorati ein Beamter gewählt, sonst im Reich pater civitatis, in Italien aber curator oder quinquennalis genannt, der die Verwaltung und Verwendung des städtischen Vermögens zu Bauten, Wasserleitungen und andern öffentlichen Zwecken, sowie polizeiliche Aufsicht unter sich hatte. Die Gerichtsbarkeit war davon gänzlich getrennt und in den Händen der Provinzialrichter, ein Untergeordneter von diesen, der defensor der Stadt, dessen ursprüngliches Geschäft darin bestand, die Stadt, namentlich

den ärmern Theil derſelben, vor Bedrückungen zu ſchützen. Bei der großen Macht des Stadtadels war es bald eine natürliche Folge, daß derſelbe nicht nur die Tribunale und Patronate der bürgerlichen und militäriſchen Scholen an ſich brachte, ſondern ſelbſt das Ducat und alle dieſe einflußreichen Stellen und Aemter erblich zu machen wußte. Wenn die Longobardenherrſchaft in all dieſen vorgefundenen Verhältniſſen nicht gewaltthätig eingriff, ſo gab es doch manche Veränderungen und Umgeſtaltungen. So erhielten die Kirchen wie in den germaniſchen Reichen die Gerichtsbarkeit über ihre Dienſtleute und Hörige auf ihren Gütern. Und gerade dadurch wurde von jetzt an der Erzbiſchof von Ravenna wegen der großen Beſitzungen und der vielen Dienſtleute ſeiner Kirche eine im Kirchenſtaat höchſt bedeutende Perſönlichkeit.

Die Schenkung wie die Annahme des eroberten longobardiſchen Gebiets hat bis auf dieſe Stunde von allen Stufen der Liebe und des Haſſes bald begeiſtertes Lob, bald den ſtrengſten Tadel gefunden. Die Gabe war, wie jede andere, in den Händen der Menſchen ein Mittel, fähig zu guten, wie zu ſchlimmen Dingen. Am folgerichtigſten getadelt haben die, denen das Chriſtenthum eine klägliche Neuerung, folglich das Papſtthum der Name und Innbegriff alles deſſen iſt, was ſeit Tiberius an Menſchenwohl und Völkerglück gefrevelt wurde. Nach Gibbon, dem Begeiſterung für die chriſtliche Religion und ihre Inſtitute ein Vorwurf wäre, hat man den Ehrgeiz und die Habſucht der Päpſte in dieſer Verhandlung mit Unrecht ſtrenge verdammt. Nach ihm hätte vielleicht die Demuth eines chriſtlichen Prieſters ein irdiſches Königreich zurückweiſen ſollen, das er nicht wohl regieren konnte, ohne auf die Tugenden ſeines Berufs Verzicht zu leiſten, — vielleicht würde ein treuer Unterthan oder auch nur ein hochherziger Feind ſich minder beeilt haben, die Beute mit den Barbaren zu theilen, und wenn der Kaiſer Stephan beauftragt habe, in ſeinem Namen wegen der Wiederherſtellung des Exarchats zu unterhandeln, ſo verdiene der Papſt den Vorwurf der Verrätherei und der Falſchheit. Aber nach der ſtrengen Auslegung der Geſetze könne Jeder ohne Unrecht annehmen, was ſein Wohlthäter ohne Unrecht ſchenken könne. Der griechiſche Kaiſer habe ſein Recht auf das Exarchat entweder aufgegeben oder verwirkt, und das Schwert Aiſtulfs ſei durch das ſtärkere des Carolingers zerbrochen worden. Nicht in der Sache des Bilderſtürmers habe Pippin ſeine Perſon und ſein Heer in einem doppelten Feldzuge jenſeits der Alpen bloßgeſtellt, — im Beſitze ſeiner Eroberungen habe er ſie mit Recht veräußern können und den zudringlichen Griechen geantwortet: die Franken hätten ihr Blut nicht für die Griechen, ſondern für den heiligen Petrus und das Heil ihrer Seelen vergoſſen, und er werde um alles Geld der Welt nicht ſein der römiſchen Kirche gemachtes Verſprechen wieder zurücknehmen! Dem fügen wir bei, — über keinen Beſitz der Erde hat man mit ſo ängſtlicher Genauigkeit Erwägungen und Betrachtungen angeſtellt, woher er ſtamme und wie er erworben wurde. Welche Reſultate würden ſich ergeben, wenn dieſelbe Gewiſſenhaftigkeit

die Embleme und Thiergestalten in den Wappenschilden der Mächtigen der Erde zergliedern und zerlegen wollte! Das Gebiet bildet von Pippins Zeiten an den sichern Boden, von wo aus das Papstthum seinen weltgeschichtlichen Ruf erfüllen sollte. Wie derselbe erfüllt wurde, darüber hat die Geschichte gerichtet, — dem Mißbrauche ist furchtbare Strafe gefolgt, wo aber jene Gewalt in ihren Schranken blieb, hat die Welt von ihr nur Segen empfangen. Wenn in unsern Tagen der Christenheit die perfide Frage vorgeredet wird, ob nicht Abhängigkeit dem päpstlichen Stuhle größere Freiheit sichere, so antwortet die Reichsgeschichte für uns Germanen mit der Parole Avignon und ruft damit eine Zeit herauf, in der durch welsche Tücke so viel Noth und so viel Schmach über Volk und Vaterland gekommen ist!

4) Der Erfolg der fränkischen Waffen gegen die Longobarden hatte am Kaiserhofe in Konstantinopel so gewaltigen Eindruck gemacht, daß man aus allen Kräften sich bemühte, mit Pippin Freundschaft und Bündniß zu schließen, zu nicht geringer Besorgniß des päpstlichen Stuhles. Wo die von Pippin nach Byzanz im Jahre 756 abgeordnete Gesandtschaft den Kaiser getroffen hat, ist nicht bekannt, nur das, daß Copronymus darüber hocherfreut alsbald eine dagegen in's Frankenreich beorderte, die neben reichen Geschenken über sein vom Abendland noch nicht begriffenes kirchlich-politisches System Aufschluß geben und dann nach weitern Instruktionen handeln sollte Pippin hielt eben, umgeben von den Großen des Reichs, im höchsten Glanz seiner Macht einen Reichstag zu Compiegne, als die Griechen erschienen. Bei ihrem pompösen Aufzug zur königlichen Pfalz war unter den kostbaren Geschenken besonders eine Orgel, die erste, welche im Abendlande gesehen worden und zur großen Befriedigung der stolzen Griechen das größte Staunen erregte. In den dann folgenden Verhandlungen richtete sich der Eifer der Gesandten besonders dahin, in einem beinahe endlosen von fränkischen Ohren kaum zu bewältigenden Wortschwall jeden Zweifel in die Rechtgläubigkeit ihres mächtigen Herrn wegzureden, — was aber den Abendländern zu auffällig war im glänzendsten Lichte darzustellen und wie das Alles nur im Einverständniß mit der ganzen Kirche des Orients geschehen sei, — der orthodoxe Kaiser, ihr tapferer siegreicher Herr, habe nur beispiellosen Mißbrauch in kirchlichen Dingen bekämpft, ungelehrigen Fanatikern aber, die unter der Maske der Orthodoxie Aufruhr gepredigt, jene abgerissen und strenge aber wohlverdiente Strafe zugemessen. Es lag etwas in der fränkischen Weise, kirchliche Angelegenheiten zu behandeln seit Carl Martells Tagen, dem diese rasche an das Commando des Exercierplatzes erinnernde Praxis sehr wohl gefiel. Mit Einem Worte, der vornehmste der Gesandtschaft, der kaiserliche Geheimschreiber Gregor, konnte sich Glück wünschen, — seine Vorträge wurden mit Aufmerksamkeit angehört und seiner Darstellung Billigung und Beifall gegeben. Als sie Abschied nahmen, wurden ihnen fränkische Bevollmächtigte mitgegeben, welche in Konstanti-

nopel die Verhandlungen zu Ende führen und ein enges Freundschaftsbündniß abschließen sollten. Auf Pippins Mittheilung beeilte sich Paul I. päpstliche Legaten um so mehr beizugeben, als man in Rom über die Gesandtschaft und ihre geheimen Endziele nicht ohne Besorgniß war, und Pippin von der sprüchwörtlich gewordenen List und Verschlagenheit der Griechen durch eigene Briefe gewarnt hatte.

Unterdessen wollten sich die Angelegenheiten Italiens nicht so schnell ordnen, als der entscheidende Sieg der Franken hätte erwarten lassen. König Desiderius fand unter den Longobarden, die ihm seine Erhebung durch fränkischen Einfluß nicht verzeihen konnten, zum Theil Widerstand, so daß er die Huldigung verweigernden Städte und Vasallen mit Gewalt unterwerfen mußte. Andere hatten sich geradezu unter fränkische Oberhoheit gestellt, — dieß galt namentlich von den Herzogen Alboin von Spoleto und Johannes von Benevent. Den ersten bekam er durch Ueberfall in seine Gewalt und ließ ihn nebst andern Vornehmen einkerkern, an die Stelle des zweiten, der nach Otranto entflohen war, wurde Arechis später Eidam des Königs zum Herzog gesetzt. In Rom standen sich beim Tode Stephans II. zwei Partheien, die von der Politik des Tages ihre Namen trugen, einander feindlich entgegen. Es lag in der Natur der Verhältnisse, daß die Longobarden unterlagen und die Franken in Paul I. ihren Mann auf den heiligen Stuhl erhoben. Der alsbaldigen Klage des letztern, daß Desiderius Imola, Bologna, Osimo und Ancona noch nicht geräumt habe, entgegnete dieser, es werde geschehen, sobald die von Pippin über die Alpen weggeführten Geiseln heimkehrten. Unterdessen hatte er aber schon insgeheim mit den Griechen Unterhandlungen gepflogen und Zusage erhalten, um das verlorene Gebiet wieder zu gewinnen, — vielleicht zu derselben Zeit, als die kaiserlichen Gesandten die Franken zu Compiegne durch glanzvolle kirchlich politische Reden unterhielten und entzückten. Trotzdem muß sich aber im Winter 757 eine Ausgleichung zwischen Paul I. und Desiderius ergeben haben. Der förmliche Frieden wurde zu Pavia erst 760 durch eine eigens dazu abgeordnete fränkische Gesandtschaft abgeschlossen, nachdem vorher sämmtliche in der Landschaft Aemilia und in der Pentapolis gelegenen Städte und Patrimonien vollends ausgeliefert und die übrigen Besitzungen der römischen Kirche im Longobardenreiche bestätigt und garantirt waren. Die Verhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe hatten sich so gänzlich zerschlagen, daß sogar Desiderius einer Aufforderung gemäß, welche Pippin an ihn gelangen ließ, gegen den Kaiser die Waffen ergriff, weil dieser zum Ersatz für das verlorene Exarchat die Patrimonien des päpstlichen Stuhles in Unteritalien, Sicilien, Sardinien und Illyrien mit Beschlag belegte, zugleich mit der Aufforderung an die dortigen Bischöfe, sich von der Jurisdiktion des römischen Papstes loszusagen und sich dem Patriarchen von Konstantinopel zu unterwerfen. Aber Desiderius zwang die erreichbaren griechisch-

italieniſchen Herzoge, den Beſchlag aufzuheben und die Biſchöfe im Verbande und unter der Jurisdiktion des römiſchen Reiches zu belaſſen. Dieſer Waffenernſt wirkte ſo gewaltig auf den kaiſerlichen Hof, daß er um ſo eifriger wiederholt Gunſt und Freundſchaft des mächtigen Frankenkönigs zu erwerben ſuchte.

Inzwiſchen hatte Pippin mit den alten Feinden des fränkiſchen Reiches ſchwere Kämpfe zu beſtehen. Die Sachſennoth ſtieg beinahe mit jedem Jahre, — ſchwere Einbußen, blutige Niederlagen, die furchtbarſten Verwüſtungen ihrer Grenzgaue vermochten den Muth dieſes tapfern Volkes ſo wenig zu brechen, noch ihre Kraft zu erſchöpfen, daß ſie immer von Neuem den auf beiden Seiten mörderiſchen Kampf begannen. Nach Eginhard ſoll Pippin 758 ſo entſetzlich unter ihnen gehaust haben, daß die Nächſtanwohnenden endlich verſprachen, jährlich gehorſam das Maifeld zu beſchicken und dreihundert Pferde zum Geſchenke darbringen zu wollen. Der nächſte Feldzug galt Waifar, dem Herzog von Aquitanien, der unter vielen andern Anklagen auch der Bedrückung der Kirchen beſchuldigt wurde. 760. Eine entſetzliche Verwüſtung des offenen Landes zwang ihn, den König um Schonung und gegen Stellung von Geiſeln um einen Waffenſtillſtand zu bitten und die eidliche Verſicherung zu geben, daß er ſich dem Ausſpruch eines Reichstages unterwerfen werde. Das hinderte ihn aber nicht, als die Ladung auf das Maifeld nach Düren zwiſchen Cöln und Aachen an ihn erging, derſelben nicht nur nicht zu folgen, ſondern im Bündniß mit andern unzufriedenen Großen die Feindſeligkeiten wieder zu beginnen, indem er raſch bis Chalons an der Saone vordrang, die Vorſtädte und Alles ringsum niederbrannte und dann die Stadt belagerte. 762. Pippin ſtand ſchnell im Felde und Waifar war bald wieder auf ſeine feſten Plätze beſchränkt, aber die läſtige Angelegenheit auch damit nicht zur Entſcheidung gebracht. Dieſe ſollte auf dem Reichstag zu Nevers und zwar durch einen neuen Feldzug herbeigeführt werden. Dazu waren die Prälaten leichter zu bewegen, um ſo bedenklicher aber die weltlichen Herrn, namentlich Thaſſilo von Bayern wegen der zu großen Koſten und ſonſtiger Beſchwerniſſe. Nachdem jene endlich beſchwichtigt und gewonnen waren, begann der dritte aquitaniſche Zug mit Feuer und Schwert. Pippin war bis Cahors vorgedrungen und traf, ſich zurückwendend, Anſtalten, Limoges zu erobern, — da war Thaſſilo mit ſeinen Mannen plötzlich verſchwunden. Ob Krankheit, wie er ſich ſpäter gegen den königlichen Oheim entſchuldigt, die Urſache ſeines eiligen Rückzuges war, oder der politiſche Beweggrund, Waifar als ſeines gleichen nicht zum Aeußerſten zu treiben, ſteht dahin. Für letzteres ſprechen die Verhandlungen auf dem bayeriſchen Synodallandtag zu Aſchheim, zwiſchen Erding und München gelegen, wo Thaſſilos Handlungsweiſe nach Darlegung der thatſächlichen Verhältniſſe geiſtlicher und weltlicherſeits gebilligt und die Forderungen des Frankenkönigs als zu drückend bezeichnet wurden. 763. Wir kennen die Gründe nicht, welche Pippin zunächſt bewogen, die Angelegenheit auf einem Tag zu Worms in Güte auszu-

gleichen, wornach wohl Thassilo die Heerfolge nach dem fernen Westen den Einfall der Ungläubigen ausgenommen erlassen wurde. Daß Paul I. bei Pippin für Thassilo und Erhaltung des Friedens thätig war, erhellt aus seinen Briefen. Wie aber in allen Fällen Aehnliches an Verwandtes sich anschließt und verbindet, so suchte Thassilo alter Verbindungen eingedenk an den Longobarden Rückhalt und Stütze, und nahm Luitberga, die Tochter des Königs Desiderius, zur Ehe, — eine Verbindung, welche das Eisakthal wieder mit Bayern vereinigte. Um so eifriger begannen die Verhandlungen zwischen Pippin und dem griechischen Kaiser wieder. Der kleine Krieg gegen Waifar war unterdessen ohne Stillstand fortgeführt worden, indem die fränkischen Vasallen vorzüglich an den Grenzen Burgunds mit aquitanischen Grafen sich herumschlugen. Erst nach dem Malfeld bei Orleans rückte Pippin zum viertenmale gegen Waifar in's Feld. 766. Sein siegreiches Vordringen bis Agen an der Garonne, verbunden mit unerbittlicher Vernichtung alles Zerstörbaren brachte nicht wenige aquitanische Barone dahin, daß sie sich unterwarfen und Treue und Ergebenheit gelobten. Das gab wohl Aussicht auf Erfolg, brachte aber Waifar nicht zur Unterwerfung. Um endlich den vernichtenden Schlag führen zu können, namentlich aber Waifar die Hülfe der Saracenen zu entziehen, ging eine fränkische Gesandtschaft nach Cordova, So begann im Jahre 767 mit Nachdruck der letzte Feldzug. Es galt besonders den Felsburgen und Schlupfwinkeln, die bis dahin für uneinnehmbar gehalten wurden. Nachdem Pippin mehrere gebrochen hatte, verweilte er den Winter über zugleich mit seiner Gemahlin Bertrude in Bourges, rückte aber schon im Februar 768 mit den Schaaren, die in Burgund überwintert hatten, zur förmlichen Jagd auf Waifar aus. Nach wenigen Tagen waren dessen Mutter, Schwester und Nichten in seinen Händen. Um dieselbe Zeit landete die nach Spanien abgeordnete fränkische Gesandtschaft in Marseille, begleitet von vornehmen Mauren, welche von ihrem Beherrscher Briefe und sehr reiche Geschenke zu überbringen hatten. Nachdem Pippin bis an die Garonne vorgedrungen war und dort die Huldigung von nahen und fernen Herrn Aquitaniens empfangen hatte, fand um Ostern auf dem Schlosse Sellus an der Loire der feierliche Empfang der maurischen Gesandten in Gegenwart seiner Gemahlin und der Großen des Reichs statt. Nach Entgegennahme der königlichen Ehrengabe kehrten sie über Marseille nach Spanien zurück. So von Einheimischen und Fremden verlassen, wurde Waifar wie ein aufgetriebenes Wild gehetzt und fiel endlich unter den Streichen seiner eigenen Leute, nach Fredegar mit des Königs Wissen, das heißt wohl, von fränkischem Golde dazu bestochen. Das war die letzte Freude, welche Pippin erleben sollte, — mitten unter glänzenden Festen zu Saintes an der Charante, umgeben von allen Gliedern seiner Familie und einem siegreichen Heere schlich ein Fieber an ihn heran, das bald zu schlimmem Ausgang sich entwickelte. Da ließ er sich über

Poitiers nach Tours und von da nach Paris bringen und entschlief, nachdem er noch unter Zustimmung geistlicher und weltlicher Großen das Reich unter seine Söhne getheilt hatte, am Dienstag den 24. September 768 und wurde in St. Denys beigesetzt.

Kapitel 4.

Bonifacius.

1) Dem bisherigen Verlauf unserer nationalen Geschichte gemäß, in der Periode der Eroberungen und der Erwerbung fester Wohnsitze, konnten nur diejenigen Männer über alles Volk hervorragen, welche die Eigenschaften der Krieger und Feldherrn im vorzüglichsten Grade besaßen. Von dem Augenblicke an, wo die furchtbare Blutarbeit gethan, die Marksteine, welche die Grenze der eroberten Sitze bezeichnen sollten, mit dem Schwerte gesetzt waren, und es nun galt über den Trümmerhaufen der alten Welt eine neue aufzuführen, von da an wurden aber noch andere Kräfte und ganz andere Eigenschaften zur Führerschaft der Nation gefordert, als die waren, durch welche die Legionen besiegt, dem Saracenenthum ein vernichtendes Halt geboten wurde, oder den Hunnen der Sieg konnte aus den Zähnen gerissen werden. Es erscheinen nun Arbeiter auf dem weitgestreckten Felde, den andern nicht weniger achtbaren Theil des germanischen Nationalcharakters zu Ehren zu bringen, — eiserner Fleiß und zähe Ausdauer, als gälte es den alten Kampf mit den Eis- und Wasserriesen, auch Todesverachtung und unerschrockene Selbstopferung wie auf dem blutgetränkten Schlachtfelde und dabei alle Tugenden des häuslichen germanischen Lebens, die ächten Bürgschaften für die Dauer und Festigkeit des Baues der christlich-germanischen Welt. Es ist eine neben unsern todesmuthigen Helden, neben unsern tapfern Königen und Fürsten lange unabsehbare Reihe von Männern in den Rüstungen des Friedens und der Arbeit, denen wir die ruhmvolle, glorreiche Vergangenheit unserer Nationalgeschichte verdanken. Und Einer der Ersten und Vornehmsten unter jenen ist Bonifacius, trotz den vielfachen Anklagen moderner Weisheit.

Bonifacius, oder wie er in der Taufe genannt wurde, Winfried war im Jahre 680 zu Crediadun in Devonshire im Königreich Wessex geboren und stammte von reichen angesehenen Eltern, welche der königlichen Familie verwandt gewesen seien. Der Sinn des Knaben frühzeitig schon durch erhebende Beispiele seiner nächsten Umgebung dazu angeregt, wandte sich zum Staunen und zur Betrübniß seines ihn zärtlich liebenden Vaters ausschließlich geistlichen Dingen zu. Auf seine kindlichen unablässigen Bitten brachte der Vater den siebenjährigen Knaben in das Kloster Adescancastre, nach Leo soviel

als Eidechsenburg, um unter der Leitung des Abtes Wulfhard seine Studien zu beginnen. Nach Erwerbung der nöthigen Kenntnisse trat er dann mit Genehmigung des Abts und der Brüder im vierzehnten Jahr in das kleine Kloster Nutscelle in Hampshire, welchem Abt Winbert vorstand, zu seiner weitern Ausbildung und erregte bald durch seine außerordentlichen Fortschritte in der Grammatik, Metrik und hl. Geschichte allgemeines Erstaunen, so daß ihm, obwohl noch sehr jung, eine Klosterschule anvertraut wurde und nicht Wenige auf den Ruf seiner Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit aus fernen Klöstern herbeikamen, um seinen Unterricht zu genießen. Im Jahre 710, als er etwas über dreißig Jahre alt war, erhielt er die Priesterweihe. Um diese Zeit hielt die Geistlichkeit von Wessex eine Synode zur Ordnung verschiedener kirchlicher Angelegenheiten. Als die nöthigen Beschlüsse gefaßt waren, galt es dieselben dem Erzbischof von Canterbury zur Genehmigung vorzulegen. Auf des Königs Ine Anfrage, wer zu dieser Sendung am geeignetsten sei, wurde von den Anwesenden Bonifacius genannt. Von dieser Sendung an, die er zur größten allgemeinen Zufriedenheit besorgte, stand sein Entschluß, als Missionär nach Deutschland zu gehen, unerschütterlich fest. Was ihn besonders dazu bewogen, ist nicht bekannt. Es können die wahrhaft apostolischen Beispiele all derer gewesen sein, welche aus England und Irland in glühender Begeisterung schon dahin abgegangen waren, auch die düstern und erfreulichen Nachrichten und Erzählungen, welche von ihren Arbeiten herüber drangen, endlich das dunkle Gefühl seiner Bestimmung, das ihn gleich andern großen von der Vorsehung auserwählten Männern nicht mehr ruhen ließ, bis er in die ihm vorgezeichnete Laufbahn eintrat. Merkwürdige Fügung, — während es anfangs schien, als werde unter den Händen der Angelsachsen auch der letzte Rest des Christenthums in Britannien vernichtet werden, oder langsam dahinsterben, waren gerade sie es, welche, durch die segensreiche römische Mission unter Abt Augustin gewonnen, dem christlichen Leben des Abendlandes die stärksten Säulen, den reichsten Blutschmuck geben mußten. Was jene Zeit Großes in Wissenschaft und Kunst geleistet hat, Weltweise und Gottesgelehrte, Dichter und Geschichtschreiber sind aus den irländischen und angelsächsischen Klöstern hervorgegangen.

Wer hat nicht schon die wahrhaft königliche Pracht der Bonifacius-Kirche in München bewundert und mit wahrer Begeisterung die Bilder betrachtet, welche die wichtigsten Handlungen aus dem Leben des Heiligen ergreifend vor die leiblichen und geistigen Augen führen, — namentlich jenes Bild des schmerzlichen Abschieds von all dem, was ihm lieb und theuer gewesen! Bonifacius wählte sich Friesland zum Felde seiner Arbeiten und Entbehrungen. Seine Bewohner hatten seit den ältesten Zeiten den nordwestlichen Theil Deutschlands zwischen dem Rheine, der Ems und dem Meere inne. Plinius zählt sie zu den Istävonen, nach ihm wie nach Ptolomäus hatten sie ihre Wohnsitze westlich von den Chauken, welche zwischen der Ems und Elbe wohnten.

Tacitus theilt ſie nach Maßgabe ihrer Macht in große und kleine Frieſen, welche vom Rheine bis an's Meer wohnten und deren Gebiet große Seen umſchloß. Nach ſeinem Bericht habe Druſus Germanicus einen Verſuch gemacht, die der Sage nach im Frieſenland befindlichen Säulen des Hercules aufzuſuchen, aber das Meer ihm Grenze geſetzt und nach ihm ſei kein Römer weiter vorgedrungen. In der erſten fränkiſchen Zeit waren ſie durch die Waal von den Franken getrennt. Ihre Kühnheit zur See war damals ſchon weltkundig und ſchreckenerregend. Alle Inſeln längs der Küſte bis an die Mündung der Ems waren in ihrer Gewalt. Da die Inſel Helgoland im Beſitze der frieſiſchen Könige war, mag ſich ihr Gebiet bis an die Eider erſtreckt haben. Die Eintheilung in Oſt- und Weſtfriesland entſtand erſt ſpäter, — die um die Zeit des Bonifacius gebrauchte Eintheilung war Weſtrachia und Auſtrachia, viel ſpäter auch Aſtergo und Weſtergo. Die ſchon angeführte traurige Schilderung des Landes durch Plinius wurde noch oft wiederholt, ſo daß das Land vor Ankunft der angelſächſiſchen Miſſionäre gänzlich unbebaut und ſo unwirthlich geweſen, daß es für Menſchen kaum bewohnbar ſchien, — die es aber bewohnt, hätten wie die Fiſche mehr im Waſſer als auf der Erde gelebt, auch nur zu Waſſer mit andern Nationen verkehrt. Dieſe Armuth ſowie die beiſpielloſe Tapferkeit des Volkes bewahrte dem Lande Freiheit und Unabhängigkeit. Der erſte frieſiſche König, von dem die Geſchichte berichtet, Aldgisl regierte um das Jahr 678 unabhängig von den Franken. Unter ſeiner Regierung fand das Chriſtenthum zuerſt Eingang bei dem Volke. Fränkiſche Miſſionäre vermochten wenig wegen des Haſſes und der Abneigung gegen den fränkiſchen Namen. Einer der erſten Angelſachſen war Biſchof Wilfried von York, von König Egfried von Northumbrien aus ſeinem Bisthum vertrieben. Auf der Reiſe nach Rom, um ſein Recht zu verfechten, wurde er von niedrigen Winden an die frieſiſche Küſte getrieben, und fand am Hofe des genannten Königs ehrenvolle und gaſtfreie Aufnahme, obwohl das Land noch ganz heidniſch war. Wilfried hatte den Muth die chriſtliche Lehre zu verkünden, und Aldgisl voll Edelmuth wies jede Zumuthung dem Flüchtling das Gaſtrecht zu künden, um ihn den lauernden Feinden in die Hände zu liefern, mit Entrüſtung zurück. Ja, als der Hausmaier Ebroin, von reichen angelſächſiſchen Geſchenken beſtochen, in derſelben Abſicht eine Geſandtſchaft an den König ſchickte, zerriß Aldgisl in Gegenwart der Franken das überbrachte Schreiben und ſchleuderte es in's Feuer, den Geſandten aber warf er die Schmach ihres Antrags vor und hieß ſie ſofort das frieſiſche Gebiet verlaſſen. Auch als Wilfried wieder in ſeine Würde eingeſetzt war, blieb er mit Friesland in Verbindung, um das ſich nach ihm zwei andere Angelſachſen Egbert und Wigbert große Verdienſte ſammelten. Derjenige aber, welcher vor Bonifacius den feſten Grund zur chriſtlichen Kirche in Friesland legte, iſt Willibrord. Er war 657 von chriſtlich frommen Eltern geboren, — ſein Vater Willigis ver-

ließ aus Liebe zur ſtillen Betrachtung die Welt und lebte lange Zeit fern von allem menſchlichen Umgang in einer Einöde, da wo die Humber in's Meer fällt. An derſelben Stelle erhob ſich bald eine Kirche und ein kleines Kloſter, dem ſpäter Alcuin als Abt vorſtand. Willibrord wurde nach dem Willen des Vaters von früheſter Jugend an im Kloſter Ripon erzogen. Der Knabe war ſchwach und klein von Natur, aber ſo freundlich und einnehmend, daß Alle ihn liebten, denen er nahe trat. In einer ſtrengen Schule härtete er ſeinen Körper durch mühevolle Arbeit und herbe Entbehrung ab und erſtieg durch angeſtrengte eifrige Studien den höchſten Gipfel geiſtiger Ausbildung damaliger Zeit. In ſeinem zwanzigſten Jahre nach Ablegung der klöſterlichen Gelübde ging er nach Irland in das Kloſter des hl. Columba auf der Inſel Hy, das durch die Gelehrſamkeit ſeiner Mönche einen wohlbegründeten Ruf genoß. Hier pflegte er beſonderen Umgang mit den um das Chriſtenthum in Friesland tief bekümmerten Egbert und Wigbert, von denen der letztere trotz unſäglicher Anſtrengungen und Mühſale wenig ausgerichtet hatte und zurückgekehrt war. Willibrord blieb zwölf Jahre, und als er von ihnen ſchied in ſeinem dreiunddreißigſten Lebensjahre, war er entſchloſſen, ſein Leben der Bekehrung der heidniſchen Germanen zu widmen. Es wurde ihm bei der damaligen opferfreudigen Bewegung der angelſächſiſchen Kirche nicht ſchwer, eilf andere Prieſter zu finden, die mit gleicher Begeiſterung derſelben mühevollen Arbeit ihr Leben zu opfern bereit waren. Im Jahre 690 landete Willibrord mit ſeinen Genoſſen an der Küſte von Friesland, da wo der Rhein ſeine Gewäſſer in das Meer ergießt, und wendete ſich nach Utrecht, der befeſtigten Reſidenz des damaligen Königs Ratbod. Aber alle Bemühungen, bei dieſem oder ſeinem Volke Eingang zu finden, waren vergeblich. Er ging deßwegen in's fränkiſche Reich, wo er von Pippin von Heriſtall ehrenvoll aufgenommen und ſeinem Eifer, das arg darniederliegende kirchliche Leben wieder aufzurichten und den Heiden die chriſtliche Lehre zu verkünden, jeder Vorſchub geleiſtet wurde. Um aber auf eine ganz beſtimmte Sendung ſich ſtützen zu können, ging er auf das Drängen Pippins und ſeiner eigenen Genoſſen nach Rom, wo er auch die biſchöfliche Weihe erhielt, aber ohne einen beſonders genannten Sprengel. 692. Erſt als Pippin 694 den ſüdlichen Theil von Friesland eroberte, wurde er zum Erzbiſchof mit dem Sitz in der alten Stadt Wiltaburg, dem heutigen Utrecht, geweiht. Der fränkiſche Hausmaier wußte ſo gut wie alle ſeine Nachfolger, daß mit dem Schwerte allein ein ſolches Volk dauernd nicht bezwungen werde. Ebendeßwegen genoß Willibrord bei ſeiner mühevollen Arbeit, das Chriſtenthum unter den Frieſen auszubreiten, jede Unterſtützung. Auf Pippins Mahnung ging er 696 von einer anſehnlichen Geſandtſchaft begleitet zum Zweitenmal nach Rom, um allda zum Erzbiſchof über ganz Friesland geweiht zu werden. Nach ſeiner Rückkehr ſuchte er nicht blos auf dem Gebiete Ratbods Eingang zu finden, er wollte auch weiter gegen Norden vordringen. Er kam bis nach Dänemark,

entſchloß ſich aber nach vielen vergeblichen Mühen zur Rückkehr. Die einzige Frucht ſeiner Arbeit war, daß er dreißig däniſche Jünglinge gewann, die er auf der Rückreiſe nach Utrecht taufte, ohne allen Zweifel mit der Abſicht, ſie dann ſpäter nach empfangenem Unterricht als ebenſo viele Glaubensboten in ihr Vaterland zurückzuſenden.

Auf dem Rückweg kam Willibrord an der Grenze von Dänemark und Friesland an eine Inſel, die von dem auf derſelben verehrten Gott Foſite damals Foſitesland genannt, woraus ſpäter Heiligeland, Helgoland geworden, das aber ſeitdem durch die Gewalt der brandenden Meeresfluthen an Umfang und Geſtalt gänzliche Umgeſtaltung erlitten hat. Sie wurde damals für ſo heilig gehalten, daß auf ihr kein Thier getödtet noch ſonſt Etwas verletzt werden durfte, — aus einer heiligen Quelle ſollte nur ſtillſchweigend geſchöpft werden. Als Willibrord, durch widrige Winde an die Küſte getrieben, einige Tage daſelbſt, beſſere Witterung erwartend, verweilte, taufte er in jener hl. Quelle drei von den mitgebrachten Dänen und ließ auch zur Nahrung für die Seinen einige umherweidende Thiere fangen und ſchlachten zum Schrecken und Entſetzen der Einwohner, die nichts weniger als den plötzlichen Tod der fremden Frevler erwarteten. Als das nicht geſchah, meldeten ſie König Ratbod, was ſie geſehen. Darüber entbrannte dieſer in ſo wildem Zorn, daß er drei Tage nach einander täglich dreimal das Loos über Willibrord und die Seinen werfen ließ, wer von ihnen das todeswürdige Verbrechen begangen habe. Endlich fiel das Loos auf einen ſeiner Gefährten, der auch geopfert wurde. Willibrord aber überſchüttete er mit bittern Vorwürfen und entließ ihn endlich unter den heftigſten Drohungen. Er zog ſich einſtweilen auf fränkiſches Gebiet zurück. Von Ratbod erzählt die bekannte Sage, daß er auf die Ermahnungen Wulframs, Biſchofs von Sens, der ebenfalls in Friesland die chriſtliche Lehre verkündigte, ſchon den Fuß in das Taufwaſſer geſetzt habe, als er ihn fragte, wo ſeine Vorfahren, die frieſiſchen Fürſten, wären, ob in den himmliſchen Wohnungen, die man ihm durch die Taufe verheiße, oder aber an dem dunkeln Ort, der Verdammniß, mit der man ihm drohe? Wulframs Antwort war: die Zahl der Auserwählten ſei klein, die frieſiſchen Fürſten aber, die ohne Taufe dahingeſtorben, ſeien ſicherlich dem Orte der Verdammniß nicht entgangen. Darauf habe Ratbod den Fuß zurückgezogen mit den Worten: er möge den Umgang mit ſeinen Vorfahren nicht entbehren und dafür den armer Leute eintauſchen, und wolle lieber bei dem verharren, was er ſo lange mit dem ganzen frieſiſchen Volke geglaubt habe. Wie viel Wahres oder Falſches an dieſem Bericht ſein mag, — jedenfalls hing Ratbods Entſchluß, den nationalen Kult mit dem chriſtlichen Glauben zu tauſchen, noch von ganz andern Dingen ab, als von der Antwort auf die Frage, wo im andern Leben ſeine Vorfahren ſich befinden. Nachdem Pippin durch die Schlacht von Teſtri die Oberherrſchaft im fränkiſchen Reiche ſich errungen hatte, mußten auch die Frieſen die Schwere ſeines

Armes fühlen und Ratbod nach mehreren Niederlagen nicht nur zum Frieden und zu jährlichem Tribut ſich bequemen, er wurde ſogar dahin gebracht, ſeine Tochter Teutſinde mit Pippins Sohn Grimoald zu vermählen. Als dieſer aber bald, nach einigen Nachrichten unter den Händen eines Frieſen, fiel und in demſelben Jahre auch Pippin ſtarb, ſuchte Ratbod in der nun folgenden Verwirrung des Reichs und bei dem offenen Widerſtreit zwiſchen Neuſtrien und Auſtraſien die verlorene Selbſtſtändigkeit der Frieſen wieder zu gewinnen. Die erſten Unternehmungen verſprachen Erfolg. In Verbindung mit den Neuſtriern fielen die Frieſen unter furchtbaren Verwüſtungen in das auſtraſiſche Gebiet, nachdem ſie vorher in ihren Grenzen Alles, was an das Chriſtenthum erinnerte, gründlich zerſtört und die Prieſter verjagt hatten. Ratbod drang bis Cöln vor, von wo Pippins Wittwe Plectrude ſeine und der Neuſtrier Rückzug mit ſchweren Geldſummen erkaufen mußte. Aber ſchon hatte ſich der Mann erhoben, der dieſe Schmach rächen und alle voreiligen Pläne des Frieſenkönigs auf immer zerreißen ſollte, — Carl Martell überfiel ihn plötzlich auf ſeinem Rückzug bei Stablo und brachte ihm ſchwere Verluſte bei. 716.

2) Gerade in dieſer Zeit, wo fränkiſche und frieſiſche Waffen ſich kreuzten, in Friesland ſelbſt aber jedes Andenken an den chriſtlichen Namen vertilgt war, landete Bonifacius an der Küſte. Nachdem er einige Zeit in Dorſtat verweilt hatte, begab er ſich nach Utrecht, das wieder in der Gewalt der Frieſen war, um wo möglich von da ſeine Arbeit zu beginnen. Allein der ausgebrochene Krieg und die noch drohenden Kämpfe mußten den Frieſen ein ſolches Unternehmen jetzt doppelt widerwärtig machen. So kehrte Bonifacius im Herbſt deſſelben Jahres mit ſeinen Gefährten wieder nach England in ſein Kloſter zurück, 717, nicht etwa muthlos mit dem Entſchluß von dem kaum Begonnenen abzulaſſen, ſondern, wie es ſolchen auserwählten Perſönlichkeiten eigen iſt, mit um ſo größerem Eifer auf neue Mittel und Wege zu denken. Zwar hatten nach dem Tode des Abtes Winbrecht die Kloſterbrüder Bonifacius einſtimmig an deſſen Stelle gerufen, aber das hinderte ihn nicht, Biſchof Daniel von Winton, Wincheſter, in deſſen Sprengel Nutſcelle lag, zu bitten, einen Andern zum Abte zu ernennen, ihn ſelbſt aber nach Rom reiſen zu laſſen, um von dort aus die Miſſion zur Verkündigung der chriſtlichen Lehre unter den Heiden zu erhalten. Und ſo geſchah es auch. Mit Empfehlungsſchreiben ſeines Biſchofs an alle Chriſten, Könige und Biſchöfe und dann an Papſt Gregor II. reiste Bonifacius im Spätherbſt 718 nach London, beſtieg allda ein Schiff und landete bald in dem Hafen von La Canche an der Mündung des Fluſſes gleichen Namens, von wo aus er mit andern Reiſegefährten den Weg nach Rom antrat, und ihn über die Alpen und durch das Longobardenreich ohne irgend einen Unfall glücklich zurücklegte. Gregor II. erkannte bald in dem demüthigen Pilger das gewaltige Rüſtzeug zu einem großen Werke und ſuchte in vielfachem Umgang durch Ermahnungen und Rathſchläge

ihn noch mehr in seiner freiwillig gewählten Sendung zu kräftigen. Im Mai 719 verließ Bonifacius Rom mit dem päpstlichen Auftrag, allen vom heidnischen Unglauben gefesselten Völkern das Geheimniß des göttlichen Reiches im Namen Jesu Christi zu verkünden und mit dem Geiste der Frömmigkeit, der Liebe und Nüchternheit die Lehren des alten und neuen Testaments in die unkundigen Seelen zu senken. Mit diesem Missionsbrief, ausgefertigt den 15. Mai 719, reiste er nach Deutschland ab. In Pavia wurde er von dem Longobardenkönig Luitbrand freundlich aufgenommen und nach einem Aufenthalt von einigen Tagen beschenkt entlassen. So kam er glücklich über die Alpen und betrat in Bayern endlich das von ihm so heiß ersehnte Feld seiner mühevollen Arbeit. Da ihm auch gar Alles fremd erscheinen mußte, so galt es im ersten Jahre Menschen und Verhältnisse kennen zu lernen und so durchzog er Deutschland von der südlichsten Grenze bis wo es im Nordwesten vom Meere umflossen ist. In Bayern, wo das Christenthum schon festen Boden gewonnen hatte, verweilte er nicht lange und wendete sich dann nach Thüringen. Darunter verstand Bonifacius nach seinen ersten Briefen alles Land, das sich nördlich von Bayern bis an die Grenze der Sachsen erstreckte, östlich durch die Saale von den wendischen Soraben getrennt war und westlich die Franken zu Nachbarn hatte, — erst später, als er mit den Verhältnissen des Landes besser vertraut wurde, erwähnt er verschiedene Stämme und Landschaften in Thüringen. Er fand das Land ohne Herzog in wilder Verwirrung. Das alte thüringische Reich war, wie schon geschildert, von den Söhnen Chlodwigs zertrümmert und mit den Sachsen getheilt worden, — was nördlich und nordöstlich von der Wipper und Unstrut lag, fiel den Sachsen zu, der Gau der Nordthüringer, — den von der Unstrut bis zur Donau sich erstreckenden Theil nahmen die Franken, Thüringen oder der Gau Thüringen genannt. Hundert Jahre lang waren Grafen über das Land gesetzt, als die Macht der Wenden dem fränkischen Reiche große Gefahr brachte und namentlich Thüringen durch ihre wilden Einfälle Furchtbares zu erdulden hatte. Da setzte Dagobert einen vornehmen Thüringer, den tapfern Rudolf, Chamars Sohn, als Herzog über das Land, 630, der dann auch in äußerst blutigen Kämpfen die Wenden überwand, aber bald an nichts Geringeres dachte, als an Unabhänglgkeit von fränkischer Oberherrschaft. Er kämpfte auch glücklich gegen den jungen fränkischen König Sigebert III., 644, schloß Bündnisse mit Wenden und Sachsen, aber schon sein Sohn Hethan, der Aeltere, mußte den Franken wieder Heerfolge und Tribut leisten. Unter seinen Nachkommen gewann das Christenthum Eingang und bald eifrige Bekenner. Einer seiner Söhne war Gotzbert, der unter fränkischer Oberherrlichkeit das Land regierte, und seinen Sitz in Würzburg hatte. Ebenderselbe wurde von Kilian getauft, der um das Jahr 686 mit drei Priestern, einem Diacon und sieben andern Männern aus Irland gekommen war und, von der schönen milden Gegend angezogen,

ſich in der Nähe von Würzburg niedergelaſſen hattee. Der Tod Kilians, den ſeine Gemahlin Geilana während Gotzberts Abweſenheit heimlich mit zwei andern Gefährten enthaupten ließ, ſcheint dieſen mit ſolchem Eifer entflammt zu haben, daß er nicht nur die Mörder blutig beſtrafte, ſondern das Chriſtenthum durch die Gewalt des Schwertes im Lande zu verbreiten ſuchte. Allein dieß rief alle nationalen dem Chriſtenthum feindlichen Elemente in den Kampf, ſo daß das Volk in wilder Gährung gegen die herzogliche Familie ſich erhob und das Land entſetzlicher Verheerung anheim fiel. Gotzbert wurde von ſeinen eigenen Dienern ermordet, ſein Sohn Hethan der Jüngere verjagt und das ganze Geſchlecht mit raſender Erbitterung verfolgt. Daran hatten die Sachſen nicht geringen Antheil, da vornehme Thüringer vor dem nachdrücklichen Eifer Gotzberts über die Grenze ſich geflüchtet, von da nachhaltige Unterſtützung erhielten, den Sachſen ſelbſt aber als Grenznachbarn das Chriſtenthum in Thüringen doppelt gefährlich werden mußte.

Das war der Zuſtand, in welchem Bonifacius Volk und Land traf, nicht unähnlich dem von Friesland, als er von England aus dort das erſtemal landete. Die Stimmung des Volkes war eine noch zu feindſelige, als daß er da irgend etwas hätte ausrichten können. Es gehörte wahrlich eine glühende Begeiſterung und ein unerſchütterlicher Glaube dazu, um nach ſolch wiederholt vergeblichen Verſuchen die Hände nicht muthlos ſinken zu laſſen. Er zog ſich zunächſt in das rheinländiſche Frankenland zurück, eilte aber bald auf die Nachricht von Ratbods Tod nach Friesland. Hier hatten ſowohl die Erfolge der fränkiſchen Waffen und der in ihrem Gefolge wirkenden Miſſionäre dem Chriſtenthum beſſere Zeiten erſchloſſen. Im Bunde mit Willibrord, Erzbiſchof von Utrecht, der jetzt den Namen Clemens trug, wirkte er drei Jahre lang unter den Frieſen für das Chriſtenthum. Da ſuchte der ſchon hochbetagte Willibrord ihn ganz für Friesland zu gewinnen, als Coadjutor und Nachfolger auf dem Stuhle zu Utrecht. Anfangs ſchützte Bonifacius Unwürdigkeit und ſeine Jugend vor, als aber Willibrord noch heftiger in ihn drang, berief er ſich auf die ihm vom päpſtlichen Stuhle gewordene Sendung an die deutſchen Völker und in die weſtlichen Länder der Heiden, woran ihn ſein Gelübde binde: „Ich bitte dich deßwegen, laß mich in jene Länder ziehen, zu denen ich urſprünglich vom päpſtlichen Stuhl geſandt worden.“ Da entließ ihn Willibrord und Bonifacius kehrte nach Thüringen zurück, wo ſeit drei Jahren ſeinen Planen günſtige Veränderungen ſich ergeben hatten. 722. Carl Martell hatte nämlich unterdeſſen den letzten Widerſtand der Neuſtrier gebrochen, die Frieſen überwunden und ihnen nach Ratbods Tode Poppo zum Herzog gegeben und war endlich in Thüringen eingebrochen, um den Sachſen, die in der allgemeinen Verwirrung erhaſchten Theile wieder abzunehmen und die mit ihnen verbündeten Thüringer zum Gehorſam zu bringen. Das Alles konnte nicht ohne die ſchwerſten Nachtheile für Land und Volk erreicht

werden. Das Land wurde durch das Gehen und Kommen, Fliehen und Siegen der Sachſen, Franken und Einheimiſchen mit jammervoller Verwüſtung heimgeſucht, ſeine Blüthe und ſein Wohlſtand lag zertreten am Boden, Noth, Hunger und Kummer laſteten ſchwer auf der Maſſe des Volkes, — aber der eiſerne Willen Martells war Herr geworden; die Sachſen mußten über die Grenzen zurück und Thüringen fränkiſchen Befehlen gehorchen.

Auf dem Rückweg nach Thüringen fand Bonifacius mit dem Auge eines Propheten einen ſeiner tüchtigſten Schüler und Genoſſen. Er kehrte nämlich auf dem Wege in dem Nonnenkloſter Pfalzel in der Nähe von Trier ein, dem damals Adelá, eine Tochter des auſtraſiſchen Königs Dagobert II, der im Jahre 680 ermordet wurde, als Abtiſſin vorſtand. Hier traf es ſich, daß während des Mittagsmahls nach der herrſchenden Sitte Adelas Enkel Gregor aus der hl. Schrift vorlas, mit ſo viel Ausdruck und Gefühl, daß Bonifacius voll Bewunderung ſich mit ihm in eine Unterredung einließ, worin er ihm das Geleſene mit begeiſterten Worten erklärte. Das erfaßte den Knaben mit ſolcher Gewalt, daß er ſeine Großmutter bat, ihn mit dem vorher nie geſehenen Manne ziehen zu laſſen, um deſſen Schüler zu werden. Sie liebte ihn zu zärtlich, als daß ſie ihn nicht von ſeinem Vorhaben hätte abbringen ſollen durch die Vorſtellungen von dem unbekannten Lande und deſſen unendlichen Gefahren, dem Bonifacius entgegenziehe. Das ſchreckte den Knaben nicht, er bat und flehte um ſo dringender und brach endlich in die Worte aus: „Gibſt du mir kein Pferd, daß ich mit dem Manne reite, ſo werde ich ihm zu Fuß nachfolgen.“ So gab ſie endlich in tiefer Bewegung ſeinen flehentlichen Bitten nach und ließ ihn mit beigegebenen Dienern und Pferden ziehen. Es iſt dieß eines der unzählbaren erhebenden Beiſpiele, wie das Chriſtenthum nur durch Selbſtverleugnung und Aufopferung ſo vieler Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens zum Baue des Lebens geworden, unter dem die Nationen der Erde ſich niederließen, — eine Thatſache und ein Geheimniß, die für manche Zeit und für ſo viele Menſchen dreifach zum Räthſel geworden iſt. So betrat Bonifacius zum Zweitenmal Thüringen, das unter ſeinen Händen wie umgewandelt werden ſollte. Eines ſeiner erſten Werke war die Gründung eines Kloſters zu Amaneburg, das die Einen für Amönaburg an der Ohm in Heſſen, Andere mit triſtigeren Gründen für Hammelburg an der fränkiſchen Saale halten. Von da wendete er ſich wieder weiter nach Norden und näher den ſächſiſchen Grenzen zu, — zu dem Stamme der Heſſen, die Nachkommen der Chatten, die hier nach langem Stillſchweigen wieder zum erſtenmal in der Geſchichte genannt werden. Seine Arbeiten müſſen von großem Erfolg geweſen ſein, ſo daß er voll Freude darüber durch einen eigenen Boten, Binnan mit Namen, nach Rom Bericht erſtattete, dabei aber auch über Einrichtung des Gottesdienſtes, die Weiterführung des Volkes auf dem betretenen Wege und über andere Fragen um Rath und Aufſchluß bat. Das waren Angelegenheiten von

so weit greifender Bedeutung, zudem mußten die Zustände und Verhältnisse der deutschen Stämme in Rom so gänzlich unbekannte Dinge sein, daß Gregor II. ihn zu mündlicher Vernehmung und zu weitern Verhandlungen zu sich rief. So trat denn Bonifacius, begleitet von Schülern und Freunden, die zweite Reise nach Rom an und zwar durch Ostfranken, Burgund und die Marken des longobardischen Reiches. 723. In Rom angekommen war und blieb er während seines ganzen Aufenthaltes der Gegenstand ganz besonderer Aufmerksamkeit, wurde am Tage des hl. Andreas im Vatican feierlich zum Bischof der Deutschen, jedoch ohne bestimmten Sitz, geweiht und ihm der Name Bonifacius gegeben; mußte dagegen durch einen feierlichen Eid zum Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl, wie zur Erhaltung der Einigkeit der allgemeinen Kirche sich verpflichten.

Darauf verließ er Rom und langte im Anfang des Jahres 724 wieder in Deutschland an, von Gregor mit Vollmachten und Briefen an Hohe und Niedere ausgestattet. Der erste Brief war an Carl Martell gerichtet und enthielt die Mittheilung, daß Bonifacius nach strenger Prüfung seines Glaubens und Wandels die bischöfliche Weihe erhalten habe mit der apostolischen Sendung den verschiedenen germanischen Stämmen, welche auf der Ostseite des Rheinstromes wohnen, das göttliche Wort zu verkünden, und endlich die Bitte, ihm dazu mächtigen Schutz zu gewähren. Ein anderes Schreiben an Clerus und Volk theilt unter Anderm mit, daß Bonifacius die Einkünfte der Kirchen und die Opfer der Gläubigen in vier Theile theilen solle, den einen für sich, den andern für die Geistlichen, den dritten für die Armen und Fremden und den vierten für die Fabrica der Kirche. Der Brief an das ganze thüringische Volk ermahnt dasselbe zum Gehorsam gegen den Bischof, dann, keine Götzenbilder mehr anzubeten und keine Opferthiere mehr zu schlachten, für Bonifacius ein Haus zu bauen, wo er wohnen, und Kirchen, wo sie Gott dienen und ihre Gebete darbringen könnten. Bonifacius wußte zu wohl, wie er selbst in einem spätern Schreiben an Bischof Daniel von Winchestre berichtete, daß er ohne den Schutz des fränkischen Hausmaier weder das Volk, noch sich und die Seinen vor Gewaltthätigkeiten schirmen, noch die heidnischen Gebräuche abschaffen könnte, — daher war auch sein erster Schritt an den Hof Carl Martells, der ihn nicht nur ehrenvoll aufnahm, sondern ihm auch einen Schutzbrief ausstellte, worin den Bischöfen, Herzogen, Grafen, Statthaltern, allen Beamten und Unterthanen kund gethan wird, daß er Bonifacius unter seinen Schutz und seine Wehr genommen und demselben seine bewaffnete Hand verleihe, so daß er überall, wohin er immer gehe, ruhig und ohne Gefährde sein möge. Unter solchem Schutz und im Einverständniß mit Carl Martell kehrte er in das Land der Hessen, von wo er die zweite Reise nach Rom angetreten hatte, fand aber zu seinem großen Schmerz manche schlimme Veränderung. Viele, welche das Christenthum angenommen hatten, vermengten dasselbe mit heidnischem Aberglauben, brachten neben

dem christlichen Gottesdienste theils heimlich, theils öffentlich die alten Opfer unter Bäumen und an Quellen, und dienten dem ganzen heidnischen Zauberwesen. Es galt da einen mächtigen Schlag zu thun, um dadurch die Bande zu zerreißen, mit denen das Volk sichtbar und unsichtbar an Opfer und Göttercult noch gefesselt war. Der älteste germanische Gottesdienst galt bekanntlich Hainen und Bäumen. So stand auch im Lande der Hessen bei Geismar eine Eiche von wunderbarer Größe, dem Donnergott Thor oder Thunar geweiht, ein Gegenstand heiliger Ehrfurcht von Tausenden aus Nah und Fern. Sei es, daß er durch den Abfall Einiger gekränkt oder durch den allgemeinen Zulauf zu jenem Nationalheiligthum geärgert wurde, er faßte den kühnen Entschluß daran Hand zu legen und es zu vernichten. Er hatte dazu unerschrocken eine Zeit gewählt, in welcher die Menge in Schaaren um das Heiligthum versammelt war. Von seinen Genossen umgeben, erschien Bonifacius mit den Zeichen seiner Würde angethan und ergriff, nachdem er in ernsten Worten dem Volke seinen Irrthum nahe gelegt, das Werkzeug, um gegen das Heiligthum die ersten Streiche zu führen und mit ihm und nach ihm in rüstiger Kraft seine Genossen, so daß der gewaltige Baum in kurzer Zeit zum Schrecken und Staunen des Volkes krachend und splitternd niederstürzte. Der Eindruck dieser muthigen That war ungeheuer. Aus dem Holze des gefällten Baumes ließ er ein Bethaus zimmern und weihte es zu Ehren des Apostels Petrus. Wie tief diese Handlung im Volke haftete, zeigen die vielen Legenden über Zertrümmerung von Götzenbildern durch Bonifacius, wie sie seit Jahrhunderten von einem Geschlechte zum andern mündlich überliefert wurden.

Von den Hessen weg ging Bonifacius wohl noch in demselben Jahre, in welchem die Donnereiche fiel, nach Thüringen. Er sollte mit jedem Schritt neue bisher nicht geahnte Freuden erleben, aber erst nachdem er neue vorher ungekannte Hindernisse und Schreckniſse bekämpft und niedergerungen hatte. So trat plötzlich ein Bischof auf, wahrscheinlich der kriegerische Gerold von Mainz mit Ansprüchen an die Länderthelle als zu seiner Kirche gehörend, in welchen Bonifacius mit Erfolg die christliche Lehre verkündet, obgleich derselbe bis dahin, so lange sie heidnisch waren, weder Hand noch Fuß geregt hatte. Die Ansprüche wurden von Gregor II. mit Recht abgewiesen. Größern Widerstand fand Bonifacius an den durch das Land zerstreuten Priestern, welche ohne Zucht und Ehre in Unwissenheit dahinlebten und den Eifer und die Tugenden des apostolischen Mannes als ebensoviele Anklagen ihres eigenen Lebens ansehen mußten. Zunächst lag ihm daran, in Thüringen wie in Hessen ein Kloster zu gründen, das als Stützpunkt und Sammelplatz der Missionäre dienen sollte. Sorgsame Auswahl, Abwägung der Verhältnisse und Oertlichkeiten konnte hier nicht stattfinden, — es galt schnell das Nothwendige zu erzielen, alles Andere blieb günstigeren Zeiten vorbehalten. So wurde das Kloster Ohrdruf an der Ohre gegründet. Je weniger die Geschichte über die Gründung

desselben berichtet, um so eifriger hat die Legende dasselbe mit wundervollen Erzählungen umsponnen und ausgeschmückt. Bonifacius mühevolle Sorgfalt hing aber nicht blos an der nächsten Gegenwart, etwa so rasch als möglich Kirchen, Kapellen und Klöster zu gründen, — die Erziehung eines ganzen Volkes forderte noch ganz andere Mittel und Arbeiten. Er that keinen Schritt und unternahm nichts, ohne nicht zugleich an die Zukunft zu denken und das Gewonnene den kommenden Geschlechtern zu erhalten. Vor Allem lag ihm, dem trefflichen Kenner menschlicher Verhältnisse, daran, das Frauengeschlecht christlich zu erziehen. Er hatte von der Welt genug gesehen, um ermessen zu können, welchen ungeheuern Einfluß Zucht und Sitte, oder Unsitte und Zuchtlosigkeit des Frauenvolkes auf die Schicksale einer ganzen Nation ausübe. Es war weder der Blick noch die Sprache eines befangenen unklaren Eiferers, wenn er wie mit Stolz dem ehrbaren Leben heidnisch germanischer Frauen das entartete, wollüstige Leben christlicher Romanen entgegensetzt. Dort im alten Sachsenlande, schreibt er in einem seiner Briefe, zwinge man, wenn eine Jungfrau das väterliche Haus durch Unzucht entehrt oder eine verheirathete Frau die Ehe gebrochen, dieselbe ihr Leben eigenhändig durch einen aufgehängten Strick zu endigen und hänge über den Hügel der angezündeten und verbrannten Leiche den Schänder derselben auf. Bisweilen sammle sich eine Schaar Weiber, welche sie peitschen und durch die Dörfer überall herumführen, indem sie dieselbe mit Ruthen schlagen und ihr die Kleider bis auf den Gürtel abreißen und sie, den ganzen Körper mit Wunden bedeckt, blutig von Gut zu Gut schicken, während immer andere entgegenkommen, welche von Eifer für Ehre und Zucht durchdrungen, sie erst halbtodt oder todt verlassen, — Allen ein warnendes Beispiel gegen ein unzüchtiges ehebrecherisches Leben! Dem entgegen stellt er das Leben der Romanen, wo die Vermischung mit unzüchtigen Weibern ein entartetes, unedles und wollüstiges Volk erzeugt habe, das weder im Kriege tapfer, noch im Glauben beharrlich, weder von den Menschen geachtet, noch von Gott geliebt, wie es bei den Völkerschaften in Spanien, in der Provençe und Burgund sich zugetragen habe. Es galt also die unbestreitbar sittlichen Vorzüge des germanischen häuslichen Lebens zu erhalten und ihm durch christliche Erziehung höhere unwandelbare Grundlage zu geben. Die großen Schwierigkeiten, nicht nur einem rohen, ungebildeten Volke das Christenthum zu verkünden, sondern dasselbe dauernd für das christliche Leben zu erziehen, überwand Bonifacius durch ganz besonders günstige Verhältnisse, über die aber nur er allein gebieten konnte. Er stammte und kam aus einem Lande, in dem das Christenthum alle Verhältnisse läuternd und belebend durchdrang und die schönsten Blüthen, die reichsten Früchte trug, — von daher strömten ihm Männer und Frauen voll Eifer und Begeisterung seinem Willen gemäß derselben würdevollen Arbeit sich zu widmen und dafür Alles freudig hinzuopfern. Dann gehörte Bonifacius einem strengen, damals schon hochberühmten Orden an, war von christlicher Jugend an Entsagungen und Entbehrungen gewöhnt,

und wer immer unter seine Leitung sich stellte oder von ihm herbeigerufen wurde, hatte bereits dieselbe strenge Schule durchlaufen oder mußte unter seinem wachsamen Auge die Würdigkeit zur Berufung beweisen. Nichts war nöthiger als die bestandene Prüfung in einer solchen Schule! Denn wenn es auch die Briefe des außerordentlichen Mannes nicht sagen würden, die Lebensweise und Bildungsstufe unserer Voreltern, die Beschaffenheit der vaterländischen Erde damaliger Zeit müßten es laut verkünden, daß das Leben der Missionäre in solchen Einöden und Wildnissen ganz abgesehen von andern Verhältnissen schon durch die immer auf's Neue zu bewältigende Noth ein hunger- und kummervolles gewesen sein muß!

Die vornehmsten Männer, welche entweder freiwillig oder gerufen aus England herbeikamen und mit ihm die Last der Arbeiten theilten, waren Burchard und Lullus, Willibald und dessen Bruder Wunibald, Witta und Gregor. Burchard, welcher nachher Bischof von Würzburg wurde, stammte aus einer vornehmen englischen Familie. Lullus, Bonifacius Nachfolger im Erzbisthum Mainz, kam aus dem Kloster Meldun oder Malmesbury in der Diöcese Shireburn. Sola oder auch Solus genannt war schon in England sein Schüler gewesen und folgte ihm nach Deutschland, wo er aber bald die Einsamkeit so liebte, daß er an der Grenze zwischen Thüringen und Bayern an der Altmühl in dem Gau Suolafeld in unfruchtbarer wilder Gegend eine Zelle sich baute, welche nach ihm Solenhus hieß, aus dem Solenhofen geworden ist. Die Frauen aber, welche zum Unterricht und zur Erziehung der weiblichen Jugend und des weiblichen Geschlechts herbeieilten, waren des Lullus Mutter Schwester Namens Chunihilt und ihre Tochter Berathgit, Chunidrut und Thekla, Lioba und Waltpurgis. Chunihilt und ihre Tochter Berathgit, beide in den schönen Wissenschaften sehr unterrichtet, wirkten als Lehrerinnen in Thüringen, Chunidrut in Bayern, Thekla setzte Bonifacius über die Klöster Kitzingen und Ochsenfurt am Main, Lioba über das von Bischofsheim an der Tauber zwischen Mergentheim und Wertheim. Wann diese drei Klöster errichtet wurden, läßt sich nicht mehr mit Gewißheit bestimmen, aber wahrscheinlich zwischen 725—731. Die berühmteste unter diesen angelsächsischen Frauen war Lioba. Die einzige Tochter ihres Vaters Dimo und ihrer Mutter Ebba, hieß sie eigentlich Truthgeba, erhielt aber später den Beinamen Lioba oder Lieba, weil sie so lieb war, wie ihr Biograph sagt. In dem großen Doppelkloster Winburn unter der Aebtissin Tetta erzogen, erwarb sie sich seltene Gelehrsamkeit, wovon jetzt noch ihre zierlich lateinisch geschriebenen Briefe Zeugniß geben, — sie versuchte sich auch in lateinischen Versen. Unter ihrer vortrefflichen Leitung wurde das Kloster in Bischofsheim bald so berühmt, daß viele vornehme Eltern ihre Töchter dahin zum Unterricht und zur Erziehung brachten, und aus ihm viele als Aebtissinen und Lehrerinnen in andere Klöster übergingen.

Ihre große Gelehrſamkeit, ſowie ihr fleckenloſer Lebenswandel erwarben ihr aber auch das Wohlwollen und die Achtung der Mächtigen damaliger Zeit. Namentlich war es Carl der Große, der ſie wegen ihrer ſeltenen Tugenden häufig an ſeinen Hof berief. Seine Gemahlin Hildegard liebte ſie wie ihr Leben und hätte ſie gern immer um ſich geſehen, allein Lioba floh, ſo ſchnell ſie konnte, das Getümmel des Hoflebens. Bonifacius ehrte ſie beſonders hoch und geſtattete ihr, was ſonſt keiner Frau erlaubt war, in das Kloſter Fulda zu gehen. Ehe er ſeine letzte Reiſe nach Friesland antrat, empfahl er ſie und ihr Kloſter der Fürſorge ſeines Nachfolgers Lullus, und verordnete, daß einſt ihr Leichnam neben dem ſeinen in Fulda ſollte begraben werden. Sie überlebte ihn und ging hochbetagt mit Genehmigung des Erzbiſchofs Lullus nach Schönrein, vier Meilen von Mainz. Um dieſe Zeit verweilte Carl der Große mit ſeinem Hofe in Aachen. Da ſandte ſeine Gemahlin Hildegard mit der Bitte nach ihr, ſie noch einmal vor ihrem Ende zu ſehen. Lioba erfüllte ihren Wunſch, nahm aber nach kurzem Aufenthalt auf immer Abſchied, kehrte zurück und ſtarb den 28. September 772.

In Vereinigung mit ſolchen Kräften gelang Bonifacius die Eroberung eines Landes, wozu einſt die unbeſtrittene Tapferkeit römiſcher Legionen vergeblich angerufen wurde. Der felſenfeſte Glauben und der unverdroſſene Fleiß dieſer armen Männer und Frauen vermochten mehr, als die wahrlich nicht zu verachtende Macht eines Druſus und Tiberius. Es war der Drang eines von Freude überſtrömenden Gemüthes, ſowie nicht weniger Pflichtgefühl der übertragenen und übernommenen Miſſion, daß Bonifacius einen ſeiner Genoſſen, den Prieſter Denval, mit Bericht über den günſtigen Erfolg ſeiner Arbeit nach Rom entſandte und damit zugleich Aufſchluß über verſchiedene Punkte verlangte, die wir aber, da ſein Schreiben verloren gegangen, nur aus der Rückantwort des Papſtes erfahren. Darnach betrafen die vorgelegten Fragen, in dem wievielten Verwandtſchaftsgrade die Ehe unter Verwandten geſtattet ſei, ferner, was ein Mann, wenn eine Frau an einem ſolchen Körpergebrechen leide, daß ſie die eheliche Pflicht nicht leiſten könne, dann thun dürfe, ferner, ob es erlaubt ſei, Opferfleiſch zu eſſen, ob die Taufe von ehebrecheriſchen und unwürdigen Prieſtern vollzogen gültig und ob gemeinſam mit ſolchen zu Tiſche zu ſitzen geſtattet ſei. In Rom mußten jene Nachrichten ganz beſondere Freude erregen, da gerade in jener Zeit die kirchliche Politik der griechiſchen Kaiſer die verderbliche Saat zur weiten bis jetzt unausgefüllten Kluft zwiſchen Morgen- und Abendland mit freigebigen Händen ausſtreute. Gregor II. ſtarb am 11. Februar 731. Auf die Nachricht von ſeinem Tode ſchickte Bonifacius neue Botſchaft an ſeinen Nachfolger, Gregor III., der ihm in Anerkennung ſeiner großen Verdienſte um Deutſchland das erzbiſchöfliche Pallium überſandte und auf verſchiedene Anfragen gleichfalls Antwort gab. Er ſollte, da Einige das Fleiſch wilder Pferde, das von zahmen aber die Meiſten aßen, dieß

nicht gestatten aus Rücksicht auf die damit verbundenen Opfer. Diejenigen, welche Vater, Mutter, Bruder oder Schwester ermordet hätten, sollten ihr ganzes Leben hindurch von dem Tische des Herrn ausgeschlossen sein bis in die Nähe des Todes, und sich von dem Genusse des Fleisches und Weines enthalten, so lange sie leben. Es sei ein Mord und dafür zu büßen, wenn Christen ihre Sklaven an Heiden verkaufen, welche sie dann ihren Göttern opfern. Mit der Ertheilung der erzbischöflichen Würde war nicht blos Bonifacius Ansehen erhöht, es war auch sein Wirkungskreis erweitert, ihm freudig die Leitung und Lenkung der germanischen Stämme anvertraut. Während in dieser Zeit Carl Martell auf dem furchtbaren Schlachtfelde von Poitiers die Feinde christlicher Bildung und Freiheit zermalmte, baute Bonifacius unbeirrt und unbekannt mit jenen folgenschweren Ereignissen derselben Freiheit und Cultur neue Stütz- und Sammelpunkte, — darunter das Kloster Amöneburg an der Ohm oder Amena in Oberhessen und dann namentlich Fritzlar, Fritzlar 734, das in kurzer Zeit eine der berühmtesten klösterlichen Lehranstalten wurde, besonders durch die Leitung seines trefflichen Abtes Wigbert, eines Angelsachsen, den Bonifacius aus dem Kloster Glastonbury für seine Mission gewonnen hatte. Es war ein äußerst eifriger, in seinen Sitten strenger und in den Wissenschaften wohl bewanderter Mann, seine Rede wie seine ganze äußere Haltung gewaltig und Achtung einflößend. Er starb im Jahre 747, nachdem der Ruf seiner Schule bis in die entferntesten Gegenden gedrungen und Schüler herbeigezogen hatte, gepriesen und gesegnet von all' denen, die ihm nahe standen. In der Zeit der Stiftung von Fritzlar muß auch Amorbach im Odenwald durch Bonifacius gegründet worden sein. Die ersten Anfänge zur christlichen Kirche in jener Gegend soll Pirmin im Jahre 714 mit Hülfe eines fränkischen Grafen Ruthard gelegt haben. Als Pirmin später in den Elsaß zog, habe er seine Stiftung Bonifacius empfohlen, und dieser dafür Carl Martells besondern Schutz erhalten. So sei das berühmte Kloster zwischen Mud und Billbach in einem rings von Bergen umschlossenen Thal zwei Stunden von den Ufern des Mains entstanden und die neue Kirche, von den Neubekehrten der Umgegend lange Zeit hindurch unserer lieben Frauen Münster im Odenwald genannt, von Bonifacius eingeweiht worden im November 734. Den Namen des Klosters Amorbach schöpfte der erste Abt, welcher ein Schüler Pirmins war und Amor hieß.

Nach solchen Anfängen im Süden und in Mitteldeutschland wendete sich Bonifacius gegen die Sachsen, — gegen denjenigen der deutschen Stämme, mit dem er sich ganz besonders verbunden, von dem er sich am meisten angezogen fühlte. In einem uns noch erhaltenen Briefe an die ganze christliche Kirche Englands bittet er um die Fürbitte aller Christen geistlichen und weltlichen Standes für seine Mühen unter diesem Volke, das ja selbst sich rühme, mit ihnen desselben Stammes und desselben Bluts zu sein. Es waren aber

damals die Hinderniſſe, namentlich die Abneigung zwiſchen Franken und Sachſen zu groß, als daß dieſe bei ungebrochener Kraft einen Mann gehört und ſeine Lehre angenommen hätten, der mit ihren Feinden freundlich verkehrte und ihrer Macht offenkundig Bahn brach. Wahrſcheinlich ohne alle Ausſicht auf Erfolg und die Arbeit einer günſtigeren Zeit überlaſſend, ging er um das Jahr 736 zum zweitenmal nach Bayern. Wenn bei den bisher genannten Stämmen der chriſtliche Name erſt zu gründen war, ſo galt es in Bayern, die ſchon längſt gelegten ſchönen Anfänge chriſtlichen Lebens zu erhalten und ſie in den kirchlichen Organismus zu neuer Lebenskraft ordnungsgemäß einzubauen. Die Grenzen von Bayern waren damals noch ſehr ausgedehnt. Dazu gehörte gegen Oſten und Süden Oberöſterreich, ein großer Theil von Steyermark, ganz Salzburg und Tyrol. Im Weſten ſchied die Iller, ſpäter der Lech das Land von dem Gebiete der Alemannen. Im Norden reichte es eigentlich bis zur alten römiſchen Grenzſcheide, der Teufelsmauer, zur Zeit des Bonifacius bis zum Fichtelgebirg und Böhmerwald. Wie ſchon erzählt, hatte Theodo II. um das Jahr 700 das Herzogthum mit ſeinen Söhnen in vier Provinzen getheilt mit der Beſtimmung, in einer jeden ein Bisthum zu errichten. Um dieß durchzuführen, war er 716 nach Rom gegangen und hatte von Gregor II. drei Legaten erhalten, den Biſchof Martinian, den Prieſter Georg und den Subdiacon Dorotheus, welche gemäß eines am 16. Mai ausgeſtellten päpſtlichen Capitulare die nöthigen kirchlichen Anordnungen und Einrichtungen treffen ſollten. Allein der ſchon im folgenden Jahre erfolgte Tod des glaubenseifrigen Herzogs, dann die Verheirathung ſeines Sohnes Grimoald mit Pilitrude, die darauf folgenden ſchon geſchilderten Kämpfe mit Carl Martell, in welchen die Longobarden im Süden, die Franken im Nordweſten Theile des Herzogthums an ſich riſſen, verhinderten jede kirchliche Organiſation. Erſt als 729—736 Hucberth das Land ungetheilt wieder unter ſich vereinigt hatte, dachte er an die Ausführung der von ſeinem Großvater gefaßten Pläne. Er war es auch, der den vor Pilitrude nach Majas an der Etſch entflohenen Corbinian wieder in das Land zurückrief, bedeutende Schenkungen an Salzburg und das Kloſter zu St. Emmeran in Regensburg machte und Allem aufbot, um eine feſt gegründete kirchliche Ordnung im Herzogthum einzuführen. Das waren aber Dinge und Verhältniſſe, welche durch die wenn auch noch ſo große Macht und den noch ſo feſten Willen des Herzogs allein nicht geſchlichtet werden konnten. Kurz vor ſeinem Tode kam Bonifacius nach Bayern, ob auf den Wunſch des Herzogs, wird nirgends geſagt. Bei der Thatkraft des glaubensſtarken Mannes und den ihm übertragenen Befugniſſen hat es aber kaum des ausgeſprochenen Wunſches des Herzogs bedurft, um ihn zu dieſer Reiſe zu bewegen. Der Zweck ſeiner Reiſe ging nach all dem, was darüber enthalten iſt, erſt dahin, ſich die genaueſten Kenntniſſe aller dortigen Verhältniſſe und Perſönlichkeiten zu verſchaffen und

darnach ſeiner Zeit durchgreifende Einrichtungen zu treffen. Im Jahre 737 oder im Anfang des folgenden war er wieder in Heſſen und Thüringen. Es waren nun zwanzig Jahre verfloſſen, ſeit er die Küſte des Feſtlandes betreten hatte, um nach Rom zu gehen. Er hatte unter den ſchwierigſten Verhältniſſen ſo Außerordentliches für das Chriſtenthum geleiſtet, daß, wäre er jetzt von dem Felde ſeiner Thätigkeit abgetreten, ſein Name von unſterblichem Ruhm erglänzt hätte. Aber das iſt eben das Eigenthümliche ſolch außerordentlicher Charaktere vor gewöhnlichen Menſchen, daß ſie unbekannt und unzufrieden mit halben, unfertigen Dingen, mit klarem Geiſte ihr ganzes Leben Einem Gedanken opfern und mit ſicherem Auge und feſten Händen Einem Ziele zuſteuern. Sein ihm hell aufleuchtendes Ziel war nicht blos unter den verſchiedenen germaniſchen Stämmen das Chriſtenthum zu verkünden, ſondern dieſe getrennten und gegen einander abgeneigten Stämme durch chriſtlichen Glauben und kirchliche Einheit zu Einem Volke um und neu zu ſchaffen. Dazu bedurfte es aber etwas mehr, als in den unwirthſamen wilden Gegenden bald da bald dort eine lichte Stelle auszuhauen oder herauszubrennen und den rohen unwiſſenden Einwohnern mit den Anfangsgründen des chriſtlichen Glaubens das Eſſen des Pferdefleiſches und andere abergläubiſche Dinge zu verbieten. Es galt für das Begonnene die Träger und Stützen aufzuſtellen, an denen es emporranken und in ſeiner Art Blüthen und Früchte bringen konnte, — mit Einem Wort, es galt kirchliche Ordnung und Obhut einzuführen, denn eine andere kannte er nicht. Dazu bedurfte er aber gemäß dieſer Ordnung höhere Vollmacht. So unternahm er in ſeinem achtundfünfzigſten Lebensjahr begleitet von ſeinen ausgezeichnetſten Schülern im Herbſte des Jahres 738 ſeine dritte Reiſe nach Rom.

3) Die Aufnahme, die ihm die Hauptſtadt des chriſtlichen Namens bereitet, war dem großen Ruſe gemäß, der ihm voranging, ſo daß ſelbſt die dort gerade anweſenden Fremden ferner Nationen ſich herbeidrängten, um von ihm belehrt zu werden, und ihm wiederum ihre Hochachtung und Verehrung zu bezeigen. Ihm lag aber zunächſt daran, Gregor III. genaue und gewiſſenhafte Schilderung der dem Chriſtenthum gewonnenen germaniſchen Stämme zu geben, in den vielfachen Unterredungen mit demſelben die jenen Zuſtänden angemeſſene Einrichtungen zu beſprechen und heilſame Rathſchläge und Weiſungen zur Ordnung einer ſolch ſchwierigen Angelegenheit entgegenzunehmen. Außerdem war aber ſowohl er, wie ſeine Begleiter beſtrebt, die klöſterlichen Einrichtungen zu beobachten, ganz beſonders in dem Mutterkloſter ihres Ordens Monte Caſino. Belehrend für ihn war auch die Abhaltung einer Synode in Rom. So war beinahe ein Jahr hingegangen, als er endlich die Rückreiſe antrat mit einem offenen Schreiben Gregors an die Biſchöfe, Prieſter und Aebte aller Länder mit der Ermahnung, Bonifacius willig und gerne aufzunehmen, ihm in allen Stücken Hülfe und Beiſtand zu leiſten und aus ihren Sprengeln Mitarbeiter zu ſtellen, wenn ſich taugliche finden ſollten. Ein zweiter Brief war gerichtet an alle Vor-

nehmen und an das Volk der Provinzen Germaniens, an die Thüringer und Heſſen, die Bortharier, Niſtreſer, Wedrever, Lohngauer, Subuoſen und Grabfeider oder an all die im öſtlichen Lande Wohnenden, und enthält die Ermahnung, Bonifacius in Allem Gehorſam und Folge zu leiſten, namentlich aber von allen Arten des Heidenthums und Abergiaubens abzulaſſen, alſo Wahrſager, Loosdeuter, Todtenopfer, Hain- und Quellheiligthümer, Amulete, Zaubereien und Beſprechungen und derartige Bräuche zu meiden und zu verabſcheuen. Ein dritter Brief ermahnt die Biſchöfe in Bayern und Alemannien, den Anordnungen des Bonifacius Folge zu leiſten.

Auf der Rückreiſe verweilte er eine Zeit lang in Pavia bei dem ehrwürdigen Longobardenkönig Luitbrand, der ihn ſchon auf der erſten Reiſe nach Rom ſo ehrenvoll aufgenommen hatte. Darauf wendete er ſich auf Einladung des Herzogs Odilo nach Bayern. Herzog Hucberth war nämlich geſtorben und an ſeine Stelle Odilo der vierte und jüngſte Sohn Theodo's II., der Onkel der an Carl Martell vermählten Sunchilde getreten. Dieſer wollte endlich die von ſeinem Vater ſchon beabſichtigte kirchliche Organiſation des Herzogthums in's Leben führen. Dabei galt es aber nicht blos die Eintheilung des Landes in kirchliche Sprengel, ſondern namentlich auch Kirchenzucht und Disciplin zurückzuführen und Unwürdige oder gar Betrüger von Amt und Würde zu entfernen. Mit Genehmigung Odilos theilte Bonifacius das Herzogthum in die vier Diöceſen Salzburg, Freiſingen, Regensburg und Paſſau, und die Biſchöfe, welche er dieſen Stühlen vorſetzte, waren Johannes für Salzburg, für Freiſingen Erembrecht, für Regensburg Golbald und Vivilo für Paſſau. Auf einen darüber an den päpſtlichen Stuhl erſtatteten Bericht genehmigte und beſtätigte Gregor III. das Geſchehene mit der Erinnerung, in einer der Städte an der Donau bald möglich ein Conzil abzuhalten und demſelben mit apoſtoliſcher Machtvollkommenheit beizuwohnen. Es war ein Prophetenblick in die Zukunft Deutſchlands, wenn der Brief mit den Worten ſchließt: „Vollende alſo, Bruder, das gute Werk, das du begonnen, damit du an dem Tage Chriſti ſagen kannſt, ſiehe Herr, fünf Talente haſt du mir gegeben, ſiehe, ich habe noch fünf andere dazu gewonnen, — da bin ich, und die Kinder, die du mir gegeben, — und damit du dann das Wort des Herrn vernehmen mögeſt: Wohlan, du guter und getreuer Knecht, weil du über Weniges treu geweſen, ſo will ich dich über Vieles ſetzen, gehe ein in die Freude deines Herrn!“ Nach der Ordnung der kirchlichen Verhältniſſe in Bayern war Bonifacius noch in demſelben Jahr nach Thüringen, Heſſen und Franken gegangen, aber ſchon 740 dorthin zurückgekehrt, um die mit Gregor III. beſprochene Synode abzuhalten und auf derſelben die noch für die Diöceſeneintheilung nöthigen geſetzlichen Beſtimmungen zu treffen. Obwohl uns weder die Akten noch ſonſt eine andere Nachricht darüber enthalten ſind, ſo iſt es doch ſehr wahrſcheinlich, daß die Synode noch in demſelben Jahre abgehalten wurde, und

zwar in Regensburg. Außer den steten Begleitern des hl. Bonifacius, Lullus, Eoban und Sturm und den vier schon genannten Bischöfen, war noch anwesend der Bischof Wiggo von Augsburg, Luido von Speier und Adda von Straßburg, — Rudolf von Constanz war das Jahr vorher schon gestorben. Welchen Einfluß all diese Vorgänge auf die Entfaltung des kirchlichen Lebens innerhalb der Grenzen des Herzogthums ausübten, ist aus der großen Zahl der klösterlichen Institute, namentlich des Ordens des hl. Benedictus ersichtlich, die sich mitten in Einöden und schauerlichen Wüsteneien erhoben und auf Jahrhunderte hin die Pflanzstätten und Zufluchtsörter der Wissenschaften und eines tugendreichen christlichen Lebens waren.

Aus Bayern weg wendete sich Bonifacius wieder zu seinen Schöpfungen nach Mitteldeutschland mit der Absicht, zu ihrem Schutz und Segen dieselben kirchlichen Kreise zu ziehen. Wenn er in Bayern bei Bestimmung und Begrenzung der vier Diöcesen schon an gegebene Verhältnisse und an gewisse Mittelpunkte gebunden war, so hatte er in Hessen, Thüringen und Franken unbedingt freie Hand, — dabei waren aber ganz andere Hindernisse zu überwinden. Nach Gregors III. Ermahnung sollte er nur an geeigneten Orten Bischöfe ernennen, an Orten, die durch ihre Vergangenheit oder ihre natürliche Lage über ihre Umgebung oder weite Distrikte bedeutenden Vorrang hatten, — allein das Land, das erst der Barbarei entrissen werden sollte, hatte weder politische Centralpunkte noch Zusammenhang und Verbindung mit nahen oder fernen Bezirken. Um so mehr ist die scharfe Beobachtungsgabe zu bewundern, mit welcher Bonifacius die Eigenthümlichkeit der einzelnen Stämme und ihre natürlichen Grenzen erkannte und ihnen gesonderte christliche Mittelpunkte zu geben wußte. So gründete er für Thüringen das Bisthum Erfurt und Büraburg für Hessen. Erfurt, nach seinen eigenen Worten früher die Hauptstadt der ackerbauenden Heiden, lag in Mitte jener Gegenden, in welchen er von Anfang an gewirkt, und Kirchen und Klöster gegründet, nicht entfernt von den Grenzen der Sachsen, wohin er immer seine sehnsüchtigen Augen gerichtet hatte. Büraburg ist weder Warburg noch Büren in der jetzigen Diöcese Paderborn, sondern in der Nähe von Fritzlar zu suchen. Da wo die silberhelle Edder aus den Gebirgen des jetzigen Fürstenthums Waldek sich herauswindet und die Grenzen Curhessens erreicht, erhebt sich ein fast kahler Berg, der nach drei Seiten steil abfällt. Mit kostbarer Aussicht ringsum wendet sich das spähende Auge besonders Fritzlar zu, das kaum eine halbe Stunde entfernt, terrassenförmig auferbaut ist. Es war dieß die Gegend, in deren Nähe er die Donnereiche gefällt und das damals schon blühende Kloster gestiftet hatte. Diente früher der Berg den Einwohnern als schwer zugänglicher Zufluchtsort gegen die nie rastenden Einfälle der Sachsen, so wurde er durch Bonifacius eine Schutzwehr der christlichen Bekenner gegen ihre bald um so wüthenderen Anfälle. Als aber Carl der Große endlich ihrer Herr geworden war, verlor Büraburg

mit seinen steilen Bergwänden und festen Mauern alle Bedeutung, die Bewohner verließen die unfruchtbare, wasserlose Höhe und bauten sich um Fritzlar an, so daß auf ihr nichts mehr übrig geblieben ist, als eine kleine Kapelle. Der erste Bischof von Büraburg war Witta, ein Angelsachse, — der erste von Erfurt aber Adelar, der Bonifacius auch noch bis nach Friesland und in den Tod folgte. Viel leichter als die Gründung von Erfurt und Büraburg war die des Bisthums Würzburg. Dieß letztere war eine alte thüringische Burg und die Residenz der letzten thüringischen Herzoge gewesen, dort hatte Gozbert Beistand zur Ausbreitung des Christenthums gegeben und Kilian und seine Genossen dafür ihr Blut vergossen; dort stand schon eine Kirche, ehe Bonifacius nach Deutschland kam, und lebte jetzt noch Irmina, eine Enkelin des Herzogs Gozbert auf dem Marienberge als Vorsteherin eines kleinen Klosters. Der erste unter den ehrwürdigen Bischöfen Würzburgs war Burchard, der mit andern Genossen dem Rufe des hl. Bonifacius folgend aus England gekommen war. Durch die Errichtung des Bisthums und seine Begrenzung entstand später das ostfränkische Herzogthum. Nachdem auf diese Weise für die Thüringer, Hessen und Franken gesorgt war, blieb noch ein Landstrich über, den die Bayern Nordgau nannten und der von ihnen öfters auch als eine zum Herzogthum gehörige Provinz betrachtet wurde. Dieser Strich war von Alters her zwischen den Thüringern von Norden, den Alemannen von Westen und den Bayern von Süden und Westen streitig gewesen. Nach Besiegung der Alemannen und der Zerstörung des thüringischen Königreichs, setzten sich die Franken in dessen Besitz, verloren ihn zwar unter den schwachen Merowingern an die Bayern, errangen ihn aber wieder unter Carl Martell, — Gründe genug für Bonifacius den Nordgau weder zu Bayern, noch zu den fränkischen Provinzen zu rechnen, aber auch mit der Errichtung eines Bisthums noch so lange zu warten, bis die Verhältnisse sich besser geklärt hatten und dies geschah nach der Schlacht am Lech 743, in welcher die Bayern gegen die Franken unterlagen. Da gründete er das Bisthum Eichstädt, das mitten inne liegend zwischen den bayerischen und fränkischen Bisthümern den Norden Deutschlands mit dem Süden verbinden sollte. Aber der zukünftige Sitz des Bisthums war noch wüst und unbewohnt, es stand dort auch nicht ein Haus, nichts als ein Marienkirchlein. Bonifacius hatte während seines früheren Aufenthalts in Bayern von einem vornehmen Mann Namens Suitgar einen Walddistrikt an der Altmühl, dichte Eichenwälder, daher dann der Name Eichstädt, zum Geschenke erhalten. So kam es, daß Willibald, der erste Bischof von Eichstädt, im Oktober 741 zwar die bischöfliche Consekration erhielt, von seinem Stuhle aber erst im Jahre 746, nachdem die Lichtungen und Klärungen des Waldes geschehen und die nöthigen Gebäude errichtet waren, eigentlich Besitz ergreifen konnte. Willibald, sein Bruder Wunibald und seine Schwester Walpurgis stammten aus einem

vornehmen angelſächſiſchen Geſchlecht und ſollen mit Bonifacius durch deſſen Schweſter Wunna oder Bonna verwandt geweſen ſein. Als die Söhne erwachſen waren, beſchloß ihr Vater Richard, getrieben von alt germaniſcher Wanderluſt, mit ihnen ferne Länder zu beſuchen und zunächſt nach Italien und Rom zu wandern. 720. Er ſtarb aber auf der Reiſe zu Lucca. Die Söhne kamen nach Rom, aber hier erkrankte Wunibald und mußte zurückbleiben, während Willibald allein die Reiſe in den Orient fortſetzte. Sieben Jahre lang verbrachte er unter den bitterſten Erfahrungen im hl. Lande, in Conſtantinopel und ſogar in ſaraceniſcher Gefangenſchaft und kehrte dann nach Italien zurück, wo er auf dem Monte Caſino in den Orden des hl. Benediktus trat. Bonifacius hatte unterdeſſen ſchon Walpurgis für die Bekehrung der deutſchen Stämme gewonnen, mußte eben das drittemal nach Rom, um auch Wunibald, der ſeitdem nach England und von da wieder nach Rom zurückgekehrt war, für dasſelbe Werk zu begeiſtern, ja er bat Gregor III., ihm auch Willibald, von deſſen Tugenden er gehört hatte, nach Deutſchland folgen zu laſſen. Unter den nie raſtenden eifrigen Händen dieſer drei Geſchwiſter erhob ſich allmählig mitten in Wald und Wildniß der Biſchofsſitz Willibalds, die Stadt Eichſtädt. Wunibald gründete außerdem in einer wilden, wüſten Gegend des Sualafeldes zwiſchen der Wernitz und Altmühl mitten unter den noch heidniſchen Einwohnern das Kloſter Heidenheim und daneben ſeine Schweſter Walpurgis ein Nonnenkloſter. Es iſt ein Theil ihres unſterblichen Ruhmes, daß die Bewohner des von ihnen für chriſtliche Bildung und Freiheit gewonnenen Landes dem Andenken dieſer drei heiligen Geſchwiſter nach mehr denn einem Jahrtauſend mit inniger Verehrung anhangen.

Die von Bonifacius bis jetzt mit ſo armen Mitteln ausgeführten kirchlichen Einrichtungen zeigten die deutlichen Umriſſe ſeines großartig gefaßten Planes, — es galt die Chriſtianiſirung und damit auch die politiſche Einheit aller ungemiſchten germaniſchen Stämme. Wenn deßwegen von den Verdienſten die Rede iſt, welche irgend einer von den Altvordern um Nation und Vaterland ſich erworben hat, der Name Bonifacius muß mit Ehrfurcht und Dankbarkeit unter den Erſten genannt werden! Die Größe ſeines Planes, ſeine Verdienſte um Germanien ſchon um die Mitte des achten Jahrhunderts waren zu groß, als daß er nicht von jetzt an von den Mächtigen nachhaltige Unterſtützung erhalten hätte, — aber die erſten Axtſchläge in dieſen furchtbaren Wildniſſen hat, von einer reichen und vornehmen Welt unbeachtet, der angelſächſiſche Mönch gethan, die Grundmauern zu einem rieſigen Bau von Jahrhunderten hat die Armuth aufgeführt! Noch war Bonifacius eben beſchäftigt, Willibald die biſchöfliche Weihe zu ertheilen, als der mächtigſte Mann des Reiches, Carl Martell, zu Kierſy an der Oiſe in ſeinem fünfzigſten Lebensjahr ſtarb, 15. Oktober 741. So rückſichtslos hart und verletzend die Schritte und Handlungen dieſes gewaltigen Mannes für kirchliche Verhältniſſe waren, ſo er-

kannte Bonifacius in allen ſeinen Briefen an, wie er bei ſeiner Miſſion unter den rohen germaniſchen Stämmen Schutz und Hülfe nur der Macht des Frankenfürſten zu verdanken habe, ohne aber dabei die ſchweren Anklagen gegen das Leben und Treiben der beſonders hochmüthigen fränkiſchen Geiſtlichkeit zu verſchweigen oder zu verdecken, — daß es da Diacone gebe, die trotz ihrer Unwürdigkeit zu dieſer kirchlichen Würde gelangt, die dann vier bis fünf und mehr Dirnen bei ſich haben und doch nicht erröthen, das Evangelium vorzutragen, dabei nicht ohne Hoffnung deſſenungeachtet durch alle Grade ſeiner Zeit zum biſchöflichen Amte aufzuſteigen, daß man dort ſich laut und offen rühme, ſeit achtzig Jahren keine Kirchenverſammlung mehr geſehen zu haben und keinem Erzbiſchof unterworfen zu ſein, daß eben dort die biſchöflichen Stühle meiſtens habſüchtigen Laien oder unterſchobenen Geiſtlichen, Wüſtlingen und Zöllnern überlaſſen ſeien, daß es Biſchöfe gebe, die zwar weder Hurer noch Ehebrecher ſeien, dagegen aber trunkſüchtig, unverträglich oder Jäger und Leute, die im Heere mit Waffen ſtreiten und mit eigener Hand Menſchenblut vergießen von Heiden oder Chriſten. Aus ſolchen Gründen mied Bonifacius den Hof des Frankenfürſten, ſo viel er konnte, war aber zu einſichtsvoll, um Carl Martells hochwichtige Stellung zu mißkennen oder von ihm in jener drangſalsvollen Periode des Reichs Maßnahmen zu verlangen, die nur ruhigere und friedlichere Zeiten durchführen konnten. Carl Martell dagegen hatte in ſeinem vielbewegten Leben die Unſicherheit der Erfolge durch Waffengewalt, namentlich dieſſeits des Rheins zu oft erfahren, als daß er nicht die außerordentliche Wirkſamkeit des wahrhaft apoſtoliſchen Mannes mit allem Nachdruck unterſtützen ſollte. Bonifacius Anſehen wuchs aber noch aus ſehr nahe liegenden Gründen, als nach dem Tode Carl Martells deſſen Söhne Pippin und Carlmann ſich in das Reich theilten. Wenn ihr Vater das Reich gegen äußere Feinde gerettet hatte, mußten ſie jetzt der höchſt drohenden Verwirrung und Verwilderung im Innern entgegentreten. Dazu bot der ſeinem Charakter nach milde und biedere Carlmann für Auſtraſien, den Theil des Reichs, der ihm zugefallen war, alsbald die Hand. Es ſollte eine Synode berufen werden, um chriſtliche Zucht und kirchliche Ordnung zunächſt unter der Geiſtlichkeit wieder herzuſtellen. Hierin erbat ſich Bonifacius von Zacharias, dem Nachfolger Gregors III., der in demſelben Jahre mit Carl Martell geſtorben war, Rath und Weiſung. Sie wurde ertheilt zugleich mit den Mahnungen an Carlmann und Bonifacius, der Synode perſönlich beizuwohnen. So trat denn am 21. April 724 das erſte deutſche Nationalconcil zuſammen, — wo, läßt ſich nicht mehr beſtimmen. Während die Einen Frankfurt als den dazu paſſendſten Ort hielten, dachten Andere an Worms, wohl auch an Regensburg und Augsburg. Berufen waren alle Biſchöfe Auſtraſiens, namentlich aufgeführt ſind aber nur Bonifacius, Burchard von Würzburg, Reginfried von Cöln, Witta von Büraburg, Willibald von Eichſtädt, Daban vielleicht von Utrecht

und Edda von Straßburg. Zweck der Versammlung war Rath zu halten, wie das Gesetz Gottes und das kirchliche Leben, das in den Tagen der vorigen Fürsten gänzlich zerfallen war, wieder hergestellt werden könne. Die wichtigsten Beschlüsse waren die strenge Unterordnung des Clerus unter ihre kirchlichen Obern, die Rückerstattung des den Kirchen entzogenen Vermögens, das Verbot an die Geistlichen, Waffen zu tragen, Krieg zu führen und zu dem Heere zu halten, diejenigen ausgenommen, welche zur Spendung der Sakramente demselben zugetheilt seien. Ueberdieß wurde den Geistlichen untersagt, auf die Jagd zu gehen, in den Wäldern mit Hunden zu jagen, oder dazu Habichte und Falken zu halten. Außerdem schwere Strafen gegen ein unzüchtiges Leben von Geistlichen und Nonnen, — die Priester und Diakone sollen nicht, wie die Laien, kurze Oberkleider, sondern lange Gewänder tragen. Endlich solle der Bischof mit Beihülfe des Grafen, des Schutzherrn der Kirche in seinem Sprengel darauf sehen, daß das Volk keine heidnischen Gebräuche mehr beobachte, als da sind heidnische Todtenopfer, Loosdeuterei, Wahrsagerei, Amulete, Beobachtung des Vogelflugs, heidnische Opfer, welche thörichte Menschen neben der christlichen Kirche den Martyrern und Bekennern darbringen oder die gotteslästerlichen Feuer, welche sie Nodfyr nennen.

Diese Beschlüsse wurden von Carlmann, nachdem sie vorher noch den Vornehmen weltlichen Standes waren vorgelegt worden, als Reichsgesetze bekannt gemacht, und dann auf den 1. März 743 eine Synode nach Liftinä, einer königlichen Villa in der Diöcese Cambray im Hennegau berufen, auf der Bonifacius wiederum den Vorsitz führte. Wie viele Bischöfe und welche anwesend waren, ist unbekannt. Auch ihre Beschlüsse bezogen sich auf das Leben der Geistlichkeit, namentlich aber und wie schon erwähnt auf die Erhaltung und Zurückerstattung des eingezogenen Kirchenguts und auf die Abstellung heidnischer Gebräuche; endlich sollten christliche Sklaven nicht an Heiden übergeben werden. Den Beschlüssen ist nach der ältesten Handschrift eine Abschwörungs- und Glaubensformel und ein Verzeichniß heidnischer Gebräuche angefügt, ohne allen Zweifel um bei Durchführung der Synodalbeschlüsse die einzelnen Fälle des verbotenen heidnischen Aberglaubens anzugeben, die Summe des Heidenthums zusammenzufassen, welcher entsagt, und den wesentlichen Inhalt des Christenthums, welchem zugeschworen werden sollte. Die Abschwörungsformel lautet:

Forsachistu diabolae
ec forsacho diabolae
end allum diabol gelde
end ec forsacho allum diabol geldae
end allum diaboles uuercum
end ec forsacho allum diaboles uuercum
and uuordum thunaer ende uuoden ende
saxnote ende allem them unholdum
the hira genotas sint.

Gelobistu in got alamektigan fadaer
ec gelobo in got alamektigan fadaer
Gelobistu in christ godes sunu
ec gelobo in christ godes sunu
Gelobistu in halogan gast
ec gelobo in halogan gast.

d. h. Entsagst du dem Teufel? ich entsage dem Teufel. Und aller Teufelsgilde? Und ich entsage aller Teufelsgilde. Und allen Teufelswerken? und ich entsage allen Teufelswerken und Worten, dem Thunaer und Wodan und Saxnote und allen den Unholden, die ihre Genossen sind.

Glaubst du an Gott, allmächtigen Vater? Ich glaube an Gott, allmächtigen Vater. Glaubst du an Christ, Gottes Sohn? Ich glaube an Christ, Gottes Sohn. Glaubst du an den heiligen Geist? Ich glaube an den heiligen Geist.

An diese Abschwörungsformel schließt sich das Verzeichniß heidnischer Gebräuche in dreißig Artikeln an, welche letztere um so schwerer zu erklären, da sie nur die Ueberschriften oder Inhaltsanzeichen von dreißig jetzt verloren gegangenen Kapiteln sind. Die Artikel lauten:

1) u. 2) Von den gotteslästerlichen Gebräuchen bei dem Begräbniß und auf den Gräbern der Todten, welche Dadsisas heißen. Geöffnete Gräber unserer heidnischen Altvordern zeugen durch ihre Bestandtheile von dem Ernst und der Wichtigkeit, mit der die Begräbnisse damaliger Zeit besorgt wurden. Nicht nur, daß Schild und Schwert den Todten beigelegt und das Streitroß abgeschlachtet und verbrannt wurde zu alsbaldigem Dienst in Walhalla, auch Diener und Sclaven opferten sich freiwillig dem Tode. All diese ernsten Gebräuche hatten einen zu tiefen Grund in dem nationalen Glauben des Volkes an Unsterblichkeit, als daß sie bei dem Uebergang in das Christenthum alsbald und gutmüthig verlassen worden wären, — es mögen da auf den Gräbern Verstorbener, wenn nicht gerade Sclaven und Diener sich getödtet haben, wohl aber Gastmähler mit altgermanischen Sprüchen, Liedern und Tänzen gehalten worden sein. Daher die oft wiederkehrenden lauten Klagen der Bischöfe, daß das Heilige durch heidnische Gebräuche verunehrt werde. Carl der Große gebot bei Todesstrafe, daß die Leichname christlicher Sachsen auf den Kirchhöfen und nicht in den heidnischen Grabhügeln begraben wurden. Das Wort Dadsisas ist unverständlich, nach Ekhart soll es Todtenessen — dadis as — bedeuten.

3) Von den unsaubern Festen, spurcalibus, im Februar. In diesem Monat wurde das Julfest, das Fest der wieder höher steigenden Sonne durch Mummereien, Trinkgelagen und Schmausereien gefeiert und dazu besonders Schweine geopfert. Jetzt noch heißt in Niederdeutschland und in Holland der Monat Februar Sporkel oder Sporkelmänd, daher Andere den Namen Hornung von den bei diesen Trinkgelagen häufig geleerten Hörnern und wie-

der Andere unſere Faſchingsluſtbarkeiten von den Spurkalien ableiten wollen. Wahr iſt jedenfalls, daß manche Sitten und Gebräuche unſeres Volkes Jahrhunderte zurück wie an der nie endenden Kette ſich in's höchſte Alterthum zurückdeuten laſſen.

4) Von den Häuschen, das iſt Götterhütten, — das waren kleine Häuschen von Holz oder Hütten von Zweigen zu Ehren der Götter errichtet, auch um Opfermahlzeiten darin zu halten.

5) Von den gottesläſterlichen Gebräuchen in den Kirchen, — das ſind nach den Statuten Bonifacius profane Chöre, Geſänge von Mädchen oder Gaſtmähler in den Kirchen. Die Capitularien verbieten wiederholt öffentliche Aufzüge und Tänze, ſowie unſittliche Lieder in den Kirchen.

6) Von den Heiligthümern der Wälder, welche man Nimidas nennt. Wie hoch alle germaniſchen Stämme Wälder, Haine und Bäume verehrten, iſt bekannt, — aber uns nicht bekannt, was das Wort Nimidas bedeute. Einige verſtehen darunter Niunhedas, ein Opfer von neun Pferd- oder Menſchenköpfen, Andere das Einſammeln der hl. Miſtel von den Eichen.

7) Von den Opfern, welche ſie auf Felſen bringen. Opfer auf Felſen oder einzeln liegenden großen Steinen waren ſehr gebräuchlich, daher das oft wiederkehrende Verbot der Synoden.

8) Von den Opfern des Mereur oder Jupiter, d. h. des Wodan und Thunaer, welchen, wie Bonifacius berichtet, chriſtliche Prieſter, als den germaniſchen Nationalgottheiten, ohne alle Scheu noch Opfer darbrachten.

9) Von dem Opfer, welches einem Heiligen dargebracht wird. Das Volk an den Opferdienſt ſeiner Götter gewöhnt, glaubte den Heiligen denſelben Dienſt erweiſen zu müſſen.

10) Von den Anhängszetteln und Bändern, filacteriis et ligaturis, — Phylacterien oder Amulete waren kleine mit Runen beſchriebene Stücke Metall, Holz oder Pergament zu abergläubiſchen Zwecken um den Hals gehängt, — die Ligaturen waren Bänder aus Zeug oder Kräutern, welche ſtillſchweigend um Beine oder Arme gebunden gegen Zauberei ſchützen oder Zauberkraft mittheilen ſollten.

11) Von den Opferbrunnen. Wie Haine und Bäume von den Germanen verehrt wurden, ſo namentlich auch Quellen und Brunnen, — daß ſo manche alte Kirche und Kapelle an einem rein und hell aufquellenden Brunnen ſich erbaut finden, iſt gewiß nicht zufällig und hat Zuſammenhang mit dem nationalen Cult, der einſt an ſolchen Quellen geübt wurde und durch das chriſtliche Heiligthum geläutert werden ſollte.

12) Von den Zauberſprüchen, — lebt jetzt noch eine Anzahl im Volke, trotz chriſtlichem Glauben und chriſtlicher Lehre. Durch Zauberei ſollen Waffen ſtumpf, der Leib gegen Feuer und Eiſen feſtgemacht, durch Worte und Sprüche das Pferd im Lauf aufgehalten, das Blut alsbald geſtillt werden.

13) Von den Wahrſagereien aus den Vögeln oder Pferden, oder aus dem Kothe der Stiere, oder aus dem Nieſen. Wahrſagen aus dem Vogelflug war dem ganzen heidniſchen Alterthum, namentlich Griechen und Römern eigenthümlich, das Wiehern der Pferde den Perſern und Germanen, bedeutungsvoll auch das Zittern derſelben nach Adam von Bremen. Das Nieſen galt in der alten Zeit und jetzt noch als ein Beſtättigungszeichen, aber oft auch als üble Vorbedeutung. So habe es auch Unglück angezeigt, wenn beim Ausdreſchen der Früchte durch Ochſen Koth derſelben auf die Tenne gefallen ſei.

14) Von den Zeichen- und Loosdeutern. Zeichen und Vorzeichen waren viel und mancherlei, die Looſe aber waren Stäbe meiſt von Buchenholz mit Einſchnitten, Kerben oder farbigen Strichen, welche auf ein weißes Gewand geworfen und nach deren Fall die Zukunft gedeutet wurde. Bei Scythen und Alanen waren es Weidenruthen. Im offenbaren Zuſammenhang mit alldem ſteht die Wünſchelruhte und das Kartenlegen, ein Aberglaube, der bis zur Stunde für die Meiſter und Meiſterinnen dieſer Kunſt noch immer ſehr gewinnbringend iſt. Eine beſondere Art der Looſe waren die Looſe der Heiligen, darin beſtehend, daß man die Bibel aufſchlug und die erſte Stelle, welche in die Augen fiel, für prophetiſch nahm.

15) Von dem aus Holz geriebenen Feuer, d. h. Nodfyr. Es war Sitte durch Reiben trockener Hölzer Feuer zu machen, das dann geheime Kräfte in ſich berge. So ſprang man durch entzündete Feuer, ſetzte auch mit Pferden darüber, um ſich und das Thier vor allem Böſen zu ſchützen. Anklingend an dieſe Dinge ſind die Sprüche, welche jetzt noch in Schwaben bei den Funkenfeuern am erſten Faſtenſonntag beim Herausſchlagen der glühendgemachten hölzernen Scheiben und mit Nennung des Namens einer befreundeten Perſon geſprochen werden. Je glühender, je weiter und höher die Scheibe ſpringt oder ſprühend rollt, deſto günſtiger das Zeichen, dagegen lautes Gelächter, wenn ſie nach den erſten Streichen erlahmt oder alsbald ziſchend erliſcht.

16) Von dem Gehirn der Thiere. Das Concil von Orleans vom Jahr 541 verbietet auf den Kopf eines Thieres zu ſchwören. Gregor der Große bittet die Königin Brunhilde in einem Schreiben unter Anderm, daß ſie ihre chriſtlichen Unterthanen vor dem Rückfall in heidniſche Sitten bewahren möchte, namentlich daß ſie keine Thierhäupter als gottesläſterliche Opfer darbrächten. Ebenderſelbe erzählt in ſeinen Diologen, daß die Longobarden im Jahre 579 den Dämonen den Kopf einer Ziege geopfert hätten, indem ſie um denſelben im Kreiſe herumtanzten und ihn mit ſchändlichen Liedern weihten, — und nachdem ſie ſelbigem mit geneigtem Haupt Verehrung bezeigt, hätten ſie auch die Gefangenen gezwungen, ſolches zu thun.

17) Von der heidniſchen Beobachtung am Herde oder beim Beginn eines Dinges, d. h. man prophezeite z. B. aus dem Kniſtern und

Erlöschen des Feuers, aus dem Aufsteigen des Rauches oder auch daraus, ob man mit dem rechten oder linken Fuß über die Schwelle des Hauses trat und wem man zuerst begegnete, — Unglück bedeutend war ein Hase und ein Schwein, glückliches Zeichen dagegen ein Schaf, ein Kind. Uralt mögen die Beobachtungen sein, welchen Einfluß die wechselnde Gestalt des Mondes auf die Arbeiten des Ackerbaues übe.

18) Von den Unstätten, welche man als heilige ansieht. Wie schon erzählt, glaubten die Germanen außer ihren Hauptgöttern an eine Unzahl von Göttern und Gottheiten niederer Art, welche die Luft, die Erde, den Wald und das Meer bewohnten und beherrschten, — Weiß- und Schwarzelfen, Nixen, Meer- und Bergmänner, Zwerge, Meerfrauen, die denen, welche sich ihnen nahten, bald mit Gunst, bald mit Ungunst entgegentraten. Wo eine solche Untergottheit ihren Sitz hatte, war unbekannt, — man erfuhr es wohl durch die meist üblen Folgen, als Krankheit, Blindheit, Tod, — daher die Rede: es war da nicht geheuer, es war eine Unstätte.

19) De petendo, quod boni vacant sanctae Mariae, — eine durchaus räthselhafte Ueberschrift und kaum aus den Worten zu erklären. Ekhardt setzt für petendo das Wort petenstro, d. h. Bettstroh, und versteht unter boni das gemeine, einfältige Volk, das gewisse Kräuter in Bündeln band und Marienbündel nannte. Wahr ist, daß jetzt noch in manchen Orten Deutschlands Thymian und Lobkraut unserer Frauen oder Muttergottesbettstroh heißt. Um dem Aberglauben, der damit getrieben wurde, entgegenzutreten, zog die Kirche die Sitte durch Weihungen in ihren Kreis, — daher an Mariä Himmelfahrt die Weihe der Kräuter und Kräuterbündel, im Fränkischen auch Würzbüschel genannt.

20) Von den Tagen, welche dem Jupiter und Merkur geheiligt sind. Dieß wird von den Einen dahin gedeutet, als sei den Germanen verboten worden, ihre Wochentage nach den Hauptgottheiten zu benennen, als Donnerstag von Thunaer, Mittwoch von Wodan, Wonstag, Freitag von Frea, — von Andern dagegen, gestützt auf die Angaben des Tacitus, werden die genannten Tage auf besondere Jahresfeste jener Gottheiten bezogen.

21) Von der Mondsfinsterniß, welche sie „siege Mond" nennen. Nicht blos die Germanen, sondern viele ungebildeten Völker der alten und neuen Welt erklärten sich Sonn- und Mondsfinsternisse, als wären diese von Drachen, Wölfen, Fischen u. dgl. verfolgt und seien in Gefahr verschlungen zu werden, und so sei Verfinsterung nur eine Folge ihrer Furcht, — daher suchte man den geängstigten durch Geschrei, durch das Zusammenschlagen von Waffen zu Hülfe zu kommen und die Ungeheuer zu vertreiben und rief namentlich dem Monde zu: „siege Mond!"

22) Von Ungewittern, Hörnern und Löffeln. Der Aberglaube, daß man Ungewitter, Sturm und Hagel durch Zauberkräfte hervorbringen könne

und der noch nach Jahrhunderten chriſtlicher Zeitrechnung ſo vielen Tauſenden das Leben koſtete, reicht alſo bis in das höchſte Alterthum zurück und iſt zur Stunde noch nicht ausgeſtorben. Daß Hörner als Trinkgeſchirre bei Gaſtmählern und Opfermahlzeiten gebraucht wurden, iſt bekannt, — ſie wurden auch gebraucht bei Freundſchaftsbündniſſen, bei Verträgen, bei Kauf und Verkauf und dem Trunk aus ſolchen Hörnern mag man geheimnißvolle Kraft, Liebe oder Haß gegen Perſonen zugeſchrieben haben. Die Löffel dienten zum Ausſchöpfen des Trankes und der den Göttern geweihten Speiſe, dieſe aber als Liebestränke oder Schutzmittel gegen Noth und Tod. Noch unter Karl dem Großen werden die Löffeldarreicher, cochlearii, auch die cauculators von caucus = Trinkgeſchirr, als Zauberer mit Geldſtrafen belegt.

23) Von den Gruben um die Höfe. Daß einſt Haus und Hof in Mitte des ganzen Beſitzthums lag, dieſes aber ringsum von dem fremden durch Graben und Hecken abgeſchloſſen war, wie zum Theil jetzt noch bei einzeln gelegenen Höfen in Ober- und Niederdeutſchland, iſt bekannt, — weniger bekannt iſt aber, daß in dieſe Gräben allerlei Kräuter geſäet oder auf dieſelben Bäume gepflanzt wurden, um Zauberern den Zugang zu verwehren. In Zuſammenhang damit ſtehen wohl die Ringe, wie ſie bei Gericht und bei Verſammlungen gezogen wurden, bei Beſchwörungen des Teufels ſo oft erwähnt werden.

24) Von dem heidniſchen Laufe, welchen ſie Frias nennen, mit zerriſſenen Kleidern und Schuhen, — kann ſich auf den Dienſt der Frea beziehen, und auf die Mummereien und Aufzüge, welche zum Zeichen der Trauer mit zerriſſenen Kleidern und Schuhen am 1. Januar gehalten wurden.

25) Darüber, daß ſie alle Verſtorbenen zu Heiligen machen. Dem Glauben gemäß, wornach alle Helden in Walhalla einziehen und mit Odin zu Tiſche ſitzen, ließ man die Geſtorbenen auf dieſelbe Weiſe alsbald Einzug in den Himmel halten.

26) Von dem Götzenbild aus Mehlteig, — das waren gebackene Brode in verſchiedenen Formen zu Ehre der Götter, daher jetzt noch in Weſtphalen die Heideweke, um Faſtnacht an andern Orten die Chriſtweke, Faſtenbrezel, Martinshörner, in Appenzell Kuchen in Form eines Ohres, daher Oehrliſonntag, in einigen Gegenden Pommerns zu Oſtern Weizenbrod mit Kümmel, Oſterwölfe genannt.

27) Von Götzenbildern aus Zeug gemacht. Zum Gebrauch für Zauberei wurde die Mandragora oder Alraunwurzel ausgegraben, ihr dann menſchliche Form gegeben und Kleider angezogen, — ſolche Alraune hatten mancherlei geheime Kräfte, namentlich um Schätze aufzufinden und bald reich zu werden.

28) Von dem Götzenbild, welches ſie über die Felder tragen. Aehnlich den römiſchen Ambarvalien, Flurgängen, mit dem für das Gedeihen der Feldfrüchte zu ſchlachtenden Opferthier, muß daſſelbe auch bei den Germanen üblich geweſen ſein, wobei ein Götterbild etwa das des Thor, des Beſchützers

des Ackerbaues umhergetragen wurde. Dagegen verordnete die Kirche die jährlichen Flurprozessionen, um Segen für die Feldfrüchte und Abwendung alles Schädlichen von Gott zu erflehen.

29) Von den hölzernen Füßen oder Händen nach heidnischem Gebrauche. Nach einem Verbot der Synode von Auxerre vom Jahre 578 waren die aus Holz geformten Füße oder Hände Votivbilder, welche man aus Dankbarkeit nach einer überstandenen Krankheit oder wegen eines Leidens an diesen Gliedern zur Wiedererlangung der Gesundheit den Göttern opferte.

30) Von dem Glauben, daß gewisse Frauen den Mond bezaubern, so daß sie nach heidnischem Wahne die Herzen der Menschen wegnehmen können. Es sind das schwache Andeutungen, in welcher Tiefe die Wurzeln jenes Irrwahnes zu suchen sind, nach welchem Frauen durch Verbindung mit geheimnißvollen Kräften im Stande seien, auf allerlei Thieren nächtlich dahinzureiten und dabei verschiedene Gestalten anzunehmen. Nach einem Kapitular Karls des Großen stand Todesstrafe auf diesem Herenglauben. Darnach war nicht blos vom Gewinnen der Menschenherzen durch Zauber und Liebestränke die Rede, die in den Herenprozessen späterer Zeit eine so große Rolle spielen, sondern vom Verzehren und Aufessen derselben. Ein weiterer germanischer Aberglauben ist in dem Pönitentiale des hl. Bonifacius mit den Worten angegeben: hast du von dem Getränke genossen, in welchem eine todte Maus oder Wiesel gefunden wird? d. h. von jenen Getränken, welche nach heidnischem Aberglauben Frauen fruchtbar machen sollten.

Wenn man bedenkt, daß jetzt noch nach Verfluß von mehr denn tausend Jahren trotz der vielgerühmten hohen Stufe allgemeiner Bildung, trotz des unleugbaren geistigen Fortschrittes, so Manches von diesem heidnischen Aberglauben im Volke Leben und Gestalt hat, welche Mühe und welchen Eifer muß es damals gekostet haben, solch befangenen Gemüthern die Einfachheit und Nüchternheit des christlichen Glaubens nahe zu legen und sie darin zu erziehen!

Die Abhaltung des Concils von Liftinä fiel in eine durch Empörung und Krieg sehr bewegte Zeit, — es galt die widerspenstigen Herzoge von Bayern und Alemannien der Oberhoheit des Reiches wieder zu unterwerfen. Schon die verworrenen allgemeinen Verhältnisse nöthigten die Söhne Martells den Einfluß und die Thatkraft eines Mannes, wie Bonifacius war, sich nicht zu entfremden, vielmehr für sich zu gewinnen und zu erhalten. Es ist ein Beweis seiner Unabhängigkeit, wie seiner klaren Fernsicht über die Endziele dieser Kämpfe, daß er unerschütterlich auf Seite derer stand, welche für die Einheit des Reiches stritten, während ein päpstlicher Legat die Selbstständigkeit des bayerischen Herzogthums zu retten suchte, — ein Plan, der streng durchgeführt das große fränkische Reich damals in viele kleine Theile getrennt und sie alle unmächtig den lauernden Feinden im Osten wie im Westen unfehlbar überliefert hatte. Noch waren jene Kämpfe nicht ausgestritten, als von einem der tüchtigsten

Schüler des Bonifacius mitten in einer Wildniß bereits der Grund geklärt und ausgemessen wurde, auf dem sich die blühendste Schule, die reichste Pflanzstätte christlicher Gesittung, das Kloster Fulda, erheben sollte. Zuvor hatte Bonifacius auf Einladung und mit Genehmigung der fränkischen Hausmeier versucht, Ordnung in die kirchlichen Verhältnisse des westlichen Frankenreiches, Neustriens, zu bringen. Es sollte da der Verwirrung gesteuert werden, welche schlechte oder unwissende Priester in Lehre und Sitten hervorgebracht hatten, namentlich durch Berufung von Synoden und Einsetzung einer wohlgeordneten Metropolitanverfassung. So wurden drei Metropoliten bestellt, Quimo für Rouen, Abel für Rheims und Hartbert für Sens und für sie vom päpstlichen Stuhle die Verleihung der Pallien erbeten. In Betreff der letztern mußte sich in Neustrien, wo sich all diesen Machtnahmen entschlossene Widersacher entgegenstellten, das Gerücht verbreitet haben, als habe man in Rom für die Pallien Geld genommen. Als Bonifacius darüber sein Staunen ausdrückte, und dem Papste sogar Vorwürfe machte, leugnete dieser für die Verleihung derselben irgend etwas genommen oder verlangt zu haben. Aber der kräftigste Willen konnte an den verrotteten Zuständen Neustriens erlahmen und es rechtfertigt den Widerwillen, mit welchem Bonifacius an Ordnung dieser Verhältnisse gieng. Obwohl ihm Zacharias seine Vollmacht als Legaten des päpstlichen Stuhles auch über Neustrien ausdehnte, so mußte er doch nach Verfluß von acht Jahren klagen, daß die Franken ihr in dieser Sache gegebenes Versprechen nicht erfüllt hätten. Eine Synode im Jahre 744 ganz besonders für das westliche Frankreich nach Soissons berufen, befaßte sich mit denselben Angelegenheiten, namentlich auch mit zwei Priestern, Adelbert und Clemens, welche aller kirchlichen Ordnung entgegen durch Lehre und Beispiel arge Verwirrungen hervorriefen. Es ist kein Zweifel, daß die Rohheit der germanischen Stämme und die Schrecknisse ihrer Wälder und Einöden von Bonifacius und seinen Genossen leichter überwunden wurden, als die kriechende Heimtücke oder die giftige Feindseligkeit eines verkommenen Clerus. Da gab es christliche Priester, die ohne Scheu auch den heidnischen Göttern opferten, — entlaufene Sklaven, die sich das Haupt schoren, für Priester ausgaben und in den Wäldern oder in den Hütten der Landleute ihre heimlichen Versammlungen hielten. Andere waren ohne die geringsten Kenntnisse für die Ausübung ihres Amtes. Einer taufte: in nomine patria et filia et spiritus sancti und wieder Andere auf allerlei Namen. Wie viele Conzilien in dieser Periode von Bonifacius abgehalten wurden, läßt sich nicht mehr genau bestimmen, — wenn Einige deren sieben zwischen den Jahren 740—753 zählen, so muß bei seinem Eifer die Zahl eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein. Mit welchem Ernste und mit welcher Strenge er aber den genannten Uebelständen an die Wurzeln griff, beweist besonders eine Sammlung von Statuten, welche seinen Namen tragen, desgleichen ein Kapitulare aus achtundzwanzig Kapiteln, das ihm ebenfalls

zugeschrieben wird. Darnach wird den Priestern strenger Gehorsam gegen die Bischöfe, diesen Sorgfalt und Wachsamkeit über ihre Untergebenen nachdrücklich eingeschärft, namentlich in den ihnen unterworfenen Mönchs- und Frauenklöstern pünktlich darauf zu achten, daß sie nach der Regel leben und in ihnen Züchtigkeit und Ehrbarkeit nicht verletzt werde. Es sei nicht erlaubt, in den Kirchen weltliche Reigentänze aufzuführen oder Gesänge der Mädchen oder Gastmähler darin zu halten. Es soll kein Priester sein, der nicht die Täuflinge in ihrer Muttersprache die feierlichen Abschwörungen und das Glaubensbekenntniß ablegen lasse, damit sie wüßten, wem sie entsagt und was sie bekannt haben. Wenn ein Priester oder Kleriker Wahrsagerei treibe, auf Vorbedeutungen, Träume, Loose und Amulete oder geschriebene Täfelchen halte, so sei er nach der Strenge der kanonischen Vorschriften zu bestrafen. Auch soll der Priester das Volk öffentlich ermahnen, daß dasselbe sich von unerlaubter Ehe enthalte, und daran erinnern, daß eine rechtmäßige Ehe nach göttlichem Gebote auf keine Weise getrennt werden könne, ausgenommen im Falle eines Ehebruchs oder mit beiderseitiger Einwilligung, und dieß nur, um sich dem Dienste Gottes zu weihen.

Die Bestimmungen des erwähnten Kapitulare streifen mehr in das bürgerliche Leben. Geistliche, welche sich das Haar wachsen lassen, sollen auch wider Willen von dem Archidiacon geschoren werden, auch sollen sie keine andere Kleidung und Schuhe tragen, als die ihrem Stande angemessen seien. Priester, welche ohne Erlaubniß des Bischofs ihre Stellen verlassen, sollen solange von der Gemeinschaft ausgeschlossen sein, bis sie wieder zu denselben zurückgekehrt seien. Laien sollen ihre Plätze in den Kirchen nie seitwärts von dem Altare innerhalb des Gitters nehmen. Wer von den Königen kirchliches Eigenthum begehre oder aus schändlicher Habsucht das Eigenthum der Armen raube, soll von der Kirche ausgeschlossen sein und das so erlangte Besitzthum wieder zurückgeben. Niemand soll bei den öffentlichen Gebeten an Jemand Anders als an Gott Vater das Gebet richten. Die Bischöfe sollen darauf achten, daß ihre Archidiacone nicht etwa durch Habsucht zu Verbrechen verleitet werden. Wer zur Schmach und Lästerung eines Andern Lieder dichte oder singe, solle außergewöhnlich gerichtet werden, denn das Gesetz wolle, daß solche des Landes verwiesen werden. Freigelassene sollen eben so wenig wie Sklaven als Zeugen zugelassen werden, ihre Kinder aber erst im dritten Geschlecht. Bei einer Gerichtsverhandlung müssen viererlei Personen sein, der Kläger, der Vertheidiger, die Zeugen und die Richter. Der Kläger werde von der Absicht geleitet, die Sache zu vergrößern, der Vertheidiger sie zu verringern, die Zeugen aber von der Wahrheit und der Richter von dem Rechte. Wer eine falsche Münze geschlagen, dem soll die Hand abgehauen werden, wer darum gewußt habe, soll, wenn er ein Freier ist, sechzig Solidi erlegen, wenn er Sklave ist, sechzig Hiebe erhalten. Mördern und andern todeswürdigen Verbrechern soll keine Nahrung gereicht werden, wenn sie in einer Kirche Zuflucht suchen. Räuber sollen bei dem ersten Verbrechen mit dem Verluste eines Auges,

bei dem zweiten mit dem Verluſte der Naſe, und bei dem dritten, wenn ſie ungebeſſert bleiben, mit dem Tode beſtraft werden. Wenn Jemand an einem Sonntag knechtliche Arbeit verrichtet, ſo ſoll ein freier Mann, wenn er Ochſen in's Joch ſpannt, den rechten Ochſen verlieren, wenn er andere verbotene Arbeiten thut, von den Prieſtern mit einer Strafe belegt werden, — ſowie andere Pflichtwidrigkeiten ſchon von den weltlichen Richtern beſtraft zu werden pflegen, ſo ſollen ſie überdieß mit einer Buße belegt werden. Wenn Jemand ohne es zu wiſſen etwas von einem Diebe gekauft hat, ſo ſoll er binnen einer geſetzten Friſt den Dieb ausfindig machen. Kann er denſelben nicht finden, ſo ſoll er ſeine Unſchuld eidlich erhärten, die Sache herausgeben und fortfahren, den Dieb zu ſuchen. Hat er den Dieb verhehlt, und wird des Meineids überwieſen, ſo ſoll er beſtraft werden, als ob er ſelbſt der Dieb wäre. Wenn Jemand zufällig das Thier eines Andern getödtet hat, und ſolches nicht läugnet, ſo ſoll er ſofort ein anderes Thier von gleichem Werthe geben und das getödtete behalten. Wenn Jemand ein fremdes Haus angezündet hat, ſo ſoll er erſtlich alle Gebäude und was mit ihnen verbrannt iſt, erſetzen, überdies ſechzig Solidi erlegen und öffentlich Buße thun; dann ſoll er auch für alle Menſchen, ſoviele ihrer aus dem Brande gerettet ſeien, Sühnung leiſten, für jeden nach ſeinem Geſetze, auch was dieſelben verloren haben, ſoll er erſetzen. Wenn Jemand einen Weg oder eine Triſt ſperrt, ſo ſoll er die ſeinem Stande angemeſſene Buße erlegen und den Weg wieder öffnen.

Wenn auch einige von dieſen Beſtimmungen einer ſpätern Zeit angehören mögen, ſo liegt nichts vor, daß nicht die meiſten auf den von Bonifacius abgehaltenen Konzilien abgefaßt worden ſeien. Während inzwiſchen die berührten Angelegenheiten in Bayern und Alemannien ihrem natürlichen Ende zueilten, war ohne Geräuſch und Aufſehen der Grund zu einem der einflußreichſten klöſterlichen Inſtitute Deutſchlands unter ſeinen Augen gelegt worden. Bis jetzt hatte Bonifacius die meiſten und tüchtigſten Genoſſen an ſeiner mühevollen Arbeit, die Zierden der neu errichteten biſchöflichen Sitze, die Vorſteher der erblühenden Klöſter, Männer und Frauen, durch glückliche Verbindung aus England und Irland gewonnen und herbeigerufen. Aber dieſer glühende Eifer der Angelſachſen konnte erlöſchen oder durch politiſche Ereigniſſe tief eingedämmt werden. Darum ſollte gleich den befruchtenden Inſtituten Englands und Italiens für Mitteldeutſchland eine Muſterſchule errichtet werden, welche ihre Zöglinge gleich tüchtig für Leben und Wiſſenſchaft nach allen Seiten hin entſenden könne. Der Gründer dieſer hochberühmten Kloſterſchule war Sturm, einem der begabteſten Schüler des hl. Bonifacius. Er war in Noricum von vornehmen chriſtlichen Eltern geboren und wurde von ihnen Bonifacius, als er um das Jahr 736 in Bayern war, zur Vollendung ſeiner Erziehung übergeben. Dieſer übergab den folgſamen reichbegabten Jüngling an Wigbert in Fritzlar mit der Ermahnung, jede Sorgfalt auf ſe

Ausbildung zu verwenden. Unter ſolcher Obhut erſchloßen ſich deſſen Gaben und Talente zu den ſchönſten Blüthen und Hoffnungen. Nachdem er die Prieſterweihe empfangen hatte, widmete er ſich nach dem erhabenen Beiſpiele ſeines Meiſters etwa drei Jahre lang dem Felde der Miſſion unter lauter Bewunderung all derer, die ihn ſahen oder hörten. Da drängte es ihn, ſich in die Einöde und Einſamkeit zurückzuziehen. Mit Bonifacius Genehmigung zog er in Begleitung zweier Gefährten in die Wildniß, welche Buchonia hieß, — das war ein Theil des großen hercyniſchen Waldes, welcher zwiſchen der Werra und dem Mittelmain lag und mit dem Speſſart, dem Vogels- und Rhöngebirg zuſammenhieng. In dieſe Wildniß zog Sturm von Fritzlar aus mit ſeinen Gefährten und gelangte nach drei Tagen nicht ohne Bangen vor den Schauern und Gefahren eines ſolchen Waldes an eine liebliche Stelle, wo ſie ſich kleine Hütten aus Baumrinden fertigten, die erſten Anfänge des Kloſters Hersfeld. Nach einiger Zeit verließ er den Ort, um Bonifacius darüber Bericht zu erſtatten. Allein nach Anhören ſeiner genauen Schilderung erinnerte ihn Bonifacius an die Grenzen der wilden Sachſen, in deren Nähe ein ſolcher Ort für die nächſte Zukunft ſeine großen Gefahren habe und entließ ihn mit der Ermahnung, tiefer in die Wildniß einzudringen und dann eine geeignete Stelle aufzuſuchen. Wieder bei ſeinen Genoſſen angelangt, beſtiegen ſie einen Nachen, ruderten die Fulda hinauf, verließen dann das Fahrzeug und wanderten zu Fuß weiter überall die Gegend und ihre Oertlichkeit ſo weit als möglich durchſpähend. Da ſich aber nirgends ein Ort fand, wie Bonifacius ihn wünſchte, kehrten ſie zu ihrem Nachen zurück, ſchifften die Fulda hinab und gelangten wieder bei ihren Hütten aus Baumrinden an. Auf die wiederholte Ermahnung Bonifacius ließ Sturm ſeine Gefährten zurück, belud einen Eſel mit Lebensmitteln und zog zum Drittenmale aus in die dichte Wildniß. Auf dieſem mühſamen Weg kam er eines Tages auf eine Straße, welche aus Thüringen nach Mainz über die Fulda führte. An der Stelle fand er eine große Menge Slaven, die ſich im Fluß badeten. Ueber ihr Geſchrei und den plötzlichen Anblick der nackten Geſtalten, die ſich gegenſeitig neckend im Waſſer herumtummelten, ſcheute das Laſtthier und ſuchte davon zu rennen, worüber ihn die Slaven verhöhnten. Am vierten Tag traf er einen Mann, welcher der Gegend kundig war und dem er arglos ſein Vorhaben mittheilte. Der Ort, auf welchem er mit ihm ohne Furcht zuſammen übernachete, hieß Aihloha, entweder ſo viel als Eichenlohen, junger Anflug von Eichen, oder auch ſoviel als Eichloch, wie jetzt noch der Calvarienberg bei Fulda genannt wird. Als der Fremde wieder weiter gegangen war, durchwanderte Sturm die Umgegend und kam dabei an das Flüßchen Gretzbach. Von da ſich etwas weiter zurückwendend, gelangte er an eine Stelle, die ihn, je mehr er ſie nach allen Seiten betrachtete, mit Entzücken erfüllte, — es war der Ort, wo jetzt Fulda ſteht. Die liebliche Stelle an der Fulda, die Güte des Bodens, die ſanft anſteigenden Hügel, — Alles ſo wie

Bonifacius ihn zu ſuchen gelehrt hatte. Als er die Stelle ſorgfältig bezeichnet und geſegnet hatte, kehrte er voll Freude zuerſt zu ſeinen Genoſſen in ihre Laubhütten zurück und eilte von da nach Seleheim zu Bonifacius, der mit Entzücken ſeinem Bericht zuhörte und alsbald ſeine Wahl vollkommen billigte. Während Bonifacius an den Hof Carlmanns gieng, um eine Urkunde über die Erwerbung des aufgefundenen Platzes zu erwirken, brach Sturm voll Ungeduld mit ſeinen Genoſſen von Hersfeld auf, den Ort feierlich in Beſitz zu nehmen, war aber nicht wenig beſtürzt, als er Fremde dort antraf, welche ihnen die Beſitzergreifung wehrten. Da er ſein Recht nicht nachweiſen konnte, zog er ſich mit den Seinen einſtweilen an einen Ort zurück, der Dryhlar hieß. Unterdeſſen war Bonifacius bei Carlmann angekommen und hatte ihm den Plan vorgetragen, daß er in dem öſtlichen Theil des Reiches ein klöſterliches Inſtitut zu gründen entſchloſſen ſei, wie es vordem noch Niemand unternommen habe. Da ſich in der Wildniß Buchonien an dem Fluſſe Fulda ein dazu geeigneter Platz gefunden habe, ſo bitte er um des Fürſten mächtigen Schutz und um die Schenkung deſſelben. Carlmann hatte kaum ſeine Bitte und das Thatſächliche der aufgefundenen Stelle vernommen, als er in Gegenwart ſeines ganzen Hofes den gewünſchten Ort Bonifacius mit den Worten übergab: „Der Platz, um den Du bitteſt und der, wie Du ſagſt, Aihloha heißt und an den Ufern der Fulda liegt, übergebe ich mit allem, was ich dort beſitze, ganz und ohne Vorbehalt aus meinem Beſitz in den Beſitz Gottes, ſo daß jener Platz nach allen Seiten rings umher, nach Oſten nämlich und Weſten, nach Norden und Süden als eine Mark von viertauſend Schritten ſich erſtrecke.“ Darüber wurde eine Urkunde ausgeſtellt, und Bonifacius übergeben, auch ergieng eine Mahnung des Fürſten an alle Vornehmen, welche im Grabfelde wohnten, daß ein Jeder, was er in Aihloha beſitze, nach Carlmanns Vorgang und Beiſpiel den Dienern Gottes zum Eigenthum übergeben möge. Mit der Schenkungsurkunde Carlmanns, welche Sturm aus Bonifacius Händen entweder zu Fritzlar oder Seleheim empfangen hatte, kehrte er zuerſt nach Dryhlar zu ſeinen Genoſſen zurück und eilte mit ihnen, nun ſieben an der Zahl, an Ort und Stelle, um davon feierlich Beſitz zu ergreifen. Es war mitten im Winter den 12. Jänner 744. Mit Hymnen und Lobliedern glengen ſie auf den bezeichneten Platz und richteten dann ein Kreuz auf unter lauten Gebeten um Gottes allmächtigen Schutz und Schirm für ihre Arbeit. Um das aufgerichtete Kreuz hatten ſie acht ärmliche Hütten erbaut, als Bonifacius nach zwei Monaten mit einer neuen Schaar Arbeiter herbeikam und ſich mit eigenen Augen von der Trefflichkeit des Ortes überzeugte. In ſeiner Gegenwart wurde eine Stelle von dem Gehölz geſäubert, um darauf die Kirche zu erbauen. Er ſelbſt begab ſich während ſeines dortigen Aufenthalts meiſt auf einen benachbarten Hügel, ſpäter Biſchofsberg, jetzt Frauenberg genannt, wo er die Arbeiten leitete und überſah, auch die Entwürfe und Plane des Unternehmens ausdachte

und überlegte. Eine Hütte ſchützte ihn gegen Sturm und Kälte, aus der Hütte wurde ſpäter eine Kapelle, aus dieſer unter dem dritten Abt ein größerer Tempel, den dann Rhabanus Maurus vollends ausſchmückte. Nachdem Bäume und Gebüſche ringsum ausgerodet und ein Kalkofen erbaut war, überließ Bonifacius die Weiterführung dem Eifer und der Ausdauer Sturms. Als er nach Jahresfriſt wiederkehrte, war der Bau des Kloſters, das damals ſchon den Namen Fulda führte, bedeutend vorgeſchritten. Drei Jahre lang wurde mit nie raſtender Thätigkeit gearbeitet, bis das eigentliche Kloſter ſammt der Kirche fertig ſtand. Wenn aber dieſe Mauern und Zellen nur durch harte Mühe und Ausdauer ſich erheben konnten, eine gleiche wenn nicht noch weit größere Arbeit koſtete es, der Erde auch ergiebige Ernten abzulocken. Die bittern Erfahrungen europäiſcher Einwanderer in Amerika, denen ein Loos im Urwald zu Theil geworden, können davon Begriff und Anſchauung geben, — welche beinahe blutige Arbeit es ſei, die Bäume zu fällen, das Geſtrüppe niederzuhauen und die Wurzeln auszugraben, mit welcher Sehnſucht dann von den müden Händen die erſten Körner ausgeſtreut werden, die aber kaum in die Keime geſchoſſen mit dem allüberall in Büſchel aufſchießenden Unkraut um Luft und Licht zu ringen haben, — wie ſo Jahre lang mit Feuer und Eiſen gegen den um ſo üppiger anſchießenden Wald, der ſeine Kronen und Laubgewölke wieder ſchließen möchte, im ſtrömenden Schweiß um Nahrung und Leben gekämpft werden muß, ſo daß Tauſende unter Flüchen die ſtumpf gewordene Art in das Dickicht geſchleudert und davon geeilt, um dem gewiſſen Hungertod zu entgehen, während Andere von Krankheit und Elend aufgerieben ſterbend an den halb angehauenen Stämmen hingeſunken ſind!

Mit der Errichtung der Zellen und dem Bau der Kirche war aber das Gedeihen des Ganzen noch lange nicht geſichert, — es galt nun die Bande zu ſchmieden, welche dasſelbe mit diamantener Härte umſchließen, den Geiſt und die Geſinnung zu pflegen, die ſeine Inwohner beſeelen und auf Ein Ziel hinlenken ſollten. Die Brüder faßten darum den Entſchluß, Einige aus ihrer Mitte abzuſenden, damit ſie die berühmteſten Klöſter anderer Länder beſuchen und ihre Einrichtungen kennen lernen ſollten. Mit Bonifacius Einwilligung reiste Sturm mit zwei andern Brüdern im vierten Jahre nach der Beſitzergreifung nach Rom, blieb allda ein Jahr, beſuchte die größeren Klöſter Italiens, namentlich Monte Caſino, das unter ſeinem Abt Petronax nach ſo ſchweren Stürmen und Verluſten ſich wieder zur herrlichen Blüthe erhoben hatte. Nachdem er von Allem die genaueſte Kenntniß genommen, kehrte er im zweiten Jahre wieder über die Alpen zurück. Vier Wochen lang hielt ihn auf der Heimreiſe Unwohlſein im Kloſter Kitzingen am Main zurück. Davon hergeſtellt eilte er zu Bonifacius, den er in Thüringen traf, um ihm von all dem, was er geſehen, genauen Bericht zu erſtatten, ſowie Entwürfe zur Leitung des Kloſters vorzulegen. Mit ſeiner Billigung erhielt das Kloſter die Regel des hl. Benediktus zur

Lebensnorm, aber in viel ſtrengerer Form, ſo daß die Mönche weder Fleiſch noch Wein genießen durften, auf alle Bequemlichkeit des Lebens verzichtend, ohne Dienerſchaft nur von dem Erwerb ihrer Händearbeit leben ſollten, — erſt ſpäter wurde Wein den Kranken geſtattet, — Frauen war der Zutritt zum Kloſter verboten mit der einzigen Ausnahme Liobas, der mit Bonifacius verwandten Aebtiſſin von Tauber-Biſchofsheim. Als Bonifacius um prieſterliche Beſtättigung der Kloſterregel bat, ſchrieb er an Papſt Zacharias, daß er dieſe Stelle zur Wiederherſtellung ſeiner von Altersſchwäche gebrochenen Kräfte und zu ſeinem dereinſtigen Begräbnißplatze gewählt, da er in Mitte der vier Stämme liege, denen er das Wort Gottes verkündet habe. Zacharias erfüllte ſeine Bitte vollſtändig und gewährte dem Kloſter das Privilegium der Immunität. Dem Kloſter ſelbſt wurde eine beſondere Exemptionsurkunde unterm 4. November 751 ausgeſtellt, durch welche es jeder biſchöflichen Gewalt entzogen dem päpſtlichen Stuhle allein unmittelbar unterworfen ward. Als Zacharias im März 752 ſtarb, bat Sturm auf Bonifacius Antrieb ſeinen Nachfolger Stefan um Beſtättigung dieſer Exemption, was von dieſem mit aller Bereitwilligkeit geſchah. Und ehe Bonifacius ſeinen letzten Gang nach Friesland antrat, beſtättigte König Pippin auf ſeine Bitte dieſelbe Urkunde in ihrem ganzen Umfange, ſo daß weder ein Prieſter noch ein Biſchof über das Kloſter irgend welche Jurisdiktion ausüben, ja wider den Willen des Abtes dasſelbe nicht einmal betreten durfte, — ebenſo ſeinen damaligen und zukünftigen Beſitz, den das Kloſter durch fromme Schenkungen und Leiſtungen oder den Zehnten erwerben werde. Bonifacius hieng mit ganzer Seele an der raſch aufblühenden Stiftung und verweilte am liebſten in Fulda, ſo daß keine Stelle in ſeiner Umgebung iſt, woran nicht die Legende irgend eine fromme Sage geknüpft hat. In der Nähe der dürftigen Hütte auf dem Biſchofsberg ſoll er mit ſeinem Wanderſtabe einen Brunnen gegraben haben, der jetzt noch ſeinen Namen trägt, — Bonifacius-Brunnen, — das jetzige Dorf Horas aber ſoll an der Stelle ſich erhoben haben, wo er in ſtiller Einſamkeit vor einem Kreuze an einer alten Buche errichtet, die ſogenannten kleinen Horen, horas minores, betete.

Fulda nahm ſchnell, begünſtigt durch ſo mächtigen Schutz und im Verein mit ſo ausgezeichneten Kräften, einen außerordentlichen Aufſchwung. Der eiſerne Fleiß ſeiner Mönche verwandelte bald Einöde und Wildniß in blühende Fluren, — in ſeinen Mauern rauſchte und tönte es wie in einem Bienenſchwarme, wenn der Frühling tauſend und tauſend duftende Blumenkelche durch Thau und milden Sonnenſchein erſchloſſen hat. Die Arbeiten waren unter den Mönchen getheilt. Die Einen bauten die Aecker und die Gärten, Andere beſorgten Küche und Bäckerei, wieder Andere fertigten das für Feld und Haus nöthige Geräthe, verſtanden die Kunſt die Farben zu miſchen, Granit und Marmor, Gold und Silber zu verarbeiten und mit gewandter Hand Urkunden und Bücher in wunderlieblicher Schrift zu vervielfältigen und mit prachtvollen Bildern auszuſchmücken. Die Klo-

ſterſchule war von Anfang an eine doppelte, eine innere für Oblaten und Zöglinge des geiſtlichen Standes, eine äußere, in der Knaben aller Stände gebildet und erzogen wurden. Es war beſonders Carl der Große, welcher Fulda große Liebe und ſeine mächtige Unterſtützung gewährte, und zu der nachmals ſo berühmten Kloſterbibliothek den Grund legte. Einer ſeiner ausgezeichnetſten Aebte war Rhabanus Maurus, der ſchon in ſeinem eilften Jahre dem Kloſter zur Erziehung übergeben, dann aber von dem dritten Abt Ratgar in ſeinem achtzehnten Jahre mit Hatto nach Tours zu dem ſeiner Zeit berühmteſten Lehrer, Alcuin, geſandt wurde. Mit dieſem zugleich mußten andere talentvolle Köpfe des Kloſters theils bei Einhard in Seligenſtadt, theils bei dem Schottländer Clemens Unterricht nehmen. Unter ihnen allen ragte Rhabanus hervor, von Alcuin, wie einſt Maurus ein Lieblingsſchüler Benedikts geweſen, ebenſo genannt. Von Abt Ratgar der Kloſterſchule in ſeinem ſechsundzwanzigſten Lebensjahre als Rektor vorgeſetzt, galt Rhabanus als der Träger aller Wiſſenſchaften damaliger Zeit. Die Vornehmſten und Höchſten aus der ganzen Chriſtenheit beſuchten ihn voll Verwunderung über den unerſchöpflichen Schatz ſeines Wiſſens. Er wurde 822 Abt und ſpäter Erzbiſchof von Mainz. Er war es auch, der den Grund zur Fuldaer Kunſtſchule legte, indem nach ſeinem Vorgange alle folgenden Aebte gewiſſe Grundſtücke und Einkünfte der Kämmerei nicht zur Beſtreitung der Kultkoſten, ſondern zur Verfertigung aller Arten von Kunſtwerken, ſowohl der Baukunſt als Sculptur, — zu Werken in Holz, Stein, Erz und edleren Metallen zurücklegen ſollten. Was einſt Monte Caſino für Italien, St. Gallen für Süddeutſchland, das ſpätere Corvey für Sachſen und Norddeutſchland war, das wurde Fulda für Mitteldeutſchland, eine höhere Schule aller Wiſſenſchaften, verbunden mit einer Akademie der Künſte. Welch ungeheuern Einfluß das Kloſter im weiten Umkreis übte, ja wie es förmlich die Keime zur Kultur legte, davon zeugen jetzt die Namen blühender Städte und Dörfer. Es mögen einſt einzelne Brüder des Kloſters auf eigenes Verlangen oder auf Befehl und mit Genehmigung des Abtes in der Wildniß weiter vorgedrungen und ſich dort eingebaut, eine Zelle gebaut haben, daher die Namen Maberzell, Bronnzell, Künzell, Makenzell, Edelzell, Kehrzell, Orzell, Sargenzell, Pilgerzell, Hainzell, Bonifaciuszell u. a. m. Dafür deuten auch die Namen, aus denen die ſchwere Arbeit im Urwald heraustönt, die Arbeit Bäume zu fällen, die zähen weithin verborgenen Wurzeln auszugraben, die Waſſer abzudämmen, den Sumpf auszutrocknen, das Geſtrüpp niederzuhauen, durch Feuer und Flammen zu vernichten, mit Einem Wort auszuroden, ſolche Namen ſind Ober-, Mittel- und Niederroden, Gersrod, Poppenrod, Pfaffenrod, Rupsrod, Wardmannsrod. Wo alle dieſe Mühe nicht nöthig war, wo ſchon offenes freies Feld war, erhoben ſich unter dem Fleiße der Mönche und der ſpätern Dienſtmannen des Kloſters die ihm zugehörigen Dörfer, als Hersfeld, Gersfeld,

Eiterfeld, Hünfeld, Treisfeld, Rigsfeld, Krainfeld, Alsfeld, Hundsfeld, Mahrfeld, Wüſtefeld, Lampertsfeld u. ſ. w. Was Wunder, wenn Fulda durch den unermüdlichen Fleiß ſeiner Mönche, durch die Dankbarkeit Anderer in kurzer Zeit großen Reichthum ſich erwarb! Nach Bonifacius Tod waren es beſonders die vier von ihm in Bayern eingeſetzten Biſchöfe, welche auf ſeinem Grab ein Zeichen ihrer Dankbarkeit niederlegten. Johannes, Biſchof von Salzburg, ſchenkte ein Haus nebſt einer Salzquelle in ſeiner Stadt Halla, jährlich zwölf Talente werth. Goibald, Biſchof von Regensburg, ſchenkte vier Weinberge und vier Königshufen mit den Kurten und Knechten. Der Biſchof Vivilo von Paſſau verſorgte das Kloſter mit Oel und Fiſchen und der Biſchof Erimbert ſandte jährlich große Käſe. Der Beſitz des Kloſters erſtreckte ſich in kurzem über 15,000 Hufen Landes.

Aber mit all dieſen Einrichtungen und Stiftungen hielt Bonifacius ſeine mühevolle Arbeit noch lange nicht für beendet, noch viel weniger deren Ergebniſſe geſichert. Hatte er auf den Synoden in Neuſtrien namentlich für Erneuerung der gänzlich in Verfall gerathenen Metropolitanverfaſſung ſich bemüht, ſo galt es, in Deutſchland dieſe erſt einzuführen. Es ſollte der Schlußſtein des von ihm aufgeführten Baues ſein. Wenn aber dort ſeinem redlichen Streben große Hinderniſſe, ſeit langem geduldete Mißbräuche, Eigennutz, Haß und andere menſchliche Leidenſchaften ſich entgegenſetzten, ſo ſchien der Weg dazu in Deutſchland ein viel leichterer zu ſein. Aber hier erhoben ſich Schwierigkeiten anderer Art, ſo namentlich die Frage, welcher Ort oder welche Stadt zur Metropole am geeignetſten ſei, — eine Frage, gegen deren Löſung Verhältniſſe und Perſonen nicht wenig gehäſſige Bitterkeit beizumiſchen wußten, die aber durch Bonifacius Muth und aufopfernde Liebe ebenſo raſch und glücklich gelöst wurde. Als nämlich in demſelben Jahr, in welchem Bonifacius Fulda ſtiftete, der Biſchof Reginfried von Cöln ſtarb, ſo gedachte er, dieſen Stuhl für ſich ſelber zu wählen, um ſo mehr, als Cöln an der Grenze heidniſcher Provinzen lag, namentlich Frieslands, das er ſowenig als das Volk der Sachſen aus den Augen verlor. In der Bitte an den päpſtlichen Stuhl um Beſtättigung Cölns, als feſten Metropolitanſitz war auf deſſen vortheilhafte Lage zur Vollendung der Bekehrung Deutſchlands beſonderer Nachdruck gelegt und daß die Wahl der Stadt den Beifall der Fürſten, nämlich Pippins und Carlmanns habe. Allein ſo ſchnell und freudig Zacharias auf Bonifacius Vorſchlag eingieng, ſo kam er doch nicht zur Ausführung. Was ihn verhinderte, nachdem ſogar die fränkiſchen Fürſten ihn gebilligt hatten, iſt unbekannt und läßt ſich kaum errathen. Nach Einigen war es der ſchlimmere Theil der Cölner Geiſtlichkeit, welcher die apoſtoliſche Thätigkeit und Strenge eines Bonifacius haßte und für ſeine von Reginfried geduldete Bequemlichkeit des Lebens nicht wenig fürchtete; nach Andern waren es ſogar Biſchöfe, welche gegen ſeine Erhebung auf den Cölner, wie auf den Mainzer Stuhl Widerſtand erhoben. Jeden-

falls waren es einflußreiche Feinde, denen aber auch nicht weniger kräftige für Bonifacius gegenüber ſtanden. Um dieſelbe Zeit, wo es ſich um Erwählung Cölns zur Metropole handelte, wurde auch der Stuhl von Mainz erledigt. Biſchof daſelbſt war ſeit geraumer Zeit Gerold, ein von Carl Martell in ſeiner Weiſe beförderter ehemaliger Dienſtmann. Als die Sachſen im Jahre 743 nach der Niederlage der Bayern am Lech losbrachen, befand ſich in dem fränkiſchen Heerbann, den Carlmann alsbald gegen ſie in's Feld führte, auch Gerold mit allen ſeinen Dienſtmannen, blieb aber von dem Wurfſpieß eines Sachſen durchbohrt todt auf der Wahlſtätte. So groß Bonifacius Einfluß am Hofe Carlmanns war, ſo konnte er doch nicht verhindern, daß Rückſichten auf die vornehme Familie, ſowie das ſchon ſo lange eingelebte Herkommen über alle kirchlichen Beſtimmungen obſiegten und den Sohn des Gefallenen, Namens Gewilieb, der wie ſein Vater Carlmanns Dienſtmann und am Hofe beliebt war, zum Nachfolger in der biſchöflichen Würde ernannt wurde. Gewilieb, der bisher ſeine Zeit außer Waffenübungen und den am Hofe beliebten Spielen beſonders mit Hunden und Falken vertändelt hatte, empfieng mit der Prieſterwürde zugleich das Bisthum. Nicht als ob er ein Mann von ſchlimmen Sitten geweſen, — was Bonifacius ihm beſonders zum Vorwurfe machte, war das, daß er eines unkeuſchen und blutbefleckten Clerikers Sohn und ohne geiſtliche Zucht und Disciplin erzogen worden ſei. Kaum war aber der gefangene Sachſenfürſt Theoderich, nachdem er Treue geſchworen, ſeiner Haft entlaſſen, als er die Sieger auf's Neue zu den Waffen rief und Carlmann im Jahre 744 zum zweitenmal das Heer gegen ihn führen mußte. Nach dem Beiſpiele ſeines Vaters machte auch Gewilieb in Waffen den Feldzug mit. An der Weſer ſtanden ſich die feindlichen Reihen eine Zeit lang einander gegenüber. Da erfuhr Gewilieb, daß derjenige, welcher ſeinen Vater erſchlagen hatte, ſich bei dem ſächſiſchen Heere befinde, und ließ ihn zu einer Unterredung auffordern. Als der Sachſe ohne Arges ahnend ſich an der bezeichneten Stelle einfand, zog Gewilieb plötzlich das Schwert und durchbohrte ihn mit den Worten: „Da haſt Du den Stahl, womit ich den Vater räche!“ Die Folge dieſer Treuloſigkeit war ein blutiger erbitterter Kampf auf beiden Seiten. Gewiliebs That aber war ſo ſehr noch den aus dem Germanenthum herüberwirkenden Anſchauungen gemäß, daß Niemand darin einen harten Widerſpruch zu ſeiner biſchöflichen Würde erblickte, — Bonifacius ausgenommen. Geſtützt auf kirchliche Geſetze, daß kein blutbefleckter, namentlich des Meuchelmords ſchuldiger Biſchof ſein Amt verwalten könne, verlangte er deſſen Abſetzung. Eine Berufung nach Rom entſchied den canoniſchen Geſetzen gemäß. Zwar wäre Gewilieb nicht ſchwer geworden, Amt und Würde niederzulegen, aber nicht ſo leicht wollte er ſich von den Einkünften derſelben Kirche trennen. Er brachte es durch ſeinen Einfluß beim Hofe auch dahin, daß ihm die Villa Sponheim und die Kirche Kempten bei Bingen gelaſſen wurden; allein auch dagegen erhob Bonifacius Einrede

und einer wiederholten Berufung nach Rom folgte die vollkommene Billigung ſeiner Handlungsweiſe. Darauf wurde Gewilieb auf einer im Jahre 745 gehaltenen Synode förmlich abgeſetzt. Durch dieſe Erledigung des Mainzerſtuhles wußte der ſchon bisher widerſtrebende Theil der Cölner Geiſtlichkeit ſeine Plane durchzuſetzen, ſo daß Agilolf Biſchof von Cöln wurde, für Mainz aber Bonifacius in Vorſchlag kam. Allein auch hier fand ſeine Erhebung dieſelben Gegner wohl aus denſelben Gründen wie bei den Cölnern. Aber von all dem Staub, der unter dieſen Füßen emporgetrieben wurde, war nur Eine Ausſage der Wahrheit gemäß, — die nämlich, daß er ein Ausländer ſei und darum in Mainz nicht Biſchof werden könne. Die Abneigung und der Widerſtand war ſo groß, daß es vor den fränkiſchen Fürſten und den um ſie verſammelten Großen zu einer förmlichen Rede und Gegenrede kam. Auf der einen Seite ſtanden jene ganz verkehrten Menſchen, wie der Chroniſt ſagt, auf der andern Bonifacius mit ſeinen Schülern, Gregor von Utrecht und deſſen Genoſſen. Das Ergebniß des Widerſpruchs war vorauszuſehen, — ſeine Gegner wurden öffentlich ihres ſchweren Unrechts überführt und Bonifacius zum Metropoliten in dieſer Stadt ernannt. 746. So beſtieg er unter dem Zuſammenſtrömen einer großen Menge Volkes und unter dem lauten Jubel aller Anweſenden den biſchöflichen Stuhl von Mainz, vorerſt ohne päpſtliche Genehmigung, in der Abſicht, wie aus erhaltenen Briefen des Papſtes Zacharias erhellt, die ihm feindſeligen Gemüther des Clerus vorerſt zu beruhigen und zu verſöhnen, was um ſo nöthiger war, als ſie auch nach ſeiner Erhebung ihren Widerſtand ſo weit trieben, daß ſie ſich ſogar kirchlich von ihm trennen wollten. Aber ſchon im folgenden Jahre konnte er in dem Bittſchreiben um Beſtättigung, welches Biſchof Burchard von Würzburg mit noch andern Aufträgen nach Rom überbrachte, die freudige Nachricht geben, daß er viele ſeiner bisherigen Gegner verſöhnt und wieder mit ſich verbunden habe. Aber wie immer ſo namentlich jetzt mit dem Plane ſeines Lebens fertig, hatte er die Bitte beigeſchloſſen, in Anbetracht ſeines Alters und ſeiner körperlichen Schwäche für Mainz einen andern tauglichen Mann beſtellen, das Amt eines apoſtoliſchen Legaten aber behalten zu dürfen. Dieß wurde ihm unterm 1. Mai 748 gewährt und gemäß einer Urkunde vom 4. November deſſelben Jahres Mainz als Metropole für Bonifacius und ſeine Nachfolger beſtättigt und ihr die Stühle von Tongern, Cöln, Worms, Speier und Utrecht, ſowie alle Völker Germaniens, welche durch Bonifacius zum Chriſtenthume bekehrt werden, untergeben. Dieß hatte man nach Othlo damals nicht anders verſtanden, als daß die Mainzer Kirche, welche früher einer andern unterthan war, jetzt zur Metropole aller in Germanien gelegenen Kirchen erhoben ſei. Daß die Bisthümer Erfurt, Buraburg, Würzburg und Eichſtädt zum Mainzer Metropoliten-Sprengel gehörten, verſtand ſich von ſelbſt, — dazu gehörten aber auch Augsburg, Straßburg, Conſtanz und Chur, ſchon aus dem Grunde, weil ſie zu einem andern Prima-

tialverbande nicht gehört hatten, alſo auch nicht getrennt zu werden brauchten. Als ſpäter Cöln mit Tongern und Utrecht von Mainz getrennt wurde, ſo kamen dagegen die ſpäter geſtifteten Bisthümer Paderborn, Halberſtadt, Hildesheim und Verdun, noch ſpäter ſogar Prag und Olmütz hinzu, ſo daß Mainz vierzehn Suffragane zählte.

Während dieſer Neugeſtaltung in kirchlichen Verhältniſſen hatten ſich gleich wichtige Veränderungen auf dem politiſchen Gebiete des Reiches begeben, andere ſich allmählig vorbereitet. Im Jahre 748 legte Carimann die Regierung nieder, um den Reſt ſeiner Tage ganz dem beſchaulichen Leben zu widmen. Wer ihn zu dieſem Entſchluſſe bewogen habe, läßt ſich nicht mehr genau beſtimmen. Während nach einigen Annaliſten der Alemannenkrieg und das darin namentlich auf der Wahlſtätte bei Cannſtadt vergoſſene Blut ihn mit Gewiſſensbiſſe erfüllte, verſichern Andere, daß er nur aus Liebe zu einem ſtillen und beſchaulichen Leben dieſen Entſchluß gefaßt habe. Wenn Luden dagegen erinnert, daß unter den Fürſten, welche damals die Krone niederlegten und aus dem Wogen der Welt zu dem ruhigen Felſen des Glaubens und der Andacht flüchteten, kaum einer gefunden werden möchte, welcher aus reiner Sehnſucht nach dem ewigen Heile der Welt entſagt hätte, ohne durch irgend eine That der Leidenſchaft oder des Unglücks den innern Frieden verloren zu haben, und ohne deßwegen geängſtigt zu ſein von dem Dunkel der Ewigkeit, — ſo iſt gegen dieſe Sprache eines Gelehrten unſerer Zeit mit Recht erinnert worden, daß die Sehnſucht nach dem Frieden, wie ihn die Welt nicht gibt, tief und unaustilgbar in jeder Menſchenbruſt ruhe, und kann hinzugefügt werden, daß, wenn es allerdings bei Vielen harter Schläge bedurfte und furchtbarer Schickſale, um dieſe ſchlummernde Sehnſucht zu wecken, Carlmann ganz beſonders ſo viel Liebliches und Einladendes in ſeiner nächſten Nähe erblickte, daß es nicht eines dampfenden Blutbades, noch der unförmlich aufgethürmten Haufen gräßlich Erſchlagener bedurfte, um ihm das blutige Schwert aus den Händen zu reißen und ihn in die beſeligende Einſamkeit einer Kloſterzelle zu treiben. Es war Bonifacius, — ſeine perſönliche Erſcheinung, ſeine mitten in der Wildniß des hercyniſchen Waldes zauberhaft ſich erhebenden Werke. Er mußte auf alle, denen er nahte, ſchlechte Pfaffen ausgenommen, denn dieſen war ſchon jeder Blick aus ſeinen Augen, und jedes Wort aus ſeinem Munde ein bitterer Vorwurf, — einen wahrhaft bewältigenden Eindruck machen. Außerdem hatte Carimann aber auch das Beiſpiel anderer Fürſten vor ſich, — ſo waren es im erſten Viertel des achten Jahrhunderts nicht weniger als neun angelſächſiſche Könige, welche ihre Paläſte mit einer Zelle des Kloſters vertauſchten. Nachdem er vorher noch Bonifacius ſeine Schenkung Fulda hatte verbrieſen laſſen, reiste er von einer Anzahl Kloſtergeiſtlichen begleitet nach Rom, beſuchte unterwegs das Kloſter St. Gallen, das auf ſeine Bitte Pippin königlich beſchenkte, und in Pavia den Longobardenkönig Rachis, der einige Zeit darauf ſammt Gemahlin und Tochter auch die Welt verließ und ihm

nach Monte Caſino folgte. In Rom von Papſt Zacharias zum Cleriker geweiht, legte er in die Hände des Abtes Optatus zu Monte Caſino die Gelübde ab und baute auf dem Berge Soracte neben der Sylveſterkirche ein Kloſter. Allein der Beſuch der nach Rom wallenden Franken wurde für ihn ſo ſtörend, daß er ſich ganz nach Monte Caſino zurückzog. Carlmanns Abdankung und der auf ſeine Bitte der Haft entlaſſene Grippo brachten dem Reiche neue Verwicklungen, von denen aber auch Bonifacius ſchmerzlich berührt werden ſollte. Grippo's Verbindungen mit den Sachſen nämlich und ihre dadurch hervorgerufenen Einfälle bedrohten einen großen Theil ſeiner Schöpfungen geradezu mit dem Untergange. Erſt nachdem Grippo auch in Bayern beſiegt und die Sachſen von Pippin mit Hülfe der Frieſen und Slaven überwunden waren, erſchien das drohende Verderben beſeitigt. Das wichtigſte Ereigniß darnach war die Verdrängung des letzten Merowingers vom fränkiſchen Throne, die Erhebung Pippins und deſſen Krönung. Daß Bonifacius von allen dieſen wichtigen Ereigniſſen, ehe ſie eintraten, Kenntniß hatte, wird wohl Niemand läugnen, ſie aber ſeinem Willen und ſeinem Einfluſſe zuſchreiben, iſt ein Unrecht gegen den natürlichen Entwicklungsgang der Geſchichte. Die That Pippins war ihm von ſeinem Vorfahren förmlich überliefert, von den drängenden Verhältniſſen geradezu vorgeſchrieben. Wir haben ſchon die Gründe angegeben, welche einen Charakter, wie Bonifacius war, hinderten, in ſolcher Luft zu athmen, in ſolchen Angelegenheiten mitzureden und mitzuhandeln. Um dieſe Zeit als Pippin den Königstitel annahm, ſtarb Papſt Zacharias, 14. März 752. Auf ihn folgte Stephan II. Aus dem demuthsvollen Schreiben, welches Bonifacius alsbald an ihn richtete und in welchem er ihn um ſeinen Rath und Beiſtand bat, wenn er je ſeit ſechsunddreißig Jahren ſeiner Sendung etwas zur Ehre Gottes und zum Nutzen und Frommen der Kirche gethan habe, — erfahren wir, daß die Sachſen in ihren wiederholten Einfällen nicht weniger als dreißig Pfarr- und Kloſterkirchen in Schutt und Aſche gelegt hatten. Pippin ließ dieſe Verwüſtungen, die bis an den Rhein ſich erſtreckten, nicht ungeſtraft, drang mit dem fränkiſchen Heerbann ſogar bis über die Weſer in die Gegend von Minden, wo es zu einem Frieden kam, in welchem die Sachſen unter Anderm Pippin einen jährlichen Tribut von dreihundert Pferden verſprachen, — aber erſt ſein großer Sohn machte dieſen nie raſtenden Verheerungen auf eine furchtbare Weiſe ein Ende. Bonifacius bemühte ſich indeſſen eifervoll wieder aufzubauen, was Feindesgewalt in Trümmer geworfen. Er war endlich, nachdem auch dieſe Verwüſtungen wieder getilgt waren, an der Stelle angelangt, von wo er mit dankerfülltem Aufblick die weitgeſtreckte mühevolle Laufbahn überſchauen konnte, die er in Mitte ſo treuergebener opferfreudiger Schüler ſeit mehr denn dreißig Jahren beſchritten hatte. Es war aber, als ob ſein hohes Alter jugendliche Kraft erquickte. Zur ſelben Zeit als die Angelegenheiten Italiens ſich zu einem Knoten ſchürzten, den das fränkiſche Schwert zerhauen ſollte, war er

eben im Begriff, durch all die Gauen noch einmal zu wandeln, in denen er das Chriſtenthum verkündet oder befeſtigt hatte. Nachdem er Lullus, einen geborenen Angelſachſen, einen ſeiner tüchtigſten und eifrigſten Schüler, den er lange geprüft und in ſchwierigen Sendungen bewährt gefunden, zu ſeinem Nachfolger gewählt, die biſchöfliche Weihe ertheilt und die Verwaltung der Diöceſe Mainz übertragen hatte, finden wir ihn in demſelben Jahre in Aſchaffenburg, wo er die erſte Kirche gründete und ein Benediktinerkloſter ſtiftete. Um dieſe Zeit muß es geweſen ſein, daß er Pirmin, den Stifter ſo vieler Klöſter in Bayern, Alemannien und Elſaß, in ſeinem Kloſter Gemundium, dem heutigen Hornbach unweit Zweibrücken beſuchte. Von da wendete er ſich nach Bayern, in derſelben Abſicht an dem Gedeihen ſeiner Stiftungen ſich zu laben und hinwegzuräumen, was ihnen hindernd im Wege ſtand. Eben in dieſe Zeit fällt die Einweihung der Kirche des Kloſters Altomünſter, das ein vornehmer Schotte oder Irländer, Namens Alto gegründet hatte. Bonifacius ſollte aber auch noch die Freude erleben, daß manche jener Uebelſtände, deren Beſeitigung er bis jetzt umſonſt angeſtrebt, endlich doch beſeitigt wurden. Den Metropolitanſitz in Trier hatte ſammt Rheims einer der Männer Martells, Milo mit Namen, ſeit vierzig Jahren inne, ohne daß es möglich geweſen wäre, ihn von der Stelle zu rücken. Als er im Jahre 753 ſtarb, wurde Weomad Abt des St. Maximins-Kloſters, Erzbiſchof von Trier, auf den Stuhl von Rheims aber Tilpin erhoben. In demſelben Jahre war auch der Biſchof von Cöln gegen die Sachſen geblieben und damit endlich Bonifacius Lieblingsplan zur Reife gediehen, Utrecht, auf das bisher die Cölner Biſchöfe große Anſprüche erhoben, aber keine Mühe verwendet hatten, als ein dem römiſchen Stuhl unmittelbar unterworfenes Bisthum zu erheben, und dann da ſein Leben zu beſchließen, wo er vor ſiebenunddreißig Jahren ſeine ruhmvolle, ſegensreiche Thätigkeit begonnen. Er muß in ſeinen letzten Lebensjahren mehr als einmal in Friesland geweſen ſein und ſich von den dortigen zum Theil ſehr betrübenden Verhältniſſen überzeugt haben, ehe er ſeinen letzten Gang dahin antrat. Er fand allerdings Vieles erhalten, was Willibrord und nach ihm Andere gepflanzt hatten, aber auch nicht Wenige wieder ihrem früheren Wahn zugethan, ſo daß nach ſolchen Erfahrungen der Entſchluß feſtſtand, den Reſt ſeines Lebens Friesland zu widmen. Vor Jahren waren ſeine Augen beinahe ſehnſüchtig auf das Cölner Bisthum gerichtet, da er von dort aus der genannten Provinz ſich widmen konnte, jetzt, da mit ihm Trier zugleich erledigt war, verlangte er keines von beiden, dagegen aber das arme von Gefahren umringte Utrecht.

4) Mit dem Vorgefühl, daß es ſeine letzten Bitten ſeien, wendete er ſich an den vielvermögenden und in die Staatsgeſchäfte des fränkiſchen Reichs tief eingeweihten Abt Fulrad von St. Denys und Hofkaplan bei König Pippin, ihm für die in ſo vielen Nöthen bewieſene herzliche Freundſchaft und brüderliche

Liebe dankend und dafür himmlischen Lohn wünschend; denselben Dank bitte er König Pippin zu sagen für alles Gute, das er an ihm gethan. Seine königliche Hoheit möge ihm aber in Betreff seiner Schüler eine Erklärung zukommen lassen, in welcher Weise für ihre Zukunft gesorgt werde. Die meisten seien Fremdlinge, — einige an vielen Orten zum Dienste der Kirche und der Völker angestellt, andere als Mönche in Zellen zum Unterricht der Kinder und zur Pflege der Wissenschaften vertheilt, und noch andere schon tief in den Jahren hätten lange Zeit mit ihm gearbeitet. Für sie alle sei er ängstlich bekümmert, daß sie nach seinem Tode nicht verlassen werden, besonders flehe er, daß Lullus als Lehrer und Prediger der Priester und Völker von Pippin genehmigt werde. Er hoffe zu Gott, daß die Priester an ihm einen Meister, die Mönche einen ordentlichen Vorsteher, die christlichen Völker einen treuen Prediger nnd Hirten haben werden. Vor Allem wünsche er, daß dieß geschehe, weil seine Priester an den Grenzen der Heiden ein armseliges Leben führen. Das Brod, das sie essen, könnten sie wohl erwerben, Kleidung aber dort nicht finden. Wenn sie nicht Unterstützung und Hülfe anderswoher empfangen, so könnten sie an jenen Orten unmöglich im Dienste des Volkes beharren, noch alle die Leiden und Mühseligkeiten ihres Berufes ertragen. Endlich bitte er durch den Boten, der das Schreiben überbringe, um Anzeige der Gewährung seiner Wünsche, damit er seiner Gnade versichert, leichteren und freudigeren Herzens leben oder sterben könne. Pippin genehmigte alsbald seine Bitten, wofür ihm Bonifacius mit gerührten Worten dankt mit der Nachricht, daß er von einer Krankheit, die ihn befallen, wieder hergestellt sei, und dann anfragt, ob es des Königs Wille sei, daß er auf dem nächsten Reichstag erscheine, damit war der um diese Zeit abgehaltene Reichstag zu Vermeria gemeint, eine an der Oise in der Diöcese Soissons gelegenen königlichen Villa. Dort bestättigte Pippin nach einer am 23. Mai 753 ausgestellten Urkunde alle die Schenkungen, welche sein Vater und Bruder, sowie der ältere Pippin der Kirche zu Utrecht gemacht hatten, und genehmigte, daß Bonifacius die Verwaltung des Bisthums übernehme. Darauf berief Bonifacius eine Synode nach Mainz, wo er seine Würde als Erzbischof von Mainz in die Hände seines früher schon gewählten Coadjutors Lullus niederlegte und ihm väterliche Fürsorge für seine Schüler und Freunde empfahl, — die Obhut der Nonnenklöster übertrug er Lioba mit dem Befehl, sie einst neben ihn in Fulda zu begraben. Nachdem er dann die Schüler und Genossen, die ihn nach Friesland begleiten sollten, ausgewählt, — nämlich außer Eoban, den er zum Bischof von Utrecht bestimmte, sich selbst die Verwaltung des Bisthums vorbehaltend, noch drei Priester Wintrung, Walteri und Adalar, eben so viele Diaconen Hamunt, Seirbald und Bosa und vier Mönche Waeear, Gundwaeear, Illeshere und Bathowolf, nahm er unerschüttert unter der tiefsten Bewegung aller Anwesenden schmerzlichen Abschied, bestieg mit den Seinen ein Schiff und fuhr den Rhein hinab seinem

längſt erſehnten Ziel entgegen. Er landete auf der Oſtſeite des Zuyderſees damals Elmere genannt, wahrſcheinlich in der Nähe der heutigen Stadt Kampen. Es wird unbedingt Glauben verdienen, wenn von den großen Ergebniſſen ſeiner Wirkſamkeit unter den Frieſen berichtet wird. Seine langjährige Erfahrung auf dieſem Gebiet, ſein glühender Eifer wie der ſeiner Schüler, beſonders aber der Eindruck ſeiner würdevollen Perſönlichkeit mußten Außerordentliches erzielen. Lüdger, der erſte Biſchof von Münſter, der ihn als Knabe um dieſe Zeit mit eigenen Augen geſehen hatte, verſichert, daß ſeine Erſcheinung einen unauslöſchlichen Eindruck in ihm hervorgerufen und ſein weißes Haar, ſeine ehrfurchtgebietende Geſtalt, die zwar von der Laſt des Alters etwas gebeugt war, aber in Wort und Blick beinahe jugendliches Feuer gezeigt habe. Als die erſten Hinderniſſe überwunden waren, drang er mit ſeiner hl. Schaar unbeläſtigt gegen Norden. Vorher weihte er Eoban zum Biſchof von Utrecht, und beſtellte Gregor, der ihm ſchon als Knabe mit Begeiſterung gefolgt war, als Abt des Kloſters von Utrecht, — einer Schule, aus der ſpäter die eifrigſten Sendboten für das Sachſenland hervorgiengen. Wie aber die Nachricht von ſeiner Wirkſamkeit bei allen chriſtlichgeſinnten Leuten Jubel hervorrief, ſo drohend erhob ſich die Erbitterung bei demjenigen Theil des Frieſenvolkes, der um keinen Preis von ſeinen Götten laſſen wollte und Bonifacius mit ſeiner ganzen Schaar als fränkiſche Sendlinge glühend haßte.

Er hatte zuletzt in der Gegend zwiſchen Leuwerden und Gröningen Viele getauft, ſich dann noch weiter nach Norden begeben und kam ſo in die Gegend der heutigen Stadt Dokum, — da wo das Flüßchen Bordne, jetzt Bordau, die Gegend bewäſſert und die beiden Gaue Oſtar und Weſther trennte. Hier ließ er, entſchloſſen einige Zeit zu bleiben, für ſich und ſeine Begleiter Zelte aufſchlagen. Er hatte die Neugetauften wieder entlaſſen mit der Ermahnung, wenige Tage nach dem Pfingſtfeſte, das in dieſem Jahre auf den 25. Mai fiel, zum Empfang der Firmung wiederzukehren. Es war der 5. Juni, als er ſeine Täuflinge erwartete. Aber am frühen Morgen, als die Sonne kaum ſich erhoben, ertönten plötzlich ſtatt der Loblieder der Erwarteten ringsum Waffengetös und wirres Geſchrei. Ein zahlreicher Haufe heidniſcher Frieſen drang vollſtändig bewaffnet mit wilden Gebärden auf den Lagerplatz der Miſſionäre ein. Bei ſo drohender nahender Gefahr wollten Bonifacius Begleiter Gewalt mit Gewalt vertreiben und ergriffen ſchnell, was zur Abwehr dienlich ſchien. Da trat Bonifacius aus dem Zelte und flehte ſie an, davon abzuſtehen: „Ich flehe euch an, laſſet ab, meine Kinder, von dem Streite, — fern ſei aller Kampf und Krieg gegen unſere Feinde!“ Darauf wendete er ſich zu den Prieſtern, Diaconen und Ordensgeiſtlichen in ſeiner Landesſprache: „O meine vielgeliebten Brüder, wenn an der göttlichen Liebe euch irgend gelegen iſt, wenn die Erinnerung an all meine väterlichen Ermahnungen etwas bei euch vermag, ſo zeiget es jetzt in dieſer Stunde! Bedenket, was der Herr ſpricht: „„Fürchtet

euch vor denen nicht, welche den Leib tödten, die Seele aber nicht tödten können!"" Während er so redete und auf den sichtbar nahen Tod sich vorbereitete, drang der Haufe auf sie ein. Der erste, der unter ihren Streichen hinsank, war ein Laie Namens Hiltibrand, der den Tisch zu besorgen hatte und kaum angekleidet in bloßen Füßen ihnen sich engegen stellte. Sein Bruder, der Diacon Hamunt wurde niedergehauen, als er eben aus dem Zelte trat, — darnach fiel Einer um den Andern. Bonifacius empfing stehend, betend und das Evangelienbuch hoch empor haltend den Todesstreich. 5. Juni 755. Und mit ihm litten zweiundsiebenzig den Tod für ihren Glauben. Ueber die Erschlagenen weg drang der Haufe eilfertig in die Zelte und raubte, was sich an Kleidungsstücken, Büchern, Reliquien und sonstigen Gegenständen vorfand. Dann eilten sie auf die Schiffe, in welchen Wein und Nahrungsmittel aufbewahrt waren und berauschten sich in dem vorgefundenen Weine. Noch waren die mit Büchern bepackten Kisten uneröffnet, — da entspann sich über die Vertheilung der darin vermeintlichen reichen Schätze zuerst ein Wortwechsel, dann Streit, der zum blutigen Kampf wurde, in welchem ein Theil todt auf dem Platze blieb. Als die Andern sich über die Vertheilung der in den schweren Kisten geglaubten Reichthümer geeinigt hatten, wurden jene erbrochen, — darin aber nichts gefunden als Bücher und Schriften, und sie voll Zorn, aber auch aus abergläubischer Furcht vor den wunderlichen unverständigen Schriftzeichen auf dem Felde umhergestreut oder im Schilfe der Sümpfe versteckt. Sie wurden meist nachher wieder aufgefunden, — eines davon soll noch jetzt in Dokum vorhanden sein, drei andere in Fulda darunter das durchhauene Evangelienbuch, das Bonifacius in dem Augenblicke hoch in den Händen hielt, als das Schwert über ihn geschwungen wurde. Auf die Kunde von der Ermordung des Heiligen und seiner Genossen ergriffen die zunächst wohnenden Friesen die Waffen und brachen Sühnung fordernd in die noch heidnischen Gaue ein. Von dem Abscheu über die That zeigt noch nach Jahrhunderten die Sage, daß das Geschlecht der Mörder als Gotteszeichen einen weißen Haarschopf auf dem Scheitel trage. Ein Theil der Ermordeten wurde an dem Orte begraben, wo man sie auffand und an der Stelle nachmals auf Befehl Pippins eine Kirche erbaut, um welche nach und nach die Stadt Dokum heranwuchs. Die Leichname des Bonafacius und der genannten Priester, Diaconen und Klostergeistlichen nebst dreizehn andern Genossen wurden sorgfältig erhoben, nur das Haupt des Bischofs Eoban konnte nicht aufgefunden werden, und nach Utrecht gebracht, von wo dann Bonifacius nicht ohne Widerstreben der Einwohner von Utrecht zuerst nach Mainz und von dort seinem letzten Willen gemäß nach Fulda gebracht und hier in einem steinernen Sarkophage, da wo jetzt der Haupteingang zur Domkirche ist, feierlich beigesetzt.

Wir haben das Leben und Wirken dieses Mannes mit Absicht bis in's Einzelne geschildert, um die mühevollen Arbeiten zu zeigen, unter denen einst Deutsch-

land den Chriſtenthume gewonnen und die Grundlage unſerer Bildung gelegt wurde, namentlich aber auch um an einem erhabenen Beiſpiele die unläugbar großen Verdienſte der Kirche und ihrer Sendboten zu beweiſen. Dem wurde beſonders in unſerer Zeit heftig widerſprochen oder vielmehr durch Erhebung von vielen Gegenanklagen beinahe Alles abgemarktet. Uns deucht mit großem Unrecht, ſowohl was den Inhalt der verſchiedenen Beſchuldigungen als die Gründe betrifft, durch welche jene geſtützt werden ſollten. Das allererſte ganz unentbehrliche Erforderniß zu einem gerechten Urtheil über eine längſt entſchwundene Zeit und ihre Zuſtände iſt, davon ſich eine deutlich klare Vorſtellung zu entwerfen und davon alle fremden nachgeborenen Anſchauungen und Begriffe ferne zu halten. Unſere Zeit iſt mehr denn tauſend Jahre von der entfernt, in welcher Bonifacius lebte und wirkte, — aber weit größer als die der Zeit iſt die Entfernung und Entfremdung durch ganz andere Bedürfniſſe und Lebensanſchauungen, ſo daß wenn Einer jener Männer ſeinem Grabe in Fulda, Eichſtädt oder Mainz entſtiege, er ſich auf der Erde, welche ſie einſt aufgebrochen und unter den Menſchen, deren Urgroßältern ſie einſt getauft und chriſtlich erzogen hatten, ſich auszukennen außer Stand wäre. Sie darum nach Dingen zu fragen, die einſt nicht waren, noch ſein konnten, — ſie um Grundſätze willen anklagen, die einſt die einer halben Welt waren und ſie endlich nach Begriffen und Thatſachen moderner Zeit, die ſie nicht einmal ahnen konnten, verurtheilen, das iſt ungerecht und lächerlich zugleich. Nun der Kern der meiſten gegen Bonifacius und deſſen Genoſſen erhobenen Anklagen iſt, daß er nicht einen Theil ſeines Glaubens über Bord geworfen, noch kirchlich politiſche Zuſtände geſchaffen habe, wie ſie einem Theil unſerer Gelehrten als Ideal vorſchweben, — unſerer Gelehrten, die aber gänzlich außer Stande ſind, auch nur einen winzigen Theil des Elendes und der Noth unſerer Zeit wegzuſchreiben oder wegzurathen, deſſen ungeachtet aber kühn genug ſind, einem Mann, der nur Lebenskräftiges geſchaffen, vornehm zu meiſtern. Alſo die hauptſächlichſten Anklagen gegen Bonifacius ſind, daß er beſchränkten Geiſtes und abergläubiſchen Herzens der römiſchen Hierarchie als willfähriges Werkzeug gedient, ſtatt eine unabhängige germaniſche Nationalkirche gegründet, dieſe auf Jahrhunderte in klägliche Feſſeln geſchlagen und dadurch alles Unheil verſchuldet habe, das aus dieſen ſchmachvollen Verhältniſſen für Volk und Land ſtromweiſe ſei hervorgeſchoſſen. Wir dagegen ſind der Anſicht und ſtützen uns auf das hier allein entſcheidende Zeugniß der Geſchichte, daß Bonifacius auf der Höhe, auf der Zinne ſeiner Zeit ſtand, und an Wiſſen und Gelehrſamkeit, an wiſſenſchaftlicher Thätigkeit den Beſten damaliger Zeit wenigſtens nicht nachſtand. Beweis deſſen iſt, daß er dem gelehrteſten Orden ſeiner Zeit angehörte, der, wie kein anderer weder vor noch nach ihm in die dichte Wildniß und Finſterniß jener Welt breite Straßen gebrochen, mit unendlicher Mühe die ſpärlichen Reſte von Kultur und Wiſſenſchaft gehütet und einer faſt undankbaren Zeit herüber gerettet hat. Beinahe jeder von Bonifacius Briefen iſt ein ſelbſtredender Beweis dafür,

wie vertraut er mit der hl. Schrift in allen ihren Theilen war und die besten Commentatoren kannte, wie sorgfältig bedacht er auf Abschriften gewesen, mancher Theile sogar in goldener Schrift. Die Frage, ob er seine Aufgabe besser gelöst, wenn er die griechischen Klassiker gekannt oder Manetho und die Reihe egyptischer Dynastengeschlechter, wird wohl nicht erhoben werden. Wenn er gegen Presbyter Virgilius klagend auftrat, daß er eine andere Welt und andere Menschen unter der Erde annehme, und wenn dieß in unserer Zeit als die Lehre von den Antipoden oder Gegenfüßlern gedeutet wurde, so sind die uns erhaltenen Nachrichten darüber zu spärlich und zu undeutlich, um ein endgültiges Urtheil fällen zu können. Daß er in Rom anfragte, was man mit denjenigen Menschen und Thieren anfangen solle, welche mit dem Aussatze oder der Raude befallen seien, und ob man den Neubekehrten gestatten solle, daß sie Häher, Krähen und Störche äßen, ebenso ob der Genuß von Bibern, Hasen und wilden Pferden zu erlauben sei, — hat man lächerlich und abgeschmackt gefunden, sich sogar um den Küchenzettel der Deutschen zu bekümmern, — aber man hat dabei übersehen, daß er das Beispiel der Apostel für sich hatte, welche den Neubekehrten zu Antiochien von dem Blute und dem Erstickten zu genießen verboten, und ob es nicht seine Absicht war, das wilde Volk seiner gewöhnten rohen Nahrung zu entwöhnen und zu Ackerbau und Gesittung zu bringen. Nicht weniger unbegründet und ungerecht erscheint uns der am meisten wiederholte Vorwurf, daß er, statt die deutsche Kirche in Freiheit und Unabhängigkeit aufzubauen, sie in drückende römische Abhängigkeit geschlagen habe. Aber ganz abgesehen davon, daß aus der langen Reihe derer, welche diese Anklage erhoben haben, auch nicht Einer ist, der aus seinen Büchern und gesättigt in allen Bequemlichkeiten des Lebens dem armen Mönche und seinen hungernden und von Allem entblößten Genossen nach einem Jahrtausend sagen könnte, wie er jene jetzt so beliebten freien Gemeinden hätte schaffen sollen, — ganz abgesehen von dieser nachgeborenen unfruchtbaren Gelehrsamkeit, — der Primat Roms war Bonifacius ein Glaubensartikel, und, wo er hinblickte, von den christlichen Völkern anerkannt, und für christliche Ordnung und Verfassung segensreich wirkend. So war es in seinem Vaterlande, so in Gallien, in dem Theil von Deutschland, wo das Christenthum schon vor ihm war gepredigt worden, — er fand es nicht anders jenseits der Alpen. Gerade dieser Rückhalt an längst bestehender, nicht von ihm neugeschaffener Ordnung gab seiner Thätigkeit höhere Berechtigung und vernichtete einen Theil jener Hindernisse, welche Rohheit und Gewalt ihm entgegenstellten. Mit jener Unterordnung unter eine höhere Gewalt war aber weder sein Auge getrübt, noch seine Zunge gebunden, — nie hat Tadelnswerthes in Rom einen strengeren Beurtheiler gefunden. Als die Nachricht sich verbreitet hatte, daß für die Ertheilung von Pallien von der Curie Geld erhoben werde, machte er Zacharias freimüthige Vorstellungen. Ebenso daß in Deutschland erzählt werde, wie man in Rom jedes Jahr

nach Gewohnheit der Heiden Tänze durch die Straßen aufführe, unchriſtliches Geſchrei erhebe und gottloſe Geſänge anſtimme, Tag und Nacht die Tiſche mit Gaſtmahlen überlade, ohne daß Einer dem Andern auch nur Feuer und Geſchirr leihe oder eine nachbarliche Gefälligkeit erweiſe, — auch habe man Weiber geſehen, welche nach heidniſcher Sitte mit Amuleten an Armen und Beinen dieſelben Andern feil geboten. „Wenn ihr, ehrwürdiger Vater, dieſes Heidenthum in Rom abbeſtellt, ſo werdet ihr euch großen Lohn und uns die kräftigſte Förderung des kirchlichen Unterrichts verſchaffen.“ Ja als er hörte, daß das Wallfahren von Frauen und Nonnen aus England nach Rom vielen zum geiſtigen und leiblichen Verderben gereiche, erhob er laut ſeine Stimme dagegen. In einem noch erhaltenen Schreiben an Cudberth, Erzbiſchof von Canterbury, verlangt er in bittenden und in ſtrengen Worten die Abſtellung dieſes Aergerniſſes. „Außerdem verſchweige ich deiner Liebe nicht, daß die Güte, Ehrbarkeit und Zucht enerer Kirche verſpottet wird. Es würde eine Minderung der Schande ſein, wenn die Synode oder euere Fürſten den Weibern und Nonnen, die Reiſen und Beſuche unterſagten, die ſie nach Rom und zurück machen, indem ſie großen Theils zu Grunde gehen und wenige rein bleiben. Denn es ſind wenige Städte in der Lombardei, in Frankreich oder in Gallien, wo nicht eine Gefallene oder Feile aus England gefunden wird, was ein Aergerniß und eine Schande für die ganze Kirche iſt.“ Endlich wird auch der Vorwurf gegen Bonifacius erhoben, als habe er die Wege betreten und vorgezeichnet, auf denen die ſpätern Biſchöfe und Aebte Reichsſtände geworden, und damit all das verſchuldet, was aus dem Mißbrauche dieſer machtvollen Stellung für Land und Volk hervorgegangen. Es iſt aber eine beiſpielloſe Unkenntniß unſerer Nationalgeſchichte, Macht und Einfluß des Prieſterthums von Bonifacius Zeit herzuleiten. Lange vorher, ehe ein Kreuz auf deutſcher Erde errichtet wurde, war nach dem unbeſtochenen Zeugniß des Tacitus die Würde des Prieſterthums der Macht des Königthums gleich. Gleichviel welches die Beweggründe Chlodwigs zu ſeiner Taufe waren, es gebot ihm Ehrfurcht oder Politik Würde und Macht derjenigen zu achten, die ihm die göttliche Offenbarung vermittelten oder als Werkzeuge zur Durchführung ſeiner ehrgeizigen Plane dienlich waren. Waren Prieſter alſo vor Chlodwig ſchon auf den März- und Maifeldern erſchienen, ſo waren ſie ihm und ſeinen Nachfolgern als Rathgeber, als Inhaber von großem Beſitz und einflußreicher Stellung geradezu unentbehrlich. Freilich waren die Synoden urſprünglich nur Verſammlungen zuſammenberufen von kirchlicher Obergewalt und zur Berathung kirchlicher Angelegenheiten. Aber wenn in unſerer Zeit kirchliche und ſtaatliche Intereſſen ſo ſchwer zu trennen ſind, um wie viel weniger in jenen Tagen, wo nur durch die Hülfe der Kirche die Grenzen des Reiches ausgedehnt und innerhalb derſelben Geſetz und Ordnung gehandhabt wurden. Eben darum, wegen der Einheit oder der Verſchlingung derſelben Intereſſen, mußten die Verſammlungen der weltlichen Optimaten und der kirchlichen Würdeträger wie der Zeit ſo dem

Orte nach bald einander näher rücken, — die Synode wurde zur Reichsversammlung, die Bischöfe Reichsstände im fränkischen Reich, ehe Bonifacius seinen Fuß auf das Festland setzte. Ja gerade er war es, welcher das Leben derjenigen Bischöfe, welche durch weltliche Verbindungen oder Beschäftigungen von ihrem Amte abgezogen wurden, laut und streng tadelte. „Jagden und Streifereien durch die Wälder mit Hunden," schreibt er an den Erzbischof von Canterbury, „sowie das Halten von Falken, ebenso in weltlicher Kleiderpracht, Soldatenmänteln und Waffen einherzugehen, haben wir strenge untersagt." Von dem strengen Ernste, mit dem er Metropoliten und Bischöfe ausschließlich ihrem Amt erhalten wollte, davon zeugen die Beschlüsse der Synoden, denen er als päpstlicher Legat präsidirte, — namentlich aber seine unerbittlichen Maßnahmen gegen Gewilieb von Mainz. Wollte Gott, das Wehen seines Geistes wäre in den folgenden Jahrhunderten von denjenigen gefühlt worden, welche in einflußreicher Stellung über weltlichen Interessen Amt und Würde des Priesterthums gänzlich vergessen konnten, — die Kirche, Reich und Nation wären so manchen schmerzlichen Verlusten und bittern Erfahrungen enthoben gewesen!

Das ist aber der unsterbliche Ruhm dieses Mannes, daß Alles, was die Geschichte von politischer Größe, von wissenschaftlichem Ruhm, von dem streng christlichen Ernste unserer Nation rühmt, auf den tiefen Grundlagen ruht, welche er in Gemeinschaft mit gleich armen Genossen einst eingesenkt hat. Er besaß aber auch alle jene Tugenden und Eigenschaften, mit denen die Männer stets geschmückt waren, welche die göttliche Vorsehung als Väter und Lehrer von Zeit zu Zeit den Nationen sendet. Arm und fremd an unwirthlicher Küste landend hat er mit Gründung der deutschen Kirche uns als Nation geistig gezeugt. Was Andere in kurzer Zeit mit gebrochenem Muthe von dannen getrieben, das stählte seine Kraft wie seine Hoffnung. Auf einem Boden, auf dem Wildniß und Finsterniß auch die nächste Stelle bedeckte, blickte sein Auge mit Ruhe und Klarheit in die weiteste Zukunft, — war er im Stande mit sicherer Hand die deutlichen Umrisse seines glorreichen Werkes wie in den Sand zu zeichnen. Strenge gegen sich selbst schmückte ihn wie alle Lieblinge des Menschengeschlechts eine brennende Liebe gegen alle die, zu denen er gesendet war. Beinahe von allem zum Leben Nothwendigen entblößt floh er die Nähe und die Verbindung des königlichen Hofes, schmerzlich die Tritte betrachtend, welche von daher führten und dahin zeigten. Ein Muster von Demuth und Gehorsam gegen die ihm Vorgesetzten hat er laut und unerschrocken getadelt, was er irgend Tadelnswerthes fand. Ganz erfüllt von seiner göttlichen Sendung, war ihm Alles, was damit nicht in Zusammenhang stand, fremd und unbekannt. Was aber seinen Muth unter den tausend Nöthen und Gefahren, die ihn umringten und begleiteten, bis zum letzten Schwertschlag hob und stärkte, das war der unerschütterliche Glaube an den Schutz und die Nähe göttlicher Gnade. Mit Einem Worte, Bonifacius war einer jener großen Männer, welche ihre weltgeschichtliche Sendung

mit klarem Blick erkannt, mit winzig kleinen Mitteln und ungebrochenem Muthe verfolgt haben und dafür freudigen Herzens gestorben sind.

Kapitel 5.

Carl der Große.

1) Pippin hatte unter Zustimmung des Adels und der Geistlichkeit das Reich in der Weise unter seine Söhne getheilt, daß Carl, als dem älteren, alle nördlich gelegenen Länder von der Werra bis gegen die Garonne hin, also Austrasien und Neustrien, dem jüngern Carlmann dagegen Burgund, Provence, Gothien, Elsaß und Alemannien zufielen, — das erst eroberte und noch lange nicht beruhigte Aquitanien scheint er beiden zur gemeinsamen Hut überwiesen zu haben. Aber was immer Schuld gewesen sein mag, zwischen Carl und seinem Bruder Carlmann fehlte von Anfang jenes Zusammenstimmen in Absichten und Handlungen, wie es die Söhne Carl Martells auszeichnete und allein befähigte, über alle Hindernisse und Feinde des großen Reichs Herr zu werden, — zog der Eine gegen Westen, so hütete der Andere die Grenzen im Osten, rang der Aeltere mit den Friesen, so stand der Jüngere gegen die Alemannen. Wo aber der geschlossenen Linie des Feindes der Eine in seiner Vereinzelung gewiß unterlegen wäre, da stand der Andere ihm alsbald zur Seite, um gemeinsam auch den gemeinsamen Feind niederzuschlagen. Dieß fehlt den Söhnen Pippins, und die Dürftigkeit und Schweigsamkeit der Quellen lassen nur errathen, wo die Schuld gelegen sei, ob in mißtrauischer Gesinnung beider Brüder gegen einander, ob in der Abneigung hervorragender, die Interessen der einzelnen Reichstheile vertretender Persönlichkeiten oder im Zusammenwirken beider Ursachen. Bei längerem Leben beider Brüder ließ wenigstens der Anfang ihrer Regierung für den Frieden des Reichs nichts Gutes erwarten.

Carl, damals sechsundzwanzig Jahre alt, ließ sich von den Seinen in Nymwegen huldigen, Carlmann in Soissons. 768. Darauf zog Carl nach Aachen und feierte daselbst Weihnachten, in Rouen aber das Osterfest. Da kamen Boten aus Aquitanien mit der Nachricht, daß Hunold, der Vater des getödteten Herzogs Waifar, das Kloster verlassen und die Provinz zu neuer Empörung gegen die Frankenherrschaft aufgerufen habe. Die Gefahr für eine gemeinsame ansehend, forderte Carl seinen Bruder auch zur gemeinsamen Heerfahrt auf. Allein dessen weigerten sich die Vornehmen in Carlmanns Reich oder stellten solche Bedingungen, daß sie nicht bewilligt werden konnten. Carl hatte zwar eine Unterredung mit seinem Bruder an einem Orte, der Duasdives hieß, mußte aber aus dem angeführten Grunde, während Carlmann nach Burgund zurückkehrte, mit seinen Vasallen allein nach Aquitanien ausziehen.

769. Hunold, dieſelben Pläne verfolgend wie ſein Sohn Waifar, ſuchte den Krieg in die Länge zu ziehen und ſeinen Feind zu ermüden, indem er dem offenen Kampfe auswich und der Oertlichkeiten des Landes wohl kundig plötzlich verſchwand und ebenſo ſchnell da wieder erſchien, wo man ihn weder ſuchen noch erwarten konnte. Aber Carl hatte an der Seite ſeines Vaters die Feldzüge gegen Waifar mitgemacht und wußte den Empörer bald ſo zu bedrängen und von ſeinen natürlichen Hülfsmitteln abzuſchneiden, daß er aus Aquitanien nach Waskonien entfloh, wo er ſich geſichert glaubte. Allein Carl verlangte von Lupus, dem Herzog der Waskonen, die Auslieferung des Flüchtlings mit der Drohung, den Krieg nach Waskonien zu tragen und nicht eher zu weichen, bis ihm Gehorſam geworden. Und zum Beweis ſeines Ernſtes ließ er während der Abweſenheit der Geſandten alsbald in der Dordogne den Bau der Feſtung Fronſac beginnen. Dieß wirkte, — Lupus überlieferte bedingungslos Hunold und deſſen Frau an die Franken, und Carl kehrte, nachdem die Feſtung ausgebaut und durch eine ſtarke Beſatzung geſichert war, mit den Gefangenen nach Auſtraſien zurück, wo er Weihnachten in Düren, Oſtern aber in St. Lantbert zu Lüttich feierte. Den gefangenen Aquitanierfürſten entließ er nach einiger Zeit nach Rom auf das Verſprechen hin, als bußfertiger Mönch an den Gräbern der Apoſtel leben und ſterben zu wollen. Er fand aber auch dort weder Ruhe noch Frieden. Beim Klang der Longobardenhörner, die damals beſonders wild um Rom wieder ertönten, warf er zum zweitenmale die Mönchskutte von ſich, voll Hoffnung, mit den ſiegenden Longobarden noch auf einem andern Kampfplatz auftreten zu können, als in einem Tumult die Wucht eines geſchleuderten Steines ſeinem unruhigen Leben ein unerwartetes Ende ſetzte.

Der glückliche Ausgang des aquitaniſchen Feldzugs war nicht geeignet, die erſchütterte Einigkeit zwiſchen beiden Brüdern wieder zu befeſtigen. Die fränkiſche Geſchichte namentlich aus dem Hauſe der Merowinger bot aber zu entſetzliche Beiſpiele von Greuel und Verbrechen, deren Bruderhaß, von Ländergier und Herrſchſucht aufgeſtachelt, ſich ſchuldig machen konnte. Carl und ſeine Umgebung beſeelte das ſtolze Gefühl über eine drohende Empörung, auch ohne Carlmanns Hülfe, ſchnell und nachdrücklich Herr geworden zu ſein, und in dieſem, der mit neunzehn Jahren die königliche Gewalt ergriffen, erwachte Neid und vielleicht die Furcht vor der Zukunft neben einem ſo raſch und entſchloſſen handelnden Bruder. Carl verſammelte ſeine Völker zum Maifelde in Worms, Carlmann die ſeinigen zu Selz im Elſaß. 770. Da war es die Mutter beider, Bertrada, eine Tochter des Grafen Heribert von Laon, welche durch Bitten, namentlich aber durch die ehrfurchtsvolle Achtung, die ſie ſtets bei Carl genoß, zwiſchen beiden Verſöhnung und Frieden ſtiftete. Damit aber noch nicht zufrieden wollte ſie durch Schließung enger Familienbande auch die Friedensſtifterin zwiſchen Franken und Longobarden, und zwiſchen Bayern und Franken ſein. Nach einer Unterredung mit Carlmann in Selz reiste ſie nach Pavia,

dem Sitz des Longobardenkönigs Desiderius. Mit seiner Zustimmung sollte Adelchis, sein Sohn und Thronerbe, mit ihrer Tochter Gisela, Carl aber mit des Königstochter, die wahrscheinlich Berterad hieß, vermählt werden. Von diesen Verbindungen kam aber nur die letzte zur Ausführung, obwohl Pabst Stephan III. vergeblich Allem aufbot, sie zu verhindern, — da in dem Widerstreite der Interessen beider Völker das Wohl des päpstlichen Reichs gesicherter schien. Carl, der in seinem ganzen Leben, besonders aber in seiner Jugend den Frauen sehr ergeben war, hatte sich zwar mit einer fränkischen Fürstin, deren Namen unbekannt ist, schon verehlicht, — das hinderte ihn aber nicht, auf den Plan seiner Mutter einzugehen, seine erste Gemahlin zu entlassen und Desiderius Tochter zur Ehe zu nehmen. Aber gerade diese Heirath hatte ganz andere Folgen, als die beabsichtigten, welche sie gestiftet oder zu verhindern gesucht hatten. Und dazu trug der Tod Carlmanns, der am 4. Dezember 771 auf der Villa Samoucy bei Laon ganz unverhofft starb, nicht wenig bei. Kaum hatte Carl diese Nachricht vernommen, als er nach Burgund aufbrach. Carlmanns Wittwe Girberga entfloh mit ihren Söhnen Pippin und Syagrius nebst einem Theil der Vornehmen zuerst in's Gebirge und dann nach Italien zu Desiderius. Was sie zu dieser eiligen Flucht vermocht hat, ob unverständige Rathgeber, die von Carl am meisten für sich zu fürchten hatten, oder Angst vor dem Zorn Carls über die vielleicht schon mit den Longobarden angezettelten Pläne, läßt sich nicht mehr bestimmen. So empfing Carl auf dem Schloß Cherbonne an der Aisne ohne Widerspruch die Huldigung der vornehmsten Vasallen seines verstorbenen Bruders und gebot jetzt als alleiniger König vom Lech bis zu den Pyrenäen, von der Nordsee bis zum mittelländischen Meere. Um diese Zeit entließ er die Tochter des Longobardenkönigs wieder, die er nur auf seiner Mutter Betrieb geheirathet hatte, und vermählte sich mit Hildegard aus einem vornehmen schwäbischen Geschlechte, die ihm drei Söhne gebar, Carl, Pippin und Ludwig, und ebenso viele Töchter Hrundrud, Bertha und Gisla. Durch die Entlassung der Tochter des longobardischen Königs fühlte sich die Mutter Carls, welche auf diese Verbindung so viel gebaut hatte, schwer gekränkt, — es sei aber der einzige Zwist gewesen, der zwischen Carl und seiner von ihm hoch in Ehren gehaltenen Mutter ausgebrochen sei. Warum er die Tochter des Desiderius wieder nach Italien zurückgeschickt hat, das haben die, welche es wissen konnten, zu verschweigen für gut befunden. Wenn der Mönch von St. Gallen den Grund der Entlassung dahin angibt, weil sie kränklich und zur Fortpflanzung untauglich gewesen sei, so will Einhard, der die genauesten Kenntnisse des Familienlebens Carls und seiner Kinder hatte, nicht wissen, aus welcher Ursache er sie nach einem Jahre verstoßen habe. Wenn Andere aus späterer Zeit das allein dem Gewicht der päpstlichen Warnung und Abneigung zugeschrieben haben, so hat man ganz übersehen, daß Carls gewaltiger Geist seine Lebensaufgabe

von Anfang an nach gleich großen Umrissen sich selbst vorgezeichnet hat. Die Verbindung mit der Tochter des Longobardenkönigs war ein Fehler, begangen auf das inständige Bitten und Flehen einer hochgeschätzten Mutter, — aber bald nach nur einiger Erwägung ihrer Tragweite bereut und unbewegt von Thränen oder Vorwürfen auch wieder zerrissen. Carl kehrte zur Politik der Franken zurück, die seit mehr denn einem Jahrhundert den Besitz von Italien verlangten.

Der andere Theil der schweren Aufgabe, die ihm sein Vater hinterlassen hatte, war die Bändigung des wilden Sachsenvolkes, das wie in seinen Gauen so an seinen Grenzen nichts Fränkisches und nichts Christliches dulden wollte, — also mußte der Wille des Stärkeren entscheiden. Den Anfang zu den furchtbar blutigen Kämpfen zwischen Franken und Sachsen gab der Reichstag zu Worms, 772, auf dem der Krieg gegen die Sachsen beschlossen wurde. Kein Krieg, sagt Einhard im Leben Carls des Großen, den die Franken unternahmen, ist mit solcher Ausdauer, Erbitterung und Anstrengung geführt worden, und zwar gegen ein Volk, das wie fast alle Völkerschaften Deutschlands überaus wild, dem Götzendienst ergeben und gegen die christliche Religion mit wahrer Wuth erfüllt gewesen sei. Dazu seien noch besondere Umstände gekommen, die beinahe jeden Tag den Frieden unterbrochen und gestört hätten. Die Grenze zwischen Franken und Sachsen habe sich nämlich durchaus in Ebenen hingezogen, mit Ausnahme weniger Stellen, wo größere Waldungen und dazwischen liegende Bergrücken eine scharfe Grenzlinie gebildet. So hätten Mord, Raub und Brand kein Ende genommen und dadurch seien die Franken so erbittert geworden, daß sie nicht nur Vergeltungsrecht geübt, sondern einen erbarmungslosen Krieg dreiunddreißig Jahre lang geführt bis zur gänzlichen Unterwerfung des feindseligen Volkes. Das fränkische Heer überschritt bei Mainz den Rhein und scheint bis an die Lippe vorgedrungen zu sein, Alles mit Feuer und Schwert verwüstend. Die wichtigste That des Feldzugs war die Eroberung der Feste Aeresburg, das heutige Stadtberg an der Diemel, und die Zerstörung des Götzenbildes, das die Sachsen Irmensul nannten, — nach den besten Erklärungen ein großer Holzstamm unter freiem Himmel errichtet gleich der Esche Ygdrasil, so viel bedeutend als die Säule, auf der die ganze Welt ruht. In diesem Feldzug begab es sich auch, daß das fränkische Heer bei einer anhaltenden Dürre und bei Vertrocknung aller Bäche und Quellen der Umgegend furchtbar zu leiden hatte, bis die Auffindung eines reichen Borns, heutzutage noch Bullerborn bei dem Dorfe Oldenbeke nicht weit von den Quellen der Lippe, den qualvollen Leiden des Durstes ein Ende machte. Nachdem Carl bis an die Weser vorgedrungen war, kehrte er mit den Geiseln, welche die unterworfenen Gegenden stellen mußten, zurück und feierte Weihnachten und Ostern in Heristal.

2) Es war nicht die Ueberzeugung, daß gegen das Sachsenvolk schon genug gethan sei, die Carl sobald den Rückzug antreten ließ, vielmehr die Sorge

um Italien, aus welchem Lande die Franken seit Pippin ihre Hände nicht mehr zurückziehen konnten, wenn sie auch wollten. König Desiderius, wenn auch durch fränkischen Einfluß mit der königlichen Gewalt bekleidet, war rasch in die Bahnen gedrängt, welche die Politik den Longobarden von Anfang an vorzeichnete, und diese verlangte beherrschenden Einfluß oder unumschränkte Gewalt in den Angelegenheiten Roms und Abhaltung eigennütziger Theilnahme des Auslandes an den Dingen in Italien, seien es Griechen oder Franken. Wenn dieß deutlich ist, so ist nicht weniger wahr, daß dieser nationalen Staatsweisheit sehr wenig daran lag, den persönlich Würdigsten, vielmehr unbedingt Longobardenfreunde mit der päpstlichen Gewalt bekleidet zusehen, und darin um jeden Preis zu erhalten. Daher wie seitdem schon oft jenes häßliche Schauspiel eines elenden heuchlerischen Kampfes um jene hohe kirchliche Gewalt, wie überall, wo Larven, Hüllen und Draperien um so effektvoller gewählt werden, je unreiner das Verhüllte und verwerflicher die unter ihm gährenden Pläne, wo Gott zum Zeugen und die heiligsten Interessen der Menschheit angerufen werden, je gottloser und unheilvoller die zu verdeckenden Absichten sind. Neben den longobardischen Einflüssen und Bestrebungen hatten sich in den letzten Zeiten in Rom selbst mächtige Parteien gebildet, die Rückhalt und Leitung in den militärisch gebildeten Einwohnern und deren Führern und Tribunen in Rom und in den umliegenden Städten fanden, von denen aber die schwächere oder unterlegene Partei immer Hülfe in Pavia suchte und auch erhielt. So wußte nach dem Tode Pauls I., 28. Juni 767, der Herzog Toto von Nepi in Verbindung mit seinen Brüdern und mit Hülfe schon bereit gehaltener bewaffneter Schaaren in Blitzesschnelle die wichtigsten Theile Roms zu besetzen, durch ihre entschlossene Haltung Furcht und Schrecken zu verbreiten und dadurch seinen Bruder Constantin, der noch Laie war, auf den päpstlichen Stuhl zu erheben. Der Cardinal-Bischof Georg von Palästrina wurde auf dieselbe Weise gezwungen, dem Genannten in unwürdiger Eilfertigkeit die Weihen zu geben. Diese Wahl hatte sogar die lauernde Longobardenpartei überrascht, ward aber der Stachel, unter dem Vorwurfe einer ganz unkanonischen Wahl, das verlorene Feld mit Einem Sprung wieder zu gewinnen. Dazu sollten der Primiccerius Christophor, dessen Sohn Sergius und der longobardische Priester Waldipert, nachdem sie bei Desiderius in Pavia sich Raths erholt, die entschlossenen Werkzeuge sein. Mit der Abenddämmerung des 28. Juli drangen Sergius und Waldipert mit Bewaffneten durch das ihnen von Befreundeten heimlich geöffnete Thor Pancrazio und waren in wenigen Stunden, namentlich als Herzog Toto im Kampfe gefallen war, Herren der ganzen Stadt. Papst Constantin wurde mit einem seiner Brüder gefangen gesetzt, sollte durch ein Concil gerichtet und eine neue Wahl eingeleitet werden. Aber das währte Vielen viel zu lang. Auf die entflammenden Worte des Longobarden Waldipert strömte das Volk nach dem Kloster des hl. Vitus und erklärte einen daselbst lebenden from-

men Mönch mit Namen Philipp zum Papſt. Im Triumpf zur Kirche getragen nahm der alſo Erwählte Beſitz vom Lateran. Allein das war bei ruhiger Ueberlegung doch zuviel auf Einmal. Auf die nachdrücklichen Vorſtellungen des unterdeſſen angekommenen Chriſtophor an das Volk und die einflußreichen Vornehmen der Stadt, daß bei ſolchen Wahlen die blutigen Kämpfe nie endigen werden, ging ebenſo ſchnell wieder eine Geſandtſchaft in den Palaſt und vermochte mit wenigen Worten Philipp, den Weg vom Lateran wieder in ſein Kloſter anzutreten. Die nun förmlich eingeleitete Wahl fiel auf den Cardinalbiſchof Stephan, der auch den 6. Auguſt 768 als Stephan III. den päpſtlichen Stuhl beſtieg. Damit war aber auch das Signal gegeben zu blutigen Rachehandlungen gegen die unterlegene Gegenpartei. Der abgeſetzte Conſtantin wurde mit Ketten belaſtet und nach Weiberart auf einem elenden Pferd ſitzend dem Hohn eines rohen Volkes Preis gegeben und ihm dann nach wenigen Tagen die Augen ausgeſtochen. Daſſelbe widerfuhr zugleich mit Ausreißung der Zunge ſeinem Bruder und ſeinen vornehmſten Anhängern, die ſich an ſeiner Wahl und Erhebung thatkräftig betheiligt hatten. Nach wenigen Tagen rechnete aber die ſiegende in ſich nichts weniger als einige Partei mit ſich ſelber ab. Waldipert beſchuldigt, Rom an Deſiderius verrathen zu wollen, ſah ſich plötzlich demſelben raſenden Pöbelhaufen gegenüber, die er mit ſo leichter Mühe gegen Conſtantin gehetzt, und deren Hände noch vom Blute der ſo grauſam Verſtümmelten bedeckt waren. So wurde ſein Anhang aus der Stadt geſchlagen, er ſelbſt verkroch ſich in einer Kirche, wurde aber entdeckt und zuerſt in's Gefängniß geführt, nach einigen Tagen daraus hervorgeholt und auf grauſame Weiſe der Zunge und der Augen beraubt, woran er elend ſterben mußte.

Mitten in ſolch wildem Parteigetrieb wendete Stephan III. Augen und Bitten an Pippin nach Gallien. Eine Geſandtſchaft ſollte ihn bewegen, Macht und Einfluß des Frankenreichs zur Ordnung der Angelegenheiten Roms aufzubieten. Aber als ſie an den Ort ihrer Beſtimmung anlangte, hatten die Söhne Pippins ihren Vater ſchon in die Gruft in St. Denis eingeſenkt. So war die Zeit gekommen, in der freilich aber nur auf kurze Zeit den Plänen der Longobarden eine günſtige Sonne leuchtete. Die widerſtreitenden Intereſſen zwiſchen Franken und Longobarden ſollten Wechſelheirathen in den königlichen Familien wenn nicht ausgleichen doch verſöhnen, — und ſogar wenn dieß nicht gelingen ſollte, ſo durfte der Longobarde aus der unfreundlichen Stimmung der Söhne Pippins gegen einander eine Zeitlang Lähmung der fränkiſchen Thatkraft hoffen. Dahin zielte auch die enge Verbindung des Hofes von Pavia mit dem der fränkiſchen Herrſchaft gleich abgeneigten Bayerherzog Thaſſilo. Aber dieſen ganzen Bau kühner Pläne vernichtete der höchſt unerwartete Tod Carlmanns und die Abneigung Carls gegen Deſiderius Tochter mit Einem Schlag. Damit ſtanden Franken und Longobarden bald ſo ſchroff zu einander wie in den Tagen Pippins.

Um den päpſtlichen Stuhl gegen ſolch tumultuariſche Wahlen zu ſchützen, wie die war, welche Conſtantin erhoben hatte, dazu ſollten die Beſchlüſſe des römiſchen Concils verhelfen, welches im April 769 zunächſt wegen Bilder und Reliquienverehrung ſich verſammelt hatte, und zu dem Biſchöfe aus dem ganzen chriſtlichen Abendlande berufen waren. Es verbot auch die Wahl eines Laien, — der Candidat müſſe Cardinal, wenigſtens Cardinaldiacon ſein, — der Clerus habe zu ernennen, Adel, Miliz und Volk zu beſtättigen ohne Tumult. Nach geſchehener Wahl ſollten ſich dieſe drei Stände, jedoch unbewaffnet, in den Patriarchalpalaſt zur Huldigung verfügen, und erſt nach Leiſtung deſſelben das Wahldekret ausgefertigt und die Inthroniſirung vorgenommen werden. So raſch dieſe Beſchlüſſe von der geiſtlichen Verſammlung geſchöpft wurden, ſo ſchutzlos ſah ſich Stephan III. gegen die nie raſtenden allüberall auftauchenden Waffen der Longobarden. Hatte der Primicerius Chriſtophor und ſein Sohn Sergius nur im Einverſtändniß oder gar mit Unterſtützung des Hofes in Pavia Papſt Conſtantin und ſeinen Anhang vernichtet, ſo wandelte ſich die Freundſchaft der Longobarden ſeit der Austreibung ihres Anhanges aus Rom in offene Feindſchaft, und dafür gewann Deſiderius ſogar aus der Nähe des Papſtes deſſen Kämmerer Paulus Afiarta. Das Ende des Ganzen war, daß, wie überall, wo Liſt ſich mit Gewalt verbinden kann, Chriſtophor gehetzt von den Longobarden und verlaſſen von ſeinem Anhang auf dem Wege zum Kloſter die Augen ſo grauſam ausgeſtochen wurden, daß er vor Schmerz nach drei Tagen ſtarb, Sergius auch geblendet bis zum Tode des Papſtes im harten Gefängniß ſchmachtete, daß aber ſchon die Tage gezählt waren, an dem Paulus Afiarta, das Werkzeug der Longobarden, dafür auch mit dem Leben büßen ſollte. Er wurde nämlich ſpäter auf einer Reiſe an den longobardiſchen Hof von Erzbiſchof Leo in Ravenna verhaftet und hingerichtet, — eine Handlung, durch die ſich Deſiderius ganz beſonders beleidigt und zu rückſichtsloſem Vorſchreiten herausgefordert ſah. Unter jenen Vorgängen war Stephan III. geſtorben, und an ſeine Stelle Hadrian I. gewählt worden. 772. Die Ereigniſſe eilten jetzt einer raſchen Entſcheidung entgegen. Den Freundſchaftsverſicherungen longobardiſcher Geſandten hatte Hadrian I. die Worte zugerufen, er wünſche mit allen Chriſten in Frieden zu leben, ſo auch mit Deſiderius, aber wie könne er einem Könige trauen, der nie gehalten, was er verſprochen habe! Und kaum waren zwei Monate verfloſſen, ſo hatte Deſiderius nicht nur die Stadt Faenza, das Herzogthum Ferrara und die Feſte Comachio beſetzt, ſondern auch Ravenna durch Hunger zur Uebergabe gezwungen und das ganze Gebiet ſich angeeignet.

Um dieſe Zeit langte Carlmanns Wittwe mit ihren Söhnen und einer Anzahl Vornehmer, unter dieſen Herzog Autchari, flüchtig in Pavia an. Deſiderius hatte, um Hadrian zum Aeußerſten zu treiben und zu ſeinem Willen zu nöthigen, den letzten Zug gethan, war gegen Rom aufgebrochen, hatte

die Seeküſte bis Sinigaglia beſetzt, war über den Apennin vorgedrungen und bis Otricoli gekommen. Eine ſeiner Hauptforderungen war, Hadrian ſolle die Söhne Carlmanns zu Königen ſalben. Die Folgen einer ſolchen Handlung für Franken und Longobarden waren deutlich. Aber der Papſt war in ſeinem Herzen feſt „wie ein Demant.“ Zuerſt hielt er Deſiderius durch Unterhandlungen hin, bis Verſtärkungen aus der Pentapolis, aus dem Dukate von Perugia, dem römiſchen Tuscien und der Campagna gekommen waren und Rom gegen plötzlichen Angriff und Ueberfall beſetzt hatten. Und als Bitten und Vorſtellungen umſonſt waren, das Longobardenheer immer näher an Rom heranrückte, ſchickte der Papſt Botſchaft an den König mit der Androhung des Bannes, wenn er die römiſche Grenze überſchreite. Dieſe Feſtigkeit, aber nicht weniger die plötzliche Erſcheinung fränkiſcher Geſandten, welche die Räumung des römiſchen Gebiets verlangten, zwangen Deſiderius von Viterbo nach Pavia zurückzukehren. Hadrian hatte nämlich bei den drohenden Bewegungen der Longobarden eine Geſandtſchaft über das Meer nach Marſeille geſchickt, um Carl mit der Darſtellung der Verhältniſſe Roms um Hülfe anzuflehen. Sie traf den fränkiſchen König in Diedenhofen, wo er den Winter zubrachte und kehrte dann, begleitet von deſſen Bevollmächtigten Biſchof Gregor, Abt Gilfard und Alboin, Carls Liebling, wieder zu Schiff nach Rom zurück. Sie hatten den Auftrag, vor Allem ſich auf's Genaueſte zu unterrichten und auf dem Rückweg dem Hof von Pavia fränkiſche Vermittlung anzubieten. Der Erfolg war vorauszuſehen. So folgte alſo Carl der Tradition ſeines Hauſes, — es galt Macht und Einfluß des Frankenvolkes über die Alpen auszudehnen und zu erhalten, als Schirmvogt und Patricier der römiſchen Kirche aber ihre Widerſacher und Feinde niederzuſchlagen und mit dem unternehmenden Longobardenkönig mehr als Einen Gegner zu lähmen. Deſiderius dagegen mochte ſich den Widerſtand von Carls Vaſallen und zweifelhaften Anhängern namentlich in Burgund gegen einen ſolchen Feldzug größer, jedenfalls die Gefahr nicht ſo nahe denken, vielleicht auch von dem Bayerherzog Thaſſilo Unterſtützung hoffen. Aber er täuſchte ſich in Allem wie einſt Aiſtulf. Es gab unter den Longobarden wie immer eine dem Könige abgeneigte Partei, die mit der Erledigung des Throns in den damit verbundenen Veränderungen ihr eigenes Intereſſe zu fördern ſuchte. Dahin gehörten zu Deſiderius Zeiten die Anhänger und Freunde des früher zurückgedrängten Rachis und die Geiſtlichkeit, welche die Bedrängung des päpſtlichen Stuhles ſchwer ertrug. An ihrer Spitze ſtand Anſelmus, der frühere Herzog von Friaul, der wie ſein Schwager Rachis ſich dem Kloſterleben gewidmet und die reiche und mächtige Abtei Nonantula gegründet hatte, außerdem aber noch mehrere Klöſter, denen allen er als Abt vorſtand. Da auch andere Klöſter ſich ihm untergeordnet hatten, ſo ſtand er an der Spitze von 1400 Mönchen, — ein kleines Herr, das gemäß den Belehrungen und Befehlen

seines Obern dem Könige die Liebe und dann die Unterstützung des Volkes entzog und so gleichsam den Boden unter seinen Füßen abgrub.

3) Nach sorgfältigen Berathungen mit den Großen des Reichs sammelte Carl den fränkischen Heerbann bei Genf, und brach, nachdem er das Heer in zwei Theile getrennt hatte, gegen Ende Mai 773 auf, nicht ohne vorher noch dem Longobardenkönig unter Bedingungen Frieden angeboten zu haben, — ob diese zu hart gewesen oder ob es nur Vorwand war, die Folgen des Kriegs von sich und dem Gegner zuzuwälzen, bleibt unentschieden. Desiderius verwarf das Anerbieten. So führte denn Carls Oheim Bernhard den einen Theil des Frankenheeres über den Jupitersberg, der von dort der große Bernhard hieß, mit dem andern drang Carl selbst über den Monteenis und stand im Juni unter den Mauern von Pavia. Desiderius und sein tapferer Sohn Adelchis suchten anfangs die Alpenpässe zu halten, wurden aber umgangen und warfen sich jener nach Pavia, dieser mit der Wittwe und den Kindern Carlmanns nach Verona, das offene Land den Franken überlassend.

Wie die Volkssage beinahe alles, was sich an Carls Namen knüpft, mit den schönsten Bildern und Farben geschmückt und durchwoben hat, so auch seinen kühnen Zug über die Alpen. Vor den von Longobarden starrenden Clausen angelangt, sah sich Carl die Wege nach Italien wie mit Thoren zugeschlossen. Da sei, erzählt die Chronik von Novalese, eines Tages ein longobardischer Spielmann in's Lager der Franken gekommen, ein Lied singend des Inhalts, welchen Lohn der empfange, der Carl in's Land Italia führe auf Wegen, wo kein Speer gegen ihn erhoben, kein Schild zurückgestoßen und keiner seiner Leuten Schaden nehmen werde? Als das Carl zu Ohren kam, habe er ihn zu sich gerufen und ihm versprochen, was er fordere, wenn er sein Anerbieten glücklich ausführe. So führte also der Longobarde eine auserlesene fränkische Schaar auf Fußwege, die noch heute der Frankenweg heißen, — als sie von den Höhen niederstiegen, betraten sie bei den gavensischen Flecken Giaveno den italischen Boden. Desiderius in Gefahr umzingelt und von seiner Rückzugslinie abgeschnitten zu werden, trat in Eile den Rückzug an und mußte so ohne eigentlichen Kampf dem Frankenheer die Clausen öffnen. Da sei der Spielmann vor König Carl getreten, und habe auf die Frage, was er begehre, die Bitte gestellt, ihm zu gestatten, daß er auf einen der Berge steige, mit Macht in sein Horn stoße, und daß ihm dann alles Land mit Männern und Frauen zu eigen werde, so weit man es höre. Als ihm Carl das gewährt, habe der Spielmann sich vor ihm verneigt, einen der vorliegenden Berge bestiegen und mächtig in sein Horn gestoßen. Darauf sei er herabgeeilt, durch Dörfer und Felder gezogen und habe, wer ihm begegnet, die Frage vorgelegt, ob er ein Horn blasen gehört. Wer es bejahte, dem gab er eine Ohrfeige mit den Worten: „Du bist mein eigen!“ So habe der Spielmann und seine Söhne das Land ringsum zu eigen besessen und noch bis in

die ſpäte Zeit habe man daher die Einwohner die Zuſammengeblaſenen, transcornati, genannt.

Sobald die Alpen von den Franken überſtiegen waren, waren auch die Tage des Longobardenreichs gezählt. Was ſich von den Longobarden nicht mit Deſiderius und Adelchis in Pavia oder Verona eingeſchloſſen hatte, zerſtreute ſich über das ganze Land und unterwarf ſich beinahe ohne allen Widerſtand den Franken. Um dieſem drohenden Looſe zu entgehen, ſandten die zwei Städte Rieti und Spoleto, — Deſiderius hütete noch die Clauſen, — Geſandte an Papſt Hadrian mit der Bitte, ſie in Schutz und Treue zu nehmen, was auch alsbald mit großer Feierlichkeit geſchah, indem den Einwohnern nach abgelegter Huldigung die lang wallenden Haare nach Römerart abgeſchnitten wurden. Als die Franken endlich ſich Pavia näherten, habe Deſiderius, erzählt der Mönch von St. Gallen, die Maſſen, wie ſie in großen Zügen ſich heranwälzten, von einem Thurme aus mit Beſorgniß gemuſtert, bei jedem Zuge den ihm zur Seite ſtehenden Herzog Autchari fragend, ob Carl unter ihnen ſei. „Wenn du ſiehſt," ſprach dieſer, „daß auf den Gefilden ein eiſernes Saatfeld ſtarrt, und daß der Po und Teſſin mit dunkeln eiſenſchwarzen Meereswogen gegen die Stadt anſchwellen, dann iſt Ausſicht, daß Carl unter ihnen iſt." Kaum hatte er ausgeſprochen, ſo erblickte Deſiderius hoch ragend über alles Volk, den er ſchon lange mit Bangem ſuchte, — auf dem Kopf ein ſchimmernder Helm, die Arme mit eiſernen Schienen bedeckt, Bruſt und breite Schultern durch einen glänzenden Harniſch geſchützt, in der Linken hochaufgerichtet die ſchwere Lanze, Schenkel und Beine unter eiſernen Schienen und Schuppen, ſogar das ſtolze Pferd eiſern an Farbe und Muth. Bei dieſem Anblick ſei Deſiderius beinahe zuſammengeſunken, und dann in die Worte ausgebrochen: „Laß uns hinabſteigen und in die Erde verkriechen vor dem Zorn eines ſo gewaltigen Feindes!" Aber die Belagerung zog ſich bei der Unkenntniß der damaligen Zeit mit den dazu nöthigen Mitteln ſo ſehr in die Länge, daß Carl ſeine Gemahlin Hildegard und ſeine Söhne nach Italien rief. Während er Pavia eng eingeſchloſſen hielt, eilte er mit auserleſenen Schaaren nach Verona, wo ſich ihm die Wittwe ſeines Bruders mit ihren Kindern freiwillig ergab, Adelchis, auf den die Longobarden große Hoffnungen ſetzten, aber entfloh nach Conſtantinopel. Carlmanns Wittwe und ihre Kinder werden von da in der Geſchichte auch nicht mehr mit einer Sylbe erwähnt. In das Lager von Pavia zurückgekehrt, zog Carl noch gegen verſchiedene longobardiſche Städte nördlich vom Po und eroberte ſie. Als aber die ſchwierige Belagerung bereits ſechs Monate gedauert hatte, faßte er den Entſchluß, das Oſterfeſt in Rom zu feiern und zog begleitet von Biſchöfen, Aebten, Herzogen und Grafen und zahlreicher Mannſchaft durch Tuscien nach Rom. Papſt Hadrian unterließ nichts, den Mann, von deſſen Willen das Schickſal Italiens abhing, mit den höchſten Ehren zu empfangen. Alles, was Amt und Würde beſaß, war ihm Meilenweit

entgegengezogen. Eine Meile von der Stadt empfingen ihn alle Knaben aus den Schulen Roms, Oel und Palmzweige in den Händen tragend und Lobgesänge singend. Im Anblick der Proceſſion von Kreuz und Fahnen und den Inſignien des Patriciats ſtieg Carl mit ſeiner Umgebung von den Pferden, um zu Fuß nach St. Peter zu gehen, wo ihn Hadrian, umringt von ſeinem Hofſtaat, auf den Stufen der Vorhalle empfing. Nach Kuß und Umarmung ſchritten beide Hand in Hand, umgeben von den fränkiſchen und römiſchen Großen, unter dem lauten Chorgeſang: „geſegnet ſei, der da kommt im Namen des Herrn!“ — zum Grabe des Apoſtels, allda gemeinſchaftlich ihr Gebet verrichtend. Nach einem Aufenthalt von mehreren Tagen, und nachdem er die Schenkung Pippins an den päpſtlichen Stuhl beſtättigt hatte, in welchem Umfang, iſt ungewiß, — und dem Volke als Patricius feierlich von Hadrian war vorgeſtellt worden, kehrte er auf demſelben Wege in das Lager von Pavia zurück.

Etwa zwei Monate nach ſeiner Rückkehr aus Rom, Mai 774, öffnete die durch Hunger und ſchwere Krankheiten hart bedrängte Stadt ihre Thore — Deſiderius mußte ſich ergeben und wurde mit ſeiner Gemahlin Anſa und einer Tochter zuerſt nach Lüttich abgeführt, ihm ſpäter aber das Kloſter Corvey in der Picardie angewieſen, wo er als Mönch ſtarb. Noch vor Pavia hielt Carl große Verſammlung des Longobardenvolks, in der beinahe alle Großen des Reichs erſchienen, ihm als ihren König huldigten und dafür in ihren Würden, Rechten und Geſetzen beſtättigt wurden. So hatte Carl dem Reiche des Deſiderius ohne Kampf und Schlacht ein viel raſcheres Ende geſetzt, als Beliſar dem der Vandalen und Tarik und Muſa dem Reiche der Weſtgothen. Und während in Spanien der erbitterte Kampf nach der Schlacht von Xeres freilich gegen Chriſtenfeinde im Norden erſt recht entbrannte und in Afrika die Griechen nach Wegführung des Vandalenkönigs und ganzer Schaaren ſeines Volkes noch lange erbitterte Kämpfe zu beſtehen hatten, war nach der Uebergabe von Pavia und der Gefangennehmung des Königs von ſchweren Kämpfen keine Rede mehr.

Aber das Alles hatte der den Franken von Anfang an zugeneigte Theil des longobardiſchen Adels, der König und Volk durch Abfall oder Unthätigkeit an Carl verrathen hatte, weder gewollt noch voraus geſehen. Daher bald da bald dort Aufruhr und Empörung gegen die fränkiſche Herrſchaft aufleuchtete und die Halbinſel durchzuckte. Wie einſt die weſtgothiſchen Großen durch hochverrätheriſche Verbindungen mit den Feinden des Landes nur den verhaßten König verdrängen, ſeine Macht ſchwächen und einen der Ihrigen an ſeine Stelle ſetzen wollten, ſo mochten viele Longobarden derſelben Art und Geſinnung nur des Königs Macht geſchwächt, nicht aber an Deſiderius Stelle den fremden übermächtigen Frankenkönig geſetzt ſehen. Aber die Folgen ihrer thörichten Rachſucht waren unabwendbar. Unter den mit der fränkiſchen Herrſchaft Unzufriedenen waren namentlich Rotgaud, Herzog von Friaul

und Arichis, Herzog von Benevent, dann Hildebrand, Herzog von Spoleto, und Reginolt, der von Chiusi. Sie traten mit Adelchis, der in Constantinopel weilte, in Verbindung. Dem Uebereinkommen gemäß sollte im März 776 ein allgemeiner Aufstand die Franken über die Alpen treiben. Aber das scharfe Auge Carls hatte kaum den nahenden Sturm erkannt, als er mit Blitzesschnelle über die Alpen drang, Rotgaud von Friaul im Kampfe tödtete und damit den Zusammenhang der Verschwörung zerriß. Adelchis hatte zwar mit kühnem Muthe den italischen Boden schon betreten, fand aber bei den raschen Handlungen Carls und bei dem Schrecken, den diese verbreiteten, die Aufnahme nicht, die er erwartet und die Andere ihm versprochen hatten. Es war Alles verloren. Ihm ist nur das Volk in seinen Sagen und Erzählungen treu und hold geblieben. Er sei trotz Mißgeschick und Undank sogar so kühn gewesen, erzählt die Chronik von Novalese, den Palast in Pavia zu betreten und sich in der Halle niederzulassen von Niemanden erkannt als von einem Diener seines Vaters und von ihm auch verschwiegen. „Setze mich," sprach Adelchis zu ihm, „wenn der König zu Mittag speist, am Ende eines Tisches und sorge, daß alle Knochen, die man von der Tafel aufhebt, vor mich gelegt werden." Da saß er nun, ein Fremdling im geschmückten Hause seines Vaters, mitten im Jubel fremder Herren und Knechte, nur von einem treuen Diener mit Angst bewacht und gehütet. Dieser that wie ihm befohlen. Adelchis zerbrach aber alle Knochen und aß gleich einem hungrigen Löwen das Mark daraus, warf sie dann unter den Tisch, daß sie hoch heraufragten und entfernte sich mit festem Schritt unerkannt aus der Halle. Als Carl sich erhoben und den Haufen zerbrochener Knochen sah, rief er aus: „Hier saß ein starker Degen, — der zerbrach die Knochen wie Hanfstengel." Voll Staunen vernahm er die Kunde, daß Adelchis es gewesen. Sein Befehl, ihm nachzusetzen, war umsonst, — der tapfere Held hatte hoffnungslos das Land verlassen, um nie mehr wiederzukehren.

Mit der Unterdrückung des Aufstandes wurde jetzt auch die longobardische Reichsverfassung aufgehoben. Die großen Herzogthümer, welche so oft die Zielpunkte und die Mittel unersättlichen Ehrgeizes gewesen waren, wurden zerschlagen und in kleine Grafschaften verwandelt, die Grafen aber mit Beneficien aus den eingezogenen königlichen und herzoglichen Gütern ausgestattet. Davon ausgenommen waren das Herzogthum Spoleto, das den Schutz des Papstes genoß, und das Herzogthum Benevent, welches als der entlegendste Theil des Longobardenreichs von den Franken noch nicht unterworfen war. In die Städte, die sich empört und durch ihre Lage von militärischer Wichtigkeit waren, wurden fränkische Dienstmannen als Besatzung gelegt. So war also Italien dem fränkischen Reich unter dem Namen des longobardischen einverleibt mit Ausnahme des Kirchenstaates und der südlich davon liegenden griechischen Fürstenthümer von Neapel, Gaëta, Salerno, Amalfi u. a., des

Herzogthums Benevent, und Venedigs und seines Gebietes, das unter selbstgewählten Duces immer mehr republikanischer Regierungsform entgegen ging. Am meisten erbittert blieb Carl über den Herzog Arichis von Benevent, im Zorne einmal die schwörenden Worte ausstoßend: „wenn ich nicht mit dem Scepter, das ich in meiner Hand trage, ihm die Brust durchbohre, so will ich nicht leben!" Darüber scheinen einflußreiche Personen den Frieden um so leichter vermittelt zu haben, als Carl die furchtbaren Mühen des Sachsenkriegs schnell wieder über die Alpen riefen. Arichis anerkannte die fränkische Oberherrschaft und überlieferte seine Söhne als Unterpfänder seiner Treue. Ein von den vermittelnden Bischöfen dargereichtes Bild des Herzogs habe Carl mit dem Scepter zerschlagen, indem er ausrief: „So ergehe es Jedem, der sich anmaßt, was ihm nicht zukömmt!"

In die letzte Empörung der Longobardenherzoge gegen die fränkische Herrschaft war auch ein Mann verwickelt, ohne dessen Schriften uns beinahe alle geschichtlichen Kenntnisse jenes tapfern germanischen Stammes fehlen würden. Dieß ist Paulus, des Wernefried Sohn, Diakonus genannt. Er stammte aus einem edlen im Friaul begüterten Longobardengeschlecht und wurde am Hofe des Rachis in Pavia erzogen, — ebenso muß er König Desiderius und seiner Familie sehr nahe gestanden sein. Er war der Lehrer der Tochter des Königs, Adelperga, Gemahlin des Herzogs Arichis von Benevent, an dessen Hof er nach dem Fall von Pavia, wenn nicht früher schon so ehrenvolle Aufnahme fand. Wann er in den geistlichen Stand getreten und in dem berühmten Kloster Monte Casino die Gelübde abgelegt hat, ist ungewiß. Dem Aufstande der Herzoge 776 muß Paulus bei seiner glühenden Liebe für sein Volk nahe gestanden sein. Sein Bruder Arichis wurde eben deßwegen gefangen weggeführt und sein Vermögen eingezogen, wodurch dessen Frau mit ihren vier Kindern in Armuth und Elend gerieth. Ueber Paulus selbst, erzählt der Mönch von Salerno, seien Franken zu Gericht gesessen und hätten ihn zum Verlust der Augen und Hände verurtheilt. Als Carl diesen Spruch vernommen, habe er klagend ausgerufen: „o, woher würde ich wieder Hände nehmen, welche die Geschichte so schön schreiben wie diese?" — und ihn auf das Drängen seiner erbitterten Umgebung auf eine Insel in Verbannung geschickt. Von da sei er aber nach Benevent entkommen, wo ihn Herzog Arichis wie einen Vater aufgenommen. Zu Adelperga, seiner Gemahlin, geführt, habe er sich demüthig vor ihr verneigt und sie dann mit den Worten angeredet: „ich habe deinen milden Vater verloren, aber der Herr hat mir seine Kinder erhalten und läßt mich noch dazu deine Sprößlinge schauen." Da habe die Fürstin bitterlich geweint. Dieß Alles ist Volkssage. Thatsache aber ist, daß, als Carl im Jahre 781 nach Rom kam und seine Mäßigung und Milde in Ordnung der italienischen Verhältnisse bewährt hatte, Paulus in einer an den König gerichteten Elegie um Gnade für seinen Bruder bat, und daß er die nächsten Jahre am

fränkiſchen Hofe, dem Sammelplatz aller Gelehrten des Abendlandes verlebte. Er verfaßte die Grabſchriften auf Königin Hildegarde und ihre und Pippins Töchter, unterrichtete im Griechiſchen, damals eine ſeltene Wiſſenſchaft im Frankenreich, und verfaßte auf Carls Befehl die Homilienſammlung, welche dem niedrigen Bildungsgrade des Clerus zu Hülfe kommen ſollte. In derſelben Zeit ſchrieb er auch auf Bitten des Biſchofs Angilram von Metz die Geſchichte ſeiner Vorfahren. Aber das ihm fremde Land konnte ihn nicht feſſeln, — ſcharf quälende Sehnſucht nach dem ſonnigen Süden, vielleicht mehr noch die nicht bezwingbare tiefe Abneigung gegen die ſiegreichen Beherrſcher ſeines Vaterlandes, trieb ihn wieder unaufhaltbar über die Alpen in ſeine anmuthige kleine Kloſterzelle in Monte Caſino. Hier oben hoch erhaben über dem wilden Tumult menſchlicher Leidenſchaften hat er am Abende ſeines vielbewegten Lebens die uns unſchätzbare Geſchichte ſeines Volkes geſchrieben, an deſſen Vollendung ihn wohl der Tod überraſchte. Wenn daſſelbe nicht gemeſſen werden darf nach der vollkommenen Abrundung und durchſichtigen Darſtellung altklaſſiſcher Werke derſelben Art, ſo ſteht es aber den Beſten gleich an einfach klarer Erzählung, unübertroffen in lauterer Wahrheitsliebe, trotz glühender Anhänglichkeit und Begeiſterung für Volk und Vaterland, — uns eine ganz unerſetzbare Quelle für die Erforſchung der älteſten Geſchichte eines der beſten und tapferſten Stämme unſerer Nation.

Kapitel 6.

Die Sachſenkriege.

1) Mit der Rückkehr aus Italien 775 begann Carl denjenigen Krieg, der bis auf ein Jahrzehnt die lange Zeit ſeiner Regierung durchtobte, das ganze Reich mit unerhörten Opfern belaſtete und dem glücklichen Sieger bei der Nachwelt meiſt ungerechte Anklagen und Beſchuldigungen eintrug. Die am öfteſten wiederholten ſind, daß Carl den Sachſenkrieg ohne Noth hart und grauſam geführt und durch Unterwerfung des Sachſenvolkes den letzten Reſt germaniſcher Freiheit vernichtet habe. Nun, der Kampf zwiſchen Franken und Sachſen war der Kampf zweier Welten, die ſich unbedingt ausſchloßen und unmöglich neben einander beſtehen konnten, von denen die Eine mit all ihren Göttern und Opfern, mit ihren Geſetzen, Grundſätzen und Einrichtungen zu Grunde gehen mußte. Es war nicht blos der erbarmungsloſe Krieg, wie ihn Rom und Karthago geführt, da es ſich dort mehr um Machtverhältniſſe handelte, — viel mehr der Vernichtungskampf, wie ihn eine neue Welt gegen die dem Untergang geweihte ſtets ohne Schonung und Erbarmung geführt hat. Der Frage, ob das ein der chriſtlichen Liebe würdiger Weg geweſen ſei, ihrer Lehre Eingang und

Ausbreitung zu verschaffen, steht die andere entgegen, ob die damalige christliche Welt, wie sie sich im Frankenreich ausgebreitet hatte, hätte zuwarten sollen, bis dieses wilde Volk mit seinen Menschenopfern Provinz um Provinz erobert, Kirchen und Klöster verwüstet, Priester und Mönche ihrem obersten Gott geschlachtet und dafür die Zeichen und Säulen ihrer Götter aufgerichtet hätte. Wir vertheidigen nicht jede blutige That des genannten Kriegs, aber es möchte unfruchtbarer Gelehrsamkeit, namentlich unserer Tage, die vor Wissen und Wollen niemals zur That kommt, zu beweisen schwer werden, wie Carl dieses unbändige Volk durch andere Mittel hätte beugen können. Denn wo von furchtbarer Verwüstung des Sachsengebiets mit Feuer und Schwert die Rede ist, da ist in der Regel dieselbe schonungslose Beraubung fränkischer Provinzen vorhergegangen, und das nicht etwa in den Tagen Carls, — Jahrhunderte lang waren das die Beweise für die Möglichkeit nachbarlichen Zusammenlebens, — gleichviel ob das Alles aus germanischer Zerstörungswuth hervorbrach oder durch künstliche Mittel geweckt wurde, etwa byzantinischer Politik, die schon seit alten Zeiten der Germanen für ihre weit angelegten Pläne sich bediente und gerade in jenen Tagen für die Franken im Norden Beschäftigung nöthig hatte, damit Adelchis und seine Bundesgenossen jenseits der Alpen ihre begonnenen Arbeiten vollenden könnten, so daß also Carl überall denselben Feind schlug, im Süden die verschmitzten Bundesgenossen des Nordens, im Norden die rohen Werkzeuge des Südens. Eine andere Anklage ist in den Vorwurf gekleidet, daß Carl mit der schonungslosen Unterwerfung des Sachsenvolkes den Rest altgermanischer Freiheit zertreten habe. Wenn aber Nothwehr den Frankenkönig zwang, die Waffen gegen die Sachsen zu ergreifen und sie erst mit ihrer völligen Unterwerfung niederzulegen, so gebot ihm Staatsklugheit, den Unterworfenen kein größeres Maß der Selbstregierung und Verwaltung zu belassen, als die genoßen, welche jene unterworfen hatten. Im Frankenreiche hatte aber seit Chlodwigs Zeiten die altgermanische Verfassung gewaltige Veränderungen erlitten, — von jener gerühmten freien Selbstbestimmung der Einzelnen und der Genossenschaften hat die wachsende Macht des Königthums beinahe Alles verschlungen. Mit solcher Gewalt waren die Pippine bekleidet und in solche Erbschaft trat Carl der Große ein. Diese Machtverhältnisse waren aber nicht allein Erzeugniß königlicher Herrschsucht, — sie waren auch Miterzeugniß ihrer Zeit und ihrer Bedürfnisse. Was wäre wohl im laufenden Jahrhundert aus dem Frankenreich geworden ohne jene alle Verhältnisse überwiegende königliche Macht in der Hand Eines Mannes? Die Zeit Carls des Großen gibt auf dieselbe Frage auch dieselbe Antwort. So stammt die Anklage über die Vernichtung der freien Verfassung des sächsischen Volkes meistens aus unklarer Schwärmerei, die um ein Stück der zertrümmerten Irmensäule das Schwert Carls und alle seine Thaten hingeben würde, aus träumender Gelehrsamkeit, die mit den entschwundenen Idealen menschlicher Freiheit alle Schäden der Nation

seit einem Jahrtausend unschwer geheilt hätte, oder aus verbissenem Ingrimm, daß Carl im Bunde mit der damals allein möglichen Gewalt die Angelegenheiten des Reichs geordnet hatte!

Die Sachsen hatten die Abwesenheit Carls in Italien benützt und waren im Sommer 774 über die Grenzen gebrochen, Hessen mit Feuer und Schwert verwüstend. Dieß drängte Carl schneller zur Rückkehr über die Alpen, als er sich vorgenommen. Noch im Herbst entsendete er drei fränkische Heerhaufen, den sächsischen Gauen Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Während seines Winteraufenthaltes in Kiersi aber wurde der Plan zur ernsten Kriegsführung vorbereitet und auch auf dem Reichstag zu Düren im Jülich'schen angenommen. 775. In diesem Feldzuge eroberten die Franken die Feste Sigiburg, auf einem steilen Felsen am Zusammenfluß der Ruhr und Lenne, und bauten die von den Sachsen zerstörte Aeresburg wieder auf. Bei weiterem siegreichen Vordringen bis über die Weser unterwarf sich Hessi, einer der Häuptlinge der Ostfalen, und im heutigen Bückeburgischen auch die Angrarier, Engern, mit ihren Großen. Während dem gerieth aber eine der weiter vorgedrungenen fränkischen Abtheilungen in der Nähe von Minden durch eine Kriegslist der Sachsen in großen Schaden. Als nämlich die auf Futter ausgeschickten Franken in ihr Lager zurückkehrten, mischten sich Sachsen unter sie und kamen unerkannt in das fränkische Lager, fielen dann über die schlafenden und halbwachen her und richteten kein geringes Blutbad an, wurden aber dennoch von den sich rasch zusammen findenden Franken aus dem Lager geschlagen. Carl befand sich mit den gestellten Geiseln auf dem Rückweg, als die Nachricht über die drohende Empörung der Longobarden Herzoge ihn ereilte, er mit einer auserlesenen Schaar mitten im Winter über die Alpen ging und durch die dem Herzog Rotgaud von Friaul beigebrachte Niederlage und dessen Tod die angezettelte Verschwörung rasch niederschlug. 776. Kaum hatte er die Alpen wieder überstiegen, so brachten ihm Eilboten die Nachricht, daß von den Sachsen Aeresburg erobert, Sigiburg ringsum eingeschlossen sei. So brach der fränkische Heerbann nach gehaltenem Reichstag zu Worms wiederholt in Sachsen ein, baute die zerstörte Aeresburg wieder auf, dazu noch eine neue Feste an der Lippe und kehrte, nachdem die durchzogenen Gaue sich wieder unterworfen hatten, nach Hause zurück.

Auf dem 777 zu Paderborn abgehaltenen Maifeld erschien Carl umgeben von den Großen des Reichs in so drohender Macht, daß viele der sächsischen Edelinge ungezwungen kamen und sich taufen ließen, — nur Einer blieb uns, das war Wittekind, einer der tapfersten und unversöhnlichsten Widersacher aller fränkischen und christlichen Gesetze und Einrichtungen, — er war zu Sigfried dem Dänenkönig entflohen. Carls Ansehen unter Einheimischen und Fremden stieg nicht wenig, als in Paderborn plötzlich eine Anzahl arabischer Fürsten aus Spanien erschien, an ihrer Spitze Ebnalarabi, Fürst von

Saragoſſa, und ihn um Hülfe bat gegen Abderrhaman von Cordova. Innere Kriege zerriſſen das einſt ſo drohende Reich der Araber in Spanien ſchon ſeit einer Reihe von Jahren. Die Gelegenheit war zu lockend durch Einmiſchung in die innern Zerwürfniſſe der Saraceenen, fränkiſchen Einfluß über die Pyrenäen wieder auszubreiten, als daß nicht ein Bündniß unter der namentlichen Bedingung zu Stande kam, daß Carl die Vertriebenen in ihre Lande mit Waffengewalt zurückführe, ſie ihn dagegen als ihren Lehensherrn anerkennen würden. Demgemäß brachen auch die fränkiſchen Heeresmaſſen mit dem Frühjahr 778 nach den Pyrenäen auf. Den einen Theil führte Carl ſelbſt über das Gebirg und zwar über Roncesvalles auf Jaca, Huesca und Saragoſſa, der andere Theil zog von Rouſſillon über Perpignan auf Gerona. Das Chriſtenheer war auf allen Seiten ſiegreich, trieb die Araber unweit Pampeluna in wilde Flucht und nahm dieſe Stadt mit ſtürmender Hand. Ebenſo glücklich war der in Catalonien eingedrungene Theil, nahm alle Städte dieſſeits des Ebro als Gerona, Barcelona, Manreſa, Tortoſa und vereinigte ſich unter den Mauern von Saragoſſa mit dem andern. Ueberließ auch Carl den Bedingungen des Bündniſſes gemäß den Hauptheil des eroberten Landes den arabiſchen Schützlingen, ſo mußten dieſe zuvor die fränkiſche Oberlehensherrſchaft anerkennen, den Huldigungseid leiſten und eine Schaar Geiſeln ſtellen, — eine Anzahl Städte namentlich in Catalonien erhielt fränkiſche Beſatzung, alles Land aber zwiſchen den Pyrenäen und dem Ebro kam zum Frankenreich, die ſogenannte ſpaniſche Markgrafſchaft. In den Gebirgen von Gallicien und Aſturien herrſchte noch ein kleiner gothiſcher König, Alonſo mit Namen, der ſich beim Erſcheinen der Franken für Carls Vaſallen erklärte. Diejenigen, welche Carl als fanatiſchen Wüthrich darſtellen, ſei hier die Milde vor Augen geſtellt, welche er den Saraceenen in Spanien gewährte, — es wird uns auch nicht Eine Thatſache erzählt, daß er die Unterworfenen in ihrem Glauben bedrängt oder ſie zur Auswanderung genöthigt habe.

Auf dem Rückzuge aus Spanien geſchah es, daß die Basken die fränkiſche Nachhut, angelockt durch die reiche Beute, die ſie mitſchleppte, plötzlich anfielen und ihr in den engen Gebirgspäſſen von Roncesvaux eine ſchwere Niederlage beibrachten. Hier ſei Roland, der Held alter und neuer Dichtung, nach tapferſter Gegenwehr gefallen, mit ihm ſein Freund und Gefährte Oliver. Noch lange nachher ſangen die Franken in den Schlachten das uns jetzt verlorene Rolandslied. Durch verdächtige Zeichen aufmerkſam gemacht, erzählt die Legende, beſteigt Oliver eine hohe Pinie, ſieht die Feinde kommen und bittet Roland in ſein großes Horn zu blaſen, damit Carl es höre und umkehre. Aber Roland hält dieß für feige und will den Kampf beſtehen auch ohne Carl. Da knieen die 20,000 Franken nieder, empfangen den Segen des Erzbiſchofs und kämpfen wie die Löwen. Aber ſie erliegen alle ob der

ungünſtigen Oertlichkeit und der ungleichen Kampfesart. Jetzt will Roland in ſein Horn blaſen, aber nun leidet es Oliver nicht, — vorher wäre es klug geweſen, jetzt ſei es nur noch feige. Hoch über ganzen Wällen von Erſchlagenen ſtehen ſie allein noch aufrecht und unverſehrt, allen Feinden ringsum zum Ziel und Angriff Preis gegeben. Sie umarmen ſich und kämpfen unerſchrocken gegen die ſchon laut jubelnden Feinde. Oliver durch einen Hieb des Augenlichts beraubt haut ſo grimmig um ſich, daß er Roland ſelber trifft. Da ſchlägt dieſer ſterbend ſein Schwert, nachdem er es noch einmal angeredet, tief in den Fels und ſtößt mit ſolcher Macht in ſein Horn, daß die Heiden von dem ſchauerlichen Ton entſetzt zurückweichen. Carl hört es auf dreißig Meilen weit und kehrt um, — aber der Feind hatte ſich ſo ſchnell mit der erraften Beute zerſtreut, daß nicht die geringſte Spur darauf leitete, in welchen Winkeln des Gebirgs er zu ſuchen und zu finden ſei. Noch ſei der Stein naß, auf dem er, die Augen auf das grauenhafte Schlachtfeld gerichtet, lange weinend ſaß. Dafür ließ er Lupus, den Herzog von Gascogne, Brudersſohn jenes Lupus, der einſt Hunald ausgeliefert, durch den Strang hinrichten, — ſei es, daß er Schuld an der Niederlage trug oder ſonſt Untreue an den Franken in ſchwerer Noth bewieſen hatte. Wenn es ſpäter ſchwer hielt, die ſpaniſche Markgrafſchaft in ihrer ganzen Ausdehnung zu behaupten, ſo war den Arabern zu Einfällen dieſſeits der Pyrenäen auf einige Zeit Luſt und Macht genommen.

2) Indeſſen waren aber die Sachſen, wahrſcheinlich auf falſche Gerüchte, als ſei Carl jenſeits der Pyrenäen in ſchlimmer Lage oder mit ſeinem ganzen Heere den erbitterten Saracenen erlegen, bis an den Rhein vorgedrungen, mit einer bisher noch nie geſehenen Wuth Alles vernichtend, was den Namen eines Chriſten und eines Franken trug, oder daran erinnerte. Und das konnte Wittekind, der aus Dänemark zurückgekehrt das Volk zu den Waffen rief, ganz beſonders als ſein Werk rühmen. Sie brannten alle Gehöfte nieder von Deutz bis zur Moſel hinauf, und machten Kirchen und Klöſter dem Boden gleich, — „heiliges und gemeines,“ ſagt Einhard, „auf gleiche Weiſe dem Verderben weihend, — dabei kannte die Erbitterung keinen Unterſchied von Alter und Geſchlecht, ſo daß es deutlich war, wie der Einfall nicht der Beute, ſondern der Rache wegen geſchah.“ Bonifacius Leichnam wurde von den Mönchen von Fulda weg nach Hamelburg geführt. Carl traf unterdeſſen in Aurerre ein und ließ von da Befehle an die Alemannen und Oſtfranken zu unverzüglichem Aufbruch gegen die Sachſen. Er ſelbſt begab ſich, nachdem er ſein Heer entlaſſen, nach Heriſtall, wo er den Winter zubrachte. Das oſtfränkiſche und alemanniſche Aufgebot vermochte nur einen Theil ſeiner Aufgabe zu vollziehen, die Sachſen waren ſchon auf dem Rückzuge, wurden aber doch im Heſſiſchen an der Eder eingeholt und ihnen unter theilweiſer Abnahme der gemachten Beute ſchwere Verluſte beigebracht. Solche beinahe unerwartete Erfahrungen zwangen Carl in den zwei folgenden Jahren Sachſen mit großen

Heeresmaſſen zu überziehen. Im Jahre 779 ſetzte er bei Weſel über den Rhein, drang von da in das Gebiet der Weſtfalen, wo ſich alles unterwarf, — von dort zog er an die Weſer und ſchlug ein Lager an einem Ort Namens Midufulli. Hier erſchienen die Angrarier und Oſtfalen und ſtellten Geiſeln. Darauf kehrte Carl nach Worms zurück. Im folgenden Jahre brach er mit dem Heere auf, ſobald es im Frühjahr die Witterung geſtattete. Dießmal ging der Zug über die Aeresburg an die Quellen der Lippe, wo in einem Lager einige Tage geraſtet wurde. Von da zog er öſtlich an die Oker im Braunſchweigiſchen, wo ganze Schaaren von Sachſen erſchienen, und bei Orheim die Taufe empfingen. In einem Lager endlich an der Elbe, da wo die Ora in dieſe fließt, nördlich von Magdeburg, bemühte er ſich mit den Sachſen, welche dieſſeits und mit den Slaven, welche jenſeits des Fluſſes wohnten, in friedlicher Weiſe zu unterhandeln. Aus dieſen Feldzügen datiren die erſten Zeichen des Zwieſpaltes zwiſchen Carl und Thaſſilo, Herzog von Bayern, — ſei es, daß dieſer verweigerte oder nachläſſig betrieb, was und worin jener großen Eifer erwartete, oder aber daß Carl den nicht unmächtigen und deſſen ſich wohl bewußten Bayerfürſten namentlich wegen ſeiner Verbindung mit dem Königshauſe der Longobarden und verdächtigen Verhandlungen mit den Avaren mit großem Mißtrauen betrachtete. Doch ging der Bruch wie es ſcheint auf päpſtliche Vermittlung dießmal vorüber.

Aus dem ſächſiſchen Feldzuge weg zog Carl auf die dringenden Bitten des Papſtes Hadrian mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Söhnen Pippin und Ludwig ohne Heer durch Alemannien nach Italien. Er wollte von den Zuſtänden namentlich des Longobardenreichs perſönlich Einſicht nehmen, und ſollte manche Maßnahme von fränkiſchen Grafen, in dem unterworfenen Land ſtreng und rückſichtslos durchgeführt, aufheben oder mildern. Ueber Weihnachten und den übrigen Theil des Winters weilte er in Pavia, das Oſterfeſt feierte er zu Rom, wo der Papſt Pippin zum König Lombardiens, Ludwig aber zum König von Aquitanien ſalbte und krönte. Eine griechiſche Geſandtſchaft der Kaiſerin Irene ſollte eine Vermählung ihres Sohnes mit Carls achtjähriger Tochter Rotrude vermitteln, was aber, ſo ernſt es auf beiden Seiten beabſichtigt war, nicht zu Stande kam. Den Griechen lag damals viel an der Freundſchaft des mächtigen Frankenkönigs, da von den Saracenen große Gefahren drohten. Neben allen dieſen Angelegenheiten war aber die Stellung des bayeriſchen Herzogs zum Frankenreich in Rom ein ganz beſonderer Gegenſtand der Erörterung, weil Thaſſilo päpſtliche Vermittlung angerufen und Hadrian auch Gründe hatte, das herzogliche Haus aufrecht zu erhalten. Endlich vereinigte man ſich dahin, eine Geſandtſchaft nach Bayern abgehen zu laſſen, von Seite des Papſtes die Biſchöfe Formoſus und Damaſus, von Seite des Königs den Diacon Richolf und den Obermundſchenk Eberhard, mit dem Auftrag, Thaſſilo an den Eid zu erinnern, den er Pippin und ſeinen

Söhnen geſchworen hatte. Durch dieſe Vorſtellungen und durch das, was dahinter drohte, wurde der Herzog endlich bewogen, nach erhaltener Sicherheit ſeiner Perſon vor dem Frankenkönig zu erſcheinen. Als Carl nach ſeiner Rückkehr aus Italien in Worms tagte, kam Thaſſilo dahin, ſchwur den verlangten Eid in die Hände des Königs und ſtellte die außerdem geforderten zwölf Geiſeln. 781. Mit Anfang des nächſten Sommers, als es bereits hinlänglich Futter gab für das Heer, beſchloß Carl den Reichstag, den er ſonſt in Franken hielt, in Sachſen abzuhalten. Er überſchritt mit dem Heer bei Cöln den Rhein und zog wieder an den Urſprung der Lippe, wo er geraume Zeit in einem Lager ſtehen blieb. Hier empfing er die Geſandten des Dänen- oder Normannenkönigs Sigfrid, zwei Fürſten der Hunnen im Namen des Avarenchans und ſächſiſche Edelinge in großer Anzahl, — nur Wittekind zeigte ſich nirgends. Carl war gleichwohl mit dem Stande der Dinge in Sachſen zufrieden, entließ den Heerbann und kehrte über den Rhein zurück. Aber kaum hatte er den Sachſen den Rücken gewendet, als die ſlaviſchen Sorаben, welche zwiſchen Elbe und Saale wohnten, losbrachen und zugleich mit ihnen der indeſſen zurückgekehrte Wittekind an der Spitze von Tauſenden von Sachſen. Ohne Kenntniß des ſächſiſchen Aufſtandes ſchickte Carl den Kämmerer Adalgis, den Marſchall Geilo und den Pfalzgrafen Worado mit dem Heerbann der Oſtfranken und Sachſen, die Sorаben ſtrenge zu züchtigen. Noch waren jene nicht bis an die Elbe gekommen, als das ganze Land wie Ein Mann ſich erhob. Auf dieſe Nachricht eilte Theoderich, ein Anverwandter des Königs, aus der Gegend von Cöln mit allen Mannen, die er ſchnell zuſammenraffen konnte, zur Hülfe herbei. Statt aber mit ihm ſich zu vereinigen und dann erſt anzugreifen, ſtürzten ſich Adalgis mit den Seinen auf die Sachſen, wo er ſie traf, — ſo raſch als jeden ſein Roß tragen konnte. Die Feinde ſtanden in Schlachtordnung vor ihrem Lager, den Angriff kaltblütig erwartend. So blind und unüberlegt der Angriff war, ſo ſchwer war auch die Niederlage der Franken, — ſchnell umringt und von allen Seiten mit wahrer Wuth angefallen, wurden auch alle bis auf den letzten Mann zuſammengehauen. Das geſchah am Berge Süntel auf dem rechten Weſerufer zwiſchen Rinteln und Minden. 782.

Carl hatte kaum Kenntniß von dieſem ſchweren Schlage erhalten, als er an Mannſchaften alles zuſammenraffte, was in ſeiner nächſten Nähe war oder ſchnell aufgerufen werden konnte, und der ſächſiſchen Grenze zueilte, feſt entſchloſſen, über die Schuldigen furchtbare Strafe zu verhängen. In der Nähe von Verden traten die von ihm aufgeforderten ſächſiſchen Edelinge vor ihn, den unerbittlichen Frankenkönig. Auf die Betheurungen ihrer Schuldloſigkeit an den erneuten Empörungen und verübten Greuelthaten verlangte Carl unter Todesdrohungen die Auslieferung der Urheber und Anſtifter. Wittekind war bei dem unerwartet raſchen Vordringen des Königs wiederholt zu den Nor-

Digitized by Google

mannen entwichen, — ſo wurden von den Sachſen ſelbſt die hauptſächlichſten Widerſacher der Franken, 4500 an der Zahl, ergriffen und an Carl ausgeliefert, der ſie auch alle an Einem Tage ohne Erbarmen tödten ließ. Ein anderes Volk wäre durch dieſe blutige Strenge und was durch ſie noch angedroht war, voll Furcht und Entſetzen niedergeſchmettert worden, — das Sachſenvolk trank aus ſolcher Blutſaat wahre Beſerkerwuth, — Alles erhob ſich in den Waffen. Carl war zurückgegangen und hielt das Winterlager in Diedenhofen, und war mit dem Anbruch des Frühlings ſchon im Begriff, mit dem Heere auszuziehen, als der Tod ſeiner Gemahlin Hildegard einigen Aufſchub verurſachte. Nach ihrer Beiſetzung brach er in Sachſen ein. Obwohl der ganze fränkiſche Heerbann ſich noch nicht um ihn geſchaart hatte, ſo zögerte er keinen Augenblick, den Feind, wo er ihn traf, anzugreifen. Es war bei Detmold, Theotmelli, wo die Weſtfalen unter Wittekinds eigener Anführung ſeiner harrten. In dem beiſpiellos erbitterten Kampfe ſiegte fränkiſche Gewandtheit und beſſere Bewaffnung, — der größte Theil der Sachſen bedeckte todt die Wahlſtatt. Allein auch Carl fand ſich nach ſolchem Widerſtande bewogen, vom Schlachtfelde weg nach Paderborn zurückzugehen und die Verſtärkungen abzuwarten, die aus Franken in Eilmärſchen heranziehen ſollten. Erſt nachdem jene eingetroffen waren, brach er auf, traf die Sachſen an der Haſe, wohl in der Nähe von Osnabrück, und ſchlug ſie auch weit ſtärker als das erſtemal. Allein trotzdem daß er über die Weſer ging und alles Land bis zur Elbe verwüſtend durchzog, war doch der kochende Zorn des Volkes nicht gedämpft, noch gebrochen. 783. Nach Worms zurückgekehrt feierte er ſeine Vermählung mit Faſtrada, einer Tochter des fränkiſchen Grafen Radolf, — in demſelben Jahr ſtarb ſeine Mutter Bertrada. Feſt entſchloſſen die Unterwerfung des Sachſenvolkes mit Aufbietung aller Kräfte zu vollenden, ſtand er mit Anfang des Frühlings wieder im Felde, die ſächſiſchen Gaue bis zur Weſer mit ſchonungsloſer Verwüſtung heimſuchend, — weiter in die nördlichen Gegenden vorzudringen, daran hinderten ihn anhaltende Regengüſſe und in Folge davon große Ueberſchwemmungen. Indeß er ſelbſt durch die Gaue der Oſtfranken und durch Thüringen nach dem Rheine zog, wendete ſich eine Reiterſchaar, bei welcher ſich ſein Sohn Carl befand, wider die Weſtfalen, deren Kühnheit, ihm an der Lippe den Weg zu verlegen, mit ſchwerer Züchtigung bezahlt wurde. 784.

Carl hatte ſich und den Seinen in Worms kaum einige Erholung geſtattet, als er das erſtemal und für Freund und Feind unerwartet, zu einem Winterfeldzug aufbrach und auch ohne irgend welchen Widerſtand bis zur Weſer kam. Die Strenge des Winters, dann darauf folgende Ueberſchwemmungen zwangen ihn bei Aeresburg das Winterlager zu beziehen. Während er hieher ſeine Gemahlin und ſeine Kinder rief und ſie durch eine ſtarke Beſatzung ſchützte, ging unausgeſetzt nach allen Seiten auserleſene Mannſchaft mit

dem ausdrücklichen Befehl, Alles zu verwüſten und zu vernichten, ſo daß am Ende des Winters ſelbſt dem Heere aus Franken Zufuhr nachgeführt werden mußte. Unter ſolchen ununterbrochenen Züchtigungen wurde der erbitterte Widerſtand des Volkes allmählig gebeugt und völlig gebrochen. Dafür zeugt die Abhaltung des Maifeldes oder Reichstages bei Paderborn, mehr noch die auf demſelben gefaßten Beſchlüſſe. Nach denſelben wurde jetzt das unterworfene Volk der Kirche zu chriſtlicher Erziehung und Bildung übergeben. Der Beſchlüſſe weſentlicher Inhalt bezieht ſich auf die der chriſtlichen Kirche gebührende Ehrfurcht, ihre Diener und deren Unterhaltung und auf das ſtrenge Verbot aller götzendieneriſchen Gebräuche und Gewohnheiten, — und dieß alles meiſtens bei Todesſtrafe. Gleich der erſte Beſchluß lautete dahin, daß die Kirchen Chriſti, welche in Sachſen gebaut und geweiht ſeien, keine geringere, ſondern eine größere und höhere Auszeichnung haben ſollten, als die Heiligthümer der Götzen gehabt hätten. — Wer einen Biſchof oder Prieſter oder Diacon tödtet, ſoll mit dem Tode beſtraft werden. — Wenn einer vom Teufel geblendet nach Weiſe der Heiden glaubt, es ſei Jemand eine Hexe und freſſe Menſchen, und dieſe Perſon deßhalb verbrennt, oder ihr Fleiſch ißt oder durch Andere eſſen läßt, der ſoll des Todes ſterben. — Wer nach heidniſcher Weiſe einen Leichnam verbrennt, ebenſo jeder Sachſe, der ſich verbirgt und Heide bleiben will, ferner wer einen Menſchen dem Teufel oder den Dämonen opfert, wer mit den Heiden gemeinſame Sache gegen die Chriſten und den König macht, der ſoll mit dem Tode beſtraft werden. — Zu jeder Kirche ſollen die zu ihr gehörigen Gaubewohner einen Hof, Kurtis, und zwei Morgen Landes, Manſus, und je 120 Menſchen, — Adelige, Freie und Liten, — einen Knecht und eine Magd geben. — Ebenſo ſollen alle den Zehnten ihres Vermögens und ihrer Arbeit der Kirche und den Prieſtern reichen. — Jeder muß ſein Kind innerhalb eines Jahres taufen laſſen. — Wer Gelübde bei Quellen, Bäumen oder in Hainen ablegt, oder ſonſt Heidniſches treibt, wird geſtraft und zwar der Edle um 60, der Freie um 30, der Lite um 15 Solidi, Schillinge. Kann er die Strafe nicht bezahlen, ſo wird er Knecht der Kirche, bis die Bezahlung geleiſtet iſt. — Die Leichname der chriſtlichen Sachſen müſſen in die Gottesäcker der Kirche und dürfen nicht in die Hügel der Heiden gebracht werden. — Die Wahrſager und Zeichendeuter ſollen den Kirchen und den Prieſtern — als Sklaven — geſchenkt werden. — Die Sachſen dürfen keine allgemeine Verſammlungen halten, außer wenn der königliche Sendbote, Miſſus, ſie beruft.

Die Beſchlußnahme ſolcher Beſtimmungen und ihre Durchführung waren nur möglich, nachdem der Widerſtand des Volkes vollſtändig niedergeſchlagen war, und dieß ſollte auch die folgende Zeit beweiſen. Von Paderborn nämlich weg ſetzte Carl über die Weſer und überſchwemmte den Bardengau, ohne irgendwo nennenswerthen Widerſtand zu finden. Es lag über Land und Volk die drückende Stille der Ermattung und der Ergebung in das Unabwendbare.

Nachdem Carl so der Strenge und der Rache ihren ungehemmten Weg gelassen, nahm er gegen die Besiegten mildere Gesinnung an. Auf die Nachricht, daß die erbittertsten Feinde des fränkischen Namens, Wittekind und Alboin, jenseits der Elbe weilten, ließ er sie durch sächsische Abgeordnete auffordern, endlich fruchtlosen Widerstand aufzugeben und der Franken Oberherrschaft anzuerkennen. Dieses freundliche Entgegenkommen des Siegers weckte dieselbe Gesinnung bei den thatsächlich Besiegten. Carls Handlungen müssen tief in Mark und Bein des Volkes eingeschnitten haben, daß endlich auch jene Männer vor seiner Gewalt sich beugten. Auf ihr gegen die Gesandten ausgesprochenes Bedenken über die Sicherheit ihrer Person ließ Carl die von ihnen namentlich bezeichneten Geiseln durch den Kämmerer Adalwin ihnen zuführen und kehrte darauf des Erfolges seiner Bemühungen gewiß nach Franken zurück, seinen Aufenthalt auf dem Schloß zu Attigny nehmend. Hieher kamen endlich die beiden Sachsenfürsten. Es mag für Freund und Feind ein erhebender und stolzer Anblick gewesen sein, als die tapfersten Männer der Germanenwelt sich hier die Hand zum Frieden reichten, — zugleich aber auch ein zu lockender Stoff für die bunten Gewebe der Einbildungskraft des Volkes, als daß ihn nicht in den lieblichsten Schilderungen ein Geschlecht dem andern überliefert hätte. Nach einer solchen Legende war es ein Zweikampf zwischen Carl und Wittekind — im Angesicht beider Heere, der seine und seines Volkes Unterwerfung erzielt, und in welchem Carl nach einem heißen erbitterten Kampf, unter dessen Schlägen Mann und Roß erbebten, seinem ebenbürtigen Gegner unter lautem Jubelruf die Hand zum Frieden bot. Nach einer andern Sage habe Wittekind in dem elenden Kleide eines Bettlers sich unter die Franken gemischt, in der Kirche zu Wolmirstadt zugleich mit dem königlichen Hofstaat dem feierlichen Gottesdienste beigewohnt und hier bei der Wandlung in der hl. Hostie ein weiß gekleidetes Kindlein erblickte, das ihm mit den Händchen zugewinkt, — das habe ihn so erschüttert, daß er mit Wegwerfung seines armen Gewandes sich zu erkennen gegeben und die Taufe empfangen habe. Gleichviel was ihn bewogen, gewiß ist, daß er mit seiner Gemahlin Geva in Attigny sich taufen ließ und Carl beiden als Pathe zur Seite stand. Wittekind kehrte darauf wie es scheint als Herzog der Westfalen nach Sachsen zurück und hielt bis an seinen Tod die Treue, die er gelobt. Und damit war, wenn auch noch lange nicht vollständige Ruhe eintrat, doch der friedlichen und christlichen Eroberung des Landes und des Volkes breite Bahnen geöffnet. Mit der Unterwerfung der Sachsen erfolgte auch die der Friesen, bei letzteren aber wegen der eigenthümlichen Lage ihres Landes mit einer Schonung, wie sie die Sachsen nicht genossen. Sie wurden zwar auch zum Christenthum gezwungen und fränkischen Grafen untergeben, behielten aber nicht bloß ihre althergebrachte Gerichtsverfassung, sondern auch Befreiung vom Heerbanne, da Carl bald erkannte, welche außerordentliche Dienste dieses Volk gegen die unaufhörlichen Anfälle der Seeräuber leistete und

ſeine Küſten durch Deiche und Dämme gegen die noch größere Gewalt der Meeresfluthen ſchützte. Sie ſollten nur zur Vertheidigung ihrer Landesgrenzen, nie zu entfernten Kriegen aufgeboten werden. Damit waren den fränkiſchen Grafen bei den Frieſen jene Mittel entzogen, durch welche im ganzen Reiche die kleinen Freien allmählig unterdrückt und förmlich vernichtet wurden. In Friesland erhielten ſich darum die freien Gemeinden ihr altes Recht mehr als im ganzen übrigen Reich. Sachſen dagegen wurde in fränkiſche Gaue eingetheilt, die Edelinge zum Eintritt in Carls Dienſtmannſchaft gezwungen, eine Menge fränkiſcher Dienſtmannen allda angeſiedelt und mit den Gütern der ausgewanderten, gefallenen oder hingerichteten Edlen und Freien beſchenkt und ausgeſtattet. Ihre Verſammlungen konnten ſie, wie einer der Beſchlüſſe des Padernborner Reichstags befiehlt, nur unter dem Vorſitze fränkiſcher Grafen halten, — eben dieſe waren es auch, die ſie nach königlichem Befehl zu allen Kriegen des weitgedehnten Reichs aufboten. Mit der Eintheilung des Landes in Grafſchaften war auch die Eintheilung in acht biſchöfliche Sprengel verbunden und dieſe waren Münſter, Osnabrück, Paderborn, Minden, Verden, Bremen, Hildesheim und Seligenſtadt. Da wo die Mauern der Stadt Minden ſich erheben, ſei auf dem rechten Ufer der Weſer eine Burg Wittekinds geſtanden, auf dem linken aber eine, welche Carl gehört, beide von ihnen zur Gründung des Bisthums geſchenkt. Als der Sachſe einſt zugleich mit Carl an Ort und Stelle geweſen, habe er auf beide Burgen hingedeutet und ausgerufen: „Min, Din!“ — und dieſen Worten verdanke Minden ſeinen Namen. 785.

3) Während ſo die Ruhe in Sachſen auf Jahre geſichert ſchien, zeigten ſich plötzlich die Spuren einer weit angelegten Verſchwörung gegen Carl in Oſtfranken und Thüringen, deren Haupt Graf Hardrad war, der aber verrathen und geblendet, ſeine Genoſſen mit Verbannung beſtraft wurden. Die Weigerung der Bretagner, die herkömmlichen Steuern zu entrichten und die darüber ausgebrochenen Unruhen dämpfte Audulf, des Königs Seneſchall, in kurzer Zeit und mit wenig Mühe. Welche ungeheuere Laſten dieſe ununterbrochenen Heereszüge nach allen Himmelsgegenden und oft in ſo entlegene Gegenden wie über die Alpen und die Pyrenäen auf das ganze Reich wälzten, durch alle Schichten der Bevölkerung bis zum letzten Dienſtmann, das zeigt die fränkiſche Heeresverfaſſung. Kriegspflichtig war nach alter Weiſe jeder freie waffenfähige Mann. So war es auch noch unter Carl dem Großen. Um aber die Laſten für die häufiger und in weite Ferne gehende Feldzüge zu erleichtern, traf er verſchiedene Beſtimmungen, — einmal, daß die ärmeren Freien nicht mehr wie bisher in Perſon ausziehen mußten, ſondern nur diejenigen, welche eine gewiſſe Anzahl Manſus als Eigenthum und zwar wenigſtens drei, ſpäter vier oder fünf, den Manſus zu zehn Schillinge angeſchlagen, oder ein ähnliches Vermögen in Geld beſaßen. Die ärmeren ſollten zu zwei, drei oder mehr zuſammen-

ſtehen, und Einen ausrüſten, die Anderen ihn unterſtützen. In Italien wurde nicht nach Manſus gerechnet, dieſes vielmehr dem Grafen überlaſſen. Von den dem Kriegsſchauplatz entfernten Provinzen wurde eine kleinere Anzahl Bewaffneter aufgeboten, als von den näher gelegenen. Ueber ſämmtliche Heerbannspflichtige führten die Sendboten des Königs genaue Liſten. Sobald der königliche Befehl erſchienen war, mußten ſich die Pflichtigen auf den Ruf des Grafen am beſtimmten Sammelplatz einfinden mit den vorgeſchriebenen Waffen, mit Bekleidung und Proviant auf drei Monate verſehen. Zu jenen gehörte entweder Schild und Spieß, oder ein Bogen, dazu zwei Sehnen und zwölf Pfeile. Reichere dienten zu Pferd, — die, welche zwölf Manſus beſaßen, mußten in Harniſch, Brünne, und behelmt erſcheinen. Auf dem Zuge hatte das Heer innerhalb der Grenzen des Reichs nur Weide für das Vieh und Streu für die Mannſchaft frei, für Brücken und Schiffe hatten die Grafen zu ſorgen. Den Heerbann aus jeder Grafſchaft befehligte der Graf, unter ihm die Centenarien; über den Grafen ſtanden die vom König ernannten Miſſi, Oberfeldherr war der König ſelbſt oder wen er dazu ernannte. Heriſliz, eigenmächtiges Verlaſſen des Heeres, wurde mit dem Tode beſtraft. Vierzig Tage nach der Heimkehr war Scaſtlegi, Ablegung der Waffen. Neben dem Heerbanndienſt der Freien ſtand derjenige, welchen die geiſtlichen und weltlichen Senioren, Schutzherren, mit den ihrem Schutz untergebenen Leuten zu leiſten hatten. Der Schutzherr hatte nach der Zahl der ſeinem Schutze untergebenen und folgepflichtigen Leute dem königlichen Heere eine gewiſſe Anzahl zu ſtellen, — ob durch Aufgebot ſeiner Hinterſaſſen oder durch gemiethete Söldner, oder wie immer, das war ſeine Sache. Dieſe Heerbannspflicht lag ſchwer auf den ärmeren Freien, viel weniger auf den ſchutzhörigen Leuten. Während jene durch Kriegsdienſt und Wegzug von ihrem mäßigen Gute mit ihren Familien in Schulden und Noth geriethen, war der Schutzherr beſorgt, ſeine Beſitzungen in gutem Zuſtand zu erhalten, alſo die Schutzangehörigen zu ſchonen, und verfuhr darum bei dem Aufgebot der von ihm geforderten Mannſchaft mit viel größerer Schonung und Auswahl, als der Graf bei Aushebung der Freien. Daher kam es, namentlich nach Carl dem Großen beim Zerfall ſcharfer königlicher Oberaufſicht, daß viele Freien, um den rückſichtsloſen oder mehr noch den beſtechlichen Plakereien der Grafen zu entgehen, Dienſtleute und Hörige der Kirche und des Adels wurden, — dadurch verſchwanden die gemeinen Freien beinahe ganz. Eine Folge davon war, daß es ein eigentliches Volksheer, der Heerbann des fränkiſchen Reiches, nicht mehr gab und jenes ſich ſchon zu Arnulfs Zeiten in Reiterheere verwandelt hatte, in dem nur die reichſten Freien, die Hörigen und Dienſtmannen des Königs, des Adels und der Kirche dienten.

Die mit dem Jahre 785 eingetretene Ruhe nördlich der Alpen benützte Carl zur Befeſtigung der fränkiſchen Herrſchaft in Italien. Er ging mitten im Winter 786 über die Alpen, feierte Weihnachten in Florenz, und zog von da nach Rom. Die Beſorgniß des Herzogs Arichis von Benevent, daß ihm

große Gefahr drohe, war gegründet. Carl war entschlossen, den in die griechische Politik tief Verflochtenen zu züchtigen oder aus dem Herzogthum zu treiben, und rückte ohne Beachtung der Geschenke und Versprechungen, welche Arichis Sohn, Romuald, überbringen mußte, mit seinem ganze Heere nach Kapua. Arichis entfloh aus Benevent nach dem festen Salerno, von wo aus er unter Hadrians Vermittlung sich unterwarf, er selbst wie die Einwohner von Benevent in die Hände königlicher Bevollmächtigten den Eid der Treue schwur, — seinen jüngsten Sohn Grimoald, jene aber zwölf Männer als Geiseln stellten und eine schwere Summe Kriegskosten zahlten. Nach Rom zurückgekehrt fanden sich Gesandte Thassilo's ein, welche den Papst dringend angingen, den Frieden zwischen Carl und ihrem Herrn zu vermitteln. Wodurch jener nach Thassilos förmlicher Anerkennung der fränkischen Oberherrschaft bedroht oder gestört worden sei, ob durch hochverrätherische Verbindung mit den eben erst unterdrückten ostfränkischen Verschworenen oder mit Herzog Arichis von Benevent, oder ob er in ähnliche Verbindungen mit den Avaren sich eingelassen, ist unentschieden. Einhard schreibt den Untergang des Herzogs wohl nicht mit Unrecht seinem Uebermuthe wie seinem Unverstande zu. Auf Anrathen seiner Gemahlin Liutberga, einer Tochter des Königs Desiderius, die des Vaters Verbannung durch ihren Mann rächen zu können meinte, habe er ein Bündniß mit den Hunnen, Avaren, geschlossen und sich vermessen, nicht nur des Königs Befehl unerfüllt zu lassen, sondern ihn auch zum Kriege herauszufordern. Hadrians Bemühungen bestanden in Ermahnungen an Thassilo, seinem gegebenen Worte und seinem geschworenen Eide getreu zu bleiben, oder aber das Aeußerste zu gewärtigen. Nach seiner Rückkehr aus Italien hatte Carl kaum den Reichstag in Worms abgehalten, als das angedrohte Schicksal über Thassilo auch hereinbrach. Plötzlich rückten nämlich drei Heere in Bayern ein. Carls Sohn Pippin führte die Longobarden über Trient, Ostfranken und Sachsen drangen gegen die Donau, Carl selbst stand noch früher mit Franken und Alemannen am Lech. Das brachte Thassilo zur Erkenntniß seiner Lage. Von allen Seiten umringt und verlassen, blieb ihm nichts anderes übrig, als Carl sich unbedingt zu unterwerfen, seinen ältesten Sohn Theodo nebst zwölf andern als Geiseln zu stellen und das Volk den gewöhnlichen Huldigungseid leisten zu lassen. Darauf kehrte er nach Regensburg, Carl an den Rhein zurück. 787.

Während dessen waren die Avaren losgebrochen, aber viel zu spät, um Thassilo noch helfen zu können. Ein Heer von ihnen fiel in die Mark von Friaul ein, ein anderes näherte sich den Grenzen des bayerschen Herzogthums Als nun Carl 788 den Reichstag nach Ingelheim berief, wurde auch Thassilo mit seinen Vasallen vorgeladen. Hier begab es sich, daß diese mitten inne gleichsam zwischen dem Frankenkönig und dem barbarischen Volke der Avaren unbedingt sich auf die Seite des ersten stellten und gegen Thassilo laut und

öffentlich die Klage des Hochverraths erhoben, — er habe auf Antrieb seiner Gemahlin, die seit dem Falle ihres Vaters die Franken tief hasse, das Volk der Hunnen zum Krieg gegen den König der Franken aufgestachelt. Auf so schwere Anklage war Todesstrafe gesetzt. Des angeschuldigten Verbrechens überwiesen und geständig, erhielt er zwar das Leben geschenkt, wurde aber geschoren, zuerst nach St. Goar am Rhein, später nach Jumiege an der Seine unterhalb Rouen verbannt, dasselbe geschah seinen beiden Söhnen Theodo und Theodebert, — seine Gemahlin Liutberga mit ihren beiden Töchtern nahm den Schleier. Bayern wurde von nun an wie Alemannien eine Provinz des Frankenreichs und von königlichen Beamten verwaltet. In das folgende Jahr fällt Carls kurzer, aber erfolgreicher Feldzug an die Elbe gegen die Wilzen, welche die Obotriten, die Bundesgenossen und Schützlinge der Franken, hart bedrängten. Das überraschte Volk versprach Ruhe und Tribut. Das Jahr 790 war endlich ein Friedensjahr für das weitgedehnte Reich von der Nordsee bis zum Mittelmeer, von der Ens bis zu den Pyrenäen.

Der nächste Feldzug ging gegen die Avaren, — ohne Zweifel und wie auch die damaligen Chroniſten ſie ausdrücklich benennen, ein Reſt der hunniſchen Völkerwanderung und ſchon ſeit mehr denn zwei Jahrhunderten die bald freundlichen, bald feindlichen Nachbarn der Germanen im Südoſten. Es galt nicht bloß, ſie für ihre Raub- und Plünderungszüge zu züchtigen, vielmehr hinter feſte Marken zurückzuwerfen. Das Frankenheer rückte von zwei Seiten gegen die Grenze, — der eine Theil unter dem Grafen Theodorich und dem Kämmerer Meginfrid auf dem nördlichen Donauufer, Carl ſelbſt mit der andern Heeresabtheilung auf dem ſüdlichen Ufer gegen Pannonien, — die Bayern aber führten die zum Unterhalt des Heeres nöthigen Vorräthe auf Schiffen die Donau hinunter, — an der Ens, dem Grenzfluſſe der Bayern und Avaren, bezog das vereinigte Heer ein gemeinſchaftliches Lager. Von hier aus ließ Carl alles Land bis an die Raab furchtbar verwüſten, mehrere ringförmige ungemein feſte Verſchanzungen des Feindes erſtürmend und zerſtörend. Dann ſetzte er über den Fluß, zog am Ufer hinab bis an deſſen Mündung in die Donau und beſchloß dann über Sebaria, Sarwao im Comitat Eiſenburg, zurückzukehren. Während die Sachſen und Oſtfranken unter Theoderich und Meginfrid über Böhmen und auf den herwärts eingeſchlagenen Weg zurückkehrten, führte Carl ſein Heer nach Bayern, wo er längere Zeit eine beobachtende Stellung einnahm. Der Menſchenverluſt der Franken in dem Feldzuge ſoll nach Einhard klein geweſen, dagegen ſo viele Pferde gefallen ſein, daß von Tauſenden kaum der zehnte Theil übrig blieb. Unter den Alemannen thaten ſich nach dem Bericht des Mönchs von St. Gallen beſonders ein Mann aus dem Thurgau hervor, mit Namen Eishere. Einer der größten und ſtärkſten Männer des ganzen Frankenheeres habe er auch noch ein gewaltiges Roß geritten, das er aber oft wie ein Spielzeug behandelt. So oft er

nämlich an den durch Gießbäche hochangeschwollenen Thurfluß kam und das Thier vor der schäumenden und tosenden Strömung scheute, saß er ab, nahm es beim Zügel und zog es schwimmend hinter sich her mit den Worten: „beim Herrn Gallus, du sollst mir folgen, du magst wollen oder nicht!“ Voll Verachtung gegen die der Körpergestalt nach kleinen Avaren habe er sie wie Gras niedergemäht und einmal, was unter den Feinden wahres Entsetzen hervorgerufen, sieben mit seiner langen Lanzen niedergestoßen, sie hoch emporgehoben und umhergetragen!

Während seines Aufenthaltes in Regensburg beschäftigte sich Carl mit mehreren wichtigen Unternehmungen. Er baute eine feste Brücke über die Donau, und begann, von Etlichen belehrt, welche die Sache zu verstehen behaupteten, einen schiffbaren Canal zwischen Altmühl und Regnitz zu bauen, zur Verbindung des Rheins und der Donau, da der eine von jenen Flüssen in die Donau, der andere in den Main mündet. Er begab sich selbst an Ort und Stelle und ließ, wie es scheint, das Heer den ganzen Herbst hindurch Hand anlegen. Der Graben maß bereits zweitausend Schritte in die Länge und dreihundert Fuß in die Breite, als anhaltende Regengüsse und das an sich schon nasse Erdreich die Arbeit in's Stocken brachten, indem, wie viel Erde am Tage auch ausgeschlagen worden, ebensoviel wieder bei Nacht eingesunken war, — es mußten tausend Jahre vorübergehen, ehe Carls Plan abermals von einem deutschen Fürsten in unsern Tagen aufgenommen und ausgeführt wurde. Schlimme Nachrichten aus verschiedenen Gegenden des Reichs zwangen Carl, sein Augenmerk bald auf andere Dinge zu richten. Die Sachsen hatten sich wieder erhoben und das von der Donau auf dem Rückzug begriffene Heer unter dem Grafen Theoderich in dem Rinstrigau, Rustringen auf der linken Seite der unteren Weser, verrätherisch angefallen und aufgerieben. Gleich schlimme Botschaft kam aus Septimanien, wohin die Saracenen unter vielen unmenschlichen Handlungen vorgedrungen waren und dann mit großer Beute sich wieder zurückzogen. Während Carls Aufenthalt in Regensburg wurde auch eine Verschwörung entdeckt, an deren Spitze sein ältester unebenbürtiger Sohn Pippin stand, den ihm Helmintrude geboren hatte. Die Verschworenen beriethen sich in der Peterskirche zu Regensburg und waren entschlossen, Carl zu ermorden und an seine Stelle Pippin zu erheben. Diese Verschwörung, wie die schon erwähnte, hatte nach Einhard ihren Grund in der Grausamkeit der Königin Fastrada, — beide Mal habe man sich gegen den König verschworen, weil er, dem grausamen Sinn derselben zustimmend, von seiner angeborenen Güte und seiner gewöhnlichen Milde eine schreckliche Ausnahme gemacht habe. Was Einhard mit diesen Worten beinahe schüchtern sagen will, wird nirgends weiter erklärt. Pippin war schön von Angesicht, aber durch einen Höcker entstellt. Während nun Carl mit dem Kriege gegen die Avaren vollauf zu thun hatte, gab er eine Krankheit vor und verhandelte mit einigen fränkischen Großen, die ihn

durch eitle Hoffnungen auf das Königthum verführt, gegen seinen Vater. Aber die Verschwörung wurde von einem longobardischen Cleriker mit Namen Fardulf, der, unter einem Altar versteckt, die Einzelnheiten des Planes erfahren hatte, noch in der Nacht an den König verrathen. Dafür erhielt er das Kloster St. Denys, die Schuldigen aber traf schwere Strafe. Pippin wurde gepeitscht, geschoren und zuerst in St. Gallen, dann in Prüm eingesperrt, die übrigen theils gehenkt, theils mit dem Schwerte hingerichtet.

Zu Regensburg veranlaßte Carl auch eine Synode, hauptsächlich wegen der adoptianischen Streitigkeiten. Urheber derselben war Felix von Urgelis in Spanien, der auf eine Anfrage, ob man Christus als Menschen für einen wahren oder nur für einen angenommenen, adoptirten, Sohn Gottes halten müsse, Christus für einen Adoptivsohn erklärt und seine Meinung auf das standhafteste vertheidigt hatte. Auf die vielen Klagen über seine Lehre ließ ihn Carl nach Regensburg rufen, wo er von den versammelten Bischöfen gehört, seine Lehre verworfen und er selbst nach Rom zu Papst Hadrian geschickt wurde. 792.

Unter allen indessen in Regensburg eingetroffenen Nachrichten erregte keine so sehr die Aufmerksamkeit Carls, als die schon angedeuteten aus Sachsen. Es war ihm gewiß, daß, so lange dort nicht jeder Versuch zur Empörung unmöglich geworden, das fränkische Reich gegen Außen wie gelähmt sei, oder mitten in den wichtigsten Unternehmungen unterbrochen und gehemmt werde, — und so groß die Opfer an Blut und Geld schon waren, welche dieser entsetzliche Krieg verschlungen, so war er nicht einen Augenblick unschlüssig, zu den schon dargebrachten noch weitere zu bringen, um den gefräßigen Schlund auf immer zu schließen. Hut und Angriff gegen die Avaren und in Septimanien gegen die Saracenen seinen Söhnen Ludwig und Pippin überlassend, war Carl die nächsten Jahre ausschließlich mit dem Kriege gegen die Sachsen beschäftigt. Von Regensburg weg wendete er sich zunächst nach Franken, feierte Weihnachten zu St. Kilian am Main, Würzburg, Ostern aber auf dem königlichen Hofgut zu Franconovurd, Frankfurt, wo er auch einen Theil des Winters zubrachte. Hieher berief er eine Synode, wohl die glänzendste unter seiner Regierung, welcher die brennenden Fragen damaliger Zeit vorgelegt wurden. Unter den Anwesenden werden außer den päpstlichen Legaten, den Bischöfen Theophylakt und Stephanus, besonders noch erwähnt der Patriarch Paulinus von Aquileja und Erzbischof Petrus von Mailand, — auch aus Britannien hatte er mehrere gelehrte Geistliche berufen, — Bischof Felix von Urgelis mit den andern Bischöfen des fränkischen Spaniens waren wohl berufen, aber nicht erschienen. Nach wieder aufgenommenen Berathungen über den adoptianischen Streit wurde die Lehre des Bischofs Felix wiederholt verworfen und darüber ein Schreiben an die spanischen Bischöfe gerichtet. Einen weiteren Gegenstand der Berathung bildeten die Beschlüsse des zweiten nicänischen Concils über die Bilderverehrung, von denen aber der Synode eine höchst

mangelhafte, geradezu falſche Ueberſetzung vorlag. Da es in ihr hieß: „ich verehre die Bilder, wie ich die göttliche Trinität verehre," — obwohl der griechiſchen Originaltext gerade das Gegentheil ſagt, ſo ſprach ſich die Verſammlung ſcharf und einmüthig gegen ſolche Läſterung aus. Die übrigen Beſchlüſſe beziehen ſich auf verſchiedene kirchliche und ſtaatliche Verhältniſſe, die aber dadurch nicht ſehr für uns aufgehellt werden. Nach dem dritten Kapitel erſchien Herzog Thaſſilo von Bayern vor der Synode, bat um Verzeihung und verzichtete für ſich und ſeine Familie auf alle Rechte und Beſitzungen in Bayern, — warum der ſchon verurtheilte Fürſt noch einmal vor einer ſolchen Verſammlung erſcheinen und feierlichen Verzicht leiſten mußte, — etwa ſeinen noch übrigen Anhängern im Herzogthum jede Hoffnung ſeiner Wiederkehr zu nehmen und die wohl ſchon durchgeführte Beſitznahme ſeiner Allodialgüter für die Zukunft noch mehr zu ſichern, — das wird uns auch ſonſt nicht weiter erklärt. Nach den zunächſt folgenden Beſchlüſſen beſtimmte Carl den Preis für jede Getreide- und Brodart und befahl allen die Annahme der neuen Denare, — wohl eine Andeutung auf den geringen Gehalt neuer Münzen, zu denen man durch die unaufhörlichen Kriege und ihre Laſten wie auch in andern Zeiten ſeine Zuflucht nahm. Uebergehend auf kirchliche Verhältniſſe beſtimmt das neunzehnte Kapitel, daß kein Geiziger in einem Kloſter als Kellermeiſter angeſtellt werde. Das fünfundzwanzigſte: Jeder muß den früheren königlichen Verordnungen gemäß von ſeinem Eigenthum den Zehnten zur Kirche geben. — Der katholiſche Glaube an die Dreieinigkeit, das Vaterunſer und Symbolum ſollen allen gelehrt werden. — Prieſter, die gegen den Biſchof ungehorſam ſind, dürfen von den Hofgeiſtlichen nicht in die Gemeinſchaft aufgenommen werden. — Waiſenmädchen ſollen unter Aufſicht der Biſchöfe und Prieſter von würdigen Frauen erzogen werden. — Es dürfen keine neuen Heiligen verehrt und ihnen Kapellen an den Wegen errichtet, — die den Götzen geheiligten Bäume und Haine ſollen zerſtört werden. — Ueber die Zeit, wo Jungfrauen den Schleier nehmen dürfen und in Betreff ihrer Beſchäftigung bis zum fünfundzwanzigſten Jahre, ſind die Verordnungen der Canones nachzuſehen. — Niemand ſoll zum Prieſter geweiht werden, bevor er dreißig Jahre alt iſt. — Niemand ſoll glauben, daß Gott nur in drei Sprachen angebetet werden dürfe.

In Frankfurt ſtarb Faſtrade, Carls vielen verhaßte Gemahlin, und wurde zu St. Alban in Mainz beigeſetzt. Von jetzt an ergoßen ſich die fränkiſchen Heere wieder Jahre lang über Sachſen. Während Carl ſelbſt vom Süden her in die ſächſiſchen Gauen einbrach, ſetzte ſein Sohn Carl von Cöln aus über den Rhein und drang vom Weſten ein. Die Sachſen hatten ſich auf dem Sendfeld bei Wunnenberg ſüdlich von Paderborn geſammelt, dem Anſchein nach entſchloſſen, den Franken kräftigen Widerſtand zu leiſten, beſannen ſich aber bald eines andern und unterwarfen ſich. Nach Empfangnahme der geforderten Geiſeln kehrte Carl über den Rhein zurück. 794. Das hielt ihn aber nicht ab, im folgenden Jahre nach abgehaltenem Maifeld bei

Koſtheim am Main abermals mit Macht in Sachſen einzurücken. In der Nähe von Bardewik, bei Lüneburg, angekommen, ſollte der Obotritenkönig Witzin mit den Seinen zu ihm ſtoßen. Da kam ſtatt ſeiner die Nachricht, daß er beim Uebergang über die Elbe in einen Hinterhalt gefallen und von den Sachſen erſchlagen worden ſei. Dieſer hinterliſtige Gewaltſtreich, der in dem Obotritenkönig eigentlich den Franken galt, erfüllte Carl mit ſolcher Erbitterung, daß er alles Land ringsum furchtbar verwüſten ließ. Während dieſes Feldzugs erlebte er die Freude, daß ein Avarenfürſt, Tudun mit Namen, mit Gefolge im fränkiſchen Lager erſchien, den Franken Treue und Annahme des Chriſtenthums gelobte und damit dem Kampfe mit jenem Volke günſtige Ausſichten eröffnete; ſpäter aber wegen ſeiner Treuloſigkeit hingerichtet wurde. Nach Aachen zurückgekehrt, ſtand Carl mit der günſtigen Jahreszeit abermals in Sachſen, — unerbittlich verwüſtend, was von Menſchenhänden vernichtet werden konnte, um dann wieder in ſeine Lieblingspfalz der genannten Stadt zurückzukehren. 796.

Während dieſer Zeit war ſein Sohn Pippin in Verbindung mit Erich, dem tapfern Herzog von Friaul, und einem Heere von Alemannen, Bayern und Longobarden in die Grenzen der Avaren eingefallen, und brachte dem Feinde, ihn zurücktreibend bis hinter die Theiß, namentlich von ſeinen innern Zerwürfniſſen unterſtützt, ſchwere Verluſte bei. Unter den Tapfern des Heeres wird beſonders der Alemanne Gerold genannt, Bruder von Carls verſtorbener Gemahlin Hildegard und Landeshauptmann von Bayern. Die erfolgreichſte That des Feldzugs war die Erſtürmung der Avarenringe. Nach dem Bericht des Mönchs von St. Gallen, der aus dem Munde eines Augenzeugen ſchöpfte, ſchloßen dieſe ringförmigen Verſchanzungen einen Raum ein, der ſo groß geweſen ſei, wie von Zürich bis Konſtanz. Die Schanzen ſelbſt waren von Eichen, Buchen und Fichtenſtämmen ſo aufgebaut, daß ſie von einem Rande zum andern zwanzig Fuß in die Breite und ebenſo viel in die Höhe maßen. Die ganze innere Höhlung war mit Steinen oder feſtem Lehm ausgefüllt und die Oberfläche der Wälle mit dichtem Raſen bedeckt. An den Rändern waren kleine Bäume gepflanzt, die, von Zeit zu Zeit abgehauen, doch Blätter und Zweige trieben. Zwiſchen dieſen Dämmen waren die Ortſchaften und Dörfer ſo gelegen, daß man von einem zum andern eines Mannes Ruf vernehmen konnte. Den Ortſchaften gegenüber waren nicht gar breite Thore angebracht, die leicht verſchloſſen werden konnten. Innerhalb des erſten Ringes, aber in einer Entfernung von zehn deutſchen Meilen, begann der zweite, dann der dritte und ſo fort bis zum neunten, ſo jedoch, daß je der folgende viel enger war als der ihn umſchließende. Hieher hatten die Avaren den Raub aus allen ihren Zügen ſeit mehr denn zwei Jahrhunderten zuſammengeſchleppt, eine unermeßliche Beute für das Frankenheer. Die koſtbarſten Stücke brachte Pippin im Winter nach Aachen. Schwankender war das Kriegsglück jenſeits der Pyrenäen, wo

Ludwig Huesca eroberte, auch Lerida am Segro und andere Städte in die Hände der Franken fielen, aber den allerdings erfolgloſen Einbruch der Saracenen unter Hakem und ihr Vordringen bis Narbonne nicht verhindern konnten. Es galt an den ſüdweſtlichen Grenzen weniger Eroberungen zu machen, als den mächtigen Feind durch Unterhaltung innerer Zerwürfniſſe zu ſchwächen und abzuhalten.

Kaum war der Winter vorüber, ſo ſtand der fränkiſche Heerbann wieder in Sachſen. 797. Zu allen bisherigen ſtrengen Maßregeln verfügte Carl ſpäter noch eine andere gegen das beinahe unbeſiegbare Volk. Er zwang nämlich im Jahre 804 alle Sachſen, welche jenſeits der Elbe und in Wihmuodi, ein Gau zwiſchen Elbe und Weſer, in dem Bremen liegt, etwa zehntauſend Mann mit Weib und Kindern ihre bisherigen Wohnplätze zu verlaſſen und ſiedelte ſie getrennt in viele Abtheilungen in andern Gegenden an, — davon zeugen jetzt noch die Namen verſchiedener Ortſchaften und Fluren in Süddeutſchland. Das fränkiſche Heer blieb den Winter über in einem Lager ſtehen, zwiſchen Carlshafen und Hörter, den Ort nannte Carl Heriſtelli. Das ſchreckte aber ſo wenig, daß die Nordleute, die überelbiſchen Sachſen, die zu ihnen abgeordneten königlichen Sendboten ergriffen und die meiſten erſchlugen, — ebenſo den Grafen Godſchalk, der von einer Sendung an den Dänenkönig auf der Rückreiſe begriffen war. Dafür ſchickte ihnen Carl die Obotriten unter ihrem Herzoge Thasko auf den Hals, der ihnen auch bei Schwante, an der Warnow, ſüdlich von Roſtock, eine ſolche Niederlage beibrachte, daß 4000 Mann todt das Schlachtfeld bedeckten. Carl kehrte nach Aachen zurück und empfing allda Geſandte aus Conſtantinopel, wo wieder eine jener wilden Empörungen den Kaiſer geſtürzt und an die Stelle des grauſam Geblendeten deſſen Mutter Irene emporgehoben hatte. Es lag ihr bei den drohenden Angriffen der Mahomedaner ganz beſonders daran, die nächſte Zeit Frieden und Freundſchaft mit den Franken zu haben; obwohl ſchon die Vorbereitungen zu einer allgemeinen Erhebung von Benevent bis Venedig, und die ganze dalmatiniſche Küſte entlang, von der kriegsluſtigen Parthei gegen die fränkiſche Herrſchaft getroffen waren. Eine Geſandtſchaft des Königs Alonſo von Gallicien und Aſturien überbrachte Beuteſtücke von der Eroberung der Stadt Oliſipona, Liſſabon, und zwar ſieben Mauren mit eben ſo vielen Maulthieren und Panzern und ein Zelt von wunderbarer Schönheit. 798.

Auch das folgende Jahr ſollte ganz den Mühen um Sachſen gewidmet werden, aber bald wurde Carls Augenmerk nach ganz andern Gegenden hingelenkt. Nach Abhaltung des Reichstags in Lippeham am Rhein ſetzte er über dieſen Fluß und zog in die ſächſiſchen Gaue, — bei Paderborn wurde das Lager geſchlagen. Während ſein Sohn Carl an die Elbe rückte, zur Schlichtung von Streitigkeiten zwiſchen Wilzen und Obotriten, traf eine ſchlimme Nachricht um die andere ein. Nach der einen war der tapfere Ale-

manne Gerold, Carls Schwager, in einer Schlacht gegen die Hunnen gefallen, nach der andern der ebenso tapfere Erich, Herzog von Friaul bei Tharsatica, einer Stadt Liburniens, Tersetat bei Finme, von den dortigen Einwohnern hinterlistig erschlagen worden, und endlich in Rom eine Empörung ausgebrochen, Papst Leo III., seit Dezember 795 Hadrians Nachfolger, nach argen Mißhandlungen entflohen und auf der Flucht nach Deutschland. So war es auch. Leo schlug, nachdem er seinen Feinden entronnen war, den kürzesten Weg nach Deutschland an, fuhr dann den Rhein bis Cöln hinab und wendete sich von da nach Paderborn, wo er von Carl ehrenvoll empfangen wurde. Aber auch die Gegner des Papstes wendeten sich an Carl mit schweren Anklagen gegen Leo wegen Ehebruchs und Meineids und der Forderung, er solle entsagen und in's Kloster gehen. Nach einem Aufenthalt von mehreren Tagen kehrte Leo in Begleitung fränkischer Großen und Bischöfe, darunter Erzbischof Hildebold von Cöln und Arno von Salzburg nach Italien und Rom zurück. Diese Dinge, namentlich aber die römische Angelegenheit, nöthigten Carl, Sachsen so gut es die Zeit erlaubte, in Ordnung zu bringen und zu weiteren Entschließungen nach Franken zu gehen, wo er den Winter wieder in seiner Lieblingspfalz Aachen zubrachte. Hieher kam ein Mönch aus Jerusalem, der ihm von dem dortigen Patriarchen Reliquien zu überbringen hatte, und dann später seine Rückkehr, in Begleitung eines Priesters des königlichen Palastes Namens Zacharias, zugleich mit reichen Geschenken antrat.

Kapitel 7.

Carl römisch-deutscher Kaiser.

1) In Rom war Papst Hadrian am Weihnachtsfeste 795 gestorben, und schon am folgenden Tag Leo III., ein Römer vornehmen Geschlechts und Cardinaldiacon, gewählt worden. Dieser begann bald nach seiner Erhebung die beiden Neffen seines Vorgängers, Paschalis und Campulus, Inhaber einflußreicher Aemter, letzterer namentlich Schatzmeister, in ihrer Gewalt zu beschränken. Dagegen beschloßen sie racheerfüllt ihn zu stürzen, — und so ward Rom bald wieder der Schauplatz blutiger Partheitumulte, hervorgerufen besonders durch den Ehrgeiz des städtischen Adels. Als die Verabredungen getroffen waren, wurde Leo am Marcustage, den 25. April 799, während der Procession von einem Haufen Bewaffneter angefallen, zu Boden geschlagen und grausam mißhandelt und dann im Kloster St. Erasmi eingesperrt und zu weiterem aufbewahrt. Ein über die Alpen dringendes Gerücht dehnte das Alles dahin aus, man habe dem Gefangenen die Augen ausgestochen und die Zunge abgeschnitten, und wunderſüchtige Freunde Leo's ließen den Verstümmelten

an diesen Theilen sogar vollkommen wieder geheilt werden. Wahr ist, daß des Papstes treuer und entschlossener Kämmerer Albinus ihn aus seinem Gefängniß befreite und unterstützt von Winigis, dem Herzog von Spoleto, der mit bewaffneter Macht alsbald anrückte, nach dieser Stadt in Sicherheit brachte. Zu schwach gegen seine entschlossenen und sehr eifrigen Feinde beschloß Leo die Hülfe Carls, als Beschützers der römischen Kirche, anzurufen und alsbald die Reise über die Alpen mit großem Gefolge anzutreten. Seiner Ankunft in Paderborn war nicht nur das übertreibende Gerücht dieser Vorfälle, sondern auch die schweren Anklagen seiner Widersacher vorangeeilt, — die erwähnten Anklagen nämlich des Ehebruchs und des Meineids. Wie schon erzählt, wurde Leo von Carl ehrenvoll empfangen, und trat nach einigem Aufenthalt unter dem Schutze einer großen Anzahl fränkischer Großen und Bischöfe die Rückreise nach Rom an, wo er am 29. November 799 unter großen Feierlichkeiten einzog.

Carl war fest entschlossen, in diesen Angelegenheiten thatkräftig einzugreifen, aber bei so schwieriger und verwickelter Sachlage, bei den erhobenen Klagen und Gegenbeschuldigungen, wollte er es erst dann, wenn er mit denen Rath gepflogen, welchen er darin einen freien Ueberblick und ein sicheres Urtheil zutraute. Um vor seinem Zuge nach Italien noch die nothwendigsten Vorkehrungen zu treffen, begab er sich um Mitte März 800 an die Küsten des gallischen Meeres und befahl gegen die unaufhörlichen Anfälle der Normannen eine Flotte zu rüsten, bestimmte Orte zu befestigen und mit starken Besatzungen zu versehen. Von St. Riquier in der Picardie, wo er Ostern feierte, zog er in der genannten Absicht der Küste entlang nach Rouen und von dort nach Tours, um, wie Einhard sagt, an der Stätte des hl. Martinus seine Andacht zu verrichten. In Tours lebte Alcuin, jener gelehrte Angelsachse, den Carl auf dessen Reise nach Rom 780 in Parma kennen gelernt, und zu sich nach Franken berufen, wo er überhaupt mit Gnaden und Ehren in Tours eine gelehrte Schule gründete und 796 Abt des Klosters zu St. Martin wurde. Auch wenn uns weitere Nachrichten nicht erhalten wären, bei Carls eifrigem Streben sein Volk geistig zu heben, mußte ein solcher Mann wie Alcuin war, im Rathe des Königs von großem Einfluß sein. Aber es erhellt aus seinen Briefen, daß die römische Angelegenheit, das Verhältniß der königlichen und päpstlichen Gewalt zu einander, die Anklagen gegen Leo III., das von seinen Gegnern über ihn geforderte Gericht und alles, was damit zusammenhing, Gegenstand vielfacher Berathung gewesen, namentlich daß Leo III. von Carl nicht für so ganz unschuldig gehalten worden sei. In jenen Briefen finden sich die Linien vorgezeichnet, nach welchen der ganze Bau des Mittelalters sich erhob, die Grundrisse der Gewalt des römischen Kaisers deutscher Nation. Nach Alcuin ist der Bischof von Rom der höchste geistige Gewaltträger an Gottes Statt, als Nachfolger Petri, des Stellvertreters Christi, — er habe die Gewalt durch die hl. Weihe der Kirche, die ununterbrochen von Hand zu Hand sich nachweisen

laſſe, — von ihm ſtrahle ſie aus in genau vorgezeichnete Kreiſe durch die Weihen und Aemter der Kirche. Der oberſte Träger der weltlichen Gewalt ſei der Imperator von Rom, — ſie ſei ihm von Gott verliehen und werde vor den Menſchen beſtättigt durch die Weihe des Biſchofs von Rom, und vom Kaiſer ſtröme die Gewalt über alle ihm untergebenen Könige, Herzoge, Grafen u. a., — der Angelſachſe dachte an den Umfang der abendländiſchen Chriſtenheit und vielleicht noch darüber hinaus. Ob dieſe Geſichtspunkte für Carl maßgebend waren, wiſſen wir nicht, jedenfalls wurden ſie in ſeiner Nähe und vor ihm mit Eifer und Begeiſterung erörtert und vertheidigt. In Tours ſtarb ſeine Gemahlin Luitgarde, die er nach Faſtrade geehlicht hatte, — nach ihrer Beſtattung kehrte er über Orleans und Paris nach Aachen zurück, und begab ſich von da Anfangs Auguſt nach Mainz, wo der Reichstag gehalten und die Romfahrt gerüſtet wurde.

Vom Mainz aus begann der Zug der nächſt Anwohnenden nach Italien. Der fränkiſche Heerbann überſtieg an mehreren Punkten die Alpen, ſo daß die einzelnen Theile am Po ſich vereinigten, und Carl an ihrer Spitze im November in Ravenna einzog. Nach einem Aufenthalt von ſieben Tagen rückte er nach Ancona, von wo Pippin mit der Hauptmacht nach Benevent zog, Carl aber ſich nach Rom wendete. Schon ein Jahr vor ſeiner Ankunft hatten die mit Leo abgeordneten fränkiſchen Großen und Biſchöfe, wie die Erzbiſchöfe Hildebold von Cöln und Arno von Salzburg, die Biſchöfe Bernard von Worms, Otto von Freiſingen und Jeſſe von Amiens, eine mehrere Wochen hindurch andauernde Unterſuchung über die Anklagen gegen den Papſt angeſtellt, und als ſeine Feinde die Beweiſe nicht erbringen konnten, die vornehmſten derſelben verhaften laſſen. Carl zog am 24. November unter großen Feierlichkeiten in Rom ein. Auf ſeinen Befehl begann abermals eine genaue Unterſuchung über alle Beſchuldigungen und Gegenanklagen, an deren Schluß alle geiſtlichen Würdenträger, ſowie die fränkiſchen und römiſchen Großen, in der Peterskirche ſich verſammelten. Als hier Carl die Prälaten um ihre Meinung fragte und dieſe die Erklärung gaben, daß es ſich nicht zieme, über den apoſtoliſchen Stuhl, das Haupt aller Kirchen, zu Gericht zu ſitzen, — erhob ſich Leo mit den Worten: „ich folge den Fußſtapfen meiner Vorfahren und bin bereit, mich den falſchen Beſchuldigungen gegenüber zu reinigen.“ — Am zweiten Tage erklärte er unter eidlicher Betheurung alles, deſſen ihn ſeine Feinde beſchuldigt und angeklagt, für falſch und unwahr. Dieß geſchah um die Mitte Dezember 800. Als der König am Weihnachtsfeſt, 25. Dezember, für das Frankenreich der Neujahrstag 801, mit großer Begleitung in derſelben Kirche dem Gottesdienſte beiwohnte, näherte ſich der Papſt am Ende deſſelben und ſetzte Carl eine koſtbare Krone auf das Haupt unter dem dreimaligen Zuruf des ganzen Volkes: „Dem erhabenen Carl, dem von Gott gekrönten großen und friedbringenden Kaiſer der Römer, Leben und Sieg!“ Nach dieſem Zuruf, erzählen die

Jahrbücher Einhards, wurde ihm wie bei den alten Fürsten Brauch war, von dem Papste gehuldigt, und er fortan mit Weglassung des Titels eines Patricius Kaiser und Augustus genannt.

Es war allerdings eine für das Abendland und die Weltgeschichte bedeutsame Stunde, als diese feierliche Handlung unter dem Jubelrufe der Franken und des römischen Volkes vor sich ging. Aber es hieße die Quellpunkte epochemachender Perioden nationaler Geschichte aus menschlicher Laune ableiten, die Weltgeschichte selbst dem Zufall Preis geben, wollte man der Angabe Einhards Glauben schenken, daß Carl von Leo überrascht worden sei. Ganz abgesehen davon, daß unter sämmtlichen germanischen Stämmen, die beinahe alle den italienischen Boden betreten hatten, die Ueberlieferung lebendig blieb, die Stadt und das Volk, welche einst die Welt beherrscht, furchtbar gedemüthigt und in unbestrittenem Besitz gehabt zu haben — abgesehen davon, daß das stolze Selbstgefühl überall, wo Germanen mit Welschen, mit Griechen und Römern zusammentrafen, gegen diese Schwächlinge hoch emporschlug, als sei ihre Zeit längst abgelaufen, dafür aber die der germanischen Welt angebrochen, — abgesehen von all dem, Carl selbst mußte sich der unklaren Stellung entledigen, in welcher er bisher als Patricius zu Rom und der römischen Kirche stand. Denn entweder mußte er dem Papste, der den Patricius ernannte, imperatorische Rechte zuerkennen und damit ihm sich als weltlich untergeordnet ansehen, oder aber, wenn der Papst jene Rechte nicht hatte und bei der dauernden Anerkennung der Oberhoheit des oströmischen Kaisers über Rom, die Würde des Patriciats als leeren Titel ansehen, aber belastet mit ungeheuern Mühen und Opfern. Das Unklare seiner Stellung verschwand aber von dem Augenblick, sobald er die kaiserliche Würde annahm, — nach der Größe seiner Macht und dem Selbstgefühl seines Volkes besaß er sie schon lange. Das mag in Paderborn, das muß im Rathe des Königs bei den kostspieligen Zügen über die Alpen und den kaum zu entwirrenden Angelegenheiten der Halbinsel Gegenstand der Erwägung und Berathung gewesen sein, und wurde so am Weihnachtsfeste feierlich in Ausführung gebracht unter Zustimmung Aller, den byzantinischen Hof ausgenommen, dessen ganze Macht aber damals im Proteste gegen die Thatsache bestand.

Die noch in Haft gehaltenen Ankläger Leo's Paschalis und Campulus wurden sammt den vornehmsten Mitgenossen der Verschwörung zum Tode verurtheilt, auf eingelegte Fürbitte begnadigt, und über die Alpen in die Verbannung geschickt. Nach Ordnung der öffentlichen und kirchlichen Angelegenheiten Roms ließ Carl seinen Sohn Pippin wiederholt gegen Benevent ausrücken, er selbst verließ nach Ostern die Stadt und zog nach Spoleto. 801. Während er sich hier aufhielt, entstand am 30. April in der zweiten Stunde der Nacht ein Erdbeben, das ganz Italien erschütterte, — in Rom stürzte das Dach der Paulskirche ein, an manchen Orten waren aber die Verwüstungen viel größer,

auch im Frankenreich diesseits und jenseits des Rheins empfand man seine Schwingungen. Bald darauf brach die Pest aus, die dem Unternehmen der Franken gegen den Herzog von Benevent, Grimoald III., auch wegen des gebirgigen Charakters des zu unterwerfenden Landes große Hindernisse entgegensetzte. Doch wurde Chieti, im nördlichen Neapel am adriatischen Meere, später Ortona und Luceria erobert. Der Kaiser zog von Spoleto nach Ravenna und von da nach Pavia, wo er wie es scheint längere Zeit mit den Angelegenheiten des Longobardenreichs, namentlich seinen Gesetzen, sich beschäftigte. Auf die Nachricht, daß eine Gesandtschaft des Chalifen Harun al Reschid in Pisa gelandet habe, ließ er sie ehrenvoll einholen und in der Nähe von Ivrea sich vorstellen. Er hatte vor vier Jahren Gesandte an den mächtigen, damals viel gerühmten Herrscher der Mahomedaner mit reichen Geschenken abgehen lassen, — darunter spanische Pferde und Maulthiere, friesische Tuche von weißer, grauer, bunter und blauer Farbe, auch Hunde von besonderer Schnelligkeit und Wildheit zur Jagd von Tigern und Löwen. Bei ihrem Anblick soll Harun an ihren gerühmten Eigenschaften gezweifelt haben, aber nicht wenig erstaunt gewesen sein, als sie bei einer Jagd einen Löwen wüthend anfielen und zum Erlegen stellten. Die Saracenen berichteten dem Kaiser, daß von seinen Gesandten Lantfried und Sigimund unterwegs gestorben, daß aber der mit ihnen abgeschickte Jude Isaak mit reichen Geschenken, darunter auch ein Elephant, auf der Rückreise begriffen und nicht mehr weit entfernt sei. Darauf schickte Carl den Notar Erkanbald nach Ligurien um Alles zum Transport dieses im Frankenreich noch nie gesehenen Thieres zu rüsten und kehrte über die Alpen nach Franken zurück, wo ihn bald die Siegesbotschaft ereilte, daß endlich Barcellona nach zweijähriger Belagerung gefallen und König Ludwig allda unter großem Jubel eingezogen sei. Der indessen in Porto Venere zwischen Genua und Livorno glücklich gelandete Elephant, welcher den Namen Abulabaz führte, mußte wegen der eingeschneiten Alpenpässe den Winter über in Vercelli bleiben, und wurde endlich dem Kaiser in Aachen am 19. Juli 802 unter dem Staunen aller Anwesenden von dem Juden Isaak vorgeführt und mit andern Geschenken übergeben.

2) Von den in Aachen in den Jahren 801 und 802 gehaltenen Reichstagen war der letztere wegen der Beschlüsse über die Aussendung königlicher Sendboten, missi dominici, von ganz besonderer Wichtigkeit. Ihr Zweck war, bei dem großen Umfang des Reichs und der Unmöglichkeit, daß Auge und Ohr des Königs Alles sehe und höre, gegen den Mißbrauch der Gewalt von Seiten der Herzoge, Grafen und großen Vasallen überall Gerechtigkeit zu üben und auch den Huldigungseid für den Kaiser abzunehmen. Der in einem bestimmten Bezirk ausgesendeten Missi waren es gewöhnlich zwei, ein Bischof und ein Graf, welche nach schriftlichen Anweisungen, denen der Kaiser oft auch noch mündliche Erläuterungen hinzufügte, zu handeln hatten. Ihre Untersuchung sollte sich über

alle Theile der Verwaltung erſtrecken und mit Nachdruck und ohne Anſehen der Perſon geführt werden, dabei ihnen die Grafen und Centenarien bei kaiſerlicher Ungnade überall zur Hand ſein. Sie konnten auch alle Gehülfen und Unterbeamten des Grafen unmittelbar zur Rechenſchaft führen, dagegen ſtand der Graf, wie alle höheren Dienſtmannen, nur unter des Königs Gericht, das von ihm oder ſeinem Stellvertreter, dem Pfalzgrafen, gehalten wurde. Gewöhnlich begann ihre Thätigkeit mit Veröffentlichung des königlichen Schreibens über ihre Ernennung, mit einem Erlaß an die Grafen und das Volk und mit der Wahl glaubwürdiger Männer, die ihnen Bericht über die öffentlichen Verhältniſſe erſtatten ſollten. Dann beriefen ſie große Landtage, wo die Biſchöfe und Aebte, die Grafen mit ihren Vicarien, Centenarien und einige Schöffen, die königlichen Vaſſen, die Vögte und Vicedomini erſcheinen mußten, von den perſönlich freibürtigen Leuten, d. h. von denen, die nur freies oder noch freies Gut beſaßen, erſcheinen konnte, wer wollte. Ganz beſonders war ihnen die Rechtspflege an das Herz gelegt, weßwegen ſie an vier verſchiedenen Orten ihres Sprengels und in vier beſtimmten Monaten und zwar im Januar, April, Juli und Oktober öffentliche Gerichte halten mußten. Die Formen ſolcher Gerichte waren überall dieſelben. Der Vorſitzende eröffnete, hegte und ſchloß das Gericht, die Beiſitzer ſchöpften das Recht. Jene waren überall, wo es ſich um Eigenthum, Ehre oder Leben freibürtiger Leute handelte, ebenfalls aus Freibürtigen genommen, für jeden Gerichtsſprengel ſechs oder ſieben, scabini, scamnini genannt, von scamnum, Bank, Gerichtsbank. Dieſe mußten beim Gericht zugegen, es konnten aber noch andere Gerichtsbeſugte, ſchöffenbare Inſaßen des Gerichtsſprengels, anweſend ſein, und auf die Faſſung des Urtheils Einfluß üben. Ueber den Erfund all dieſer Unterſuchungen hatten endlich die königlichen Sendboten genaue ſchriftliche, oft auch mündliche Berichte zu erſtatten.

Zu den am Kaiſerhofe am öfteſten wiederkehrenden Geſandtſchaften gehörten die des byzantiniſchen Hofs. Veranlaſſung dazu gaben zunächſt die vielfach ſich berührenden oder einander ſchroff entgegenſtehenden Intereſſen beider Reiche, nicht ſelten die Bedrängniß des griechiſchen Reichs durch äußere oder innere Feinde, gegen welche das Anſehen und die Macht des fränkiſchen Königs angerufen wurde. Die von der Kaiſerin Irene abgeordneten Geſandten ſollten den durch die letzten Ereigniſſe Unteritaliens gefährdeten Frieden zwiſchen Griechen und Franken befeſtigen. Dazu ging von Aachen aus Biſchof Jeſſe von Amiens und Graf Helmgaud nach Conſtantinopel. 802. Als ſie im folgenden Jahre heimkehrten, brachten ſie die Nachricht mit, daß daſelbſt durch eine Palaſtrevolution abermals ein Thronwechſel ſtattgefunden habe, Irene abgeſetzt und verbannt, dafür aber Nicephorus Kaiſer geworden ſei. Seine Geſandten trafen Carl in Salz an der Saale, wo ihnen auch die erbetene Friedensurkunde ausgefertigt wurde. Von der Saale weg zog der Kaiſer der Avaren wegen nach Bayern, und nahm in Regensburg die Hul-

digung des Avarenfürſten entgegen, der mit vielen Slaven und Hunnen erſchienen war. Von Aachen aus, wo Carl die letzten Jahre ſeines Lebens beinahe ausſchließlich zubrachte, zog im Sommer 804 der fränkiſche Heerbann nach Sachſen, um die letzten Regungen von Widerſtand zu vernichten. Mit der ſchon oben erwähnten Verpflanzung von 10,000 Sachſen in andere Gegenden und der Einweiſung von Obotriten in die verlaſſenen Gaue hatte der furchtbare Krieg ein Ende. Damit wurden aber die Dänen, Normannen, Nachbarn der Franken, — und begann eine viel größere Noth denn vorher, da es dieſen an Mittel und Uebung fehlte, die neuen ebenſo tapferen und kühnen Feinde auf ihrem Elemente zu faſſen. In der Abſicht mit dem Dänenkönig Gotfried, dem Nachfolger Sigfrids, der mit ſeiner wohl bemannten Flotte nach Sliesthorp, Schleswig, gekommen war, durch perſönliche Unterredung Annäherung und Ausgleichung zu bewirken, ſchickte er aus dem Lager bei Hollenſtedt, ſüdlich von Harburg, Boten an ihn. Aber er kam nicht, wie es hieß durch den Rath der Seinen davon abgehalten, das heißt wohl, durch die Stimmung des Volkes, das von Frieden mit den Franken und von Beſchränkung ergiebiger Beutezüge nichts wiſſen wollte. So wurde das Heer entlaſſen, und Carl ging über Aachen zur Jagd auf Wölfe und Bären in den Ardennenwald, wie er in den letzten Jahren ſtets gethan, auch einmal in Bayern, im hirkaniſchen Wald auf Büffel und andere wilde Thiere Jagden angeſtellt hatte.

Um die Mitte Novembers kam Botſchaft von Rom, wie Papſt Leo Weihnachten mit dem Kaiſer zu feiern wünſche, und die Anfrage, an welchem Orte dieß möglich wäre. Da ließ ihn Carl durch ſeinen älteſten Sohn gleichen Namens in St. Maurice in Wallis begrüßen, und zog ihm ſelbſt bis Rheims entgegen, von wo er ihn zur Feier des Weihnachtsfeſtes nach Kierſy und von da in die königliche Pfalz nach Aachen geleitete. Leo kehrte darauf über Bayern nach Ravenna und von dort nach Rom zurück. Was den Papſt mitten im Winter zu einer ſo beſchwerlichen Reiſe bewogen habe, iſt in Dunkel gehüllt. Nach Einhard war im Sommer 804 in Mantua eine Reliquie vom Blute Chriſti aufgefunden worden, und habe der Kaiſer auf die Nachricht davon ſich an den Papſt gewendet mit der Bitte um Prüfung und Urtheil über das Aufgefundene. So ſei dieſer nach Lombardien gekommen und dann plötzlich über die Alpen gegangen. Das kann Vorwand des außergewöhnlichen Beſuchs abgegeben haben, es müſſen aber Gegenſtände von Wichtigkeit geweſen ſein, welche zwiſchen Kaiſer und Papſt zu berathen und verhandeln waren, — ob es Fragen waren über Italien, über die Lombardei und ihre Verwaltung, oder die kirchlichen Verhältniſſe Iſtriens, oder die damals ſchon beabſichtigte Theilung des Reichs und die Uebertragung die Kaiſerwürde, oder alle dieſe Fragen zumal, das läßt ſich nicht mehr beſtimmen. Nicht lange nach der Abreiſe des Papſtes erſchien der Chagan der Avaren, der in der Taufe den Namen Theodor empfangen hatte, hülfeſuchend

gegen die raſtloſen Anfälle der Slaven, die man damals Behemanni nannte. 805. Carl wies ihm und ſeinem Volke Wohnplätze an zwiſchen Sarvar im Eiſenburger Comitat und Heimburg an der Donau, ließ aber alsbald den Heerbann auf drei Seiten in Böhmen einbrechen. Von Norden her zogen die Sachſen, durch Oſtfranken des Kaiſers älteſter Sohn mit den Franken und von Süden die Bayern. Sie fanden alle trotz entſetzlicher Verwüſtung des Landes nirgends ernſtlichen Widerſtand. Die Feinde zogen ſich nach dem Fall ihres Herzogs Lecho in Berge und unwegſame Gegenden zurück, worauf die fränkiſchen Heere das Land verließen.

Dieſen Feldzug machte der Kaiſer nicht mit, beſchäftigte ſich vielmehr zur ſelben Zeit, was ihn immer dazu bewogen haben mag, mit der Theilung des Reichs unter ſeine Söhne, wie ſie nach ſeinem Tode erfolgen ſollte. Deßwegen berief er Ende des Jahres 805, da der Aelteſte ſtets um ihn war, Pippin aus Italien und Ludwig aus Aquitanien in die königliche Pfalz nach Diedenhofen. Hier verſammelten ſich auch im folgenden Jahre die Großen und Vornehmen des ganzen Reichs, und mit ihrer Zuſtimmung verfügte der Kaiſer, daß ſein jüngſter Sohn Ludwig Aquitanien und Waskonien erhalten ſollte, mit Ausnahme der Stadt Tours und ihres Gebiets, Alles, was von da nach Weſten und Spanien liegt, von der an der Loire gelegenen Stadt Nevers, die Gaue von Avelons, Chalons, Maçon, Lyon, Savoir, St. Maurienne, Mouſtier en Tarentaiſe über den Mont Cenis, das Thal von Suſa bis zu den Clauſen und von den Grenzen der italieniſchen Berge bis an das genueſiſche Meer. Der Antheil Pippins war Italien, Lombardenland genannt, und Bayern, wie es Thaſſilo beſaß mit Ausnahme der zwei, einſt dieſem verliehenen und zum Nordgau gehörenden Villen, Ingolſtadt und Lauterhofen, zwiſchen Nürnberg und Amberg, und von Alemannien, was ſüdlich der Donau bis zum Rheinſtrom den Alpen zu lag, einſchließlich des Herzogthums Chur und des Thurgaus. Alles Uebrige erhielt Carl der Erſtgeborne, nämlich Francien und Burgund, Ludwigs Theil ausgenommen, Alemannien, Pippins Antheil abgerechnet, Auſtrien, Neuſtrien, Thüringen, Sachſen, Friesland und das Stück Bayerns, Nordgau genannt. Zu gegenſeitiger Hülfeleiſtung waren den Brüdern Straßen geöffnet, für Carl durch das Thal von Aoſta, für Ludwig durch das von Suſa, für Pippin durch die noriſchen Alpen und über Chur. Damit waren für den Todesfall eines ſeiner Söhne ſehr genaue Verfügungen über eine neue Theilung des Reichs getroffen. Der Kaiſer befahl aber auch, daß, wenn einem der Brüder ein Sohn geboren werde, den das Volk zum Nachfolger in ſeines Vaters Reich wählen wolle, die Oheime des Knaben ihre Einwilligung dazu geben und dem Sohne ihres Bruders die Regierung in dem Theil des Reichs laſſen, den ſein Vater, ihr Bruder, beſaß. Schutz und Schirm der römiſchen Kirche ſoll ihre gemeinſame Sorge ſein, wie ſchon Carl Martell und König Pippin

gethan, — ebenſo ſollten ſie das Eigenthum heiliger Orte, Ehren und Rechte der andern Kirchen achten und ſchätzen. Nach dieſer Ordnung des Reichs wollte die Liebe des Kaiſers auch den Frieden ſeines Hauſes ſichern und Aergerniß und Verderben vom königlichen Stamme abwehren. Darum befahl er, daß nach ſeinem Hintritt jede ſeiner Töchter wählen dürfe, unter welches Bruders Schutz und Schirm ſie ſich begeben wolle. Wähle eine das klöſterliche Leben, ſo ſei es Sorge ihres Bruders, daß ſie ehrenvoll leben könne. Wenn aber eine von einem würdigen Manne zur Ehe begehrt werde und ſie das ehliche Leben vorziehe, ſo ſolle das von ihren Brüdern nicht gewehrt werden, ſobald das Verlangen des werbenden Mannes und der einwilligenden Frau ehrbar und verſtändig ſei. Endlich war es wohl die Erinnerung an die blutigen Greuel des Merowinger Hauſes, vielleicht auch Reue über die erſten Handlungen ſeiner eigenen Regierung, welche ihm die eindringliche Ermahnung an ſeine Söhne eingab, gegen Anverwandte gerecht und menſchlich zu ſein. „Hinſichtlich unſerer gegenwärtigen und zukünftigen Enkel," lautete des Kaiſers Wille, „ſoll keiner von ihnen ob irgend einer Anklage gegen ſie ohne gerechte Unterſuchung und Prüfung getödtet, oder ſeine Gliedmaſſen verſtümmelt, oder geblendet, oder gegen ſeinen Willen geſchoren werden; ſie ſollen von ihren Vätern und Oheimen in Ehren gehalten werden, ſie ſelbſt aber dieſen, wie es ſich geziemt, gehorſam ſein."

Aus allen Möglichkeiten und Bedingungen dieſer wichtigen Urkunde leuchtet das als Grundgedanke, daß das große Reich ein Ganzes bilde und bleibe, deſſen Theile an die einzelnen Glieder derſelben Familie übergeben werden, daß dieſe wechſeln können, jenes aber unzertrennlich erhalten werden müſſe. Die Frage, wer die Kaiſerkrone tragen ſolle, ließ Carl abſichtlich unbeantwortet, — er wollte der Zukunft und ihren Anforderungen nicht vorgreifen. Das Aktenſtück wurde auf des Kaiſers Befehl durch Einhard Papſt Leo vorgelegt, und von dieſem gebilligt und eigenhändig unterſchrieben. Carls ſchönſte Tage waren mit dieſem Abſchnitt ſeines Lebens vorüber, — von jetzt an brach eine herbe Prüfung um die andere über ihn herein. In Diedenhofen erſchienen auch Willeri und Beatus, die Herzoge von Venetia, Paulus Herzog und Donatus Biſchof von Zara in Dalmatien, die Häupter der fränkiſchen Parthei, in jenen Küſtenſtrichen, mit der Bitte um Hülfe gegen die Byzantiner. Sie wurde ihnen zugeſagt und mit ihrer Leiſtung Pippin beauftragt, — aber es blieb bei dem Verſprochenen, da dem Sohne des Kaiſers dasjenige Mittel, womit im adriatiſchen Meer und an ſeinen Küſten allein nachdrücklich gehandelt werden konnte, die Flotte, fehlte. Voll Staunen betrachtete man zur ſelben Zeit, wie innerhalb eines Jahres die Sonne einmal, der Mond dreimal ſich verfinſterten. Der Kaiſer fuhr von Diedenhofen zu Schiff die Moſel und den Rhein hinab nach Nymwegen, von wo er, während ſein Sohn Carl gegen die Sorben an der Elbe zu Felde lag, und dabei den Grund zu Halle und Magdeburg gelegt habe, in die Pfalz nach Aachen zurückkehrte, um einen

Gesandten Harruns und zu gleicher Zeit angekommene Mönche aus Jerusalem zu empfangen. Da Carl mehrmals schon Geschenke an das Grab des Erlösers gesendet und den Chalifen um Schutz für die hl. Orte hatte bitten lassen, so ließ ihm dieser entgegen sagen, daß er die hl. Stadt und die Christen darin seiner Hoheit unterstelle, sich selbst aber nur als seinen Vogt zur Vertheidigung derselben betrachte. Wenn dieß auch mehr eine Artigkeit in Worten war, so übte sie doch erleichternd und beruhigend auf Jerusalem und die zahlreichen Pilgrime dahin. Die Geschenke, welche der Gesandte dem Kaiser zu überbringen hatte, waren ein reiches Zelt von ungemeiner Größe und Schönheit, kostbare seidene Gewänder, Weihrauch, Salben und Balsam. Das am meisten angestaunte war aber eine kunstvoll gearbeitete Uhr, in der nach Ablauf jeder der zwölf Stunden gleichviel eherne Kügelchen auf ein metallenes Becken fielen, und es erklingen machten, mit der zwölften Stunde aber erscheinen zwölf Reiter aus ebenso viel bis dahin verschlossenen Thüren. Der Kaiser behielt den Gesandten und die Mönche aus Jerusalem, von denen einer von Geburt ein Deutscher und Abt auf dem Oelberg war, lange bei sich, ehe er sie nach Italien reisen ließ, wo sie die Zeit der Ueberfahrt abwarten sollten. 807.

Die erbittertsten Feinde der Franken nach Unterwerfung der Sachsen blieben die Normannen. Als ihr König Gottfrid über die Obotriten als der Franken Bundesgenossen herfiel, vor Carl dem jüngern aber zurückweichen mußte, so legte er das große Danewirk an, d. h. einen Wall und Graben, der die dänische Halbinsel von Deutschland abtrennte und nur ein einziges Thor hatte. 808. Von hier begannen die Raubzüge nach Friesland, dahin zogen sich die Plünderer mit ihrer Beute zurück. Ein Vorschlag zu Vergleich und Frieden, so wie eine Zusammenkunft fränkischer Grafen mit den normannischen Großen an dem Ort Badenfliot an der Eider war vergeblich, da die Einen nicht gewähren konnten, was die Andern, die schwache Seite des fränkischen Reichs und ihre eigene Stärke wohl kennend, trotzig und ohne Scheu verlangten. Dem entgegen befahl der Kaiser ungesäumt jenseits der Elbe einen festen Waffenplatz anzulegen und durch starke Besatzung zu schirmen, — es entstand die Stadt Itzehoe. 809. Das alles hinderte aber die Normannen so wenig, daß sie im nächsten Jahr mit einer Flotte von zweihundert Schiffen in Friesland landeten, und alle an den friesischen Küsten liegenden Eilande verwüsteten. Und bereits hatten sie dem meist armen Volke eine Summe von hundert Pfund Silber abgepreßt, ehe im Süden auch nur Ein fränkischer Dienstmann zum Auszug bereit war. Diese Nachrichten machten aber in Aachen solchen Eindruck, daß Carl durch Eilboten den Heerbann ringsum aufbot und mit den zuerst anlangenden Schaaren alsbald gegen Norden aufbrach. Bis das ganze Heer versammelt war und ein festes Lager an der Weser geschlagen hatte, war die friesische Flotte verschwunden. Nicht lange nachher verbreitete sich die Nachricht, König Gottfried sei von einem seiner Umgebung erschlagen

worden, nach der Erzählung des Mönchs von St. Gallen von seinem eigenen Sohn und zwar in dem Augenblick, als er seinen Falken von einer Ente losmachen wollte, in Erbitterung darüber, daß Gottfried seine bisherige Frau verstoßen und eine andere ehlichen wollte. In diesem Feldzug ereignete es sich, daß der Kaiser mit seiner Umgebung, als er vor Sonnenaufgang das Lager verlassen und den Marsch angetreten hatte, mit einemmale eine Fackel, Sternschnuppe, vom Himmel heruntersallen und im hellen Glanz von der rechten auf die linke Seite durch die heitere Luft fliegen sah. Wie noch Alle verwundert über diese Erscheinung waren, stürzte plötzlich das Roß, das er ritt und warf ihn, indem es den Kopf zwischen die Beine nahm, so heftig zur Erde, daß die Spange seines Mantels brach, sein Schwertgurt zerriß und er, von der herzueilenden Dienerschaft seiner Waffen entledigt, nicht ohne fremden Beistand aufstehen konnte. Der Wurfspieß, den er gerade in den Händen gehalten hatte, wurde zwanzig und noch mehr Fuß fortgeschleudert. Die Augenzeugen dieses Unfalls konnten sich schlimmer Ahnungen nicht erwehren, Carl blieb davon unberührt, hatte aber schon früher die kommende Normannennoth den Seinen vorausgesagt. Als er sich in Narbonne aufhielt, sah er ihre Schiffe auf hoher See kreuzen und soll bei ihrem Anblick und bei der Ohnmacht, ihnen nicht nahen zu können, seine Nachkommen beklagt und geweint haben. Während des normannischen Feldzugs brach eine Rinderseuche so heftig aus, daß fast kein einziges Stück für das zahlreiche Heer am Leben blieb, — in Einer Nacht fielen einem Abt und seinen Dienstmannen fünfzig Paar Ochsen und von dort an verbreitete sich die Seuche über alle Provinzen des Reichs.

3) Der Kaiser weilte noch in Aachen, als seine älteste Tochter Rothrude, die einst dem Sohne der Kaiserin Irene verlobt war, ihm durch den Tod entrissen wurde. Weit schlimmere Nachricht ereilte ihn aber im Felde gegen die Normannen, daß nämlich sein Sohn Pippin in Italien gestorben sei, 8. Juli 810. Darauf traf er, so gut es ging, seine Vorkehrungen gegen den Feind und kehrte zurück. In Aachen erwarteten ihn griechische und saracenische Gesandte. Den Saracenen wurde auf ihre Bitte für eine kurze Frist Waffenruhe gewährt, an deren Ende das von ihnen tapfer vertheidigte Tortosa sich an Ludwig ergab. Mit den Griechen aber wurde, nachdem Carls tapferer Sohn nicht mehr war, gegen Herausgabe der gemachten Eroberungen auf beiden Seiten Frieden geschlossen. Zu dieser Waffenruhe in Italien kam endlich auch noch der Frieden mit den Normannen. Gottfrids Nachfolger Hemming, seines Bruders Sohn, schloß mit Carl zuerst einen Waffenstillstand. Im Frühjahr 811 verhandelten dann an der Eider je zwölf Männer aus beiden Völkern zusammen und vermittelten den Frieden. Trotzdem hatte der fränkische Heerbann in drei verschiedenen Richtungen Arbeit und Waffendienst. Auf des Kaisers Befehl rückte ein Theil über die Elbe gegen die Linnonen und stellte nach Verwüstung des feindlichen Gebiets die im vorigen Jahre von

den Wilzen zerstörte Feste Hohbuoki wieder her. Das Letztere halten Einige für Harburg, Andere für Boitzenburg, wieder Andere für Büchen im Lüneburgischen. Das zweite Heer rückte in Pannonien ein, um die fortdauernden Feindseligkeiten zwischen Slaven und Hunnen endgültig zu entscheiden. Und das dritte zog in die Bretagne zur Züchtigung ungehorsamer Vasallen. Während der Heerbann in den drei genannten Ländern den Willen des Kaisers ohne Unfall glücklich vollzog, besichtigte er die schon früher angeordneten Anstalten und Rüstungen an der nordöstlichen Küste des gallischen Meeres gegen die Anfälle der Seeräuber. In Boulogne musterte er die vor Anker liegende Flotte und den wiederhergestellten Leuchtthurm, auf dessen Spitze die Nachtfeuer wieder angezündet wurden. Von dort ging er nach Gent, um auch die für jene Flotte gebauten Schiffe in Augenschein zu nehmen. Wie schon erwähnt, war es ein sicherer Blick in die drohenden Gefahren der Zukunft, der den Kaiser noch in den letzten Jahren seines Lebens diese Rüstungen mit dem größten Eifer betreiben hieß. Nach Aachen zurückgekehrt mußte er den Tag erleben, an dem Carl, der älteste seiner Söhne, starb, — derselbe, der in den meisten Kämpfen an seiner Seite gefochten und dem die tapfersten Provinzen des Reiches hätten zufallen sollen. 4. Dezember 811. Wo und wie er starb, ist unbekannt. Nach Einhard trug Carl diesen wie die übrigen Todesfälle in seinem Hause gelassen und mit dem hohen Sinn, der ihm eigen, — aber die zärtliche Liebe, mit der er gegen alle seine Kinder erfüllt war, preßte ihm Thränen aus, — auch bei der Nachricht vom Tode Hadrians weinte er, als hätte er einen seiner Söhne verloren. Diese herben Schläge in seinem Hause, und seine eigene erschütterte Gesundheit mahnten den gewaltigen Herrscher an sein Ende zu denken und zu ordnen, was noch zu ordnen war. Nach einer um diese Zeit verfaßten Urkunde befahl er nach seinem Tod Alles was an Gold und Silber, Edelsteinen und königlichem Schmuck in seiner Schatzkammer sich befinde, in drei Theile zu sondern, die zwei ersten aber wieder in zweiundzwanzig Theile als Geschenke für die Metropolitanstädte des Reichs, darunter sind aus Deutschland, Trier, Cöln, Mainz und Salzburg genannt, der dritte Theil gebühre seinem Nachfolger, mit der Ermahnung an ihn, auch seinerseits einst die im Palast dienenden Knechte und Mägde nicht zu vergessen. Alles, was in der königlichen Kapelle sich befinde, sowohl was er selbst gestiftet, als auch was er aus väterlicher Erbschaft übernommen habe, solle ungetheilt bleiben, und durch keine Theilung zerstreut werden. Von den werthvollsten Stücken der kaiserlichen Schatzkammer solle ein silberner Tisch in viereckiger Form, auf dem der Plan der Stadt Constantinopel gezeichnet war, nach Rom in die Kirche des hl. Petrus, der zweite, der rund und mit einem Bild der Stadt Rom geschmückt war, in die bischöfliche Kirche von Ravenna gebracht worden, — der dritte, der die andern sowohl an Schönheit der Arbeit als an Schwere des Gewichts weit übertraf, aus drei Kreisen bestand und eine Beschreibung der ganzen Welt

in seiner Zeichnung enthielt, dazu noch ein goldener sollte seinen Erben und dem zu milden Schenkungen bestimmten Theil zufallen.

Der Tod seiner zwei Söhne machte die Ausführung der Theilung des Reichs unmöglich. Es galt Anderes an ihre Stelle zu setzen, und doch die Verhältnisse und Bedürfnisse der einzelnen Theile des Gesammtreiches zu beachten. Der im Jahr 812 zu Aachen abgehaltene große Reichstag, zunächst zur Hebung kirchlicher Mißstände berufen, gab Veranlassung, die Stimmung der Großen und Vornehmen zu hören. Darnach schickte der Kaiser seinen Enkel Bernhard, Pippins Sohn, nach Italien, wohl als König der Lombardei, — als Rath und Vormund sollte ihm sein Vetter, Graf Wala, zur Seite stehen. Es herrschte damals gegen die ununterbrochenen Kriege und Feldzüge der vergangenen Jahre beinahe an allen Enden des Reichs Frieden, — nur in Italien galt es die immer kühneren Angriffe der Saracenen abzuwehren. Alljährig liefen sie von Afrika und Spanien mit einer Flotte aus zur Plünderung der Inseln und der Küsten der Halbinsel. Die Normannen zerfielen nach dem Tode ihres Königs Hemming über die Frage der Nachfolge in Partheien, die einander mit Erbitterung anfielen und bekämpften. Die aus diesen blutigen Kämpfen als Sieger hervorgehenden Dänenfürsten Hariold und Reginfrid gelobten durch eine Gesandtschaft nach Aachen mit den Franken in Frieden zu leben. Während dieser seit Jahren nicht gekannten Waffenruhe verordnete der Kaiser, daß zur sittlichen und geistigen Hebung der Geistlichkeit und des Volkes im ganzen Frankenreiche, Italien ausgenommen, Synoden gehalten werden, und zwar zu Mainz, Rheims, Tours, Chalons an der Saone und zu Arles. Die von den einzelnen Synoden gefaßten und dem Kaiser zur Genehmigung und Ausführung vorgelegten Beschlüsse geben Einsicht in verschiedene Verhältnisse. So wurde in Arles beschlossen, es dürfe kein Laie von einem Geistlichen, dem er eine Kirche überträgen will, Geld fordern; — überall müsse rechtes Maß und Gewicht sein; — an Sonntagen dürfen nicht öffentliche Käufe, Gerichtsverhandlungen und knechtische Arbeiten statt finden; — jeder Bischof soll seinen Sprengel jährlich einmal bereisen; findet er Richter und Mächtige, welche die Armen unterdrücken, so soll er sie zuerst priesterlich ermahnen, und wenn dieß erfolglos ist, sie dem Könige zur Anzeige bringen; — die Priester sollen das Chrisma verschließen und Niemanden etwas davon als Medicin geben; — öffentliche Versammlungen und Verhandlungen dürfen weder in den Kirchen noch in den Vorhöfen gehalten werden; — die Grafen, Vikare, Richter und Centenarien dürfen das Eigenthum der Armen nicht für sich kaufen oder mit Gewalt nehmen. Die Synode von Rheims beschloß, daß die Bischöfe häufiger in der heiligen Schrift und in den Werken der Väter lesen, auch predigen und die Homilien der Väter in die Landessprache übersetzen; — Bischöfe und Aebte sollen nicht dulden, daß man vor ihnen unanständige Scherze mache, — die Diener Gottes nicht den Trinkgelagen und Gastmählern obliegen; — Geistliche

und Mönche nicht mit weltlichen Geschäften sich abgeben, namentlich nicht Wucher treiben; — in keiner Stadt und in keinem Kloster sollen mehr Geistliche oder Mönche angestellt werden, als man unterhalten kann; — die Mönche dürfen bei weltlichen Gerichten nicht erscheinen; — die Zehnten sollen vollständig gegeben werden; — der Kaiser möge gestatten, daß die Solidi nicht zu vierzig Denare laufen, weil dieß Veranlassung zu vielen Meineiden und falschen Zeugnissen gebe; — Niemand soll sich weigern, Reisende zu beherbergen. Die Mainzer Synode wollte, daß kein Bischof, Abt, Graf, Richter u. s. w. das Eigenthum der Armen und Niedrigen kaufen oder an sich reiße; in öffentlicher Verhandlung und vor den geeigneten Zeugen dürfe er etwas kaufen; — die Bischöfe sollen mit den Grafen und Richtern übereinstimmen, um die Gerechtigkeit in Vollzug zu setzen; — die, welche die Welt verlassen haben, müssen sich auch der weltlichen Vergnügen, Theater, Gastmähler, der weltlichen Geschäfte enthalten, und sollen keine Waffen tragen; — die königlichen Sendboten sollen in Verbindung mit dem Bischof visitiren, ob die Klöster der Canoniker, Mönche und Nonnen an einem zweckmäßigen Orte errichtet seien, wo sie sich den nöthigen Unterhalt verschaffen können. Alles Nöthige müsse innerhalb des Klosters selbst bearbeitet werden, damit die Mönche und Cleriker keine Nöthigung zum Ausgehen hätten; — Niemand dürfe künftighin geschoren werden, außer im gehörigen Alter, freiwillig oder mit Erlaubniß seines Herrn; — an Sonn- und Feiertagen müsse stets gepredigt werden; — wenn ein Schuldiger in die Kirche geflohen sei, so dürfe er nicht mehr dem Tode oder der Strafe überliefert werden; aber er müsse für seine Schuld das gesetzliche Sühngeld entrichten; — Jeder soll seine Söhne zur Schule schicken, entweder in ein Kloster oder außerhalb zu einem Priester; — Verbot der Trunksucht bei Strafe des Bannes. Aehnliches gebot auch die Synode zu Tours. Nach den Beschlüssen der Versammlung von Chalons sollen die Bischöfe, wie Kaiser Carl befohlen, Schulen errichten zum Unterricht der künftigen Geistlichen; — kein Geistlicher dürfe aus Habsucht Jemanden rathen, der Welt zu entsagen und seinen Besitz an die Kirche zu verschenken; — einige Bischöfe und Aebte hätten aus Habsucht einfältige Leute beredet, in ein Canonikat oder in ein Kloster einzutreten, um das Vermögen dieser Leute an sich zu ziehen; — der Bischof müsse den Chrysam umsonst an die Geistlichen abgeben und dürfe für Balsam u. dergl. nichts fordern; — auch andere Abgaben der Geistlichen an den Bischof werden abgeschafft; — die Herren dürfen die Ehen ihrer Sklaven nicht trennen; — einige Frauen seien, um von ihren Männern getrennt zu werden, Firmpathen ihrer eigenen Kinder geworden; — viele Geistliche und Laien wallfahren nach Tours oder Rom aus abergläubischen oder unreinen Absichten.

Die Beschlüsse dieser fünf Synoden wurden dem Kaiser auf dem großen Reichstag zu Aachen 813 überreicht und von ihm dann jenes doppelte Capitulare erlassen, dessen erster Theil bürgerliche und polizeiliche Verordnungen, der

zweite faſt nur jene Beſchlüſſe enthielt und damit für Reichsgeſetze erklärte. Carl war nach ſeiner Gewohnheit im Anfang des Jahrs zur Jagd in die Ardennen gegangen. Aber ein Anfall von Gicht unterbrach ſeine Lieblingsbeſchäftigung und feſſelte ihn eine Zeitlang an das Lager. Nachdem er wieder hergeſtellt war, kehrte er nach Aachen zurück, wohin er im September den Reichstag berufen, den letzten in ſeinem Leben. Dahin war auch König Ludwig aus Aquitanien geladen. Nach gepflogener Berathung mit den einflußreichen Großen des ganzen Reichs und mit ihrer Zuſtimmung erklärte er in feierlicher Verſammlung Ludwig zu ſeinem Nachfolger und ſetzte ihm in der Liebfrauenkirche die Kaiſerkrone ſelbſt auf das Haupt, nicht ohne ihn vorher eindringlich ermahnt, namentlich aber ihm ſeine Söhne Drogo, Theodorich und Hugo empfohlen zu haben. Als ſie von einander Abſchied nahmen, um ſich nie mehr zu ſehen, kehrte Ludwig nach Aquitanien zurück, Carl aber brachte trotz Alter und Gebrechlichkeit den Reſt des Herbſtes nicht weit von Aachen mit Jagen hin. Anfangs November kehrte er in ſeine Pfalz zurück. Da kam es, daß ihn mit Anfang des folgenden Jahrs ein heftiges Fieber befiel, das er nach ſeiner Gewohnheit durch Enthaltung aller Speiſen zu bändigen ſuchte. Allein dieß half ſo wenig, daß die Krankheit, ihn durch arge Seitenſchmerzen peinigend, vielmehr zunahm und er nach Empfang der heiligen Sakramente am ſiebenten Tag in ſeinem zwei und ſiebenzigſten Lebensjahre ſtarb. 28. Januar 814. Anfangs darüber uneinig, wo ſein Leichnam beigeſetzt werden ſollte, da er ſelbſt darüber nichts beſtimmt hatte, beſchloß man es in Aachen und zwar in der Kirche zu thun, die er am meiſten geliebt und über alle ausgezeichnet hatte. Wie er einſt vor dem Reiche gethront und Einheimiſchen und Fremden als gewaltiger Herrſcher erſchienen war, ſo wurde er auch in die Gruft eingeſchloſſen. Er ſaß auf einem goldenen Stuhl, mit den kaiſerlichen Gewändern angethan, das Schwert umgürtet, ein koſtbares Evangelienbuch auf den Knieen, — die Schulter etwas rückwärts gelehnt, das Haupt ſtattlich erhoben und eine goldene Kette noch um die Krone geſchlungen. Unter den kaiſerlichen Gewändern war ihm ein härenes Kleid, wie er es heimlich zu tragen pflegte, um den Leib gelegt, und über demſelben die goldene Pilgertaſche umgehängt, die er auf dem Wege nach Rom ſtets getragen hatte. Ein goldenes Scepter und einen goldenen Schild ſtellte man zu ſeinen Füßen. Darauf wurde die Gruft verſchloſſen und verſiegelt. So fand ihn Kaiſer Otto III., als er nach mehr denn hundert Jahren das Grab öffnen ließ, — aufrecht ſitzend und beinahe unverſehrt. Der Stein, der auf dem Grabe lag, war eine große weiße Marmorplatte, — dieſelbe, die einſt über der Aſche Cäſars gelegen habe, auf ihr der Raub der Proſerpina kunſtvoll dargeſtellt.

4) Am Schluſſe eines ſo bedeutungsvollen Abſchnitts unſerer Nationalgeſchichte erübrigt noch mit der Charakterſchilderung des großen Kaiſers und den Zielpunkten ſeiner Thätigkeit auch die Ergebniſſe derſelben auf geiſtigem und materiellem Gebiete anzugeben und die Bahnen zu bezeichnen, in welche das

ganze Leben der Nation auf Jahrhunderte eingelenkt wurde. Carl der Große ragte auch durch ſeine Körpergeſtalt über allem Volke hervor, — er maß ſieben ſeiner Füße. Seine Augen waren groß und lebendig, die Naſe gerade und etwas über das Mittelmaß, das gewaltige Haupt umrahmt von langwallenden Haaren. Aus ſeinem Angeſicht leuchtete ein freundlicher heiterer Sinn, aber auch Allen gebietende Ehrfurcht und in Stunden der Gefahr Muth und furchtbare Entſchloſſenheit. Sein Gang war feſt, die Haltung des Körpers aufrecht, die Stimme hell und ſcharfklingend. Außer den vier letzten Jahren ſeines Lebens war er niemals krank, — auch als er dann häufig von Fiebern ergriffen wurde und zuletzt mit einem Fuße hinkte, folgte er mehr ſeinem eigenen Gutdünken als den Aerzten, die ihm riethen, vom gebratenen Fleiſch, das er ſehr liebte, ſich zu enthalten und geſottenes zu genießen. Carl kleidete ſich nach der Sitte ſeines Volkes. Dieſe beſtand in Schuhen, Hemd und Beinkleidern von Linnen, die Beine in Bänder eingewickelt und mit langen Schnüren in Kreuzesform zuſammengehalten, darüber ein graues, blaues oder grünes Gewand, viereckig und doppelt, ſo geformt, daß es über die Schultern gelegt vorne und hinten die Füße berührte, an der Seite aber kaum die Kniee bedeckte. Im Winter ſchützte Schulter und Bruſt ein aus Fiſchotter oder Zobelpelz gefertigter Rock. Was nie von ſeiner Seite wich, war das Schwert, deſſen Griff und Gehenk von koſtbarer und künſtlicher Arbeit. Bei feierlichen Anläſſen ſchritt er in goldgeſticktem Gewand einher, die Schuhe mit Edelſteinen beſetzt, den reichen Mantel von goldener Spange zuſammengehalten, auf dem Haupte eine goldene Krone. Ausländiſche Kleidung verſchmähte er, und war nur zweimal in Rom durch Hadrian und Leo zu bewegen, die lange Tunica, die Chlamys und die römiſchen Schuhe anzulegen. In Speis und Trank ſehr mäßig, mäßiger noch im Trank verabſcheute er Trunkenheit an jedem Menſchen auf's Aeußerſte. Im Eſſen nicht ſo enthaltſam, klagte er vielmehr häufig, daß das Faſten ſeinem Körper ſchade. Gaſtereien gab er höchſt ſelten, — nur bei beſonderen feſtlichen Gelegenheiten, dann jedoch in zahlreicher Geſellſchaft. Auf ſeine gewöhnliche Tafel kamen nur vier Gerichte außer dem Braten, den ihm die Jäger am Bratſpieß zu bringen pflegten und der ihm lieber war, als jede andere Speiſe. Während der Tafel hörte er gerne Muſik oder einen Vorleſer über die Geſchichte und Thaten der Alten. Auch an den Büchern des hl. Auguſtinus hatte er Freude, namentlich an deſſen Werke „vom Staate Gottes". Im Genuß des Weins und jeglichen Getränks war er ſo mäßig, daß er über Tiſch ſelten mehr als dreimal trank. Nach dem Mittageſſen legte er Kleider und Schuhe ab und ruhte zwei bis drei Stunden. Nachts unterbrach er den Schlaf vier- bis fünfmal, indem er nicht blos aufwachte, ſondern auch aufſtand. Während er ſich ankleidete, ließ er nicht ſelten ſeine nächſte Umgebung ein, ſondern auch, wenn der Pfalzgraf von einem Rechtsſtreite ſprach, der nicht ohne ſeinen Ausſpruch entſchieden werden konnte, die ſtreitenden Partheien, und entſchied nach Unterſuchung der Sache, als

ſäße er auf dem Richterſtuhle. Nach der Sitte ſeines Volkes liebte er alle Uebungen, welche die Kraft des Körpers ſtärkten und ſtählten. Im Reiten, Jagen, Schwimmen war er Allen voran und zum ſtärkenden Bad lud er nicht nur ſeine Söhne, ſondern auch die Erſten des Hofs, nicht ſelten die ganze Schaar ſeines Gefolges und ſeine Leibwächter, ſo daß bisweilen mehr als hundert Mann zuſammen badeten.

Carl der Große hatte, wie ſchon erwähnt, mehrere Frauen und nach dem Tode der letzten, die eine Alemannin war mit Namen Liudgarde, noch drei Kebsweiber, und zwar die Herſuinda aus dem Volke der Sachſen, die ihm eine Tochter Adeltrud, die Regina, die ihm Drogo und Hugo gebar, und die Adelinde, mit welcher er den Theodorich erzeugte. Söhne wie Töchter wurden nach ſeinem Willen in allem Wiſſenswerthen damaliger Zeit unterrichtet, — dann mußten die Söhne, ſobald es immer das Alter erlaubte, ſich in den Waffen und auf der Jagd üben, ſeine Töchter ſich mit Spinnen und Weben beſchäftigen. Nach Einhard war er um ſie ſo beſorgt, daß er zu Hauſe niemals ohne ſie ſpeiſte, und womöglich nie ohne ſie eine Reiſe machte, — ſeine Söhne ritten ihm dann zur Seite, ſeine Töchter aber folgten im hinterſten Zug unter dem Schutze einer Schaar von Leibwächtern. Wenn derſelbe Schriftſteller darüber ſeine Verwunderung ausſpricht, daß keine von dieſen trotz ihrer namentlich körperlichen Vorzügen einem Manne vermählt wurde, und dieß der Liebe und Zärtlichkeit des Vaters zuſchrieb, der ohne ihre Geſellſchaft nicht leben konnte, ſo konnten ihn wohl noch andere Beweggründe, namentlich die Beſorgniß vor anſpruchsvollen Schwiegerſöhnen und was damit zuſammenhängt, geleitet haben. Dieſe erzwungene Eheloſigkeit muß aber im kaiſerlichen Hauſe mehr als ein Aergerniß hervorgerufen haben, — aber Carl ging nach Einhard ſo über die Sache weg, als wäre nie der geringſte Verdacht ob eines Fehltritts gegen ſie entſtanden oder ein Gerücht darüber laut geworden.

Im Zuſammenhang damit ſteht die Legende von Einhard und des Kaiſers Tochter Emma. Einhard, der Carls Erzkaplan und Geheimſchreiber geweſen, habe Emma, die mit dem Könige der Griechen verlobt war, heiß geliebt und dieſelbe Gegenliebe gefunden. Während er einſt bei nächtlicher Weile im Gemach des Mädchens war, trat ſtarker Schneefall ein, der im Hofe der königlichen Pfalz die männlichen Fußſtapfen zu verrathen drohte. Als ſie mit einander beriethen, was zu thun ſei, habe ſich Emma raſch entſchloſſen, ihn auf dem Rücken bis an die Schwelle ſeiner Wohnung zu tragen und genau ihren Fußtritten folgend wieder zurückzukehren. Aber eine meiſt ſchlaflos zugebrachte Nacht ließ den Kaiſer voll Schmerz und Staunen ſehen, wie ſeine Tochter unter ihrer Laſt daherwankte und dann ohne ſie eiligen Schrittes zurückkehrte. Des andern Tags habe er die Würdenträger des Hofs verſammelt und von ihnen, zunächſt ohne Nennung der Namen, über den dem kaiſerlichen Hauſe zugefügten Schimpf ſtrenges Urtheil verlangt, und hätten dieſe den ihnen unbekannten Schuldigen

zum Tode verurtheilt, — der Kaiser aber habe es seiner für würdiger und dem Ruhme seines Reiches für angemessener erkannt, beide durch eine rechtmäßige Ehe zu verbinden und so eine schimpfliche Sache mit dem Schleier der Ehrbarkeit zu bedecken. Der reichen Aussteuer des Vaters, bestehend in kostbaren Geräthen und mehreren Landgütern habe dann Ludwig der Fromme Michelstadt im Odenwalde hingefügt und Mühlenheim, später Seligenstadt genannt, wo Einhard ein Kloster gegründet und nach dem Tode seiner Emma Abt geworden, laut der ihm von den Mönchen wohl im zwölften Jahrhundert gesetzten Grabschrift:

Einhard war ich, im Leben berühmt durch der Könige Liebe,
Und vom mächtigen Carl hatt' ich die Tochter zum Weib.

Auf diese und andere damit in Verbindung stehenden Ueberlieferungen gestützt führen die Grafen von Erbach ihr Geschlecht auf Einhard und Carl den Großen zurück.

Aber all diese Sagen werden durch die Geschichte widerlegt. Durch Briefe und Urkunden ist zwar festgestellt, daß Einhard eine Emma zur Frau hatte, aber solchen Namen trug keine von Carls Töchtern, konnte also auch nicht mit dem Sohne der Kaiserin Irene verlobt sein. Ebenso war Einhard nicht des Kaisers Hofkaplan, vielmehr dessen Minister der öffentlichen Arbeiten, wie man in unsern Tagen sagen würde, — er hatte die Bauten Carls zu leiten und zu beaufsichtigen, trat aber nach dessen Tod, etwa um das Jahr 815, in den geistlichen Stand. Einhard ist um das Jahr 770 geboren und soll seine früheste Erziehung im Kloster Fulda erhalten haben, dann noch jung an Carls Hof gekommen sein und in der Hofschule seine weitere Ausbildung erhalten haben. Von Carl wie einer seiner Söhne geliebt, widmete er ihm dagegen die zärtlichste Zuneigung und die innigste Verehrung. Durch eifriges Studium des Vitruv und der alten Denkmäler erwarb er sich große Kenntnisse in der Baukunst und wurde darum auch vom Kaiser zum Aufseher seiner großartigen Bauten ernannt, — das Münster zu Aachen soll sein Werk sein. Aber auch in andern hochwichtigen Angelegenheiten genoß er Carls Vertrauen. So sandte er ihn 803 an den Papst, um dessen Zustimmung zur Reichstheilung einzuholen, und 813 war es Einhard, auf dessen Rath und Bitte Ludwig zum Kaiser ernannt wurde. Er wird uns auch noch in der folgenden durch den Kampf Ludwigs mit seinen Söhnen so äußerst kläglichen Periode begegnen, überall bemüht, die Empörung der Söhne zu verhindern und Vater und Söhne wieder zu versöhnen. Er starb am 14. März 844. Ihm verdanken wir durch seine Jahrbücher und sein Leben Kaiser Carls die wichtigsten Mittheilungen und die tiefsten Einblicke in die Geschichte damaliger Zeit.

Die größten Verdienste um Mit- und Nachwelt hat Carl der Große durch den Ernst und die Bestrebungen sich erworben, sein ganzes Volk auf eine höhere Bildungsstufe zu erheben. Dazu berief er die tüchtigsten und gelehrtesten Männer

aus allen Theilen des Reichs, aus allen Reichen der Christenheit, und errichtete eine Hofschule, schola palatina, in der er selbst, seine Kinder und seine Hofleute Unterricht nahmen und an den Uebungen sich betheiligten. Einer dieser einflußreichen Lehrer war Alcuin, ein Angelsachse. Um das Jahr 735 in York geboren, besuchte er die ausgezeichnete Domschule seiner Vaterstadt, die damals unter der Leitung Egberts stand, der seit 712 Erzbischof war, dann unter der seines Nachfolgers Aelberts, den Alcuin mit nach Rom nahm, um auf dem dortigen Markte Handschriften zu kaufen. Als Aelbert 766 Erzbischof wurde, folgte ihm Alcuin in der Leitung der Domschule. Der Auftrag, das erzbischöfliche Pallium in Rom zu holen, führte ihn 781 zum zweitenmal nach Italien, wo er in Parma mit Carl dem Großen zusammentraf und dessen Einladung im folgenden Jahr mit seinen Schülern Wizo, Fridugis und Sigulf an den fränkischen Hof folgte, wo ihm die Einkünfte der Abteien zu Ferrières und des hl. Lupus zu Tours eine ansehnliche Stellung gaben und er in der Hofschule Vorträge hielt. Im Jahre 789 kehrte er nach England zurück. Aber die wiederholten Einladungen des Kaisers, sowie die innern Unruhen, welche England zerrissen, machten Alcuin geneigt, sein Vaterland auf immer zu verlassen. Seinem Einflusse hatte es König Egbert von Wessex, der dreizehn Jahre lang als Verbannter im Frankenreich gelebt hatte, zu verdanken, mit Carls Unterstützung in sein Reich zurückzukehren, wo es ihm gelang, allmählig auch die Königreiche Sussex, Essex, Mercia und zuletzt Kent sich unterzuordnen, später auch Ostangeln und Northumbrien seiner Oberhoheit sich fügte, so daß er der Erste war, der sich König der Angeln nannte. Alcuin namentlich betheiligte sich an den Entscheidungen des Frankfurter Concils gegen Felix von Urgelis. Nach Itherius Tod erhielt er die Abtei zu St. Martin in Tours, wo er am 19. Mai 804 starb. Neben Alcuin werden noch als Carls gelehrte Freunde und Lehrer seines Volkes genannt der schon erwähnte Geschichtschreiber der Longobarden, Paul Diaconus, Angilbert, Abt zu Riquier in der Picardie, der Grammatiker Peter von Pisa, Paulinus von Aquileja, Einhard, Fredegis, Wala, Theodulf, ein italienischer Gothe, später Bischof von Orleans u. a. m. Im engeren Kreise führte Jeder von ihnen einen besondern Namen, — so hieß Carl David, Wala Jeremias, Fredegis Nathanael, Alcuin Flaccus, Angilbert Homer, Theodulf Pindar, Einhard Beseleel nach dem Erbauer der Stiftshütte. In einer Unterredung über die Schriften eines Hieronymus und Augustinus soll einst Carl ausgerufen haben: „o daß ich doch zwölf Geistliche hätte von solchem Wissen, wie Hieronymus und Augustinus!“ — „„Wie,““ erwiderte ihm Alcuin, „„Gott der Herr hatte nicht mehr als zwei von ihrer Art, und Du willst zwölf haben!““ Der Kaiser verschmähte es nicht, auch noch in späteren Jahren seines Lebens zu lernen und sich auszubilden. In der Grammatik unterrichtete ihn Peter von Pisa, in der Rhetorik, Dia-

lectik und Aſtronomie Alcuin. Die Rede floß ihm reich und ſicher vom Munde, — das Lateiniſche ſprach er wie ſeine Mutterſprache, Griechiſch las er beſſer, als er ſprechen konnte. Auch in der Kunſt zu ſchreiben verſuchte er ſich noch, machte aber darin nur mäßige Fortſchritte.

Aengſtlich beſorgt um Sprache und Sitte der Nation und ihrer einzelnen Stämme, ließ er die Volksrechte der Sachſen, Thüringer und Frieſen und die altdeutſchen Lieder, in denen die Thaten und Kriege der Könige der Vorzeit beſungen waren, aufzeichnen. Ferner gab er den Monaten, für welche bei den Franken bis dahin lateiniſche oder barbariſche Namen im Gebrauch geweſen, deutſche Benennungen. Von ihm hieß der Januar Wintarmanoth, der Februar Hornung, der März Lenzinmanoth, der April Oſtarmanoth, der Mai Winnemanoth, der Juni Brachmanoth, der Juli Heuvimanoth, der Auguſt Aranmanoth, der September Mitumanoth, als Monat des Holzfällens, von Mitu, Holz, der Oktober Windumemanoth von der Weinleſe, der November Herbiſtmanoth, der Dezember Heilagmanoth. Auch den Winden gab er deutſche Namen, — den Oſtwind, subsolanus, hieß er Oſtroniwint, den Südwind, auster, Sundroni, den Weſtwind, zephyr, Weſtroni, den Nordwind, septemtrio, Nordroni.

Mit des Kaiſers Wille und durch ſeine mächtige Unterſtützung erhoben ſich im ganzen Reiche an den Cathedralkirchen und in den Kirchen gelehrte Schulen, — unter denen, die ſich damals beſonders auszeichneten, waren Fulda, Mainz, St. Gallen, Reichenau, Weißenburg u. a. Gegenſtände des Unterrichts waren die ſieben freien Künſte, — trivium für Grammatik, Dialektik, Rhetorik, quadrivium für Arithmetik, Geometrie, Muſik und Aſtronomie. Der Kaiſer wohnte nicht ſelten dem Unterricht und der Prüfung der Zöglinge bei und ſprach nach ſtrenger Gerechtigkeit ohne Unterſchied des Standes Lob und ſtrengen Tadel aus. In St. Gallen goß der Mönch Tancho die erſte Glocke, — wurde aber der Sage nach, weil er von den hundert Pfund Silber, die Carl ihm nebſt Kupfer anweiſen ließ, das Meiſte unterſchlug und dafür Zinn beimiſchte, beim erſten Anläuten derſelben vom Klöpfel, der ſich losmachte, erſchlagen. In dieſen Schulen ließ der Kaiſer die Werke alter Schriftſteller nach den meiſt in Italien aufgekauften Handſchriften mit der ſorgſamſten Genauigkeit abſchreiben. Jetzt noch werden jene Prachtwerke mit Staunen betrachtet. Es ſind dieß Handſchriften der hl. Schrift ſowohl als des Terenz, des Horaz, mit Uncialſchriften, ſchönen nach antiken Muſtern nachgeahmten Verzierungen und Bildern. Wie der Mönch Eigil von Fulda Modelle antiker Säulen ſich verſchaffte, die dann Einhard bei ſeinen Bauten, namentlich in der Frauenkirche in Aachen benützte, ſo wanderte damals ein Mönch aus dem Kloſter Reichenau nach Rom, die Denkmale des Alterthums zu beſchreiben und mit muſterhafter Genauigkeit die alten Inſchriften aufzuzeichnen.

Wie ſehr Carl für geiſtige und ſittliche Hebung des Clerus, des eigentlichen

Erziehers der Nation unermüdet beſtrebt war, bezeugen die auf ſeinen Befehl abgehaltenen Synoden und deren Beſchlüſſe. Er ſelbſt war der Kirche mit Ehrfurcht und frommer Liebe zugethan, und beobachtete ihre Satzungen mit Gewiſſenhaftigkeit. Wenn es ſein Befinden erlaubte, war er Morgens und Abends, auch bei den nächtlichen Horen und zur Zeit der Meſſe pünktlich in der Kirche, und achtete ſtrenge darauf, daß alle gottesdienſtlichen Verrichtungen würdevoll vollzogen wurden. Auf Verbeſſerung des Leſens und Singens in der Kirche verwendete er große Sorgfalt. Nach Bericht des Mönchs von St. Gallen bezeichnete er mit dem Finger oder mit ſeinem Stabe, oder durch einen, der ihm zur Seite ſtand, denjenigen aus der anweſenden Geiſtlichkeit, welcher leſen ſollte, — ſang auch ſelbſt leiſe oder im Chore mit. Auf ſeine Klage an Papſt Hadrian, daß bei eben denſelben kirchlichen Feierlichkeiten in Trier anders als in Metz, in Paris anders als in Tours geſungen werde, ſandte er gemäß päpſtlicher Einladung zwei fränkiſche Geiſtliche nach Rom, welche, allda im gregorianiſchen Kirchengeſang vollkommen unterrichtet und dann in's Frankenreich zurückgekehrt, die Gründer der Geſangſchulen wurden, — ſolche Schulen beſtanden zu Metz, Aachen, St. Gallen, Toul, Soiſſons, Paris u. ſ. w.

Beweiſe von Carls Geſchmack und Kunſtſinn waren unter anderen die königlichen Pfalzen zu Aachen und Ingelheim und die von ihm ebendaſelbſt erbauten Kirchen. Palaſt und Kirche zu Ingelheim waren mit vielen Malereien geſchmückt, — in jener der weſentliche Inhalt der bibliſchen Geſchichte bis zur Himmelfahrt Chriſti dargeſtellt. Die Wandgemälde des Palaſtes zeigten die Thaten des Ninus, Cyrus und Alexanders, den Tyrannen Phalaris, Romulus und Remus, Hannibal und den weiteren Verlauf der römiſchen Geſchichte, — dann aus der neueren Zeit Conſtantin und Theodoſius, Carl Martell, König Pippin und Carl den Großen im erbitterten Kampf mit den Sachſen. Eben ſo reich und bequem war die Pfalz zu Aachen eingerichtet und ringsum Wohnungen für den ganzen Hofſtaat. Die warmen Quellen ließ er faſſen und darüber geräumige Badhäuſer für Alle einrichten. Zur Liebfrauenkirche daſelbſt, die Carl vor allen auszeichnete, mußten Marmor und Säulen aus Rom und Ravenna herbeigeſchafft werden, — den Bau habe Einhard geleitet. Palaſt und Kirche waren durch einen Säulengang verbunden. Eines der größten Werke Carls des Großen und das mit Recht die Bewunderung der damaligen Zeit verdiente, war die fünfzehnhundert Fuß lange Rheinbrücke bei Mainz, an der man zehn Jahre lange arbeitete und die in drei Stunden ſo vollſtändig vom Feuer verzehrt wurde, daß außer dem, was vom Waſſer bedeckt war, kein Span übrig blieb. Carl hatte im Sinne, ſtatt der hölzernen eine ſteinerne aufzuführen, als jener Brand ausbrach und er bald darauf ſtarb. Nach der Erzählung des Mönchs von St. Gallen war der Brand von den Fährleuten, welche durch die Brücke in ihrem Verdienſt ſich geſchmälert ſahen, abſichtlich angelegt.

Seine Sorge für den Aufschwung und Wohlstand des Reichs bewies der Kaiser durch seine strengen Gesetze für den Handel und die Sicherheit der öffentlichen Straßen. Dahin zielte auch die durch eine Wasserstraße zwischen Rhein und Donau angestrebte Verbindung des Nordens mit dem Süden. Von der höchsten Wichtigkeit für den Handel im Innern Deutschlands ist das Capitulare vom Jahre 805, welches von der untern Elbe in südöstlicher Richtung bis zur avarischen Grenze eine Linie von Ortschaften feststellte, innerhalb welcher unter dem Schutze der Grafen der Handelsverkehr zwischen Deutschen und Slaven stattfinden sollte. Solche Orte waren bei den Sachsen Bardewik, Schessel bei Lüneburg, und Magdeburg, — gegen die serbische Grenze Erfurt und Halastatt, im Norischen Forchheim und Bremberg in der Oberpfalz, an der Donau Regensburg und Ens oberhalb der Ensmündung. Hier tauschten die Deutschen ihre Linnen und Wollwaaren, Eisen und Wein gegen der Slaven Vieh, Wachs, Pelze, Häute, Seide und Spezereien. Eine noch größere Sorgfalt verwendete Carl auf den Ackerbau, — seine großen Güter wurden dadurch Musterwirthschaften, durch welche Andere zu zweckmäßigerem Betrieb sich angetrieben sahen. Carl der Große hielt es der Mühe werth, die Beförderung des Ackerbaues zum Gegenstand einer besondern Reichsverordnung zu machen. So entstand die Vorschrift über die Behandlung der kaiserlichen Güter vom Jahre 812. Dieselbe geht bis in's Einzelne, berührt den Weinbau, die Bienenzucht, den Obstbau, die Pflege der Blumen und Ziersträucher, die Behandlung der Felder, Wiesen und Wälder, die Viehzucht, namentlich die Pflege der Pferde. In Ansehung der Gärten wurde sehr genau vorgeschrieben, was darin gepflanzt werden solle, — es folgt da ein ganzes Verzeichniß von Blumen, Gemüsen, Gewürz- und wohlriechenden Kräutern, sowie von verschiedenen Zwiebelgewächsen und Farbstoffen, und dann ein anderes von Zwetschgen, Aepfeln und Birnen. Dabei der Befehl, das Gesinde auf den kaiserlichen Gütern gut zu halten und nicht in's Elend zu stoßen, — seien aber Fehler oder Nachläßigkeiten zu strafen, so sollen die geistigen Getränke oder auch die Fleischspeisen auf eine Zeit lang entzogen werden.

Carl genoß das beseligende Glück, daß manche seiner Schöpfungen ihm noch während seines Lebens reichliche Früchte trug. Viele sind freilich von dem Augenblick an, wo sein mächtiges Wort sie nicht mehr halten und sein starker Arm sie nicht mehr schützen konnte, in sich zusammengebrochen und verschwunden. Es blieb aber immer noch so Gewaltiges und alle Verhältnisse des Staates und der Kirche Durchdringendes übrig, daß er der Stifter einer neuen Culturperiode blieb.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Digitized by Google

F. X. BEER
kgl. Hofbuchbinder
MÜNCHEN
Ludwigsstraße N. 25

Digitized by Google